Katechetische Predigten

von

Gregor Busl,

ehemals Domprediger in Regensburg.

Herausgegeben

von

Karl Neumann.

II. Band: Von den Geboten.

Mit Druckgenehmigung des hochwürdigsten bischöflichen Ordinariates Regensburg.

Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage.

Regensburg.

Druck und Verlag von J. Habbel.

1893.

Katechetische Predigten

von

Gregor Busl,
ehemals Dechant und Stadtpfarrer in Tirschenreuth.

Herausgegeben

von Karl Neumann.

II. Band: Von den Geboten.

Zweite, verbesserte Auflage.

Mit Approbation des hochwürdigsten bischöflichen Ordinariats Regensburg.

Regensburg.
Druck und Verlag von F. Habbel.
1890.

Seiner göttlichen Majestät

dem

allerbarmherzigsten Herrn und Heilande

Jesus Christus

und Seinem gnadenreichsten Herzen

gewidmet von

Seinem letzten Diener.

Vorwort zur I. Auflage.

„Willst du zum Leben eingehen, so halte die Gebote!" (Matth. 19, 17.) „Wer Meine Gebote hat und sie hält, der ist es, der Mich liebt!" (Joh. 14, 21.) Nachdrücklicher, als es in diesen Worten geschieht, hätte der göttliche Heiland wohl kaum uns die gewissenhafte Beobachtung der göttlichen Gebote einschärfen und darthun können, daß ohne dieselbe Niemand selig werden kann. Ist es die Aufgabe des Seelsorgers, den Gläubigen zur Erlangung der ewigen Seligkeit durch Verkündigung des göttlichen Wortes behilflich zu sein, dann versteht es sich ganz von selbst, daß er in all' seinen Predigten immer wieder in Erinnerung bringen muß, was der allgütige Gott in den Geboten von uns Menschen fordert. Die Erklärung der göttlichen Gebote ist darum gerade so wichtig und nothwendig, als die Darlegung der von Gott geoffenbarten Wahrheiten des Heiles. Durch jene soll der katholische Christ nicht nur mit den Forderungen der göttlichen Gebote im Einzelnen genau bekannt gemacht und zur pflichttreuen Erfüllung derselben angehalten werden, er soll obendrein auch zu der Ueberzeugung gelangen, daß die Beobachtung des göttlichen Gesetzes keineswegs unmöglich oder mit besonderen Schwierigkeiten verbunden ist, daß er mit dem hl. Johannes, dem Jünger der Liebe, sich zu dem Bekenntnisse gedrungen fühlt: „Seine Gebote sind nicht schwer," (I. Joh. 5, 3), und sich demgemäß willig beugt unter das „süße Joch" Jesu Christi und freudig auf sich nimmt die „leichte Bürde" des Herrn.

War es dem seligen Busl allzeit ein Herzensanliegen, die seiner Obhut anvertrauten Gläubigen in den Hauptwahrheiten unserer heiligen Religion gründlich zu unterrichten, so suchte er mit nicht geringerem Eifer dieselben zu einem ächt christlichen Lebenswandel durch Erläuterung und Einschärfung der göttlichen Gebote anzuhalten. Auf diese Weise strebte er zugleich, das heilswidrige Unterfangen der Aufklärung unserer Zeit zu vereiteln, welche es auf das Verderben der unsterblichen, durch Christi Blut erkauften Seelen abgesehen hat, wenn sie manche Forderung des

Dekalogs abzuschwächen bemüht ist. Ein Beweis seines Eifers sind die nachfolgenden, mit vielem Fleiße ausgearbeiteten Predigten, welche sich den bisher erschienenen würdig anreihen und, wie ich hoffe, gleich wohlwollende Aufnahme finden.

Betreffs Anordnung und Eintheilung des in diesem Bande zu behandelnden Stoffes gilt das im Vorworte zum ersten Bande Gesagte.

Alles mit und für Jesus und Maria!

Regensburg, am Feste der Opferung Mariens, 21. Nov. 1885.

Carl Neumann,
Dompfarrcooperator.

Vorwort zur II. Auflage.

Die II. Auflage des II. Bandes der katechetischen Predigten von Busl erscheint im Wesentlichen unverändert. Kleinere Ungenauigkeiten wurden ausgemerzt, und auf die Correktheit des Ausdruckes noch größere Aufmerksamkeit verwandt.

Möge der Segen des göttlichen Heilandes sie begleiten und fruchtbringend machen dem früh verewigten Verfasser zum Troste!

Düsseldorf, am hochheiligen Frohnleichnamsfeste, 5. Juni 1890.

Carl Neumann,
Caplan.

I. Von den Geboten im Allgemeinen
und von dem Hauptgebote insbesondere.

Erste Predigt.

Wir müssen und können die Gebote halten.

„Willst du zum Leben eingehen, so halte die Gebote!" Matth. 19, 17.

Andächtige in Christus versammelte Zuhörer!

Mit dem Hinweise auf den letzten Tag, auf das Ende der Welt schließt und mit ihm beginnt die heilige Kirche ihr Jahr zum Beweise, daß ihr Ziel die Ewigkeit sei, und daß sie jeden Tag uns demselben näher führen wolle. Allerdings kommen wir der Ewigkeit auch ohne die Kirche immer näher; denn sie umfaßt zuletzt Alles mit ihren unermeßlichen Armen; aber zu einer glückseligen Ewigkeit, die wir doch Alle wünschen, kann uns nur die Kirche führen. Möchten wir daher allzeit bereitwillig ihre Stimme hören, möchten wir insbesondere Alles für wahr halten, was sie als von Gott geoffenbarte Wahrheit uns zu glauben vorstellt! Dazu sollten die Betrachtungen uns bestimmen, die wir seit zwei Jahren hierorts angestellt haben. Ausgehend vom Begriffe und von der Nothwendigkeit der Religion haben wir vor zwei Jahren mit dem Beginne des kirchlichen Jahres zuerst mit dem Glauben überhaupt und mit seinen Eigenschaften uns beschäftigt. Sodann haben wir lange Zeit hindurch die katholische Kirche zum Inhalte unseres Nachdenkens gewählt, und indem wir ihre Eigenschaften, ihr dreifaches Amt, die Nothwendigkeit und die Verdienste des Papstthumes untersuchten, haben wir uns überzeugt, daß sie nicht allein die wahre Kirche, sondern auch die von Gott eingesetzte und beglaubigte Lehr- und Heilsanstalt sei, durch die wir zur Seligkeit geführt werden. Nachdem wir aber zu dieser Ueberzeugung gelangt waren, sind wir auch auf die Wahrheiten eingegangen, welche sie lehrt. Wir haben zuerst das Dasein Gottes nachgewiesen und dann die Lehre von seinen Werken vernommen, indem wir betrachteten, woher und wozu

die Welt sei. Darauf folgte die Lehre von der Erschaffung, vom Falle und von der Wirksamkeit der Engel und die Lehre von der Erschaffung, von dem ursprünglichen Glücke und von dem traurigen Sündenfalle des Menschen. Mit dem Advente des vorigen Jahres nun haben wir uns der Lehre von der Erlösung des Menschen zugewendet. Wir haben da die Vorbereitungen zu derselben betrachtet in den messianischen Weissagungen und Vorbildern, haben im Anschlusse an das kirchliche Jahr die Geburt Jesu Christi, dann sein verborgenes, sein öffentliches und sein Leidensleben betrachtet sammt seiner wirklichen Auferstehung aus dem Grabe. Endlich haben wir nach Pfingsten, um Gott noch mehr zu erkennen, seine Vollkommenheiten erwogen und das Jahr mit Betrachtung der letzten Dinge geschlossen. Das war der Predigtinhalt seit zwei Jahren. Wir haben uns immer auf dem Gebiete des Glaubens bewegt und die Dogmen der Kirche entfaltet. Wir treten nun auf ein anderes Gebiet über, auf das der Gebote, denn wenn wir die Stimme der Kirche hören, dann müssen wir nicht bloß glauben, sondern auch die Gebote halten. „Willst Du zum Leben eingehen, so halte die Gebote!" Es ist also zur Erlangung der ewigen Seligkeit noch nicht hinreichend, daß man bloß glaube, man muß auch die Gebote halten. Welche Gebote das sind und wozu sie uns verpflichten, das werden wir aus den künftigen Betrachtungen ersehen. Für heute wollen wir, gleichsam als Einleitung, die zwei Punkte erwägen, daß wir die Gebote **halten müssen** und **halten können.**

Wir beginnen im Vertrauen auf den Beistand des heiligen Geistes und auf die Fürbitte seiner makellosen Braut, der allerseligsten Jungfrau Maria.

I.

So natürlich es scheint, daß man Gott, wenn er Etwas gebietet, auch gehorchen müsse, so ward dem doch widersprochen durch die Behauptung: Der Glaube allein, auch ohne die Werke, macht selig. Diese Irrlehre, welche eigentlich den ersten Anstoß zur Glaubensspaltung vor dreihundert Jahren gegeben hat, erklärt offenbar die Haltung der Gebote für überflüssig. Nach ihrer Ansicht hängt die Seligkeit bloß vom Glauben ab, so daß es eigentlich keine Sünde gibt, die vom Himmel ausschließt, als den Unglauben. Es fragt sich nun: Stimmt diese Behauptung mit der Lehre Christi und der Apostel überein? Ich sage: Nein; denn Christus und die Apostel machen die Erlangung des ewigen Lebens nicht allein

vom Glauben, sondern auch von der Beobachtung der Gebote abhängig. Wenn der göttliche Heiland sagt: „Nicht ein Jeder, der zu mir sagt: Herr! Herr! wird in das Himmelreich eingehen, sondern wer den Willen meines Vaters thut, der im Himmel ist, der wird in das Himmelreich eingehen," — was will er mit diesen Worten anders aussprechen, als daß man nur durch die Haltung der göttlichen Gebote selig werden kann? Es ist noch nicht genug, zu sagen: Herr! Herr! es reicht noch nicht hin, zu glauben und Gott als seinen Herrn zu bekennen, sondern man muß auch seinen Willen thun und folglich die Gebote halten, durch die er seinen Willen uns kundgemacht hat. Diese Worte des Erlösers stehen also im schneidenden Gegensatz zu der Behauptung des Wittenbergischen Glaubensneuerers: Der Glaube allein macht selig. Noch schärfer aber wird dieselbe verurtheilt durch den heiligen Apostel Jakobus. „Was nützt es," sagt er, „was nützt es, meine Brüder, wenn Jemand sagt, er habe den Glauben, aber die Werke nicht hat? Kann etwa der Glaube ihn selig machen? Wenn ein Bruder oder eine Schwester von Kleidung entblößt wäre und Mangel litte am täglichen Unterhalte; Jemand aber aus euch zu ihnen spräche: Gehet in Frieden, wärmet euch und sättiget euch! ihr gäbet ihnen aber nicht: was würde das helfen? So ist auch der Glaube, wenn er keine Werke hat, in sich selbst todt." (Jak. 2, 14—17.) Der heilige Apostel Jakobus macht hier einen Vergleich und sagt: Wie das herzlichste Mitleid keinen Werth hat und den Dürftigen Nichts hilft, wenn es nicht zu Werken der Barmherzigkeit führt, so ist auch der Glaube werthlos und kann Gott nicht gefallen, wenn er nicht zu Werken führt, d. h. wenn er sich nicht zeigt durch gewissenhafte Haltung der Gebote. Ja, er geht noch weiter und vergleicht einen solchen Glauben mit dem der Teufel. „Du glaubst," schreibt er an einer andern Stelle, „daß ein einziger Gott ist, du thust wohl daran: aber die Teufel glauben es auch und zittern." (II. 19.) Dieser Glaube kann den gefallenen Engeln nicht helfen, kann sie ihrer Pein nicht entreißen; im Gegentheil fühlen sie immer die strafende Hand Gottes über sich, sie zittern. Ebenso, will er sagen, wird auch dich der Glaube allein vor dem Verderben nicht schützen, so lobenswürdig er auch an und für sich sein mag. „Willst du aber einsehen, eitler Mensch!"

also fährt er fort, „daß der Glaube ohne die Werke todt sei? Wurde nicht Abraham unser Vater durch die Werke gerechtfertigt, weil er seinen Sohn Isaak auf dem Altare opferte? Siehst du, daß der Glaube mit seinen Werken wirkte und daß durch die Werke der Glaube vollkommen ward? Und die Schrift ward ergänzt, die da sagt: Abraham glaubte Gott, und es ward ihm zur Gerechtigkeit gerechnet, und er wurde Freund Gottes genannt.“ St. Jakobus führt in diesen Worten den Abraham als Beispiel an für seine vorausgehenden Behauptungen und sagt, daß Abraham ungeachtet seines großen Glaubens doch erst durch seinen Gehorsam, durch die treue Erfüllung des göttlichen Willens gerechtfertiget und Gottes Freund wurde. Freilich scheint dieser Ausspruch im Widerspruch zu sein mit einer andern Schriftstelle im ersten Buche Mosis, die also lautet: „Abraham glaubte Gott und das wurde ihm zur Gerechtigkeit gerechnet;“ allein in demselben Buche ist auch zu lesen, daß Gott zu diesem Patriarchen sagte: „Weil du das gethan und deines einzigen Sohnes nicht geschont hast, so will ich dich segnen.“ Eine Stelle ergänzt hier die andere, und die heilige Schrift will durch beide lehren, daß sowohl der Glaube an Gott als auch der Gehorsam gegen seine Gebote unerläßlich sei.

Um die Behauptung, daß der Glaube allein selig mache, zu unterstützen und zu begründen, haben sich die Glaubensneuerer mit besonderer Vorliebe auf den heiligen Paulus berufen, als ob dieser ihre Ansicht theile. Mit welchem Rechte dies geschehen ist, das mögt ihr aus dem Umstande ersehen, daß sie gerade jene Stelle, auf welche sie ihre falsche Behauptung stützten, gefälscht haben durch Einschaltung des Wörtchens „allein“. Während der hl. Paulus sagt, der Mensch werde gerechtfertigt durch den Glauben, behaupten die Neuerer, er habe gelehrt, durch den Glauben allein werde der Mensch gerechtfertigt. Allerdings schreibt der Völkerapostel im Briefe an die Römer: „Wir halten dafür, daß der Mensch durch den Glauben gerechtfertiget werde ohne die Werke.“ Nichtsdestoweniger ist der heilige Paulus weit entfernt, die Ansicht der Glaubensneuerer zu vertreten; derselbe hat vielmehr hier ganz andere Werke im Auge, als Jakobus. Dieß erhellt aus der Absicht, in welcher er den Brief an die Römer schrieb. Er wollte darin den Heiden zeigen, daß die besten Werke

nicht gelten, wenn sie nicht im Glauben und im Stande der Gnade gewirkt werden. Anderntheils wollte er auch den Juden zeigen, daß sie mit Unrecht auf die Befolgung des Mosaischen Gesetzes sich etwas zu Gute thun. Unter dem Mosaischen Gesetze sind aber jene religiösen Vorschriften zu verstehen, die den jüdischen Gottesdienst ordneten, das Gesetz der Beschneidung, verschiedene Reinigungen, religiöse Gebräuche und Ceremonien. Dieß Gesetz fiel mit dem alten Bunde, denn die Handlungen, welche es vorschrieb, waren Vorbilder des Christenthums, die mit diesem erfüllt und überflüssig geworden waren. Nicht so war es mit dem Sittengesetze, das die Haltung der göttlichen Gebote vorschrieb. Der heilige Paulus will also mit den Worten: Wir halten dafür, daß der Mensch durch den Glauben gerechtfertigt werde ohne die Werke, sagen: Weder die bloß natürlichen Werke des Glaubens können nützen, weil sie keinen Werth haben, noch auch die Werke des Ceremonialgesetzes, weil dieses überflüssig geworden ist. Gerechtfertigt werdet ihr nur durch den Glauben mit seinen Werken. Daß er aber die Beobachtung der göttlichen Gebote keineswegs für überflüssig erklären wollte, geht schon aus den Worten hervor, welche er an die Korinther richtet: „Die Beschneidung ist nichts . . . sondern die Beobachtung der Gebote Gottes." Ebenso fordert er im Briefe an die Galater neben dem Glauben auch die Werke der Liebe; denn „in Christo," sagt er, „gilt der Glaube, der durch Liebe wirksam ist" (5, 6). Wie könnten überhaupt die Apostel in ihren Sendschreiben so dringend zur Beobachtung der göttlichen Gebote und zur Uebung aller Tugenden auffordern, wenn der Glaube allein schon zur Seligkeit genügte? Wie könnte insbesondere der hl. Paulus, wenn er die Beobachtung der göttlichen Gebote oder die Werke für unnöthig oder unnütz gehalten hätte, schreiben: „Wirket euer Heil mit Furcht und Zittern!" (Phil. 2.) „Wirket", sagt er, und verlanget also Werke. Wie könnte er die Seligkeit als einen Lohn für ertragene Leiden darstellen, da er den Korinthern zuruft: „Unsere gegenwärtige Trübsal, die augenblicklich und leicht ist, bewirket eine überschwängliche, ewige, Alles überwiegende Herrlichkeit in uns!" Auf ihn, der nicht nur treues Halten der Gebote, sondern auch geduldiges Leiden verlangt, darf man sich gewiß nicht berufen, wenn man über die Gebote sich hinwegsetzen will. Hat er doch, was er schrieb, wozu er ermahnt hat, auch

selbst gethan. Er und alle übrigen Apostel haben nicht nur alle Gebote genau gehalten, sondern auch allen erdenklichen Mühen und Leiden sich unterzogen, um die ewige Krone an sich zu reißen. Und wo gab es später einen Heiligen, der sich für berechtigt hielt, die Gebote nach Belieben zu halten oder zu übertreten? Sie Alle haben vielmehr, wie der heilige Chrysostomus sagt, die Gebote noch übertroffen, haben mehr gethan, als ihnen befohlen war. Deßhalb verlangen auch alle heiligen Väter und Lehrer die Beobachtung der Gebote und sagen, daß die entgegengesetzte Behauptung nur von den verworfensten Menschen aufgestellt worden sei. Namentlich wird schon Simon der Zauberer unter diesen angeführt.

In der That muß eine solche Lehre für verderblich erklärt werden; sie ist ja der Tod aller Moral, das Ende aller Tugend und der Anfang aller Laster. Wer wird denn noch nach der Tugend streben, wer seine Leidenschaften abtödten, wer gute Werke üben, wenn die Seligkeit um einen weit geringeren Preis, um den Glauben allein, erlangt werden kann? Wird sonst nichts gefordert, das ist leicht zu sagen: Ich glaube! und es ist wohlfeil zu bekennen: Herr! Herr! Wird da nicht die Mehrzahl der Sünde sich zuwenden, allen Begierden freien Lauf lassen und in allen Lüsten schwelgen? Wirklich sagt uns auch die Geschichte, daß dieß geschehen ist; denn kaum hatte der Satz: Der Glaube allein macht selig, — einige Anhänger gefunden, da mußten die Lehrer, die ihn aufgestellt hatten, auch die traurige Bemerkung machen, wie er sogleich praktisch aufgefaßt und ausgeführt ward. Laster und Verbrechen nahmen in sichtbarer und erschreckender Weise zu, so daß jene Irrlehrer in ihren Schriften selbst gestehen, es sei nun das Volk viel schlechter geworden, als es früher unter dem Papstthume gewesen; es möge und wolle nun nicht mehr beten, keine Kirche mehr besuchen und gebe sich allen Ausschweifungen hin. Allein das war ja ganz natürlich; denn das Alles kann man sich erlauben und doch selig werden, wenn der Satz gilt: Der Glaube allein, ohne die Werke, macht selig. Mit Recht hat darum die katholische Kirche diese gottlose Lehre immer mit Entrüstung zurückgewiesen und bekämpft und besonders gegen die Neuerer des sechzehnten Jahrhunderts auf dem Concil zu Trient sich also ausgesprochen: „Wenn Jemand sagt, es sei im Evangelium nichts außer dem Glauben geboten, das Uebrige sei gleichgiltig, weder geboten noch verboten, sondern frei-

gestellt, oder die zehn Gebote gingen die Christen nichts an, der sei im Banne." So ist es denn ein Dogma, daß wir die Gebote halten müssen. Wer das verneint, der schließt sich von der Kirche aus, der wird zum Ketzer. Und doch wie oft und von wievielen wird es verneint zwar nicht mit Worten, aber durch die Werke, durch das Leben! Schau ich mir den Wandel Mancher an, dann möchte ich auf den Wahn kommen, daß sie wirklich der Beobachtung der Gebote sich enthoben glauben. Sie übertreten eines um das andere, verletzen sie alle, als ob das gar keine Sünde wäre. Wie werden sie diese Uebertretungen rechtfertigen? Werden sie sagen: Ach, wir wissen wohl, daß man die Gebote halten muß; aber wir können sie nicht halten? Dann antworte ich: Doch, ihr könnt sie halten. Den Beweis hierfür liefere ich im zweiten Theil.

II.

Wenn Menschen Etwas gebieten, dann können sie möglicherweise den Bogen zu hoch spannen und unklug oder ungerecht eine Last auflegen, die zu schwer ist; aber wenn Gott befiehlt, dann befiehlt er mit Weisheit und Gerechtigkeit und legt nur so viel auf, als der Mensch wirklich tragen kann. Nie verlangt er, wie die zu Trient versammelten Väter mit den Worten des heiligen Augustin lehren, Unmögliches, sondern er ermahnt uns, das zu thun, was wir können, und das zu begehren, was wir nicht können. Also muß auch die Erfüllung der Gebote möglich sein, das sagt uns die Vernunft. Nehmen wir das Gegentheil an, was folgt daraus? Einmal, daß wir nicht sündigen können. Das ist doch klar. Kann ich die Gebote nicht halten, muß ich sie übertreten, dann kann diese Uebertretung mir auch nicht zur Schuld gerechnet werden. Kein vernünftiger Mensch wird Jemanden verantwortlich machen für eine That, die nicht in seiner freien Wahl stand. Die Sünde ist uns dann Bedürfniß wie das Essen und der Schlaf. Wer wird aber einen Hungrigen tadeln, wenn er Speise zu sich nimmt, und einen Müden, wenn er Ruhe sucht? Ebenso wenig könnte man auch einen Sünder tadeln, weil derselbe nur einem unwiderstehlichen Triebe seiner Natur Folge leisten würde. Allein wie verträgt sich damit die Stimme des Gewissens und der allgemeinen Ueberzeugung? Wenn wir sündigen müssen, warum tadelt uns das Gewissen ob der Sünde, und warum erklärt die ganze Welt gewisse Thaten, z. B. den Diebstahl, den Raub oder Mord als

eine Sünde? Wir gerathen hier auf einen unlösbaren Widerspruch, der noch vermehrt wird, wenn wir fragen: An wem liegt denn alsdann die Schuld, daß wir die Gebote nicht halten können? Offenbar doch wohl an Gott, der uns zwar die Gebote, aber nicht die zur Haltung derselben nöthige Kraft gegeben hätte. Er selber also wäre Ursache unserer Gesetzesübertretungen, Gott selbst müßte als Urheber der Sünde bezeichnet werden. Allein, was sagt dazu seine Heiligkeit und Gerechtigkeit? Ist es nicht eine Gotteslästerung, ihn als Urheber der Sünde zu erklären?

Können wir die Gebote nicht halten, dann können wir auch nicht selig werden; denn die Beobachtung der Gebote ist die unerläßliche Bedingung zur Erlangung der Seligkeit. Diese soll ja der Lohn für die treue Haltung derselben werden. Dem Jünglinge, der an den göttlichen Heiland die Frage gestellt: „Was muß ich thun, daß ich das ewige Leben erlange?“ gab derselbe zur Antwort: „Willst du zum Leben eingehen, so halte die Gebote!“ Wie kann er nun denselben zur Beobachtung der Gebote auffordern, wie dafür das ewige Leben ihm versprechen, wenn wir die Gebote nicht halten können? Er kann unmöglich selig werden, weil er die Bedingung, die ihm gestellt wird, nicht erfüllen, weil er die Seligkeit nicht durch die Haltung der Gebote verdienen kann.

Können wir die Gebote nicht halten, dann können wir auch nicht verdammt werden. Unklug ist derjenige, der etwas Unmögliches verlangt; ein Tyrann aber, wer am Untergebenen etwas Unvermeidbares mit dem Tode bestraft. Was würde man von einem Vater sagen, der seinem Sohne das Gehen auch dann noch zur Pflicht machte, nachdem dieser, wenn gleich durch eigene Schuld, den Gebrauch der Füße verloren hätte, was von einem Gläubiger, der eine Schuld auch dann noch verlangte, wenn der Schuldner unfähig ist, zu bezahlen? Dieser Grausamkeit würde aber Gott sich schuldig machen, wenn er uns Strafe androhte, ja uns sogar in die Hölle stürzen wollte wegen der Uebertretung seiner Gebote, deren Beobachtung außer dem Bereiche unserer Kräfte läge? Himmel und Hölle also wären uns verschlossen, wenn wir die Gebote nicht halten könnten. Wollen wir demnach nicht alle Glaubenswahrheiten über den Haufen stoßen, dann müssen wir zugestehen, daß wir die Gebote halten können. Allerdings vermögen wir das nicht aus natürlicher Kraft; denn durch die Erbsünde ist unsere Kraft geschwächt, und namentlich der Wille zum Bösen geneigt gemacht

worden. Allein Gott hat uns in den Abgrund, in den wir gestürzt sind durch unsere Schuld, seine erbarmende Hand entgegengestreckt, damit wir nicht darin blieben ohne unsere Schuld. Er gibt uns seine Gnade und stützt durch seine Kraft unsere Schwäche. Wir können die Gebote halten mittelst der Gnade. Was er einst zum Volke Israel sagte, das gilt noch mehr uns, die wir dem Bunde der Gnade angehören: „Das Gebot, das ich dir heute gebiete, ist nicht über dir oder ferne von dir, oder im Himmel befindlich, daß du sagen möchtest: Wer von uns kann in den Himmel steigen, um es herabzubringen, daß wir es hören und im Werke erfüllen? Auch ist es nicht über dem Meere, daß du vorwändest und sagtest: Wer von uns kann über das Meer fahren und es herüberholen, daß wir es hören mögen und thun, was es gebietet, sondern das Wort ist dir nahe, in deinem Munde und in deinem Herzen, daß du es thust" (Deut. 30). Die Gebote sind uns also nicht nur in's Herz geschrieben, weil unser Gewissen uns Zeugniß gibt, sondern sie sind auch erfüllbar, weil Gottes Gnade uns hilft. „Seine Gebote," sagt darum der hl. Johannes, „sind nicht schwer; denn Alles, was aus Gott geboren ist, überwindet die Welt, und das ist der Sieg, welcher die Welt überwindet, unser Glaube." Der Glaube, will er sagen, macht uns die Beobachtung der Gebote leicht, indem er uns gegen die Lockungen der Welt kräftigt und uns hinweist auf die von Christus angeordneten Gnadenmittel, durch welche wir die zu einem Leben nach den Geboten erforderliche Kraft erlangen. In demselben Sinne sagt Christus von seinem Gesetze: „Mein Joch ist süß und meine Bürde ist leicht" — und der Apostel: „Ich vermag Alles in dem, der mich stärkt." Deßhalb ward ihm, als er über gewisse Versuchungen sich beklagte, von Gott die Antwort gegeben: „Es genüget dir meine Gnade; denn die Kraft wird in der Schwachheit vollkommen." Sagt derselbe Apostel ein andermal: „Das Wollen liegt mir nahe, aber das Vollbringen des Guten erreiche ich nicht," so hebt er nur hervor, daß insbesondere das Vollbringen des Guten ohne die Gnade unmöglich ist, wie er denn alsbald auch auf die Gnade Gottes verweiset (Röm. 7, 25). Nennt der hl. Petrus das Gesetz ein Joch, „das weder die Väter noch wir selbst zu tragen vermochten,"

so redet er zunächst nur von dem aufgehobenen Ceremonialgesetze und will bloß sagen, daß die Beobachtung desselben sehr schwierig, nicht aber unmöglich sei.

Was die heilige Schrift mit Worten versichert, das bestätigt sie auch durch Beispiele. Sie zeigt uns mehr als einen Frommen, der die Gebote und alle Vorschriften genau beobachtet hat. So war Noah nach dem Zeugnisse der heiligen Schrift ein gerechter und vollkommener Mann in seinem Geschlechte und wandelte mit Gott. Josue „erfüllte Alles, und von allen Geboten hat er auch nicht Ein Wort übertreten, welches der Herr geboten hatte dem Moses." Vom Könige Josias lesen wir gleichfalls, daß er „that, was wohlgefällig war vor dem Herrn und wandelte auf allen Wegen Davids, seines Vaters, und wich nicht ab weder zur Rechten noch zur Linken." Von Zacharias und Elisabeth heißt es: „Beide waren gerecht vor Gott und wandelten in allen Geboten und Satzungen des Herrn tadellos." Der reiche Jüngling erwiderte dem Herrn, als ihn dieser auf die Gebote aufmerksam machte: „Meister, dieß Alles habe ich von meiner Jugend an gehalten." Beobachteten aber schon die Frommen des alten Bundes die Gebote, um wieviel mehr dann die christlichen Heiligen, denen „der überschwängliche Reichthum der Gnade Jesu Christi (Eph. 2, 7) geschenkt und damit vergönnt war, nicht nur die Gebote, sondern auch die evangelischen Räthe zu befolgen. Was aber diese konnten, das muß auch ich können, weil auch mir der Reichthum dieser Gnaden zu Gebote steht. Jene Heiligen hatten dieselbe Natur, mußten dieselben Anstrengungen machen und die gleichen, wo nicht größere Hindernisse überwinden, als wir. Diese glänzenden Schaaren von unzählbaren Heiligen werden einst durch ihren bloßen Anblick alle unsere Ausflüchte zu Schanden machen, wie schon der hl. Augustinus in den Worten angedeutet hat: „Der allgemeine Gerichtstag wird mir ebenso viele Richter, mich zu verurtheilen, darstellen, als mir alle Zeiten treue Beobachter des göttlichen Gesetzes darstellen; denn haben es diese vermocht, warum denn nicht auch ich?"

Wie mag man sich also, um die Uebertretung der göttlichen Gebote zu entschuldigen, auf die menschliche Schwäche berufen und sagen: Es sind diese und jene Sünden nur Schwachheiten, die Niemand vermeiden kann? Wie kannst du, so oft man zur Ablegung

deiner Gewohnheiten dich ermahnt, so oft man dir sagt: Meide das Fluchen, unterlasse die bisherigen Ausschweifungen, stehe ab von deiner Trunksucht, fliehe die Sünden des Fleisches, wie kannst du dann immer erwiedern: „Ich kann nicht!“ Das ist eine Lüge. Du kannst alle Gebote halten, wenn du willst, und du mußt wollen, wenn du selig werden sollst. Willst du zum Leben eingehen, so halte die Gebote! Amen.

Zweite Predigt.

Beweggründe zur Haltung der Gebote.

„Ich bin der Herr, dein Gott, der dich aus dem Lande Egypten geführet, aus dem Hause der Knechtschaft."
2. Mos. 20, 20.

Andächtige in Christus versammelte Zuhörer!

Der Grundton der heiligen Adventzeit, der in allen Gebeten, Gebräuchen, Liedern und Lesestücken der heiligen Kirche jetzt wiederklingt, ist das Wort Buße. Durch sie allein bereiten wir uns würdig vor auf den, der da kommen soll, durch sie allein dürfen wir hoffen auf die gnadenreiche Ankunft Jesu Christi, auf seine geistige Geburt in unseren Herzen. Thut Buße, dann ist das Himmelreich nahe! so ruft uns die Kirche Tag für Tag immer wieder auf's Neue zu. Daneben zeigt sie uns auch, zumal im heutigen Evangelium, den Weg, auf welchem wir zu dieser Buße gelangen können. Sie beschreibt ihn mit den Worten: „Die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden gereiniget, die Tauben hören, die Todten stehen auf, den Armen wird das Evangelium gepredigt." Da die Sünde immer eine Verblendung des Verstandes voraussetzt, der das Böse höher schätzt als das Gute, so muß auch die Buße vor Allem mit Erleuchtung des Verstandes beginnen. Dieses Licht können wir aber nicht selber in unser Inneres bringen, sondern es muß von Oben kommen, und da es der heilige Geist ist, der dasselbe in uns anzündet mittelst seiner Gnade, so müssen wir vor Allem um dieselbe ihn demüthig bitten. Haben wir mit seiner Hilfe das Rechte wieder erkannt und unsere Verwirrungen aufrichtig bereut, dann müssen wir uns erheben und dorthin begeben, wo wir Nachlassung unserer Sünden erlangen,

zum Richterstuhle der Buße. Die Lahmen gehen. Die bisher träge dagelegen sind, zu bequem, einen Schritt znr Aussöhnung mit Gott zu machen, diese regen sich nun, klagen sich an und bitten um Verzeihung. Diese wird ihnen auch, wenn sie anders ernst und aufrichtig sie verlangen, zu Theil werden, und dadurch werden dann die Aussätzigen gereiniget. Aber das Alles ist noch nicht genug. Die Tauben müssen auch hören, wir müssen unsere Ohren öffnen und auf die heilsamen Zusprüche und Ermahnungen, auf die Warnungen und Belehrungen merken und die Mittel befolgen und anwenden, welche der Gewissensarzt uns gibt. Dann erst kann von einer Auferstehung der Todten, von einer vollständigen Buße die Rede sein. Außerdem gleicht sie einem kurzen Erwachen, auf das rasch ein um so tieferer Schlaf folgt. Haben wir nun in dieser Weise Buße gethan, uns gedemüthigt und erniedrigt, dann wird auch den Armen das Evangelium, d. h. die frohe Botschaft verkündet, dann haben wir Gottes Heil, die Ankunft Jesu Christi zu erwarten. Zu diesem Unterrichte über die Buße fügt die Kirche auch sogleich ein Beispiel zur Veranschaulichung. Sie läßt nämlich vor unseren Augen jetzt drei Sonntage nacheinander den ernstesten Büßer, jenen Johannes Baptista auftreten, dem der Erlöser selbst das Zeugniß gibt, daß alle Weichlichkeit ihm fremd sei, dessen strenge und abgetödtete Lebensweise draußen in der Wüste die Juden mit eigenen Augen geschaut haben. Wenn wir ihn nachahmen, dann haben wir gewiß dem Erlöser den Weg wohl bereitet. Aber haben wir denn einen Grund zu dieser Buße, zu der wir heute in Wort und That aufgefordert werden? O gewiß, wer möchte daran zweifeln, wer es in Abrede stellen? Haben wir ja dem göttlichen Willen durch Uebertretung der Gebote zuwider gehandelt und dadurch gesündigt. Möchten wir darum jetzt wieder zur Beobachtung dieser Gebote zurückkehren, die, wie wir vor acht Tagen hörten, wir halten müssen und halten können! Haben wir doch die dringendsten Beweggründe zur Beobachtung dieser Gebote. Diese **Beweggründe** wollen wir nun heute betrachten. Gott segne diese Betrachtung auf die Fürsprache der fleckenlosen Gottesgebärerin Maria.

Die Zeit, wann, und den Ort, wo, und die Art, wie Gott seine Gebote gegeben hat, erzählt uns die heilige Schrift in folgenden Worten: Im dritten Monate nach dem Auszuge der

Israeliten aus dem Lande Egypten kamen sie in die Wüste Sinai. Dort schlugen sie dem Berge gegenüber ihre Zelte auf. Gott erschien dem Moses auf dem Berge und sprach: Verkünde den Söhnen Israels: „Ihr habt gesehen, was ich den Egyptern gethan, wie ich euch auf Adlersflügeln getragen und zu mir genommen habe. Wenn ihr nun meine Stimme hört und meinen Bund haltet, so sollt ihr mir zum Eigenthume sein aus allen Völkern. Und ihr sollt mir ein priesterliches Königreich sein und ein heiliges Volk." Moses kam und rief die Aeltesten des Volkes und trug ihnen alle Worte vor, die der Herr geboten hatte. Und das ganze Volk antwortete zugleich: „Alles, was der Herr geredet, wollen wir thun." Moses stieg wieder auf den Berg, und der Herr sprach abermals zu ihm: „Geh hin zum Volke und heilige sie heute und morgen und laß sie waschen ihre Kleider. Und sie sollen bereit sein auf den dritten Tag; denn am dritten Tage wird der Herr herabkommen vor allem Volke. Und du sollst dem Volke ringsum Schranken setzen und zu ihnen sagen: Hütet euch, den Berg zu besteigen; Jeder, der den Berg berührt, soll des Todes sterben. Wenn die Posaune zu erschallen anfängt, dann sollen sie an den Berg kommen." Da nun der Morgen des dritten Tages heranbrach, da hörte man donnern, und es blitzte, und eine dichte Wolke bedeckte den Berg, und der Schall der Posaune ertönte immer heftiger, und das Volk, das im Lager war, fürchtete sich. Moses führte sie nun an den Fuß des Berges, Gott entgegen. Und der Herr redete alle diese Worte: „Ich bin der Herr, dein Gott, der dich aus dem Lande Egypten geführt, aus dem Hause der Knechtschaft. 1. Du sollst keine fremden Götter neben mir haben. Du sollst dir kein geschnitztes Bildniß machen, noch irgend ein Gleichniß von dem, was im Himmel oben oder auf der Erde unten oder was unter der Erde im Wasser ist. Du sollst sie nicht anbeten, noch ihnen dienen, denn ich bin der Herr, dein Gott, ein starker und eifernder Gott, der die Missethaten der Väter an den Kindern straft bis in's dritte und vierte Geschlecht bei denen, die mich hassen, und der Barmherzigkeit übt bis in's tausendste Glied bei denen, die mich lieben und meine Gebote halten. 2. Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht eitel nennen; denn der Herr wird den nicht für unschuldig halten, der den Namen des Herrn, seines Gottes, vergeblich nennt. 3. Gedenke, daß du den Sabbath heiligest. Sechs Tage sollst du arbeiten und alle

deine Geschäfte thun. Aber am siebenten Tage ist der Sabbath des Herrn, deines Gottes: am selben sollst du kein Geschäft thun, weder du, noch dein Sohn, noch deine Tochter, noch dein Knecht, noch deine Magd, noch dein Vieh, noch der Ankömmling, der inner deinen Thoren ist. Denn in sechs Tagen hat der Herr Himmel und Erde gemacht und das Meer und Alles, was darin ist, aber am siebenten Tage ruhete er. Darum segnete Gott den Sabattag und heiligte ihn. 4. Ehre deinen Vater und deine Mutter, auf daß du lange lebest im Lande, das der Herr, dein Gott, dir geben wird. 5. Du sollst nicht tödten. 6. Du sollst nicht ehebrechen. 7. Du sollst nicht stehlen. 8. Du sollst kein falsches Zeugniß reden wider deinen Nächsten. 9. und 10. Du sollst nicht begehren das Haus deines Nächsten, noch begehren sein Weib, noch seinen Knecht, noch seine Magd, noch seine Ochsen, noch seinen Esel, noch Alles, was sein ist." Und das ganze Volk gewahrte den Donner und Blitz und den Schall der Posaunen und den rauchenden Berg, und da sie sich fürchteten und von Schrecken getroffen waren, traten sie ferne und sprachen zu Moses: „Rede du mit uns, und wir wollen hören: der Herr aber rede nicht mit uns; wir möchten sonst sterben."

Mit diesen Worten erzählt die heilige Schrift die Thatsache der Gesetzgebung auf dem Berge Sinai. Ich sage die Thatsache; denn was sie erzählt, das ist nicht etwa bloß Dichtung, sondern ein wirkliches Faktum, ein thatsächliches Ereigniß. Ein ganzes Volk, das Augen- und Ohrenzeuge dieser Begebenheit war, steht für dieselbe mit seinem Zeugnisse ein. Die Gebote, die wir eben gehört haben, stammen also von Gott, sind somit göttliche Gebote. Kein vernünftiger und aufrichtiger Mensch hat ihnen diesen Charakter noch bestreiten mögen, höchstens Schwätzer und böswillige Leute haben es gewagt, sie als menschliche Erfindung, als Menschenwerk zu erklären. Allein wo ist ein Unsinn, dem sie nicht beipflichten, wenn er nur zu ihrem verdorbenen Herzen paßt? Stammen aber die Gebote wirklich von Gott, dann müssen wir sie auch halten wegen Gott; der Urheber der Gebote muß uns auch der Beweggrund zu ihrer Erfüllung sein. Das hat er selbst ausgesprochen durch die Worte, womit er die Gebote einleitete: „Ich bin der Herr, dein Gott, der dich aus dem Lande Egypten geführt, aus dem Hause der Knechtschaft." Betrachten wir uns diese Worte näher, dann werden wir zugestehen müssen, daß er eigentlich sagen

will: Du sollst die Gebote, die ich dir gebe, treu beobachten, meinetwegen und zwar einmal, weil ich Herr, dann weil ich Gott bin und endlich, weil ich dein Gott bin.

Also zur Haltung der Gebote soll uns zu allererst bewegen die Herrschaft Gottes. Was der Herr einst durch den Propheten Malachias den Juden sagen ließ: „Ein Sohn ehrt seinen Vater und der Knecht seinen Herrn. Bin ich nun dein Vater, wo ist meine Ehre, bin ich dein Herr, wo ist die Furcht vor mir?" dieses Wort gilt auch uns. Gott ist unser Herr, also schulden wir ihm Ehrfurcht, und diese Ehrfurcht bestimmt uns, seine Gebote zu halten. Nimmer können wir sagen, daß wir ihn ehren, wenn wir seinem Willen zuwider handeln, wenn wir das Joch des Gehorsams abschütteln und durch Uebertretung seiner Gebote ihm zurufen: Ich will nicht dienen. Das ist keine Ehre für Gott, sondern Schmach. Da wir durch den göttlichen Heiland Gott unsern höchsten Herrn noch besser kennen gelernt haben, als die Juden ihn kannten, so müssen wir seine Gebote sogar noch pünktlicher und vollkommener erfüllen, als die Juden. Das hat Christus sogar selber ausgesprochen mit den Worten: „Wenn euere Gerechtigkeit nicht größer ist, als die der Pharisäer und Schriftgelehrten, dann werdet ihr nicht eingehen in das Reich Gottes." Noch mehr legt er uns das an's Herz in jener Bergpredigt, in welcher er sogar mehrere Gebote erklärt, nicht bloß nach dem Buchstaben, sondern nach ihrem geistigen Inhalt. „Ihr habt gehört," sagt er, „daß den Alten gesagt worden ist: Du sollst nicht tödten: ich aber sage euch, daß ein Jeder, der über seinen Bruder zürnt, des Gerichtes schuldig sein wird. Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt worden ist: Du sollst nicht ehebrechen: ich aber sage euch, daß ein Jeder, der ein Weib mit Begierde nach ihr ansieht, schon die Ehe mit ihr gebrochen hat in seinem Herzen. Wiederum habt ihr gehört, daß zu den Alten gesagt worden ist: Du sollst nicht falsch schwören: ich aber sage euch: ihr sollt gar nicht schwören. Ihr habt gehört, daß gesagt worden ist: Aug' um Aug', Zahn um Zahn: ich aber sage euch: ihr sollt dem Uebel nicht wiederstehen, sondern wenn dich Jemand auf deine rechte Wange schlägt, so reiche ihm auch die andere dar. Ihr habt gehört, daß gesagt worden ist: Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen: ich aber sage euch: Liebet euere Feinde!" So dringt also der göttliche Heiland auf eine gründlichere und allseitigere Beobachtung der

göttlichen Gebote, weil wir den Herrn, der sie gegeben, durch ihn besser kennen gelernt haben und folglich auch mehr achten müssen. Wer aber seinen Herrn kennt und dessen Willen weiß und doch nicht darnach thut, der verdient mit vielen Schlägen gezüchtigt zu werden.

Diese Schläge werden denn auch nicht ausbleiben; denn wenn Gott unser Herr ist, dann kann und wird er uns auch züchtigen wegen der Uebertretung seiner Gebote. Wollen wir also dieselben nicht halten wegen der Ehre, dann müssen wir sie beobachten wegen der Furcht, welche seine Herrschaft uns einflößt. Nicht umsonst mahnt Christus: „Fürchtet denjenigen, der Leib und Seele in die Hölle stürzen kann." Er ist also jener Herr, der die schrecklichste aller Strafen, die ewige Verdammniß über uns verhängen kann; jener Herr, dessen Hand Niemand entrinnen, dem Niemand sich ungestraft widersetzen kann. Was haben wir davon, wenn wir jetzt seine Gebote mißachten und dafür eine ewige Qual einernten? Doch nicht bloß jenseits wird uns seine Strafe treffen, sondern auch hienieden schon werden wir uns eine Züchtigung um die andere zuziehen. Galt es doch nicht bloß dem Volke Israel, sondern gilt es ja auch uns, wenn er droht: „Wenn du nicht hören willst die Stimme des Herrn, deines Gottes, um zu thun und zu halten alle seine Gebote und Vorschriften, die ich dir heute gebiete, so werden alle diese Flüche über dich kommen und dich treffen. Verflucht wirst du sein in der Stadt, verflucht auf dem Felde. Verflucht deine Scheune, verflucht dein Vorrath. Verflucht die Frucht deines Leibes und die Frucht deines Landes, die Heerden deiner Rinder und die Heerden deiner Schafe. Verflucht wirst du sein, wenn du eingehst und wenn du ausgehst. Der Himmel über dir wird ehern sein und die Erde, die du trittst, eisern. Statt Regen wird der Herr deinem Lande Staub geben, und Asche wird über dich kommen, bis du vertilgt bist. Zum Falle wird dich der Herr geben vor deinen Feinden: auf einem Wege wirst du wider sie ausziehen und auf sieben vor ihnen fliehen, und du wirst zerstreut werden in alle Reiche der Erde" (Deut. 28). Die Geschichte des Volkes Israel bestätiget uns, wie alle diese Drohungen an ihm erfüllt wurden; aber auch die Geschichte der christlichen Länder und Familien sagt uns, wie der Herr seiner nicht spotten läßt, sondern die Uebertretung seiner Gebote heimsucht mit zehnfachem Fluche und mit allen Uebeln der Erde. Was wird nun

besser, was wird klüger sein, die Gebote zu brechen und dadurch zeitliches und ewiges Unheil uns zu bereiten, oder sie zu halten und dann irdischen und überirdischen Lohn hoffen zu dürfen? Wenn wir sie beobachten, dann werden wir nach der Verheißung Gottes gesegnet sein überall, wo er die Uebertretung mit dem Fluche bedroht, und zuletzt eingehen in das ewige Leben. Darum sagen wir doch mit dem Psalmisten: „Ich neige mein Herz zur Erfüllung deiner Satzungen immerfort der Vergeltung wegen," und geben wir dem höchsten Herrn als vernünftige und freie Wesen jenen Tribut des Gehorsams, den die vernunftlosen Wesen unbewußt und mit Nothwendigkeit zollen! Ist er ja nicht bloß unser Herr, sondern auch unser Gott.

Was dieß Wort sagen will, das muß uns klar sein, seitdem wir die göttlichen Vollkommenheiten betrachtet haben. Der uns die Gebote gab, ist das weiseste, mächtigste, heiligste, gerechteste, gütigste und barmherzigste Wesen, kurz der Inbegriff aller Vollkommenheit und darum auch über Alles liebenswürdig. Wir sollen und müssen ihn lieben ob seiner Güte und Schönheit, und wenn wir ihn lieben, dann werden wir uns auch beeilen, diese Liebe zu zeigen durch die Beobachtung seiner Gebote. Diese werden nun keine Bürde mehr sein, nichts Drückendes und Lästiges mehr haben, sondern uns leicht und süß vorkommen; denn die Liebe macht auch das Schwerste leicht. Betrachtet nur, um euch davon zu überzeugen, eine Mutter gegenüber ihrem Kinde! Sie trägt dasselbe Stunden lang auf ihren Armen, ohne über Ermüdung zu klagen; sie arbeitet für dasselbe Tage lang, ohne den geringsten Verdruß zu zeigen; sie blickt auf dasselbe und überwacht es fast in jeder Minute, ohne diese Sorge lästig zu finden; sie spart sich den letzten Bissen vom Munde und opfert und unterbricht zu wiederholten Malen den Schlaf ganzer Nächte, ohne auch nur ein Zeichen der Ungeduld von sich zu geben. Saget ihr, sie solle dasselbe für einen andern Menschen, für eine arme kranke Person thun, dann wird sie dessen gewiß sich weigern und Ausreden genug vorbringen. Warum aber opfert sie all' diese Mühe für ihr Kind auf? Weil sie dasselbe liebt, und weil diese Liebe macht, daß all' diese Beschwerden ihr leicht vorkommen. Ja, selbst wenn es sich um Geringeres handelt, als um ein kleines, gebrechliches Menschenkind, sogar in sündhaften Dingen läßt uns die Liebe auf alle Mühen vergessen oder die Liebe mindert sie wenigstens so, daß sie mehr

als die Hälfte ihrer Bürde verloren zu haben scheinen. Davon könnt ihr euch überzeugen, wenn ihr einen Geizigen betrachtet. Seht nur, wieviel Gänge, welch' beschwerliche Wege und weite Reisen er macht, wie oft er der Ungunst oder dem Ungestüme der Elemente trotzt, wie er sich plagt vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht, wie er darbt und sich verleugnet, wie er rechnet und spekulirt, wie unterwürfig er sich zeigt und wie oft er sich demüthigen und gleichsam mit Füßen treten läßt. Woher nimmt er die Lust und Kraft zu all' diesen Entbehrungen und Entsagungen? Woher anders als von der Liebe zum Gelde. Die paar Groschen, die er gewinnt, gelten ihm mehr, als der Schweiß oder Frost eines ganzen Tages. Wenn nun schon die Liebe zu einem Kinde, ja sogar die Liebe zum Gelde den Menschen zu jeder Selbstverleugnung fähig macht, was muß über ihn erst die Liebe zu Gott, zu diesem höchsten vollkommensten Gute vermögen? Darum liebe Gott, trachte dieses Feuer der Liebe zu schüren und zu mehren mit jedem Tage, dann wirst du auch gerne seine Gebote halten. „Liebe," sagt der heilige Augustin, „und thu' dann, was du willst," d. h. wenn du Gott liebst, dann braucht man dir gar kein Gebot zu geben, weil du ohnehin nichts Anderes thun wirst, als was er will und was ihm wohlgefällig ist. In diesem Sinne schrieb auch einst der heilige Paulus an seinen geliebten Schüler Timotheus, daß „das Gesetz nicht für den Gerechten gegeben worden ist, sondern für den Ungerechten und Ungehorsamen." Der Gerechte, will er sagen, vollzieht das Gesetz aus innerem Antriebe, ohne zu fühlen, daß er durch dasselbe irgendwie gebunden oder gehemmt werde; der Ungerechte und Ungehorsame aber fühlt die Last des Gesetzes, das seinen Begierden Einhalt thut.

Zu den beiden Beweggründen der Furcht und der Liebe fügt Gott noch einen dritten hinzu, wenn er sagt: Ich bin d e i n Gott. Es ist das der Beweggrund des Dankes. Ich bin dein Gott, d. h. ich meine es redlich und aufrichtig mit dir, ich suche nur dein Wohl und sorge für dich, so zwar, daß es scheinen möchte, als ob ich nur für dich existiren würde. Erinnere dich, so will Gott mit dem Wörtlein „dein" sagen, erinnere dich an die Wohlthaten, die ich dir erwiesen und wodurch ich dir meine Güte und Fürsorge gezeigt habe. Zugleich ruft er dem Volke Israel die größte Wohlthat, die es erst vor zwei Monaten empfangen hat, in's Gedächtniß, nämlich die Befreiung aus Egyptens Knechtschaft. „Ich bin dein

Gott, der dich aus dem Lande Egypten geführt, aus dem Hause der Knechtschaft.“ Das war eine That Gottes, wodurch er dieses Volk zu ewigem Danke sich verpflichtet hatte; aber wie gering erscheint sie im Vergleiche zu jenen Werken, die er uns Christen gewidmet hat? Würde er zu uns sprechen, dann könnte und müßte er sagen: Ich bin dein Gott, der aus Liebe zu dir seines einzigen Sohnes nicht geschont, sondern ihn in den bittersten Tod gegeben hat. Ich bin dein Gott, der dich aus der Knechtschaft des bösen Geistes errettet und geheiliget hat. Ich bin dein Gott, der einen Engel dir zum Wächter bestellt und dich den liebenden Mutterarmen der Kirche übergeben hat. Ich bin dein Gott, der dir die Gnaden der heiligen Sakramente erschlossen und dich sogar mit dem Fleische und Blute des Gottmenschen gesättigt hat. Erinnere dich der zahllosen und unendlich kostbaren Güter, die dir mit dem Christenthume in der Kirche geworden sind, und halte meine Gebote aus Dankbarkeit! Das ist die einzige Gegenleistung, die ich von dir fordere für Alles, was ich dir gegeben und gethan habe. Ist das wohl zu viel verlangt? Können wir es verweigern, ohne ein Verbrechen des Undankes auf uns zu laden? Wenn Eltern von ihrem Kinde für alle Wohlthaten der Erziehung, des Unterhaltes, der Versorgung, die sie ihm zugewendet haben, nichts Anderes fordern würden, als die zwei Worte: Ich danke! wie müßten wir dieses Kind nennen, wenn es sogar dazu sich nicht verstehen wollte? Es wäre ja die leibhaftige Undankbarkeit, ein schändliches und fluchwürdiges Wesen. Aber auch wir verdienen diesen Namen, wenn wir die göttlichen Gebote mißachten; denn im Vergleiche zu den Wohlthaten Gottes ist der Auftrag, sie zu halten, wahrlich nicht mehr, als wenn ein Vater zu seinem Kinde sagt: Sprich nur: Ich danke dir!

Aber nicht bloß die Dankbarkeit, die wir Gott für alle von seiner Hand empfangenen leiblichen und geistigen Wohlthaten schulden, muß uns zur Beobachtung seiner Gebote bewegen, sondern auch jene Dankbarkeit, zu welcher er uns durch diese Gebote selber verpflichtet hat. Durch sie werden wir geschützt vor uns selber und vor Andern, gegen unsere inneren und äußeren Feinde. Der hl. Augustin vergleicht die Gebote Gottes mit Pfeilen und Waffen, da er sagt: Auf jener Höhe des Sinai wurden uns scharfe Pfeile in die Hand gegeben, um jene Laster alle zu tödten, die gleich reißenden Thieren uns anfallen. Um dieß einzusehen, dürft ihr nur die Gebote einzeln in's Auge fassen. Indem uns Gott im ersten Gebote

befiehlt, ihn allein zu ehren, bewahrt er unser Herz vor jener Erniedrigung, mit der die Heiden Holz und Steine anbeteten. Durch dieses Gebot stirbt, wie der heil. Augustin sagt, der Aberglaube und Götzendienst. Im zweiten Gebote gibt uns Gott eine Schutzwehr für die im ersten eingeschärfte Pflicht; denn leicht würden wir Gott selbst verkennen, wenn wir seinen Namen nicht achteten. „Es fällt," sagt der genannte Heilige, „der Meineid und jegliche Lästerung." Das dritte Gebot sorgt, indem es uns einen Tag heiliger Ruhe vorschreibt, für unsere geistigen und leiblichen Bedürfnisse zugleich und trägt durch diese einfache Vorschrift unendlich viel zur Hebung und Veredlung des Menschengeschlechtes bei. „Es schwindet," sagt St. Augustin, „die gottvergessene Zerstreuung, die aus der ununterbrochenen Geschäftigkeit des rein irdischen Lebens erwächst." Durch das vierte Gebot wird einerseits der menschlichen Gesellschaft, die ohne Auktorität und Gehorsam nicht bestehen kann, eine feste Grundlage gegeben, anderseits der Gehorsam veredelt, weil er von Gott selbst geboten und in seinen Stellvertretern, den Eltern und Vorgesetzten, ihm geleistet wird. „Dasselbe will von Undank, Lieblosigkeit und widerspenstigem Sinne dich retten und jeder Unordnung im Familien- und Völkerleben vorbeugen." Durch das fünfte Gebot wird dann unser Leben, durch das sechste und neunte unsere Unschuld, durch das siebente und zehnte unser Vermögen, durch das achte unser guter Name in Sicherheit gestellt. Hören wir auch über diese Gebote noch die Stimme des heiligen Augustin. „Das fünfte Gebot," sagt er, „ist ein mächtiger Pfeil, der jedes Ungeheuer von Haß und Grausamkeit und eigenmächtiger Rachsucht vernichten soll. Das sechste ist die Waffe gegen alle Unordnungen und Zerrüttungen in der Menschenwelt, welche die freigelassene Sinnlichkeit hervorzubringen pflegt. Das siebente Gebot ist die Waffe, die jeder ungerechten Habsucht die Spitze bietet. Das achte ist ein blitzendes Schwert zum Kampfe gegen alle lieblose Falschheit und Lüge. Das neunte und zehnte Gebot sind mächtige Schutzwaffen, die nicht mehr gegen Wort und That, sondern gegen jede niedrige, unlautere, ungerechte Gesinnung oder Begierde im Innern des Gemüthes sich richten sollen, um jedem sittlichen Uebel in seiner Wurzel zu widerstehen." So sind gerade diese zehn Gebote eine Schutzmauer für die Menschheit und befördern das Wohl des Einzelnen, wie der Familie und der ganzen Gesellschaft. Durch sie wird der Mensch gleichsam erst Mensch, da diese Gebote seinen

thierischen Trieben und Leidenschaften Halt gebieten und ihn auf eine vernünftige Bahn leiten. Darum begreift sich's auch leicht, wie die Beobachtung der Gebote mit Ruhe und Frieden verbunden zu sein pflegt. Dieser innere Frieden wird aber noch vermehrt durch das gute Gewissen, durch die Tröstungen der Gnade, mit denen Gott seine Freunde zu stärken und zu erquicken pflegt. Daher sagt von ihnen der Psalmist: „Wünschenswerther sind sie, als Gold und viel Edelgestein, und süßer, als Honig und Honigseim. Dein Knecht bewahrt sie auch, in ihrer Beobachtung ist vielfache Vergeltung" (Ps. 18).

Darum danken wir Gott gerade um der Gebote selber willen und halten wir sie aus Liebe zu ihm, und wenn nicht aus Liebe, so doch aus Dankbarkeit, und wenn nicht aus Dankbarkeit, so doch wenigstens aus Furcht; denn der sie gegeben hat gesagt: Ich bin der Herr, dein Gott, mich sollst du lieben als Gott, mir danken als deinem Gotte, mich fürchten als deinen Herrn. Amen.

Dritte Predigt.

Beweggründe zur Liebe Gottes.

„Die Liebe ist in unsere Herzen ausgegossen
durch den hl. Geist, der uns gegeben ist."
Rom. 5, 5.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

Verkehrte Welt! die das nicht sucht, was doch vor Allem suchenswerth ist, und das nicht mit Freuden annimmt, was sie auf den Knieen sich erflehen sollte, und das nicht liebt, was jedes Herz unwiderstehlich fesseln muß! Was kann wohl wünschenswerther sein, als eine Einladung zu jenem Mahle, nach dem es sogar die Engel gelüstet, weil der eingeborne Sohn des ewigen Königs sich selbst zur Speise gibt? An keinem Tische finden sich edlere Genüsse, und wird das Herz mehr gesättiget und befriediget; „allein der Mensch hat es, obwohl er in Ehre war, nicht verstanden und ist den unvernünftigen Thieren gleich geworden" (Ps. 48, 13). Er stößt das Gold von sich, um mit dem Staube sich zu begnügen, und verweigert seine Liebe dem, der ihrer am würdigsten ist, um sie dafür Dingen zuzuwenden, von denen er weder Gewinn, noch Liebe, noch Treue hoffen kann. Ein Landgut, einige Rinder, die sinnliche Liebe eines Weibes sind, ach, so Vielen weit lieber, als das hochheilige Mahl des göttlichen Fleisches und Blutes Jesu Christi, und während sie sich drängen, um einige vergängliche Güter zu erhaschen und einige thörichte Genüsse, muß der Herr gleichsam betteln gehen mit dem Reichthume seiner Liebe und Gnade und alle Straßen und Zäune abwandern, um wenigstens Einige zu treffen, die an seiner Tafel sitzen und seine Liebe erwidern wollen. Wann werden wir doch anfangen, ihn zu lieben, der uns so feurig geliebt hat und noch immer liebt, so daß er im allerheiligsten Sakra-

kramente sich uns ganz zur Verfügung stellt. Schon bei der Taufe ist die Liebe in unsere Herzen ausgegossen worden durch den heiligen Geist, der sie am heiligen Pfingsttage neuerdings uns mitzutheilen bereit war, wenn wir sie vielleicht im Laufe der Jahre verloren haben. Seitdem aber hat sie immer zunehmen und sich mehren sollen, indem das Fest der allerheiligsten Dreieinigkeit und das des heiligen Frohnleichnams mit Macht und Nachdruck uns dazu aufgefordert haben. Es ist jetzt die Zeit der heiligen Liebe gekommen und darum wird es euch willkommen sein, wenn ich die Tugend der Liebe, die Königin aller Tugenden, die uns durch das Hauptgebot zur Pflicht gemacht worden ist, zum Gegenstande unserer gemeinsamen Betrachtung mache. Heute soll von der **Liebe Gottes** die Rede sein; wir wollen uns klar zu machen suchen, was die Liebe ist und welche Beweggründe uns antreiben, Gott zu lieben.

Erleuchte, o mein Jesus, im heiligsten Sakramente, erleuchte besonders heute unsern Verstand, damit wir wenigstens einigermaßen begreifen, was Liebe ist, und entzünde unser Herz, damit wir anfangen, dich zu lieben über Alles und allezeit! Hilf, o Mutter der schönen Liebe, holdselige und unbefleckte Gottesgebärerin Maria.

Wenn ich den Unterricht über die Tugend der Liebe so lange hinausgeschoben habe, so geschah es nicht bloß, um die mit dieser Tugend harmonirende Pfingstzeit abzuwarten, sondern auch im Gefühle meiner Unzulänglichkeit, über diesen heiligen und erhabenen Stoff zu reden, und aus Furcht, ich möchte euere Herzen eher kalt machen, als erwärmen. Die erste Absicht ist erreicht; denn wir haben bereits die dritte Woche nach Pfingsten angetreten. Aber der zweite Punkt hat sich nicht geändert und weit mehr noch, als der große Augustinus, habe ich Ursache zu rufen: „Ueberall umgibt mich die Liebe, und ich weiß nicht einmal, was die Liebe ist.“ Wie also werde ich sie euch erklären und euere Herzen damit entflammen? Ich kann indeß nicht länger warten, da ich mich einer großen Pflichtverletzung schuldig machen würde, wollte ich es unterlassen, mit allem Nachdruck euch anzuhalten, jenes Gebot zu erfüllen, das der Heiland selbst als das erste und größte bezeichnet, das da lautet: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen, aus deiner ganzen Seele, aus deinem ganzen Ge-

müthe und aus allen deinen Kräften." Ich will darum thun, was ich kann und im Uebrigen vertrauen auf den Gnadenbeistand des heiligen Geistes, der ergänzen soll, was ich nicht auszusprechen vermag.

Unter Liebe überhaupt versteht man das Wohlgefallen an etwas Gutem oder die Zuneigung, womit unser Wille einem Gegenstande anhängt, weil er gut ist oder gut scheint. Reichthum, Ehren, schöne Kleider, Schmuckgegenstände scheinen dir gut, und darum findest du Wohlgefallen daran, fühlst eine Zuneigung zu denselben, oder mit andern Worten du liebst sie, was freilich eine verkehrte Liebe sein kann, wenn du irrthümlicher Weise die genannten Güter höher anschlägst, als sie wirklich zu achten sind. Wahre Liebe ist es nur dann, wenn du Gefallen hast an dem, was wirklich gut ist, und das ist gewiß der Fall, wenn du Gott liebst, der das einzig wahre, ja das höchste Gut ist. Die Liebe Gottes ist nun eine von Gott verliehene Tugend, wodurch wir uns ihm, dem höchsten Gute, von Herzen hingeben, um durch Erfüllung seines Willens ihm zu gefallen und zur Vereinigung mit ihm zu gelangen. Sie ist eine Tugend, weil sie in uns bleibt und uns befähiget, Akte der Liebe zu erwecken, und sie wird von Gott verliehen, da wir sie aus eigener, natürlicher Kraft in keiner Weise erringen können; sie ist eine kostbare Himmelspflanze, deren Keim Gott selber in das verwilderte Erdreich unserer Herzen senken muß, weßhalb der heilige Paulus sagt: „Die Liebe Gottes ist ausgegossen in unsere Herzen durch den heiligen Geist, der uns gegeben ist." Diese Tugend macht nun, daß wir gegen Gott eine herzliche Zuneigung haben, von Herzen ihm wohlwollen, uns ihm hingeben und wünschen, daß er von Allen erkannt, geliebt und verherrlichet werde. Da aber das vorzüglichste Streben der Liebe dahingeht, daß sie mit dem geliebten Gegenstande verbunden wird, so wird auch die Liebe Gottes bewirken, daß wir zur Vereinigung mit ihm zu gelangen trachten. Wie das Kind, das seine Eltern liebt, immer im elterlichen Hause zu weilen, wie der Freund immer in der Nähe seines Freundes zu sein wünscht, und wie die Braut trachtet, mit dem Bräutigame verbunden zu werden, um an seiner Seite alle Tage ihres Lebens hinzubringen, so werden auch wir verlangen, mit Gott Eins zu werden, wenn wir ihn wahrhaft lieben. Diese Einigung aber, wie ist sie anders möglich, als wenn sein Wille und der unsere zusammenstimmen, also wenn wir Gottes Gebote halten?

Hierdurch gelangen wir aber schon hienieden zu einer wahren Einigung mit Gott, der nach den Worten der heil. Schrift Einkehr in unsern Herzen nimmt und bewirkt, daß der Liebende und der Geliebte, der Mensch und Gott gewissermaßen Ein Herz, Ein Wille und Ein Leben werden. In diesem Sinne schreibt der hl. Evangelist Johannes: „Wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm" (Joh. 4, 16) und der heil. Paulus sagt: „Ich lebe, doch nicht ich, sondern Christus lebt in mir" (Gal. 5, 20).

Welches sind nun die Beweggründe, die uns antreiben, Gott zu lieben? — Wir können deren drei anführen: der erste ist er selbst, der zweite sind seine Wohlthaten, der dritte ist sein Gebot.

Wir sollen also zuerst Gott lieben wegen seiner selbst, d. h. weil er das höchste, vollkommenste und liebenswürdigste Gut ist. Wie mögen wir ihm unsere Liebe verweigern, da er doch der Inbegriff alles Guten und Schönen, der Urheber, das Urbild, der unversiegbare Quell jedes geschaffenen Gutes, jeder andern Schönheit ist? Welche Verkehrtheit wäre es, irgend eine Creatur lieben und für den Schöpfer, der doch unendlich schöner, besser und größer ist, als sein Geschöpf, keine Zuneigung zu haben? Wir lieben einen Monarchen, der ausgerüstet mit Macht, Weisheit und Herzensgüte, geschmückt mit allen Tugenden und Vorzügen eines vollendeten Regenten, als Vater seines Volkes gleichsam nur zur Beglückung desselben lebt; allein was ist der mächtigste, weiseste, gütigste, gerechteste Regent, was der beste, mildeste Vater im Vergleich mit Gott, dem unendlich liebreichen und barmherzigen Vater der Menschen? was anders als ein Schatten gegenüber der lichten Wahrheit? Nehmet die hohen Tugenden, die edlen Vorzüge sämmtlicher Menschen, füget hinzu die Macht, Weisheit und Güte aller Engel und Heiligen, denkt euch alle diese Eigenschaften und Vollkommenheiten in einem Geschöpfe vereiniget; wie liebenswürdig müßte es nicht sein? — Und dennoch wäre es nur ein schwaches Abbild des unendlich liebenswürdigen Urbildes, nicht einmal ein schwacher Stern gegen die hellleuchtende Sonne. Wie sehr muß sich demnach unser Herz zu ihm hingezogen fühlen, da es von Natur aus schon Alles liebt, was es als gut erkennt. Sollte uns jedoch diese Erwägung kalt lassen, so gibt es noch einen zweiten Beweggrund, der vielleicht mächtiger zieht; derselbe besteht in den Wohlthaten, die uns Gott gespendet hat. „Lasset uns Gott lieben," schreibt der heilige Johannes (1. Br. 4, 19), „weil er uns zuerst geliebt hat!"

Ach! Beherzigen wir es wohl! Der große, unendliche Gott hat uns zuerst und zwar von Ewigkeit her geliebt und in der Zeit mit unzählbaren Wohlthaten und Gnaden überhäuft, ja er spendet uns solche noch bis zur Stunde! Aus dem Nichts rief er dich in's Dasein, nicht weil er deiner bedurfte, um selig zu sein, sondern weil er dich liebte und selig machen wollte. Er gab dir Verstand, um ihn, die höchste Wahrheit, zu erkennen, ein Herz, um ihn, das höchste Gut, zu lieben. Deinetwegen schuf er die sichtbare Welt mit all' den Wundern der Allmacht, Weisheit und Güte, damit diese Erkenntniß um so vollkommener und diese Liebe um so inniger würde. Gott hat uns, die wir als sündige Nachkommen eines sündigen Vaters dem ewigen Tode anheimgefallen waren, wiederbelebt in Christo (Eph. 2, 45) seinem eingebornen Sohn, den er in übergroßer Erbarmung für uns hingegeben hat. Dieser ewige Sohn des ewigen Vaters ist für uns Mensch geworden, hat dreiunddreißig Jahre für uns gearbeitet, Unsägliches gelitten und ist endlich für uns am Kreuze gestorben. Und uneingedenk der vielen und schweren Beleidigungen, womit wir sein Vaterherz kränken, hört Gott auch jetzt nicht auf, uns täglich und stündlich gleichsam von Hand zu Hand Gnaden zu geben. Auch jetzt ist er bei uns durch seine Allmacht, auch jetzt leben, weben und sind wir in ihm, auch jetzt lenkt seine Vaterhand jeden unserer Schritte, beschützt uns vor Gefahren des Leibes und der Seele und errettet uns aus denselben; er ist nicht bloß seiner göttlichen, sondern auch seiner angenommenen menschlichen Natur und Wesenheit nach gegenwärtig in der heiligen Eucharistie, er hört und erhört unsere Bitten, geht ein in unser Herz, nährt, stärkt und heiliget unsere Seelen. „Ich bin mich Gott schuldig," sagt der heilige Bernhard, da er diese Wohlthaten erwägt, „dafür, daß er mich geschaffen hat: was werde ich noch hinzufügen dafür, daß er mich wieder hergestellt hat. Ich bin nicht so leicht umgeschaffen, als ich erschaffen ward. Bei Allem, was geschaffen, hat er nur gesprochen, und es ist geworden; aber der nur sprach und ich war geschaffen, hat, da er mich umschuf, sowohl Vieles gesprochen, als auch Wunderbares ausgeführt und Hartes und Unwürdiges ertragen. Was werde ich also dem Herrn zurückgeben für Alles, was er mir gegeben hat? Bei der Erschaffung hat er mich, bei der Erlösung sich mir gegeben. Erschaffen und erlöset bin ich also auch ihm schuldig, und zweimal schuldig, was werde ich ihm zurückgeben für ihn? Wenn ich mich

auch tausendmal abzahlen könnte, was bin ich gegen meinen Herrn? Alle Geschöpfe zumal genommen können ihm keine würdige Liebe zollen, weil diese endlich ist, während Gottes Güte und Wohlthat unendlich ist. Weder von den Engeln, noch von den seraphischen Geistern, mögen sie auch noch so sehr von Liebe flammen, noch von allen Menschen kann er hinlänglich geliebt werden, weil in Gott mehr Güte ist, als alle Engel und Menschen zusammen Gedanken haben, um sie zu fassen, und Gefühle, um ihn dafür zu lieben. Von sich allein kann er gebührend geliebt werden, weil er allein sich mit unendlicher Liebe lieben kann. Wäre es nicht schwarzer Undank, wenn wir ihn nicht wenigstens soviel lieben, als wir können, und müßten wir nicht hinter dem vernunftlosen Thiere zurückstehen, das seinem Herrn staunenswerthe Treue und Anhänglichkeit zeigt ob der schmalen Kost, die ihm unter den Tisch geworfen wird?

Zu den angeführten Beweggründen kommt endlich noch hinzu, daß Gott uns sogar gebietet, ihn zu lieben und uns zum Lohne die ewige Seligkeit verspricht. Da er wohl weiß, welch' tiefen, hinreißenden Eindruck die vor unseren Augen liegenden, irdischen Dinge auf uns zu machen pflegen, wie häufig und gefährlich die Versuchung ist, die gegenwärtigen Sinnengüter den unsichtbaren, himmlischen vorzuziehen, so wollte er uns dadurch zu Hilfe kommen, daß er uns ein ausdrückliches Gebot gab, dasjenige zu thun, wozu Vernunft und Glaube ohnehin auf das Dringendste auffordern. Damit wir desto lieber es erfüllen, hat er mit ihm die Verheißung eines ewigen Lebens, der endlosen Seligkeit verknüpft. Der göttliche Gesetzgeber spricht gleichsam zu Jedem von uns: O Mensch! Staub und Asche! du solltest es als die größte Gnade ansehen, mich, den Unendlichen, lieben zu dürfen. Allein, nicht nur erlaube ich dir, mich zu lieben, sondern ich befehle es dir sogar; ich bin eifersüchtig auf deine Liebe. Sieh', ich gebe dir den Himmel zum Lohn, wenn du mich über Alles vollkommen liebest: ich selbst, die unendliche Fülle aller Güter, ich selbst will der übergroße Lohn deiner Liebe zu mir sein. Wie verhärtet muß demnach das Herz desjenigen sein, welcher eher die Glückseligkeit des Himmels verlieren und die Pein der Hölle leiden, als Gott, seinen gütigen Vater, lieben will?

Nach den Beweggründen nun, die uns zur Liebe Gottes antreiben, hat diese größern oder geringern Werth, und man unter-

scheidet deßhalb eine vollkommene und eine unvollkommene Liebe, — eine Unterscheidung, die von großer Wichtigkeit ist, weil davon auch die vollkommene und unvollkommene Reue abhängen. Deßhalb mache ich euch aufmerksam mit der Mahnung wohl zu beachten was ich sage.

Unstreitig der edelste Beweggrund zur Liebe ist jener, den ich zuerst genannt habe; denn es macht Gott größere Ehre, wenn ich ihn liebe um seiner selbst willen, als wenn ich dazu erst durch seine Wohlthaten oder wohl gar durch ein ausdrückliches Gebot angespornt werden muß. Die Liebe ist nur vollkommen, wenn wir ihn über Alles lieben, weil er in sich das höchste und liebenswürdigste Gut ist, wenn wir ihn lieben ohne Rücksicht auf Lohn oder Strafe, auf Gewinn oder Verlust. Wenn ich Gott betrachte, wie mir der Glaube ihn offenbart in seiner ganzen Größe, Schönheit und Güte, dann muß ich ihn auch lieben, das Herz fühlt sich zu Gott hingezogen ebenso und noch mehr, wie es von andern Gütern gefesselt wird, deren Güte es kennen gelernt hat. Diese Liebe des Wohlwollens, wie man sie nennt, hat der heilige Ignatius von Loyola ausgesprochen in den Worten, die größte Pein in der Hölle würde für ihn sein, Lästerungen gegen seinen innigstgeliebten Gott zu hören. Ebenso ist es ein Act vollkommener Liebe, den der heilige Franz Xaver übte mit den Worten: O mein Gott, ich liebe dich nicht um der Seligkeit willen oder um der Hölle zu entkommen, sondern bloß deßhalb, weil du mein Gott bist. Von dieser Liebe brannte auch jenes Weib, das einst dem heiligen Könige Ludwig begegnete, in der einen Hand eine Fackel, in der andern ein Gefäß mit Wasser, — und auf die Frage um ihr Beginnen zur Antwort gab: Ich will mit der Fackel das Paradies anzünden und verbrennen, mit dem Wasser aber das Feuer der Hölle auslöschen, damit die Menschen Gott lieben nicht wegen seiner Herrlichkeit, noch aus Furcht vor der Verdammniß, sondern seiner selbst und seiner Güte halber.

Vollkommen kann jedoch die Liebe auch sein, wenn sie aus der Betrachtung der göttlichen Wohlthaten entspringt — dann nämlich, wenn wir nicht auf die Gabe, sondern auf die liebevolle Gesinnung des Herrn sehen und minder die Gabe, als den Geber lieben. In diesem Sinne nennt der heilige Franz von Sales den Hügel Golgatha die eigentliche hohe Schule der Liebe. „Das Leiden und Sterben unseres Herrn," schreibt er (v. d. Liebe Gottes

B. 12. Hpst. 13), „ist der süßeste und mächtigste Beweggrund der Liebe, der unsere Herzen in diesem Leben anzuregen vermag. Der Kalvarienberg ist die wahre Schule der Liebe; der Kalvarienberg ist der Berg der Liebenden. Alle Liebe, die nicht vom Leiden des Heilandes ihren Ursprung nimmt, ist eitel und gefährlich." Wer möchte es eine unvollkommene Liebe nennen, wenn die heilige Maria Magdalena von Pazzis bei der Betrachtung des Gekreuzigten in Verzückung geräth und dann das Crucifix in der Hand und vor Liebe außer sich durch das Kloster läuft und ruft: „O Liebe, o Liebe!" — wenn sie bald die Blicke auf dasselbe heftet, bald es an die Brust drückt mit den Worten: „O Liebe, o Liebe! O Seelen, Geschöpfe der Liebe, warum liebet ihr die Liebe nicht? Was ist die Liebe anders, als Gott. Gott ist die Liebe. Du verzehrst mich, o Liebe! Liebe, du machst, daß ich sterbe und doch lebe."

Was endlich den anderen Beweggrund anbelangt, so ist die Liebe, welche nur durch die Aussicht auf das ewige Leben erregt wird, in der Regel unvollkommen. Es soll damit nicht gesagt sein, daß sie tadelnswerth ist, im Gegentheil ist auch sie gut und löblich und, wie wir gehört haben, sogar geboten; allein es fehlt ihr doch an Reinheit und Uneigennützigkeit, indem sie aus einem Wohlwollen entsteht, das nicht Gott, sondern uns selbst zum Gegenstande hat. Sie umfaßt Gott nicht als das höchste, in und an sich liebenswürdigste Gut, sondern als unser höchstes Gut und insbesondere als die Seligkeit, die wir hoffen. Sie wird deßhalb begehrliche Liebe, Liebe des Verlangens oder auch, weil sie gewissermaßen mit der Hoffnung zusammenfällt, und jeder Akt der Hoffnung zugleich einen Akt der begehrlichen Liebe enthält, Liebe der Hoffnung genannt. Doch in manchen Fällen kann auch diese Liebe vollkommen sein, dann nämlich, wenn wir Gott lieben nicht so sehr wegen des verheißenen Lohnes, als vielmehr wegen der Güte und Freigebigkeit, mit welcher er einen so überschwenglichen Lohn verheißen hat. Ich will das durch ein Beispiel noch mehr veranschaulichen. Die Mutter des jungen Moses entschloß sich erst dann, ihren Sohn in einem Binsenkörbchen auszusetzen, als sie nicht länger mehr ihn verbergen konnte. Ihr wisset, wie die Tochter des Pharao es war, die durch göttliche Fügung des Binsenkörbleins ansichtig wurde und des Kindes sich erbarmte. Ohne daß sie es wußte, übergab sie den kleinen Moses seiner eigenen Mutter zur Pflege. „Nimm das Knäblein," sprach sie, „und sei dessen Amme und ich

will dir einen Lohn geben" (2. Mos. 2, 9). Und die Mutter nahm das Knäblein und zog es groß. Wer möchte nun leugnen, daß sie auch durch die Aussicht auf diesen Lohn angetrieben werden konnte, auf das Beste und Zärtlichste für das Kind zu sorgen? That sie es aber nur in dieser Absicht, dann war ihre Liebe auch bloß unvollkommen, dann liebte sie eigentlich sich und nicht den Knaben. Allein wird sie nicht noch weit mehr durch das mütterliche Wohlwollen sich angetrieben gefühlt haben, dem holden Knaben, der ihr Sohn war, alle Pflege zu weihen? Diese Mutterliebe war aber gewiß rein und vollkommen und auch ohne Aussicht auf Lohn schon vermögend, sie alle Mühen für den Knaben ertragen zu lassen. So können auch wir Gott lieben, weil wir ihn als unsere Seligkeit hoffen, und zugleich, weil wir ihn als das höchste und liebenswürdigste Gut in sich selber erkennen, und so mit der unvollkommenen zugleich die vollkommene Liebe verbinden.

Nachdem ich nun die Beweggründe der Liebe Gottes und den daraus sich ergebenden Unterschied zwischen vollkommener und unvollkommener Liebe dargethan habe, muß ich die Frage stellen: Wie ist unsere Liebe beschaffen? Ist sie vollkommen, eine Liebe des Wohlwollens und der Freundschaft? Prüfet euer Herz und saget mir: Liebet ihr Gott um seiner selbst willen? Allerdings sagen wir dies oft, beten es, so oft wir die drei göttlichen Tugenden oder einen Akt der Reue erwecken; allein ist es auch Wahrheit, was wir aussprechen? Ach, wenn Gott einst jede Lüge strafen wird, dann kommen Viele schlecht davon und haben eine strenge Züchtigung zu erwarten sogar in solchen Dingen, wo sie sich Lohn versprochen haben! Sieh, du betest: Ich liebe dich, o Gott, über Alles, weil du bist das höchste, beste und vollkommenste Gut, das aller Liebe werth ist; du sagst: Es reut mich vom Grunde meines Herzens, weil ich dich, das höchste und liebenswürdigste Gut, das ich wegen deiner selbst über Alles liebe, so oft beleidigt habe. So oft du das sprichst, sagst du eine Lüge, so lange dein Leben nicht anders geordnet wird. Wann hast du denn Gott jemals um seiner selbst willen geliebt? Wenn du aufrichtig sein willst, dann mußt du bekennen, daß höchstens die Furcht vor der Hölle und die Noth dich antrieb, ihn zu lieben. Sonst denkst du kaum an ihn, und ganze Tage vergehen, ohne daß du zu ihm betest oder ihm zu Liebe etwas thust und leidest. Wäre dieß möglich, wenn du Gott vollkommen lieben würdest? Könntest du ihn so sehr vergessen,

wenn du ihn als das höchste Gut betrachten würdest? Da du nur dann kommst, wenn du ein Anliegen hast oder ein Verlust dich bedroht, da du nur zitterst vor ihm beim Andenken an die Hölle, in welche er dich verstoßen kann, so ist weder von einer vollkommenen noch unvollkommenen Liebe die Rede, sondern deine Worte sind bloß Verstellung und Heuchelei. Ach! wie mögen wir sagen, daß wir Gott über Alles lieben!

Ueber Alles! hörst du? Also mehr, als dein Haus, als deine Familie, als dein Geld, als deine Stelle, mehr als deine Kinder, Verwandten, als dich selber? Liebst du denn Gott über Alles, so lange du dich schämst, den Glauben zu bekennen, die heiligen Sakramente zu empfangen, einer Feindschaft zu entsagen, ein sündhaftes Verhältniß abzubrechen, einen schlechten Ort zu meiden, so lange du keinen Anstand nimmst zu fluchen, zu schwören, zu betrügen, die Sonn- und Feiertage zu entheiligen und alle Gebote zu übertreten? „Wer meine Gebote hat und sie hält, der ist es, der mich liebt." Aber wer sie übertritt, der ist es, der Gott haßt oder wenigstens nicht über Alles liebt, weil er ihm das Lob der Menschen, die eigene verletzte Ehre, die Bekanntschaft mit all ihren unzählbaren Lastern, den Gewinn und den heimlichen Genuß vorzieht. Einige Flitter und der Modegötzendienst ist dem Eitlen; eine ausschweifende, gemeine Person ist dem Unkeuschen; einige Kreuzer sind dem Betrüger und Sonntagsschänder, und die eigene Ehre ist dem Feindseligen lieber als Gott, und doch wagt auch er es zu sprechen: Ich liebe dich über Alles, da er sagen sollte: Zuerst liebe ich die schmutzigsten Laster, dann die Trunkenheit, dann den Diebstahl, dann die Hoffart, und erst ganz zuletzt dich, o Gott! An Alles denke ich mehr, Alles interessirt mich eher, und erst wenn ich in allen Lüsten mich gesättiget und meine Jugend, sowie meine Manneskraft der Sünde geopfert habe, dann werde ich als zitternder Greis und in den letzten Stunden anfangen, auch an dich zu denken und dich zu lieben, wenn ich zu schwach und elend geworden bin, der Sünde mehr zu folgen, die endlich, meiner überdrüssig, mich verlassen hat. So lautet deine wahre Sprache. Du aber, o Heuchler, sagst: O Gott, ich liebe dich über Alles!

Jawohl, „über Alles!" Da darf es der Herr nur versuchen und ein kleines Opfer von dir verlangen, und es wird sich bald zeigen, wie tief das Barometer deiner Liebe steht trotz aller Be-

theuerungen. Er läßt dir einen kleinen Schaden zufügen an deinen Feldern, er sucht deine Fluren heim mit Hagel und Mißwachs, er holt ein Kind ab, an dem du mit unordentlicher Liebe hängst, oder trennt dich von deinem Gatten. O wieviel Thränen, wieviel Mißmuth, wieviel Seufzer, wieviel Klagen, wieviel Murren, wieviel Geheul wird da laut und wie lange Jahre blutet die Wunde im Innern fort und verheilet nie mehr bis zum Tode. Und doch sagst du: Ich liebe Gott über Alles! Heißt denn das aber nicht: Ich bin bereit, ihm Alles zum Opfer zu bringen, eher Alles zu verlieren und zu erdulden, als ihn zu verlassen? Da seht ihr es doch deutlich, wie wir uns selber täuschen, wie wir zu lieben wähnen, da wir doch ohne Liebe sind. Und doch können wir nicht gerechtfertiget, nicht selig werden ohne Liebe.

Welch' weiten Weg haben wir noch bis dahin, und wie dringend nothwendig ist es, daß wir einmal ernstlich unsere Bestimmung in's Auge fassen, unser Herz von den Geschöpfen ablösen und durch die Betrachtung der göttlichen Wohlthaten, besonders des Leidens Jesu Christi und der göttlichen Vollkommenheiten endlich angetrieben werden, Gott als das höchste Gut um seiner selbst willen zu lieben. Dazu gehört noch unabläßiges Gebet, oftmalige Erweckung der Liebe, die beständige gute Meinung, Alles für Gott und zu seiner Ehre zu thun und zu leiden. Nur mit der vollkommenen Liebe bekleidet sind wir würdig, am großen, ewigen Mahle Theil zu nehmen. Also erweichet euch, ihr Herzen, und liebet; denn die Liebe vergeht nimmermehr. Amen.

Vierte Predigt.

Der Werth der Liebe.

„Vor Allem habet die Liebe, welche ist das Band der Vollkommenheit." Col. 3, 14.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

Wer noch nichts weiß von der unergründlichen Liebe Jesu Christi zu uns Menschen, der darf nur das heutige Sonntagsevangelium lesen und nachdenken über den Hirten, der eines eigensinnigen Schäfleins halber die Wüste durchläuft und dann voll Freude ist, wenn er es aus dem Gestrüppe herausziehen und auf seinen Schultern heimtragen kann. Wer aber hinabsteigen will in diesen Abgrund seiner Liebe, der darf heute nur durch die Wunde seines allerheiligsten Herzens eintreten, da ihm durch den Lanzenstich eine Thüre geöffnet ist. O süßestes Herz Jesu, wie weit mußt du doch sein, da du in inbrünstiger Liebe die unabsehbaren Millionen von Menschen umfassest, die je gelebt haben und noch leben werden; und wie tief mußt du sein, da in dir nicht bloß die Gerechten, sondern auch Sünder jeder Art noch ein Plätzchen haben und heiße Liebe finden; und wie barmherzig mußt du sein, da du dich über die Bekehrung eines Sünders noch mehr freuest, als über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen! Was wäre aus uns geworden, wenn dieses Herz theilnahmlos gegen uns geblieben wäre? wenn es, beleidiget durch unsern Ungehorsam, von uns sich abgewendet und sich geweigert hätte, sich durchbohren zu lassen und sein Blut für uns zu vergießen? O gewiß kann Niemand es betrachten, ohne es unendlich liebenswürdig zu finden, ohne die größte Zuneigung und die innigste Zärtlichkeit für dasselbe zu empfinden, und wenn darum die letzthin aufgeführten Beweggründe uns noch nicht zur Liebe Gottes entflammt haben sollten, so wollen wir uns

dazu entflammen lassen wenigstens durch den Anblick des göttlichen Herzens Jesu. Was ist billiger und natürlicher, als daß wir ein Herz lieben, das die unendliche Güte und Reinheit selber ist und uns geliebt hat, obwohl wir Sünder und höchst verabscheuungswürdig waren? Was kann aber auch verdienstlicher sein, als eben diese Liebe, von welcher der Apostel sagt: „Vor Allem habet die Liebe, welche ist das Band der Vollkommenheit!" Lasset uns darum das Fest des heiligsten Herzens Jesu damit feiern, daß wir betrachten den **Werth der Liebe**, den Vorzug, den sie vor allen andern Tugenden hat, damit auch wir sie Allem vorziehen und so immer inniger mit Jesus verbunden werden. Um aber dieß betrachten zu können, wollen wir das stille Heiligthum seines Herzens aufsuchen und beginnen in seinem Namen und zu seiner Ehre, sowie unter dem Schutze der unbefleckten Mutter Maria.

Da nach der Lehre der heiligen Väter, besonders des großen Thomas, die göttliche Liebe von der heiligmachenden Gnade entweder gar nicht verschieden oder doch mit ihr so innig verbunden ist, daß die eine ohne die andere nicht bestehen kann, so gilt gewissermassen auch von der Liebe, was ich schon einmal vom Werthe der heiligmachenden Gnade gesagt habe. Alle Geltung, welche der Mensch in den Augen Gottes haben kann, hat er nur durch die heiligmachende Gnade, die deßhalb das größte und werthvollste Gut ist. Wie man die heiligmachende Gnade verlieren kann, so geht auch die Liebe verloren durch die Todsünde. Wir wollen aber dessenungeachtet den Werth der Liebe eigens überdenken, indem wir sie betrachten als die *vorzüglichste* und *nothwendigste* aller Tugenden.

Was der Mensch mit der heiligmachenden Gnade ist und kann, das ist und kann er auch mit der Liebe, und wie die heiligmachende Gnade demnach das vorzüglichste und nothwendigste Gut, so ist auch die Liebe die vorzüglichste und nothwendigste Tugend, weßhalb auch Christus das Gebot der Liebe Gottes als das erste und größte bezeichnet. Unter allen Tugenden stehen die drei göttlichen oben an, von diesen aber ist wiederum, wie der Apostel sagt, die Liebe die größte: „Nun bleiben diese drei: Glaube, Hoffnung und Liebe; das Größte davon aber ist die Liebe." Warum? Der Glaube sieht auf Gott, als auf die höchste Wahrheit, welcher er sich unterwirft in Allem, was sie offenbart; die Hoffnung betrachtet ihn

als das höchste Gut, das wir zu erreichen hoffen durch die göttliche Gnade und durch gute Werke; die Liebe aber erfaßt ihn gleichsam schon jetzt und besitzt dieses höchste Gut, bis sie endlich es vollends an sich reißt in der Ewigkeit, wo sie mit der Braut im hohen Liede singen kann: „Ich hielt ihn und will ihn nimmer lassen" (Cant. 3, 4). Weder der Glaube, noch die Hoffnung vereinigen uns so sehr mit Gott, wie die Liebe, die in einer wahren und wirklichen Freundschaft mit Gott besteht nach dem klaren Ausspruche des Erlösers: „Wer mich liebt, der wird von meinem Vater geliebt, und ich werde ihn lieben" (Joh. 14, 21). Durch die Liebe nimmt Gott Besitz von den liebenden Seelen und die liebenden Seelen nehmen gewissermaßen Besitz von Gott, indem sie an der göttlichen Natur Theil nehmen, wie der Apostelfürst schreibt, und dadurch ein wahres Recht auf den vollendeten Besitz Gottes im andern Leben erhalten. Kaum hatte daher der göttliche Erlöser seinen Aposteln die Füße gewaschen und sie mit seinem heiligen Leibe gespeiset, kaum sah er sie mit dem Gewande der göttlichen Liebe geschmückt, da wollte er ihnen nicht mehr den niedrigen Namen seiner Knechte, sondern den vornehmen Titel seiner Freunde geben: „Ich nenne euch nicht mehr Knechte, sondern ich habe euch Freunde genannt" (Joh. 15, 15). Wenn darum Weltleute, ich sage nicht die Freundschaft mit ihrem Fürsten, sondern bloß deren Gewohnheit, Schutz und Gunst schon so hochschätzen, wie weit mehr und höher muß man dann die Liebe schätzen, die uns zur Freundschaft mit dem Beherrscher des Himmelreiches erhebt, zur innigsten Gemeinschaft mit dem König der Könige, zu einer erhabeneren und größeren Ehre, als Himmel und Erde zusammen uns erweisen können? Aman rühmte sich der Gunst, die er bei dem Könige Assuerus erlangt zu haben glaubte, so sehr, daß er sogar seiner Frau und seinen Freunden voll Eitelkeit erzählte, er sei der erste Günstling am königlichen Hofe. Er setzte ihnen auseinander die Größe seines Reichthums und die Anzahl seiner Kinder, und zu welch' großer Ehre ihn der König vor allen seinen Fürsten und Bediensteten erhoben habe. Und darauf sprach er: „Auch die Königin Esther hat keinen andern zum Mahle mit dem Könige geladen, als nur mich." Wenn Aman sich dessen so sehr rühmte, welchen Werth muß dann ein Christ auf die Liebe legen, die uns Gott ähnlich gestaltet, weil sie in unsere Seelen etwas gewissermaßen Göttliches eingießt und sie in ihrer Würde so hoch erhebt,

daß sie Antheil nehmen an seinem Wesen und selbst an seinem Namen, wie der Psalmist uns versichert: „Ich sagte, Götter seid ihr und Söhne des Höchsten Alle" (81, 6). Und doch, wer sollte es glauben, finden sich so thörichte Personen, die wegen der Neigung und Freundschaft zu einem Geschöpfe alle Neigung zum Schöpfer verlieren und die Freundschaft mit ihm brechen, die doch das kostbarste Gut ist, auf das die himmlischen Seraphim stolz sind, zu denen ihr eine schmutzige Neigung traget. Sieh da, du unreiner und ausschweifender Mensch, was du thust, wie blind und wahnsinnig du dich geberdest, indem du lieber auf den Umgang mit Gott, als auf jene Person Verzicht leistest und die lasterhafte Bekanntschaft höher anschlägst, als die Freundschaft Gottes. Soll man dir noch gesunden Sinn zutrauen oder soll man dich ausstoßen aus der Mitte vernünftiger Menschen? Was der Mensch liebt, das ist er auch. Wer den Schmutz liebt, der ist selber Schmutz, und wer Gott liebt, der wird selber gewissermaßen vergöttlichet. Daher ist es die Liebe allein, woran die wahren Jünger Jesu Christi erkannt werden. Weder der Glaube, noch die Hoffnung unterscheiden die Gerechten von den Ungerechten, die Sünder von den Heiligen, die Freunde von den Feinden Gottes; denn glauben und hoffen können beide; aber die Liebe ist es, welche die Schafe von den Böcken und die Söhne des ewigen Reiches von den Söhnen der ewigen Verdammniß sondert, weßhalb der heilige Augustinus sagt: „Es mögen sich Alle mit dem Zeichen des Kreuzes bezeichnen, es mögen Alle antworten: Amen, es mögen Alle Alleluja singen, es mögen Alle sich taufen lassen, es mögen Alle in die Kirche kommen: dadurch unterscheiden sich die Kinder Gottes noch nicht von den Kindern des Teufels, als allein durch die Liebe. Jene, welche die Liebe haben, sind aus Gott geboren und sie sündigen nicht und werden nicht von Gott getrennt, so lange sie diesen Samen bewahren."

Diese Tugend läßt sich aber — und das ist ein zweiter Vorzug — immer bewahren! Während Glaube und Hoffnung vergehen, bleibt die Liebe allezeit. Was wir jetzt glauben, das werden wir einst schauen, und was wir hoffen, das werden wir genießen; Glaube und Hoffnung verwandeln sich nach dem Tode in Anschauung und Genuß; aber die Liebe vergeht nimmermehr, sie macht unsere Wonne und Süßigkeit aus durch die ganze Ewigkeit. Anstatt mit unserm Hingange zu enden und zu verlöschen, fängt sie

eben da erst recht an, aufzuflammen, und steigert sich mit jedem Augenblicke und wird unendlich, wie Gott, der Grund unserer Liebe, und seine Vollkommenheiten unendlich sind. O wie sorgsam sollten wir sie deßhalb hienieden bewahren und wie ängstlich fliehen vor jeder schweren Sünde, wodurch sie ausgelöscht wird. Nein, wahrhaftig nein, du weißt nicht, was die Liebe ist; denn unmöglich könntest du sonst sündigen und damit eines Schatzes dich berauben, der dich allein in das Jenseits begleitet, auch dann, wenn Alles dich verlassen hat, und jedes andere Gut dir untreu geworden ist. Wie kannst du der Liebe also irgend etwas Irdisches vorziehen, wie einen Menschen, eine Sache, ein Vergnügen, eine sündhafte Lust höher schätzen, als die vorzüglichste der Tugenden? Alles das vergeht, deine Kinder raubt der Tod, deine Freunde werden dir untreu, deine Schätze verzehrt der Rost, deine Freuden schwinden mit dem Stundenschlage, und arm, verlassen wirst du zu Grabe getragen, wenn nicht die Liebe bei dir geblieben ist. Darum erhalte sie in deinem Herzen, oder vielmehr bekehre dich von ganzer Seele, um sie wieder zu erlangen und nie mehr zu verlieren; denn sie ist die vorzüglichste Tugend, sie ist ein himmlisches Feuer, welches die Seele entzündet und entflammt, jenes Feuer, von dem Christus sagt: „Ich bin gekommen, Feuer auf die Erde zu senden, und was will ich anders, als daß es brenne?" (Luc. 12, 49) sie ist das lauterste Gold, womit wir himmlische Schätze kaufen und den Himmel selber, jenes Gold, von dem es in der geheimen Offenbarung heißt: „Ich rathe dir, von mir Gold zu kaufen, das im Feuer geläutert ist, damit du reich werdest" (3, 18); sie ist die werthvollste Perle und kann gleich dem Diamanten durch keine Schläge zerbrochen werden, jene Perle, um deretwegen der Mensch Alles hingeben soll, um sie zu gewinnen, und die mit aller Habe des Hauses noch nicht zu theuer bezahlt ist gemäß jenes Ausspruches im hohen Liede: „Gäb' auch ein Mensch alle Habe seines Hauses für die Liebe, für Nichts würde man's achten" (8, 7); sie ist die Sonne des Geistes, die das trockene Erdreich unseres Herzens erleuchtet, befruchtet und belebt; sie ist der Himmel selbst; denn sobald wir sie besitzen, steigt die heilige Dreifaltigkeit in unser Herz hernieder: „Wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm;" sie ist eine seraphische Gabe und macht den Menschen gleichsam zu einem dieser höchsten, himmlischen Geister, kurz, was das Feuer unter den Elementen und das Gold unter den

Metallen und der Diamant unter den Edelsteinen, was die Sonne unter den Planeten und der Seraph unter den Engeln ist, das ist die Liebe unter den Tugenden.

Doch nicht bloß die vorzüglichste Tugend ist sie, sondern auch die nothwendigste. Ohne Liebe gibt es gar keine Tugend, wenigstens keine, die verdienstlich wäre für das ewige Leben. Mehr als einmal schon habet ihr ja jenen Ausspruch des Apostels gehört, worin er sagt, daß ein Mensch ohne die Liebe nur wie ein tönendes Erz oder wie eine klingende Schelle ist, mag er auch die Sprache der Menschen und Engel reden, und daß die Kenntniß aller Geheimnisse, der Besitz aller Wissenschaft und alle Glaubenskraft und selbst die staunenswerthesten Werke der Nächstenliebe, sogar der Martyrertod nichts sind, durchaus keinen Werth haben ohne die Liebe. Es ist das auch leicht begreiflich; denn da der Mensch ohne die Liebe auch nicht im Stande der Gnade ist, so kann er eben deßwegen nichts Gottgefälliges wirken, mag er auch noch so große Anstrengungen machen. Ohne die Liebe kann man wohl sein Leben für den heiligen Glauben hingeben, aber kein Martyrer werden. Wie der Leib ohne die Seele zwar auch noch Augen, Ohren, Hände und Füße hat, aber sich doch nicht regen und weder sehen noch hören und reden kann, so kann auch der Mensch ohne die Liebe zwar gute Werke verrichten; allein sie bleiben todt und unverdienstlich, weil die belebende Kraft der Liebe fehlt. Daher sagt der heilige Bernhard: „Keuschheit ohne Liebe ist eine Lampe ohne Oel; nimm das Oel heraus und die Lampe leuchtet nimmer; nimm die Liebe weg und die Keuschheit gefällt nimmer.“ „Wie die vielen Zweige eines Baumes,“ sagt der heilige Gregor, „aus der einzigen Wurzel hervorgehen, so werden viele Tugenden durch die Liebe allein erzeugt, aber der Zweig eines guten Werkes ist blätterlos, wenn er nicht bleibt an der Wurzel der Liebe.“

Dagegen ist es die Liebe, welche nicht bloß jede Tugend fruchtbar macht, sondern auch in's Leben ruft. Wo sie ist, da kann das Herz nicht leer und unfruchtbar bleiben, sondern da muß es treiben und grünen und Blüthe um Blüthe entfalten, wie es draußen im Reiche der Natur geschieht, wenn im Frühlinge die Sonne ihre milden und belebenden Strahlen auf die Erde sendet. Da entwickelt sich dann eine Mannigfaltigkeit von Farben, eine Verschiedenheit von Gewächsen, ein Leben voll Freude und Ueppigkeit, daß das Auge sich daran kaum satt sehen kann. So lockt auch die

Liebe einen Reichthum und eine Fülle von Tugenden hervor, die der Apostel schildert mit den Worten: „Die Liebe ist geduldig, sie ist gütig; sie beneidet nicht, sie handelt nicht unbescheiden, sie ist nicht aufgeblasen, sie ist nicht ehrgeizig, sie ist nicht selbstsüchtig, sie läßt sich nicht erbittern, sie denkt nichts Arges, sie freut sich nicht der Ungerechtigkeit, hat aber Freude an der Wahrheit, sie erträgt Alles, sie glaubt Alles, sie hofft Alles, sie duldet Alles" (1. Cor. 13, 4–7). Wenn du dich also beklagst, daß es mit dir in der Tugend keinen Fortgang nehmen will, daß du so empfindlich und reizbar, so selbstsüchtig und argwöhnisch, so glaubensschwach und arm an Vertrauen bist, so wisse, daß es dir vor Allem an der Liebe fehlt, und erkenne, wie nothwendig es ist, sie zu erringen und zu vermehren!

Aber sie hat noch eine andere Kraft, die darin besteht, daß sie Verdienste schafft, wo eigentlich keine sind, und dieselben erhöht, wo sie sind. Die natürlichen Bedürfnisse des Essens, Schlafens und der Erholung sind an sich weder gut noch böse, folglich ohne Verdienst. Kommt aber die Liebe hinzu und opfert sie durch die Meinung Gott auf, dann werden auch sie angenehm und eines Lohnes würdig, weßhalb der heilige Paulus den Korinthern die Mahnung gibt: „Alles, was ihr thut, geschehe in Liebe" (1 Kor. 16, 14) und sonst die Lehre ertheilt: „Ihr möget essen oder trinken, so thut Alles zur Ehre Gottes!" Ebenso ist es die Liebe, welche die Leiden unseres Leibes und der Erde, die zeitlichen Trübsale, Verfolgung, Schmach und Schmähung so erheben und adeln, daß sie eine überschwängliche, ewige, Alles überwiegende Herrlichkeit in uns bewirken (2 Kor. 4, 17). „Wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen" (Röm. 8, 28). Endlich erhöht sie noch das Verdienst der an sich schon guten Werke. Da Gott, wie der heilige Gregor sagt, nicht auf die Größe der Gabe, sondern auf das Herz des Gebers sieht, so hat ein jedes Werk um so größeren Werth, je größer die Liebe ist. Wir sehen dieß unzweifelhaft an jener Wittwe, die mit ihrem Scherflein ebensoviel gab, als die Pharisäer mit ihren Thalern. Aus dem gleichen Grunde empfingen auch die letzten Arbeiter, die nur eine Stunde im Weinberge thätig waren, denselben Lohn, wie die ersten, die den ganzen Tag über sich abgemüht hatten.

So hat auch Magdalena, obwohl sie einen Theil ihres Lebens vergeudet hatte, doch noch reiche Verdienste sich gesammelt und mehr

als manche andere Jungfrau, die von Jugend auf dem Herrn gedient hat. Ihre Liebe war groß; darum wurden ihr auch viele Sünden vergeben und hatten alle ihre Handlungen doppelten Werth. Wie tröstlich ist doch diese Wahrheit für dich, mein Christ, der du vielleicht mehr als die Hälfte deines Lebens in der Sünde zugebracht hast! Ach! wie viel hättest du sammeln können, wenn du von Kindheit an für das Gute so entschieden gewesen wärest, wie für das Böse! So aber sind alle deine bisherigen Werke taub und nutzlos gewesen. Wie muß es dich kränken, wenn du beim Rückblicke auf dein Leben dich gezwungen siehst zu dem Ausrufe: Ach! ich habe vergebens, nein für die Hölle habe ich gelebt! Und wenn ich auch durch Gottes Barmherzigkeit den Himmel noch gewinne, wie weit werde ich hinter Andern zurückstehen, da mir vielleicht nur mehr eine kurze Frist gegeben ist, in welcher ich nicht einmal für meine Sünden Buße thun, geschweige erst eine größere Seligkeit verdienen kann. Tröste dich; denn die Liebe ist das Mittel, um Alles nachzuholen, gleichwie der Schächer am Kreuze in einer Stunde durch die Liebe alle seine Laster gesühnt und das Paradies erworben hat. Du darfst nur feuriger und inniger lieben und hiedurch kannst du die dir noch übrige Zeit und deine Werke verdoppeln und verhundertfachen, je nach dem Grade, zu dem deine Liebe sich erschwingen kann. So wirst du Andere, die dir weit voran waren, noch einholen und überflügeln, wenn sie lauer und kälter an Liebe sind, und es wird sich bestätigen das Wort des Herrn: Die Letzten werden die Ersten sein. Aber säume jetzt nicht länger, sondern fange gleich heute ernstlich an; denn deine Sünden sind vielleicht so zahlreich und schwer gewesen, daß du mit dem höchsten Grade der Liebe sie kaum völlig abbüßen kannst. Du bedarfst somit einer heldenmüthigen und ununterbrochenen Liebe, um nicht zu spät zu kommen; die Liebe ist dir die nothwendigste und unentbehrlichste aller Tugenden, wenn du nicht einst die abweisende Rede des himmlischen Bräutigams hören willst: „Ich kenne euch nicht!"

So laßt uns denn, nachdem wir den Werth der Liebe betrachtet haben, nicht länger mehr zaudern, voll Liebe zum Herzen Jesu Christi zu eilen und mit ihm unzertrennlich uns zu verbinden! Wie werden wir ihm aber unsere Liebe zu erkennen geben und auch im Werke zeigen, daß er unser Alles ist? Zuerst dadurch, daß wir die Sünde hassen, und dann dadurch, daß wir das heiligste

Sakrament ehren, in welchem wir das anbetungswürdige Herz Jesu Christi in unserer Mitte haben. Da aber weiß ich eine besondere Uebung, von der ich schon längst gerne gesprochen hätte und die ich gerade für den heutigen Tag aufgespart habe — es ist die ewige Anbetung des heiligsten Sakramentes. Durch die Ungunst und Glaubensarmuth zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts ist es geschehen, daß diese dem Sakramente schuldige Aufmerksamkeit und Sorgfalt beseitiget und die schöne Einrichtung abgestellt wurde, nach welcher in umgehender Ordnung von Pfarrei zu Pfarrei das heiligste Sakrament ausgesetzt und angebetet wurde bei Tag von den Welt- und bei Nacht von den Klosterleuten. Doch in unseren Tagen, die überhaupt wieder mehr Sinn für religiöses Leben geweckt haben, wurde auch diese Blüthe der Andacht wieder gepflegt und, soweit es thunlich war, wieder verbreitet und Viele von euch sind bereits Mitglieder dieser höchst empfehlenswerthen Bruderschaft. Daneben hat sich seit dem Jahre 1848 eine andere Bruderschaft gebildet unter dem Namen „Verein der ewigen Anbetung des allerheiligsten Sakramentes und des Werkes zur Unterstützung armer Kirchen", die zu Brüssel in Belgien entstand und bereits an vielen Orten und auch in den größeren Städten unseres Vaterlandes Eingang gefunden hat. Ihre Aufgabe ist, wie schon der Name sagt, eine zweifache: Immerwährende Anbetung des heiligen Sakramentes, Sühnung der demselben zugefügten Beleidigungen und dann Unterstützung armer Kirchen. Der Verein will den Herrn immer anbeten, weßhalb jedes Mitglied eine monatliche Betstunde übernimmt, und dann ihm auch in allen Kirchen eine würdige Wohnung bereiten. Von diesem letztern Zwecke führt er auch den Namen Paramentenverein, weil die Mitglieder, besonders die weiblichen, sich bemühen, kirchliche Paramente, d. h. die kirchlichen Geräthschaften und Kleider zu fertigen und fertigen zu lassen und zwar so, wie es dem kirchlichen Geiste und den kirchlichen Vorschriften entsprechend ist. Es ist überhaupt ein erhebendes Zeichen unserer Tage, daß der Sinn für die Zierde des Hauses Gottes immer mehr sich hebt und nachholt, was seit langen Jahren versäumt worden ist. Ueberall wird die Wohnung des heiligsten Sakramentes würdiger eingerichtet, und fast keine Dorfkirche gibt es, in welcher nicht eine Verschönerung und Reinigung vorgenommen wurde. Es ist das ein Zeichen, daß der Glaube an das heiligste Sakrament und die Liebe zu demselben im Wachsen ist. Daraus

erklärt es sich ganz natürlich, weßhalb man selbst bedeutende Summen nicht scheut, um Kirchen und Gottesdienste würdiger zu gestalten. Wenn dieser Glaube und diese Liebe auch hier bestehen, dann wird es keine Frage leiden, ob der erwähnte Vereine auch hier eingeführt werden kann. Die Andacht und Fürsorge für das große Sakrament werden ihn alsbald feste Wurzeln schlagen lassen, indem Niemand ferne bleibt, der noch an das Geheimniß der Liebe glaubt und es gläubig ehrt. Dazu kommt aber als zweiter Grund noch das Bedürfniß. Es fehlt immer noch nicht an armen Kirchen, in denen es am nothwendigsten Schmucke fehlt, es gibt arme Kirchen genug, welche der zum Gottesdienste nothwendigen Dinge mehr oder minder entbehren und namentlich arm sind an würdigen Purifikatorien, Corporalien und Altartüchern. Mit vereinten Kräften und mit gutem Willen ließe sich Vieles thun. Sollten denn nicht Frauen sich finden, welche das Amt der Muttergottes übernehmen und den göttlichen Sohn kleiden, umsomehr, als ja das weibliche Geschlecht ihm besonders viel zu danken hat; Frauen, die in freien Stunden unentgeltlich die Nadel für ihn führen und von ihrer Kunstfertigkeit in weiblichen Arbeiten, soweit es die Zeit gestattet, zu seiner Ehre Gebrauch machen? Sollte es dann an solchen fehlen, die, wenn sie nicht selbst thätig sein können, wenigstens ein Scherflein bieten zur Zierde des Herrn? Da unsere Stadt an gläubigem Sinne hinter keiner andern zurücksteht, so werden sich hier ebenso, wie an anderen Orten Theilnehmer für diesen schönen Verein finden, umsomehr, als bereits bisher von so Manchen schon Vieles und Großes zum Schmucke der Altäre geschehen ist. Mehr noch wird bewerkstelliget werden können, wenn die Freunde des Hauses Gottes sich einigen und gemeinsam sich ermuntern. Zu diesen zwei Gründen führe ich noch einen dritten an, den Gewinn nämlich, welchen wir machen durch die zahlreichen Abläße, deren wir theilhaftig werden, die ich später noch näher kund geben werde. Für alle diese Abläße nehmen aber die Mitglieder nur drei Pflichten auf sich:

1. Daß sie sich in den Verein einschreiben lassen als ordentliche Mitglieder.

2. Daß sie jeden Monat zu Hause oder in der Kirche, bei Tag oder bei Nacht das hochwürdigste Gut eine Stunde lang anbeten, welche Stunde sie selber bestimmen können. Für solche, die keine bestimmte Stunde übernehmen können, wird es genügen, wenn

sie der monatlichen Andacht des Vereins beiwohnen, die jedesmal an einem Sonntage stattfinden wird, und endlich

3. Daß sie einen jährlichen Geldbeitrag zur Unterstützung armer Kirchen leisten. Mitglied dieser Bruderschaft kann Jedermann, ob Alt oder Jung, Mann oder Weib, sein.

Ich denke nicht, daß hier auch nur eine Seele sich findet, die gegen diesen Verein sich auflehnt und mißmuthig spricht: Schon wieder einen Verein, eine Bruderschaft! Die Liebe zum heiligsten Sakrament, das Bedürfniß unserer Kirchen, der große Gewinn bei so geringen Verpflichtungen unterdrücken jede Widerrede und versichern mich euerer freudigen Zustimmung. Wie dankbar wird der Herr sein für das kleine Opfer, das ihr ihm bringet, und wie reichlich euch segnen und um wieviel inniger euch lieben, bis er endlich für die Zierde, die ihr ihm bereitet, euch die ganze und volle Schönheit seines Himmels schenkt. Darum traget Sorge, daß ihr Alle am Ende eures Lebens in freudiger Zuversicht mit König David sprechen könnt: „Herr, ich liebte die Zierde deines Hauses und den Ort der Wohnung deiner Herrlichkeit. Laß nicht zu Grunde gehen mit den Gottlosen meine Seele und mit den Männern des Blutes mein Leben" (Ps. 25, 8 u. 9). Amen.

Fünfte Predigt.

Kennzeichen der göttlichen Liebe.

„Aus ihren Früchten werdet ihr sie erkennen."
Matth. 7, 16

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

Nachdem der göttliche Heiland in den heutigen Evangelienworten die Kennzeichen angegeben hat, aus denen man die wahren und falschen Propheten unterscheiden kann, fügt er zum Schluße noch einen Satz bei, den Jeder für sich wohl beherzigen mag, um zu prüfen, ob er Hoffnung auf das ewige Leben habe oder nicht. Wie die Schafskleider den Wolf nicht zum Lamme machen, solange er seine Raubluft beibehält, ebenso machen bloße Worte den Menschen noch nicht zu einem Heiligen, solange die Werke fehlen, die gleichsam das Siegel der Worte sind. „Aus ihren Früchten werdet ihr sie erkennen." Was hilft es, zu rufen: Herr, Herr! — oder in einem Athem zu versichern: O mein Gott, ich liebe dich als das höchste Gut, wenn die Früchte fehlen, wenn diese Versicherungen nicht unterstützt werden durch ein Leben, das von Liebe zeugt? Der göttliche Heiland gibt uns somit zu verstehen, daß wir nicht bloß von andern falschen Propheten, sondern auch von uns selber getäuscht werden können, indem wir uns in der Liebe wähnen, da wir doch des Hasses würdig sind. Da aber, wie wir gehört haben, die Liebe die nothwendigste und werthvollste Tugend und ohne sie kein Heil zu hoffen ist, so liegt Alles daran, sie zu besitzen, und soweit es möglich ist, auch zu erkennen, ob wir in ihrem Besitze sind. Deßhalb möchte ich euch heute darlegen die **Kennzeichen der göttlichen Liebe**, damit ihr prüfen könnet, ob ihr sie habet, und wenn nicht, damit ihr mit allem Eifer nach ihr strebet

Ich beginne im Vertrauen auf den Segen des göttlichen Herzens, das ja der Sitz der ewigen Liebe ist!

Dieselben Merkmale, aus denen du auf die Liebe deines Nächsten schließest, sind es auch, woraus du erkennen kannst, ob du wirklich gegen Gott in Liebe entflammt bist. Nun ist aber das erste Zeichen der Liebe, daß man gerne an Jene denkt, denen man zugethan ist. Darum sagt Jesus selbst: „Wo euer Schatz ist, da ist euer Herz“ (Matth. 6, 21). Betrachtet nur jenen Freund, und ihr könnet euch leicht überzeugen, daß sich seine Gedanken viel mit seinem abwesenden Freunde beschäftigen; betrachtet jenen Bräutigam und ihr werdet finden, daß sein Herz häufig der Braut gedenkt, mit welcher er bald verbunden werden soll; betrachtet jenen Vater, jene Mutter, und es wird euch klar werden, wie sie im Geiste gar oft bei dem geliebten Sohne, bei der geliebten Tochter weilen, die in der Fremde sich befinden. Ach, heißt es, ich denke wohl tausendmal an meine Kinder, an meine Braut, an meinen Freund, und es ist kein Tag, keine Stunde, wo ich mich ihrer nicht erinnere und mir nicht vorstelle, was sie thun, und wie es ihnen ergehen mag. Sie sind mein erster Gedanke, wenn ich aufstehe, und mein letzter, wenn ich schlafen gehe. — Können wir, geliebte Zuhörer, wohl ebenso sprechen, wenn von der Liebe Gottes die Rede ist? Wie oft wenden sich wohl den Tag über unsere Gedanken dem höchsten Gute zu? wie gerne ergreifen wir die Gelegenheit, seiner wieder zu gedenken? Aus allen Geschöpfen, aus allen Werken spricht er zu uns, überall finden wir seine Weisheit, seine Macht, seine Güte und Liebe, und das kleinste Sandkörnlein verkündet ihn uns ebenso, wie das unermeßliche Himmelsgewölbe mit seiner leuchtenden Sonne und der Unzahl von Sternen. Zudem ist er überall uns nahe, in ihm leben, weben und sind wir. Wie natürlich und selbstverständlich ist es also, daß wir oft an ihn denken, da wir durch seine Werke, durch seine Allgegenwart so oft und unabläßig an ihn erinnert werden! Und dennoch, wieviel Tausend, wieviel Millionen Menschen gehen umher — in dieser Zahl sind vielleicht auch wir mit eingeschlossen — und denken nicht an Gott den ganzen Tag, die ganze Woche, das ganze Jahr. Sie erwachen; aber Gott ist nicht ihr erster Gedanke, sondern die Hoffart, die häusliche Sorge, die böse Lust: sie stehen mitten in der Schöpfung, aber sie haben keinen Gedanken für

den Schöpfer; sie leben von der Freigebigkeit des Schöpfers; aber sie finden nicht ein Gefühl des Dankes; sie legen sich zur Ruhe; aber sie vergessen, daß Gottes Auge auch durch die Finsterniß der Nacht liebend und wachend auf sie schaut. Wenn die Liebe Gottes in dir wäre, wie wäre es möglich, daß du das Morgen-, Abend- und Tischgebet vergessen könntest, daß du den ganzen Tag auch nicht einen Stoßseufzer findest, den du zum Throne des Allerhöchsten als Zeichen deiner Liebe emporsendest, daß du das ganze Jahr um seine Allgegenwart unbekümmert bleibst! Nein, du liebst Gott nicht, weil du nicht oder höchstens zufällig und nur auf Augenblicke an ihn denkst, während dein Herz doch sich immerdar mit dem vergänglichen Gewinne, mit den Eitelkeiten der wechselnden Mode oder wohl gar mit einer leichtfertigen und ausgelassenen Person beschäftiget.

Wenn wir Jemanden lieben, dann reden wir auch gerne von und mit dieser Person. Wovon das Herz voll ist, davon geht der Mund über, oder wie Christus sagt: „Aus der Fülle des Herzens redet der Mund." Den Liebling der Eltern werdet ihr, ohne zu fragen, gar bald errathen, wenn ihr nur auf die Reden derselben merkt und beobachtet, von welchem Kinde sie am liebsten und mit dem größten Eifer reden. Es ist ganz in der Ordnung, wenn ihr zu Einem, der oft und mit Wohlgefallen von einer Person redet, zuversichtlich saget: Diese Person muß dir in's Herz gewachsen sein, weil du so gerne von ihr sprechen magst. Wie oft und mit welchem Feuer sollen wir aber da von Gott reden, der unser ganzes Herz, unser ganzes Wesen ausfüllen soll, da wir verpflichtet sind, ihn zu lieben aus ganzem Herzen, aus ganzer Seele, aus ganzem Gemüthe und aus allen unsern Kräften! Muß nicht um ihn eigentlich sich unser ganzes Reden drehen, müssen wir nicht fast unwillkürlich auf ihn wieder zurückkommen, wenn wir auch von ganz anderen Dingen ausgegangen sind, müssen wir nicht am liebsten von ihm hören, das größte Interesse zeigen, wenn von seinem Ruhme, von seinem Namen die Rede ist, und mit allem Eifer und aller Gluth für ihn uns erheben, wenn wir sehen und hören, wie man ihn verachtet und beleidiget, lästert und verhöhnt? Nun denn, geschieht das von uns? Zählet die Worte, die sich auf Gott und göttliche Dinge beziehen, und zählet dann die Fluch- und Schmähreden, die täglich zum Verderben der Seelen gesprochen werden, und es wird sich zeigen, daß es nicht viele gibt, die ihn

lieben, eine erschreckliche Zahl aber von solchen, die ihn verspotten. Weder redet noch hört man gerne reden von Gott und göttlichen Dingen, während man dagegen am einfältigsten Gewäsche, an den sinnlosesten Fabeln und den lasterhaftesten Gesprächen die größte Freude hat, sie stundenlang führen und anhören kann. Solange dich jeder andere Gegenstand mehr unterhält als Gott, und solange dir die Anhörung des göttlichen Wortes lästig oder doch gleichgiltig ist, solange ist die Liebe Gottes nicht in dir.

Wenn wir Jemanden lieben, dann besuchen wir ihn oft und gerne. So oft uns der Weg an seiner Behausung vorüber= oder in deren Nähe führt, trachten wir auf Augenblicke wenigstens bei ihm einzukehren und einige Worte mit ihm zu wechseln; so oft wir freie Zeit haben, suchen wir unsere Freunde und Geliebten auf, ja wer weiß es nicht, daß Viele sogar eine weite Reise, die Beschwerden und Auslagen derselben nicht scheuen, um ihren Verwandten einen Besuch abzustatten und denen, die ihnen werth und theuer sind, einen Beweis der Liebe zu geben? Werden wir nicht dasselbe thun, wenn wir Gott lieben? Muß es uns nicht drängen, wie den Psalmisten, der die Sehnsucht seiner Liebe mit den Worten ausspricht: „Wie der Hirsch nach der Wasserquelle sich sehnt, so ächzt voll Verlangen mein Herz zu dir, o Gott! Nach Gott dürstet meine Seele.“ Wer Gott lieb hat, der wird in seinem Innern einen beständigen Drang fühlen und ein rastloses Verlangen mit ihm zu reden, ihn zu besuchen, mit ihm vereiniget zu sein. Ein liebendes Herz muß beten, muß in die Kirche, muß an den Tisch des Herrn eilen. Wenn du darum am Gebete Ekel und Unlust hast, wenn es dir eine Qual und eine Plage ist, wenn du es gänzlich versäumst und nur selten, höchstens am Sonntage im Hause des Herrn erscheinest und da während einer kurzen heiligen Messe Langeweile genug empfindest, wenn du an den Tisch des Herrn getrieben werden mußt und sonst ihn nicht aufsuchst, weder um zu beten, noch um die göttliche Speise zu empfangen und mit deinem Heilande Eins zu werden: dann hast du die Liebe nicht, dann bist du im Irrthume, wenn du dich für einen guten Christen hältst und einst das Himmelreich dir erwartest.

Wenn wir Jemanden lieben, dann bringen wir auch gerne für ihn Opfer. Wieweit hat es da bei Manchen die Liebe schon getrieben? Verzichten wir denn nicht auf unsere Wünsche und Pläne, weil sie mit denen unserer Freunde nicht übereinstimmen?

Lassen wir nicht manchen Gewinn fahren und entsagen wir nicht manchem Vergnügen zu Gunsten derer, die wir lieben? Betrachtet eine Mutter und sehet, welche Opfer sie bringt in ihrer Liebe! Sie theilt ihr Brod mit ihrem Kinde, sie durchwacht die Nächte an seinem Lager, sie trägt es auf ihren Armen, sie führt es an ihrer Hand, sie arbeitet bis in die tiefe Nacht an seinem Unterhalte und ist bereit, sogar das Leben hinzuopfern, um das des Kindes zu erhalten. Nimmer wirst du den für deinen Freund halten, der dir Beweise seiner Liebe gibt nur in den Tagen des Glückes, sonst aber sich kalt und karg beweiset, wenn die Stunden der Trübsal herangezogen sind, wenn es gilt, für dich auch Opfer zu bringen; wie sollten wir dann Freunde Gottes sein, solange wir für ihn nichts zum Opfer bringen wollen? Du mußt vor Allem deinen Willen ihm opfern dadurch, daß du seinen Geboten dich unterwirfst und nichts mehr fürchtest und verabscheuest, als die Sünde, mag sie auch noch so reizend und gewinnreich dir entgegentreten; du mußt ihm deine Freuden opfern, indem du auch die Trübsal willig und ergeben hinnimmst und geduldig alle Verluste trägst, die er dir auferlegt, mögen sie noch so herb und bitter sein und im Tode deiner liebsten Angehörigen, deiner treuesten Stützen und Beschirmer bestehen; du mußt ihm dein Vermögen opfern, indem du gerne und freudig Almosen gibst und zu guten Zwecken beiträgst und, so er es will, dasselbe dir gänzlich entreißen lässest durch die Unfälle, in welche Feuer und Wasser, Blitz und Hagel dich stürzen, mag auch die Armuth und Noth für dich noch so drückend und qualvoll sein; du mußt endlich entschlossen sein, auch deine Ehre und dein Leben ihm zu opfern und den Martyrtod zu dulden, unter den qualvollsten Schmerzen deine Seele auszuhauchen eher, als daß du ihn verleugnest, ihn beleidigst auch nur durch eine einzige Todsünde. Wo sind aber die, welche durch solche Opfer ihre Liebe zeigen? Ach, Gott verlangt von uns vielleicht weder das Vermögen, noch die Ehre, noch das Leben, und dennoch weigern wir uns, wenigstens unsere Neigungen und Leidenschaften zu opfern und unsern Willen unter das süße Joch der göttlichen Gebote zu beugen. Wie wenig gehört dazu, uns zu einer Todsünde zu verleiten! Ein geringer Gewinn reicht zu, auf daß Manche Ehre und Tugend verkaufen und den Tag des Herrn, ihren Leib und ihre Seele entweihen; eine armselige Versorgung ist genug, um das eigene und der Kinder Seelenheil auf das Spiel zu setzen und selbst den Glauben zu ver-

leugnen; ein schmachvolles Vergnügen muß Anlaß geben, den Herrn auf die ärgste Weise zu beleidigen und noch eine Unzahl von Andern ihm abwendig zu machen. Nein, wenn man die Zahl der Todsünder, die Zahl derjenigen, welche murren bei den geringsten Leiden und trostlos sind bei den einfachsten Verlusten, und überhaupt Alle, die für den Herrn sich gar nie überwinden und nie ihm etwas opfern, zusammenzählt, dann bleiben nur Wenige übrig, die den Trost haben, daß sie in der Liebe sind. Und doch gibt es nichts Liebenswürdigeres als ihn, unsern Gott.

So laßt uns doch einmal anfangen, ihn wahrhaft zu lieben! An ihn wollen wir immerdar denken, weil nur er unser Herz befriedigen kann; von ihm wollen wir allezeit reden und reden hören, weil er der würdigste und edelste Gegenstand unserer Unterhaltung ist, und nie genug von ihm gesagt werden kann, da seine Eigenschaften unerschöpflich sind; ihn wollen wir besuchen, so oft es geschehen kann, und im Gebete andächtig mit ihm reden, weil es keinen ehrenvolleren Besuch und keine größeren Auszeichnungen geben kann; für ihn wollen wir Alles opfern und Alles leiden, weil jedes Opfer klein ist gegen den Gewinn, der uns in sicherer Aussicht steht, da wir Gott selbst besitzen und in ewiger Wonne genießen werden: „Ich selbst," spricht der Herr, „werde dein überaus großer Lohn sein." „Alle Leiden dieser Welt sind," wie der heilige Paulus lehrt, „nicht zu vergleichen mit der Herrlichkeit, die an uns soll offenbar werden;" „denn kein Auge hat es gesehen, kein Ohr hat es gehört und in keines Menschen Herz ist es gedrungen, was Gott denen bereitet hat, die ihn lieben." Ihm wollen wir darum angehören ganz im Leben, im Tode, durch alle Ewigkeit. Amen.

Sechste Predigt.

Die Gleichförmigkeit unseres Willens mit dem göttlichen.

„Ich weiß schon, was ich thun will.“ Luc. 16.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

Hätte es dem treulosen Verwalter nicht an allem edleren Sinne, an aller Liebe zu seinem Herrn gefehlt, dann würde er, anstatt Unrecht auf Unrecht zu häufen, sich demselben zu Füßen geworfen und ihn um Gnade gefleht haben. Und gewiß hätte der Herr in Anbetracht der aufrichtigen Reue und der trostlosen Zukunft seines unredlichen Dieners sich großmüthig bewiesen, das ausgesprochene Absetzungsurtheil widerrufen und ihm Gelegenheit verschafft, seine Tage in Ehren und ohne Sorgen zu beschließen. So aber zeigt dieser Verwalter sich erst recht gewissenlos, da er nicht zufrieden, das Vertrauen des Herrn schon oft mißbraucht und getäuscht zu haben, denselben neuerdings auf die gröblichste Weise betrügt, noch ehe er über seine übrigen Veruntreuungen Rechenschaft abgelegt hat. Doch hüten wir uns, ein zu hartes Urtheil über ihn zu fällen, da wir sonst uns selbst richten und verurtheilen würden; denn untreue Verwalter sind wir Alle und, anstatt unsere Untreue zu gestehen, anstatt die Sünden, durch welche wir die Güter des Herrn mißbraucht haben, zu bereuen, haben wir nur neue Vergehungen hinzugefügt, — neue Laster, welche die alten zudecken und beschönigen sollten. Auch wir sind ohne Liebe zu unserem Herrn, und unser Fortsündigen liefert den schlagenden Beweis unserer Untreue und Lieblosigkeit. Möchten wir doch einmal in uns gehen und auf die Frage: Was soll ich anfangen?“ einen bessern Entschluß fassen,

als der untreue Verwalter! Möchte unser Aller Entschluß lauten: Ich weiß schon, was ich thun will, ich werde jetzt ernstlich anfangen, dem Herrn zu dienen und seine Sache als die meinige zu betrachten, ich will ihm meine Treue, meine Anhänglichkeit, meine Liebe dadurch zeigen, daß ich einzig nach seinem Willen handle. Dieß ist ja das höchste, das sicherste und untrüglichste Kennzeichen unserer Liebe zu ihm, daß wir seinem Willen uns unterwerfen, wie wir bisher ihm widerstrebt haben, daß wir in Allem dem göttlichen Willen gleichförmig werden, wie wir bisher beinahe in Allem ihm widersprochen haben. Von diesem untrüglichen Kennzeichen der Liebe Gottes, von dieser **Gleichförmigkeit unseres Willens mit dem göttlichen** will ich heute reden. Ich habe es da mit dem Ziele aller Vollkommenheit zu thun, und deßhalb flehe ich besonders um den Beistand des heiligen Geistes und rufe mit aller Innigkeit zu derjenigen, die, eine Magd des Herrn, den göttlichen Willen als ihren eigenen ehrte, zur allerseligsten Jungfrau und Gottesgebärerin Maria mit einem andächtigen Ave.

Die Gleichförmigkeit unseres Willens mit dem göttlichen ist eine aus reiner Liebe zu Gott entspringende Tugend, vermöge deren wir beständig bereit sind, Alles dasjenige, was uns in der Welt begegnen wird, und was Gott über uns beschlossen hat, mit Zufriedenheit zu erwarten, und das, was uns begegnet, und was Gott an uns thut, willig und gern anzunehmen — in der festesten Ueberzeugung, daß Alles, was und wie es Gott einrichtet, das Beste sein werde, auch wenn es unseren Einsichten und Ansichten entgegen sein sollte; kurz die Gleichförmigkeit unseres Willens mit dem göttlichen besteht in der Bereitwilligkeit, alle unsere Wünsche, Empfindungen und Hoffnungen dem Gutbefinden, der Anordnung und Fügung Gottes zu unterwerfen. Wenn unser Wille allzeit und in allen Verhältnissen sich dem göttlichen anschließt, wenn wir Nichts suchen und verlangen, als was dem Allmächtigen gefällt, und über nichts uns aufhalten, was er über uns verhängt, dann sind wir zur Gleichförmigkeit mit Gott gelangt. Soviel Mühe es auch immer kosten mag, zu dieser innigen Vereinigung, zu dieser höchsten aller Tugenden zu gelangen: o möchten wir uns doch durch Nichts abhalten lassen, nach ihr wenigstens zu streben! Deßwegen wollen wir jetzt die Beweggründe betrachten, die uns dazu antreiben sollen und ich gebe deren zwei an, indem ich sage: Wir

müssen unseren Willen dem Willen Gottes gleichförmig machen, weil er unser Herr und unser Vater ist.

Er ist der Herr. Seht um euch, der Himmel und die Erde verkünden es, daß er der Herr ist; der Himmel und die Erde sind ihm unterthan und vollziehen schnell und genau seinen Willen. Gott, sagt der königliche Prophet, betrachtet die Erde und macht, daß sie bei seinem Blicke zittert: „Er sieht an die Erde und macht sie beben" (Ps. 103, 32); er befiehlt dem Meere, seine Ufer nicht zu überschreiten, und es hält sich innerhalb der festgesetzten Schranken: Bis hieher darfst du kommen und nicht weiter, und hier zerschelle die Brandung deine Wogen; er gebietet den Winden, die stürmisch auf dem Meere sich erheben und gehorsam ziehen sie sich zurück und lassen das Meer in Ruhe zum Erstaunen aller Anwesenden, die voll Bewunderung ausrufen: Wer ist dieser, da Winde und Meer ihm gehorchen? er spricht zu den Felsen und sie spalten auseinander, zu den Bergen und sie öffnen ihre Gipfel und speien Feuer, und zu den Abgründen und sie erheben sich, kurz alle Geschöpfe, wie der Psalmist sagt, halten sich immer bereit, dem Befehle ihres Gottes nachzukommen: Feuer, Hagel, Schnee, Eis und der Sturmwind, der vollführt sein Wort. Wie es auf der Erde ist, so auch am Himmel. „Gott," spricht der Prophet, „entsendet das Licht und es geht, und er ruft's und es gehorcht ihm mit Beben. Die Sterne aber leuchteten auf ihren Warten und waren frohgemuth; sie wurden gerufen und sie sprachen: hier sind wir, und sie leuchteten mit Fröhlichkeit dem, der sie schuf" (Baruch 3, 33—35). Auf sein Gebot stand die Sonne still mitten am Himmel und eilte nicht, unterzugehen einen Tag lang; nach seinem Willen bewegen sich die Planeten und erscheinen die Kometsterne; nach seinem Wohlgefallen überzieht sich der Himmel mit Wolken und der Regen strömt herab Tag für Tag, während er ein andermal keinen Tropfen Wasser zu haben scheint, um die ausgedörrte Erde zu tränken.

Er ist der Herr, dem Alles gehorcht, ohne dessen Willen also sich nichts zuträgt, was am Himmel und auf der Erde geschieht. Es gibt keinen Zufall, kein blindes und rathschlußloses Zusammentreffen der Umstände, keine unbedingte Nothwendigkeit, die in der natürlichen Ordnung begründet wäre, kein sogenanntes Schicksal, gegen das auch, wie einst die Heiden fabelten, selbst die Gottheit nichts vermöchte. Unchristlich ist es daher zu sagen: der Zufall

hat es so gewollt, durch das Schicksal ward es so bestimmt, es hat nicht anders kommen können, ein feindliches Geschick hat mich verfolgt: alle diese und dergleichen Ausdrücke sind eitel und heidnisch, weil Alles nach dem Willen Gottes geschieht, der allen Dingen seine Gesetze gab.

Er ist der Herr. Aber nicht bloß über die vernunftlose Natur, sondern auch über uns, über einen Jeden, mag er auch die höchste und oberste Stelle einnehmen. Wie der Bildhauer Herr seines Bildes ist, weil er mit seinem Meißel es verfertigt hat; wie der Töpfer Herr ist seines Gefäßes, weil er es mit seinen Händen gebildet hat, so ist Gott auch unser Herr, weil er uns erschaffen und durch die Erlösung wieder erkauft hat, und er kann uns da und dorthin stellen, wie der Meister sein Werk an jeden beliebigen Ort stellt, kann uns erhöhen und erniedrigen, wie der Meister sein Werk an's Licht bringen oder in einen schmutzigen Winkel bergen kann. So wenig es dem Thone zusteht, mit dem, der ihn zum Geschirre gemacht hat, zu rechten und zu fragen: Warum hast du mich und warum gerade so und warum zu diesem und zu keinem anderen Zwecke gemacht, ebensowenig darf der Mensch sich dem Willen seines Schöpfers widersetzen und murren über die Bestimmung, die ihm geworden. Auf diese Herrschaft, die er als Schöpfer über uns besitzt, legt Gott selbst ein so großes Gewicht, daß er in zwei Hauptstücken im dritten Buche Moses, wo dem Volke Israel das Gesetz verkündet wird, ungefähr zwanzigmal das Wort wiederholte: „Ich bin der Herr", und endlich mit dem Ausspruche schloß: „Haltet alle meine Gebote und sämmtliche Bestimmungen, und erfüllet sie. Ich bin der Herr." Ich, sagt Gott zum auserwählten Volke, will von euch dieses und jenes, erinnert euch, daß ich das Recht habe, denn ich bin der Herr; ich will von euch dieses und jenes, erinnert euch, daß ich mit Recht auf die Vollziehung meines Willens dringe, denn ich bin der Herr. Aber nicht nur dann, wenn es sich um die Erfüllung seiner Gebote handelt, müssen wir unsern Willen mit dem seinigen in Einklang bringen, sondern auch bei allen andern Vorkommnissen, sie mögen freudig oder traurig, angenehm oder mühselig, anziehend oder schmerzlich sein, müssen wir mit ihm zusammenstimmen. Warum? Weil Nichts uns begegnet ohne seine Anordnung und Vorsehung.

Man wendet mir vielleicht ein: Wenn Alles nach dem Willen

Gottes geschieht, dann fallen ja auf seine Rechnung auch die Sünden, die begangen werden, dann muß er auch die Bosheit wollen, die so oft auf Erden sich breit macht. Wie kann aber Gott heilig sein, wenn er Urheber der Sünde ist oder sie wenigstens will? Dagegen sage ich: Allerdings will Gott niemals die Sünde, noch weniger ist er es, der sie veranlaßt; er hat Alles, was böse und verkehrt ist, von jeher verabscheut und wird es verabscheuen in alle Ewigkeit; aber er läßt es zu, weil er dem Menschen einen freien Willen gegeben hat, wodurch dieser nach Rechts oder Links sich bestimmen, das Gute wie das Böse wählen kann. Und er läßt das Böse, die Sünde zu, weil er sie auch seinen Plänen dienstbar zu machen und zum Guten zu lenken weiß. Daß die Söhne Jakobs ihren Bruder Joseph verkauften, daß Putiphars Weib ihn durch ihre Verleumdungen in's Gefängniß brachte, das wollte Gott allerdings nicht, aber er ließ es geschehen, weil Joseph gerade auf diese Weise zur zweithöchsten Würde im Egypterlande gelangen sollte. Man muß also da, wo es sich um Sünde und Laster handelt, unterscheiden zwischen Wollen und Zulassen. So sehr Gott die Sünde haßt, nimmt er sie doch auch in seine Pläne auf und läßt sie geschehen, weil auch sie ihm dienstbar werden und seine Absichten ausführen helfen muß. In diesem Sinne sagte der Prophet Amos: „Wird es ein Uebel geben in der Stadt, welches der Herr nicht gemacht hat?“ Deßhalb sind wir schuldig, mit unserm Willen in allen Stücken ihm zu dienen und mit seinen Anordnungen einverstanden zu sein, wenn er auch dem Nächsten und selbst dem bösen Feinde die Gewalt einräumt, uns zu beläſtigen und zu schaden und alle Bosheit wider uns auszuüben. Er ist unser Herr, er kann mit uns schalten und schalten lassen, wie er will, und mit dem Hohenpriester Heli müssen auch wir allzeit sagen: „Er ist der Herr, was gut ist in seinen Augen, thue er“ (1 reg. 3, 18).

Aber wir wissen noch mehr, wir wissen, daß er nicht ein strenger und grausamer, ein selbstsüchtiger und eigennütziger Herr ist, sondern unsern eigenen Vortheil und Gewinn, unser Heil und unsere Wohlfahrt will; er ist auch unser V a t e r, und wir bekennen es täglich und sogar mehr als einmal, wenn wir sagen: Vater unser, der du bist im Himmel! Wenn also sein Wille nur darauf gerichtet ist, uns Gutes zu erweisen, warum wollen wir je einmal ihm widersprechen, warum uns ungefügig zeigen, warum geben wir

uns ihm nicht gänzlich zu eigen? „O Herr," sagt der Psalmensänger (5, 13), „wie mit dem Schilde deines Willens hast du uns gekrönt," d. h. mit deinem guten und liebevollen Willen umgibst du uns gleichsam wie mit einem Schilde, der uns schützen soll gegen alle Uebel und Angriffe, die uns schaden könnten. Ebenderselbe versichert uns, daß Gott, sobald er uns elend sieht, für unser Wohl bedacht ist: „Elend bin ich wohl und arm, der Herr aber sorgt für mich" (39, 18), ja er behauptet, daß Gott uns wie seinen Augapfel beschützt: „Schütze mich wie den Apfel des Auges!" Und der Prophet Zacharias sagt, daß der, welcher uns beleidiget, Gott in seinem Augapfel verwundet: „Wer euch anrührt, der rührt den Apfel meines Auges an" (2, 8). Ja, wir finden in der heiligen Schrift noch viel zärtlichere Namen, wodurch uns Gott seine Vaterliebe und Vatersorge zu erkennen gibt. „Wie oft," heißt es dort, „wollte ich deine Söhne um mich versammeln, gleichwie eine Henne ihre Jungen unter ihre Flügel sammelt, und du hast nicht gewollt" (Matth. 23, 37). Und an einer anderen Stelle heißt es: „Wie der Adler lockt zum Fluge seine Jungen und über ihnen schwebt und seine Flügel spreitet: so nahm er das Volk und trug es auf seinen Schultern" (Deut. 32, 11.) Und als ob das Vaterherz noch zu enge wäre, um die Liebe Gottes für uns zu sinnbilden, nimmt er zur Mutterliebe noch seine Zuflucht und ruft uns durch den Propheten zu: „Kann wohl vergessen ein Weib ihres Kindleins, daß sie sich nicht erbarmte des Sohnes ihres Schooßes? Und wenn solche es vergäße, ich doch, ich werde deiner nicht vergessen. Sieh, in meine Hände habe ich dich geschrieben" (Isai. 49, 15). Ja noch mehr: „An der Brust sollt ihr getragen werden und auf den Knieen wird man euch liebkosen. Wie wenn Jemanden die Mutter tröstet, so werde ich euch trösten" (ebends. 66, 12, 13).

Dieser überaus zärtliche Vater, welcher die eifrigste und besorgteste Mutter noch übertrifft, hat es aber nicht bloß bei den Worten bewenden lassen, sondern seine Liebe gar deutlich zu erkennen gegeben in namenlos großen und zahlreichen Wohlthaten, sogar in der Hingabe seines eingebornen Sohnes. „So sehr hat er die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn hingab, damit Niemand verloren gehe." Sagt, was verlangen wir noch mehr, um gänzlich seinem heiligsten und liebevollsten Willen uns zu unterwerfen, vollständig demselben gleichförmig zu werden? Wenn du anstehst, deinen Willen in Allem abhängig zu machen

von dem Willen deiner Freunde und selbst deiner Eltern und Vorgesetzten, dann magst du eine Entschuldigung darin haben, daß diese doch es da und dort nicht immer auf das Beste mit dir meinen, sondern vom eigenen Vortheile sich können leiten lassen, aber keinen Einwand gibt es, der dich berechtigen könnte, jemals mit dem göttlichen Willen in Zwiespalt zu kommen.

Doch du entschuldigest dich vielleicht damit, daß Gott dir manche Uebel und Leiden schickt, die gar zu schwer zu tragen sind und empfindliche Opfer von dir fordern. Ach, du bedenkst dann nicht, daß er auch ein weiser Vater ist und dein Wohl besser versteht, als du selber. Was dir so schwer, was dir ein so großes Uebel scheint, das ist für dich gerade das wünscheswertheste Gut. Was würde aus dir werden, wenn Gott nicht mancherlei Leiden über dich verhängen, mit manchen Trübsalen und Prüfungen dich heimsuchen würde? Gerade dadurch zeigt er dir die größte Liebe, beweiset er sich als den zärtlichsten Vater. Wenn es dir anders scheint, so kommt das von deiner Kurzsichtigkeit, von der Blindheit und von der Unwissenheit deines Verstandes, der höchstens das zu beurtheilen vermag, was vor Augen liegt, aber die Zukunft und deren Zusammenhang mit der Gegenwart nicht erkennen kann. Wäre das der Fall, dann würden wir augenblicklich aufhören, von Uebeln zu reden und kein anderes Unglück mehr kennen, als die Sünde. Blicken wir doch zurück in unser Leben und wir haben selbst schon mehr als einen Beweis dafür, daß das, was uns ein Unfall schien, und in tiefe Trauer uns versetzte, eigentlich ein wahres und beneidenswerthes Glück gewesen ist. Sieh, du hast jene Stelle nicht erhalten, nach welcher du so sehr gestrebt, du bist nicht zu jener Versorgung gelangt, um die du so sehr dich abgemüht hast. Bist du nicht besser daran, hast du nicht viele Ungelegenheiten, Leiden und Kümmernisse, viel Schande und Noth dir erspart? Was hättest du durchzumachen gehabt, wenn du an jenen Ort gekommen wärest, jenen Ehebund geschlossen hättest! Deine Wünsche sind aber vielleicht in Erfüllung gegangen; wie froh jedoch wärest du jetzt, wenn sie wären vereitelt worden! Oder sieh, du hast eine schwere Krankheit durchzumachen gehabt; aber dieselbe war, so lästig sie dir fiel, so niedergeschlagen sie dich machte, gerade die Veranlassung zu deiner Besserung, die Ursache, daß du dem Kreise deiner leichtsinnigen und glaubenslosen Kameraden entzogen wurdest, der erste Stein zu deinem jetzigen Wohlstande und zu deiner Zufrieden=

heit. Oder du hast dein Lebtag lang dich mühselig fortschleppen und unter Entbehrungen und vielen Plagen deine gegenwärtige Stellung erringen müssen. Darüber warst du vielleicht oft unwirsch und mürrisch; aber du mußt jetzt bekennen, daß du nur so dein Ziel erreicht hast, während du verdorben wärest im Ueberflusse und Wohlleben. Trostlos und höchst verlassen bist du gewesen, weil deine Eltern frühzeitig wegstarben und als eine arme, unmündige Waise dich hinterlassen haben, und doch hat ihr Tod dir mehr genützt, als all' ihre Aufmerksamkeit und Sorgfalt, wenn sie am Leben geblieben wären. So leistet denn unsere eigene Vergangenheit Bürgschaft dafür, wie oftmals gerade das, was uns ein großes Glück schien, zu unserem Unheile geworden ist und Kummer und Thränen genug eingebracht hat, während so manche Ereignisse, die wir als Leiden und schmerzliche Uebel betrachtet haben, unser wahres Wohl begründen mußten. Wie könnten wir uns also weigern, dem Willen Gottes in Allem uns zu fügen und rücksichtslos und ohne allen Vorbehalt in denselben uns zu ergeben, da eine unendliche Weisheit und die wohlwollendste Liebe ihn leitet, auch da, wo wir nach unserer verkehrten Ansicht unter seiner Zuchtruthe zu seufzen scheinen? Was Gott über uns verhängt, das ist niemals ein Uebel, ist nie feindselig gemeint, gereicht nie zum Schaden. Mit Uebeln aller Art aber werden wir überhäuft, wenn wir unserem eigenen Willen folgen, und sicherlich ist es die größte Strafe, die der Herr uns anthun kann, wenn er demselben in Allem nachgibt und alle Wünsche unseres Herzens befriediget. Dem unverständigen Kinde gleich, dem der erzürnte Vater Alles hingehen, in dessen Händen er das scharfe Messer, das todbringende Gewehr läßt; dem Fieberkranken gleich, der in seiner Geistesabwesenheit und Raserei gerade das verlangt, was ihm zum Verderben ist, werden wir uns selbst zu Grunde richten, wenn allzeit geschieht, was wir wollen.

Darum lasset uns keinen Augenblick zaudern, unbedingt uns dem göttlichen Willen zu unterwerfen. Wir haben schon genug gelitten durch unseren Eigenwillen und genug nutzlose Besorgnisse, Aengsten und Qualen uns bereitet; jetzt aber wissen wir, was wir zu wollen und zu thun haben: nichts anderes, als was Gott will. Das soll das Losungswort für unser ganzes Leben sein: Ich will, was Gott will, wie und solange er es will. Und ich fürchte nicht, daß ich dabei zu Schaden komme; denn wenn ich der Führung

dieses weisen und liebeerfüllten Vaters mich unterstelle, dann werde ich sicher die Wege des Heiles gehen. Auf die ehrenvollste Versorgung, auf die höchsten Ehrenstellen, auf den rechtmäßigsten Reichthum, selbst auf ein Königreich will ich verzichten, wenn der Wille Gottes dawider ist. Dagegen werde ich es aber auch für keinen Verlurst, für kein Unglück erachten, wenn ich auch den Spott aller Leute auf mich nehmen, all mein Leben lang auf dem Lager der Schmerzen schmachten, in der bittersten Armuth meine Tage hinbringen und verlassen von Bruder und Freund umherirren und ausgestoßen und verachtet von der ganzen Welt sterben müßte. All' diese Prüfungen sind mir Gewinn, sobald der Wille Gottes sie mir auferlegt. Ob der Herr mich erhebt, ob er mich demüthiget, ob er mich belohnt oder bestraft, ob er mir Freuden sendet oder Leiden, ob er mit süßem Himmelsfrieden mich überhäuft oder in ein Meer von geistiger Trockenheit mich versenkt, ob er von seinen Engeln mich tragen läßt, oder ob er in die Hände feindlicher Gewalten mich überliefert und wie den frommen Job an Leib und Seele mich schlagen läßt, ob er mir lange und viele Tage verleiht oder in der Blüthe der Jahre mich abruft, ob er auf dem Krankenbette oder unter freiem Himmel, im Vaterlande oder in der Fremde den Tod mir sendet: immer und überall geschehe sein heiligster Wille; denn er ist der Herr, er ist mein Vater und was er will, ist recht und gut und führt zum Himmel. Amen.

Siebente Predigt.

Werth der Ergebung in den göttlichen Willen.

„O daß auch du, zumalen an diesem deinem Tage, wüßtest, was dir zum Heile dient!"
Luk. 19, 42.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

Derselbe Grund, welcher dem Herrn auf dem Oelberge Thränen erpreßt, treibt ihn auch an, im Tempel zu Jerusalem Stricke zu ergreifen und die Käufer und Verkäufer davon zu jagen. Hier wie dort ist es die Liebe, die ihn beseelt, wodurch er den Fall der ruchlosen Gottesstadt und das ewige Verderben der Heiligthumsschänder verhindern möchte. Doch diese Liebe wird nicht erkannt und gewürdiget. Beide, Jerusalem und die Makler im Tempel haben ihren Tag, den Tag der Gnade und Heimsuchung; allein sie wissen nicht, was ihnen zum Heile dient und bleiben verstockt und eilen trotz der Thränen und Stricke dem Untergange entgegen. Aber ach! sie sind nicht allein; denn wieviele wandeln auch heutzutage noch dieselbe Straße und ziehen am Ausgange derselben durch das Thor der ewigen Verdammniß! Jeder von uns hat seinen Tag, an dem er einsehen soll, was ihm zum Heile dient, an dem Gott der Herr entweder durch Thränen oder mit dem Stricke der Züchtigung zu ihm spricht. Doch man will seine Worte nicht verstehen, man widersetzt sich hartnäckig seinem Willen, boshafter noch als die Händler im Tempel, die doch aus der heil. Stätte sich entfernten mit Hinterlassung ihrer Wechseltische und Waaren. Wieviele werden nur aufgebracht über die Zurechtweisung, welche der Herr über sie verhängt, und toben in ungestümer Wildheit wider den, dem sie in allen Stücken sich unterwerfen, mit dem sie in vollständiger Gleichförmigkeit des Willens übereinstimmen sollten.

Er ist ja nicht bloß unser unumschränkter Herr, ohne dessen Anordnung oder Zulassung gar nichts in der Welt geschicht, sondern wir haben an ihm auch einen liebevollen und weisen Vater, der nur unser Bestes will und dieses auf die verständigste Weise. Wie lange noch wird es währen, bis wir wissen, was uns zum Heile dient? Um uns zur gänzlichen Hingabe an den göttlichen Willen zu entschließen, will ich denn zu der letzten Betrachtung noch eine neue hinzufügen, in welcher ich euch den **Werth** darlege, den die Gleichförmigkeit unseres Willens mit dem göttlichen hat: I. **für Gott**, II. **für uns selber**.

Möge mir die Gnade des heiligen Geistes beistehen, dieß euch recht klar zu machen, und durch ihre Fürsprache helfen jene, die wir preisen als die Hochgebenedeite, als unsere liebevollste Mutter, die unbefleckte Gottesgebärerin Maria!

I.

Alles, was wir immer von unserem Eigenthume dem Allerhöchsten darbringen, hat den Werth nicht, welchen das Opfer unseres Willens, die Gleichförmigkeit und Unterwerfung desselben unter den göttlichen hat. Hiemit bringen wir das größte und edelste Opfer, wie er selbst es bestätiget, wenn er durch den Propheten uns sagen läßt: „Gehorsam will ich und nicht Opfer." Das ist es, was er von uns fordert, wenn er spricht: „Mein Sohn, gib mir dein Herz!" (Prov. 25, 26.) Mit dieser einzigen Gabe, mit unserem Herzen, d. h. mit unserem Willen ist er zufrieden und mehr verlangt er nicht, um uns dafür alle Herrlichkeit einst entgegen zu geben. Hätten wir aber auch diese und so manche andere Aussprüche nicht, so würde doch schon unsere Vernunft uns sagen, daß wir mit der Hingabe unseres Willens in den göttlichen das kostbarste und werthvollste Opfer bringen. Wir bringen ja einen freien Willen zum Opfer und damit zugleich den ganzen Menschen. Der Wille ist das einzige Gut, das uns gänzlich angehört, unser eigentliches und wahres Eigenthum, während alle anderen Güter uns gleichsam nur geliehen und zur Verwaltung übergeben sind und jeden Augenblick uns wieder entzogen werden können. Ehre, Vermögen, Gesundheit und Alles, was wir sonst besitzen, sind vom Willen Gottes abhängig und werden uns gegeben oder entrissen, wie er es für gut findet; allein unseren Willen kann und will er, obwohl er ihn geschaffen, nicht gewaltsam beugen und

leiten. Der Allmächtige hat hier seiner Allmacht sich begeben und den Willen frei gemacht, so daß er sogar seinem Schöpfer widersprechen und ihn verhöhnen kann, während doch sonst alle Geschöpfe mit Furcht und Zittern die Stimme ihres Meisters hören und schleunig seine Befehle vollführen. Wenn wir ihm nun diesen vernünftigen, freien Willen unterwerfen, dann erweisen wir ihm eine größere Ehre, als wenn die ganze vernunftlose Schöpfung ihm gehorcht. Es mag dem Herrn zur Ehre gereichen, wenn ich meine Ehre ihm darbringe, indem ich um seinetwillen irgend eine Schmach freudig und standhaft ertrage; es mag ihm wohl gefallen, wenn ich meine körperlichen Kräfte zu seinem Dienste verwende; es mag ihn erfreuen, wenn ich von meiner Habe um seines Namens willen einen guten Gebrauch mache und einen guten Theil meines Einkommens den Armen und frommen Zwecken zuwende; es mag ihm angenehm sein, wenn ich selbst mein Leben in die Schanze schlagen will des Glaubens halber; aber ungleich kostbarer und werthvoller, als dieß Alles ist ihm mein Wille; denn über all die genannten Güter verfügt er schon, über den Willen aber nicht. Wie sehr ihm diese Unterwerfung des freien Willens gefällt, das ersehen wir aus dem Lobe, welches Gott dem David spendet, den er eben deßhalb einen Mann nach seinem Herzen nennt. „Ich habe," sagt er, „einen Mann gefunden nach meinem Herzen, der meinen Willen in Allem thun wird" (1. Kön. 13, 14.)

Doch ich habe hiemit noch nicht Alles gesagt, noch keineswegs den ganzen Werth des Opfers erschöpft; denn wir bringen mit der Unterwerfung unseres Willens nicht bloß ein freies Opfer, sondern wir opfern den ganzen Menschen. Wie so? Weil der ganze Mensch von dem Willen abhängt. Er ist der Gebieter in uns, der allen Kräften und Gliedern Befehle gibt. Die Hand, der Fuß muß sich bewegen, wie er es haben will; das Auge schließt sich, sieht auf- und abwärts, wie er ihm gebietet. Ein einziger Gedanke und der Mund öffnet sich und die Zunge redet so, wie es dem Willen beliebt. Wenn wir demnach unseren Willen mit dem göttlichen vereinigen, dann werden auch Leib und Seele dem Herrn gehorchen, dann haben wir uns ihm ganz überantwortet und uns mit Allem, was wir haben und was wir sind, ihm zur Verfügung gestellt. Wie ein König, der sich einem anderen unterwirft, nicht bloß seine eigene Persönlichkeit darbringt, sondern auch ein ganzes Land sammt allen seinen Einwohnern an die Stufen seines Thrones hinlegt, so

kann auch der Wille nicht allein huldigen, sondern mit ihm geben auch alle anderen leiblichen und geistigen Kräfte sich dem Dienste Gottes anheim. Und das ist dann der höchste Erweis unserer Liebe zu Gott, weil wir jetzt ihn lieben von ganzem Herzen und aus allen Kräften. Keinen Verstand, kein Gedächtniß mehr haben, als für Gott; keine Zunge, kein Auge, keine Hand mehr haben, als zur Ehre des Allerhöchsten, ist das nicht die oberste Stufe, welche die Liebe ersteigen kann? Will Gott, daß man liebe, so liebt man; will Gott, daß wir hassen, so hassen wir; will Gott, daß wir fliehen, so fliehen wir; will Gott, daß wir wirken, so wirken wir. Die Krankheit ist schmerzlich; aber will Gott, daß du sie ausstehest, und ist dein Wille dem seinigen gleichförmig, so wirst du sie in aller Geduld tragen, der Leib, die Sinnlichkeit dürfen nicht dagegen protestiren. Die Armuth ist beschwerlich; aber wenn Gott will, daß sie in deinem Hause ihre Wohnung aufschlage, so wird sie dir angenehmer sein, als der Haupttreffer in der Lotterie, weil dein Wille mit dem göttlichen im Bunde ist. Deine Angehörigen sind deine einzige Freude, dein größter Trost auf Erden; aber wenn Gott sie zu sich ruft, so wird deine Liebe nichts einwenden, weil dein Wille und der göttliche einstimmig sind. Du gehörst jetzt ganz und mit Allem, was dein Eigen ist, Gott an, mit der Hingabe deines Willens hast du ihm den ganzen Menschen hingegeben.

Deßwegen war es denn auch das höchste Bestreben des göttlichen Erlösers während seines Erdenlebens, in allen Dingen den Willen seines Vaters zu thun, mit demselben stets gleichförmig zu sein. Da er kam, den Zorn seines himmlischen Vaters zu besänftigen, so machte er ihm, weil alle übrigen Schlachtopfer zu dieser großen Aufgabe unzureichend waren, schon gleich bei seinem Eintritte in die Welt das vollkommenste Opfer seines Willens. „Schlachtopfer und Speisopfer hast du nicht verlangt," so spricht er durch den Mund des Propheten, „aber meinen Leib hast du zugerichtet: Brandopfer und Sündopfer hast du nicht begehrt! Da sprach ich: Sieh', ich komme! Im Anfange des Buches ist von mir geschrieben, deinen Willen zu thun. Mein Gott ich hab' es gewollt" (Ps. 39, 7. 8 u. 9). Mit eben dieser Ergebung, welche die Triebfeder seiner wunderbaren Menschwerdung war, legte er später seine ganze Laufbahn zurück, und wenn er als Kind in den Windeln weinte, wenn er seine

Knabenjahre in Egypten, seine Jugend in der Werkstätte eines Zimmermannes zubrachte, wenn er sich abmattete, wenn er sauern Schweiß vergoß und alle Drangsale erlitt, so geschah dieß Alles, weil es der Vater so wollte, und weil sein Wille mit dem des Vaters übereinstimmte, wie er selber sagt: „Ich thue allzeit, was ihm wohlgefällig ist" (Joh. 8, 29). Er versichert überdieß, daß er in keinem Dinge seinen eigenen Willen zu befriedigen suche: „Ich suche nicht meinen Willen, sondern den Willen dessen, der mich gesandt hat" (Joh. 5, 30). Ja, es lag ihm dies so nahe, daß er den Willen Gottes sogar seine Speise nannte: „Meine Speise ist es, daß ich den Willen Desjenigen thue, der mich gesandt hat." Außerdem hat er auch uns beten gelehrt: „Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden" und erklärt, daß nur die, welche den Willen seines Vaters thun, Anspruch auf seine Liebe und auf den Himmel haben. „Wer den Willen meines Vaters thut, der im Himmel ist, der ist mir Bruder und Schwester und Mutter" (Matth. 12, 50) und wieder an einer andern Stelle (7, 21): „Wer den Willen meines Vaters thut, der im Himmel ist, der wird eingehen in's Himmelreich." Wie er voll Ergebung in den Willen seines Vaters in die Welt kam, in derselben lebte, so hat er sie auch verlassen. Nicht nur hat er auf dem Oelberge eingewilliget in alle Schmerzen mit dem Rufe: „Nicht wie ich will, sondern wie du willst" (Matth. 26, 39), sondern er hat auch Alles durchgeführt nach demselben Willen, so daß auch nicht ein Jota unerfüllt geblieben ist. Erst als Alles vollbracht war, da neigte er sein Haupt und gab den Geist auf. Wenn nun der Sohn Gottes diese Gleichförmigkeit mit dem göttlichen Willen so hoch achtete und allzeit bewahrte, wer sieht dann nicht ein, daß sie einen unvergleichlich hohen Werth bei Gott haben müsse? Aber sie hat auch Werth für uns; denn sie ist die Krone aller Selbstverleugnung und die Quelle alles Friedens.

II.

Alle Selbstverleugnung, welche Christus der Herr gelehrt und befohlen hat, zielt auf nichts Anderes ab, als auf die Gleichförmigkeit unseres Willens mit dem göttlichen. Wir müssen uns Vieles versagen, wir sollen wachen und beten, fasten und uns enthalten,

damit wir unsere Neigungen und Leidenschaften bezwingen, und diese sollten wir bändigen, damit sie nicht dem Willen und Befehle Gottes sich entgegensetzen. Die Abtödtung ist somit nur ein Mittel, zur vollkommenen Ergebung in den Willen des Herrn zu gelangen. Sind wir aber zu dieser gelangt, dann haben wir auch die Bürgschaft, daß wir den Gipfel der Selbstverleugnung ersteigen. Würdest du aber dein Fleisch noch so sehr kreuzigen und alle deine Sinne zähmen, eitel ist es, wenn dein Wille nicht mit dem göttlichen gleichförmig würde. Alles dagegen, was du zur Abtödtung unternimmst, hat Werth, sobald dein Wille sich bereitwillig und gerne dem göttlichen unterordnet. Thust du das, dann hast du auch gelernt, dir Vieles zu versagen; denn der göttliche Wille wird dir Manches auferlegen, wo du deine Enthaltsamkeit und Strenge bewähren kannst. Du mußt, um allzeit mit dem Herrn übereinzustimmen, bald in Armuth schmachten, bald von schweren Leiden dich peinigen lassen, bald einen empfindlichen Verlust verschmerzen, bald unter Verfolgungen ächzen, bald Trockenheit im Gebete empfinden; bald gilt es demüthig zu bleiben, bald gehorsam zu sein, bald in Geduld zu verharren. Wieviele Neigungen werden da, wenn du dies kannst, erloschen sein, wieviele Leidenschaften müssen dich verlassen haben, wie vielen Wünschen mußt du entsagt haben! Kann es dir aber dann am Frieden fehlen? Nimmermehr. Darum werde gleichförmig mit Gott und du wirst den Frieden Jesu Christi haben.

So lange wir unserem eigenen Willen nachhangen, können wir den Frieden nicht haben, weil alle Augenblicke Ereignisse kommen, die gegen unser Erwarten sind und uns verstimmen. Wir sind ein Spielball derselben und schwanken wie die Meereswoge bald dahin und bald dorthin, sind jetzt voll ausgelassener Freude, weil uns ein vermeintliches Glück zu Theil geworden ist, und in der nächsten halben Stunde voll der thränenreichsten Trauer, weil uns ein unverhoffter Unfall getroffen hat. Wir haben keinen festen Halt- und Ruhepunkt, keinen Gleichmuth und somit auch keinen Frieden. Wächst aber unser Wille mit dem göttlichen zusammen, wie ganz anders wird es jetzt! Im Vertrauen auf die weise und liebevolle Weltregierung Gottes sehen wir ohne Sorgen und Bangen der Zukunft entgegen, und nichts wird uns ängstigen, verwirren, betrüben und rath- oder trostlos machen können. Wenn Alle ihren Willen mit dem göttlichen in Einklang brächten, dann gäbe es gar

keinen Unglücklichen mehr auf Erden, wir würden vielmehr den Seligen im Himmel gleichen. Wie es nämlich im Himmel keine Veränderungen, keinen Wechsel gibt, wie die Seligen immerdar in demselben Zustande verbleiben und die Anschauung der göttlichen Wesenheit genießen: so werden auch die, welche in dieser Welt zu jener entschiedenen und vollkommenen Gleichförmigkeit gelangt sind, daß all' ihre Freude und all' ihr Wollen das göttliche Wohlgefallen und der göttliche Wille ist, von den zufälligen Veränderungen dieses Lebens und von den verschiedenen Ereignissen nicht betroffen oder beunruhiget; ihr Wille und Gemüth ist mit dem Göttlichen so geeinigt und demselben gleichgeformt, daß sich bei ihnen die Mühseligkeiten in Freude, die Bitterkeit in Wonne und Süße verwandeln, weil sie sehen, daß Alles von seiner Hand herkommt. In diesem Sinne schreibt der Völkerapostel: „Denen, die Gott lieben, gereichen alle Dinge zum Besten" und im Buche der Sprichwörter heißt es: „Den Gerechten betrübt Nichts, was immer ihm auch widerfährt." Sehr treffend sagt deßhalb die heilige Katharina von Siena, die Gerechten seien wie Christus, unser Erlöser, welcher niemals die Seligkeit seiner Seele verlor, ungeachtet er am Leibe viele Schmerzen und Leiden hatte. Jene, die mit dem göttlichen Willen stets einverstanden sind, gleichen dem Dornbusche, der unversehrt und unverändert dastand, obwohl die Flamme ihn ganz umhüllte, oder jenen drei Knaben im Feuerofen, denen kein Härlein versengt wurde, obgleich jene sich tödtlich verbrannten, die sie hineinwarfen. Mit dem edlen Dulder der Vorzeit können auch sie sagen: „Herr, du quälst mich wunderbar," d. h. obwohl ich leide und Drangsale habe, verspüre ich doch nichts davon und habe allen Frieden, weil ich deinen Willen habe; es ist eine wunderbare Qual, weil ich sie nicht empfinde, weil sie mir nicht lästig wird.

Ich will euch auch den Grund angeben, weßhalb durch die Gleichförmigkeit mit dem göttlichen Willen beständig der Friede in uns bleibt. Es kommt daher, weil in diesem Falle Alles nach unserem Wunsche geht. Wer keinen eigenen Willen hat, thut immer den eigenen Willen. Das klingt zwar ganz sonderbar, allein es verhält sich in Wirklichkeit so: wenn wir unseren Willen behalten, dann haben wir ihn nicht, und wenn wir ihn opfern, dann besitzen wir ihn, ähnlich wie der göttliche Heiland sagt: „Wer sein Leben liebt, der wird es verlieren, wer es aber haßt, der bewahrt es."

Und doch ist es so. Hast du auf deinen Willen verzichtet, dann ist der göttliche dein Führer und Lenker; anstatt deines menschlichen Willens hast du den göttlichen angenommen. Da aber nichts ohne Gottes Willen geschieht, so folgt daraus, daß nun Alles auch nach deinem Wunsche gehen muß. Gott setzt dich an diesen Platz, und es ist das dein Wille, weil dieser ganz derselbe, wie der göttliche ist; Gott schickt dir jene Trübsal, und sieh, dieselbe kommt ganz nach deinem Wunsche, weil dieser mit dem göttlichen harmonirt. Gott schickt dir innere Leiden, große Trockenheit im Gebete, und doch betrübt es dich nicht, weil auch hiedurch dein Wille geschieht. Bist du zur Gleichförmigkeit mit dem göttlichen Willen gekommen, dann regnet es und scheint die Sonne nach deinem Wunsche, dann ist es kalt und heiß, wie du es willst. Wenn du also immer nach deinem Willen leben willst, so nimm nur den göttlichen an; alsdann wird nichts kommen, was deinen Wünschen entgegen wäre. Sehr schön zeigt uns dieß folgende Geschichte:

Dem ehrwürdigen Johannes Tauler, einem der größten Theologen und Prediger des vierzehnten Jahrhunderts, begegnete eines Tages am frühen Morgen ein Mann, dessen Gewand den dürftigsten Bettler verrieth und dessen Aussehen das thätigste Mitleid erregte. Tauler geht auf den armen Mann zu und redet ihn mit den Worten an: „Guten Morgen!“ — Der Arme nahm aber diesen Gruß nicht an, sondern antwortete: „Ich habe noch nie einen schlimmen Morgen gehabt!“ Der Gelehrte wollte nun den Alltagsgruß verbessern, indem er sprach: „Der liebe Gott helfe euch zum Glücke!“ Aber der Bettler antwortete wieder schnell: „Ich bin noch nie unglücklich gewesen.“ Es meinte nun Tauler, der Bettelmann treibe bloß Scherz; darum rückte er näher an ihn heran und sprach: „Ich wünsche, daß euch Alles nach Wunsch gehen möge!“ — „Es geschieht ohnehin nur,“ war die Antwort des Angeredeten, „was ich will, was ich wünsche, und ich bin darum glücklich.“ „Wie,“ sagte nun verwundert der Gelehrte, „ihr seid glücklich, und es ist doch keines der begünstigten Glückskinder ganz glücklich?“ „So ist es, mein Herr,“ versetzte der Bettler, „ich sagte, daß ich noch keinen schlimmen Morgen gehabt; ich war ja immer mit meinem Schicksale zufrieden; ich sagte, daß ich noch nie unglücklich gewesen; ich habe ja kein Bedürfniß und kein Verlangen nach den Gütern des Glückes, und das ist mein Glück; was ihr Glück oder Unglück nennt, das kenne ich nicht. Ich weiß ja,“ fuhr der Bettler

fort, „einen Vater im Himmel, der mir immer gut will; darum lobe ich ihn, wenn der Hunger mich quält; ich lobe ihn, wenn mir Hitze oder Kälte an die Haut rücken, und wenn böse Buben meiner spotten, lobe ich ihn wieder; denn ich weiß, daß es nicht ohne sein Wissen geschieht. So will ich nur, was Gott will, und weil ich will, was Gott will, so geschieht auch immer, was ich will — und ist das nicht das größte Glück, wenn nur immer das geschieht, was man will?" — „Ist das euer Ernst?" fragte weiter der Gelehrte. „Wie nun, wenn euch Gott hinabschleudern wollte in den Abgrund der Hölle, wollet ihr dann auch noch, was Gott will?" „Gott mich zur Hölle hinabstürzen?" versetzte mit gutmüthig lächelnder Miene der Bettler; — „und wenn auch Gott mich hinabstürzen wollte zur Hölle, so würde ich wieder wollen, was er will; denn wisset, ich habe zwei Arme, deren Stärke wunderbar ist, von denen einer „Hingebung in seinen Willen" und der Andere „aufrichtige Liebe" heißt; mit diesen zwei Armen würde ich Gott umklammern und von ihm nicht mehr ablassen, also daß ich ihn selbst mit mir in die Hölle hinabzöge, und weit lieber würde ich in der Hölle mit Gott sein, als im Himmel ohne Gott — die Hölle ist ein Himmel, wenn Gott darin ist."

Ach lasset uns, geliebte Zuhörer, die Gesinnung dieses Mannes nachahmen, denn alsbald wird es auch für uns keinen schlechten Morgen oder Abend, keine Glücks- und Unglückstage mehr geben, dann fallen viele Sorgen und Kümmernisse hinweg, dann vertrocknen viele, schmerzliche Thränen, dann können wir einen ganzen Kram eitlen Aberglaubens entbehren. Es ist ja doch leichter einem, als zwei Herren dienen. Ringen wir nicht nach Gleichförmigkeit mit dem göttlichen Willen, dann müssen wir doppeltes Joch tragen, das Joch unseres und das des göttlichen Willens, und zwei Herren dienen, die gar oft im Widerspruch sind, von denen der eine Ruhe, der andere Arbeit, der eine Vergnügen, der andere Trübsal, der Eigenwille Freude, Genüsse, der göttliche Willen dagegen Leiden und Widerwärtigkeiten fordert. Betrachten wir die Kinder dieser Welt, wie weit sie es bringen in der Verleugnung ihres Willens, wie sie bloß vom Gewinne und Eigennutze angelockt, sich gänzlich nach einem Fremden fügen und das vom ersten Hofbeamten an, der dem Könige zur Seite steht, bis zu dem Bedienten, der seinem Herrn auf dem Fuße nachgeht, ja bis zum letzten Troßbuben. Sie essen gleichsam nach fremdem Hunger, heute früher, morgen später,

wie es dem Herrn gefällt; sie schlafen nach fremdem Schlaf, indem sie nach der Laune ihres Vorgesetzten bald vor, bald nach Mitternacht zu Bette gehen; sie lachen, reden, reisen, schreiben nach fremdem Willen und kleiden und geberden sich sogar nach Vorschrift ihrer Gebieter, und das Alles, um eine verwelkliche Krone zu erhalten, während es bei uns gilt, eine unverwelkliche zu erringen, nicht einem launenhaften, sondern einem unveränderlichen, allweisen und allheiligen Willen zu gehorchen, nicht dem fremden, sondern dem eigenen Nutzen zu dienen. Gott verlangt nicht so viel, wie die Welt, um euch dafür mehr, ja Alles zu geben, das Opfer des Eigenwillens aufzuwägen mit einem unverwüstlichen Frieden hierorts, mit einer ewigen Herrschaft im Himmel. Gelobt, gebenedeit und angebetet sei darum allezeit der allerheiligste und liebevollste Wille Gottes. Den Trostspruch der heiligen Theresia wollen wir darum von heute ab zu dem Wahlspruche unsres Lebens machen:

„Nichts soll dich ängstigen,
Nichts dich erschrecken,
Alles vergeht,
Gott bleibt derselbe.
Geduld erreicht Alles;
Wer Gott besitzt,
Dem kann nichts fehlen:
Gott nur genügt.“ Amen.

Achte Predigt.

Die Beweggründe unserer Nächstenliebe.

„Ein Jeder, der sich ohne Ursache wider seinen Bruder erzürnet, verfällt unter's Gericht."
Matth. 5, 22.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

Der heutige Evangelienabschnitt ist aus jener Rede des göttlichen Heilandes genommen, in welcher er die Anforderungen des alten Bundes den Verpflichtungen des neuen Bundes gegenübergestellt, um zu zeigen, um wieviel vollkommener seine Lehre ist, als das Mosaische Gesetz. Um Christ zu sein, reicht es noch nicht zu, bloß den Buchstaben des Gesetzes zu befolgen, sondern du mußt auch den Geist desselben in dich aufnehmen; sonst ist deine ganze Gerechtigkeit bloß eine pharisäische. Im vorgelesenen Evangelienabschnitte nun erklärt der göttliche Heiland das fünfte Gebot, indem er zeigt, daß dasselbe noch lange nicht erfüllt sei, wenn man den bloßen Todtschlag vermeidet, sondern daß auch Alles zu meiden ist, was zum Morde führt oder noch richtiger gesagt, was der Liebe entgegen ist. Schon derjenige, welcher seinem Bruder zürnt, verfällt unter das Gericht, und eine weitaus größere Strafe verdient, wer sogar Schimpf- und Schmähworte wider den Nächsten spricht. Ja der Herr geht noch weiter und verlangt, daß du sogar jene zu versöhnen trachtest, gegen die du selbst nichts hast. und die ohne deine Schuld über dich erbittert sind. Wenn du weißt, daß dein Bruder etwas gegen dich hat, so sollst du deine Opfergabe liegen lassen und mit ihm zuvor dich vereinigen. Wohl mögen diese Forderungen und Aussprüche dem sinnlich-hochmüthigen Menschen schwer und hart erscheinen; allein der göttliche Heiland besteht

deßungeachtet auf denselben, weil ja nichts so sehr dem Grund- und Hauptgebote der Liebe entgegensteht, als Haß, Zorn und Feindschaft. Deßhalb enthält das heutige Evangelium im Grunde nichts Anderes, als eine mächtige Aufforderung zur Nächstenliebe und führt im Evangeliumbuche auch die Ueberschrift: Von der Liebe des Nächsten. Die Strafen, welche auf die verschiedenartigen Fehler gegen die Nächstenliebe ausgesprochen werden, sollen dich aneifern, dieses Gebot mit besonderer Treue zu beobachten. Es ist zwar oft schon von diesem Gegenstande zu euch geredet worden, allein, da wie die Erfahrung zeigt, dennoch so wenig Nächstenliebe in der Welt sich findet, so kann es wohl nicht schaden, wenn wir gerade über diesen Punkt wiederum unsere Betrachtung anstellen. Wir wollen heute die **Beweggründe** untersuchen, mit denen Christus uns zur Liebe des Nächsten verpflichtet; wir thun dieß vertrauend auf seinen mächtigen Beistand und unter dem Schutze seiner unbefleckten Mutter, der allerseligsten Jungfrau Maria.

Zur Nächstenliebe verpflichtet uns Christus durch drei Beweggründe, durch seinen ausdrücklichen Befehl, durch sein leuchtendes Beispiel und durch seine ermunternden Belohnungen. Das Gebot, den Nächsten zu lieben, nennt Christus sein Gebot und ein neues Gebot: „Dieß ist mein Gebot, daß ihr euch unter einander liebet," so lesen wir bei dem heiligen Johannes am 15. Hauptstück und am 13. heißt es: „Ich gebe euch ein neues Gebot, daß ihr euch unter einander liebet." Wie kann er aber also reden und dieses Gebot neu nennen, da er doch selbst es ein uraltes Gebot nennt mit den Worten: „Ihr habet gehört, daß gesagt worden: du sollst deinen Nächsten lieben"? Zwei heilige Väter, der heilige Thomas und der heilige Augustinus lösen diesen Zweifel so auf, daß sie sagen, es sei ein neues Gebot in Ansehung seiner Ursache und vermöge seiner Wirkungen. Ein neues heißt es der heilige Thomas, weil es den Unterschied zwischen dem alten und dem neuen Bunde ausmacht; ein neues nennt es der heilige Augustinus, weil es die Menschen erneuert. Während die Furcht das Merkmal des alten Bundes war, sollte die Liebe das Kennzeichen des neuen werden, und da der Herr aus seinen Nachfolgern ein neues Volk oder, wie der Apostel sagt, ein neues Geschöpf (2 Cor. 5, 27) zu gestalten gedachte, so wußte er diese Umgestaltung und Erneuerungen

auf keine bessere Art zu bewerkstelligen, als durch die Liebe. Das Gebot der Liebe ist demnach sowohl sein Gebot, als auch ein neues Gebot, weil er eben sowohl den neuen Bund, als auch die Erneuerung seines Volkes darauf gegründet hat. Aber eben daher entsteht für uns die unvermeidliche Pflicht, diesem Gebote auf's Genaueste nachzukommen. Wir sind nicht allein verbunden, unseren Nächsten zu lieben, sondern ihn auch so zu lieben, daß durch die Liebe aus uns Christen neue Geschöpfe gebildet werden, die sich von allen denen unterscheiden, die keine Christen sind. Hieraus könnt ihr denn gar leicht schließen, wie rein, wie brennend, wie aufrichtig und uneigennützig unsere Liebe sein muß, wenn sie ein Merkmal und Kennzeichen des Christenthumes abgeben soll. Jemanden zu lieben, weil auch er uns liebt; Jemanden zu lieben, weil er uns Gutes thut oder gethan hat, weil er uns gefällt, weil er tugendsam ist, dazu gehört keine Kunst; es ist zwar, wenn ihr wollt, eine Nächstenliebe, aber es ist keine christliche Nächstenliebe, wodurch wir uns von den Nichtchristen unterscheiden. Auch ein Heide und Götzendiener, der roheste Naturmensch, wenn er in der Brust ein Herz und in seinem Haupte irgend welche Vernunft hat, folgt der Zuneigung des Gemüthes, der Verwandtschaft des Blutes, dem Triebe der Dankbarkeit und den Einladungen der Tugend, weßhalb Christus sagt: „Wenn ihr nur die liebet, die euch lieben, welchen Lohn werdet ihr haben? Thun das nicht auch die Zöllner? Und wenn ihr nur euere Brüder grüßet, was thut ihr mehr? thun das nicht auch die Heiden?" (Matth. 5, 46). Wißt ihr also, was christlich lieben heißt? Es heißt einen Jeden, wer er auch sei, reich oder arm, vom Adel oder aus dem Volke, glücklich oder elend, widerwärtig oder gefällig, fremd oder einheimisch, es heißt, sage ich, einen Jeden betrachten, als den Sohn ein und desselben Vaters, der im Himmel ist, als ein Mitglied desselben Leibes, dessen Haupt Christus ist, als Pflegekind eben jener Kirche, welche wir für unsere Mutter erkennen, und darum ihn trösten, wenn er betrübt ist, ihm beispringen, wenn er in Noth sich findet, ihn leiten, wenn er sich verirrt, sein Unglück aufrichtig bedauern, seines Glückes herzlich froh werden und überhaupt ungefälschte Proben eines freundschaftlichen Herzens ablegen! Das erst ist christliche Nächstenliebe, daran sagt Christus, wird man erkennen, daß ihr meine Jünger seid. So war in der That auch, wie der kirchliche Schriftsteller Tertullian bezeugt, die Liebe

der ersten Christen, die wegen ihrer gegenseitigen Aufmerksamkeit, wegen ihrer gleichförmigen Gesinnung, wegen ihres friedlichen Zusammenlebens und ihrer eifrigen Hilfeleistung das Erstaunen der Heiden erregten, so daß sie ausriefen: Seht, wie gutherzig die Christen einander begegnen! Seht, wie sie sich lieben!

Wenn nun — erlaubt mir im Vertrauen diese Frage — zu unseren Zeiten irgend ein Götzendiener in unsere Stadt käme, könnte er auch uns jenes ehrenvolle Zeugniß geben, das jene Christen von den Heiden erhielten? Würde die Nächstenliebe, die er findet, ihm Achtung einflößen und beweisen, daß unser Glaube weit über seiner Abgötterei stehe? Ach wie sehr fürchte ich, daß er schon nach einigen Stunden sagen müßte: Wo ist jene Liebe, deren die Christen sich rühmen, und die sie als unterscheidendes Merkmal von uns armen Heiden anpreisen? Ich sehe in den Familien Brüder und Schwestern, die sich eines zeitlichen Vortheils halber, einer Arbeit, eines Geschenkes, einer kleinen Erbschaft wegen zerschlagen, ich sehe die nächsten Blutsverwandten im grimmigsten Hasse wegen einiger unbedachtsamen Worte, wegen einer versäumten Ehrenbezeugung; ich sehe die nächsten Nachbarn mit erbitterter Miene und ohne Gruß aneinander vorübergehen wegen einer Spanne Erde; ich treffe jahrelange Feindschaften, eine Unzahl von Prozessen, eine Fluth von Schmähungen und Verleumdungen, heimliche und offene Ränke, Mißgunst und Eifersucht, Rachgier und Verwünschungen. Die Liebe der Christen steht in Nichts höher, als die Liebe der Heiden, so würde er sprechen und verächtlich denken von der Lehre des Erlösers. Aber wehe demjenigen, der durch sein Betragen dem Christenthume einen so ärgerlichen Schandflecken anhängt, er hat von Christus, der sein Richter sein wird, dermaleinst einen bittern Vorwurf zu erwarten, weil er sein Gebot nicht geachtet hat, — ein Gebot, das doch so leicht zu erfüllen war. Hätte der Herr uns eine weit größere Tugend aufgebürdet, hätte er als Kennzeichen seiner Jüngerschaft zur äußersten Armuth, zu den strengsten Bußwerken, zu den härtesten Abtödtungen und Entsagungen uns verpflichtet, dann, ja dann, möchten wir eine Entschuldigung haben: aber welchen Vorwand werden wir ersinnen, um ihn zu beschwichtigen, weil wir das Gebot der Nächstenliebe nicht gehalten haben? Was ist denn in der Liebe Beschwerliches, was ist in der Liebe Mühsames? „In den übrigen Werken," sagt der heilige Hieronymus, „kann einer bisweilen eine Entschuldigung vorschützen; wegen des

Mangels der Liebe aber kann Niemand sich entschuldigen. Es kann einer mir sagen: ich kann nicht fasten; kann er aber auch sagen: ich kann nicht lieben? Es kann einer sagen: ich kann die Jungfräulichkeit nicht bewahren, kann nicht mein ganzes Vermögen verkaufen und den Armen geben; kann er aber auch sprechen: ich kann die Feinde nicht lieben? Es werden hier weder die Füße angestrengt durch Laufen, noch ermüden die Ohren durch Hören, noch die Hände durch Arbeiten. Es wird uns nicht gesagt: Gehet gegen Sonnenaufgang und suchet die Liebe; schiffet gegen Westen und ihr werdet die Liebe finden. Inwendig in unseren Herzen ist sie, wo wir einkehren sollen, wie der Prophet sagt: „Kehret zurück, ihr Frevler, in euer Herz!"

Es hat also der göttliche Heiland, da er dieses Gebot gab, gar wohl das Maaß unserer Kräfte ins Auge gefaßt und nichts Unmögliches auferlegt, ja er ist selbst den Weg gegangen und fordert uns zur Beobachtung seines Gebotes auf durch sein leuchtendes Beispiel. Der alte Entwurf von der Liebe gegen unsern Nächsten war, ihn zu lieben, wie uns selbst: Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst! Allein weil der Mensch durch seine Eigenliebe diesen Ausspruch leicht verdrehen und irrig deuten könnte, so hat Christus seine Liebe zu uns als Richtschnur für unsere Liebe gegen den Nächsten aufgestellt: „Dieß ist mein Gebot, daß ihr euch untereinander liebet, wie ich euch geliebt habe" (Joh. 15, 12). Welches Beispiel hat er nun gegeben?

Wenn wir den Nächsten so lieben sollen, wie Christus uns geliebt hat, dann müssen wir auch wissen, wie seine Liebe gegen uns beschaffen war. Der heilige Chrysostomus gibt uns zwei Eigenschaften an: Weisheit und Stärke: „Er liebte klug und standhaft." Des Erlösers Liebe war also erstens klug, und wisset ihr warum? Weil Christus, da er uns liebte, nichts Anderes als seinen himmlischen Vater in uns betrachtete. Wer bei der Nächstenliebe andere Absichten hegt, der darf versichert sein, daß er nicht wahrhaft liebt, weil er nicht liebt, wie Christus geliebt hat. Wenn nicht Gott der Grundstein der Nächstenliebe ist, dann braucht es nicht viel, um diese zu erschüttern und über den Haufen zu werfen. Jene große Bildsäule, von welcher dem Könige Nabuchodonosor träumte, wurde durch ein einziges Steinlein, das vom Berge hinabrollte, zu Boden geworfen und zertrümmert, weil sie Füße von Thon hatte. So geht es auch euch. Ihr liebet, aber der Grund

euerer Liebe ist der Eigennutz, die Ergötzung, irgend eine anziehende Eigenschaft des Nächsten. Das sind Füße von Thon, und ein einziger Stein, ein einziges Stichwort, eine einzige rauhe Rede, eine einzige Zurücksetzung, ein einziger Verdruß oder Verdacht stürzt die Nächstenliebe um. Dem Erlöser gleich müsset ihr den Nächsten lieben wegen Gott, dann wird auch euere Liebe eine dauerhafte sein. Daraus folgt dann, daß wir auch einen fehlerhaften und lastervollen Menschen noch lieben können und müssen, nicht seine Fehler und Sünden, sondern seine Person und seine unsterbliche Seele. Es ereignet sich nicht selten, daß man nicht die Person, sondern die ihr anklebenden Mängel liebt. Du liebst jenen Kameraden, weil er eben so frei ist wie du; du liebst jene Freundin, weil sie in der Eitelkeit und Leichtfertigkeit gleichen Schritt mit dir hält; du liebst jenen Menschen, weil er dem Spiele ergeben oder an die Ausschweifung gewöhnt ist, wie du: ganze Gesellschaften finden sich zusammen, weil die böse Gesinnung, die gleichen Fehler sie einigen; allein das ist keine Liebe. Christus hat nicht die Sünde an uns geliebt, obwohl er uns Sündern mit der größten Zärtlichkeit zugethan war. Wie es aber keine vernünftige Liebe ist, dem Nächsten nur seiner Untugenden wegen zugethan zu sein, so würde es noch weniger vernünftig sein, wegen derselben die Liebe ihm zu versagen. O uns armen Sündern! wenn unsere Schulden des Erlösers Liebe von uns abgewendet hätten, — wären wohl alsdann unsere Ketten gebrochen worden? wären unsere Feinde geschlagen, wäre die verlorne Welt erlöset worden? Weil er aber in uns seinen himmlischen Vater liebte, so ist er uns gewogen geblieben ungeachtet unseres Undankes, unserer Sünden und Laster. Wie vertragen sich mit diesen Grundsätzen gewisse Redensarten, die man so oft hören kann? Ich vermag, sagt manches Kind, keine Liebe zu meinen Eltern zu haben, weil sie so unchristlich, so verschwenderisch sind, weil der Vater dem Trunke ergeben und die Mutter zanksüchtig ist? Ich kann jene Person nicht anreden, weil sie einen unsittlichen Umgang mit meiner Tochter, mit meinem Bruder hat? Ich kann jenen Menschen nicht grüßen, weil er ein gar so lasterhaftes Leben führt und bis in den tiefsten Schmutz hinabgesunken ist. Ich habe zwar keinen Zorn wider sie, ich thue ihnen nichts Gutes und nichts Böses; allein ich kann auch keine Neigung für sie aufbringen, und ein Groll regt sich in mir, so oft ich ihrer ansichtig werde und mich ihrer Fehler erinnere. Weit entfernt, daß ich dich ermuntere,

dieses sündhafte Leben zu billigen oder gar bei demselben mitzuwirken, muß ich diese Aeußerungen dennoch für unchristlich erklären; denn du sollst ja wie Christus deinen Nächsten lieben wegen Gott; ist denn Gott nicht in Allen gleich liebenswürdig? Wenn du siehst, wie solche Menschen durch ihren verkehrten Wandel immer weiter von Gott sich entfernen und sein heiliges Ebenbild in sich verunstalten und den Plan Gottes, ihre Bestimmung vereiteln, kurz Gott aus sich vertreiben, dann soll ja deine Liebe noch größer werden und dich spornen, durch Güte, durch Ermahnungen, durch Bitten und Gebete sie wieder für Gott zu gewinnen. So hat auch Christus die Sünder geliebt und es ausgesprochen, daß er ihrethalber, nicht wegen der Gerechten in die Welt gekommen ist.

Allein wenn unsere Liebe soviel als möglich der des Erlösers ähnlich sein soll, dann muß sie nicht bloß klug, sondern auch stark sein. Was that nicht der göttliche Heiland zu unserem Nutzen, wieviel ertrug seine Liebe zu unserer Wohlfahrt? Es ist nicht nothwendig, daß ich es hier weitläufig erzähle, ihr wisset es ohnehin, und ein einziger Blick, den ihr auf den gekreuzigten Gottmenschen werfet, ist mehr als hinreichend, seine liebreiche Zärtlichkeit euch in's Gedächtniß zu rufen. Aber ebendaraus sollen wir auch die Pflichten unserer Liebe kennen lernen; denn, sagt der heilige Johannes (1. Joan. 3, 16): „Daran haben wir die Liebe Gottes erkannt, daß er sein Leben für uns hingegeben hat.“ Seht, spricht der Liebesjünger, wie hoch des Erlösers Liebe gestiegen ist: er hat sein Leben für uns gegeben, er hat sich so sehr unser angenommen, daß er sein Blut zu unserem Heile aufgeopfert hat. Was haben also wir zu thun? „Auch wir,“ setzt er bei, „sollen unser Leben für unsere Brüder geben.“ Wie! o heiliger Apostel, wir sind verbunden, wenn es die Noth erfordert, für unseren Nebenmenschen das Leben zu lassen? Ja, auch wir sollen unser Leben für unsere Brüder geben. Was saget nun ihr dazu, die ihr kaum zu bewegen seid, einige Pfennige den Armen zu geben; die ihr bei dem geringsten Worte auf Rache sinnet, die ihr eine kleine Beleidigung nicht vergessen könnet, die geraubte Ehre, das entwendete Gut nicht erstatten wollet, die ihr den Bruder verwünschet und verfluchet und in der tiefsten Hölle ihn begraben wissen möchtet? Werdet ihr es wagen von der Nächstenliebe zu reden und zu behaupten, daß euere Liebe eine christliche, nach dem Vorbilde des Erlösers und so stark ist, daß sie

sich auch entschließen kann, das Leben hinzugeben? Ach wieviele wird einst jenes Donnerwort treffen, das dem unbarmherzigen Knechte zugerufen ward: Du boshafter Knecht! die ganze Schuld habe ich dir nachgelassen; ich habe um deinetwillen soviel gethan, daß ich nicht mehr hätte thun können. Du bist auf Irrwegen gewandelt, ich bin dein Wegweiser geworden; du bist blind gewesen, ich bin dein Licht geworden; du bist in schwerer Krankheit dagelegen, ich bin als Arzt dir zur Seite gestanden; du warst tief in Schulden, ich habe, um sie abzuzahlen, keinen einzigen Tropfen von meinem Blute gespart: ist es nicht wahr? kannst du es leugnen? Hättest du deßhalb nicht gleichfalls deines Mitknechtes dich erbarmen sollen, wie ich mich deiner erbarmt habe? Hättest du nicht deine Liebe nach dem Beispiele der meinen einrichten sollen. Wenn ich von dir verlangt hätte, daß du für ihn mühsame Arbeiten auf dich nehmen, öffentlichen Verhöhnungen dich aussetzen, das schmerzhafte Kreuzholz besteigen sollst, so wärest du verpflichtet gewesen es zu thun, weil auch ich es für dich gethan habe: aber nein, ich verlange von dir nicht mehr als die Verzeihung, einen Gruß, ein kleines Almosen, ein paar freundliche Worte, die Bezähmung der schmähsüchtigen Zunge, und nicht einmal dieses Wenige habe ich erreichen können; darum du boshafter und unbarmherziger Knecht, geh weg von mir und büße deine Lieblosigkeiten in den ewigen Flammen!

„Ein Gericht ohne Barmherzigkeit wird ergehen über den, der keine Barmherzigkeit geübt hat!" Wie wäre es auch anders möglich, da ein solcher ein Gebot nicht hält, das der Herr das seinige nennt, dessen Erfüllung er als das unterscheidende Merkmal eines Christen bezeichnet, da ein solcher das Beispiel nicht nachahmt, das Jesus durch sein ganzes Leben aufgestellt hat? Jedes Wort, jeder Schritt, jede Handlung, jedes Wunder, jedes Leiden ist die Wirkung seiner Nächstenliebe gewesen. Darum setzt er auf scheinbar geringe Fehler so große Strafen, wie das heutige Evangelium zeigt. Darum sind auch seine Worte so strenge, so oft es sich um die Verletzung dieser Pflicht handelt. Darum verheißt er so großen Lohn Allen, welche die Nächstenliebe sich angelegen sein lassen, und die Werke derselben sind es insbesondere, um derentwillen er einst am allgemeinen Gerichtstage denen zu seiner Rechten zurufen wird: „Kommet ihr Gesegneten meines Vaters und nehmet Besitz von dem Reiche, das euch von Anbeginn her zubereitet ist; denn ich war hungrig, und ihr habt mich gespeist; ich war durstig und ihr habt mich getränkt; ich war ein

Fremdling, und ihr habt mich beherbergt; ich war nackt und ihr habt mich bekleidet; ich war krank, und ihr habt mich besucht; ich war im Gefängnisse, und ihr seid zu mir gekommen .... Wahrlich, ich sage euch: Was ihr einem dieser meiner geringsten Brüder gethan habt, das habt ihr mir gethan." (Matth. 25). An jenem Gerichtstage werden erscheinen heldenmüthige Blutzeugen, die den Glauben mit dem Purpur ihres Blutes geziert haben, strenge Einsiedler, welche durch ihre Heiligkeit schauerliche Einöden berühmt gemacht haben; unbefleckte Jungfrauen, welche durch den Glanz ihrer Reinigkeit selbst die Engel zur Eifersucht gereizt hätten, wenn dieses möglich wäre: aber der ewige Richter wird nichts erwähnen von den Peinigungen der Martyrer, von den Geißelungen der Einsiedler, von den Tugenden der Jungfrauen, sondern die Nächstenliebe wird er preisen und mit Lobsprüchen überhäufen Jene, die in der Gestalt der Armen, Bedrängten, Verlassenen und Betrübten ihn gespeiset, gekleidet, beherbergt, getröstet und ermuthigt haben.

„So lasset uns denn Gutes thun Allen, vorzüglich aber den Glaubensgenossen!" (Gal. 6. 10). Ziehet an als Gottes Auserwählte, Heilige und Geliebte herzliches Erbarmen, Güte, Demuth, Sanftmuth, Geduld. Ertraget einander und verzeihet einander, wenn Jemand Klage hat wider den Andern: wie der Herr euch verziehen hat, so auch ihr. Uebet Barmherzigkeit und auch ihr werdet Barmherzigkeit erlangen. Amen.

Neunte Predigt.

Eigenschaften der Nächstenliebe.

„Er sagte zu Einigen, die sich selbst für gerecht hielten und alle Anderen verachteten, dieses Gleichniß." Luc. 18, 9.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

Was der Pharisäer im Tempel spricht, das ist nicht ein Gebet, sondern eitle Prahlerei, wodurch er sich selbst zu verherrlichen sucht. Er zählt mehrere Laster auf, die er nicht verübt zu haben behauptet, und nennt dazu einige gute Werke, die er regelmäßig verrichtet, und geberdet sich deßhalb so, daß er sich gleichsam den Heiligenschein schon um das Haupt legt. Doch anders ist das Urtheil Gottes, der auf den Grund seines Herzens blickt, und aus diesem Urtheil könnt ihr ersehen, wie die Liebe nicht den mindesten Antheil hat an Allem, was der scheinheilige Pharisäer gemieden und was er gethan hat. Der Ehrgeiz und die Furcht vor Strafe und Schande haben ihn abgehalten, ein Räuber, ein Betrüger oder Ehebrecher zu werden, und die Heuchelei, die Sucht nach Menschenlob sind der Beweggrund seines Fastens und seiner genauen Zehentabgaben. Nichtsdestoweniger rechnet er dieß Alles Gott vor und geht in seinem Hochmuthe noch so weit, daß er den demüthigen Zöllner hinter ihm nicht bloß verachtet, sondern sogar bei Gott gleichsam verklagt; ohne Liebe zu Gott zeigt er sich auch noch ohne Liebe zum Nächsten. Und doch ist die eine wie die andere unentbehrlich, um das göttliche Wohlgefallen zu besitzen; denn derjenige, welcher geboten hat, daß wir Gott über Alles lieben, hat auch zugleich gesprochen: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst," und hat dieses Gebot dem ersten gleichgestellt. Beide gehören zusammen, und es gibt keine Gottesliebe ohne Nächstenliebe

und diese nicht ohne jene. Nachdem wir bereits früher uns die Beweggründe der Nächstenliebe vorgeführt haben, welche uns zu eifriger Nächstenliebe anspornen, wollen wir heute erwägen, welche **Eigenschaften** unsere Nächstenliebe haben muß, damit sie wahr und wirklich Gott angenehm sei. Lasset uns das jetzt betrachten, indem wir beginnen unter Anrufung der heiligsten Namen und geeint in den heiligsten Namen Jesu und Mariä!

Es wird von Nächstenliebe viel geredet, und besonders ist unsere Zeit gar reich an schönklingenden Worten, womit diese Tugend empfohlen und zugesichert wird; aber dahinter steckt in der Regel gar nichts, und wie wenig Nächstenliebe es auf Erden gibt, das werdet ihr begreifen, wenn ich die drei Eigenschaften derselben euch vor Augen gestellt und durch Christi eigenes Beispiel als erforderlich bewiesen habe. Die erste Eigenschaft ergibt sich aus dem Umfange, den die Nächstenliebe haben soll, oder auf die Frage: Wen sollen wir lieben? Die Antwort darauf lautet: Alle Menschen ohne Ausnahme; die Nächstenliebe muß also allgemein sein.

Wer nur immer Mensch ist und heißt, der hat auch Anspruch auf unsere Liebe ohne Unterschied des Geschlechtes, des Alters und Standes, ohne Unterschied des Glaubens und der Nation; denn Alle, Männer und Frauen, Kinder und Greise, Reiche und Arme, Gläubige und Ungläubige, Weiße und Schwarze, sind Kinder desselben Vaters im Himmel, Brüder der einen großen Familie, deren Haupt Gott selber ist. Nicht nur stammen wir von demselben Menschenpaare ab, sondern sind auch sämmtlich nach dem Ebenbilde Gottes erschaffen. Wer Gott ehrt und liebt, muß auch sein Bild achten und ehren, und dieses um so mehr, wenn es nicht auf Papier oder Leinwand gemalt, sondern der vernünftigen Seele eines lebendigen Menschen aufgeprägt ist. Zudem hat jeder Mensch die gleiche Bestimmung wie du und dieselben Ansichten und Hoffnungen auf das ewige Leben, weil auch er um den Preis des gottmenschlichen Blutes Jesu Christi erkauft ist. Daraus folgt denn auch, daß wir gar keinen Feind auf Erden haben dürfen; denn hassen oder verachten wir auch nur einen einzigen Menschen, dann ist unsere Liebe nicht mehr allgemein. Und mag auch der Nächste seiner Pflicht nicht genügen, mag er auch in seiner Bosheit uns feindlich gegenübertreten, zuerst die Liebe stören und uns schaden an Leib und Seele soviel er kann, mag er unversöhnlich stets auf neue Rache

sinnen und teuflischen Herzens uns die bittersten Schmerzen und Verluste bereiten: wir sind auch dann noch schuldig, ihn zu lieben, weil er noch Mensch, noch Ebenbild Gottes ist und ungeachtet seiner Laster zur Buße und durch die Kraft des Leidens Jesu Christi zum ewigen Leben gelangen kann. Nur so genügen wir der christlichen Liebe; denn Liebe zu ihren Freunden hatten ja auch schon die Heiden, weßhalb der Herr sagt: „Wenn ihr nur die liebet, welche euch lieben, was sollet ihr dafür für einen Lohn haben? Thun dieses nicht auch die Zöllner? Und wenn ihr nur euere Brüder grüßet, was thut ihr da mehr? Thun dieses nicht auch die Heiden?" (Matth. 5, 47, 48.) Dieselbe Wahrheit trägt er auch vor in der Parabel vom barmherzigen Samaritan, der ohne Rücksicht auf Abstammung und Glauben dem Unglücklichen, den er ausgeplündert und halb todt auf dem Wege fand, zu Hilfe kam, bloß weil er ihn als einen Menschen erkannte, weil er die menschliche Natur in ihm fand. Und was Jesus lehrte, das hat er selbst bestätiget, indem er, obwohl zunächst zu den verlornen Schafen des Hauses Israel gesandt, doch keinen Hilfsbedürftigen, mochte er Heide oder Samariter sein, ausschloß, ja für Alle ohne Unterschied sein Blut vergoß, selbst für jene noch, die ihn ans Kreuz geschlagen hatten, betete und starb.

Obschon wir aber Niemanden unsere Liebe versagen dürfen, ist es uns doch unverwehrt, den Einen mehr als den Andern zu lieben, und zwar je nachdem er Gott und uns näher steht. Eine größere Liebe müssen wir gegen jene hegen, die besser und heiliger und folglich inniger mit Gott verbunden sind; denn je mehr das Ebenbild Gottes in einem Menschen verwirklicht ist, desto mehr ist er an und für sich der Liebe würdig. Ebenso schulden wir jenen eine größere Liebe, die durch die natürlichen Bande enger mit uns verbunden. Je näher demnach die Verwandten uns stehen, eine desto größere Liebe haben wir ihnen zu erweisen. Auch werden wir jene, denen wir Wohlthaten zu verdanken haben oder mit denen wir in Freundschaft leben, mehr lieben als Andere, die uns ferner stehen. Jedoch ist nicht zu übersehen, daß auch die Größe der Noth, in welcher der Nächste sich befindet, einen Vorzug begründen kann, so daß derjenige, welcher in geistiger Noth sich befindet, einem Andern, der bloß in leiblicher ist, und ein Fremder, dessen Armuth größer ist, einem Verwandten vorzuziehen ist, wenn dessen Hilfsbedürftigkeit vielleicht weit geringer ist.

Trotz dieser Ausnahmen, wodurch die Frömmigkeit, die Verwandtschaft, die Dankbarkeit, die Freundschaft und die Noth des Nächsten uns verpflichten, den Einen mehr als den Andern zu lieben, kann doch unsere Liebe allgemein sein, wenn wir Jedermann wenigstens so lieben, wie uns selbst. Der göttliche Heiland sagt: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.“ Er sagt nicht: wie deinen Freund, wie deinen Bruder, wie deinen Vater, sondern wie dich selbst. Warum? Weil jeder Mensch sich selbst schon von Natur aus und von Jugend an liebt, und weil diese Selbstliebe somit so tief in uns wurzelt, daß sie gewissermaßen unzerstörbar ist. Ueberdieß kommt sie gewiß aus dem Herzen und ist aufrichtig. Jede andere Liebe dagegen kann erlöschen, die Freundschaft kann sich in Haß verwandeln, und zwischen Brüdern, selbst zwischen Eltern und Kindern kann der Neid, die Habsucht, der Zorn, wenn sie einander auch noch so sehr zugethan waren, Zwietracht, Fehde und Feindschaften stiften, gleichwie selbst da oft die Liebe, auch wenn sie fortbesteht, doch nicht immer aufrichtig ist. Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst; deine Nächstenliebe soll unerschütterlich, aber ganz besonders *aufrichtig* sein, wie die Liebe zu dir selber. Dieß ist die zweite Eigenschaft.

Zwar will uns Gott nicht verpflichten, den Nächsten in eben dem Maße oder Grade zu lieben, wie uns; denn gegen uns selbst haben wir dringendere Pflichten überhaupt als gegen Andere; er will uns aber vorschreiben, den Nächsten auf dieselbe Art und Weise, wie uns selbst zu lieben. Unsere Liebe gegen uns selbst ist aber der Art, daß wir uns Gutes wünschen und über unser Unglück trauern, und darum müssen wir eine ähnliche wohlwollende Liebe auch gegen den Nächsten hegen. Christus ist auch wieder das Vorbild dieser aufrichtigen Liebe. Wenn er uns so entschieden betheuert, er liebe uns und sei aus Liebe zu uns in die Welt gekommen, dann können wir wohl an der Wahrheit seiner Worte nicht zweifeln. Und mußte er nicht Gefühle der Liebe im Herzen tragen, wenn er über seinen Freund Lazarus weinte, wenn er bei Erwägung des Unglückes, das über Jerusalem hereinbrechen sollte, ebenfalls durch Thränen seinem gepreßten Herzen Erleichterung gewährte? Welch innige Liebe spricht sich in den Worten aus: „Ich muß mit einer Taufe getauft werden; wie drängt es mich, bis es vollbracht ist!“ (Luc. 12, 50.) Sein Herz sehnt sich nach der Stunde des Leidens, das der Menschheit das Leben geben sollte!

Die Liebe darf es aber nicht bei der aufrichtigen Liebe allein bewenden lassen, sondern sie muß sich auch werkthätig zeigen. Deßhalb mahnt der göttliche Heiland: „Alles, was ihr wollet, daß euch die Leute thun, das sollt ihr ihnen auch thun." (Matth. 7, 12.) Nun ist es aber gewiß, daß wir uns wünschen, daß Andere nicht bloß im Herzen uns zugethan sind, sondern diese Zuneigung auch im Werke erproben, indem sie insbesondere in der Noth und Bedrängniß uns beistehen. Dasselbe sind wir also auch Andern schuldig und müssen deßhalb bereit sein, dem Nächsten Liebes zu erweisen. So wenig wir an eine aufrichtige Liebe des Nächsten glauben, wenn derselbe uns zwar immer mit den freundschaftlichsten Worten und Versicherungen entgegenkommt, sonst aber keinen Fuß für uns rührt, ebensowenig kann unsere Liebe aufrichtig sein, wenn sie nicht durch Werke und in der That sich bewährt. Deßhalb sagt der Jünger der Liebe: „Meine Kindlein, lasset uns lieben nicht mit Worten und mit der Zunge, sondern in der That und Wahrheit!" (1 Joh. 3, 18.) Es ist wohl nicht nöthig, auch hier wieder auf das Beispiel Christi hinzuweisen, dessen Leben auf Erden von der Krippe in Bethlehem bis zum Kreuze auf Golgatha nichts als ein Akt der werkthätigsten Liebe war. Einer der Jünger glaubte sein öffentliches Leben nicht besser schildern zu können, als durch die einfachen aber erhabenen Worte: „Er ging umher und that Gutes." (Ap.-Gesch. 10, 38.)

Wie wir aber dem Nächsten Gutes thun müssen, so sollen wir auch das Böse geduldig von ihm annehmen, sollen Nachsicht mit seinen Gebrechen und Schwachheiten haben. Wir üben ja diese Nachsicht gegen uns, indem wir stets geneigt sind, unsere Fehler in unseren Augen zu verkleinern, und nehmen sie für uns in Anspruch, indem wir unserer Fehler wegen nie hart beurtheilt werden wollen. Erinnern wir uns daher auch an die Lehre, die Tobias seinem Sohne gibt: „Sieh, daß du niemals einem Andern thust, was du nicht willst, daß dir von Andern widerfahre." (Tob. 4, 16.) Wie könnten wir wegen eines Gebrechens dem zürnen, dem wir nur Gutes wünschen, oder vielmehr, wie sollten wir nicht bemüht sein, Jemand, den wir lieben, von seinen Gebrechen zu heilen! Wo aufrichtige Liebe ist, da ist auch Geduld; denn „die Liebe ist geduldig . . . sie erträgt Alles" (1 Cor. 13). Hierin übertrifft die Nächstenliebe gewissermaßen noch die Gottesliebe; denn zur Liebe Gottes spornen uns seine unendliche Güte, seine unendlich

liebenswürdigen Eigenschaften, die unzähligen Wohlthaten und die unermeßlichen Güter, die wir hoffen, an; aber wie oft hat der Nächste anstatt liebenswürdiger Eigenschaften die verschiedensten Fehler, die ihn verhaßt machen! Und doch will Gott ungeachtet der bösen Züge im Herzen des Nächsten, daß wir ihn lieben und Geduld mit ihm haben. Wo immer wahre Liebe zum Nächsten ist, da wird die Geduld mit seinen Fehlern und Schwachheiten niemals mangeln. Welche Geduld hat eine Mutter gegenüber den Schwachheiten und der Unbeholfenheit ihres Kindes! Welche Geduld setzte Jesus den Fehlern und Gebrechen seiner Jünger, dem Ungestüm der Volksmenge, der Bosheit seiner Feinde entgegen!

Die beiden bisher genannten Eigenschaften werden nicht fehlen, unsere Liebe wird aufrichtig und allgemein sein, wenn sie aus dem rechten Beweggrunde entspringt, wenn sie auch uneigennützig ist. Wir müssen nämlich den Nächsten lieben wegen Gott; der Beweggrund darf nicht eine bloß fleischliche oder natürliche Zuneigung, viel weniger das Streben nach Lob, Ehre, Genuß und Gewinn sein. Wollen wir unserem Nächsten wohl, damit er uns hinwiederum wohlwolle, erweisen wir ihm Dienste, um ihn zu Gegendiensten zu verpflichten oder aufzufordern; spenden wir reichlich Almosen, um von den Menschen Achtung und Lob einzuernten: so ist dieses eigentlich nicht Nächsten-, sondern Selbstliebe, indem wir um unseres Nutzens und zeitlichen Vortheils willen den ewigen Lohn außer Acht lassen und das menschliche Wohlgefallen dem göttlichen vorziehen. Solche Liebeswerke sind daher nichtsweniger als christliche Liebeswerke und haben durchaus keinen Werth und verdienen keinen himmlischen Lohn, wie der Herr selbst sagt: „Wahrlich sag' ich euch, sie haben ihren Lohn schon empfangen" (Matth. 6, 2). Daß nicht eigene Befriedigung oder eigener Vortheil der Beweggrund unserer Nächstenliebe sein soll, veranschaulicht der Heiland passend mit den Worten: „Wenn du ein Gastmahl gibst, so lade Arme, Schwache, Lahme, Blinde ein: und selig wirst du sein, wenn sie dir nicht vergelten können; denn vergolten wird dir werden bei der Auferstehung der Gerechten" (Luk. 14, 14). Und was er durch Worte empfahl, das übte er unabläßig durch sein ganzes Leben. Vorzüglich die Armen, Preßhaften und Verachteten, welche nach den Begriffen der Welt den Auswurf der Menschheit bilden, waren es, mit denen er sich zu umgeben pflegte, denen er seine Lehre

vortrug, an denen er die zahlreichsten Wunder wirkte. Und nach seinem Beispiele haben auch die Heiligen aller Zeiten gerade um diese Classe sich am meisten angenommen und hier die wahrhaft heroischen Proben ihrer Nächstenliebe abgelegt. Es gibt keinen Heiligen, der nicht auch ein Freund der Armen gewesen wäre und hiedurch den Beweis geliefert hätte, daß er ohne Eigennutz, bloß wegen Gott liebe.

Nachdem ich euch nun dargethan habe, wie die Nächstenliebe sein soll, will ich jetzt auch sagen, wie sie wirklich ist. Sie ist aber in Wirklichkeit häufig gerade so, wie sie nicht sein soll. Sie ist zu allererst nicht allgemein. Oder lieben wir denn alle Menschen als Ebenbilder Gottes? Ei, da müßte man wirklich ganz blind sein oder ohne allen Verstand, wenn man so Etwas glauben wollte. Seht nur, wie verächtlich diese und jene auf ihre Nebenmenschen niederblicken gleich dem Pharisäer, weil sie diese für schlechter ansehen, als sie selber sind, oder sich zu erniedrigen oder zu beschmutzen wähnen, wenn sie mit einem armen und gewöhnlichen Menschen ein freundliches Wort reden würden. Man sollte ja meinen, mancher Thor, der die Nase stets gegen Himmel streckt, und manche hochgnädige Einfalt, die unter schweren Seidenstoffen ihre Erbärmlichkeiten birgt, wäre aus einem anderen Staube, als der rechtschaffene Mann oder die anspruchslose Dienstmagd, die neben ihnen lebt. Würde doch mancher es kaum bis zum Schuhflicker bringen und Mancher zur Führung des Besens zu ungeschickt sein, wenn nicht zufälligerweise oder vielmehr durch göttliche Fügung der vornehme Stand ihrer Eltern ihnen ein reichliches Auskommen und bequemes Leben verschafft hätte. Und wieviel Hebel haben da angesetzt werden müssen, bis man den Taugenichts irgendwo in eine ansehnliche Stellung eingeschoben und das blöde Kind auf den Flaumfedern des Genusses gebettet hat! Jetzt aber glauben sie die halbe Welt verachten zu dürfen. Gibt es sodann nicht ganze Stände, die heutzutage der Verachtung preisgegeben sind? Schon der Eintritt in dieselben reicht hin, um als Heuchler oder Dummkopf betrachtet und verschrieen zu werden. Und wieviele tragen Abneigung gegen den allernächsten Nachbar, leben in offener Feindschaft mit den nächsten Anverwandten, mit Bruder und Vater! Betrachtet nur die beständigen Neckereien, die in jeder Gemeinde, in jedem Dorfe, jedem Hause zu treffen sind; höret die gewissenlosen Verkleinerungen und Verleumdungen, die ungemessenen Schmähworte

und Verwünschungen, die man an allen Orten vernehmen kann; zählet die unaufhörlichen Prozesse, die Berge von Akten anhäufen und Zahllose an den Bettelstab bringen, und ihr werdet einsehen, bei wievielen die Nächstenliebe nicht allgemein ist, bei wievielen sie dem Hasse hat Platz machen müssen. Aber ebensowenig ist sie aufrichtig.

Zwar zeigen Viele eine glatte und freundliche Miene und machen mit dem Leibe tiefe und zierliche Komplimente; aber das Herz strömt über von Groll und Neid; zwar fließen die Worte honigsüß von ihren Lippen und geben die schönsten Versicherungen; aber das Herz weiß nichts davon, und seine Gesinnung ist vielleicht das gerade Gegentheil von dem, was die lügnerische Zunge gesprochen hat. Wir sollen uns freuen am Glücke des Nächsten, und doch ist dasselbe gerade die Ursache unserer Scheelsucht, unseres Aergers und Ingrimmes; wir sollen trauern über das Unglück des Mitbruders und ihn bedauern und tröften; indessen freuen wir uns und sind schadenfroh und halten einen Festtag, so oft der Nächste einen Schaden, eine Kränkung und Zurücksetzung erlitten hat. Ja, äußerlich kondolirt und gratulirt man, betheuert, wie sehr man betrübt ist über den Unfall des Nächsten, oder welch' herzlichen Antheil man nimmt und wie sehr man sich freut über die Auszeichnung, die ihm geworden ist; aber im Innern lacht und höhnt man und weiß seine Schadenfreude und seinen Unmuth kaum solange zu verbergen, bis es die Umstände rathsam erscheinen lassen, die Maske wieder abzunehmen. Erbärmliche Heuchelei, die noch schlechter ist, als der offene Ausdruck und die aufrichtige Darlegung der lieblosen Gesinnung! Doch vielleicht ist es dem Herzen Ernst mit dem, was der Mund spricht; aber wo bleiben die Werke? Da höre ich immer reden von Humanitiät, von der schönen Moral des Christenthumes, die Alle zu lieben gebietet, von Mitleid und Erbarmen, da vernehme ich immer Bedauernisse über den Jammer und die Hilflosigkeit Anderer, und wie ihr Elend nicht zu schildern und ihre Noth nicht anzusehen ist; aber, liebe Leute, Hilfe, Hilfe, wo bleibt denn die Hilfe? mit all diesen empfindsamen Redensarten wird der Arme nicht gespeiset; mit der Schilderung seiner Leiden wird der Kranke nicht getröstet, mit unserem kühlen Mitleiden wird der Unglückliche nicht aufgerichtet. „Wenn ein Bruder oder eine Schwester," schreibt der heilige Jakobus (2, 15, 16), „von Kleidung entblößt wäre und Mangel litte am täg-

lichen Unterhalte; Jemand aber aus euch zu ihnen spräche: Gehet im Frieden; wärmet euch und sättiget euch! ihr gäbet ihnen aber nicht, was zur Leibesnothdurft gehört; was würde das helfen?" Und doch ist werkthätige Liebe so selten! Fast noch seltener aber ist geduldige Liebe.

Zwar sagt der Apostel: „Einer trage des Andern Last, und so werdet ihr das Gesetz erfüllen;" zwar ist es unbestreitbar, daß Jeder seine Schwachheiten, seine Launen und Eigenheiten hat und somit allzeit der Nachsicht von Seite Anderer bedarf, aber es ist auch ebenso wahr, daß die Mehrzahl nichts leiden und tragen will von Andern. Oder woher rührt denn die Unzufriedenheit, woher kommen die Klagen, welche man vom Herrn, wie vom Knechte, in allen Ständen, in jedem Hause hören kann? Jeder sagt, daß er es neben seinem Nachbar, mit seinem Untergebenen nicht mehr aushalten könne, daß Alles recht wäre, wenn er sich nur jenen unerträglichen Menschen vom Halse schaffen könnte. So hörst du immer, wieviel die Menschen leiden müssen; aber nie, wieviel Qual und wieviel sauere Stunden sie Andern bereiten; Jeder will der Friedsamste sein, alle Andern sind händelsüchtig und boshaft.

So ist also das, was wir Nächstenliebe nennen, nur Heuchelei oder fruchtloses Lippenwerk; wie werden wir da eine uneigennützige Liebe treffen? Oder lieben wir den Nächsten wirklich wegen Gott? Seht da Gatten und Gattin, die ein unzertrennliches Band umschlingt und die sich gewiß aufrichtig lieben, so daß sie sich gegenseitig die größten Opfer bringen; aber ist ihre Liebe auch uneigennützig? Ach, es ist mehr die Sinnlichkeit, die sie zusammengeführt hat und in Eintracht erhält, als Gott, der von dieser Liebe vielleicht ganz ausgeschlossen ist. Groß ist die Liebe der Eltern zu den Kindern und sie kommt gewiß aus dem Herzen, weil die Eltern selbst Beschwerden aller Art nicht scheuen und gleichsam nur für ihre Kinder sehen, reden, denken und handeln; aber es ist bloß eine natürliche Liebe ohne allen Werth, ohne alles überirdische Verdienst, eine Liebe, wie sie, um mit dem heiligen Augustin zu reden, auch der Tiger hat, der um seine Jungen sich annimmt, sie nährt und schützt. Wäre Gott der Beweggrund der Liebe, dann müßten ja die Ehegatten suchen, sich gegenseitig zu heiligen, anstatt daß sie gedanken- und gottlos dahinleben und einander nicht nur

vom Guten abhalten, sondern sogar zum Bösen reizen; dann müßten ja die Elrern zuerst für das ewige Heil ihrer Kinder sorgen, anstatt daß dieses ihnen gleichgültig bleibt, und sie zu allen Ausschweifungen nicht bloß die Augen zudrücken, sondern sogar hilfreiche Hand bieten. Das göttliche Ebenbild müssen sie in ihren Kindern lieben, nicht ihr Fleisch und Blut, und dieses Ebenbild müssen sie zu verschönern suchen; sonst ist den Kindern mit aller Affenzärtlichkeit nicht gedient, wodurch sie nur erdrückt, aber nicht geliebt werden. Wenn aber schon zwischen Ehegatten, zwischen Eltern und Kindern und zwischen Geschwistern eine uneigennützige Nächstenliebe so selten ist, wird sie dann öfter zu treffen sein da, wo uns keine Bande der Sinnlichkeit und des Blutes verknüpfen? Ach! es ist dann nur der pure Eigennutz, weßhalb man liebt. So-lange Gewinn herausschaut und man den Nächsten ausnützen kann, ist man ihm hold, während man ihn wegwirft wie eine ausgepreßte Citrone, wenn er keine Ausbeute mehr gewährt. Aber gibt es denn nicht viele wohlthätige Herzen, die der Armuth zu Hilfe eilen und wirklich da große Opfer bringen? Soll es mit der Uneigennützigkeit wirklich so schlecht stehen, wenn doch so Vieles für die Armen geschieht? Das läßt sich in Wahrheit auch nicht leugnen; aber wenn es nur auch allzeit in der rechten Absicht geschähe. So aber gibt man, um des Ungestümes los zu werden, gleichsam um den Bettler sobald wie möglich aus seinem Gesichtskreise zu entfernen, und während die Hand gibt, schilt der Mund, und ist voll Unwillen das Herz. Hört nur die beständigen Klagen über das zahllose Bettelvolk, die doch nicht geführt werden könnten, wenn man im Armen die Person Jesu Christi erkennen würde. Und gibt man wirklich gerne, dann ist es vielleicht das Lob der Freigebigkeit, das man erringen möchte. Es soll Alles ausposaunt werden, und man scheut sich, von den Armen als knickerisch und geizig verschrieen zu werden. Wieviele sind es, die der Henne gleichen, die kein Ei legen kann, ohne es dem ganzen Hühnerhofe zu verkünden! Und wie gering ist das, was man aus Unmuth oder Lobsucht gibt, im Vergleich zum wirklichen Vermögen, ja im Vergleich zu den verschwenderischen Ausgaben, die man für Bequemlichkeit und Genußsucht macht!

Möchten wir doch deßhalb heute unser Herz prüfen und uns unparteiisch befragen, wie es mit der Nächstenliebe steht! Daraus vermögen wir sodann auch zu erkennen, ob wir Jünger Christi

sind. „Daran wird man erkennen, daß ihr meine Jünger seid, wenn ihr einander lieb habet.“ Es gibt trotz der Lieblosigkeit, die sich immer weitere Grenzen zieht, doch immerhin noch heldenmüthige Seelen, die alle Anforderungen der Nächstenliebe befriedigen, deren Liebe allgemein ist und Freund und Feind umschließt, deren Liebe aufrichtig in Gesinnung und That sich zeigt, deren Liebe uneigennützig am Nächsten nur Gott und das Heil aller Menschen sucht. Diese wollen wir nachahmen, damit die Zahl der Jünger Jesu Christi sich vermehre, damit es auf Erden besser werde und die Liebe uns einst Alle mit Gott vereinige. Amen.

Zehnte Predigt.

Die Werke der Barmherzigkeit.

„Die Tauben macht er hören und die Stummen reden." Mark. 7.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

Dem göttlichen Heilande kommt kein Unglücklicher am ungünstigen Orte, zur ungelegenen Stunde, sondern wo er einen findet, in der Wüste oder im Tempel, auf der offenen Landstraße oder im Säulengange zur Quelle Siloah, wann immer man ihm einen Kranken zuschleppt oder vorführt, am Morgen, am heißen Mittag oder in der dämmernden Abendstunde nach einem erschöpfenden Tagewerke: immer ist er bereit zu helfen, und allzeit ist seine Liebe wach und frisch und dienstgefällig gegen Jedermann, der sie für sich in Anspruch zu nehmen kommt. Leset das heutige Evangelium, um hievon euch zu überzeugen. Obwohl der Herr auf dem Wege sich befindet und mitten in der Wanderschaft ist, so hält er es doch für keinen Zeitverlust, den Taubstummen, den man ein andermal ihm hätte zuführen können in einem Hause oder an einer Stätte, wo er eben ruhte, unter allerlei Ceremonien auf der Stelle zu heilen. Das Elend dieses Menschen war Grund genug, sogleich ihm Hülfe zu verschaffen. Es war aber das nicht der einzige Fall dieser Art, wie der Ausruf der staunenden Zuschauer bezeugt, die nicht von Einem, sondern von Mehreren reden, deren Ohren geöffnet und deren Zungen gelöset wurden: „Die Tauben," sagen sie, „hören und die Stummen reden."

Da nun Jesus Christus uns nicht bloß den Befehl, sondern auch das Beispiel der Nächstenliebe gegeben hat, so sollten auch wir überall bereit sein, zu helfen, wo wir einen Hilfsbedürftigen antreffen, und obschon verpflichtet, alle Menschen in aufrichtiger

und uneigennütziger Liebe zu umfassen, so sollen wir doch besonders barmherzig und hilfreich uns zeigen gegen jene, die in Noth und Unglück schmachten. Die Noth gibt dem Nächsten das meiste Recht auf unsere werkthätige Liebe. Dieselbe kann aber eine doppelte sein, eine leibliche und eine geistige; daher sind wir ihm auch eine doppelte Hilfe schuldig, die zusammengefaßt ist in den sogenannten leiblichen und geistigen Werken der Barmherzigkeit. Werke der Barmherzigkeit heißt man sie, weil sie aus herzlicher Theilnahme am fremden Elende und aus erbarmungsvollem Mitleide entspringen. Wir wollen heute darüber eine Betrachtung anstellen; denn diese Werke bilden gleichsam das Mark der christlichen Nächstenliebe und sind die beste Probe derselben, gleichwie die Gleichförmigkeit mit dem göttlichen Willen die sicherste Probe der Gottesliebe ist. Ich rede deßhalb zuerst von den **leiblichen** und dann von den **geistigen Werken der Liebe** und bitte jetzt die allzeit selige Gottesmutter, daß sie durch ihre Fürsprache meine Worte segnen möge. Lasset uns deßhalb zu ihrer Ehre, ehe wir beginnen, noch beten ein andächtiges Ave!

I.

Je nach der Verschiedenheit des Elendes, dem durch die Werke der Barmherzigkeit gesteuert werden soll, unterscheidet man sieben leibliche und sieben geistige Werke der Barmherzigkeit. Was nun vorerst die leiblichen betrifft, so beziehen sie sich auf das Elend des Nächsten entweder im Leben oder nach dem Tode. Das erstere kann wiederum eingetheilt werden in ein gewöhnliches und in ein außergewöhnliches. Das gewöhnliche oder gemeinsame und alltägliche Elend besteht im Mangel an Speise und Trank, an Kleidung und Obdach, zu dessen Abhilfe wir vier Werke der Barmherzigkeit üben können, indem wir die Hungrigen speisen, die Durstigen tränken, die Nackten bekleiden, die Fremden beherbergen. Wie von diesen vier Werken die zwei ersten die innere Seite, die beiden andern die Außenseite des Leibes pflegen, so gilt dieses auch von den beiden nächsten Werken, zu denen die außergewöhnliche Noth des Nächsten Veranlassung gibt. Es kann nämlich der innere Bau, die innere Organisation des Menschen gestört werden und Krankheit zur Folge haben, oder es kann ihm das kostbare Gut der freien Bewegung entzogen worden sein durch Knechtschaft und körperliche

Bedrückung. Daraus ergeben sich die zwei Werke: die Kranken besuchen und die Gefangenen erlösen. Diese sechs Werke zählt Christus selbst auf, da, wo er vom letzten Gerichte redet: „Weichet von mir in das ewige Feuer; denn ich war hungrig, und ihr habt mich nicht gespeiset; ich war durstig, und ihr habt mich nicht getränkt; ich war Fremdling, und ihr habt mich nicht beherbergt; ich war nackt, und ihr habt mich nicht bekleidet; ich war krank und im Gefängnisse, und ihr habt mich nicht besucht" (Matth. 25, 41—45). Zu diesen sechs Werken kommt aber noch ein siebentes, wozu uns die Noth des Nächsten nach seinem Tode noch Gelegenheit bietet. Da es seine Seele gleichsam noch schmerzen müßte, wenn der Leib unbegraben bliebe, wenn seine Verwesung allen Blicken ausgesetzt und sein Fleisch eine Beute der Raubthiere sein würde, so gilt es auch als ein Werk der Barmherzigkeit, die Todten zu begraben. Zwar hat der göttliche Heiland dasselbe nicht erwähnt, vielleicht deßhalb, weil, wie der heilige Augustinus bemerkt, dieses Werk geringer ist, als die übrigen, und in diesen schon einigermaßen einbegriffen ist, oder auch weil schon der eigene Vortheil uns antreibt, die Todten zu beerdigen, indem die Ausdünstung ihrer Leichname Abscheu erregt und ansteckende Krankheiten hervorrufen würde; zwar hat also der göttliche Heiland dieses Werk nicht mitgenannt; aber es ist dasselbe schon im alten Bunde empfohlen und angerühmt worden durch die Worte: „Mein Sohn, weine über einen Todten und vernachlässige sein Begräbniß nicht!" (Sir. 38, 16.)

Soll ich euch auch angeben, wie ihr diese sieben Werke üben könnet? An Armen fehlt es nirgends und niemals, und Jedermann weiß, wie man sie speisen, tränken und kleiden kann. Und wer das nicht weiß und keine Gelegenheit dazu hat, dem stehen unsere Wohlthätigkeitsvereine zur Seite, die das ihnen anvertraute Almosen schon in Brod und Kleidung umzuwandeln und an die rechte Stelle zu bringen wissen. Tretet darum nur in diese Vereine ein oder bleibt eifrige und treue Mitglieder derselben! Es wird übrigens doch hie und da auch noch ein Bissen von deinem Mahle übrig bleiben und der Arme in deiner Nähe, jener dürftige Familienvater, jene verlassene Wittwe deiner Nachbarschaft wird zufrieden sein mit den Brosamen deines Tisches, sowie mit den Kleidern, die du nicht mehr zu deinem oder deiner Kinder Gebrauch verwenden magst

oder kannst. Seltener dürfte sich Anlaß bieten, Fremde zu beherbergen, weil in diesem Punkte die Zeitverhältnisse eine Aenderung herbeigeführt haben; denn jetzt finden sich überall Gasthäuser, in denen der Fremde und Reisende Unterkunft findet, während sie einst mangelten, und derselbe also auf die Gastfreundschaft des nächsten Besten oder seiner Freunde angewiesen war. Indessen kannst du auch jetzt noch hie und da, ohne gerade gegen die Verordnungen der weltlichen Obrigkeit rücksichtlich der Beherbergung von Fremden zu verstoßen, christliche Gastfreundschaft üben. Und wie sollte es nicht in dieses Werk der Barmherzigkeit einschlagen und vielleicht noch mehr werth sein, als die Verpflegung eines Fremdlings, wenn du eine ordentliche Familie, die in Armuth lebt oder eine dürftige und alte Person, die keine eigentliche Heimath mehr hat, ich will nicht sagen umsonst, aber doch um geringeren Hauszins in deinem Hause wohnen ließest? Sicherlich wärest du besser daran, als mit der schlechten Sippschaft, die zwar viel Miethzins zahlt, aber durch ihr schlechtes Leben dein Haus befleckt und von oben bis unten mit dem Fluche Gottes anfüllt. Hast du aber selbst kein Haus und bist auch sonst arm, so daß du froh sein mußt, wenn du den eigenen Hunger und Durst gestillt und die eigene Blöße bedeckt hast, dann kannst du doch Kranke besuchen, denen es große Freude machen wird, wenn sie nur deine Theilnahme sehen und einige Worte der Ermunterung von dir hören. Du mußt es aber dann nicht machen, wie so viele, die nur der Anstand und der Eigennutz, keineswegs aber die Liebe an's Krankenbett führt, und die dann nur weltliche Reden und Neuigkeiten auskramen und dem Kranken immer die Versicherung der Genesung geben, an die sie doch selber nicht glauben. Das ist kein Werk der Barmherzigkeit, das ist kein christlicher Krankenbesuch, sondern Heuchelei und Lüge. Du sollst vielmehr den Kranken mit Liebe und Bescheidenheit zur Buße mahnen, ihm den Empfang der heiligen Sakramente rathen, ihn zur Geduld und Ergebung ermuntern und dein Mitleid mit seinen Schmerzen bezeigen, sowie ihn aufmerksam machen auf den Lohn und das Verdienst, das er gewinnen kann. Es muß nicht gerade eine lange Predigt sein, sondern wenige aber herzliche Worte bringen oft schöne und kostbare Früchte. Vielleicht kannst du auch sonst ihm einen Liebesdienst erweisen oder eine Freude ihm bereiten; unterlaß es nicht; denn der Herr wird dein Vergelter sein.

Was das nächste Werk, die Erlösung der Gefangenen betrifft,

so haben auch hier glücklichere Zeitumstände es entbehrlich gemacht, denn nicht mehr werden Christen besonders von den fanatischen Anhängern des Islam fortgeschleppt und schmachten in afrikanischer Knechtschaft; nicht mehr erdulden Kriegsgefangene ein hartes Loos, sondern es sitzen hinter Schloß und Riegel nur mehr solche, die dem Wohle der menschlichen Gesellschaft nachtheilig waren ihrer langen Finger und anderer Verbrechen halber, für die sie jetzt nur die verdiente Strafe leiden. In einem geistigen Sinne aber können wir dieses Werk üben, wenn wir durch die Theilnahme am Missions- und Kindheit-Jesu-Vereine die heidnischen Seelen erlösen helfen aus den Sklavenketten des Götzendienstes, aus den ehernen Banden des Teufels. Auch in leiblicher Hinsicht könnten wir manchen Bedrängten in Freiheit setzen, wenn wir nach Kräften dazu beitragen, daß er aus den Händen blutsaugender Wucherer entkommt, wenn wir redlichen Arbeitern wieder aufhelfen, ihnen Vorschuß und Hilfe bieten würden, aus ihrem Nothstande zu einiger Wohlhabenheit sich empor zu arbeiten. — Die Todten endlich begraben wir, wenn wir ihnen die letzte Ehre erweisen, indem wir ihre Leiche zu Grabe begleiten und, wofern es nöthig ist, für ein anständiges Begräbniß derselben sorgen, vor Allem aber ihren letzten Willen genau vollziehen. Man muß also nicht gerade zuwarten, bis Freunde oder Verwandte sterben, sondern soll auch sonst, wenn die Zeit es gestattet, zumal an Sonn- und Festtagen an Leichenbegängnissen Antheil nehmen; jedoch mit christlicher Manier, mit Anstand, Ehrfurcht und Gebet.

Ihr sehet somit, daß wir diese leiblichen Werke der Barmherzigkeit, wenn auch nicht alle, so doch das eine oder andere üben können: was der Arme nicht kann, das vermag der Reiche, und was diesem schwer fallen sollte, das ist dem Armen ermöglichet. Wer nicht Almosen spenden kann, der kann doch Kranke besuchen und Todte begraben helfen, und wer das scheut oder fürchtet, der kann der zeitlichen Nothdurft seiner Mitbrüder begegnen. Aber es handelt sich da nicht bloß um das Können, um die Möglichkeit, sondern um das Müssen, um die Pflicht. Ihr habet schon vorhin gehört, daß die ewige Verdammniß als Strafe gesetzt ist, wenn wir die Uebung dieser Werke vernachlässigen; sie werden am öffentlichen Gerichtstage den Ausschlag geben; dann sagt der Richter: „Was ihr einem meiner geringsten Brüder nicht gethan habt, das habt ihr mir nicht gethan.“ Darum wollen wir den Rath des frommen Tobias uns zur Regel machen: „Wie du

es kannst, also sei barmherzig: wenn du viel hast, gib reichlich; wenn du wenig hast, suche auch das Wenige gerne zu geben" (Tob. 4, 8, 9). Diese leiblichen Werke der Barmherzigkeit gehen zumeist die Reichen an; darum mögen sie sich vorsehen und von ihrem Ueberfluße fleißig geben, nicht wie Arme, sondern wie Reiche, nach Maßgabe ihres Vermögens, damit sie nicht zur Hölle fahren mit dem reichen Prasser, weil sie, ihm gleich, die armen Brüder hungern ließen, während sie in Ueppigkeit und Uebermuth geschwelgt haben. Selig können sie nicht werden ohne Werke der Barmherzigkeit, auch können sie nicht schon ihr Heil sicher stellen mit einigen bloßen Brocken, die sie unwirsch dem Armen, gleichsam wie einem Hunde unter den Tisch werfen. Und doch ist das Herz der Reichen häufig gar so hart, wie ihr todtes und kaltes Metall, und zu allen Zwecken haben sie eher Geld, als zu Zwecken der Liebe. „Ein Gericht ohne Barmherzigkeit wird über den ergehen, der selbst keine Barmherzigkeit übt." „Selig aber sind die Barmherzigen; denn sie werden Barmherzigkeit erlangen." Darum laßt uns nicht bloß leibliche, sondern auch geistige Werke der Barmherzigkeit üben! Hievon im zweiten Theile.

II.

Die größte Noth der Seele besteht in der Sünde. Diese aber führt ein zweifaches Uebel mit sich, daß in einer Schuld besteht, die wir uns vor Gott zuziehen, und in einer Strafe, die Gott dafür über uns verhängt. Durch die geistigen Werke der Barmherzigkeit suchen wir nun den Nächsten von diesem doppelten Uebel frei zu machen, indem wir auf dreierlei Art zur Tilgung der Schuld und auf vierfache Weise zur Tilgung der Strafe beitragen. Zur Tilgung seiner Schuld tragen wir bei einmal durch Gebet, wodurch wir ihm die Gnade der Bekehrung erlangen, sodann durch Verzeihung der Beleidigungen, die er uns zugefügt hat, damit er desto leichter auch die Nachsicht Gottes gewinne und überhaupt zu friedlichen Gesinnungen gegen Gott und gegen uns gestimmt werde, und endlich durch die brüderliche Zurechtweisung, wodurch wir ihn auf den Weg der Tugend zurückführen. Durch Gebet suchen wir Gott für ihn zu gewinnen, durch Verzeihung die Hindernisse hinwegzuräumen, die wir seiner Bekehrung in den Weg legen könnten, und endlich suchen wir die letztere zu bewerkstelligen durch die Zurechtweisung.

Die aus der Sünde hervorgehende Strafe bezieht sich entweder auf den Verstand oder auf das Gemüth oder auf den geselligen Verkehr. Die den Verstand treffende Sündenstrafe, die in der Unwissenheit überhaupt und in der Rathlosigkeit für einzelne Fälle besteht, entfernen oder mildern wir, indem wir den Unwissenden belehren und dem Zweifelnden rathen; die das Gemüth drückende Strafe, die Traurigkeit, lindern wir, indem wir den Betrübten trösten; die auf den geselligen Verkehr sich erstreckende Strafe, Ungeduld und üble Laune, sehr oft nichts als Wirkung und Folge der Sünde, mildern wir, indem wir das Unrecht geduldig tragen. Ueberhaupt sind es gerade diese sieben Werke, wodurch wir das Seelenheil des Nächsten besonders befördern und allen geistigen Schaden und das ewige Verderben von ihm abhalten, indem wir ihn auf die Sünde aufmerksam machen, seine Unwissenheit und seine Zweifel heben, seine Niedergeschlagenheit und Schwermuth, die Mutter vieler Sünden und die Quelle des Mißtrauens und der Verzweiflung, heben, seinem Zorne durch Versöhnlichkeit und seiner Ungerechtigkeit durch Geduld die Spitze brechen und endlich überdieß durch Gebet ihn unterstützen.

Diese sieben geistigen Werke der Barmherzigkeit heißen demnach in der Ordnung, wie man sie gewöhnlich aufzählt, also: Die Sünder zurechtweisen, die Unwissenden lehren, den Zweifelnden recht rathen, die Betrübten trösten, das Unrecht geduldig leiden, denen, die uns beleidigen, gerne verzeihen, für die Lebendigen und die Todten Gott bitten. Sie finden sich sämmtlich in der heiligen Schrift, nur an verschiedenen Stellen empfohlen! Die Zurechtweisung der Sünder gebietet der Herr mit den Worten: „Hat ein Bruder wider dich gesündigt, so gehe hin und verweise es ihm zwischen ihm und dir allein.“ Die Belehrung der Unwissenden empfiehlt er, wenn er sagt: „Wer die Gebote thut und lehrt, der wird groß heißen im Himmelreich“ (Matth. 5, 19). Der heilige Paulus mahnt zur Ertheilung guter Rathschläge, wenn er schreibt: „Wenn auch ein Mensch von irgend einer Sünde übereilt worden wäre, so unterweiset einen solchen,“ und zur Tröstung der Betrübten fordert er auf mit den Worten: „Tröstet einander!“ (Gal. 6, 1. 1 Theſſ. 5, 11). Ebenso gebietet er die geduldige Hinnahme fremden Unrechts, indem er sagt: „Einer

trage des Andern Last!" (Gal. 6, 2). Endlich ist es wiederum der Herr, der uns zur Verzeihung aufmuntert: „Wenn ihr den Menschen ihre Sünden vergebet, so wird euch euer himmlischer Vater auch euere Sünden vergeben" (Matth. 6, 14), und zum Gebete für Andere: „Betet für die, welche euch verfolgen und verleumden" (ebend. 5, 44).

Wie diese Werke geübt werden können, das ergibt sich von selbst, und ich würde fürchten, die Zeit zu vertragen, wenn ich darüber Mehreres sagen würde; nur über das eine, „die Sünder zurechtweisen," will ich einige Worte anführen. Man versteht darunter die Mahnung oder Belehrung, wodurch wir den Nächsten von einer Sünde zurückhalten oder ihn veranlassen, sie wenigstens künftighin zu meiden! Die Pflicht, die Sünder zurechtzuweisen, haben vor Allen die Eltern und Vorgesetzten ihren Kindern und Untergebenen gegenüber; denn ihr Stand und ihre Stellung fordert sie auf, allen Sünden ihrer Untergebenen und jeder Gefahr dazu entgegenzutreten und vor Allem das ewige Heil derselben auf alle Weise zu besorgen. Doch diese Pflicht ist hier nicht gemeint, sondern das erste geistige Werk der Barmherzigkeit bezieht sich auf jene Zurechtweisung, welche die Nächstenliebe von Jedem fordert und die man brüderliche Zurechtweisung nennt. Dieselbe aber ist für Jeden Pflicht unter zwei Bedingungen, wenn nämlich wirklich Gefahr ist, daß der Nächste ohne unsere Zurechtweisung in die Sünde zurückfällt oder darin verharrt, und dann, wenn gegründete Hoffnung vorhanden ist, daß die Zurechtweisung fruchten werde. Ist jedoch das Vergehen, welches eine Zurechtweisung verdient, bloß zweifelhaft, so sind wir keineswegs verpflichtet, eine Untersuchung darüber anzustellen, weil wir sonst, wie der heilige Thomas anmerkt, Spione der Lebensweise Anderer werden. In solchem Falle ist man in der Regel nicht verpflichtet, die brüderliche Zurechtweisung zu ertheilen, sowie auch dann nicht, wo großer Schaden für den Zurechtweisenden und keine Besserung des Zurechtgewiesenen, ja sogar nur größere Erbitterung und Halsstarrigkeit, Verschlimmerung und Trotz zu befürchten ist. Das gilt aber nicht von den Vorgesetzten, die kraft ihres Amtes sich nie abhalten lassen dürfen, die Zurechtweisung zu ertheilen, weil sie einerseits Mittel haben, derselben Nachdruck zu verschaffen, und andererseits für ihre Angehörigen verantwortlich sind. Während die Vorgesetzten verbunden sind, allen Ernst und alle Strenge aufzubieten, soll dagegen die

brüderliche Zurechtweisung allzeit mit möglichster Klugheit, mit Liebe und Sanftmuth geschehen. Wir sollen uns erinnern, daß der, den wir zurechtweisen, unser Bruder, nicht unser Feind ist, und daß die Liebe, nicht die Bitterkeit uns dazu antreiben muß. Ferner soll der gute Name des Nächsten geschont werden, weßhalb der göttliche Heiland sagt: „Verweise es ihm zwischen dir und ihm allein.“ Erst wenn unsere Worte fruchtlos sind, sollen wir den Vorgesetzten Anzeige machen, damit sie nach ihrer Pflicht verfahren. Wie oft wird aber die brüderliche Zurechtweisung mit Ungestüm, Leidenschaftlichkeit und Härte ertheilt, und wieviel öfter gänzlich unterlassen? Gibt es nicht gar Viele, die davon gar nichts wissen, diese Pflicht nicht einmal kennen und darum gänzlich stillschweigen zur Sünde des Nächsten, obwohl durch wenige Worte viele Laster und Aergernisse verhindert würden? Du hörst fluchen, die heiligen Namen unehrerbietig aussprechen; man führt schlechte Reden, spottet über heilige Dinge; aber du schweigst, obwohl du das Alles hindern könntest. Der Bruder ist oft Zeuge der Ausschweifungen seiner Schwester, und diese weiß wieder von den Greueln des Bruders, die Magd und der Knecht sind eingeweiht in die Laster der Nebendienstboten, des Sohnes oder der Tochter; aber sie schweigen, sie haben kein Wort des Tadels und der Zurechtweisung und theilen auch der Herrschaft und den Eltern nichts mit, während sie sonst gar redselig sind und die Fehler Anderer ausschwätzen, wo die Liebe Stillschweigen gebietet. Auf diese Weise haben sie Antheil an allen Sünden des Nächsten, weil sie eine Pflicht der Liebe versäumen, und gehen zu Grunde mit denen, die sie leicht hätten retten können.

Es ist aber nicht bloß das Werk der Zurechtweisung Anderer Pflicht für uns, sondern wir müssen auch alle anderen geistigen Werke der Barmherzigkeit üben, sofern wir dazu Gelegenheit und Geschick haben, denn sind wir verpflichet, der leiblichen Noth des Nächsten abzuhelfen, so sind wir es gewiß in einem noch höheren Grade, die geistige Noth, die Gefahr der ewigen Verdammniß von ihm abzuwenden. Wie könnten wir von Nächstenliebe reden, wenn der Leib des Mitbruders uns höher ginge, als seine Seele? Mit Recht würde uns alsdann der Vorwurf des heiligen Bernhard treffen, der voll heiligen Unwillen ausruft: „Eine Eselin fällt, und man eilt herbei, sie aufzuheben: eine Seele geht zu Grunde, und Niemand fragt darnach.“ Wäre es nicht eine empörende Lieblosig-

keit gegen Gott selber, wenn wir uns um die Seele des Nächsten weniger kümmern wollten, als um den Leib, obwohl jene das Ebenbild und ein Kind Gottes ist, wäre es nicht eine frevelhafte Geringschätzung des Blutes Jesu Christi, das für eben jene Seele geflossen ist, zu deren Rettung wir gleichsam nicht die Hand rühren möchten?

Glückselig also jene, die dem Nächsten in seiner geistigen Noth zu Hilfe kommen; denn wenn schon derjenige auf Belohnung rechnen darf, der leibliche Werke der Barmherzigkeit übt, wie sollte jener unbelohnt bleiben, der die Seele seines Mitbruders an die Quelle endloser Seligkeit führt? Darum heißt es in der Schrift: „Wer den Sünder von seinem Irrwege zurückführt, der wisse, daß er dessen Seele vom Tode errettet und die Menge der Sünden bedeckt" (Jak. 5, 20), und: „Die, welche Viele in der Gerechtigkeit unterweisen, werden glänzen wie die Sterne immer und ewig" (Dan. 12, 3). Wollet ihr also einst nicht arm aus der Welt scheiden, wollet ihr ein mildes Gericht, eine glänzende Seligkeit, dann seid barmherzig und ihr werdet Schätze sammeln, die auch der Zeit und dem Tode trotzen und im Himmel ewig euern Lohn ausmachen. Amen.

Elfte Predigt.

Die Gründe für die Liebe zu den Feinden.

„Ein Jeder, der sich wider seinen Bruder erzürnet, verfällt unters Gericht."
Matth. 5, 22.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

Um zu zeigen, wie mangelhaft und unvollständig die Pharisäer und Schriftgelehrten die göttlichen Gebote auffassen, wie übel bestellt es also mit ihrer Gerechtigkeit aussehe, stellt der göttliche Heiland eines Tages ihre Grundsätze seinen eigenen Lehren gegenüber in einer längeren Rede, von welcher ich soeben einen Theil euch vorgelesen habe. Diese evangelischen Worte nun erklären das fünfte Gebot nicht bloß nach dem Wortlaute, sondern nach dem Sinne und Geiste, den es in sich schließt. Es ist, sagt er, noch lange nicht genug, wenn ihr nach den Grundlätzen der Pharisäer euch hütet, den Nächsten zu tödten, sondern ihr müßt auch all das meiden, was zum Todtschlage verleiten kann, als da sind: Zorn, Haß, Schimpf- und Fluchworte. „Ein Jeder, der sich wider seinen Bruder erzürnt, verfällt unter's Gericht und wer ihn schmäht, der ist des höllischen Feuers schuldig." Ja, Christus geht noch weiter und sagt: „Wenn du also deine Gabe auf dem Altar opferst und erinnerst dich, daß dein Bruder etwas wieder dich habe: so laß deine Gabe dort, geh' zuvor hin und versöhne dich!" Willst du, das ist ohne Zweifel der Sinn dieser Worte, Gott ein angenehmes Opfer bringen, dann darfst du nicht nur selber keinen Zorn wider Jedermanden im Herzen tragen, sondern du mußt auch jene, die wider dich etwas haben, zu gewinnen und zu versöhnen trachten. Es verbietet also Christus hier jedwede Feindseligkeit, mag sie in uns oder in Andern liegen, von uns oder

von Andern ausgegangen sein. Allerdings mochte diese Lehre für die Juden neu erscheinen; allein sie ist nichts destoweniger wohl berechtiget. Neu war sie den Juden; denn für sie galt bisher der Grundsatz: „Aug' um Aug', Zahn um Zahn! Deinen Nächsten sollst du lieben, deinen Feind aber hassen!" Sie ist aber wohl berechtiget und zwar hat sie ihr Recht eben in dem angeführten Grundsatze. Wenn ich den Nächsten lieben soll, wie kann ich meinen Feind dann hassen? Ist er etwa nicht auch mein Nächster, d. h. ein Mensch, der von Adam und Eva stammt, von Gott erschaffen und zur ewigen Glückseligkeit berufen ist? — Sobald ich also das Gebot der Nächstenliebe anerkenne, muß ich auch das der Feindesliebe zugestehen. Deßungeachtet gibt es aber selbst unter den Christen nicht Wenige, denen dieß Gebot neu vorkommt, und die noch unter der pharisäischen Gerechtigkeit bleiben, da sie von der Beobachtung desselben sich ausgenommen wähnen durch allerlei nichtige und eitle Vorwände und Entschuldigung. Deßhalb ist es keineswegs überflüssig, von Zeit zu Zeit auf die Strenge desselben hinzuweisen, was ich denn auch heute wieder thun will. Da ich schon früher in mehreren Vorträgen euch gezeigt habe, wie man die Feindesliebe üben muß, so möchte ich heute euch darthun die **Gründe**, welche die **Feindesliebe uns zur Pflicht machen.** Ich beginne im Vertrauen auf den Gnadenbeistand desjenigen, der für seine Feinde den Kreuzestod erduldet und sterbend gebetet hat: „Vater, verzeih' ihnen; denn sie wissen nicht, was sie thun."

Der erste Grund, weßhalb wir auch unsere Feinde lieben müssen, liegt in dem ausdrücklichen Befehle Jesu Christi: „Liebet euere Feinde, thut Gutes denen, die euch hassen, und betet für die, welche euch verfolgen und verleumden, auf daß ihr Kinder seid eueres Vaters, der im Himmel ist." Nicht ein Rath, sondern ein Gebot wird hier gegeben; denn es wird hinzugefügt, daß man ohne die Feindesliebe nicht ein Kind Gottes sein könne. Was aber zur Erlangung oder Bewahrung der Freundschaft Gottes durchaus nothwendig ist, das kann nicht für einen bloßen Rath angesehen werden, sondern das ist Gebot und strenge Pflicht. Doch da glaube ich schon einen zu hören, der seine Einwendung vorbringt mit folgenden Worten: „Wie kann die Feindesliebe ein Gebot sein, da dagegen meine ganze Natur sich sträubt und empört? Seinen Feind lieben, das ist nicht bloß schwer,

sondern geht auch über die Kräfte des Menschen; denn wie soll er den lieben, der ihn haßt und, wo er kann, ihn nur mit Unbill überhäuft?" Ich gebe zu, daß dieses Gebot schwer, daß es sehr schwer sei und von unserer sinnlichen Natur große Selbstverleugnung erheischt, aber ich bestreite, daß es die menschlichen Kräfte übersteigt. Wenn uns Gott etwas befiehlt, dann faßt er sehr wohl auch das Maß unserer Kräfte in's Auge und legt uns nicht mehr auf, als wir tragen können, abgesehen davon, daß er mit seiner Gnade unserer Schwäche noch nachhilft. Mag es auch schwer sein, dieß Gebot zu erfüllen, so kann doch das noch keine Erlaubniß zu seiner Uebertretung sein, da wir alsdann von der Beobachtung aller andern Gebote entbunden wären. Wieviele Einschränkungen werden uns sonst noch durch das Christenthum auferlegt, und wieviele Dinge sind uns untersagt, obwohl wir von Natur aus uns mächtig zu ihnen hingezogen fühlen! Wir müssen sie aber meiden, sobald wir wissen, daß es Gottes Wille ist, daß er solches uns befohlen hat. Sollte es uns in Bezug auf die Feindesliebe allein frei stehen, wider sein Wort zu handeln? Nein, wenn Gott spricht, dann verlangt er allzeit Gehorsam — Gehorsam sogar von den rauchenden Felsen und feierspeienden Bergen, die in ihren Rachen die schrecklichen Flammen verschließen müssen, und von der Sonne, die sich verfinstert, und von der Erde, die sich hebt und senkt nach seinen Befehlen. Der nämliche Mund, der gesprochen: „Liebet euere Feinde!" hat auch den bösen Geistern geboten: „Fahret aus diesen Menschen," und siehe die Teufel fuhren aus. Was wäre doch das? Die Himmel gehorchen, die Sonne gehorcht, das Meer gehorcht, die bösen Geister gehorchen, und nur du allein, o feindseliger Mensch, wolltest nicht gehorchen? Und warum? Weil es, sagst du, gar hart ist, dem Feinde zu verzeihen und ihn zu lieben. Wie, wenn ein Mann von großer Bedeutung dich zu sich rufen ließe und dir sagte: Verzeihe mir zu Liebe diesem und jenem; wo nicht, so sollst du nie mehr meiner Gunst dich zu erfreuen haben, — könntest du auch da dich nicht aussöhnen? O gewiß würde es dir jetzt nimmer schwer erscheinen. Und wenn dein Feind dir sagen ließe: Wofern du diese Beleidigung mir nachsiehst, bin ich bereit, dir hundert Goldstücke zu geben, — würdest du da verzeihen können? O ja, ohne Zweifel. Und wenn irgend eine Person, an die du dein Herz gehängt hast, wenn diese oder jener, welche zu nennen man erröthen müßte, ein Wesen, mit dem die Sünde dich zusammengeführt hat,

zu dir sagen würde: Entweder verzeihst du oder du kommst mir nicht mehr unter die Augen, würdest du vergeben? — Ganz gewiß. Also aus Furcht vor einem großen Herrn, aus Eigennutz, einer verworfenen Person zu gefallen könntest du Feindesliebe üben, die du aber verweigerst, wenn dein Erlöser sie von dir fordert. Ihm zu Liebe kannst oder vielmehr willst du nicht soviel dich überwinden, als du dich überwinden kannst und willst, wenn Menschen es verlangen, wenn die Gewinnsucht dazu räth. Wie kann man sich da ausreden und sagen, die Befolgung dieses Gebotes sei zu schwer? Sollten wir doch, anstatt darüber zu murren, dem göttlichen Heilande vielmehr danken, daß er es gegeben hat. Oder was würde wohl aus der Welt, wenn es uns frei stünde, wenn es uns erlaubt wäre, unsere Beleidiger zu hassen? Müßte da nicht die menschliche Gesellschaft in endlose Kriege sich verwickeln, müßten nicht die Staaten mit Uneinigkeit erfüllt werden, müßten nicht die Gemeinden und selbst die Familien sich spalten? Bruder wird gegen Bruder sich erheben, Bürger gegen Bürger, Freund gegen Freund, und mit einem geselligen Zusammenleben, mit gegenseitiger Hilfeleistung, mit der Entwicklung der Künste und Wissenschaften hätte es ein Ende, indeß Gewaltthat und Faustrecht regieren, und Rachsucht die Erde zu einem Blutmeere machen würde. Also so schwer es uns auch ankommen mag, den Feind zu lieben, wir müssen dazu uns verstehen, weil es Christus zu unserem Heile ausdrücklich geboten hat.

Doch damit war er nicht zufrieden, zum Worte hat er auch noch das Beispiel hinzugefügt. Seht nur, wie er selbst den verrätherischen Jünger, der im Begriffe ist, ihn an seine Mörder auszuliefern, empfängt mit den sanften Worten: „Freund, wozu bist du gekommen?“ Nichts gleicht der Wuth seiner Feinde, ihr ganzes Streben geht dahin, ihm die höchsten Güter des Lebens, die Ehre und den guten Namen zu rauben, ja es gelingt ihnen endlich, ihm die schmählichste Todesart zu bereiten. Die Beleidigungen, die ihm zugefügt werden, wiegen um so schwerer, da er seinen Feinden keinen Anlaß dazu geboten, sondern vielmehr durch zahlreiche Wohlthaten ihr Herz zu gewinnen getrachtet hatte, da er überdieß Gottes Sohn war und mehr als einmal als den höchsten Herrn des Lebens sich bewährt hatte. Gewiß hatte er sowohl die Macht, als das Recht, strenge Rache zu üben an seinen Feinden; allein er ruft selbst um Gnade für sie zu seinem Vater: „Vater, verzeihe ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!“

Was sagst du zu diesem Beispiele, o mein Christ, der du seit vielen Wochen schon einen bittern Haß im Herzen trägst und noch immer dich nicht anschicken kannst, deinem Feinde die versöhnende Hand zu reichen? Ach, erwiderst du mir, ich sehe es ja ein, daß ich das Beispiel meines Erlösers nachahmen sollte, allein ich kann nicht; denn zu groß ist das Unheil, das mein Feind über mich gebracht, die Schmach, die er mir zugefügt, das Unrecht, das er mir angethan hat; er hat es mir gar zu arg gemacht und thut jetzt noch, was mir zuwider ist, was mich kränkt; ich kann keine Liebe zu ihm fassen, so sehr ich mich auch bemühen mag. Auf diese Klage und Entschuldigung gebe ich dir folgenden Rath: Wenn du nach Hause kommst, dann nimm das Bild des Gekreuzigten von der Wand herab, schau es recht an, betrachte sein schmerzensbleiches Antlitz, seine verrenkten Arme, seinen zerrissenen Leib und sprich: Das Alles haben deine Feinde dir, o liebevoller Heiland, gethan; das habe auch ich dir gethan, auch ich habe deine Hände und Füße durchbohren helfen, auch ich habe deine Seite durchstochen, auch ich habe den Angstschweiß dir ausgepreßt, und du hast für deine Feinde gebetet, hast mir verziehen. Sieh, o mein göttlicher Heiland, mein Herz ist voll des Hasses gegen meinen Beleidiger. Viel und schweres Herzeleid hat er mir bereitet, schwer hat er mich gekränkt, boshaft hat er meine Ehre angeschwärzt; aber Hände und Füße hat er mir doch nicht an's Kreuz geschlagen, eine Dornenkrone hat er mir auch noch nicht auf's Haupt gedrückt, so wenig als er mich gegeißelt und mit Unrath beworfen hat. Wenn du o Herr, größere Beleidigungen verzeihen konntest, warum soll ich die geringeren nicht vergeben? Bin ich etwa mehr als du, reiner und schuldloser als du, so daß ich keine Schmach, keine Kränkung, kein Leid verdient hätte? Nein, deinem Beispiele will ich folgen und verzeihen die größten Beleidigungen, und bestünden sie auch darin, daß mein Feind mich an den Bettelstab, in den Kerker, auf das Blutgerüst gebracht hat. Vater, verzeihe ihm Alles, rechne es ihm nicht zur Sünde an!

Sollten aber diese beiden Gründe, Christi Befehl und Beispiel, dich noch nicht zur Versöhnlichkeit stimmen, dann will ich einen dritten hinzufügen, und dieser ist das Vorbild des himmlischen Vaters. O mein lieber Bruder, christliche Schwester, greif' nur ein wenig in deine Seele und forsche nach, wie vielfältig du Gott beleidiget hast, denk' an jene Sünden, die du aus den Knabenjahren in deine Jugend, aus dieser in dein höheres Alter hineingeschleppt

hast, an jene Sünden, die, wenn du sie zählen wolltest, vielleicht zu Tausenden angewachsen sind, denk' an die groben und schweren Laster, womit du deine früheren Jahre entweiht, an jene Aergernisse, womit du vielleicht selbst Unschuldige zu Beleidigern Gottes gemacht, an den Undank, womit du die unendliche Liebe Gottes erwidert, und an die Ausschweifungen, wodurch du geradezu von Gott dich abgekehrt und an Satanas dich hingegeben hast. O schau, unzählige Mal hast du Gott beleidigt, den Gehorsam, die Liebe ihm aufgekündet und boshaft gerade das gethan, was er dir zu thun verboten hat. Wie hat er sich an dir gerächt? Hat er etwa Speise und Trank dir entzogen, als du ihm den Rücken wandtest; hat er zu Staub und Asche dich zermalmt, als du wider ihn murrtest; hat er dein Auge dir genommen, als es aufleuchtete in böser Lust; hat er deine Füße erlahmen lassen, als sie dich zur Sünde trugen; hat er die Zunge dir aus dem Munde gerissen, als sie überfloß von Zoten und Possen, von Fluch- und Lästerworten; hat er dich in die Hölle verstoßen, als du dich nicht mit einer, sondern mit zahllosen Todsünden vergangen hattest? Das Alles hätte er mit Fug und Recht thun können, aber nein, er hat fortgefahren, dich mit Wohlthaten zu überhäufen, hat unabläßig zu deiner Seele gesprochen und Barmherzigkeit dir angeboten, um zur Buße dich zu bewegen, und hat alsbald auf alle Beleidigungen vergessen, als die erste Thräne aufrichtiger Reue aus deinem Auge rann; da du bußfertig deine Sünden bekanntest, war er alsogleich versöhnt. Du aber willst mit deinem Gegner, der weit weniger oft und weit geringer dich beleidiget hat, dich nicht versöhnen. Es handelt sich um einige Schmähworte, die er in der Zorneshitze ausgesprochen, um einige Verläumdungen, die er Andern nacherzählt; um einige Verstöße gegen den Anstand, deren er sich schuldig gemacht; um einige Gefälligkeiten, die er dir abgeschlagen hat, und deßhalb gehst du jetzt stumm an ihm vorüber, schmähst ärger über ihn, als er über dich, und es steigt bei seinem Anblick dir das Blut in die Wangen. Alle Aufforderungen zur Aussöhnung beantwortest du mit der ständigen Gegenrede: Warum sollte ich ihm nachgehen und mich mit ihm versöhnen, da ich die Feindschaft nicht begonnen und keinen Grund zu den Beleidigungen gegeben habe? An mir liegt es nicht, eine Ausgleichung zu suchen, sondern das kommt meinem Gegner zu. Ich müßte mich ja wegwerfen und all mein Ehrgefühl verleugnen, wenn ich zuerst ihn anreden wollte; denn ganz gewiß

würde er mich auslachen und höhnend sagen: Da seht ihr's, daß er Unrecht gehabt, er gesteht es selbst zu, weil er meine Verzeihung sucht. So lautet deine Sprache; aber weißt du auch, wer dieselbe dir eingegeben hat? Niemand anders, als der Geist der Hoffart. Du redest wie ein Mensch, der sich nach seinem Stolze, nicht aber nach den Grundsätzen der Religion richtet. Wollte Gott so denken und handeln, dann wehe uns Allen! Oder hätte nicht auch er mit vollerem Rechte als du sagen können: Warum soll ich mich mit dem Menschengeschlechte, mit diesem und jenem Sünder aussöhnen, da ich nicht die Feindseligkeit begonnen habe? Ich habe all meine Geschöpfe geliebt, mit allen Fähigkeiten sie ausgerüstet, habe tausend Wohlthaten ihnen gespendet und besonders des Menschen mich liebend angenommen: allein für all' diese Sorgfalt und Zärtlichkeit habe ich nur den boshaftesten Undank und die ärgste Untreue eingeerntet. Nimmer also kann ich vergeben, und das ganze Geschlecht soll vertilgt und ewig bestraft werden. Wollte ich auch barmherzig sein, wer kann mir zumuthen, daß ich, der Schöpfer, mich herablasse zu meinem Geschöpfe; das leidet meine Ehre nimmermehr, daß ich, der höchste Herr, einem Erdenwurm, einem elenden, hilflosen Wesen, das mir Alles, sein Leben und seine Nahrung verdankt, die Hand reiche? Da müßte ich ganz vergessen auf meine Größe und Majestät. Ja, Niemand könnte etwas einwenden, wenn Gott so gesprochen hätte und schweigsam müßten wir insgesammt uns zur Hölle verdammen lassen Indessen hat er das nicht gethan, sondern erbarmungsvoll uns an sich gezogen, ist uns nachgegangen auf allen Wegen mit seiner Gnade, hat für uns dahingegeben seinen eingebornen und innigstgeliebten Sohn und nichts unversucht gelassen, um uns mit sich auszusöhnen und seine ganze väterliche Huld uns zuzuwenden. Stolzer Mensch! du hältst es mit deiner Ehre, deiner Würde, deinem Berufe nicht vereinbar, einem Menschen, deinem Bruder, versöhnlich entgegenzukommen, ihn zu begrüßen und anzureden, während es Gott selber nicht unter seiner Würde erachtet, dir Barmherzigkeit anzubieten. Die Beleidigung, die dir widerfahren, ist eine wahre Bagatelle gegen die Beleidigung, die du ihm zugefügt, — und doch willst du von Verzeihung nichts hören! Dann verdienst auch du keine bei Gott, der mit dir gerade so verfahren wird, wie du gegen den Nächsten verfährst. „Ebenso wird auch mein himmlischer Vater," sagt der göttliche Heiland, „mit euch verfahren, wenn nicht ein Jeder

von euch seinem Bruder von Herzen verzeiht." „Von Herzen," setzt er bei, um zu erinnern, daß die Verzeihung eine aufrichtige, nicht bloß eine erheuchelte und erlogene sein müsse, wie es bei jenen der Fall ist, die da sagen: Ich habe nichts gegen meinen Beleidiger, sondern lasse ihn geradezu im Guten und Bösen gehen; und noch mehr bei jenen, die sprechen: Ich bin schon wieder gut mit ihm; aber was er mir angethan hat, das werde ich ihm mein Leben lang nicht vergessen können. Heißt das verzeihen, wenn man einer erlittenen Unbill immer eingedenk bleibt, sie von Zeit zu Zeit wieder frisch aufwärmt und so im Herzen stets Groll und Abneigung fortnährt, obschon man äußerlich grüßt und redet? Nein, eine solche Verzeihung kommt nicht vom Herzen, und ich muß sie betrachten als einen Versuch, Gott zu täuschen. Wenn deine Feindesliebe nicht besser beschaffen ist, dann gilt für dich immer noch das entschiedene Wort Jesu Christi: „Wenn ihr den Menschen nicht vergebet, so wird euch euer himmlischer Vater euere Sünden auch nicht vergeben" (Matth. 6, 15). Ohne Sündenvergebung aber ist keine Seligkeit zu hoffen, und darum verpflichtet uns zur Feindesliebe auch noch die Sorge für unser ewiges Heil.

Nimmermehr darfst du auf den Himmel hoffen, allzeit bleibt er dir verschlossen, so lange du dich nicht aufrichtig versöhnt haben wirst. Beichte, so oft du willst, beichte alle deine Sünden, so vollständig du kannst und jedesmal unter einem Strome von Thränen, es hilft nichts, die Beicht ist ungiltig ohne Aussöhnung. Du kannst nicht einmal absolvirt werden, weder vom Bischofe, noch vom Papste, und erhältst du die Absolution gleichwohl, so gilt sie nichts. Stirbst du nach Empfang aller heiligen Sterbsakramente, aber in einer Feindschaft, dann ist dein Tod unglückselig, du gehst verloren. Wie solltest du Gnade und ewiges Leben erwarten dürfen, da du dir selber oft und oft wegen deiner Feindschaft den Fluch erfleht hast? Oder was heißt es anders, als sich verfluchen, wenn ein zürnender Mensch im Vaterunser betet: „Vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern!" Du machst da die Vergebung deiner Sünden abhängig von der Vergebung, welche du deinem Feinde angedeihen lässest. Nun aber zürnest du fort und forderst dadurch mit diesen Worten Gott immer wieder heraus, daß er auch dir nicht verzeihen soll. In deinem Munde lautet diese Bitte also: Vergib mir meine Schulden nicht,

wie ja auch ich meinen Schuldigern nicht vergebe. O bete doch, du feindseliger Mensch, das Vaterunser nicht mehr! Doch was ist das für ein Rath, den ich dir da ertheile! Was sollst du sonst beten, wenn du das Gebet des Herrn, das beste aller Gebete, verachtest, wie sollst du selig werden können, wenn du ganz zu beten aufhörst? Im einen wie im anderen Falle bist du verloren. Wahrlich, du bist eigentlich der schrecklichе aller Sünder; denn du sündigest ununterbrochen fort. Während ein anderer Sünder nur zu gewissen Zeiten sich wider Gott auflehnt, da nämlich, wo er eines seiner Gebote übertritt, erhebst du dich gegen ihn jede Stunde, jede Minute, jede Sekunde, sogar in einem fort, solange der Haß in deiner Seele glüht. Da gibt es keine Zwischenräume, keine Unterbrechungen, sondern eine fortlaufende Sünde, die überdieß jeden Tag sich vervielfacht und verstärkt, denn je länger der Groll im Herzen bleibt, desto tiefer wurzelt er ein und geht in Fleisch und Blut über, so daß es siedet in deinen Adern, und das Blut dir in die Wangen steigt, wenn du deines Feindes nur ansichtig wirst. —

Ach was soll ich da sagen, wenn das Alles sich wirklich so verhält? Wahrlich da gehen unzählige Menschen zu Grunde; denn Feindschaften, langjährige, offene und geheime Feindschaften finde ich überall in Hülle und Fülle zwischen Gewerbsgenossen, zwischen Nachbarn, zwischen Eheleuten, zwischen Eltern und Kindern und zwischen Brüdern. Und ich kann mich nimmer wundern, wenn nach Christi Ausspruch das Häuflein der Auserwählten nur klein ist. Ein Theil wird verdammt wegen Fleischeslust, ein Theil wegen Habsucht und Ungerechtigkeit und wieder ein Theil wegen Feindschaft, und gerade dieser ist es, der am allerwenigsten Barmherzigkeit zu hoffen hat; denn „ein Gericht ohne Barmherzigkeit wird über den ergehen, der selbst keine Barmherzigkeit geübt hat.“ Somit bleibt nur ein vierter Theil noch übrig, der überdieß in Gefahr ist, auf diese oder andere Weise an seiner Seele Schaden zu leiden. Unter allen aber, die verdammt werden, sind die Feindseligen die thörichtesten; denn während alle Andern den Himmel gegen die Hölle vertauschen um eines irdischen Genusses oder Gewinnes halber, während sie durch ihre Sünde irgend ein zeitliches Gut, so verächtlich und gering es auch sein mag, gewinnen, stürzen sich dagegen die Feindseligen in's ewige Verderben, ohne einen Gewinn zu machen. Doch ja, sie haben einen Gewinn und

dieser besteht darin, daß sie das Leben auf alle Weise sich verbittern und verkürzen. Wer von euch will nun zu dieser Anzahl von Thoren gehören und deßhalb seine Feindschaft fortsetzen? Ueberleget wohl, was ich gesagt habe, prüfet meine Worte und ihr werdet sie wahr finden und zugeben müssen, daß ihr euere Feindschaft nicht entschuldigen, mit derselben nicht selig werden könnet. Willst du dennoch davon nicht abstehen, dann verlaß auch dieses Gotteshaus, ehe die heilige Messe, dieses erhabene Opfer der Versöhnung, gefeiert wird, an dem du keinen Antheil hast, und nenne dich fürder nicht mehr einen Christen, weil du das auch nicht bist. Da, im Angesichte deines Heilandes, sage ich dir das und in seinem Namen verkünde ich dir's, daß sein Blut an dir verloren ist. Wehmüthig und trauernd wendet er seine Blicke von dir, um sie nie mehr auf dich zu richten.

Bruder, Schwester, bedenke es wohl, ehe du heute dein Herz verhärtest! Hast du noch ein Fünkchen Liebe zu deiner unsterblichen Seele, dann bitte und beschwöre ich dich und zwar, wenn du willst, knieend und mit aufgehobenen Händen: O ende doch deine Feindschaft, sie nimmt sonst keinen guten Ausgang! Was du vorbringen willst, das gibt dir entweder der Stolz oder der Geiz oder der Neid ein; aber unwandelbar fest steht die Pflicht der Feindesliebe, welche Christi Wort und Beispiel, des himmlischen Vaters Vorbild und dein Heil dir auferlegen. Darum eile, dich zu versöhnen, und vereinige dich mit deinem Widersacher ohne Zögern, solange du mit ihm auf dem Wege bist, damit dich nicht der Widersacher dem Richter übergebe; denn ein Jeder, der sich wider seinen Bruder erzürnt, verfällt unter das Gericht, vor dem uns Gott gnädig bewahren wolle. Amen.

Zwölfte Predigt.

Selbstliebe.

„Deinen Nächsten aber sollst du lieben wie dich selbst." Luk. 10.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

Ein Seitenstück zur That des barmherzigen Samaritans hat Rom gesehen im Sommer des Jahres 1847. Dort lag ein alter Mann ohnmächtig auf der Straße, als eben ein menschenfreundlicher Herr vorüber fuhr. Als einer aus der gaffenden Menge jenem Herrn auf die Frage, wer dieser Arme sei, zur Antwort gab: Es ist nur ein Jude! — stieg er unwillig über diese lieblose Antwort aus dem Wagen, half eigenhändig ihn aufheben und fuhr mit ihm nach der Wohnung des Kranken Dorthin schickte er sodann nicht nur seinen Leibarzt, sondern sorgte auch für alle Pflege. Ich weiß zwar nicht, wie der barmherzige Samaritan hieß, von dem der göttliche Heiland redet, kann euch aber den Namen desjenigen angeben, von dem ich erzählt habe: er heißt Pius IX. und ist der langjährige und vielgeprüfte Oberhirt der katholischen Kirche.

Ein schönes und heiliges Werk haben beide verrichtet; allein deßungeachtet finde ich die Handlungsweise des barmherzigen Samaritans preiswürdiger, als die unseres heiligen Vaters. Wenn ein Samariter ein Juden, seinen religiösen Gegner, aufhebt, so mag dieß als ein Act der Großmuth, ja des Heroismus gelten; aber wenn ein Christ das Gleiche vollbringt, so muß er von sich sagen: Ich habe nur das gethan, was ich schuldig war. „Geh hin und thu auch du deßgleichen," sagt Christus und erklärt damit, daß sein Gebot alles das von uns fordert, was der Samariter gethan hat, daß seine Handlungsweise für jeden Christen unerläßliche Pflicht ist. Die christliche Nächstenliebe verbindet uns, wie wir

in den beiden letzten Vorträgen hörten, Jedem ohne Rücksicht auf Abstammung und Bekenntniß Gutes zu erweisen und besonders der Unglücklichen auf das Werkthätigste uns anzunehmen. „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst."

Dieses Gebot der Nächstenliebe schließt aber, wie schon die Worte sagen, noch ein anderes in sich, das Gebot sich selbst zu lieben. Wenn wir schon den Nächsten gegenüber zu allen Werken der Barmherzigkeit verpflichtet sind, um wieviel mehr werden wir uns selbst alles Gute erweisen dürfen? Die Selbstliebe ist die Norm, die Regel, das Vorbild der Nächstenliebe und darum muß sie noch höher stehen; wir lieben den Nächsten als unser zweites Ich, das neben uns Antheil nehmen soll am Genusse Gottes, am Besitze des Himmels, darum gehört die erste Liebe immer uns selbst. Doch, da ein Jeder, wie der heilige Augustinus sagt, vermöge des Gesetzes der Natur sich selbst liebt, wie demselben Gesetze zufolge auch die Thiere sich selbst lieben, so bedarf es keines besondern Gebotes der Selbstliebe und somit auch keines besonderen Beweises dieser Pflicht. Wir Alle lieben uns selbst, ja vielleicht mehr, als recht und billig ist. Darum will ich lieber die **Grenzen** bestimmen, welche die **Selbstliebe** einzuhalten hat, wenn sie nicht ausarten und zur sündhaften Eigenliebe werden soll. Also laßt uns untersuchen, wie weit die Selbstliebe sich erstrecken darf, um eine Tugend zu bleiben! Dieß soll uns beschäftigen in dieser Stunde, die uns segnen möge der göttliche Erlöser durch die Fürsprache seiner unbefleckten Mutter, der glorreichen Himmelskönigin Maria!

Da unser Selbst aus Leib und Seele besteht, so folgt daraus, daß wir beides, Leib und Seele, auch lieben dürfen. Da aber die Erhaltung unseres Leibes und Lebens manche Güter der Erde fordert, so kommt dazu, daß wir auch diese lieben dürfen, soweit sie uns nothwendig und heilsam sind. Es erstreckt sich also die Selbstliebe auf unsere Seele, auf unsern Leib, auf unsere irdischen Güter.

Die erste Liebe gebührt unstreitig der Seele, und hier können wir die Grenze niemals überschreiten; im Gegentheile, je heißer und mächtiger wir unsere Seele lieben, um so inniger und edler werden wir auch Gott und den Nächsten lieben. Die Liebe zu unserer Seele treibt uns nämlich an, auf alle Weise ihr Heil zu besorgen, alle Mittel zu gebrauchen, um sie ihrer Bestimmung entgegenzuführen. Werden wir da nicht auch Gott lieben, der einst

ihre Seligkeit ausmachen soll, werden wir uns nicht hüten vor jeder Sünde, wodurch sie Gott verliert, und zur Buße eilen, wenn wir wirklich gesündiget haben? Werden wir nicht dem Nächsten alle Werke der Barmherzigkeit erweisen, um dadurch für unsere Seele unvergängliche Reichthümer zu sammeln? Ja, liebet euere Seele, liebet sie mit aller Gluth der Liebe fest und unerschütterlich; denn sie ist das Werthvollste, was wir besitzen, ein unsterbliches Wesen, kostbarer als Silber, Gold und Edelsteine, als Scepter und Krone, als Gesundheit und Leben. Sie trägt an sich nicht nur die Züge des göttlichen Ebenbildes, sondern ist auch ein Hauch aus dem Munde der allerheiligsten Dreieinigkeit. Ist sie dadurch schon unendlich werthvoll, so hat sie obendrein den Preis des gottmenschlichen Blutes Jesu Christ gegolten und ist durch den göttlichen Geist geheiliget und mit dem lebendigen Brode genährt, ein Kind und Erbe Gottes, ein geistiger Tempel und eine Zierde des Hauses Gottes geworden. Ueberdieß hängt nicht unser ganzes Wohl oder Wehe für eine ganze Ewigkeit von unserer Seele ab?

Das sind zwar längst bekannte Wahrheiten, und Wahrheiten, die oft gepredigt werden, um die sich alle Predigt und das ganze Christenthum bewegt; allein die tägliche Beobachtung liefert den Beweis, daß man sie am wenigsten begriffen hat, am wenigsten zur Ausführung bringen will. Greifen wir in unsere Brust, ziehen wir den Schleier von unseren Augen, damit wir sehen, wie wenig Liebe wir für unsere Seele haben! Ach! da ist keine Zeit, für sie zu sorgen, da ist jeder Weg zu weit, um ihr zu helfen. Sag einmal an, ist die Sorge für deiner Seele Heil dein wichtigstes Geschäft? Warum lässest du sie ohne Brod, warum siehst du zu, wie sie im Schlamme der Sünde immer tiefer sinkt, und bleibst gleichgiltig, ob ihr auch der geistige Tod nahe steht oder wohl gar sie längst ereilt hat? O du weißt tausend Entschuldigungen, um deine Nachlässigkeit im Gebete, im Empfange der heiligen Sakramente, um die häßlichsten Gewohnheitssünden, welche deine Seele an den Rand des ewigen Verderbens bringen, zu rechtfertigen. Gewiß, du liebst deine Seele nicht; sonst müßtest du auf sie auch mehr Acht haben; du liebst dein vergängliches Fleisch, deinen sinnlichen Leib mehr als deine Seele.

Ja, es ist recht, wenn du auch den Leib liebst, der ein nothwendiger Bestandtheil deines Ich ist, der die Wohnung, das Werkzeug und Eigenthum der Seele ist. Zudem hat ihn ja Gott selbst

erschaffen und liebt ihn, weil er auch in ihm, wie im ganzen Weltall verherrlicht werden soll. Da der Menschenleib alle Elemente in sich vereiniget, da er aus allen Reichen der Natur Bestandtheile in sich trägt, so nennt man ihn mit Recht den Microcosmus im Macrocosmus, eine kleine Welt in der großen Welt. Indem du deinen Leib Gott unterwirfst, beugt sich gleichsam die ganze Welt zu den Füßen des Schöpfers, bringt jedes Geschöpf seinen Zoll der Anbetung. Deßhalb schuf ihn Gott und liebt ihn Gott, deßhalb darfst und sollst auch du ihn lieben. Noch mehr! Hat nicht das reinigende und heiligende Wasser der Taufe ihn benetzt? ist er nicht der Tabernakel des lebendigen Gottes, ein Glied Jesu Christi? Welche Würde verleihen ihm soviele heilige Sakramente, deren Träger und Vermittler er ist, so daß er aus dem Bereiche des Natürlichen zu übernatürlicher Höhe erhoben wird und deßhalb vor allen vernunftlosen Geschöpfen den Vorrang einnimmt und mehr Liebe verdient, als sie alle. Es wäre demnach Sünde, wenn du ihn vernachlässigen, wenn du unnöthigerweise ihn und seine Gesundheit Gefahren aussetzen wolltest, ein entsetzlicher und himmelschreiender Frevel, wenn du mit eigener Hand das Leben deines Leibes angreifen und selbstmörderisch seinem Dasein ein Ende machen würdest.

Trotz alledem gibt es aber hier eine Grenze, über die du nicht hinausgehen darfst, eine Grenze, welche Vernunft und Pflicht bestimmen. Die Vernunft aber fordert, daß die Liebe zu deinem Leibe stets der Liebe zu deiner Seele untergeordnet sei, daß du den Leib nicht liebest auf Kosten der Seele und für das Fleisch nicht mehr Sorgfalt trägst, als für den Geist. Es ist demnach Selbsthaß und nicht Selbstliebe, wenn du den Forderungen der Sinnlichkeit, den bösen und unreinen Trieben und Neigungen des Fleisches und seiner Trägheit und Bequemlichkeit nachgibst und aus lauter Liebe zum Leibe die Seele mit Sünden beschwerest. Der Leib ist ein verzogenes Kind, das man gewiß mehr liebt, wenn man seine Unarten bekämpft, als wenn man sie gutheißt und unterstützt. Wir dürfen ihn nicht tödten, aber wir sollen ihn abtödten; wir dürfen nicht gegen ihn wüthen, aber wir sollen ihn unter strenger Aufsicht und Zucht halten, daß er nicht über die Schnur schlägt und die Seele tödtet. Ja, die Pflicht fordert sogar noch mehr. Auf ihren Ruf hin müssen wir bereit sein, sogar die Gesundheit und selbst das Leben zu opfern. Ist die Erfüllung einer Standespflicht nicht anders möglich, als durch die Preisgebung des Lebens und der

Gesundheit, so müssen diese auch eingesetzt werden. Schlechte Selbstliebe wäre es für den Priester, für den Arzt, für den Soldaten, wenn sie das Krankenbett oder das Schlachtfeld meiden würden, weil die geraden Glieder oder das Leben auf dem Spiele stehen.

Wie oft aber ist die Liebe zu unserem Leibe, ich will nicht sagen pflicht-, aber doch vernunftwidrig? Wir lieben den Leib ohne Grenzen, sowie wir die Seele lieben sollten, und machen uns zu Sklaven und Götzendienern eines Fleisches, das einst die Maden verzehren werden. Der schmückt ihn mit Bändern, mit Fetzen, Salben und Geschmeiden wie einen chinesischen Oelgötzen; jener füttert und hegt ihn, wie ein Mastthier, während ein dritter ihm die unsaubere Freude der Lasterpfützen bereitet. Da ist keine Verschwendung zu groß, um ihn mit Flitter zu behängen; da bieten Erde und Meer kaum Leckerbissen genug, um seiner Gaumenlust Genüge zu thun, und ist kein Opfer zu groß, kein Weg zu weit, um seine Ausschweifungen zu befriedigen. Armseliges Fleisch, so verlierst du all' deine Würde und Ehre und gelangst nicht zu jener Verklärung, in welcher du einstmals im Himmel erscheinen sollst, um mit der Seele dich ewig zu weiden und ewig glückselig zu sein! Lieben wir doch unsern Leib so, daß wir ihn „als ein lebendiges, heiliges, gottwohlgefälliges Opfer darbringen" (Röm. 12, 1), daß wir ihn nur als ein Werkzeug der Seele betrachten und als ein Mittel gebrauchen, durch welches sie eher ihre Bestimmung erreichen soll!

Dasselbe gilt auch von den zeitlichen Gütern, welche zur Erhaltung und Förderung des Lebens gegeben sind. Wir dürfen sie lieben, insoferne auch sie in Gott ihren Ursprung haben und Gottes Gabe sind nach den Worten des alttestamentlichen Predigers: „Jeder Mensch, dem Gott Reichthum, Habe und Macht gegeben, daß er davon esse und seinen Theil genieße und sich freue von seiner Arbeit, hat es als Gabe Gottes" (5, 18). Daraus folgt aber auch, daß wir bereit sein müssen, diese Gabe zu jeder Zeit, wann es Gott gefällt, und ohne Murren wieder herzugeben gleich dem frommen Job, der, als er sie allesammt wie auf einen Schlag verlor, voll Ergebung sprach: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen." Er gibt und nimmt sie, wie es zu seiner Ehre und zu unserem Heile ist, und nur so weit dürfen wir sie lieben, als sie hiezu dienen. Wer zeitliches Vermögen, Geld und Gut nur darum liebt und begehrt, um

es zur Verherrlichung des Allerhöchsten zu verwenden, um Kirchen zu erbauen und auszuschmücken, um die Feier des Gottesdienstes zu erhöhen oder um den Armen und Kranken durch reichliche Liebesgaben beizuspringen oder endlich um seinen Standespflichten ungestörter und wirksamer obliegen, den Bedürfnissen seiner Familie steuern zu können: wer auf seinen guten Namen bedacht ist, um in Angelegenheiten, welche das wahre Wohl seiner Familie, seiner Gemeinde, seines Vaterlandes betreffen, desto größeren und entschiedeneren Einfluß üben zu können; der liebt die benannten Güter auf eine nicht nur erlaubte, sondern löbliche, christliche Weise, weil er sie nicht als den letzten Zweck seines Strebens, sondern nur als Mittel betrachtet, einen höheren Zweck, die Ehre Gottes, das Wohl des Nächsten, das Heil der eigenen Seele zu erreichen. Eine solche Liebe ist ferne von Hab- und Genußsucht, von Stolz und Aufgeblasenheit, und wer sie besitzt, der ist in Wahrheit, wie der heilige Augustinus bemerkt, „der Herr seiner Güter, nicht ihr Sklave," und ihm gilt das Wort der Schrift: „Eine Krone für die Weisen ist ihr Reichthum" (Prov. 14, 24). Aber wie schwer ist es, hier die rechte Grenze zu beobachten! wie leicht verleiten die zeitlichen Güter zum Uebermuthe, zur Schwelgerei und Ausgelassenheit, wie gefährlich umgarnen sie das Herz und treiben zum unersättlichen Geize, so daß Jesus Christus selbst zu dem Ausspruche sich genöthiget sieht: „Es ist schwer, daß ein Reicher ins Himmelreich eingehe!"

Seht! das ist die Ordnung, welche die Selbstliebe einzuhalten hat, zuerst die Seele, dann der Leib und zuletzt die Güter des Glückes: das sind die Grenzen, welche sie nicht überschreiten darf, indem sie zwar der Seele alle erdenkliche Liebe zollt, aber den Leib nur liebt als Gefäß der Seele und die zeitlichen Güter nur liebt als Mittel zum ewigen Heile für uns und für Andere. So nur ist die Selbstliebe geordnet und christlich, während sie anders ausartet und zerstörend wirkt sowohl für die von ungeordneter Selbstliebe Befangenen als auch für zahllose Menschen, die in ihre Nähe kommen. Und leider ist dieses nur zu oft der Fall! Man verkehrt die ganze Ordnung und liebt mit aller Hast und Gier zuerst die zeitlichen Güter, deren man eine Fülle auf gerechte und ungerechte Weise zu erraffen sucht, um dann allen Lüsten des Leibes fröhnen zu können — zum Verderben der armen und schmählich mißhandelten Seele. Sobald aber einmal diese von Gott gesetzte Ordnung

verkehrt ist, können nur Zerwürfnisse und Unfrieden die Folge sein: Zerwürfnisse im Menschen selber, Zerwürfnisse mit dem Nächsten, Zerwürfnisse in den Familien, in den Staaten. Daher stammt denn alles Elend unserer Zeit, und diese Verkehrtheit in der Liebe zu uns selbst ist die Quelle aller Revolution gegen Gott und gegen die bürgerliche Ordnung. Die Selbstsucht, in welche die Selbstliebe ausartet, schreckt vor keinem Frevel zurück und legt die freche Hand an den Thron, wie an den Altar.

Möge Gott durch seine Allmacht und Gnade uns Allen behilflich sein, daß wir nur in der rechten Weise uns selbst lieben und durch wohlgeordnete Selbstliebe unser ewiges Heil wirken. Amen.

Dreizehnte Predigt.

Die Aeußerungen der Eigenliebe.

„Es werden die Menschen sein voll Eigenliebe."
2. Tim. 3, 2.

Andächtige in Christus versammelte Zuhörer!

Nicht zur eigenen Verherrlichung oder besser gesagt, nicht irdischen Ruhmes halber wirkte Christus seine Wunder, sondern um die Erkenntniß Gottes zu fördern, zum Glauben an ihn zu verhelfen und seine Ehre zu vermehren. Deßhalb verbietet er zu wiederholten Malen, wie wir in den heiligen Evangelien lesen können, denjenigen, die er heilte, Jemanden davon Etwas zu sagen; deßhalb belobte er namentlich diejenigen, die gläubigen Herzens kamen und die Allmacht Gottes bekannten. Das konnte auch gar nicht anders sein, da sein ganzes Leben und Wirken die Erfüllung des göttlichen Willens und die Vermehrung der göttlichen Ehre zum Ziel hatte.

Wenn er demnach über den Undank der neun geheilten Aussätzigen sich beklagt, so ist dieß nicht eine eitle Empfindlichkeit, die sich verletzt fühlt, weil sie keine öffentliche Anerkennung findet und das erwartete Lob nicht empfängt, sondern es ist ein Schmerz darüber, daß Gott nicht die ihm gebührende Ehre gegeben wird. „So hat sich also Keiner gefunden, der wieder käme, Gott die Ehre zu geben, als dieser Ausländer?" Wir haben hier gleich neun schmutzige Beispiele von verkehrter und ungeordneter Selbstliebe. So wenig man es diesen Unglücklichen verargen kann, daß sie für ihr irdisches Wohl besorgt, Genesung von einem entsetzlichen und schmerzlichen Uebel suchten und zwar dringend und inständig, indem sie ihre Stimme erhoben und laut riefen: so hätten sie doch nicht eigennützig nur mit der leiblichen Heilung sich begnügen, sondern Gott preisen sollen, durch dessen Güte sie rein geworden waren.

Aber so gilt ihnen die irdische Wohlfahrt mehr als die Ehre des Allerhöchsten; weil ihnen nur geholfen ist, deß sind sie froh und vergessen über der Gabe den Geber.

Aber, geliebte Zuhörer, wir sind vielfach auch nicht anders als diese neun aussätzigen Juden; denn wie oft suchen wir nur die Wohlthat und denken nicht an den Wohlthäter, wie oft erscheinen wir vor dem Herrn nur aus Eigennutz und Selbstsucht und suchen uns und das Unsrige und nicht Gott und seine Ehre. Das ist aber verkehrte Liebe, das ist **Eigenliebe**, der ärgste und größte Feind der göttlichen Ehre. Deßhalb kann ich nicht umhin, auf sie euch aufmerksam zu machen und in einem eigenen Vortrage von ihr zu handeln, damit ihr sie wohl kennen möget. O möchte es mir gelingen, diese Giftwurzel in uns recht bloß zu legen und diese Quelle aller Sünde euch zu zeigen! Lasset uns deßhalb beginnen im allerheiligsten Namen Jesu und mit einem andächtigen Gruße an die unbefleckte Gottesgebärerin! Ave Maria!

Eigenliebe ist die unordentliche, die übermäßige Liebe zu sich selbst. Wen sie beherrscht, der ist voll von sich selbst und sucht sich selbst und allein, indem er seine edlere Natur, seine überirdische Bestimmung verkennend, nur das sinnliche Wohlbehagen und das zeitliche Glück liebt und anstrebt. Schon die erste Sünde war Eigenliebe, indem unsere Stammeltern sich mehr liebten als Gott, indem sie sich zu erheben suchten wider Gottes Willen und Gebot. Satan hätte mit all' seiner Verführungskunst nichts ausgerichtet, wenn ihm nicht die Eigenliebe zu Hilfe gekommen wäre und Eva's Arm nach der verbotenen Frucht ausgestreckt hätte. Die Eigenliebe ist demnach die Wurzel der Sünde, und jede Sünde ist somit Eigenliebe, so daß der heilige Ignatius von Loyola ganz recht hatte, wenn er auf die Frage, wie man am schnellsten heilig werden könne, zur Antwort gab: „Wenn man keine Eigenliebe aufkommen läßt." Ganz gewiß; denn alsdann ist jeder Sünde die Thüre verschlossen, und nutzlos mühen sich die Feinde unseres Heiles ab, um uns zu verderben. Weder Satan, noch die Welt, noch das Fleisch würden etwas wider unser Heil vermögen, wenn es ihnen nicht gelänge, die Eigenliebe in ihren Bund zu ziehen; es gäbe keine Hoffart und Habsucht, keine Unlauterkeit und Bequemlichkeit, keinen Neid und Zorn mehr, wenn die Eigenliebe nicht wäre: bei jeder Sünde ist die Eigenliebe mit im Spiele; denn eben weil der Mensch sich mehr liebt als er sollte, weil er seine Ehre, seinen Vortheil, seine

Befriedigung der göttlichen Ehre und dem göttlichen Willen vorzieht, begeht er die Sünde. Deßhalb schreibt der heilige Paulus der Eigenliebe alle Laster zu und schildert Menschen „voll Eigenliebe" als „habsüchtig, prahlerisch, hoffärtig, Lästerer, den Eltern ungehorsam, undankbar, lasterhaft, lieblos, unfriedsam, verläumderisch, unenthaltsam, grausam, schonungslos, Verräther, muthwillig, aufgeblasen und die Lüste mehr liebend als Gott."

Haben aber alle Sünden ohne Ausnahme die Eigenliebe zu ihrer Stammmutter, so ist der Hochmuth mit allen seinen Unarten ihr Lieblings- und Schooßkind, wie schon aus der Sünde des ersten Menschen erhellt, den die Eigenliebe zu dem stolzen Gedanken trieb, wie Gott zu werden. Doch nicht von den groben Ausgeburten der Eigenliebe will ich handeln, die ohnehin in die Augen fallen und leicht erkannt werden; ich will nichts sagen von jener Geckenhaftigkeit, die sich in den Kleidern und Geberden der Tagesmode spreizt und dreht und nach Pfauenart der öffentlichen Bewunderung darbietet; von jener Prahlerei, die nichts verborgen halten kann, sondern großsprecherisch den Mund allzeit vollnimmt und die unbedeutendsten Dinge an die große Glocke hängt; von jener Eingenommenheit und Eingebildetheit, die sich selbst alle Weisheit und Geschicklichkeit zuschreibt und keinen höheren Verstand mehr anerkennen will; von jenem rastlosen Ehrgeize, der nichts unversucht läßt, um sich aufwärts zu schwingen und eitle Ehre, höhere Einnahmen und ein gesteigertes Wohlleben zu ärnten; kurz von allgemeinen Mühen, Bestrebungen und Werken, in denen die Eigenliebe klar und offen an den Tag tritt; sondern wir wollen heute vielmehr ihre verdeckten Gänge aufsuchen und, soweit es mir gelingt, die feineren Ausläufer dieser Lasterwurzel enthüllen.

Aber wo soll ich da anfangen und wo enden? wie zählte ich all' die Gedanken und Wünsche, alle Worte und Mienen, alle Handlungen und Unterlassungen, alle Neigungen und Affecte auf, die alle die Eigenliebe zur Triebfeder haben selbst dann, wenn sie noch so uneigennützig und edel scheinen. Die Eigenliebe ist wie die Luft, die in alle Räume dringt, und sie sucht über alle unsere Kräfte und Glieder zu gebieten von der Wiege bis zum Grabe. Noch schlummert im Kinde das Selbstbewußtsein, noch ist es der Sprache nicht mächtig und selbst die Füße versagen noch ihren Dienst, und doch steckt es bereits voll Eigenliebe und hascht nach Allem, was ihm gefällt, ob es ihm nützlich oder schädlich, erlaubt

oder verboten ist. Und wie es größer wird, den Gebrauch seiner Glieder lernt und zu denken anfängt, entwickelt sich und wächst auch die Eigenliebe, wenn nicht eine umsichtige und weise Erziehung ihr entgegentritt. Immer ist es das eigene Ich, dem alle Sorge und aller Fleiß gilt, das belobt und belohnt, geehrt und geliebt werden will. Aller Eifer, alle Sittsamkeit, welche das Kind in der Schule zeigt, und aller Gehorsam und die Willfährigkeit, welche es den Befehlen der Eltern bezeigt, wie oft haben sie ihren Beweggrund blos in der Eigenliebe! O der Knabe, das Mädchen schon weiß sich immer in ein günstiges Licht zu stellen und alle Seiten heraus zu kehren, die ihm zum Ruhme und Gewinne sein können; weiß manchen Fehler zu verdecken und von der Eigenliebe belehrt die kunstvollsten Lügen zusammen zu reimen. Und je größer und älter sie werden, um so mehr lernen sie sich zu schätzen, immer mehr Vorzüge an sich zu entdecken, und die Achtung und Liebe für das armselige Ich wächst mit den Jahren. Ich rede aber, um es neuerdings in Erinnerung zu bringen, nicht von solchen, die von Jugend an der Eigenliebe unbedingt nachgeben oder durch die Thorheit der Eltern darin bestärkt frühzeitig in alle Laster sich stürzen und in Gräueln sich wälzen, zu deren Verübung man eine längere Lehrzeit erwartet hätte, sondern ich rede von Menschen, die einer guten Erziehung sich erfreut haben und von einem guten Willen beseelt sind, so daß sie nicht die Schmutzpfade gewöhnlicher Menschen gehen; von solchen Menschen, die nicht nur vor größeren und schwereren Sünden sich hüten, sondern auch gewisse Tugenden an sich haben und religiöse Uebungen vornehmen, die sich noch als fromm und tugendhaft möchten erscheinen lassen. Wie viel Eigenliebe findet sich deßungeachtet in ihnen vor! Sind sie von vornehmer Geburt und hohen Standes, dann dünken sie sich höher als Andere und messen genau ab, wie weit sie sich herablassen dürfen, ohne ihrem Adel oder ihrer Würde Abtrag zu thun, wenn sie auch von jenem lächerlichen Adelsstolze sich freigemacht haben, der alle Andern, die nicht ein Dutzend Ahnen mit dem Freiherrntitel oder dem oft sehr bedeutungslosen Wörtlein „von“ aufweisen können, gleichsam nur als Halb-Menschen betrachtet. Wie versessen sind Manche auf ihren Titel und sehen es, wenn sie auch allem pedantischen Hochmuthe entsagt haben, doch nicht gerne und fühlen sich innerlich unangenehm berührt, wenn ein einziges Wörtlein wegbleibt. Mit einer schmeichelhaften Anrede, mit einem prunkvollen Gruße kannst du Manchen

günstig stimmen. Sind sie aber von niedriger Abkunft, dann suchen sie dieß zu verbergen und erröthen über den gemeinen Stand ihrer Eltern, die ihnen doch mehr Sorgfalt und Liebe zugewendet haben, als manches hohe Elternpaar ihren Kindern zu Theil werden läßt. Oder sie setzen gerade in die Armuth ihrer Geburt einen Stolz und rühmen sich der Stellung, welche sie deßungeachtet errungen haben. Konnten sie es aber nicht vorwärts bringen, dann klagen sie über Zurücksetzung und Hilflosigkeit, die es ihnen unmöglich gemacht, sich höher aufzuschwingen. Sie reden von ihren Kenntnissen, von ihren Arbeiten und Verdiensten, die nicht erkannt und gewürdiget worden sind; von dem Unglücke, das sie stets verfolgt hat; von der Gleichgiltigkeit ihrer Obern, die sich ihrer nicht angenommen haben, während Andere, ihre Altersgenossen, die weniger als sie geleistet und weniger Geschick und Talent gehabt haben, vom Glücke besser bedacht, von Jugend an besser bevorzugt und durch gute Freunde an's Licht hervorgeholt wurden. Diese und ähnliche Gedanken, Ansichten und Urtheile über die Geburt und den Rang sind nicht selten, sondern alltäglich, und doch sieht man nicht ein, daß sie von der Eigenliebe eingegeben und diktirt werden, daß sie nichts Anderes sind, als eine ungebührliche Erhebung des lieben Ich, das mehr Anerkennung finden möchte, als Gott in seiner Weisheit ihm bestimmt hat.

Suchen wir den Menschen bei seiner Arbeit auf, so werden wir auch hier die Eigenliebe als unzertrennliche Begleiterin an seiner Seite finden. Müssen nicht Alle sich von unserer Kunstfertigkeit überzeugen, soll nicht öffentlich unser Lob erschallen? Ist nicht unsere Arbeit immer die beste? Wer läßt sich denn viel einreden und wird nicht ungehalten, wenn er belehrt wird? Wie fühlt man sich verletzt, wenn fremde Arbeit bewundert wird, wenn die eigene Arbeit keine Anerkennung findet, wenn die Herrschaft, ich will nicht sagen, keinen Tadel, aber auch keine Zufriedenheit äußert, da man doch eine ganze Lobrede verdient zu haben glaubt? Und hast du ein wenig über deine Schuldigkeit gethan, muß das nicht sogleich erwähnt werden, um mehr Gunst und Wohlwollen zu erhalten? Und hinwiederum ist es nicht die Eigenliebe, welche dir jene Beschwerden auf die Zunge legt, jene Klagen, mit denen du die Last deiner Berufsgeschäfte und den Druck deiner Arbeiten hervorhebst, um als der Geplagteste gleichsam zu erscheinen und Mitleiden zu erbetteln oder um die Saumseligkeit in Ausübung guter Werke zu recht-

fertigen? Was anders redet aus dir als die Eigenliebe, wenn du jeden Fehler, den du bei deinen Geschäften gemacht, jede Vergessenheit, die du dir hast zu Schulden kommen lassen, entschuldigest und mit Eifer dich vertheidigest, indem du an die Mangelhaftigkeit des Materials, den Drang der Umstände, die Störung durch Andere hervorhebst? Und wenn du weinst und trauerst bei den Verweisen, die dir, ob mit Recht oder Unrecht, gegeben werden, wer gibt dir diese Thränen, als die verletzte Eigenliebe, die überhaupt thränenreicher ist, als die Reue? So ist sie es also, welche entweder die eitle Einbildung auf deine Geschicklichkeit nährt und deine Kunstfertigkeit überschätzt oder durch Verdruß und Widerwille die täglichen Berufsgeschäfte erschwert und verbittert und tausend Klagen und Seufzer erzeugt.

So wenig sie fehlt bei deinen Arbeiten, ebenso wenig mangelt sie beim geselligen Verkehre, im Umgange mit Anderen. Du redest und unterhältst dich vielleicht stundenlang mit Anderen; aber versuche es einmal einen Rückblick auf deine Gespräche zu werfen und du wirst finden, daß die ganze Unterhaltung sich um deine liebwerthe Persönlichkeit gedreht hat, die du auf alle Weise belobt und herausgestrichen, der du die feinsten und artigsten Complimente gemacht, deren Vorzüge du alle ausgekramt und auf welche du Andere in jeder Beziehung aufmerksam gemacht hast. Du hast nur von dir gesprochen und zwar rühmliche und lobwürdige Dinge vorgebracht, hast deine guten Eigenschaften schlau hervorzuheben gewußt, hast von deinen Verfolgungen und Beeinträchtigungen, von deinen Leiden und Drangsalen, von deinen edlen Thaten und guten Werken, von deiner Mäßigung und Enthaltsamkeit, von deinen Aussichten und Hoffnungen erzählt, und das Alles, um bewundert, gelobt, geehrt zu werden. Daneben hat es deine Eigenliebe recht wohl verstanden, den Nächsten in Schatten zu stellen, damit der Glorienschein deiner Größe um so heller strahle. Du hast an ihm gar Vieles zu rügen gewußt und mit scheinbarem Eifer für das Recht und für die Wahrheit Alles aufgedeckt, was dir Nachtheiliges von ihm bekannt war, oder was du bloß geargwöhnt hast, wobei es dir überdieß auf eine kleine Uebertreibung nicht angekommen ist; du hast zwar den Lobsprüchen, die man ihm spendet, alles Recht widerfahren lassen; aber sie sogleich durch ein verdächtigendes Aber, durch ein geheimnißvolles Achselzucken, durch Erwähnung einer Schwachheit wieder vernichtet. Dabei hast du dich im Verkehre mit Anderen

so redselig und in der Gesellschaft so witzig und geistreich als möglich gezeigt und getrachtet, stets das Wort zu führen und Alle zu deinen Zuhörern zu haben. Wagt es aber Jemand, dir zu widersprechen, und deiner Weisheit zum Trotze anderer Meinung zu sein, dann kannst du dich um gleichgiltige Dinge so ereifern, daß du einen langwierigen Streit beginnst, der im Frieden nur dann endet, wenn dein Gegner nachgibt und das Recht dir läßt. Dagegen bleibst du aber stumm wie ein Fisch, wenn die Ehre der Religion angegriffen ist, und Gott und die Kirche frivol gelästert werden, oder trittst wenigstens so schüchtern und sachte auf, daß dein Schweigen noch besser, als dein Reden gewesen wäre. Diese Sucht, zu glänzen und weise zu erscheinen, diese Rechthaberei und Streitlust einerseits und diese Feigheit und Schüchternheit anderseits, stammen sie nicht aus der Eigenliebe, welche das kostbare Ich vergöttern und gegen allen Hohn schützen möchte?

Während unsere guten Freunde häufig nur an den sonnigen Tagen des Glückes uns umgeben, bleibt uns aber die Eigenliebe sogar im Unglücke noch treu. Sie legt sich zu dir auf das Krankenbett, sie seufzet mit dir über den Verlust des Vermögens, sie weint mit dir am Grabe deiner Todten. Oder ist es nicht so? Weßhalb entsetzest du dich über zeitliche Unfälle gar so sehr und bist voll Trauer, wenn auch nur ein Schaden von einigen Gulden dir zugestoßen ist? weßhalb klagst du deine Schmerzen, redest von deinen schlaflosen Nächten und suchst dein Krankenlager mit lauter mitleidigen Seelen zu umgeben? Weßhalb beschwerst du dich über die lange Dauer deines Unwohlseins und thust, als ob du die größten Schmerzen hättest? weßhalb willst du gar nie Unrecht leiden und dich verkennen lassen? weßhalb willst du dich gar nicht beruhigen über den Tod der Deinigen, obwohl du doch weißt, daß es Gottes Wille war? Deine Eigenliebe kann das zerissene Band sinnlicher Neigung, die durch den Tod entrissene Stütze, Hoffnung und Aussicht nicht verschmerzen, sie hindert dich, die Weisheit des göttlichen Willens zu betrachten und deiner Sünden zu gedenken, für die unvergleichlich größere Leiden noch eine milde und gnädige Buße wären. Sie übertrifft sogar die treuesten Freunde, die, wenn sie auch den Jammer und die Thränen des Unglückes nicht scheuen, doch außerhalb der gottgeweihten Schwelle bleiben. Die Eigenliebe aber begleitet dich auch in's Kloster und findet da gar viel auszusetzen und zu tadeln. Sie weiß Ausreden, um die Regel zu

umgehen, sie findet armselige Gründe zum Unbehagen und Mißvergnügen und Anlaß genug, um mit den Obern unzufrieden zu sein, die aufgetragenen Arbeiten, den angewiesenen Posten, die vorgeschriebene Ordnung ungeeignet und unzeitig zu finden, böswillige Absichten zu entdecken und über das Benehmen Anderer sich aufzuhalten. Mag die klösterliche Zurückgezogenheit vor vielen Gefahren schützen und mancherlei Versuchungen ferne halten, der Eigenliebe vermag sie die Pforten nicht zu verschließen, vor ihr schützen weder Habit, noch Schleier, noch Clausur, weil sie im Menschen selber liegt.

Aber, wird sie uns folgen auch in die heiligen Hallen des Gotteshauses und uns belästigen, auch wenn wir kommen, Gott den Herrn anzubeten und die heiligen Geheimnisse zu feiern? Ja, auch da drängt sie sich ein und es gibt keine Kirche und in ihr keinen Winkel, wo sie sich noch nicht hingewagt hätte. Sie kommt mit dir, so oft die Gewohnheit, die Neugier, die Ehrfurcht, wo nicht gar noch andere schlechte Dinge dich im Hause des Herrn erscheinen lassen; sie knieet mit dir nieder, faltet mit dir die Hände und senkt das Haupt, so oft du in heuchlerischer und lobsüchtiger Absicht, der Leute und der eitlen Ehre halber diese Aeußerungen der Frömmigkeit gibst; sie demüthiget sich, um dafür von Anderen erhöht zu werden und in den Geruch der Heiligkeit zu kommen, oder aber sie hält dich ab von Prozessionen und von allen Zeichen der Ehrfurcht, weil du verspottet werden kannst, und treibt dich an, von manchen Andachten und Gottesdiensten fern zu bleiben, indem sie bald die Kälte des Winters, bald die Hitze des Sommers, die Zugluft der offenen Kirchenthüren, wodurch deine Gesundheit Schaden leiden könnte, oder die dringenden Geschäfte als Vorwand gebraucht. Gelingt es ihr nicht, dich vom Gebet abzuhalten, dann sucht sie den Werth desselben abzuschwächen und hüllt sich in das täuschende Gewand der Gewissenhaftigkeit. Sie beängstigt dich wegen der geringen Fortschritte, durch kleinmüthige und halb verzweiflungsvolle Gedanken bei den stets wiederkehrenden Zerstreuungen, sie macht dich muthlos und traurig in den Zuständen der geistigen Trockenheit, und du erkennst es nicht, daß es sich dabei nicht um einen wahren Fortschritt, sondern nur um die eigene Befriedigung handelt, die im Gebete süßliche Gefühle sucht und an der eigenen Heiligkeit sich weiden möchte. Und ein andermal schlägt die Eigenliebe wieder andere Wege ein, indem sie auf gewisse, mechanisch

und geistlos verrichtete Uebungen dich allzuviel vertrauen läßt, zum Dünkel einer falschen Gerechtigkeit dich hinreißt und mitleidig herabschauen heißt auf Andere, die vielleicht einige Vater unser weniger beten und einige Verbeugungen weniger machen. Sie treibt dich mit einem Worte selbst beim Gebete an, dich selber zu suchen, nicht die göttliche Ehre, und daher kommt, daß du bald voll bester Zuversicht, bald ohne alles Gottvertrauen dich findest. Und auch damit gibt sie sich noch nicht zufrieden; mit dir schreitet sie sogar zum Richterstuhle der Buße und ist dabei, wenn du dein Gewissen erforschest und deine Sünden beichtest. Sie stellt deine Fehler allesammt in einem milderen Lichte dar, sie belehrt dich, daß gewisse Punkte, die du nicht gerne sagst, eigentlich keine Sünde seien und übergangen werden können, sie gibt dir allerlei Ausdrücke und Worte, um deine Fehler zu verhüllen oder zu beschönigen, sie macht dich übermäßig traurig wegen gewisser Fehler, in die du wieder gefallen bist, die demüthigend für dich sind und vielleicht einen scharfen Verweis dir zuziehen, sie flüstert dir ein, was wohl der Beichtvater von deinen Sünden denken und zu dir sagen werde, sie hilft dir deine Sünden zu entschuldigen und die Last derselben Anderen aufzubürden oder der Schwachheit zuzuschreiben, sie macht dich unzufrieden mit den Ermahnungen des Beichtvaters, die bald zu lang, bald zu kurz dir erscheinen, mit seinen Vorschriften und der von ihm anbefohlenen Buße, die dir bald zu schwer, bald zu leicht, bald zu einfach und gewöhnlich vorkommt, wenn sie nicht gar deinen Stolz reizt und zum Zorne dich verleitet wegen der Freimüthigkeit, womit er deine Wunden bloslegt und deine Fehler tadelt. Und die Niedergeschlagenheit, die du mit aus dem Beichtstuhle nimmst, die eitlen Grübeleien, denen du, anstatt zum Empfange der heiligen Communion dich vorzubereiten, nachhängst, kommen nicht auch sie von der Eigenliebe? Dieß Alles und noch mehr verursacht sie vor, bei und nach dem Empfange des heiligen Bußsakramentes, um gar nichts zu erwähnen von den lieblosen Gedanken über Andere und von den unchristlichen Urtheilen, die sie in dir hervorruft durch die Vorspiegelung, daß Andere größerer Sorgfalt und Nachsicht sich erfreuen, als du.

Das Bußgericht wird nun doch wohl der letzte Ort sein, an den sie ihre verwegenen Schritte tragen. Ach nein! ich sehe sie sogar knieen am Tische des Herrn. Anstatt daß du mit dir und deinem göttlichen Heilande dich beschäftigest, wendet sie deine

Augen auf Andere und stellt über sie Betrachtungen an. Der Eifer, die Frömmigkeit, welche sie kundgeben, drückt dich nieder und macht dich voll Zweifel und Mißmuth. Dazu kommt vielleicht noch, daß dein Herz, ungeachtet aller Mühe, nicht warm werden will, und nun ist die Verwirrung vollständig. Am Tische des Herrn Andere beachten und beurtheilen, bloß sinnliche Empfindungen und Genüsse suchen, allen Zweifeln und Beängstigungen sich überlassen, heißt dieß etwas anderes, als der Eigenliebe dienen?

So sind wir also an keinem Orte in der ganzen Kirche vor ihr sicher, und ihre Schlauheit geht so weit, daß sie die Anbetung Gottes, den Empfang der heiligen Sakramente als Deckmantel gebraucht, um sich selbst desto unberufener befriedigen und verherrlichen zu können. Wer sieht nicht ein, daß sie außerhalb des Heiligthumes noch mehr ihre Herrschaft geltend machen wird? Sie läßt Niemanden unangefochten, und derjenige ist ihr größter Sklave, der von ihr frei und verschont zu sein wähnt. Sobald du sprichst: Ich habe keine Eigenliebe, da dienst du ihr mit blinden Augen und schmachtest in ihren schwersten Fesseln. Ihr dienen nicht bloß Hohe, sondern auch Niedere; vor ihr beugt sich der Bettler, wie der Fürst; sie herrscht nicht bloß über Laien, sondern auch über Priester und vielleicht über jene sogar, die wider sie schreiben und predigen. Sie stützt sich auf die geringfügigsten Sachen und benützt schlau alle Verhältnisse und Umstände; sie ändert alle Augenblicke ihre Waffen und wählt dem Chamäleon gleich eine andere Farbe, nimmt eine andere Gestalt an, um glatt wie ein Aal sich wieder loszuwinden, wenn du sie fangen und erdrücken willst. Jetzt ist sie voll Demuth, und dann wieder voll Selbstgefühl; jetzt trägt sie die Maske der Sanftmuth und bald darauf erscheint sie unter der Larve des Eifers; jetzt trägt sie weltliches Gewand und ein andermal erscheint sie im Heiligenscheine, wie es eben am gerathensten erscheint, das eigene Ich zu vergöttern. Heute ist sie voll Besorgniß, morgen voll Leichtsinn, freigebig und karg zu gleicher Zeit; sie will in die Kirche, wenn Gehorsam, Pflicht und Krankheit das Zuhausebleiben gebieten, und sie will zu Hause sitzen, wenn das Kirchengehen an der Zeit wäre; jetzt sucht sie Ruhe und dann zeigt sie sich wieder rastlos thätig, selbst am Tage des Herrn. Bald bringt sie Gott Rauchopfer, Gelübde und läßt Messen lesen um eines zeitlichen Vortheiles halber; bald will sie keine Abhängigkeit von ihm erkennen, und während sie hier sich heuchlerisch vor

ihm verdemüthiget, murrt sie dort wider ihn und klagt seine Strenge an; sie will Niemanden Gutes, Niemanden nachstehen und sieht ängstlich doch auf alle Nebenmenschen, richtet sich nach ihren Wünschen und Urtheilen, nach ihrem Spotte und selbst nach ihren Lastern. Was sie hier tadelt, das weiß sie an einem anderen Orte zu entschuldigen je nach dem Vortheile, der dabei herausschaut. Heute schließt sie Freundschaft und morgen lebt sie im bittersten Grolle und nährt Antipathien, Abneigung gegen solche, die dir nie wissentlich zu nahe getreten sind. So ist sie die Mutter aller Lüge und Heuchelei und die Quelle aller Launen, Neigungen und allen Eigensinnes und Zornes. Du lachst heute und bist in der rosenfarbigsten Laune, weil der Eigenliebe geschmeichelt wurde durch Erfüllung eines Wunsches, durch irgend eine Ehrenbezeugung, irgend einen Gewinn; du ziehst morgen die Stirne in Falten, siehst mürrisch und verdrossen darein, bist empfindlich und reizbar und, wie man sagt, dir selber nicht gut, — warum? Weil die Eigenliebe verletzt ward durch eine böse Nachrede, durch eine Unhöflichkeit, Zurücksetzung und, was weiß ich, durch welche Dinge noch.

Die Eigenliebe vertilgt sogar die Sünde, indem sie den Geiz eine weise Sparsamkeit; den Stolz — Hochachtung des standesmäßigen Charakters; die Verleumdung — eine Rüge böser Sitten; den Zorn — Eifer gegen das Unrecht nennt, und macht so den Menschen sorglos wegen seines ewigen Heiles, daß er ganz ruhig dem Tode entgegensieht, als ob er das heiligste Leben geführt hätte. Wie oft geschieht es, daß Leute, die keineswegs allzu gewissenhaft gewesen sind fremdem Gute und fremder Ehre gegenüber, in der Beaufsichtigung ihrer Untergebenen und nicht zu eifrig im Besuche der Kirchen, im Empfange der heiligen Sakramente, doch mit Mühe kaum eine Sünde an sich entdecken, um die Absolution empfangen zu können. So sehr hat die Eigenliebe sie verblendet, und mit ihr sterben und treten sie vor Gottes Gericht, wo freilich die Augen wieder helle werden, aber leider zum Verderben. Und meint ihr, daß die Eigenliebe nach dem Tode ein Ende hat? Ach nein, sie wuchert noch fort im prunkvollen Leichenbegängnisse, um das man vor seinem Ableben sich noch gekümmert hat, und in stolzen Grabmonumenten, welche die schmutzige Asche noch loben müssen. Und was hält die Verdammten in der Hölle? Ist es nicht Eigenliebe, von der sie sich nimmer trennen können, die sie nie zur Liebe Gottes kommen läßt?

O Eigenliebe, wann werden wir dich bewältigen? Wenn wir vorerst dich erkannt haben. Darum forschet auch heute ernstlich und prüfet, ob ich euch heute getroffen habe; durchforschet euer Herz, durchgehet euer ganzes Thun und Lassen und fraget nach den Motiven, nach den Beweggründen euerer Gedanken, Worte, Werke, Unterlassungen, eueres Benehmens gegen Gott und den Nächsten! War es der Wille und die Ehre Gottes, die ihr stets gesucht habet, bezieht sich euer Thun und Lassen auf Gott, als die letzte Quelle? Wenn nicht, dann habt ihr nur die Erde und in ihr nur euer sinnliches Wohl und Behagen gesucht und die Eigenliebe ist in vollster Blüthe. Auf! die Ehre Gottes muß euere Richtschnur sein! Wollet ihr diese und sonst nichts Anderes, gilt es euch, dem Willen Gottes gleichförmig zu werden in Freud und Leid, im Leben und im Tode, dann sind der Eigenliebe die Arme gebunden, und wie sie euch auch immer anfechten mag, sie wird nichts ausrichten können. Der Wille Gottes soll geschehen, ob er auch noch so viel Verleugnung und Abtödtung uns auferlegt; denn „wer sein Leben liebt, der wird es verlieren, wer es aber haßt, der wird es gewinnen." Wenn die Liebe zu uns selbst nicht mit dem göttlichen Willen sich vereinbart, dann wollen wir uns hassen und bekämpfen; denn der göttliche Wille und nur dieser allein soll geschehen jetzt und allzeit. Amen.

II. Die heiligen zehn Gebote Gottes.

Erstes Gebot.

Erste Predigt.

Die Pflicht der innern und äußern Gottesverehrung.

„Du sollst Gott deinen Herrn anbeten und ihm allein dienen." Matth. 4, 10.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

„In euerer Mitte steht der, den ihr nicht kennet," das ist ein Vorwurf, der nicht bloß Juden und Heiden trifft, sondern selbst solche, die sich Christen nennen. Obwohl Gott mitten unter ihnen, ja in ihnen selber war und diese Gegenwart durch seine Werke und die Stimme ihres Gewissens ihnen kundgab, so erkannten ihn die Heiden so wenig, daß sie zum sinnlosesten und unvernünftigsten Götzendienste herabsanken. Es ging ihnen mit dem wahren Gotte, wie den Juden mit dem Erlöser. So deutlich derselbe vorherverkündet und in allen Zügen seines Lebens geschildert war, so daß die Schriftgelehrten den drei Weisen ohne sonderliche Mühe sogar die Stätte seiner Geburt bezeichnen konnten, so haben sie ihn doch nicht erkannt, nachdem er einmal öffentlich unter ihnen aufgetreten war und sein Dasein ihnen durch mehr als eine That geoffenbart hatte. Sie waren sogar eher geneigt, dem Johannes die Messiaswürde und Messiasrolle zuzuerkennen. Finden aber die Juden und noch mehr die Heiden einige Entschuldigung, weil ihnen das Volllicht der Gnade fehlte, was sollen wir dann sagen von Christen, die Christum nicht erkennen wollen, obgleich der Glaube ihn auf's Deutlichste gezeigt, die Gnade ihn uns unverhüllt an den Tag gelegt und achtzehnhundert Jahre für ihn gesprochen und Zeugniß abgelegt haben? Was sollen wir sagen von jenen Christusleugnern, die allen Scharfsinn ihres Geistes und die Ge-

wandtheit ihrer Feder aufbieten, ihn aus der Geschichte und aus der Welt hinauszudisputiren, um an ihn nicht glauben und ihn nicht lieben zu müssen, um nicht im Lichte, sondern in der Nacht wandeln zu können? Hatten Juden und Heiden blöde Augen, so halten diese ihre Augen absichtlich zu. Warum wohl das? Das heutige Evangelium gibt uns Aufschluß hierüber. Sie kennen Christus nicht, weil sie nie eingegangen sind auf die Frage: Wer bist du? Je weniger der Mensch sich selber kennt, je weniger er seiner armseligen Natur und seiner geistigen Armuth sich bewußt geworden ist, desto mehr baut und vertraut er auf sich selbst und desto gleichgültiger, kälter und sogar feindseliger wird er in Folge dieser Selbstüberhebung gegen Christus und folglich auch gegen Gott. Deßhalb flehte der heilige Augustinus, der dieß aus eigener Erfahrung wußte, so inbrünstig zu Gott: „Möchte ich dich kennen und möchte ich mich kennen!" Möchten wir sein Beispiel nachahmen und durch Gebet und fleißige Selbstprüfung zur immer größern Erkenntniß unser selbst zu gelangen suchen! Dann werden wir auch Gott erkennen und ihn anbeten und ihm allein dienen, wie er es im ersten Gebote uns befohlen hat. Mit diesem **ersten Gebote** und zwar mit der Verpflichtung, welche es uns auferlegt, wollen wir denn heute uns beschäftigen. Ich beginne im Namen Jesu und unter dem Schutze der fleckenlosen Jungfrau Maria.

„Ich bin der Herr, dein Gott. Du sollst keine fremden Götter neben mir haben; du sollst dir kein geschnitztes Bild machen, dasselbe anzubeten," — so lautet die wörtliche Fassung des ersten Gebotes, wie es Gott selber ausgesprochen hat. Was will nun das sagen? Offenbar nichts anderes als: du sollst mich allein als deinen Gott anerkennen und mir alle die Gott schuldige Verehrung leisten. Da nun dazu vor Allem gehört, daß wir an den einzig wahren Gott glauben, so geben wir das erste Gebot gewöhnlich mit den Worten: „Du sollst allein an Einen Gott glauben." So ist es euch von euerer Mutter gelehrt, so ist es euch in der Schule beigebracht worden. Also wir dürfen nur einen Gott anerkennen. Einer allein ist der Allerhöchste, die oberste Majestät; was außer ihm sich findet im Himmel und auf Erden, das ist nur Geschöpf. Wenn wir dieß glauben, dann werden wir auch nur Gott allein die höchste Ver-

ehrung widmen. Verehren dürfen wir zwar auch Geschöpfe; denn unter Verehrung überhaupt verstehen wir einen Akt, wodurch wir irgend Jemand Anerkennung seiner Hoheit und Würde und in Folge dieser Anerkennung unsere Unterwürfigkeit bezeigen. Wo wir Würde und Vorzüge finden, da dürfen wir sie ehren und denen, welche sie besitzen, unsere Achtung zollen, sowie demüthig und ehrfurchtsvoll unter sie uns beugen. Wir dürfen Eltern, Vorgesetzte, und überhaupt alle Personen, die durch Rang, Kenntnisse, Verdienste und Tugenden sich auszeichnen, wir dürfen insbesondere die Heiligen Gottes ehren; allein wir dürfen ihnen nicht die höchste Ehre erweisen. Diese gebührt Gott allein, weil er der allmächtige Schöpfer, der höchste Herr aller Dinge, das in sich unendlich vollkommene Gut ist. Diese höchste Verehrung Gottes nun nennt man Anbetung. Ein Beispiel dieser Anbetung schildert uns der heilige Johannes in seiner geheimen Offenbarung mit den Worten: „Die vierundzwanzig Aeltesten fielen nieder vor dem, der auf dem Throne saß und beteten an den, der da lebt in alle Ewigkeit, und legten ihre Kronen nieder vor dem Throne und sprachen: Würdig bist du, Herr, unser Gott, zu empfangen Preis und Ehre und Kraft; denn du hast alle Dinge geschaffen und durch deinen Willen wurden und sind sie geschaffen" (Geh. Offb.). Diese Anbetung verlangt Gott von uns im ersten Gebote und zwar in doppelter Weise innerlich und äußerlich.

Worin besteht nun die innerliche Anbetung? Sie besteht darin, daß wir Gott in unserem Herzen die gebührende Ehrfurcht und Unterwerfung erweisen. Das kann auf verschiedene Weise geschehen und zwar bezüglich der Ehrfurcht dadurch, daß wir stets und allezeit seiner unendlichen, uns gegenwärtigen Majestät eingedenk, auf alle Regungen unseres Herzens Acht haben und die unordentlichen Regungen und Begierden desselben zügeln und abtödten. Aus dieser innern Ehrfurcht vor dem allgegenwärtigen Gott und Herrn entspringt jene wundersame Bescheidenheit und Sittsamkeit, welche die ganze Haltung des Menschen und jede seiner Geberden selbst dann regelt, wenn derselbe einsam ist und sich von Niemanden beobachtet glaubt, wie dieß namentlich vom heiligen Franz von Sales berichtet wird. Ein Zeitgenosse und Freund dieses Heiligen bezeugt, er habe denselben wiederholt durch eine Ritze der Thüre beobachtet und zu seiner großen Erbauung und Verwunderung wahrgenommen, daß er stets so eingezogen und

sittsam war, als befände er sich in Gegenwart eines Monarchen, dem er die höchste Ehrfurcht schuldete. Behalten wir in gleicher Weise die Allgegenwart Gottes immer vor Augen, dann werden wir nicht nur unser Herz in Ordnung halten, sondern dasselbe auch oft mit Gott reden lassen.

Die Ehrfurcht vor ihm äußert sich also auch im Gebete, mag es Lob- oder Bitt- oder Dankgebet sein. So oft wir Gott in unserem Herzen loben wegen seiner Vollkommenheit und Größe, so oft wir ihn, den Spender alles Guten, um eine Gabe anflehen, so oft wir danken für eine empfangene Gnade, ebenso oft ehren wir Gott, weil wir ihn als unseren höchsten Herrn und Wohlthäter anerkennen. Wer demnach das erste Gebot halten will, der darf namentlich das Gebet nicht außer Acht lassen, der muß nicht bloß beten, wenn die Noth ihn zwingt, wenn das Wasser ihm bis an den Hals reicht, sondern auch sonst oft Akte des Lobes und Dankes bei sich erwecken. Wer aber gerne an Gott denkt und mit ihm redet, der wird auch um seine Ehre sich annehmen und für dieselbe eifern.

Die Ehrfurcht vor Gott äußert sich deßhalb auch im Eifer für seine Ehre. Es muß unser glühender Wunsch sein, daß der Allerhöchste nicht nur von uns, sondern von der ganzen Welt mehr und mehr erkannt, geliebt und gelobt, und daß sein Name überall verherrlichet werde. Wir können nicht gleichgültig bleiben, wenn es sich um die Ehre des Herrn handelt, sondern wir fühlen uns von den Empfindungen der Freude oder der Trauer in Bewegung gesetzt, je nachdem Gott geehrt oder gelästert wird. Wer aber kalt bleibt bei den tausend Sünden und Lastern, durch welche er Gott verunehrt und beleidigt sieht, wen es nicht angreift im Innersten seines Herzens, so oft die Kirche oder die heilige Religion befehdet, geschmäht und beeinträchtiget wird; wer da erst berechnet, ob er zustimmen oder mißbilligen, ob er reden oder schweigen soll, und wer gar keine Opfer bringen will zur Ausbreitung des Reiches Gottes, zur Verherrlichung des Gottesdienstes, der mag von Allem reden, nur nicht vom Eifer, von diesem innern Liebesstachel, der die Ehre Gottes noch mehr vertheidigt als die eigene und ein ganz besonderer Beweis für die Haltung des ersten Gebotes ist.

Wie wir aber durch das stete Andenken an Gottes Gegenwart, durch fleißiges Gebet und durch heiligen Eifer für Gott einerseits unsere Ehrfurcht bezeigen, so müssen wir ihm durch Gehorsam und

Ergebung auch andererseits unsere Unterwerfung zu erkennen geben. Wie einst Paulus, so müssen auch wir sagen: „Herr, was willst du, daß ich thun soll?“ Betrachten wir ihn wirklich als unsern höchsten Herrn, dann müssen wir ja auch uns als seine Diener betrachten, die vor Allem ihm Gehorsam schuldig sind. Wir müssen all' seinen Geboten uns unterwerfen und nicht bloß diesen, sondern auch all' seinen Einsprechungen und Ermahnungen und selbst den leisesten Wünschen und Winken seines heiligsten Willens uns mit jener Bereitwilligkeit hingeben, womit der königliche Sänger einst gesprochen hat: „Bereit ist mein Herz, o Gott, bereit ist mein Herz.“

Daraus folgt nun, daß durch die treue Beobachtung des ersten Gebotes auch die Beobachtung der übrigen gesichert wird; denn so lange ich Gott Gehorsam erweise, ist es schlechterdings unmöglich, daß ich irgend eines seiner Gebote übertrete. Ja, ich werde mich sogar großmüthig in alle Fügungen der göttlichen Vorsehung ergeben und geduldig die Leiden und Trübsale tragen, die Gottes züchtigende und prüfende Vaterhand über mich verhängen wird. Eine solche Gesinnung kindlicher Ergebung sprach mit rührendem Nachdrucke Christus aus in jenen Worten, die er an Petrus richtete, als ihn dieser von seinem Vorhaben, zu leiden und zu sterben, gleichsam abwendig machen wollte: „Soll ich den Kelch, den mir der Vater gegeben hat, nicht trinken?“ Dieselbe Ergebung bezeigte er auch, da er in seiner Todesangst betete: „Vater, willst du, so nimm diesen Kelch von mir; doch nicht mein, sondern dein Wille geschehe!“

Mit den bisher angeführten Tugenden des Andenkens an Gott, des Gebetes, des Eifers, des Gehorsams und der Ergebung ist aber die innere Gottesanbetung noch keineswegs abgethan, sondern dieselbe besteht ganz besonders in der Uebung der drei göttlichen Tugenden, in denen die angeführten Tugenden ihre eigentliche Wurzel haben. Wir müssen den Glauben üben, um dadurch Gottes unendliche Wahrhaftigkeit anzuerkennen und freiwillig unseren Verstand seinem unfehlbaren Ansehen zu unterwerfen; wir müssen die Hoffnung üben, um durch die Ueberzeugung von seiner Allmacht, Barmherzigkeit und Treue und im Bewußtsein unseres eigenen Unvermögens die Gnade zu allem Guten und die zukünftige ewige Seligkeit von ihm mit Zuversicht zu erwarten, wir müssen die Liebe üben, um uns ihm dem höchsten und besten Gute ganz und

ohne Vorbehalt für Zeit und Ewigkeit hinzugeben. Daher gibt der heilige Augustin auf die Frage, wie man Gott verehren solle, einfach die Antwort: Gott sei durch Glaube, Hoffnung und Liebe zu verehren. Die Verehrung Gottes durch Akte dieser drei Tugenden ist die allervorzüglichste. Denn da jeder Akt seine Vortrefflichkeit aus der Tugend bekommt, von welcher er entspringt, so ist es klar, daß die Akte des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe alle anderen Tugendakte an Vortrefflichkeit überragen, weil sie von göttlichen Tugenden ausgehen, die ungleich höher stehen, als die höchsten sittlichen Tugenden. Besteht nun die innere Anbetung Gottes ganz besonders in den Akten der göttlichen Tugenden, dann folgt auch, daß es Pflicht sei, dieselben öfter zu erwecken. Wo dieß nicht geschieht, wo ganze Wochen und Monate ohne einen solchen Akt verfließen, da kann selbstverständlich von einer innern Gottesverehrung nicht die Rede sein. Aber auch von keiner äußern; denn diese setzt die innere immer voraus, gleichwie die Pflanze nothwendiger Weise eine Wurzel haben muß.

Diese äußere Gottesverehrung, durch welche wir unsere innere ehrfurchtsvolle Gesinnung gegen Gott auch durch Worte und Zeichen, durch Geberden und Handlungen, z. B. durch Kniebeugen, durch Falten und Erheben der Hände, durch Klopfen an die Brust, durch Neigen des Hauptes, durch Weihwasser nehmen und Kreuzzeichen machen, besonders aber durch die Betheiligung bei öffentlichen Andachten und am gemeinsamen Gottesdienste und Meßopfer an den Tag legen, ist uns durch das erste Gebot ebenso zur Pflicht gemacht, wie die innere. Diese Pflicht aber hat man schon oft bestreiten wollen, und noch immer gibt es Leute genug, die sich dagegen wehren, indem sie sagen: Wozu diese Aeußerlichkeiten, dieses Ceremonienwesen und Kirchenlaufen? Die wahre Anbetung besteht, wie Christus selber sagt, darin, daß man Gott im Geiste und in der Wahrheit anbetet, und das thue ich. Ich ehre ihn im Herzen, in der Stille und glaube darum, ein ebensoguter Christ zu sein wie diejenigen, welche von einer Kirche zur andern laufen und oft gar mechanisch in ihren Andachtsübungen sind und mit dem Aeußerlichen Alles abgethan zu haben glauben. Diese Sprache habt ihr gewiß schon oft genug gehört und zwar von solchen, die höchst selten in Gefahr wären, erschlagen zu werden, wenn etwa einmal zufälligerweise eine Kirche während des Gottesdienstes einstürzen würde. Was saget ihr nun zu diesem Geplauder? Glaubet ihr

wirklich, daß sie Gott im Geiste und in der Wahrheit anbeten, während euere Kirchgänge und öffentlichen Cultusakte nur leere Ceremonien und mechanische Handlungen sein sollen? Ich meinestheils schätze Jene, die öffentlich Gott anbeten, viel mehr als Leute, deren Gottesverehrung so sehr geistiger Natur ist, daß man von ihr gar keine Ahnung hätte, sie unmöglich bei ihnen vermuthen möchte, wenn sie es nicht selber sagten. Ja, sie haben wahrlich Ursache, uns des zu versichern; denn aus ihren gewöhnlichen Reden und Thaten kann man nichts erkennen von dieser innern Gottesanbetung, und was sie im Verborgenen thun, das läßt in der Regel auf Gedanken schließen, die mit Gott nichts, wohl aber mit der Unsittlichkeit viel zu schaffen haben. Ihre innere Gottesverehrung scheint demnach so feingeistig und so verschlossen zu sein, daß sie dieselbe selbst nicht mehr entdecken können, wenn sie in allen Winkeln ihres Herzens nachsuchen, und darum können wir ihnen nicht glauben, wenn sie dieselbe uns noch so oft versichern.

Gerade diese Leute sind sonst nicht gewöhnt, mit ihren lobenswerthen Eigenschaften, mit ihren Vorzügen und Verdiensten geheim zu thun, warum denn gerade mit ihrer Gottesfurcht? Es muß da einen Hacken haben, sonst würden sie diese vor Allem prahlend an den Tag legen. Darum zeiget uns die Werke der Gottesverehrung, dann glauben wir euch. Sonst aber sagen wir: Ihr betet Gott auch innerlich nicht an, weil ihr es auch äußerlich nicht thuet. Das ist ganz klar; denn tief in der Natur des Menschen ist es begründet, daß seine innern Vorgänge sich auch nach Außen abspiegeln. Ist Jemand freudig in seinem Herzen, dann ist er es auch im Aeußern: Sein Auge leuchtet, seine Miene lacht, sein Mund jauchzet, beflügelt ist sein Fuß und leicht jede seiner Bewegungen. Dasselbe gilt vom Gegentheil. Ist Jemand in Sorge, Angst, in Leiden und in Betrübniß, dann erkennt man dieß alsbald, so sehr er sein inneres Anliegen auch verbergen möchte, an seinem Aeußern. Diese Person, sagt man, muß einen stillen Gram, einen Stein auf dem Herzen haben, weil sie so traurig und abgeschlagen darein schaut, so blaß aussieht und so gebeugt einhergeht. Also das Herz verräth sich im Antlitze, das man deßhalb den Spiegel der Seele nennt, und der innere Zustand des Menschen gibt sich kund in seinen äußern Bewegungen, Mienen und Geberden. Soll das überall gelten, nur nicht von der Anbetung Gottes? O, wenn das Herz betet, dann beugen sich die Kniee, dann falten sich die Hände

schon von selber; wenn die innere Andacht groß ist, dann folgt die äußere unwillkürlich nach. Schaut einen Menschen an, der in schwerer Bedrängniß bei Gott oder einem Heiligen Hilfe sucht! Er wirft sich auf seine Kniee, er streckt seine Hände empor, er blickt zum Himmel oder zum Gnadenbilde auf, vor dem er betet und seine Lippen bewegen sich im leisen Flüstern, ohne daß er das Alles gesucht hat. Seine Natur drängt ihn von selbst dazu. Also auch die Gottesverehrung, wenn sie im Herzen ist, so gibt sie sich äußerlich kund und zwar um so mehr, je inniger die innere Anbetung ist. Allerdings sind nicht alle äußern Handlungen der Anbetung wirkliche Zeichen der inneren Andacht, der Mensch kann auch heucheln, kann sich betend stellen, indeß sein Herz in der ganzen Welt umherschweift; aber das ist gewiß, daß der Abgang äußerer Andacht auch ein Beweis für den Mangel der innern ist. Was man im Innern hat, das gibt sich ganz von selbst auch nach Außen hin kund.

Doch zugegeben, daß ohne äußere Gottesverehrung gleichwohl eine innere stattfinden kann, so ist doch unbestreitbar, daß dieselbe nur eine halbe ist. Soll denn nicht der ganze Mensch Gott anbeten? Der ganze Mensch besteht ja aus Leib und Seele. Also muß auch der Leib Gott die schuldige Ehre geben, oder mit anderen Worten, die Gottesverehrung muß auch eine äußere sein. Zu dieser ist der Leib verpflichtet von Natur aus. Er ist ja das Werkzeug der Seele. Ist es für diese Pflicht, Gott zu ehren, dann muß sie auch den Leib, ihr Werkzeug, Gott widmen, muß ihn in seiner Weise an der Anbetung Gottes Theil nehmen lassen. Der Leib ist ferner die Zierde, die Krone der Schöpfung, das edelste und kunstvollste unter allen sichtbaren Gebilden. Wenn nun aber Gott von allen seinen Geschöpfen Verehrung fordert, soll er diese gerade dem höchsten Werke seiner Hände erlassen haben? Der Leib ist eine Zusammenfassung der ganzen materiellen Schöpfung, er ist, weil in ihm alle Stoffe und Elemente vertreten sind, eine kleine Welt in der großen. Indem nun der Mensch auch ihn der Ehre Gottes weiht, führt er gleichsam die ganze Schöpfung zum bewußten und freien Dienste Gottes heran, während sie außerdem nur unbewußt und naturnothwendig Gott dient nach den Gesetzen, welche der allweise Schöpfer in sie gelegt hat. Kann es uns da der Allerhöchste freigestellt haben, ob wir mit unserem Leibe ihn verherrlichen wollen oder nicht? O gewiß hat er in demselben alle Stoffe nur

darum zusammengetragen, damit die ganze Schöpfung in uns mittelst des selbstbewußten Geistes ihm auch gewissermaßen eine selbstbewußte Huldigung darbringe.

Dieselbe Pflicht der äußeren Gottesverehrung lastet aber auf unserem Leibe auch durch die Gnade. Er wird geheiliget von der Geburt bis zum Tode durch so viele Sakramente und Sakramentalien, und darum fordert Gott von ihm auch den Tribut der Huldigung und des Dankes, den er für alle Wohlthaten von allen Wesen fordert. Der Leib soll einst Antheil nehmen an der Verherrlichung der Seele. Da aber diese Verherrlichung ein Lohn ist für die Dienste, welche die Seele Gott leistet, darf er dann diesen Lohn hoffen, wenn er nicht zugleich mit der Seele Gott die Ehre gegeben hat? Also nur durch die innere und äußere Verehrung wird die Anbetung Gottes ganz. Die äußere Gottesverehrung ist für uns eine heilige Pflicht, mögen wir die Seele, die ihre Empfindungen auch kundgeben will, oder den Leib betrachten, der von Natur aus und durch die Gnade zum Dienste Gottes bestimmt ist.

Diese Pflicht ergibt sich aber auch, wenn wir die Wechselwirkung ins Auge fassen, in der Leib und Seele zu einander stehen. So gut die Seele auf den Leib, ebenso wirkt auch der Leib auf die Seele ein. Sein Wohlsein hat wie seine Krankheit Einfluß auf diese, und äußere Zeichen geben der Seele oft erst Anregung zu den mannigfachsten Gedanken. Ihr könnt das an jedem Kinde sehen. Wie könnte man ihm, das so arm an Gedanken und so beschränkt in seinem Geiste ist, ohne äußere Hilfsmittel einen entsprechenden Begriff von Gottes anbetungswürdiger Majestät beibringen? Seine innere Frömmigkeit kann nur durch sichtbare Zeichen der Andacht erweckt werden. Dieselben leisten aber auch den Erwachsenen gute Dienste; denn leichter erhebt er sich durch sinnliche Zeichen zu übersinnlichen Vorstellungen, durch die äußere wird seine innere Gottesverehrung gehoben und vermehrt. Es verhält sich da gleichsam wie mit dem Holze, das, vom Feuer ergriffen, wiederum das Feuer nährt und anfacht. Zudem mahnt uns schon unsere äußere andachtsvolle Haltung, dahin zu trachten, daß die innere Stimmung dem Aeußeren entspreche; denn wir fliehen das Bewußtsein, uns irgendwie der Heuchelei schuldig zu machen. Oft auch würden wir das Gebet gänzlich unterlassen, wenn wir uns nicht zur Pflicht gemacht hätten, zur bestimmten Stunde oder an bestimmten Orten nieder zu knieen; denn ein äußeres Zeichen

gemahnt uns dringender, als ein bloß im Herzen gefaßter Vorsatz.

Mehr als die Wechselwirkung zwischen Leib und Seele verpflichtet uns aber zum öffentlichen Gottesdienste auch noch unsere Stellung zur menschlichen Gesellschaft. Wir sind ja verpflichtet, Andere zu erbauen, im heiligen Glauben zu stärken und die Religion so weit als möglich zu verbreiten. Wie kann aber das geschehen, wenn wir Gott nur im Herzen anbeten? Wie jeder Mensch für sich, so gehört auch die gesammte menschliche Gesellschaft ganz Gott an und ist von ihm abhängig. Soll und muß sie in ihrer Gesammtheit Gott ehren, dann ist das nur möglich durch öffentlichen Gottesdienst. Ein öffentlicher Gottesdienst aber ist unmöglich, wenn jeder Einzelne sich weigert, an demselben Theil zu nehmen. Nimmer wird eine öffentliche Huldigung des Königs zu Stande kommen, wenn Jeder sagt: Ich thue nicht mit. Wie man nun beim Einzuge eines Königs in eine Stadt jeden Bürger anhält, durch sein Erscheinen an den öffentlichen Plätzen oder durch Beleuchtung und Beflaggung seines Hauses einen Ausdruck seiner Hochachtung für den König zu geben, so ist jeder einzelne Mensch durch seine Stellung zur Gesellschaft verpflichtet, an gewissen Tagen seine Gottesverehrung auch äußerlich zu zeigen, damit die ganze Gesellschaft Gott ihre Huldigung darbringen kann. Darum finden wir die öffentliche Gottesverehrung bei allen Völkern und zu allen Zeiten; denn überall und allzeit treffen wir Tempel und Feste zur Feier des öffentlichen Gottesdienstes. Wer demnach denselben durchweg versäumt, der versündigt sich nicht nur gegen Gott, den Urheber, Erhalter und Lenker der menschlichen Gesellschaft, sondern auch gegen die menschliche Gesellschaft selbst und den Staat insbesondere, indem er, soviel an ihm liegt, die Grundfeste beider, die Religion, untergräbt und in die Fußstapfen Jener tritt, die, um der Religion zu schaden, stets damit begannen, den öffentlichen Gottesdienst zu beschränken und zu verdrängen, durch alle möglichen Neckereien und Mittel und selbst unter dem Vorwande, daß soviele Ceremonien und außerordentliche kirchliche Feierlichkeiten nachtheilig oder wohl gar staatsgefährlich werden möchten. Daher die Furcht vor sog. außerordentlichen kirchlichen Feierlichkeiten und die eifrige Wachsamkeit, daß ja nie die von einer indifferenten Staatsbehörde bestimmte Zahl der Gottesdienste überschritten werde. Man läßt geheime Gesellschaften, die doch notorisch an der Revolution arbeiten,

gewähren; aber man geräth in eine ängstliche Aufregung, wenn einmal Mehrere sich vereinigen zur Vornahme von geistlichen Uebungen. — Ein solcher sündiget dann weiter gegen seine Mitbürger, die er nicht nur nicht erbaut und in der Religion bestärkt, sondern durch sein verderbliches Beispiel ärgert und zur religiösen Gleichgiltigkeit verleitet, und diese Sünde ist um so schwerer, je höher vielleicht seine Stellung und je größer die Pflicht eines guten Beispieles ist. Er sündigt endlich auch gegen sich selbst, weil er sich der großen, unvermeidlichen Gefahr aussetzt, die innere Religion dadurch allmählich ganz einzubüßen und im Unglauben zu verknöchern. Was ich da sage, das gilt besonders von Jenen, die man Jahr aus, Jahr ein nicht beten, kein Kreuz machen, keinen Fasttag halten sieht, in keiner Kirche, bei keiner Andacht erblicken kann, so daß es unmöglich ist, zu sagen, welchem Bekenntnisse sie angehören, wenn man nicht etwa zufällig ihren Namen in einem Taufbuche findet oder nach ihrem Tode, wenn es sich um die Beerdigung handelt, erfährt, daß sie eigentlich hätten katholisch sein sollen; das gilt von fast allen Ständen, die beim öffentlichen Gottesdienste nur erscheinen, wenn sie zu demselben beordert oder getrommelt sind, wenn große Gala ist, und die dann sich so benehmen, daß man sagen möchte: O, wäret ihr ferne geblieben! oder daß man sich versucht fühlt, das Beispiel des Erlösers nachzuahmen und den Tempel des Herrn mit einer Peitsche zu säubern.

Doch lassen wir sie gewähren, ohne an ihnen Aergerniß zu nehmen. Ihr Erlöser wird auch sie vor seinen Richterstuhl rufen und verleugnen vor seinem Vater, wie sie ihn verleugnet haben vor den Menschen. Wir aber wollen an den einen Gott glauben und ihn anbeten innerlich und äußerlich, damit wir von ihm geehrt werden ewiglich. Amen.

Zweite Predigt.

Die Sünden gegen den Glauben.

„Wer nicht glaubt, der wird verdammt werden." Mark. 16. 16.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

Immer lauter wird, je näher wir dem Geburtsfeste des Herrn kommen, der Ruf des Täufers und immer bestimmter und eindringlicher seine Predigt. Als unverdrossener Herold geht er seinem göttlichen Heilande voraus und fordert Alle auf, demselben den Weg zu bereiten durch eine ernstliche und allseitige Buße, die Alles, was der Erlöser will, herbeischaffen und Alles, was ihm mißfällt, entfernen soll. Unter dem Bilde von Hügeln, die abgetragen, und von Thälern, die ausgefüllt werden sollen, verlangt er die Entfernung aller Begehungs- und Unterlassungssünden und mahnt zur Unterdrückung aller unordentlichen Neigungen und Leidenschaften, da er von krummen und rauhen Wegen spricht, die gerade und eben gemacht werden sollen. Um aber zur Befolgung seiner Predigt noch mehr anzulocken, knüpft er daran auch die tröstliche Versicherung: „Alles Fleisch wird das Heil Gottes sehen." In diesem einzigen Wörtlein „Heil" umfaßt er Alles, was der Mensch sich wünschen, was ihn beseligen kann, allen Reichthum an Gnade, Segen, Wahrheit und Frieden. Aber eben darum dürfen wir, wenn wir anders uns selber gut sind, nicht säumen, seinen Mahnungen zu entsprechen, und müssen, falls wir die allbereits verflossenen drei Wochen nicht zur Buße verwendet haben, wenigstens die vierte und letzte dazu redlich und eifrig benützen. Wenden wir uns wieder dem Herrn zu, von dem wir freiwillig und muthwillig uns abgewendet haben, dann wird auch der Herr sich uns wieder zuwenden und zwar aus Güte und Barmherzigkeit,

während wir dagegen nur eine Schuld abtragen und einer heiligen Pflicht genügen, die im ersten Gebote begründet und ausgesprochen ist. Dasselbe verpflichtet uns ja, wie wir vor acht Tagen gehört haben, Gott dem Allmächtigen die schuldige Ehrfurcht und Unterwerfung zu leisten, ihn durch Glauben, Hoffnung und Liebe innerlich und äußerlich zu verehren und anzubeten. Das ist die positive, die bejahende Seite des ersten Gebotes, dasselbe hat aber auch eine negative, eine verneinende Seite. Jedes Gebot hat nämlich eine doppelte Seite: es gebietet und es verbietet. Mag es heißen: du sollst! oder mag es lauten: du sollst nicht! so darf es nie als bloßes Gebot oder als bloßes Verbot, sondern muß als beides betrachtet werden; denn, was es gebietet, davon ist auch das Gegentheil verboten, und wiederum von dem, was es verbietet, ist das Gegentheil zugleich geboten. Da dieß auch vom ersten Gebote gilt, so haben wir nun auch seine verneinende oder verbietende Seite kennen zu lernen. Diese aber besteht darin, daß wir es nicht fehlen lassen am Glauben, an der Hoffnung und an der Liebe; denn in der Uebung dieser drei Tugenden besteht, wie wir letzthin schon hörten, zumeist die innere Gottesverehrung. Es verbietet also alle Sünden gegen diese drei göttlichen Tugenden. Welche sind nun diese? Wir wollen sie nunmehr kennen lernen, wenigstens im Allgemeinen und übersichtlich, weil ein tieferes Eingehen in dieselben uns zu lange beim ersten Gebote aufhalten würde. Wir fassen zuerst die **Sünden gegen den Glauben** in's Auge und zwar heute fünf derselben, nämlich Unglauben, Abgötterei, Irrglauben, Gleichgiltigkeit im Glauben und Verleugnung desselben. Die Gnade des heiligen Geistes möge uns erleuchten, und mit ihrer Fürsprache uns beistehen die gnadenreiche, fleckenlose Mutter Maria!

I.

Die erste und schwerste Sünde gegen den Glauben, und mithin auch gegen das erste Gebot, ist der Unglaube, der gerade Gegensatz gegen den Glauben; denn unter Unglauben versteht man den gänzlichen Mangel des Glaubens. Je nach der Ursache nun, welche diesem Mangel zu Grunde liegt, können wir eine zweifache Art von Unglauben unterscheiden, einen freiwilligen und einen unfreiwilligen. Unfreiwillig ist derselbe, wenn er auf unverschuldeter Unwissenheit beruht, d. h. wenn Jemand an die göttlichen Offenbarungswahrheiten darum nicht glaubt, weil er keine Gelegen-

heit hatte, von denselben zu hören und sie kennen zu lernen. In diesem Falle befindet sich jeder Heide und jedes heidnische Volk, dem die christlichen Wahrheiten noch gar nie gepredigt worden sind. Wie sollen an Christus und an sein Evangelium glauben Jene, die gar nicht wissen, daß es einen Christus gibt, und daß derselbe das Evangelium gepredigt hat? „Der Glaube", sagt der heil. Paulus (Röm. 10), „kommt vom Anhören, das Anhören aber von der Predigt des Wortes Christi . . Wie sollen sie nun an den glauben, von dem sie nicht gehört haben? Und wie sollen sie hören ohne Prediger?" Dieser unfreiwillige Unglaube kann demnach auch nicht als Sünde angerechnet werden; denn was nicht freiwillig ist, das ist auch keine Sünde. Dieser unfreiwillige Unglaube verdient unser ganzes Mitleid und muß uns antreiben, durch Gebet und Almosen die Bemühungen der Glaubensboten zu unterstützen, damit recht bald alle Nationen zur Erkenntniß der göttlichen Offenbarung gelangen.

Sünde aber ist der freiwillige Unglaube, der darin besteht, daß Jemand die christliche Wahrheit nicht kennen lernt, obwohl er Gelegenheit hat, davon zu hören, oder daß er ihr nicht beipflichtet, obwohl er sie bereits kennen gelernt hat. Dieser Unglaube hat seine Wurzel entweder im Leichtsinne oder in der Bosheit und findet sich also bei Allen, welche die Wahrheiten des Christenthums gleichgültig oder hartnäckig zurückweisen. Ich sage: die Wahrheiten des Christenthumes; denn um ungläubig genannt zu werden, ist nicht nothwendig, daß man gar nichts, auch nicht einmal an einen Gott mehr glaubt, sondern es genügt die Verwerfung Christi und seiner Offenbarung. Darum werden unter die Ungläubigen nicht bloß die Heiden, sondern auch Juden und Muhamedaner gezählt, obwohl diese an einen und zwar nur an einen einzigen Gott glauben.

Zu den freiwillig Ungläubigen gehören aber ganz besonders jene Christen, die in der christlichen Heilslehre geboren und erzogen, sich dennoch später wider dieselbe empören und in Wort und That sie verleugnen. Für sie ist denn auch der Unglaube eine besonders schwere Sünde; denn sie lehnen sich ja auf wider den heiligen Geist, indem sie der erkannten Wahrheit widerstreben, und sie weisen das erste und nothwendigste Mittel zur Erlangung des ewigen Lebens zurück, den Glauben nämlich, der nach der Lehre der heiligen Kirche der Anfang und die Wurzel der Rechtfertigung ist. Ander-

seits aber rauben sie auch Gott die ihm gebührende Ehre, indem sie ihm ihre Huldigung verweigern. Nicht nur entziehen sie ihm ihre edelste Fähigkeit, den Verstand, den sie seinen Aussprüchen unterwerfen sollten, sondern versagen ihm auch Hoffnung und Liebe, Lob-, Dank- und Bittgebet und die Bereitwilligkeit, seinem Willen nachzukommen; denn all diese Tugenden der Gottesverehrung enden mit dem Einzuge des Unglaubens in das Herz des Menschen. Ja durch denselben wird Gott geradezu beleidiget. Wer die göttliche Offenbarung verwirft und bestreitet, der erklärt durch seinen Unglauben: entweder Gott sei nicht wahrhaft, könne irren und in Irrthum führen, oder man schulde ihm, auch wenn er spricht, keinen Glauben. In beiden Fällen erkennt er Gott nicht als das höchste Wesen an. Ja, indem er die Wahrheit verwirft und deren Gegentheil festhält, setzt er seine Einsicht über die Einsicht Gottes, seinen Willen über den göttlichen. Und das ist ohne Zweifel eine sehr verdammenswerthe Sünde. Wollte Gott, daß sie selten wäre! Aber leider greift sie heutzutage immer weiter um sich, wie Jeder durch einen Blick in die Welt sich überzeugen kann, und überdieß geschieht Alles, um ihr noch mehr Anhänger zu verschaffen. Vom Stolze oder durch ein unsittliches Leben getrieben, sagen Hunderte und Tausende sich mit jedem Tage mehr los vom Glauben der katholischen Kirche und brüsten sich sogar mit dem Unglauben, weil sie um so aufgeklärter zu sein wähnen, je weniger sie glauben, als ob es eine Kunst wäre, Alles zu bezweifeln und zu verneinen. Darum unterlassen sie nicht nur alle Uebungen des Glaubens, halten sich ferne von allem äußeren Gottesdienste, sondern bestreiten auch alle Dogmen, alle Anordnungen der Kirche. Wie oft kann man heutzutage die Aeußerung hören: Dieser Mann, diese Frau haben gar keine Religion mehr, sie sind völlig ungläubig; und leider ist dieses Urtheil nicht übertrieben, sondern gar wohlbegründet. Sie sind nicht bloß ungläubig, sondern voll Haß gegen das Christenthum, namentlich gegen die Trägerin desselben, gegen die Kirche. Obwohl noch immer den christlichen Namen tragend, bieten sie doch all ihre Kräfte auf, um den christlichen Glauben zu zerstören und auszurotten, indem sie nicht nur die Gottheit Christi, seine Worte und seine Wunder leugnen, sondern auch Verleumdung um Verleumdung gegen seine Kirche schleudern, um sie herabzuwürdigen und um alles Vertrauen zu bringen. So sind sie moderne Heiden und jenen blutigen Tyrannen gleich geworden, die zweihundert Jahre

lang den Vertilgungskrieg gegen die Kirche führten. Hätten sie nur die Macht und die Mittel, am Hasse und Ingrimme fehlt es ihnen nicht, um selbst einem Nero das Gleichgewicht zu halten.

Solch verbissene Ungläubige gibt es in allen Ländern und selbst in allen Ständen, in jeder Stadt und fast auf jedem Dorfe, und wie sie sich auch nennen mögen: Rationalisten, Naturalisten, Freimaurer, Aufgeklärte, Freigemeindler, Liberale, so verfolgen sie doch dasselbe Ziel und arbeiten in Reden und Schriften offen und verdeckt am Umsturze des positiven Christenthumes. Dieses, sagen sie, hat sich überlebt, es gehört zu den überwundenen Standpunkten. Was soll denn an seine Stelle kommen? Sie sagen: die Humanität, die Religion der allgemeinen Menschen- und Bruderliebe. Was ist aber das? Ein schöner Name für den Unglauben, eine leere Phrase für die Revolution, ein schöner Deckmantel für ihre teuflischen Bestrebungen gegen Christus und seine heilige Kirche. Am deutlichsten haben dieß bewiesen jene Ungläubigen in Belgien, die unter dem Namen der Solidaires eine Gesellschaft gegründet haben, deren Mitglieder sich verpflichten, nicht nur im Leben mit allen Waffen wider die Kirche zu streiten, sondern auch auf dem Todbette allen priesterlichen Beistand und sogar ein christlich-kirchliches Begräbniß zurückzuweisen. Sie wollen also leben wie die Heiden und begraben werden wie das Thier. Nun wohl, dieß Begräbniß wollen wir ihnen gönnen, und dieses um so mehr, als sie kaum ein besseres verdient haben.

II.

Mit dem Unglauben verbindet sich dann in der Regel noch eine zweite Sünde gegen das erste Gebot, — die Abgötterei. Dabei dürfen wir freilich nicht an jenen rohen Götzendienst denken, den die Heiden einst trieben, indem sie eine Zahl von fabelhaften Göttern, und zuletzt selbst Thiere und leblose Gegenstände, Sonne, Mond und Sterne und Bilder aus Holz und Stein angebetet haben. Das thun unsere Neuheiden allerdings nicht; denn in diesem Falle müßten sie gleich den Heiden zu gewissen Zeiten auch an einem äußern Gottesdienste sich betheiligen, dafür aber beten sie desto inbrünstiger sich selber an. Sie bringen Weihrauch ihrer Vernunft, die einmal, wie sie sagen, mündig geworden ist und den alten Wahn abschüttelnd sich frei aufgeschwungen hat in die reine Luft des freien selbstständigen Denkens. Sie opfern den Lüsten des Fleisches oder, wie sie sich ausdrücken, der gesunden Sinnlich-

keit, so daß man mit dem heiligen Paulus sagen kann, ihr Gott sei der Bauch oder jene Göttin, welche die Helden der französischen Revolution unter dem Namen „Göttin der Vernunft" auf den Altar erhoben, die aber keine Göttin, sondern ein eitel Weibsbild aus Fleisch und Blut war; sie werfen sich nieder in den Staub vor dem Gelde, für das alle Glieder ihres Leibes sich regen, dem sie zugethan sind von ganzem Herzen so zwar, daß sie sogar manch verwegenen Griff in anvertraute Kassen wagen, und außerdem keinen Betrug scheuen, der klug und geschickt verdeckt werden kann. Das sind die Götzen der Ungläubigen; aber auch die Gläubigen sind vor solch feiner Abgötterei nicht sicher.

In der Lebensgeschichte des heiligen Sebastian ist die Rede von einem Chromatius, der Statthalter zu Rom und arg von der Gicht geplagt war. Als nun derselbe hörte, daß Tranquillinus, der Vater der beiden Martyrer Marcus und Marcellinus, durch den heiligen Sebastian von eben diesem Leiden geheilt worden sei, da rief er den genannten Heiligen zu sich und versprach ihm, Christ zu werden, wenn er auch ihn von der Gicht befreien würde. Sebastian trug ihm auf, alle seine Götzenbilder zu zertrümmern, dann werde er gewiß Heilung finden. Chromatius sagte ihm das zu; allein da Sebastian ihn einige Tage darauf wieder besuchte, findet er ihn übler daran, als vorher, und muß auch harte Vorwürfe hören, weil sein Versprechen nicht in Erfüllung gegangen sei, obwohl er doch seine Götzen zertrümmert habe. Was, versetzte Sebastian, hast du wirklich alle zerschlagen? Ach, erwiderte der Kranke, alle habe ich vernichtet, bis auf ein kleines Bild von Gold, das schon lange in unserer Familie sich befindet und darum mir sehr werth ist. Sebastian gebot ihm, auch diesen Götzen zu zerstören, und siehe da, der Kranke war genesen, sobald dieß geschehen war. Wie diesem Chromatius ergeht es noch manchem Christen, obschon er vom Götzendienste sich bereits in der heiligen Taufe losgesagt hat. Gar oft hat er noch einen verborgenen Abgott, dem er dient, ohne seines Götzendienstes sich bewußt zu werden. Es ist vielleicht ein Kind, das die Eltern lieben über Gebühr und auf Kosten Gottes, ein irdisches Gut, an dem das Herz hängt mit unordentlicher Vorliebe, vielleicht sogar eine unbedeutende Persönlichkeit, der dein Herz mit aller Leidenschaftlichkeit zugethan ist. Kann man denn nicht von manchen verliebten Phantasten hören, daß er diese oder jene Person anbete, und daß sie der Gott seines Herzens sei?

Und in der That ist es so; denn um dieser Person willen setzt er Gott beiseite, schlägt ihm wohl hundertmal in's Antlitz durch die schmutzigsten und nichtswürdigsten Sünden. Dieser Person läuft er nach auf allen Wegen, an sie denkt er, wo er geht und steht, für sie bringt er alle Opfer und trotzt dem Ungestüme aller Elemente. Saget ihm, daß er nur die Hälfte dieser Beschwerden für Gott auf sich nehmen soll, dann wird er zahllose Entschuldigungen vorbringen, wird mit seinem Stande, seinen Geschäften, seiner Gesundheit sich ausreden. Wer ist es nun, den er anbetet? Ist es denn nicht jene eitle und vielleicht auch sittenlose Person? Wem man dient, für wen man sich am meisten müht, an wen man am häufigsten denkt, den hat man auch zum Abgotte seines Herzens. Daraus folgt dann, daß eigentlich jede Leidenschaft, jeder lasterhafte Hang, ja jede einzelne Sünde schon Götzendienst in sich schließt; denn der Mensch wendet sich da jedesmal von seinem Schöpfer ab, um ein Geschöpf ihm vorzuziehen. So sorglos man aber bezüglich dieser Abgötterei ist, so ängstlich geberdet man sich bezüglich der Verehrung der Heiligen. Wie viele fürchten, sie möchten etwa hierin auf Kosten Gottes zu weit gehen. Und doch ist gerade hier am wenigsten eine Gefahr zu fürchten; denn nie kommt es uns in den Sinn, sie mit Gott auf gleiche Stufe zu stellen oder wohl gar über ihn zu erheben. Das fällt selbst dem einfältigsten Bauernweibe, ja nicht einmal einem Kinde ein. Wenn wir sie aber bloß verehren und um ihre Fürbitte anrufen, und zwar gerade deßwegen, weil sie die Freunde und Hausgenossen Gottes sind, also gerade wegen Gott, dann kann von einem Götzendienste unmöglich die Rede sein. Ebensowenig handeln wir durch die Verehrung der Heiligenbilder und Reliquien gegen den Auftrag Gottes: „Du sollst dir kein geschnitztes Bild machen, dasselbe anzubeten;" denn wir beten ja Bilder und Reliquien nicht an, sondern ehren sie nur, und zwar um der Heiligen willen, welche sie vorstellen oder denen sie angehörten. Doch davon ist schon früher die Rede gewesen.

III

Verwandt mit dem Unglauben ist eine dritte Sünde, der Irrglauben, der nur eine Art des Unglaubens ist, derselbe verwirft nämlich, wenn nicht alle, so doch einige Offenbarungswahrheiten. Irrgläubig ist ein Jeder, der mehrere Dogmen oder auch nur eines bestreitet. Dabei kommt es aber darauf an, warum er dasselbe in

Abrede stellt. Geschieht es nur aus Unkenntniß, dann hat er sich belehren zu lassen; geschieht es aber aus Hartnäckigkeit, dann wird er zum Ketzer. Irrgläubig, häretisch nennt darum die Kirche nur jene, die eine Irrlehre hartnäckig, selbst nach besserer Belehrung festhalten. Das mag uns trösten, wenn wir die große Zahl der Glaubensirrenden sehen, von denen die meisten unverschuldet im Irrthum sind, obwohl auch nicht zu leugnen ist, daß gar Viele von ihnen die Wahrheit erkennen könnten, wenn sie ihr nachforschen wollten. Warum thun sie das nicht? Stellt man doch in anderen Dingen Untersuchungen an und prüft Alles, was in der Welt ist, um das Beste zu behalten. Um wieviel mehr also sollte man das Heiligste, den Glaubensinhalt prüfen, um die Wahrheit zu finden?

IV.

Eine vierte Sünde gegen den Glauben ist die Glaubensgleichgiltigkeit oder, wie man sie mit einem lateinischen Worte bezeichnet, der Indifferentismus. Derselbe unterscheidet sich vom Unglauben dadurch, daß der Gleichgiltige noch Glauben hat oder doch vorgibt, welchen zu haben, während der Ungläubige wirklich oder doch angeblich gar nichts mehr glaubt. Diese Glaubensgleichgültigkeit tritt vornehmlich in zwei Formen auf, als eine grundsätzliche und als eine thatsächliche. Der grundsätzliche Indifferentismus behauptet, entweder alle Religionen seien nichts oder sie seien gleich wahr und gottgefällig, weil nur verschiedene, nach Belieben zu wählende Arten der Gottesverehrung, oder sie seien gleich zweifelhaft. Nach diesen Grundsätzen soll man zwar irgend einen Glauben, irgend eine Religion haben; allein es ist gleichgiltig, welche dieß sei, die katholische, die protestantische, die jüdische oder die muhamedanische; denn sie alle sind entweder gleich wahr oder gleich falsch. Darum soll man auch den Glauben nicht wechseln, sondern in demjenigen bleiben, in dem man geboren und erzogen ist. Diesen grundsätzlichen Indifferentismus hat einst König Friedrich von Preußen, sonst der Große genannt, ausgesprochen mit den kurzen Worten: „In meinem Reiche kann Jeder nach seiner Façon selig werden," und ein ander Mal, da er zu dem edlen Stolberg, als derselbe in den Schoß der katholischen Kirche zurückkehrte, sprach: „Stollberg, ich liebe die Leute nicht, die ihren Glauben wechseln," wofür er aber die Antwort erhielt: „Majestät, ich liebe dieselben auch nicht und gerade deßhalb bin ich katholisch geworden; denn hätten meine Voreltern den Glauben nicht gewechselt, dann hätte

ich nicht nöthig gehabt, zur Kirche zurückzukehren." Diesen grundsätzlichen Indifferentismus hat mit trugvollen Worten in dem Gleichnisse von den drei Ringen gepredigt der einst viel gelesene deutsche Dichter Lessing, und ebenso der Schweizer Zschokke in einem zwar blumenreich geschriebenen, aber durch und durch unchristlichen und deßhalb von der Kirche verbotenen Buche, dem er den blendenden Titel: „Stunden der Andacht" gegeben hat. Heutzutage aber wird er von Allen gepredigt, die zu träge oder zu feige sind, der Wahrheit nachzuforschen. Er ist das Ruhekissen aller geist- und charakterlosen Menschen. Seine Grundsätze haben wir schon früher widerlegt, als vom Glauben und seinen Eigenschaften die Rede war. Mit ihm ist gewöhnlich auch der thatsächliche Indifferentismus oder die Glaubensgleichgiltigkeit im Werke verbunden.

Ihr sind ergeben Alle, welche die nöthige Religionskenntniß zu erwerben versäumen, oder die um die Religion und ihre Pflichten sich gar nicht bekümmern und die somit auch nicht dahin wirken, daß die ihnen Anvertrauten die Religion kennen lernen und üben. Dem thatsächlichen Indifferentismus huldigen Eltern und Vormünder, welche gestatten, daß ihre Kinder und Mündel in den Schulen Andersgläubiger unterrichtet oder geradezu im Irrglauben erzogen werden; denn es läßt sich nicht begreifen, wie Eltern, die von der Wahrheit und dem Werthe des katholischen Glaubens überzeugt sind, zugeben können, daß ihre Kinder dieses großen Geschenkes verlustig gemacht oder offen beraubt werden. Sollten sie aber um zeitlichen Vortheil, um materiellen Gewinn, einer Versorgung oder Beförderung wegen den Glauben ihrer Kinder verkaufen, dann willigen sie in eine Verleugnung des Glaubens ein, die nicht weniger sündhaft ist, als der Indifferentismus.

V.

Einer solchen Verleugnung und damit einer schweren Sünde wider den Glauben macht sich schuldig, wer durch Worte vor Andern leugnet, daß er Christ oder Katholik sei oder gar dem Glauben abschwört. Das Letztere nennt man Abfall vom Glauben. Geht so ein Abtrünniger zu einer nichtchristlichen Religion über, so heißt er Apostat, den Ueberläufer zur mohamedanischen Religion aber heißt man Renegaten. Wahrlich ein furchtbares Verbrechen wider das erste Gebot, mag Jemand zu Gunsten des Heidenthumes oder einer christlichen Irrlehre den katholischen Glauben verlassen. Was kann boshafter sein, als die edelste und schätzenswertheste Gabe

Gottes, den katholischen Glauben um den Götzendienst oder um eine Irrlehre zu vertauschen, und noch dazu aus den niedrigsten, in der Regel unsittlichen Beweggründen. Trotzig wirft ein solcher Gott das Geschenk des Glaubens hin, und darum gilt ganz besonders ihm das Wort des Völkerapostels: „Es ist unmöglich, diejenigen, welche einmal erleuchtet worden, auch gekostet haben die himmlische Gabe und theilhaftig geworden sind des heiligen Geistes, desgleichen gekostet haben das gute göttliche Wort und die Kräfte der zukünftigen Welt und doch abgefallen sind (es ist unmöglich, diese) wieder zur Sinnesänderung zu erneuern, da sie, ein Jeder für sich, den Sohn Gottes auf ein Neues kreuzigen und verspotten" (Hebr. 6). Mag Jemand sich auch nur so stellen, als ob er dem Glauben entsage oder ihn verleugne, sonst aber im Herzen treu bleiben, es ist immerhin eine Verleugnung des Glaubens. Derselben kann man aber auch durch die That sich schuldig machen, wenn man, sei es auch hier nur zum Scheine, durch Mienen, Geberden oder irgend ein sonstiges äußerliches Zeichen andeutet, daß man sich zu einer anderen als zur katholischen Religion bekenne, z. B. durch die Theilnahme am Abendmahle der Irrgläubigen. Wie in Wort und That, so verleugnet man den Glauben auch durch die Unterlassung des schuldigen Bekenntnisses, wenn wir schweigen, wo wir rechtmäßig aufgefordert oder zur Verhütung eines Aergernisses verpflichtet sind, von dem Glauben Zeugniß zu geben, und dann auch, wenn wir die vom Glauben auferlegten Pflichten des äußern Gottesdienstes, des Kirchenbesuches, des Empfanges der heiligen Sakramente dermaßen vernachlässigen, daß wir von unseren Mitmenschen mit bestem Grund und Recht als Nichtkatholiken oder Ungläubige angesehen werden können. Eine vorzügliche Quelle der Glaubensverleugnung bildet die Menschenfurcht. Sonderbar! man fürchtet die Menschen, wenn es sich um den Glauben handelt, und zittert schon vor dem Spotte des nächstbesten Taugenichts; aber man fürchtet sich nicht vor Gott und seinen ewigen Strafen. Man scheut eine verzogene Miene, ein verächtliches Lächeln und traut sich nicht zu beten, das Kreuz zu machen, zur heiligen Beicht zu gehen; aber man übt ungescheut Werke, die nur Schande und Erniedrigung bereiten können, und gibt durch die verdächtigsten Schritte, durch den Verkehr mit den anrüchigsten Personen seine Ehre und all' seinen guten Namen

preis. Ist denn der katholische Glaube und seine Uebung eine Schande, dieser Glaube, der schon achtzehnhundert Jahre und Millionen Spötter überdauert hat; dieser Glaube, der nicht bloß ungebildete, sondern zahllose gelehrte und hochfürstliche Männer zu Anhängern hatte, dieser Glaube, der die Welt aus der Barbarei und Thorheit herausgezogen und erleuchtet und civilisirt hat? Auf ihn zu allermeist können wir uns Etwas zu Gute thun und seiner uns rühmen, wenn wir sonst auch nichts Rühmenswerthes an uns haben, und wenn sonst kein Stolz uns erlaubt ist, so ist es der, ein Christ und zwar ein katholischer Christ zu sein. Sollten wir das nicht einsehen, dann verdienten wir wahrlich nicht, daß heut über acht Tage das heilige Jesukind zu uns komme.

Doch ja, möge es kommen und uns die Gabe eines festen und standhaften Glaubens bringen, aber auch Alle, die bisher gegen den Glauben gesündigt haben, erleuchten und zur vollen Wahrheit führen und damit zum ewigen Leben. Amen.

Dritte Predigt.

Aberglaube, Sakrilegium, Simonie.

„Es soll unter dir Keiner gefunden werden, . . . der die Wahrsager fragt und auf Träume und Vorbedeutungen achtet, oder ein Zauberer, noch ein Beschwörer . . . noch Einer, der die Wahrheit von den Todten erfragt; denn dieß Alles verabscheut der Herr." 5. Mos. 18, 9—12.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

Gleichwie die heilige Familie, nachdem der verlorne oder vielmehr in Jerusalem zurückgebliebene Knabe wieder gefunden war, und nachdem sie ihrer Andacht im Tempel obgelegen hatte, zurückkehrte in die stille Heimath Nazareth, so wollen auch wir jetzt, nachdem wir die großen Geheimnisse der Geburt, Beschneidung und Erscheinung des Herrn gefeiert haben, wieder zurückkehren zur Erklärung der göttlichen Gebote, zu denen wir mit Beginn des gegenwärtigen Kirchenjahres uns gewendet haben. Gerade die evangelische Thatsache, welche wir eben vernommen, führt uns gleichsam von selbst auf den Zusammenhang mit den früheren Betrachtungen. Wir erblicken nämlich an der heiligen Familie, die alljährlich nach Jerusalem zum Osterfest wallfahrtet, ein dreifaches Muster der innern und äußern Gottesverehrung, und somit an jeder dieser drei heiligen Personen ein leuchtendes Vorbild für die vollständige und treue Erfüllung des ersten Gebotes. O glücklich, wem es gegönnt gewesen wäre, an ihrer Seite auch nur einmal die Reise nach Jerusalem machen zu können! Er würde da sich überzeugt haben von der innern ehrfurchtsvollen Gesinnung, von dem festen Glauben, von der zuversichtlichen Hoffnung und von der heiligen Liebe, die in diesen drei Seelen ihre Wohnung auf-

geschlagen und sie ganz an Gott gekettet hatten, er würde aber auch voll Staunen die äußere Ehrerbietung, welche sie im Tempel dort kund gaben, und ihre andächtige Theilnahme am gemeinsamen Gottesdienste bewundert haben. So groß war ihr Eifer, daß Joseph und Maria es gar nicht merkten, daß der heilige Knabe zurückblieb, und daß dieser noch drei Tage im Tempel verweilte und seiner besorgten Mutter erklärte, sie hätte ihn nur gleich im Tempel suchen sollen, da es sich gleichsam von selbst verstehe, daß er dort zu weilen habe. „Warum habt ihr mich gesucht? Wußtet ihr denn nicht, daß ich in dem sein muß, was meines Vaters ist?" Wer nun das Alles hätte sehen und hören dürfen, dessen Seele wäre gewiß entflammt worden zur Anbetung des Allerhöchsten, und unverwischbar wären ihr eingeprägt geblieben die Eindrücke, welche die andächtige Gesinnung und die ehrfurchtsvolle Geberdung der heiligen Familie auf ihn machen mußten. O daß besonders so Viele, die am Glauben ganz oder doch theilweise Schiffbruch gelitten, hätten Augenzeugen ihrer Gottesverehrung sein können! Dann würden bald die Sünden gegen den Glauben und damit auch die Sünden gegen das erste Gebot sich mindern. Wir haben deren letzthin schon fünf kennen gelernt und doch sind wir noch nicht am Ende. Ich muß vielmehr heute jene Zahl noch durch drei andere erhöhen. Diese drei weitern Sünden gegen den Glauben sind aber der **Aberglaube**, der **Gottesraub**, und die **Simonie**. Laßt uns diese Sünden aufmerksam betrachten, indem wir uns empfehlen in den Schutz der heiligen Familie!

I.

Hunderte und Tausende eifern heutzutage gegen den Aberglauben und spotten seiner als einer großen Thorheit, die mit der Aufklärung des Jahrhunderts und mit der gegenwärtigen Bildungsstufe der Völker sich nicht mehr verträgt, und während sie so spotten, stecken sie vielleicht selber mitten in demselben. Gerade mit dem Aberglauben treibt insbesondere der Teufel ein arges Spiel dadurch, daß er die Begriffe verwechselt und zum Aberglauben stempelt, was Glaube ist, und dagegen zum Glauben macht, was doch wirklich Aberglaube genannt werden muß. Darum gibt es nur wenig Leute, die vom Aberglauben völlig frei sind. Das wird sich zeigen, wenn wir untersuchen, was denn der Aberglaube ist. Da sage ich denn: *Der Aberglaube ist ein irrthümlicher, unvernünftiger Glaube, wodurch man entweder Gott und*

die **Heiligen** auf eine Weise verehrt, die der Lehre und dem Gebrauche der Kirche zuwider ist, oder gewissen Dingen eine Kraft zuschreibt, die sie weder von Natur aus, noch durch das Gebet der Kirche, noch vermöge göttlicher Anordnung haben können. Aus dieser Begriffsbestimmung folgt, daß es eine doppelte Gattung von Aberglauben gibt, einen religiösen, der in einer irrigen, ungeeigneten, von der Kirche nicht gebrauchten oder gebilligten Verehrungsweise Gottes besteht, und einen physischen, der natürlichen Dingen eine Kraft zuschreibt, die sie in Wirklichkeit nicht haben.

Was nun die erstere Art betrifft, so äußert sich der religiöse Aberglaube wiederum in zweifacher Weise: einmal wenn die Verehrungsweise aus einem Irrthume wider den Glauben hervorgeht, also falsch ist, wie z. B. wenn Jemand Gott durch jüdische Gebräuche zu verehren gedächte. Da diese abergläubische Weise sich wohl selten findet, so will ich sie nur genannt haben, um dagegen die zweite mehr hervorzuheben. Diese besteht aber darin, daß man die Gottesverehrung an allerlei ungewöhnliche oder dem kirchlichen Gebrauche geradezu widersprechende Förmlichkeiten knüpft und dadurch eine unfehlbare Wirkung zu erzielen glaubt. Durch die Begleitung der Umstände und eine solche thörichte Meinung können selbst löbliche Andachtsübungen zum Aberglauben werden. So ist es z. B nicht zu tadeln, wenn Jemand zu Ehren eines Heiligen oder eines Geheimnisses täglich ein bestimmtes Gebet verrichtet, eine gewisse Anzahl von Vater unser betet zu Ehren der heiligen fünf Wunden Jesu oder der sieben Schmerzen Unserer Lieben Frau; es ist gewiß nur löblich und ohne Zweifel auch höchst heilsam, recht oft dem heiligen Meßopfer mit allem Vertrauen beizuwohnen; aber mit alledem kann der Aberglaube sich verbinden, wenn daran sich allerlei Förmlichkeiten knüpfen, die nicht kirchlich sind, und von denen man die Haupt- oder eine unfehlbare Wirkung erwartet. Der Aberglaube liegt also in der Erwartung einer bestimmten Wirkung durch sinnlose Aeußerlichkeiten. Es wäre also Aberglaube, falls Jemand wähnen würde, daß eine solche Andacht wirksamer sei, wenn man sie vor Sonnenauf- oder nach Sonnenuntergang oder in einer besonderen Haltung und Stellung verrichtet, wenn man gerade auf die Zahl der Gebete ein besonderes Vertrauen setzt, bei der heiligen Messe auf Zahl und Farben der Kerzen schaut und ihr eine größere Kraft zutraut, wenn sie zu dieser oder

jener Stunde, in rother oder schwarzer Farbe und von einem Priester gelesen wird, der gerade ein bestimmtes Alter hat. Hieher gehören insbesondere alle jene Gebetlein, wodurch man, wie darauf gedruckt zu lesen ist, sich vor Hexerei schützen, hieb- und schußfest machen, aller Feuer- und Wassergefahr vorbeugen, allen Krankheiten bei Menschen und Thieren begegnen, eine ganze Schaar von armen Seelen auf einmal erlösen und sich selbst vor einem jähen Tode bewahren kann. Wer diese Gebete bei sich trägt, im Hause hat, Anderen mittheilt, unter seine Kopfkissen legt oder täglich verrichtet, der wird ihre Wirkung sicherlich verspüren, dem wird seine Todesstunde kund, und der kann nicht verdammt werden. Solche und andere Albernheiten, die mit der Lehre der Kirche durchaus nichts zu schaffen haben, sind besonders zur Empfehlung des sogenannten Colomannisegens, der sieben Himmelsriegel, des geistlichen Schildes, des Traumes Unserer lieben Frau und selbst einiger Gebete für die Sterbenden und zu Ehren des bittern Leidens gedruckt zu lesen. Das Alles ist Aberglaube und die bezeichneten Wirkungen und Gnaden sind nur die Erfindung eines schlauen Buchdruckerkopfes, der damit auf eine weitere Verbreitung der genannten Gebetlein und auf eine größere Geldeinnahme speculirte.

Doch häufiger noch als der religiöse findet sich der physische Aberglaube, der darin besteht, daß man Dingen eine Kraft zuschreibt, die sie weder von Natur, noch von Gott aus, noch durch die Kirche haben. Es kann also einem Gegenstande aus drei Gründen eine Kraft innewohnen. Einmal von **Natur** aus. So hat die Sonne die natürliche Kraft, zu leuchten und zu wärmen; der Obstbaum die Kraft, Knospen zu treiben, zu blühen und Früchte zu tragen, und sehr vielen Pflanzen wohnt eine natürliche Heilkraft inne. Der Gebrauch von Arzneien ist also kein Aberglaube, weil sie ihrer Natur nach zur Genesung beitragen können. Ebenso kann ein Gegenstand auch durch unmittelbar **göttliche Anordnung** eine wohlthätige oder geistige Kraft haben. So war es mit der Quelle Siloah, die von einem Engel erregt den zuerst Hinabsteigenden gesund machte. Dasselbe galt vom Schatten des heiligen Petrus, vom Gürtel und Schweißtuche des heiligen Paulus. Dasselbe gilt von verschiedenen Gnadenbildern und Wallfahrtsorten und besonders von der Materie, welche bei Spendung der heiligen Sakramente angewandt wird, z. B. vom Taufwasser, vom heiligen Chrisam. Wer an solchen Orten, von solchen Dingen Hilfe erwartet, der

fehlt keineswegs gegen den Glauben. Dasselbe gilt auch von Dingen, die durch die Kirche gesegnet sind. Die Kirche hat die Macht, durch ihr Gebet auch der unfreien und leblosen Natur das Erlösungsverdienst Jesu Christi mitzutheilen zum Wohle des Menschen. Der Gebrauch der Sakramentalien, des Weihwassers, geweihter Medaillen, Rosenkränze, Kreuze, das Anschreiben der Anfangsbuchstaben der heiligen drei Könige, die Segnung der Fluren, Häuser, Bilder sind demnach kein Aberglaube, weil diesen Dingen wirklich durch das Gebet der Kirche eine besondere Kraft mitgetheilt worden ist.

Wo aber keiner der drei genannten Gründe angenommen werden kann, weder eine natürliche, noch eine göttliche, noch kirchliche Kraft, da findet sich dann der Aberglaube. Das ist besonders der Fall bei jenen sinnlosen Mitteln, durch welche Habsüchtige oder vorwitzige Leute die Zukunft oder verborgene Schätze entdecken wollen. Es ist also Aberglaube, aus den Linien und Falten der Hand, aus den Karten, aus den Gestirnen, aus Träumen, durch Loose und Würfel wahrzusagen oder sich wahrsagen zu lassen, welche Lebensschicksale man haben, ob man bei dieser oder jener Unternehmung glücklich sein, zu einer Heirath gelangen oder wann man sterben werde. Ebenso ist es Aberglaube, mittelst des Erdspiegels, der Wünschelruthe und anderer Mittel entdecken zu wollen, wo Schätze vergraben liegen, wer diesen oder jenen Diebstahl begangen habe, wo diese oder jene Person sich befindet, und wie es ihr ergeht. In all' diesen Fällen kann weder an eine natürliche, noch göttliche, noch kirchliche Kraft gedacht werden.

An diese Arten des Aberglaubens reihen sich noch verschiedene eitle Beobachtungen an. Diese werden einerseits gemacht zu Heilungen an Menschen oder Thieren, zum Schutz wider alle Gefahren des Leibes und der Seele und bestehen in gewissen, sinnlosen Formeln oder Sprüchen, in seltsamen Namen, Buchstaben oder Handlungen und sind bekannt unter dem Namen der Sympathiemittel. Wenn auch nicht alle, so gehören doch die meisten dieser Mittel dem Aberglauben an. Anderseits bestehen sie in gewissen Vorfällen, Zeichen, Zahlen, Tagen, die man für Anzeichen und Vorboten glücklicher oder unglücklicher Ereignisse hält. Hieher gehören die sogenannten Unglückstage und zu allererst der Freitag, dann die sogenannten Unglückszahlen, besonders die Zahl 13 und endlich so manche Gebräuche am ersten Mai, in der Thomas-,

Christ- und Neujahrsnacht, und bei Leichen und Hochzeiten, bei denen der Aberglaube besonders stark vertreten ist. Doch das sind nur einige Arten des Aberglaubens, ein ganzes Buch aber müßte schreiben, wer sie alle aufzählen wollte; denn jedes Land, jede Gegend, jeder Ort und oft jedes Haus und darin wieder jede Familie hat ihre eigenen, abergläubischen Abarten, und es gilt das nicht bloß vom gemeinen Volke, sondern oft noch mehr von den sogenannten höhern Ständen; denn je schwächer der Glaube, desto kräftiger entfaltet sich der Aberglaube, der eine Thorheit und Sünde zugleich ist. Oder soll es denn nicht thöricht sein, die Zukunft, die Gott allein bekannt ist, erforschen zu wollen und zwar durch Mittel, die das Merkmal der Lächerlichkeit schon an der Stirne tragen? Soll es nicht lächerlich sein, nicht auf ein frommes Leben, sondern auf sinnlose Gebräuche und Gebete die Hoffnung des göttlichen Schutzes und eines seligen Todes zu bauen? Soll es nicht thöricht sein, Gaunern und Betrügerinnen Glauben zu schenken, die im Wahrsagen und Kartenschlagen eine Entschädigung suchen für den Entgang der frühern schmutzigen und unaussprechlichen Einnahmsquellen und sie auch finden in der Dummheit der Abergläubischen? Soll es nicht thöricht sein, Dingen und Ereignissen eine Bedeutung beizumessen, für die kein vernünftiger und wahrscheinlicher Grund ausfindig gemacht werden kann, und zu fürchten und zu zittern ob eines umgestürzten Salzgefäßes, bei der Begegnung einer alten Frau, beim Vorüberlaufen eines Hasens, beim Klingen der Ohren und anderen läppischen und unsinnigen Dingen? Es überkommt euch ein Lächeln, wenn diese abergläubischen Dinge nur genannt werden, und in der That, sie sind auch lächerlich, und man könnte sich darüber wirklich lustig machen, wenn sie nur nicht zugleich Sünde wären; aber so müssen sie Sünde genannt werden, mag man auf den Ursprung, auf das Wesen oder auf die Folgen dieses Aberglaubens sehen. Ein großer Theil dieser abergläubischen Bemühungen und Befürchtungen stammt geradezu noch aus dem Heidenthume, das allenthalben seine Wahrsager hatte, die Stellung der Gestirne, den Flug der Vögel, die Eingeweide der Thiere beobachtete und daraus Glück oder Unglück verkündete. Ein anderer Theil stammt aus der Unwissenheit, die es versäumt hat, die Natur und ihre Gesetze kennen zu lernen, und wieder ein anderer Theil verdankt sein Entstehen jenem frevelndem Vorwitze, der über eine Zukunft Aufschluß erhalten möchte, die allein in Gottes Hand ist.

O möchte man doch lieber um die Gegenwart sich kümmern und da all' ihren Pflichten entsprechen! Das sind also lauter trübe Quellen, aus denen nur Sündhaftes kommen kann.

Nicht minder aber ist der Aberglaube auch schon sündhaft seinem Wesen nach. Prüfen wir dasselbe näher, dann finden wir, daß er eigentlich in einer Verachtung Gottes und in einer mehr oder minder ausgeprägten Hingabe an den Satan besteht. Man sucht Schutz und Hilfe nicht bei Gott, sondern bei einem Geschöpfe, in einem sinnlosen Gebrauche, oder man möchte die Zukunft erforschen wider seinen Willen. Das ist aber doch wohl ein Zeichen des Mißtrauens auf Gott und eine Beleidigung seiner ewigen Majestät. Anderseits aber enthält der Aberglaube eine Huldigung des Satans; denn was man von Gott nicht erwartet, das muß man vom Satan hoffen. Wenn die abergläubischen Mittel weder von Gott noch von Natur noch durch die Gnade die erwartete Wirkung haben, von wem kann sie dann gehofft werden? Doch wohl nur vom Geiste der Lüge. Daß der Erzböse dabei die Hand im Spiele hat, ergibt sich auch daraus, daß der Aberglaube stets von einem unheimlichen, lichtscheuen Wesen begleitet ist und nicht selten heilige Dinge, Namen, Zahlen und Tage zu seinen Thorheiten mißbraucht und sogar die Grabesruhe der Verstorbenen nicht schont. Denkt nur an die Frevel, welche Schatzgräber und Geisterbeschwörer sich zu Schulden kommen lassen. Das sind lauter Dinge, die nicht dem Reiche des Lichtes, sondern jenem der Finsterniß angehören. Die Folgen des Aberglaubens sind endlich: Verlust des Glaubens, Verfall der Sittlichkeit, Sorglosigkeit in Betreff des Heiles und Verschwendung des zeitlichen Gutes. Wieviele haben in der Sünde fortgelebt, weil sie auf ein abergläubisches Gebet gebaut; wieviele haben zu Bekanntschaften und einem sittenlosen Leben sich verleiten lassen, weil sie den Aussagen einer Kartenschlägerin geglaubt haben, und wieviele haben ihre Schätze in die Erde hinein, anstatt solche herausgegraben! Darum ist der Aberglaube verwerflich, von welcher Seite wir ihn betrachten wollen, und allzeit eine Sünde gegen das erste Gebot. Wir lachen zwar nicht selten über denselben, treiben Spiel und Scherz mit demselben; aber Gott nimmt das Alles im Ernste und betrachtet es als einen Greuel in seinen Augen. Darum hüten wir uns auch vor dem Scheine des Aberglaubens und haben wir durch ihn gesündiget, dann wollen wir es bereuen und beichten und die Anlässe zu solchen Sünden entschieden von uns ferne halten!

II.

Nach dem Aberglauben habe ich als weitere Sünde gegen den Glauben den Gottesraub genannt. Gottesraub oder Sakrilegium ist eine Verunehrung heiliger oder gottgeweihter Sachen, Personen oder Orte. Heilige Sachen sind vorzüglich die heiligen Sakramente. Wer diese ungiltig oder unwürdig empfängt oder spendet, der begeht einen Gottesraub. Der ärgste Gottesraub ist natürlich der unwürdige Empfang der heiligen Kommunion. Wer dazu sich versteht, der begeht in aller Wahrheit einen Raub an Gott, indem er Christum an sich reißt, der doch mit ihm keine Gemeinschaft haben und noch weniger in seinem befleckten Herzen wohnen will! Zu den heiligen Sachen gehören auch die kirchlichen Gefäße, Monstranze, Kelch, Ciborium, die Meßgewänder, Reliquien und Heiligenbilder. Wer solche Dinge entwendet, ungebührlich behandelt, sie zu weltlichen Dingen mißbraucht, damit seinen Muthwillen treibt, der begeht einen Gottesraub. So sündigte König Balthasar, der die goldenen und silbernen Gefäße aus dem Tempel zu Jerusalem bei einem weltlichen und üppigen Gelage vorsetzen ließ, aber alsbald jene geheimnißvolle Hand erblicken mußte, welche die schrecklichen Worte an die Wand schrieb: „Mane, Thekel, Phares, gezählt, gewogen, getheilt." Zu den heiligen Sachen gehören endlich die Güter der Kirche. Wer diese gewaltsam an sich reißt oder fahrlässig verwaltet, der begeht einen Gottesraub, von dem der heilige Geist sagt: „Verderben ist's dem Menschen, die Heiligen zu verschlingen." (Sprüchw. 20. 25.) So sündigte einst Heliodorus, Schatzmeister des syrischen Königs Seleucus, da er im Auftrage desselben sich des Tempelschatzes zu Jerusalem bemächtigen wollte. Aber da erschienen zwei Engel und peitschten ihn so, daß er dem Tode nahe kam. Nur der Fürbitte des Hohenpriesters Onias III. hatte er sein Leben zu danken. Ach, wenn jetzt immer zwei Engel jeden Kirchen- und Klostergutträuber züchtigen wollten, dann dürfte immer eine Legion mit Peitschen bewaffnet sein und sie hätte in jedem Lande, augenblicklich namentlich in Italien und in Polen, Arbeit in Hülle und Fülle!

Zu diesen heiligen Sachen kommen überdieß noch die gottgeweihten Personen. Gottgeweiht sind alle Geistlichen, sowohl höherer als niederer Weihe, und alle Ordenspersonen, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechtes. Wer diese boshafter Weise schlägt oder sonst auf irgend eine Art sich an ihnen vergreift, gegen sie unge-

rechte Prozesse führt, Klagen oder Verfolgungen erhebt, oder daran Theil nimmt, der begeht ein Sakrilegium. Darin bestand jene Sünde, deren einst muthwillige Knaben durch Verspottung des Propheten Elisäus sich schuldig machten. Zur Strafe wurden sie sogleich von zwei Bären zerrissen. Vor dieser Sünde warnte Gott ausdrücklich mit den Worten: „Tastet nicht an meine Gesalbten und thuet kein Leid meinen Propheten!“ (2 Chron. 16.) Von ihr gilt auch das Wort des Erlösers: „Wer euch verachtet, der verachtet mich.“ Einen solchen Gottesraub begeht auch, wer an oder mit gottgeweihten Personen sich irgend welche unsittliche Handlungen erlaubt. Gottesraub ist endlich auch noch die Verunehrung heiliger Orte. Zu den heiligen Orten sind zu zählen Kirchen, Altäre, Kapellen und Gottesäcker. Wer in Kirchen einbricht, sie beraubt, zerstört und anzündet, wer sie zu weltlichen Zwecken, zur Handelschaft, zu zeitlichen Berathungen gebraucht, der begeht Gottesraub, und wer in einer Kirche und allen zu ihr gehörigen Orten, auf einem Gottesacker, in einer eingeweihten Kapelle Menschenblut vergießt oder Unzucht treibt, der entweiht überdieß diese Orte, so daß darin keine kirchliche Handlung vorgenommen werden darf, ehe sie abermal benedicirt oder consecrirt worden sind. Diesen Gottesraub beging Antiochus, der den Tempel in einen Ort der Schwelgerei verwandelte, Oza, der die Arche des Herrn berührt hatte; so sündigten die Tempelschänder, die Jesus mit Stricken von dannen jagte. Daß der Gottesraub fast immer eine schwere Sünde sei und zwar um so schwerer, je verehrungswürdiger der heilige Gegenstand, je entehrender die gottesräuberische Handlung, je boshafter und umfassender sie ist, das versteht sich von selbst; denn der Mensch tastet kühn und frevelnd selbst das Heilige an, spottet und höhnt dessen, was jedem gläubigen Herzen Ehrfurcht und heiligen Schauer einflößen muß. Darum berichten Schrift und Geschichte auch von den augenscheinlichsten und schwersten Strafen, welche die Gottesräuber von jeher getroffen haben.

III.

Die gottesräuberische Verwegenheit ist es, die auch die Sünde der Simonie erzeugt hat, die letzte Glaubenssünde, die wir heute betrachten wollen. Dieselbe hat ihren Namen von Simon, dem Zauberer, der den Aposteln, als er sie durch Handauflegen den heiligen Geist mittheilen sah, Geld anbot mit den Worten: „Gebet auch mir die Gewalt, daß Jeder, dem ich die Hände auflege, den

heiligen Geist empfange." Doch Petrus gab ihm zur Antwort: „Dein Geld sei mit dir zum Verderben, weil du meintest, die Gabe Gottes zu bekommen für Geld." Nach dem Auftrage Jesu Christi: „Umsonst habt ihr es empfangen, umsonst sollt ihr es geben," können und dürfen geistliche Güter und Gnaden nicht gekauft und nicht verkauft werden. Wer es dennoch thut, der treibt geistlichen Wucher, sündigt durch Simonie. Das ist der Fall, wenn Bisthümer, Abteien, Pfarreien und überhaupt geistliche Aemter um Geld oder Geldeswerth verliehen oder angenommen werden. Gegen diesen entsetzlichen Schacher, der nicht die Pflichten solch geistlicher Aemter, sondern deren Einkünfte, nicht die Schäflein, sondern deren Wolle im Auge hatte, hat die Kirche einen schweren und beharrlichen Kampf gekämpft. Bekannt ist in dieser Beziehung das muthvolle Auftreten des Papstes Gregor VII. gegen den deutschen Kaiser Heinrich IV., der mit kirchlichen Aemtern einen förmlichen Handel trieb. Gegen solche Simonie hat die Kirche die schärfsten Gesetze erlassen, den großen Kirchenbann ausgesprochen über Käufer und Verkäufer und befohlen, daß Jeder, der auf diese Weise sich in den Besitz einer Pfründe gesetzt, nur dann die Absolution erhalten soll, wenn er dieselbe sammt allen aus ihr gezogenen Einkünften wieder zurückgegeben hat. Da die Simonie aber überhaupt in dem überlegten Streben besteht, ein geistliches Gut oder eine damit verbundene Sache um zeitlichen Preis herzugeben oder an sich zu bringen, so machen sich ihrer auch jene schuldig, die Handel treiben mit geweihtem Wachs, Kräutern, Reliquien, vorausgesetzt, daß sie um der Weihe halber mehr verlangen, als der natürliche Werth dieser Sachen ist. Wer aber diese Sachen nur um ihren Werth und an solche verkauft oder vertauscht, die voraussichtlich keinen üblen Gebrauch davon machen werden, der ist der Simonie nicht schuldig. Ebenso ist es auch keine Simonie, Jemanden ein Almosen zu geben mit der Bitte, daß er für uns bete oder ein anderes gutes Werk verrichte, wenn nur das Almosen nicht als Preis des Gebetes oder Werkes angesehen wird. Daraus folgt, daß auch die üblichen Meßstipendien und Stolgebühren zu geben und anzunehmen, nicht Simonie sei, weil sie nicht für die geistlichen Verrichtungen selbst, sondern für die damit verbundene Mühe einerseits und anderseits als Almosen zum Unterhalte der Priester gegeben werden nach den Worten des heiligen Paulus: „Wisset ihr nicht, daß die, welche im Heiligthume beschäftigt sind, vom Heiligthume auch essen und

daß die, welche dem Altare dienen, vom Altare ihren Theil empfangen?" (1 Cor. 9). Von einer Bezahlung kann da selbstverständlich keine Rede sein; denn wer könnte die Spendung eines Sakramentes oder wohl gar die Frucht des unendlich werthvollen Opfers mit irdischem Preise sich erkaufen? Das könnten nur jene glauben, die eben ohne Glauben sind. Wem der Glaube fehlt, der kann auch die Gnade und überhaupt das Heilige nicht schätzen und weil er es nicht schätzt, darum ehrt er es auch nicht, ja entehrt es durch Simonie, durch Sakrilegien und Aberglauben allert Art.

Das beste, sicherste Mittel gegen diese drei Sünden ist also ein fester Glaube, inniger Anschluß an die heilige Kirche. Darum wollen wir das heilige Jesukind um diese Gnade inständig bitten, indem wir in Demuth und Vertrauen rufen: Vermehre in uns den Glauben! Amen.

Vierte Predigt.

Lesen schlechter Bücher.

„Habe Acht auf die Lesung!" 1. Tim. 4, 13.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

Wir sehen heute den göttlichen Heiland sein erstes Wunder wirken, und dieses verdanken wir Unserer Lieben Frau. Wer aber dächte, sie habe selbes einzig und allein durch ihr mütterliches Ansehen zu Wege gebracht, der würde sich offenbar mit dem Evangelium in Widerspruch setzen, das uns vielmehr sagt, daß der göttliche Heiland seine irdische Mutter zurücktreten läßt, wo es sich um die Rathschlüsse seines ewigen Vaters handelt. Das spricht er offenbar aus mit den Worten: „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen? Meine Stunde ist noch nicht gekommen." Trotzdem aber erfolgt das Wunder. Es mußte also die Stunde beschleunigt werden, und das geschah nicht durch ihre Mutterwürde allein, sondern durch ihren Glauben. Sie läßt sich durch die scheinbar abweisende Antwort des Herrn nicht irre machen, sondern fest auf seine Wunderkraft bauend sagt sie den Aufwärtern: „Was er euch sagt, das thuet!" Und diese folgen; denn der Glaube hat auch bei ihnen Wurzel geschlagen, sie füllen die Krüge, schöpfen dann daraus und bringen dem Speisemeister, wie Jesus es gebietet. Ja zuletzt glauben auch die Jünger noch: „Seine Jünger glaubten an ihn." Wir sehen also den Glauben Unserer Lieben Frau auch auf Andere wirken. Gleichwie Licht am Lichte sich entzündet, so bringt hier der Glaube wieder den Glauben hervor. So ist es aber auch sonst und die tägliche Erfahrung bestätiget es, daß jedes glaubensvolle Beispiel

seine Nachahmer findet. Aber auch das Gegentheil findet statt, auch der Unglaube wirkt auf Andere ein. Ausgehend aus einem verdorbenen und verlorenen Herzen bewegt er sich fort in immer weiteren Kreisen gleich der aufgeregten Meereswelle, die ihre schaukelnden Kreise hinausdehnt bis an das Ufer. Das Mittel aber, dessen er sich bedient, ist das Wort oder der gedruckte Buchstabe. Ach, Tausende wären nicht so glaubensarm, wenn sie nie eine Rede wider den Glauben gehört oder eine Schrift gegen denselben gelesen hätten. Darum sind aber auch Reden und Schriften wider den Glauben und das Anhören und Lesen derselben eine Sünde wider das erste Gebot. Auch davon also müssen wir noch handeln, wenn die Erklärung desselben vollständig sein soll. Da ich jedoch Zuhörer habe, von denen ich annehmen darf, daß sie keine Spöttereien gegen den Glauben sich erlauben und ebensowenig gegen ihn schreiben, so beschränke ich mich nur auf das Lesen glaubenswidriger Bücher, und da unter diese ohne Zweifel auch die unsittlichen gehören, durch die der Glaube früher oder später untergraben wird, so rede ich geradezu vom **Lesen schlechter Bücher.**

Wir behandeln da heute ein Thema von größter Wichtigkeit, eine Erscheinung unserer Zeit, die tief eingreift in alle Verhältnisse und eine Hauptschuld trägt an den Erschütterungen und Umwälzungen des öffentlichen wie des Familienlebens. Darum ist diese Betrachtung ohne Zweifel der größten Aufmerksamkeit und Beherzigung werth. Noch mehr aber bedürfen wir dabei der göttlichen Gnade, die wir uns erflehen im Namen Jesu und durch die Fürbitte Unserer Lieben Frau.

Seitdem die Buchdruckerkunst erfunden und damit die Möglichkeit gegeben ist, die Produkte des Geistes leichter und schneller als durch das mühsame und langweilige Abschreiben zu vervielfältigen; seitdem insbesondere ein geregelter und erhöhter Schulunterricht und die folgenschweren Erfindungen unserer rastlos schaffenden Industrie, neue Verkehrsmittel und Verkehrswege für eine rasche und allseitige Verbreitung jener Geistesprodukte gesorgt haben, hat auch das Lesen derselben einen Umfang und eine Ausdehnung erlangt, in welche selbst die niedrigsten Stände und die Kinderwelt noch eingeschlossen sind. Alles will heutzutage lesen und begierig greift man nach jedem Schriftwerke, das einem in die Hände fällt. Allenthalben in den Palästen und in den Hütten, in den Gerichts-

stuben und in den Werkstätten, auf den Straßen und in den Kammern und selbst an den Vergnügungsorten sieht man ein Heer von Lesern, das alle Stände umschließt und alle Alter vom Greise an bis herab zum Knaben. Das wäre nun ganz recht und lobenswürdig, wenn nur auch die Bücher und Schriften es wären, die man liest. Es läßt sich nicht bestreiten, daß nichts so sehr geeignet ist, den geistigen Gesichtskreis zu erweitern, das Herz zu bilden und zu veredeln und auf diese Weise Bildung und gute Sitte zu fördern, als die Lektüre wissenschaftlich begründeter und von der Frömmigkeit eingegebener Bücher. Durch sie werden die Errungenschaften und Erfahrungen, die edlen Gesinnungen eines Einzelnen das Gemeingut Aller. Aber es läßt sich ebensowenig bestreiten, daß diese Leselust auch einem zweischneidigen Messer gleicht, das, während es auf der einen Seite schützt und nützt, auf der andern vielleicht auch Den verwundet und tödtet, der es führt. Unter der Unzahl von Büchern, womit heutzutage die Welt überschwemmt wird, befinden sich viele, ja sehr viele, die, vergifteten Quellen entsprungen, auch alle die vergiften, welche sie berühren. Um uns nun vor ihnen in Acht zu nehmen, wollen wir die schlechten Bücher und Schriften zuerst kennzeichnen und dann die Beweggründe angeben, die sie uns verabscheuungswürdig machen. Also vorerst zur Beantwortung der Frage: Welche Bücher gehören unter die schlechten?

Wir können die schlechten Schriften in drei Gruppen eintheilen. Zu der ersten Gruppe gehören alle jene, welche den Glauben antasten, bekriteln und verlästern. Dahin sind also zuförderst zu zählen die religiösen Schriften irr- und ungläubiger Verfasser, in denen wir nichts anderes finden können, als den Irrthum und die Bekämpfung oder Verdrehung der katholischen Wahrheit. Solche Bücher mögen Jene lesen, welche durch ihren Beruf dazu genöthigt oder durch ihre Bildung in den Stand gesetzt sind, dieselben sammt ihrem Inhalte recht zu würdigen und zu widerlegen. Warum sollen auch Andere darnach greifen, da sich ihnen doch hinlänglich gesunde Nahrung bietet in so vielen Büchern, die zur Begründung und Erklärung der kirchlichen Lehre geschrieben sind? Welches Kind wird die Schriften, in denen seine Eltern heruntergewürdigt werden, jenen anderen vorziehen, welche deren Lob enthalten? Hieher zählen denn auch alle Werke, die zwar von katholisch getauften Christen verfaßt sind, aber in einer Art und Weise, daß sie wider den

Glauben streiten, sogenannte gelehrte Schriften und Geschichtsbücher, in denen die Thatsachen verdreht oder erdichtet sind, naturgeschichtliche Werke, in denen die Offenbarungslehren durch die Erfahrung der Naturwissenschaft widerlegt werden sollen, und alle Bücher, die das Leben und die Wunder Jesu, die Einrichtungen der Kirche, des Papstthums, die religiösen Orden, Ceremonien und Sakramente in einer Weise behandeln, die mit dem Glauben nicht vereinbar ist. Solch' glaubenslose und dem Anscheine nach mit großer Gelehrsamkeit verfaßte Werke sind namentlich in unserer Zeit in großer Anzahl in die Welt geschleudert worden. Alles, was die göttliche Offenbarung lehrt, findet ihr in ihnen bekämpft, die Gottheit Jesu — der da ist hochgelobt in Ewigkeit — geleugnet, Jesus Christus, den Eingebornen vom Vater, voll Gnade und Wahrheit als einen frommen Schwärmer oder als Betrüger hingestellt. Darum habet Acht auf die Lesung!

Eine zweite Gruppe schlechter Bücher sind jene, welche die Sittlichkeit angreifen oder gefährden, indem sie entweder die Tugend lächerlich machen oder das Laster offen und verdeckt anpreisen und zu demselben geradezu zu verleiten suchen. Hieher zählt ein großer Theil unserer sogenannten schönen Literatur, d. h. jener Bücher, welche Romane, Ritter- und Spukgeschichten, Gedichte, Erzählungen, Theaterstücke, Schilderungen verschiedener Art enthalten, und selbst jene nicht ausgenommen, deren Verfasser unter die sogenannten Klassiker gehören, d. h. wegen ihres schönen und gerundeten Stiles, ihrer Darstellungs- und Schreibweise als Musterschriftsteller bezeichnet werden. Untersucht man solche Bücher näher, ohne vom Flitterglanze der blumigen Ausdrücke und zierlichen Wendungen, oder von der gefälligen Form sich bestechen zu lassen, dann stellt sich, wohl nicht bei allen, aber doch bei sehr vielen heraus, daß der Inhalt nicht nur sehr mager, sondern auch sehr unmoralisch ist. Es wird da, wie mit dem Glauben, so auch mit der Moral sehr leicht genommen. Mehr als eine Sünde wird entschuldigt und selbst verherrlicht; das Laster wird entweder in nackter, offener Gestalt, oder nur darum verschleiert dargestellt, um es desto anziehender zu machen. Es finden sich zahllose unsittliche Anspielungen, die oft schlechter sind als die nackte Gestalt. Nicht genug, daß die sinnliche Liebe immer die Hauptrolle spielt, — o welch schlechte Grundsätze werden sonst noch vorgetragen, welche wüsten Scenen geschildert, und in wie verschiedenen Wendungen wird die Sinn-

lichkeit aufgestachelt und herausgefordert. Ein keusches Auge kann diese Schriften nicht lesen und ein keusches Herz an sie nicht denken, ohne dadurch befleckt zu werden. Und doch gibt man solche Schriften der glühenden, leidenschaftsvollen Jugend fast ohne alle Auswahl in die Hand, oder diese sucht sie mit oder ohne Erlaubniß der Eltern und Vorgesetzten selber an sich zu reißen, um daraus den moralischen und ewigen Tod zu schlürfen. Muß man denn nicht Bücher für schlecht halten und schlecht nennen, welche der Schlechtigkeit das Wort reden und zur Schlechtigkeit führen? Darum habet Acht auf die Lesung!

Eine dritte Gruppe von schlechten Büchern bildet endlich jene Tagesliteratur, welche für den Unglauben und für die Unsittlichkeit zugleich arbeitet, jene Broschüren und Flugschriften, welche für selbstsüchtige Parteizwecke und niedrige Interessen in Unzahl verbreitet werden, jene Zeitschriften, die in Text und Bild dem verderbten Zeitgeiste dienen, und vor allem jene Zeitungen, die im Interesse kirchen- und staatsfeindlicher Parteien Tag für Tag nach allen Winden versandt werden. Ich kann sie nicht namentlich anführen, wollt ihr sie kennen, so wendet bei denselben den Maßstab des Glaubens und der Gebote an. Wenn ihr darin Behauptungen findet, die einem katholischen Dogma widersprechen oder gegen die christliche Sitte verstoßen, wenn ihr darin die Aussprüche und Anordnungen des Papstes getadelt und verhöhnt, die Bischöfe lächerlich und verächtlich gemacht, Beicht und Sakramente verspottet, Priester verhöhnt, die Leugnung und Bestreitung der Dogmen als Aufklärung, die Widersetzlichkeit gegen die Kirche als Fortschritt gepriesen, oder wenn ihr Fürsten und Regierungen in den Koth herabgezogen, dagegen die Revolution und ihre Leiter verherrlichet und überhaupt immer Das hervorgehoben sehet, was der kirchlichen oder weltlichen Auctorität nachtheilig ist; dann traut solchen Schriften und Blättern nicht, wenn ihre Verfasser sich auch treue Katholiken und Freunde der Wahrheit und des Rechtes, Vertheidiger des Volkswohles und Völkerheiles, der Freiheit und des Lichtes nennen, dann kauft sie nicht, wenn sie noch so wohlfeil sind, haltet sie nicht, wenn sie noch so verbreitet sind, und leset sie nicht, wenn man sie euch mit noch so schönen Worten aufdringen will. Es ist lauter schlechte Waare, die ihr gleich dem Gifte zurückweisen müsset. Thut ihr das nicht, lasset ihr euch auf die Lektüre der bisher euch bezeichneten Bücher, Werke, Broschüren, Tagesblätter ein, dann

setzet ihr euch der größten Gefahr aus; denn dieselben verderben nach und nach den ganzen Menschen.

Sie verdüstern vor allem den Verstand, indem sie ihm ganz falsche und verkehrte Begriffe beibringen. In ihnen wird der Glaube als Finsterniß, der Unglaube als Aufklärung dargestellt; die Auctorität wird Despotismus und Tyrannei, dagegen die Unbotmäßigkeit und Revolution — Freiheit und Völkermündigkeit genannt. Die heiligen Sakramente und Segnungen der Kirche werden als Aberglaube verschrieen, dagegen Sinnlichkeit und Ausschweifung als Vernunft und Weisheit gepriesen. Unter dem Aushängeschilde der Freiheit arbeitet man an der Knechtung der Völker und die Unterwerfung unter die Gebote nennt man Gewissenszwang. So hat jedes Wort einen anderen Sinn als jener ist, den es vernunftgemäß haben sollte, und all die glänzenden Namen sind weiter nichts als eine Lockspeise, womit man euch unter das Joch der Gottlosigkeit, in die Abgründe des Lasters und in die Labyrinthe der Unbotmäßigkeit verleiten möchte. Wer diese Bücher und Blätter liest, der faselt von allgemeiner Bildung und Humanität, von zeitgemäßer Aufklärung und Vernünftigkeit, vom Lichte und Fortschritte unserer Zeit, vom Liberalismus und Sozialismus und schimpft ohne Unterlaß über die päpstlichen und bischöflichen Uebergriffe, über veralteten Wahn und mittelalterliche Verdummung, über Jesuitismus und Katholizismus. Das sind aber lauter Phrasen, die er den liederlichen Zeitungsschreibern und Bücherfabrikanten nachspricht, ohne zu wissen, was er sagt; denn seine ganze Weisheit besteht nur im Nachbeten dieser abgedroschenen Phrasen, die er endlich eingelernt hat, weil er sie täglich gelesen hat.

Mit der Verfinsterung des Verstandes hält dann auch die Verderbniß des Herzens in der Regel gleichen Schritt. Durch ihren unsittlichen Inhalt wecken oder nähren sie Begierden, die alle Vorsicht brauchen, um niedergehalten und gezähmt zu werden. In diesen Büchern sieht der Unglückliche sie entschuldigt, vertheidigt, gerechtfertigt. Das Laster wird ihm empfohlen, die Ausschweifung und jede sittliche Verkommenheit sogar belohnt und verherrlicht vor Augen gestellt. Das sagt seinem Hange zum Bösen mehr zu, als die katholische Abtödtungs- und Kreuzigungslehre, und was der Mensch liebt, das glaubt er gerne, und wenn er zur Sünde aufgefordert wird, dann ist er ein williger und aufmerksamer Zuhörer. Daher kommt es, daß unter hundert Personen, die schlechte Bücher

lesen, wenigstens neunundneunzig nicht nur glaubens-, sondern auch sittenlos sind. Diese Bücher kitzeln einerseits des Lesers Sinnlichkeit, und das thut ihm wohl, und anderseits, indem sie ihn anleiten, die Unsterblichkeit der Seele, die Hölle und alle drohenden und ernsten Wahrheiten zu leugnen, helfen sie ihm das Gewissen betäuben und den Schrei unterdrücken, den es wegen des lastervollen Wandels ausstoßen will. So wird zuletzt das Verderbniß des Herzens unheilbar.

Die schlechten, namentlich die unsittlichen Bücher, erregen und beflecken die Phantasie, was besonders bei jungen Leuten gilt, in denen sie noch mehr vorwaltet und mit frischeren Farben malt. Während sie die romanhaften Liebesgeschichten, die schlüpfrigen Gedichte und Dramen lesen, vergegenwärtigen sie sich die verschiedenen Szenen derselben so, daß sie gleichsam selbst die Rolle der Helden und Heldinnen übernehmen und zur Nachahmung der Thaten sich angetrieben fühlen, welche sie da gelesen haben. Und da die Schilderung in jenen Büchern meist eine übertriebene, mit dem wirklichen Leben nicht übereinstimmende ist, so geschieht es leicht, daß die jugendliche Phantasie, überreizt, eine andere Welt sich schafft und alles in einem anderen Lichte schaut, als es in Wirklichkeit existirt. Ueberspanntheit in Wort und That, jugendliche Streiche, die oft bittere Früchte tragen, Mißmuth über die bestehenden Verhältnisse, Verachtung der Vorgesetzten und leichtsinnige Vergeudung der besten Jahre sind dann die Folgen. Anderseits aber rufen die lockern und verführerischen Schilderungen in jenen Büchern trübe und schmutzige Bilder hervor, welche die Einbildungskraft noch mehr ausmalt und so lebend als möglich wie in einem Spiegel der Seele gegenüberstellt, um sie zum Wohlgefallen und zur Begierde darnach anzuregen. All' diese Bilder und Szenen prägen sich wiederum tief dem Gedächtnisse ein und bleiben dort haften mit unverwischbarer Kraft. Es kostet oft schon jahrelange Mühe, ein Wort wieder zu vergessen, das flüchtig in unser Herz gedrungen und dort Wurzel geschlagen hat; aber nimmer vielleicht kann ein unsittliches Bild ausgelöscht werden, das durch die Lektüre schlechter Bücher sich in's Gedächtniß eingedrückt. Von da wirkt es fort und fort auf das Herz und arbeitet, es zu verderben, und leider mit dem günstigsten Erfolge.

Diese Verpestung aller Seelenkräfte ist natürlich auch vom äußern Moder begleitet, so daß Leib und Seele mit einander zu

Grunde gerichtet werden. Diese schlechten Bücher sind eine Hauptquelle für jene Verbindungen, die man Bekanntschaften nennt. An diese aber knüpfen sich in den allermeisten, fast in allen Fällen alle Arten von Sünden und Lastern gegen das sechste Gebot. Diese Sünden richten eine solch verdorbene Jugend entweder an und für sich zu Grunde oder führen zu schlechten Ehen, in denen nicht allein Zwist und Mißstimmung, sondern auch der Ehebruch und all' dessen Fluch eine Hauptrolle spielen. Diese schlechten Bücher führen zum Ungehorsam und zur Widersetzlichkeit gegen die Eltern; denn das stellen sie ja als edle Selbständigkeit dar; zur Verachtung und Verhöhnung der gottesdienstlichen Gebräuche; denn dadurch zeigt man seine modische Weisheit; zur Unzufriedenheit mit der häuslichen und staatlichen Ordnung, zum ehrgeizigen Streben nach Aemtern. Diese schlechten Bücher verweichlichen den Menschen und rauben ihm alle Lust zu einer ernsten und anhaltenden Beschäftigung. Daher kommt die Verabsäumung der wichtigsten Standespflichten. Man will nur lesen und dann wieder in Gesellschaft und außer dem Hause sich herumtreiben. Die romanlesenden Töchter huldigen dem Putze, beschäftigen ihre Gedanken nur mit ihren Liebschaften, wollen alle Vergnügungen mitmachen und kommen darüber natürlich zu keiner häuslichen Arbeit; und die zeitungslesenden Väter treiben sich den ganzen Tag hindurch in den Gesellschaftslokalen herum, um dort bei großem Durste zu politisiren und über Gott und Welt zu raisoniren, anstatt für ihre Familie und ein geordnetes Hauswesen zu sorgen und ihrem Geschäfte nachzugehen. Und während sie, mächtige Maulhelden und überkluge Diplomaten, Könige absetzen und Staaten regieren, können sie in ihrem eigenen Hause keine Zucht und Ordnung halten und keinen Frieden gewinnen. Auf diese Weise geht das Hauswesen den Krebsgang und der Bankerott schreitet auf langen Füßen immer näher; die Ehre leidet vielfache Nachtheile und geht zuletzt ganz verloren, die Gesundheit wird geschwächt und ein frühzeitiger Tod herbeigerufen, und zuletzt ist nichts mehr übrig als die Schande und die Verzweiflung, und das Alles ward bewirkt durch das Lesen schlechter Bücher. Wie oft sind es diese, wodurch der Grund gelegt ward zu den zahllosen Selbstmorden, wodurch ein liederliches Paar oder ein grauer Sünder dem Leben ein Ende macht, um der Schande, dem Gefängnisse oder auch den Gewissensbissen sich zu entziehen! Ich bedauere, daß ich für all' diese Behauptungen wegen Mangel an Zeit nicht

auch praktische Beispiele vorführen kann, deren so viele zu Gebote stünden, so viele, daß ihr selbst deren finden könnet, wenn ihr nur die Erfahrung befraget und das Leben der Gegenwart beobachtet. Also, welche Gefahr ist es, solche Bücher in die Hand zu nehmen! Darum habet Acht auf die Lesung!

Aber auch, welche Thorheit, ihnen Gehör zu geben und Glauben zu schenken. Dieß zeigt ihr Inhalt! Oder ist es nicht Thorheit, auf Bücher und Blätter zu schwören und nach ihnen sein Leben einzurichten, obwohl fast Alles in ihnen nur Dichtung oder Lüge ist? Was sind denn jene Romane und Novellen, die ihr so heißhungrig verschlinget? Weiter nichts als ein Spiel der Phantasie und noch dazu über ein und dieselbe Form geschlagen. Jeder Roman besteht eigentlich aus drei Theilen. Zuerst erzählt er, daß zwei sich in einander, womöglich schon recht frühzeitig, verlieben, — und das ist ungemein rührend. Im zweiten Theile wird des Langen und Breiten berichtet, daß sie heirathen möchten, aber nicht können, weil Armuth, Standesunterschiede, eigensinnige Eltern oder schlaue Nebenbuhler im Wege stehen, — und das ist ungemein traurig, da fehlt es nicht an Seufzern und Thränen. Im dritten Theile endlich hören wir, daß sie doch heirathen; denn der Romanschreiber hat tausend Wege, dies zu ermöglichen, indem er aus dem Einen dieses edlen Paares einen General macht oder dem Anderen zu einer Erbschaft verhilft oder für dasselbe den Adelstitel findet oder den Nebenbuhler in's Gefängniß schickt und Wunder über Wunder wirkt, damit sie doch in den Ehestand kommen ohne polizeilichen Consens, ohne Brautexamen, ohne Copulation und Dispensation. Auf einmal sind sie verheirathet, — und das ist ungemein lustig. Vielleicht aber gefällt es dem Verfasser, kein Wunder zu wirken für das schmachtende Paar. Nun, dann läßt er es eben verschmachten oder an gebrochenem Herzen sterben oder, was besonders effektvoll wirkt, er läßt sie Arm in Arm in's Wasser springen oder sich gegenseitig erdolchen, — und das ist ungemein schauerlich. Seht, das ist das Gerippe eines jeden Romanes. Setzt dazu noch Namen und Orte, verbindet damit einige empfindsame Phrasen, mischt darunter einige Pfund Glaubensspott, schlecht verhüllte Unlauterkeit, etwas Elterntrotz, dazu vielleicht noch einige hinkende Verse, und der Roman ist fertig und wird verspeiset in allen Ländern Europa's mit einem Appetite, der unersättlich scheint. — Was sind jene Ritter- und Räuber-, jene Spuk- und Geistergeschichten, die euch

so ansprechen trotz des Grauens und der Furcht, die sie euch einflößen? Sie sind nichts als Dichtung. Verfallene Burgen, ehemalige Klöster, abgelegene Waldplätze bieten Raum genug, um da einen erdichteten Ritter, ein erdichtetes Schloßfräulein oder, damit die Sache noch saftiger und pikanter wird, einen Mönch, eine Nonne nach ihrem Tode rumoren zu lassen, bis endlich ein Held kommt und herzhaft dem Spuke ein Ende macht, — natürlich wieder mit einer Heirath, denn auf diese läuft zuletzt Alles hinaus.

Was findet ihr in jenen Zeitungen, die Tag für Tag mit den Worten: Freiheit, Aufklärung, Völkerheil um sich werfen? Nichts als Lüge und Verdrehung. O könntet ihr hinter dem Rücken des Redakteurs stehen und Zeuge dessen sein, wie er das Blatt fabricirt. Ihr würdet sehen, wie er, den Rothstift in der Hand, aus anderen Zeitungen nur das auswählt, was in seinen Kram paßt, wie seine guten Freunde ihm Artikel zum Drucke schicken, die sie mühsam zusammengeschmiedet und für die sie allen Witz und alle Lüge aufgeboten haben, wie er selbst Artikel schreibt, denen er ein bestimmtes Zeichen und einen bestimmten Ort vorsetzt, als ob sie von Anderen ihm zugeschickt wären. Nicht selten setzt er dann unter solche kirchenfeindliche und staatsgefährliche Artikel als Unterschrift: Ein Freund der Wahrheit, ein treuer Katholik, ein katholischer Priester. Wer ist aber dieser Freund, dieser Katholik, dieser Priester? Niemand als er selber, der mit dieser Unterschrift dem schlechten Artikel mehr Gewicht geben will. Oder er schreibt, daß ihm gegen diesen päpstlichen Erlaß, gegen jene bischöfliche Anordnung eine Menge von Briefen von den achtbarsten und selbst von geistlichen Männern zugekommen sei; er könne sie aber wegen Mangel an Raum nicht abdrucken. Natürlich, aber nicht wegen Mangel an Raum, sondern wegen Mangel an solchen Briefen. Seht, gerade die Anonymität, d. h. das Dunkel, in dem solche Zeitungsartikel ohne den Namen des Verfassers dem Publikum vorgelegt werden, begünstiget das Lügen- und Intriguenspiel. Wäre immer der wahre Name desselben unterschrieben, dann würden auch solche Artikel in ihrem wahren Lichte dastehen, und die Persönlichkeit, der Charakter, der Stand, die Gesinnung des Verfassers würden uns Aufschluß geben über seine Tendenz. Wir würden dann den Redakteur selber, einen glaubenslosen Reformjuden, einen verbissenen Freimaurerer, einen erklärten Gottesleugner und hie und da vielleicht auch einen abtrünnigen Priester vor uns haben. Halbgebildete

Leute, die ihren Beruf verfehlt haben; hungrige Literaten, die für Gott und den Teufel schreiben, wenn sie nur bezahlt werden; skandalsüchtige Schreier, die schon öfter mit der Polizei und dem Strafgesetzbuche in die Haare gekommen sind; mißvergnügte Seelen, die an keinem Orte gut gethan und mit Niemand sich vertragen haben; bezahlte Parteigänger und politische Flüchtlinge; eingefleischte Feinde der Kirche und des Staates beherrschen heutzutage fast die ganze Tagespresse. Ihren Erzeugnissen steht nur eine kleine Zahl von gutgesinnten Blättern gegenüber, an denen ehrenwerthe Leute arbeiten. Aber warum ist diese Zahl so klein? Weil sie nicht die nöthige Unterstützung, d. h. einen größeren Leserkreis finden; denn selbst Katholiken, die glaubenstreu sein wollen, halten — ich schäme mich, es zu sagen, — die schlechten Blätter, die doch täglich sie in's Angesicht schlagen durch Schmähung der katholischen Sache und durch Spott über die katholische Finsterniß und Dummheit. Sie halten sie, wie sie sagen, bloß der Anzeigen wegen und bedenken nicht, daß sie dieselben unterstützen und ihre eigene Schande bezahlen. Man rühmt immerfort den Höhegrad unserer gegenwärtigen Bildung; aber wenn man die Lektüre der Mehrzahl untersucht, dann muß man füglich zweifeln, ob dieser Ruhm gerechtfertigt sei, denn es ist sicherlich Beweis der Thorheit, wenn man von allen moralischen und wissenschaftlichen Bankrotteurs sich selbst sein Urtheil vorschreiben und von einem Schreiberpöbel sich am Narrenseil herumführen läßt.

Fern von uns Allen sei solche Thorheit. Darum wollen wir fortan gewissenhaft die Mahnung befolgen, welche der heilige Paulus seinem Schüler Timotheus gibt: „Habe Acht auf die Lesung!" Kein glaubensfeindliches, kein die guten Sitten verletzendes Buch oder Zeitungsblatt soll fortan Eingang in unsere Familien finden. Von uns und Allen, die unserer Obhut anvertraut sind, wollen wir fernhalten das gefährliche Gift, das in solchen Büchern und Blättern feilgeboten wird, damit Niemand uns die Krone raube, ich meine den heiligen Glauben und die Reinheit des Herzens. Amen.

Fünfte Predigt.

Inhalt und Bedeutung der päpstlichen Encyclica vom 8. Dezember 1864.*)

„Wie du geglaubt hast, so soll dir geschehen!"
Matth. 8, 13.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

Wenn ich den Inhalt des heutigen Evangelienabschnittes durch eine kurze Aufschrift angeben müßte, so würde ich es thun mit den zwei Worten: Die Kraft des Glaubens. Auch heute ist es, wie vor acht Tagen dort zu Kana, der Glaube, welcher zwei Wunder zu Stande bringt, die Heilung des Aussätzigen und die Erfüllung der Bitte des Hauptmannes. Beide legen einen bewunderungswürdigen Glauben an den Tag, der Eine, indem er seine Genesung vom bloßen Willen des Erlösers erwartet: „Herr, wenn du willst, so kannst du mich reinigen," — und der Andere, indem er dem göttlichen Heilande Heilkraft zutraut auch aus der Ferne und durch ein einziges Wort: „Herr, ich bin nicht würdig, daß du eingehest unter mein Dach, sondern sprich nur ein Wort, so wird mein Knecht gesund." Und der Glaube beider wird augenblicklich belohnt; denn der Aussätzige wird rein, und der Knecht wird von Gicht und Schmerzen frei. Wie werthvoll muß uns da der Glaube erscheinen, und wie sorgsam müssen wir ihn pflegen und mehren; denn ach, gar oft ist er auch nach Verlust aller anderen das einzige Gut des Menschen, und in manchen Tagen und widrigen

---

*) Diese Predigt dürfte auch heute noch ihren Werth haben, da den Katholiken noch immer um des Syllabus willen die bittersten Vorwürfe gemacht werden. Aus diesem Grunde glaubte der Herausgeber dieselbe an jener Stelle belassen zu sollen, welche der selige Verfasser ihr angewiesen hat.

Umständen können wir keine andere Hilfe finden weit und breit und überall auf Erden, als durch die Kraft des Glaubens, die auch Wunder wirken kann. Welch ein Frevel, welche Raserei ist es demnach gegen uns selber, wenn wir diesen Glauben muthwillig und leichtsinnig von uns werfen oder gleichgültig und vorwitzig uns rauben lassen durch glaubenswidrige Reden oder Schriften schlechter, geistloser und trugvoller Menschen! Hüten wir uns also vor all' den Sünden gegen den Glauben, die seither aufgezählt worden sind, und ganz besonders, ich wiederhole und betone es auch heute, ganz besonders vor der Lectüre schlechter Bücher!

Ich könnte nun, nachdem wir die Versündigungen gegen die erste Tugend, welche das erste Gebot uns gebietet, nämlich gegen den Glauben kennen gelernt haben, in der Erklärung desselben zu einem neuen Punkte übergehen; allein ich erachte es für meine heilige Pflicht, anknüpfend an unsere letzte Betrachtung und gleichsam als Anhang zu derselben in die Besprechung eines Schriftstückes einzugehen, das eben jetzt große Aufregung hervorgerufen und alle Zungen und Federn in Bewegung gesetzt hat, ich meine die päpstliche Encyclica vom 8. Dezember des vorigen Jahres. Da dieselbe fast an allen Orten und von allen Ständen und zwar in einer sehr ungünstigen und maßlosen Weise besprochen wird; da die ganze Fluth der glaubenslosen Tagesblätter sie in jeder Art zu besudeln und zu verhöhnen sucht, und auch ein Theil der hiesigen Tagesblätter wider sie schreit und tobt in Artikeln, die aus allen schlechten Zeitungen sorgfältig zusammengelesen sind, so kann es nicht fehlen, daß ihr nicht schon davon gehört und gelesen habet und vielleicht auch in die Lage versetzt worden seid, euer Urtheil abzugeben oder Feinden der Kirche Rede zu stehen. Darum halte ich es für eine gebieterische Forderung meines Amtes, auf eine nähere Erörterung dieser Encyclica mich einzulassen, und ich thue dieß heute, indem ich vom **Inhalte** und von der **Bedeutung** derselben rede. Gott gebe uns die Gnade seines Geistes durch die Fürbitte der gnadenreichen Jungfrau und Mutter Maria!

I.

Das Wort Encyclica stammt aus dem Griechischen und heißt soviel als in der „Runde" oder „im Kreise;" zu ergänzen ist das Wort epistola, das „Brief" oder „Schreiben" heißt. Encyclica epistola bedeutet also ein Schreiben, das die Runde macht, von

einer Hand zur andern geht, bis es den ganzen Kreis, für den es bestimmt war, durchgemacht hat. Encyclica heißt also kurzweg ein Rundschreiben. Diesen Namen führen mit Recht jene apostolischen Schreiben des kirchlichen Oberhauptes, die an die katholische Kirche, zumal an alle Bischöfe gerichtet sind, denn sie machen die Runde um den Erdkreis. Ein solches Rundschreiben hat denn, wie gesagt, Pius IX., dieser unermüdliche Nachfolger Petri, am letzten Feste Mariä Empfängniß erlassen, ein Fest, das ihm besonders theuer ist und seit zehn Jahren ihm seinen besonderen Glanz zu verdanken hat. Die Encyclica war, so wird erzählt, schon lange, seit mehreren Monaten vorbereitet, und Pius hatte schon früher gesagt: „Ich bin in meinem Gewissen verbunden zu sprechen," und ein andermal: „Ich fühle tief, daß es Gott will." Inzwischen kam das Fest Mariä Empfängniß. Pius IX., nachdem er die heilige Messe gelesen und sein Dankgebet verrichtet, erhob sich von seinem Betstuhle und indem er wie zu sich selbst sprach: „Heute muß ich unterzeichnen", ließ er sich das Aktenstück noch einmal vorlegen, las es sehr aufmerksam durch und unterschrieb es dann.

Diese Encyclica nun besteht eigentlich aus drei Theilen, nämlich: 1) aus einer allgemeinen Ansprache an alle Bischöfe, Erzbischöfe und Patriarchen; 2) aus einem Verzeichnisse, das achtzig irrthümliche Sätze nennt, die in der Gegenwart aufgestellt und vertheidigt worden sind, und 3) aus einer Anweisung für den vollkommenen Ablaß, den der heilige Vater in Form eines Jubiläums ausschreibt, und der innerhalb des Jahres 1865 während eines von den einzelnen Bischöfen zu bestimmenden Monats zu gewinnen ist. Ueber diesen dritten Theil des päpstlichen Rundschreibens kann ich heute stillschweigend hinweggehen, weil derselbe keine besondere Anfechtung findet, und weil davon zweifelsohne die Rede sein wird, wenn die Zeit dieses Jubiläumsablasses von unserem bischöflichen Oberhirten bekannt gegeben wird.

Fassen wir dagegen zunächst den ersten Theil der Encyclica in's Auge, dann haben wir vor uns ein väterlich-ernstes, von der Sorge für die Glaubens-Einheit und Reinheit eingegebenes Schreiben, in welchem der heilige Vater das ruchlose Unternehmen beklagt, womit gottlose Menschen durch trügerische Ansichten und höchst verderbliche Schriften die Grundlagen der katholischen Religion und der bürgerlichen Gesellschaft zu untergraben sich mühen. Diese Ansichten, sagt er, sind umsomehr zu beklagen, als sie hauptsächlich

darauf abzielen, den heilsamen Einfluß zu hindern und zu beseitigen, welchen die katholische Kirche aus Anordnung und Auftrag ihres göttlichen Urhebers bis zum Ende der Welt nicht bloß auf einzelne Menschen, sondern auch auf Nationen, Völker und deren oberste Lenker ausüben muß, anderseits jene gegenseitige Gemeinschaft und Eintracht zwischen Staat und Kirche, die für beide immer glückverheißend und heilsam waren, aus dem Wege zu räumen. Dann führt er einige solche Irrthümer an, die sich theils auf das Staats- theils auf das Familienleben beziehen und die sogenannte Confessionslosigkeit des Staates, die Verfolgung und Unterdrückung der religiösen Orden, die Verdrängung der Kirche aus der Schule, die Einziehung der kirchlichen und klösterlichen Güter zum Gegenstande haben. Darauf folgt eine liebevolle Ermahnung der Bischöfe zu fortgesetzter, apostolischer Wachsamkeit und zum treuen Zusammengehen mit dem apostolischen Stuhle, eine Aufforderung zum Gebete, besonders zur Verehrung des heiligsten Herzens Jesu und die Ankündigung des bereits erwähnten Ablasses. Den Schluß bilden endlich begeisterte Worte, in denen der heilige Vater sein Vertrauen auf die Fürsprache Unserer Lieben Frau, der heiligen Apostel Petrus und Paulus und aller Heiligen des Himmels ausspricht.

Das ist der erste Theil der päpstlichen Encyclica. Enthält dieser schon Grundsätze und Aussprüche, wodurch die glaubenslose Schaar in allen Ländern verwundet wird, so schreit sie vollends laut auf über den zweiten Theil, der ihr wie ein Pfahl mitten in's Fleisch gedrungen ist, nämlich über das Verzeichniß der Irrthümer unserer Zeit. Da sind achtzig Sätze verworfen, für die seit Jahren tausende von Federn sich stumpfgeschrieben haben. Kaum und mit Mühe hat man diese falschen Ansichten auf die Beine und unter die Menge gebracht, kaum scheinen sie Blüthen zu treiben, da kommt nun der Papst mit einer Encyclica und mäht sie nieder wie Heu, und wirft sie zusammen wie ein Kartenhaus. Das ist freilich eine unverzeihliche Verwegenheit von ihm, der es wagt, Jenen zu widersprechen, die das Recht behaupten, Widerspruch zu erheben aber nicht zu dulden. Das soll er büßen. Darob bellt jetzt die ganze Meute der sogenannten Freisinnigen und Aufgeklärten. Doch lassen wir sie bellen diese wissenschaftlichen Schusterjungen und brüllen diese Löwen mit den Ohren des Esels. Ich kann selbstverständlich diese achtzig Sätze nicht einzeln anführen; es ist

auch überflüßig; denn viele davon haben für euch kein Interesse, weil die einen besondere Verhältnisse anderer Länder, namentlich Italiens berühren, und die anderen zu ihrem Verständnisse eine gründliche philosophische und theologische Bildung voraussetzen. Wollte ich sie aber erklären, dann gäbe das wohl mehr als achtzig Predigten. Es genügt darum eine allgemeine Uebersicht. Diese Sätze enthalten religiöse und solche wissenschaftliche und sociale Irrthümer, die mit der Religion im unzertrennlichen Zusammenhange stehen.

Zuerst finden wir achtzehn Sätze, welche philosophische Irrthümer bezeichnen und hauptsächlich darin bestehen, daß die Vernunft über die Offenbarung gesetzt wird. An diese reihen sich zwanzig Sätze an, die Irrthümer über die Kirche und ihre Rechte enthalten, indem sie dieselbe der Staatsgewalt unterordnen, sie in ihrem Eigenthume, in ihrer Freiheit, in ihren Privilegien und in ihrer Lehrgewalt beschränken wollen. Darauf folgen siebzehn irrige Sätze bezüglich der bürgerlichen Gesellschaften an sich und ihren Beziehungen zur Kirche. Es werden da alle jene Behauptungen verurtheilt, welche dem Staate ein Recht auf rein geistliche Dinge zusprechen, das Recht der Kirche auf die Leitung und Ueberwachung der Schulen bestreiten, die Abhängigkeit der Bischöfe von der weltlichen Gewalt auch in Bezug auf ihr geistliches Amt oder die Trennung der Kirche vom Staate verlangen. Darauf werden in neun Sätzen uns Irrthümer wider das natürliche und christliche Sittengesetz vorgeführt, die das zügellose Streben nach Reichthum und die Entfesselung aller sinnlichen Lust, Gewaltakte und Rechtsverletzungen, die Revolution und den Eidbruch beschönigen, ja zu rechtfertigen suchen. An diese schließen sich abermal neun irrige Behauptungen über die christliche Ehe an, welche den sakramentalen Charakter, die Unauflöslichkeit der Ehe, manche Ehehindernisse und manche Ehegesetze bestreiten und dagegen die Civilehe, d. h. die Abschließung einer Ehe vor der weltlichen Behörde anstatt vor der Kirche vertheidigen. Dann werden in zwei Sätzen jene falschen Behauptungen genannt, die man bezüglich der weltlichen Herrschaft des Papstes aufgestellt hat, und den Schluß bilden noch vier Sätze, welche der falsche Liberalismus bezüglich der Gewissens- und Religionsfreiheit und des Verhältnisses der Kirche zum modernen Fortschritte aufgestellt hat.

Seht, das ist der Inhalt der Encyclica, die das ganze kirchen-

feindliche Heerlager in Alarm gebracht und unter die Waffen gerufen hat. Wollet ihr sie näher kennen lernen und vollständig lesen, dann steht es euch frei, da sie wiederholt schon abgedruckt worden ist. Nur muß ich euch aufmerksam machen, daß ihr um eine richtige und treue Uebersetzung euch umsehet, weil bisher Uebersetzungen verbreitet worden sind, die entweder absichtlich gefälscht oder so schlecht und sogar sinnlos waren, daß ein Lateinschüler sich damit gewiß mehrstündigen Carcer oder doch Hausarrest zugezogen hätte. Selbst das größte und am weitesten verbreitete Blatt unseres Vaterlandes, das sich doch so gerne ein Weltblatt nennt und mit dem wissenschaftlichen Inhalte seiner Artikel brüstet, hat eine solch elende Uebersetzung veröffentlicht.

Doch laßt uns nun auch die Bedeutung dieser Encyclica noch in's Auge fassen.

II.

Um über die päpstliche Encyclica ein Urtheil zu fällen und ihre Bedeutung zu würdigen, dazu ist vor Allem erforderlich, daß man sie verstehe. Das ist aber nicht der Fall bei den Allermeisten, die seither dagegen gesprochen und geschrieben haben. Wie mögen einfache, schlichte Handwerksleute, die vielleicht nur einen dürftigen Schulunterricht genossen haben; wie mögen Zeitungsschreiber, die höchstens eine oberflächliche Bildung sich angeeignet; wie mögen unsere Wirthshausapostel, die all' ihr Wissen nur aus schlechten Büchern zusammengestoppelt haben; wie mögen Juden, die für Geld schreiben, und Literaten, die über den ernsteren Studien erstickt sind, wie mögen Komödianten und Possenreißer, die ohne andere Aussicht beim Theater ihre letzte Zufluchtsstätte gefunden haben, kurz, wie mag die ganze Schaar halbwissender Schreier oder Schreiber aburtheilen über Sätze, die eine höhere, eine allgemeine Bildung voraussetzen und namentlich eine tüchtige Umschau in den philosophischen und theologischen Fächern verlangen? Da kann nur ein einfältiges Gefasel zum Vorschein kommen. Ihr Toben und Lärmen kommt mir vor, wie das Quacken der Frösche, wenn der Mond aufgeht, oder wie das Flattern der Fledermäuse und Nachteulen, wenn ein Lichtstrahl ihre dunklen Aufenthaltsorte erreicht. So fechten auch diese Halbwisser und unreifen Köpfe mit leeren und altgewohnten Phrasen, mit lauter Luftstreichen gegen die Encyclica, die sie nicht verstanden, vielleicht nicht einmal gelesen haben.

Welch' eine Schande ist es da, ihre Albernheiten nicht bloß zu glauben, sondern auch nachzusprechen!

Aber auch das Verständniß der achtzig zurückgewiesenen Sätze reicht noch nicht hin zu einem richtigen Urtheile. Dazu gehört vielmehr, daß man auf katholischen Standpunkt sich stellt und von da aus sie prüft. Die Encyclica ist ein religiöses, nicht ein politisches Aktenstück. Wenn man sie in den Zeitungen als eine Antwort gegen die September-Convention darstellt, so ist das eitle Vermuthung der Zeitungs-Correspondenten, die oft sogar das Gras wachsen hören. Der Papst redet nicht als Souverain, sondern als Oberhaupt der Christenheit zur ganzen Kirche und hat die Encyclica nicht an seine Vertreter an den Höfen, sondern an die Bischöfe geschickt. Für Katholiken ist ja die Encyclica geschrieben, nicht für Andersgläubige. Daß diese Letzteren daran zu tadeln, dagegen einzuwenden haben, ist klar; denn die katholische Anschauungsweise ist eine andere als die ihrige; aber eine andere Frage ist, ob sie mit Recht Etwas dagegen vorbringen können.

Betrachten wir nun das päpstliche Rundschreiben vom katholischen Standpunkte aus, dann ergibt sich, daß es nur alte, dem katholischen Bewußtsein entsprechende Wahrheiten in Schutz nimmt. Die Sätze, welche es zurückweiset, sind nicht nur in früheren Ansprachen an das Cardinals-Collegium und in Sendschreiben an einzelne Bischöfe, sondern auch sonst immer bekämpft worden, weil sie dem innersten Wesen der Kirche, ihrer Aufgabe, ihren Dogmen, ihrer Existenz widerstreiten. Die Encyclica nennt uns lauter Sätze, welche die freie Bewegung der Kirche, ihre Lehr- und Hirtengewalt, den freien Verkehr des Oberhauptes mit den Bischöfen und Gläubigen, die Reinheit der Lehre, die Heiligkeit der Sakramente, die weltliche und geistliche Auctorität, das Wohl der bürgerlichen Gesellschaft beeinträchtigen, lauter Dinge, welche die Kirche nie billigen kann und nie gebilliget hat. Jeder Katholik, der seinen Katechismus gelernt und, was er gelernt, auch verstanden hat, wird eingestehen müssen: Ja, der Papst muß jene Sätze verwerfen und kann, wenn er, der oberste Lehrer und Wächter des Glaubens, nicht selbst mitarbeiten will am Untergange der Kirche, unmöglich ihnen gegenüber Stillschweigen beobachten.

Aber, wendet man ein, fordert er denn nicht zur Verfolgung der Irrgläubigen auf und verdammt er denn nicht Tausende und Millionen, wenn er z. B. sagt, daß es irrig sei, zu behaupten:

„Es steht jedem Menschen frei, jene Religion anzunehmen und zu bekennen, welche er beim Lichte seiner Vernunft für die wahre hält," oder zu sagen: „Die Menschen können in der Uebung jedweder Religion den Weg des ewigen Heiles finden," oder zu lehren, „daß wenigstens wohl gehofft werden darf für das ewige Heil Aller, welche in keinerlei Weise in der wahren Kirche Christi sich befinden." Vom Verdammen Andersgläubiger finde ich in all diesen Sätzen keine Silbe, wohl aber finde ich die uralte Lehre vom alleinseligmachenden Glauben der katholischen Kirche ausgesprochen, eine Lehre, welche die Kirche nimmer aufgeben kann, wenn sie sich nicht selbst aufgeben und eingestehen will, daß sie nicht die volle Wahrheit habe. Im Bewußtsein aber, daß nur der wahre Glaube, nicht aber auch der Wahn und Irrthum selig machen, und im Bewußtsein, daß sie im Vollbesitze dieser Wahrheit ist, die sie von Christus empfangen und durch den Beistand des heiligen Geistes allzeit unverfälscht bewahrt hat, hat sie von jeher allen ihr entgegenstehenden Irrlehren die Berechtigung abgesprochen, ihre Anhänger auf die Bahn des Heiles leiten zu können. Wer da sagt, daß man in jedem Glauben selig werden könne, den kann ich vergleichen mit einem Menschen, der die Behauptung aufstellt: nicht bloß zweimal zwei, sondern auch zweimal drei und zweimal fünf und überhaupt jede Zahl, die man mit einer andern multiplicirt, macht vier. Welcher Mathematiker, welcher Rechnungskundige wird sich diesen Satz gefallen lassen oder ihm gar zustimmen und sagen: Ja, so ist es? Ebenso wenig kann die Kirche, die von ihrer Wahrheit überzeugt ist und sie längst bewiesen hat, der Behauptung beipflichten: das ewige Heil ist zu hoffen, wenn man mit der Kirche auch in keinerlei Verbindung steht. Während sie aber dieselbe verwirft, verurtheilt sie nur einen irrigen Satz, nicht aber die Personen; denn die Kirche hat nie sich angemaßt, was Gottes Sache ist, hat nie über einen Menschen die Verdammung ausgesprochen: Richter über die Seelen ist der Herr. Dabei ist nicht zu übersehen, daß es heißt: „Die in der Kirche in keinerlei Weise sich befinden." Es handelt sich also um jene, die hartnäckig und boshaft von ihr sich ferne halten, nicht um die schuldlos Irrenden, die von der katholischen Wahrheit sich nicht überzeugen können und die allerdings namentlich durch die Taufe in einem gewissen Zusammenhange mit der Kirche stehen.

Aber wendet man wiederum ein, wird denn nicht der confessio-

nelle Friede gestört und zur Verfolgung Andersgläubiger aufgefordert, wenn folgende Sätze verworfen werden: „In unserer Zeit ist es nicht mehr nützlich, daß die katholische Religion als alleinige Staatsreligion mit Ausschluß anderer Culte gelte;" und dann: „Es war daher gut gethan, in gewissen katholischen Ländern den Einwanderern gesetzlich die öffentliche Ausübung ihres Cultus, welcher es auch sei, zu erlauben." Der Papst, sagt man, will also, daß man in keinem katholischen Lande einen Andersgläubigen dulde, — welch' eine Unduldsamkeit und welch' ein Fanatismus!

Ja, es ist wirklich schrecklich, so etwas dem neunzehnten Jahrhundert, das vom Schwindel lebt und voll Humanität Juden und Türken größere politische Rechte einzuräumen bereit ist, als selbst den Christen, in's Angesicht zu sagen. Ist denn nicht zu fürchten, daß gleich morgen das Schwert gezogen wird, um alle Andersgläubigen abzuschlachten, und daß überall Scheiterhaufen entstehen, um darauf alle Ketzer zu verbrennen? Wem muß es nicht eiskalt über den Rücken laufen, wenn er an diese Sätze nur denkt? Da schaut ja das grausige Gespenst der Inquisition schon wieder zur Thüre herein, beide Hände voll von Mordwerkzeugen! Hu! wie das schauert! — Doch tröstet euch ihr hellen und freisinnigen Leute, mäßiget eure Furcht, die fürwahr völlig grundlos ist; denn das kann ich euch sagen, daß die Encyclica mit keinem Kreuzzug, keinem Religionskrieg und noch weniger mit der Inquisition euch bedroht. Das sind lauter Nebelbilder. Wir werden fortan wie bisher die gesetzlich berechtigten Religionsgesellschaften neben uns bestehen und ihren Cultus üben sehen. Der heilige Vater, der im Kirchenstaate Juden und Andersgläubige selber duldet, denkt auf Meilenweite nicht daran, sie anderwärts mit Feuer und Schwert ausrotten zu wollen; aber wenn er der Wahrheit ihre Rechte wahren und den Irrthum nicht auf denselben Thron mit ihr setzen will; wenn er es beklagt, daß neben dem wahren Glauben so viele irrthümliche Lehren bestehen; wenn er in jedem Reiche nur Eine und zwar die wahre Religion geübt und dadurch mancherlei Zwist und Reibereien entfernt wissen möchte; wenn er Grundsätzen entgegentritt, welche glaubens- und sittenlosen Sekten und Gesellschaften, welche die christlichen Staaten bisher in ihrem eigenen Interesse von sich ferne gehalten haben, politische Berechtigung und Ausbreitung verschaffen sollen: dann wird dagegen kein verständiger, fried- und ordnungsliebender Mensch etwas einzuwenden

haben. Wer aber über Unduldsamkeit klagen und gegen religiösen Fanatismus kämpfen will, der findet ein großes Feld droben im verwüsteten Polen, in dem die russische Regierung Alles anwendet, die schreiendste Gewaltthat und Grausamkeit, um den Katholicismus auszurotten. Doch das beklatschen Jene, die jetzt aus vollem Munde gegen die päpstliche Encyclica lärmen und schäumen. Welch' eine Scheinheiligkeit und Niederträchtigkeit zugleich!

Aus diesen Sätzen, die ich, weil sie am meisten angefochten werden, absichtlich wortgetreu angeführt und erläutert habe, haben wir gesehen, daß der heilige Vater nur Behauptungen verurtheilt, die mit dem katholischen Glaubensbewußtsein sich nie vereinigen lassen, und daß er den Irrthum, nicht aber die Person verdammt. Er sagt nur, was man nicht sagen und nicht glauben darf, ohne zur Verfolgung Andersgläubiger, zum vernunftlosen Umsturze aller bestehenden Verhältnisse auffordern zu wollen. — Aber warum dann dieß Wuthgeschrei gegen die Encyclica? Aus zwei Gründen; einmal, weil man sie vielfach nicht verstanden, und dann, weil sie tief getroffen hat. Sie hat namentlich den sogenannten Liberalismus bis in's Mark verwundet. Mit diesem Worte bezeichne ich jene falsche Zeitrichtung, die an der Oberfläche hängend und eine übertünchte Geistesleere als wahre Bildung nehmend, auf einige Erfindungen pochend, leichtfertig über Glauben und Sitte sich hinwegsetzt und auf dem Meere der Gedankenlosigkeit, auf der Fluth unhaltbarer Worte herumtreibt. Diese durch und durch antichristliche Zeitströmung, fortwährend genährt durch dreiste Schwätzer und schlechte Zeitungsschreiber, durch kirchenfeindliche Kammerredner und ingrimmige Freimaurer, hat ihre Wasser in alle Stände hineingespült und ist daran, alle bestehenden Verhältnisse umzustürzen, nachdem sie mit großem Erfolge sie bis auf die Wurzel unterwühlt hat. Dieser Liberalismus ist es, der die Macht der Fürsten, ob er schon unter ihnen seine Anhänger hat, gebrochen und ihnen kaum einen Schein von Regierungsgewalt übrig gelassen hat, er ist es, der am Ruine des Bürgerthums arbeitet durch Zersetzung der früheren Innungen und Gewerbsprivilegien, durch Aufstachelung der Gesellen und Arbeiter, durch Entchristlichung des Handwerks; er ist es, der der Kirche die Lebensader unterbinden will durch Entweihung der Ehe, durch Beschränkung oder Entziehung ihres Einflusses auf die Gesellschaft, besonders auf den Unterricht und die Wohlthätigkeit; er ist es, der seit mehr als fünfzig Jahren

nach einem bestimmten Plane, in geschlossenen Vereinen alle Auctorität, allen Gehorsam, alle Ehrfurcht, allen Glauben unter dem Aushängeschilde des Fortschrittes, der Aufklärung und der Freiheit, Gleichheit und Bruderliebe gelockert und untergraben hat durch Wort und That.

Und seht, da er eben der frohen Hoffnung sich hingibt, demnächst mit vollen Segeln einer gründlichen Revolution in Kirche und Staat entgegensteuern zu können, da kommt ihm der Papst in die Quere mit seiner Encyclica. Er verwirft alle Grundsätze, welche der Liberalismus seit vielen Jahren auf die Bahn gebracht hat, behauptet und betont die Auctorität des Glaubens und der Herrscher, weiset auf das rechte Verhältniß zwischen Kirche und Staat, wahrt die Erziehung der Jugend und die Ehe, diese Grundlage des familiären und öffentlichen Lebens. Das hat man nicht erwartet von dem, den man selbst gewonnen geglaubt, dadurch ist man getroffen bis in's Herz, und darum beginnt, nachdem man von der ersten Betäubung sich etwas erholt hat, eine Hetze gegen die Encyclica und ein Geheul, daß es wiederhallt auf allen Enden. Versteht ihr jetzt die Bedeutung der Encyclica? Sie ist ein mächtiges Halt, das der liberalen Zeitströmung zugerufen wird. Sie ist, indem sie alle falschen Lehren der Gegenwart zusammenfaßt, ein treuer Zeitspiegel unseres oberflächlichen und grundsatzlosen Zeitalters, aber auch ein Leuchtthurm mitten in der Finsterniß der allgemeinen Begriffsverwirrung. Sie zeigt denen, die nicht untergehen wollen, in den Wogen des Unglaubens und der Rebellion, die ewigen Grundsätze, an denen sie halten, die Fundamente, auf welche sie sich stützen müssen.

Man hat der Encyclica schon mehr als einmal zum Vorwurf gemacht, daß sie uns wieder in die Zeit des Mittelalters zurückversetze. Doch ich sage: Noch weiter zurück führt sie uns, nicht bloß in's Mittelalter, sondern bis in die apostolische Zeit, da sie die Grundlehren des Glaubens, die Lehre der Apostel festhält und ernstlich einschärft. Dagegen aber bewahrt sie uns vor jenen mittelalterlichen Zuständen, die in der Barbarei und im Faustrechte bestanden. Verwirft sie ja Behauptungen, die man in Italien und Frankreich aufgestellt und befolgt hat, und durch welche die Willkür und die rohe Gewalt und das vollbrachte Unrecht sanctionirt werden sollen. Um den Länderraub und die Revolution zu beschönigen, erfand man das sogenannte Nationalitätsprinzip, wonach Völker,

die Einer Nation angehören, auch nur ein und denselben Herrscher haben sollen, das sogenannte Nichtinterventionsprinzip, wonach ein habsüchtiger König, der seine Nachbarfürsten abrauft und beraubt — denkt nur an Sardinien — nicht durch die Dazwischenkunft anderer Herrscher in seinem Beginnen gestört werden soll, und die sogenannte Phrase der vollbrachten Thatsachen, wornach man ein Unrecht gutheißen soll, weil es eben schon geschehen und so leicht nicht wieder zu ändern ist; das Gaukelspiel des sogenannten Abstimmungsrechtes, wodurch die Völker von ihrem gottgesetzten Herrscher sich lossagen und einen andern sich wählen können. Was predigen diese Grundsätze anders als die Gewalt und das Faustrecht, nur nicht mehr von Rittern, sondern von Königen geübt? Welcher Fürst ist mehr sicher auf seinem Throne, welches Land darf mehr auf seine Selbstständigkeit bauen, wo kann mehr Recht bestehen? Indem nun der heilige Vater solche rechtswidrige Ansichten verdammt, tritt er als Schirmher des Rechtes, der Freiheit und Ordnung auf und verpflichtet sich Völker und Fürsten zugleich.

Die Encyclica ist eine Mauer des Rechts. Das wird besonders die Zukunft lehren. Man schmäht jetzt über die Encyclica, man verdächtigt und verdreht sie; aber nur auf eine kurze Zeit; dann werden jedoch die Ansichten sich klären und es werden Tage kommen, in denen man Pius IX. hochpreiset gerade wegen dieses Rundschreibens und ihn den Felsen der Wahrheit, des Rechtes und der Freiheit nennen wird. Einzelne Stimmen von denkenden und vorurtheilslosen Männern, selbst auf der protestantischen Seite thun das jetzt schon. Sie nennen diese eine heilsame Sittenpredigt mitten im allgemeinen Verderbnisse, einen fortschrittfördernden Gegenschlag gegen die Versumpfung, in welche napoleonische Willkür und Spitzfindigkeit uns bestricken möchte. Weil der Papst allein und zuerst es wagt, in dem allgemeinen Rausche, welcher die Herrlichkeit der Starken, der Klugen, der Selbstsüchtigen anbetete, den Schaden aufzudecken, an dem die heutige Gesellschaft krankt, darum schreiben sie der Encyclica eine weltgeschichtliche Bedeutung zu. In der That, sie ist das großartigste Denkmal, das sich Pius IX. selber gesetzt hat. Seht, da steht ein 72jähriger Greis, dessen nahen Tod man wohl zehnmal schon voraus gesagt hat, weil man ihn wünscht, da steht er verlassen von allen christlichen Fürsten, rings umgeben vom sardinischen Todfeinde, den nur der Imperator zu Paris im selbstsüchtigen Interesse aufhält, in Rom einzuziehen

und den Papst zu verjagen, — und dieser greise, waffenlose, angeblich todtschwache Mann hat den Muth, nicht nur aller Welt die Wahrheit zu sagen und gegen das Verderben sie zu warnen, sondern gerade die Grundsätze jenes Mannes zu verwerfen, der ihn jeden Augenblick in die Hände seiner Feinde ausliefern kann. Er fürchtet die ganze Welt, fürchtet selbst jenen Herrscher nicht, dessen Mienen alle Diplomaten mit beklommener Seele beobachten. Ist das nicht ein staunenswerther Heroismus und dieser Heroismus eine Wirkung und zugleich ein Beweis der Wahrheit und des Rechtes, wofür Pius einsteht?

Die Encyclica ist sein Testament an die ganze Welt, für welches die kommenden Generationen ihm Dank wissen werden, mag man seinetwegen in der gegenwärtigen Zeit ihn lästern und mit Schimpf und Hohn bedecken. Wer noch christlich gesinnt ist, der muß ihn darob bewundern, muß in ihm seine Kirche noch lieber gewinnen und treuer ihren Wahrheiten sich anschließen, die allein den rechten Weg zeigen durch die Nacht des Wahnes, des Zweifels und der Lüge. Wer noch Katholik sein will, der muß der Encyclica nicht bloß seinen Beifall, sondern auch seine Unterwerfung zollen. Der Vater der Christenheit redet; also müssen die Kinder hören und gehorchen; der Stellvertreter Christi, dem der heilige Geist vor Allem zur Seite steht, redet zur Kirche, also muß diese mit ihm übereinstimmen. Warum denn nicht? Der heilige Vater spricht nicht blindlings in den Tag hinein, wie der Troß der Zeitungsschreiber und Schreier, sondern nach reifer Prüfung und Ueberlegung und nach Berathung der weisesten und frommsten Männer. Ein solches Urtheil wird doch richtiger sein, als die Träumerei eines seichten und glaubensfeindlichen Kopfes. Er spricht überdieß für die Reinheit des Glaubens und für das Wohl der bürgerlichen Gesellschaft. Wir müßten uns selbst feind sein, wenn wir nicht auch die Grundsätze verdammen, die er verdammt hat.

Die Encyclica ist endlich der Probirstein, an dem man die gläubige Gesinnung des Einzelnen erkennen kann. Auf sie darf ich anwenden, was einst der greise Simeon vom Jesukinde sagte: „Dieß Kind ist gesetzt zum Falle und zur Auferstehung Vieler in Israel, damit die Gedanken vieler Herzen offenbar werden.“ Ja das ist auch hier der Fall. Dieß Rundschreiben ist zum Falle oder zur Auferstehung, und je nachdem wir zu ihm uns verhalten, werden wir einst sagen: Wohl mir oder wehe mir! Und durch dasselbe

werden die Herzen offenbar. Es zeigt sich, wer noch christlich und wer heidnisch denkt. Gebet Acht! jetzt könnet ihr euch zurecht finden und die Freunde und Feinde der Kirche kennen lernen. Hütet euch vor den Letzteren und meidet ihren Umgang und ihre Schriften. Fort mit dem schlechten Blatte, das selbst den edelsten Papst mit Koth bewirft. Wer von euch wollte ferner noch dasselbe durch Abonnement und Zuwendung von Inseraten in seinem papst- und kirchenfeindlichen Treiben unterstützen? Glaubt ihr, daß das ohne Sünde geschehen kann? In Ewigkeit nicht, das sage ich euch, die ihr noch glaubet: denen aber, die gegen die Encyclica reden und schreiben und die verurtheilten Sätze bisher vertheidigt haben, ist zu rathen, daß sie Verstand annehmen und vorerst nach besserer Kenntniß sich umsehen, daß sie dann sich vorbereiten für die Gnadenzeit des Ablasses und durch Buße und Reue wieder auf den Weg des Glaubens und des Heiles gelangen. Sonst möchte gar mancher das Maß der Sünden bis zum Rande füllen und seine Grundsätze auch vor dem ewigen Richter verurtheilt sehen. Dort aber wird es heißen: Wie du geglaubt hast, so geschehe dir! Möge dieß Wort uns Allen, weil wir recht geglaubt haben, den Himmel erschließen. Amen.

Sechste Predigt.

Die Sünden gegen die christliche Hoffnung.

„Was seid ihr so furchtsam, ihr Kleingläubigen."
Matth. 8, 26.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

Wohl schweigen die Winde, es glätten sich die Wogen und auf klarer Fluth bewegt sich Petri Schifflein fort über das galiläische Meer, nachdem das allmächtige Wort des Herrn dem dräuenden Unwetter Einhalt geboten hat; aber diese Ruhe wird nicht immer währen, sondern gar oft wieder gestört werden durch neue Winde und schäumenden Wogenschwall. In der That berichtet uns die Geschichte, wie die katholische Kirche — deren Sinnbild ist ja jenes Schifflein dort im Meeressturme — von Jahrhundert zu Jahrhundert durch die verschiedensten Stürme heimgesucht und oft fast an den Rand des Verderbens gebracht ward. Doch was forschen wir in den vergangenen Zeiten, da wir eben jetzt das Schifflein Petri in Mitte der tobenden Gewässer sehen, die durch die letzte Encyclica aufgeregt in wilder Brandung gegen dasselbe sich bäumen und zürnend es gerne begraben möchten im Abgrunde. Armes, rings umfluthetes Schifflein! wirst du bestehen? Schon fehlt es nicht an frohlockenden Feinden, die deinen Untergang dir weissagen, und selbst manche deiner Freunde werden bedenklich und fragen, ob denn der Steuermann nicht besser gethan hätte, ruhig und schweigsam zwischen den ohnehin hochgehenden Wogen der Zeit sich hindurch zu winden. Er hätte, sagen sie, eine ruhigere Zeit abwarten und sein Rundschreiben für Tage aufsparen sollen, in denen der heilige Stuhl eine mehr gesicherte Stellung behaupten wird. So aber hat der Papst, wie ein kühner Spieler, gleichsam Alles auf eine Karte gesetzt. Wer so denkt und spricht, der mag

auch jenen Vorwurf hinnehmen, den der Herr seinen erschrockenen Jüngern: „Was seid ihr so furchtsam, ihr Kleingläubigen?" Wisset ihr nicht, daß Christus allzeit bei seiner Kirche ist, und daß er ihren Drängern gebieten kann, wie er einst dem Sturme geboten hat? Wisset ihr nicht, daß die Kirche vom heiligen Geiste geleitet wird, von jenem Geiste der Weisheit, der besser als menschliche Klugheit die Zeiten und Augenblicke kennt, welche der ewige Vater in seiner Gewalt behalten hat; von jenem Geiste der Stärke, welcher die Mächtigen von ihrem Throne stürzt und die Demüthigen darauf erhöhet? Auch dieser Sturm wird verwehen und die Kirche ruhig ihre Wege gehen, indeß ihre Feinde und Verfolger verschollen und vergessen sind.

„Was seid ihr so furchtsam, ihr Kleingläubigen?" — so rufe ich heute aber auch allen Denen zu, die auch sonst in ihrem eigenen Leben nicht zu jenem Vertrauen, zu jener Hoffnung sich erschwingen können, die doch auf einem festen Glauben sich erbaut. Was seid ihr so furchtsam, da ihr doch Alles mit Zuversicht erwarten sollet, was euch Gott um der Verdienste Jesu Christi willen verheißen hat. Was seid ihr so furchtsam, da doch diese Hoffnung eine Pflicht des ersten Gebotes ist, das euch mahnt, Alles zu hoffen, was euch zum Heile ist? Thut ihr das nicht, dann begeht ihr eine Sünde. Wir haben also außer den Sünden gegen den Glauben auch **Sünden wider die Hoffnung**, und auch diese verstossen gegen das erste Gebot. Die **Sünden wider die Hoffnung** sind aber doppelter Art, indem man nicht bloß **zu wenig**, sondern auch **zu viel** hoffen kann, und von dieser doppelten Versündigung gegen die Tugend der Hoffnung will ich heute reden. Ich beginne im Vertrauen auf den allmächtigen Beistand desjenigen, der dem Sturme und dem Meere gebietet, indem ich rufe: Herr hilf uns!

I.

Unter allen Tugenden scheint mir keine weniger berücksichtigt zu werden, als diejenige, die doch dieß irdische Leben am meisten durchdringen und über die gewöhnliche Alltäglichkeit hinausheben soll — die christliche Hoffnung. Gegen sie sündigen Hunderte, ohne sich das mindeste Bedenken daraus zu machen und natürlich auch, ohne diese Sünden einzusehen, zu bereuen und zu beichten. Und doch mißfallen auch sie dem Allerhöchsten und sind durch den göttlichen Heiland mehr als andere mißbilligt und getadelt worden.

Das gilt vornehmlich von denjenigen, welche in einem Mangel an Hoffnung sowohl rücksichtlich der geistigen, als auch der nothwendigen leiblichen Güter bestehen. Wir sollen, wie das Christenthum uns lehrt, ein ewiges, unendlich seliges Leben nach diesem vergänglichen, vielfach mühseligen Leben und Alles, was dazu gehört, die nothwendige Gnade und die Verzeihung der Sünden hoffen, sowie wir auch die zeitlichen Güter, Ehre, Gesundheit, Vermögen von Gott erwarten dürfen, insoweit sie dienlich oder doch nicht hinderlich sind, die ewige Seligkeit zu erlangen. Der Mangel kann ein theilweiser oder ein gänzlicher sein. Im ersten Falle heißt die Sünde Mißtrauen, im zweiten aber Verzweiflung.

Der erstern Sünde, des Mißtrauens, macht man sich schuldig, wenn man sein Vertrauen nicht vorzüglich auf Gott, sondern auf sich selbst, auf seine Weisheit, Klugheit, seine Körperkräfte, seine Reichthümer, dann auf Menschen und andere Geschöpfe setzt gegen den ausdrücklichen Befehl Gottes, denn also spricht der Herr durch den Mund des Propheten: „der Weise rühme sich nicht seiner Weisheit und der Starke nicht seiner Stärke und der Reiche nicht seines Reichthums, sondern wer sich rühmen will, rühme sich, daß er mich kenne und wisse, daß ich der Herr bin, der Barmherzigkeit und Gerechtigkeit übt auf Erden" (Jerem. 9. 23). „Verflucht sei der Mensch, der sein Vertrauen auf Menschen setzt" (Jerem. 17, 5). „Habe Vertrauen auf den Herrn aus deinem ganzen Herzen," so mahnt darum der Weise, „verlaß dich nicht auf deine Klugheit!" (Sprichw. 3, 5). Ebenso machen sich des Mißtrauens schuldig jene kümmerlichen Seelen, die immer meinen, Gott gebe ihnen nicht soviel Gnade wie andern, habe an ihren Gebeten und Werken nicht so große Freude wie an denen Anderer und trage überhaupt nicht die Sorge für sie, welche er Anderen zuwendet; dann jene geprüften Herzen, die Jahr aus Jahr ein voll Sorge sind wegen der Zukunft und um Dinge sich abhärmen, von denen es ungewiß ist, ob sie noch eintreten, und trostlos werden, wenn irgend ein Unfall sie betroffen hat, wenn irgend eine Stütze zusammengebrochen ist, auf welche sie bisher sich verlassen haben. Solche gleichen auf's Haar jenem israelitischen Volke, das voll Mißtrauen gegen Gott murrte und sprach: „Wird wohl Gott vermögen, einen Tisch zu bereiten in der Wüste? (Ps. 77.) Wären wir doch gestorben durch die Hand des Herrn im Lande Aegypten, da wir bei den Fleischtöpfen saßen und Brod aßen nach Genügen; warum habt ihr uns

in die Wüste geführt, um die ganze Menge durch Hunger zu tödten?" (2. Mos. 16.)

Aehnlich sagen auch mißtrauische Christen: Ach, wären wir gestorben, statt unsere Wohlthäter und Angehörigen, denn was soll aus uns werden in Zukunft, wer wird für uns sorgen jetzt, nachdem unsere Wohlthäter, unsere Angehörigen vom Tode hingerafft worden sind; wo werden wir Unterkunft und den nöthigen Unterhalt finden? Ja, gibt es denn keinen Gott mehr, der um jene, die ihn suchen und bitten, noch mehr sorgt, als für das Gras auf der Wiese, das er wachsen läßt, und für die Lilien auf dem Felde, die er kleidet, und für die Sperlinge auf dem Dache, von denen keiner ohne sein Wissen zur Erde fällt? Lebt nicht jener Gott, der die Allmacht selber ist und die ewige Güte? Allerdings fordert dieser Gott, daß auch wir das Unsrige thun, daß wir uns umsehen und arbeitssam sind und mit weiser Sparsamkeit auch auf die Zukunft denken; aber haben wir das gethan, dann dürfen wir ruhig sein und das Uebrige von einer Vorsehung erwarten. Außerdem beleidigen wir ihn, weil wir seine Allmacht und Güte, zwei wesentliche Eigenschaften, die er schon so oft uns vor Augen gestellt hat, mehr oder minder in Abrede stellen. Wir bemessen die Kraft Gottes nach der unsrigen und weil wir uns unvermögend sehen, schreiben wir gleichsam auch Gott dieselbe Schwäche zu, oder wenn auch das nicht ist, dann bestreiten wir seine Güte, indem wir gleichsam annehmen, daß er unser nicht gedenken und uns nicht helfen wolle. In beiden Fällen beleidigen wir ihn, und wie schwer er diese Beleidigung nimmt, das zeigt das tadelnde Wort, das Jesus den zaghaften Jüngern zuruft, das zeigt uns besonders die Strafe, die dem Moses auferlegt ward wegen eines augenblicklichen und geringen Mißtrauens. Weil er im Hinblicke auf das widerspenstige Volk Israel, das die göttliche Güte so oft beleidigt hatte, sprach: Werden wir euch wohl Wasser aus diesem Felsen hervorbringen können? darum durfte er den Boden des gelobten Landes nicht betreten, sondern mußte außerhalb desselben sterben, ohne daß der glühendste Wunsch, den er seit dem Auszuge aus Aegypten gehegt hatte, in Erfüllung gegangen war. Wenn solches schon dem Moses widerfuhr, der dem Bunde des Gesetzes angehörte, was wird der Christ verdienen, der im Bunde der Gnade lebt? Daraus mögen alle zaghaften und mißtrauischen Herzen entnehmen, welche Unbild sie der göttlichen Allmacht, die in tausend Werken sich kundgegeben hat,

und noch mehr der göttlichen Güte zufügen, die so oft ihre weise Vorsehung uns versprochen und aufgefordert hat, alle Sorge auf den Herrn zu werfen. O, dieß kleinmüthige und ängstliche Wesen, diese fortwährende Besorgniß und Unruhe steht gar übel an dem Christen, der Gott nicht blos seinen Herrn, sondern auch seinen Vater nennt. Der wahre Christ hofft sogar wider die Hoffnung, ist gerade da am meisten voll Vertrauen, wo Alles verloren und jede Hilfe abgeschnitten scheint; denn da mag alsdann Gottes Macht und Güte sich erst recht in hellem Lichte zeigen. Darum ist auch die Hilfe am nächsten, wo die Noth am größten ist.

So tadelnswerth aber alles Mißtrauen gegen Gott ist, so berechtiget ist dagegen alles Mißtrauen auf uns selber. Wenn wir uns und unsere Schwäche kennen, dann werden wir allzeit mit Furcht und Zittern, wie der Apostel sagt, unser Heil wirken. Wir können keinen Tag, keinen Augenblick für uns sicher stehen. Nicht nur haben wir nie die untrügliche Gewißheit, ob wir der Liebe oder des Hasses würdig sind, sondern wir wissen auch nicht, ob wir im Guten ausharren werden bis zum Ende, mögen wir auch gut begonnen und noch bessere Vorsätze für die Zukunft gemacht haben. „Wer meint, er stehe, der sehe zu, daß er nicht falle!" (1. Cor. 10). Wer soll da nicht fürchten für sich selbst, wenn er hört, daß sogar die Cedern Libanons, daß selbst Leute, die schon große Fortschritte auf der Bahn des Heiles gemacht hatten, gefallen sind? Wenn wir also uns selber nicht viel zutrauen, wenn wir immer ob unserer Wankelmüthigkeit in Sorge sind, dann ist das ganz in der Ordnung. Wir bewahren uns vor stolzer Selbstüberhebung und schließen uns inniger an Gott an, dessen Gnadenbeistand uns unerläßlich ist; je geringer das Vertrauen auf uns selbst, desto größer wird das Vertrauen auf Gott, und mit demselben Apostel, der uns zur Furcht ermahnt, werden wir auch voll Zuversicht sagen: „Ich kann Alles in dem, der mich stärkt. . . . Die Kraft wird in der Schwachheit vollkommen. Wenn ich schwach bin, dann bin ich stark."

Die Zuversicht auf die Macht der Gnade wird uns dann auch bewahren vor einer anderen Sünde, die im gänzlichen Mangel an Hoffnung besteht, vor der Verzweiflung. Ihrer machen wir uns schuldig, wenn wir meinen, wegen unserer menschlichen Schwäche und Armseligkeit sei es uns unmöglich, ein so großes Gut, wie der Himmel ist, erlangen zu können, oder wenn wir glauben, unsere

Sünden seien zu groß, als daß sie uns Gott vergeben könne oder wolle, oder wenn wir denken, all' unser Beten und der Gebrauch aller Gnadenmittel könne uns nichts mehr helfen, da wir doch unrettbar verloren seien. So verzweifelte Kain, der sprach: „Meine Missethat ist größer, als daß ich Verzeihung verdiente;" so verzweifelte Judas, der Verräther, der darob, daß er unschuldiges Blut verkauft hatte, sich selber erhängte. Ach, welch eine beweinenswerthe Thorheit! Beide sehen die Größe ihrer Unthat ein, verabscheuen und verfluchen sie; warum gehen sie nicht noch um einen Schritt weiter und hoffen und suchen Verzeihung für dieselbe? Räth ihnen denn nicht die Klugheit, wenigstens einen Versuch zu machen, ehe sie zum Aeußersten greifen und aller Hoffnung entsagen? Und wahrlich dieser Versuch wäre nicht vergebens gewesen. So gut David, auf dessen Seele das Blut des Urias lastete, und Petrus, der seinen Meister verleugnet hatte, Gnade fand, ebensogut hätte auch der Brudermörder Kain und der Verräther Judas Verzeihung gefunden. Unter allen göttlichen Vollkommenheiten strahlt ja im glänzendsten Lichte die Barmherzigkeit. Sie ist uns bewiesen, wie keine andere Wahrheit; bewiesen durch hunderte von Versicherungen und Betheuerungen aus dem Munde Gottes selber; bewiesen durch das Kreuz auf Golgatha und das strömende Blut des Gottmenschen; bewiesen durch soviele bekehrte und heiliggewordene Sünder aller Art; bewiesen in Wort und That, in Beispiel und Gleichniß. Und keine Sünde ist zu viel, kein Laster zu boshaft, kein Verbrechen zu ungeheuerlich, daß nicht Vergebung erfolgen könnte. Nicht bloß Magdalena, sondern auch der Schächer am Kreuze hat Gnade gefunden. Die Verzweiflung, diese einfältigste und müßigste Sünde, sollte also auch die letzte und seltenste unter allen Sünden sein.

Gleichwohl aber tritt sie, zumal in der Neuzeit immer häufiger auf. Was ist es anders als Verzweiflung, wenn so Viele dem Heile und jedem religiösen Einflusse aus dem Wege gehen und sich sträuben, die heiligen Wahrheiten zu hören und einmal ernstlich zu beichten, wenn sie, anstatt zur Buße zu greifen, sich immer tiefer hineinringen in den Schlamm des Lasters und allen Gelüsten vollen Zügel geben? Sie denken: Für mich ist doch keine Hilfe und kein Heil mehr, ich kann doch nimmer anders werden. Darum geht es auf Eines hin, wenn ich den Becher der Sünde bis auf die Neige leere. Seht, sie haben die Hoffnung aufgegeben, sie

haben verzweifelt. Oder was ist es wohl anders als Verzweiflung, wenn so Mancher um seiner begangenen Sünden willen zum Ungläubigen und Gottesleugner wird. Er hat die Hoffnung auf den Himmel aufgegeben und, weil er die Hölle fürchtet, darum untergräbt er den Glauben an sie und an andere Wahrheiten in seinem Herzen und schreitet bis zur Leugnung der Unsterblichkeit seiner Seele und des Daseins Gottes. Der Unglaube soll ihm die Hoffnung ersetzen, die er verloren hat, und wenigstens einige Beruhigung verschaffen, da er nichts mehr zu hoffen wagt. Was ist es endlich anders als Verzweiflung, wenn so Viele sich selbst den Tod geben und auf die verschiedenste Weise zum Selbstmörder werden? Nachdem sie den Glauben gemordet, morden sie auch das Leben, weil sie nicht mehr rechnen auf jene Barmherzigkeit, die nicht den Tod des Sünders, sondern seine Bekehrung und Seligkeit will und sich mehr freut über einen bußfertigen Sünder, als über neunundneunzig Gerechte; sie haben kein Vertrauen mehr auf die Kraft des Kreuzes und auf den Werth jenes Blutes, von dem ein einziger Tropfen die Sünden der ganzen Welt, ja die Sünden Millionen anderer Welten aufwägen kann. O die blinden Thoren, die sich der ewigen Qual überantworten, da sie doch eine ewige Freude erwartet hätte! O die verruchten und verstockten Seelen, welche die mildreiche Hand Gottes zurückstoßen, die zur Versöhnung sich ihnen entgegengestreckt hatte. Sie wollen den Fluch, da der Segen ihnen zu Gebote steht!

Gebt ihr nun, wenn ihr die Zahl der Mißtrauischen und das Heer der Verzweifelnden betrachtet, zu, daß bei Vielen die Hoffnung fehlt, und daß man jenes Wort, das der Sohn Gottes einst vom Glauben sprach, ebensogut auf die Hoffnung anwenden und sagen kann: Wenn der Menschensohn kommt, wird er wohl Hoffnung finden auf Erden? Ach oft gar keine, oft nur wenig, und wo sie ist, da ist sie vielleicht wieder zu weitgehend und darum nicht wahre Hoffnung, sondern abermal eine Sünde gegen die Hoffnung.

II.

Den zwei Sünden, die zu wenig von Gott hoffen, dem Mißtrauen und der Verzweiflung, stehen zwei andere Sünden gegenüber, wodurch man zuviel hofft, das *falsche Vertrauen* und die *Vermessenheit*. Was nun zunächst das falsche Vertrauen anbelangt, so besteht dasselbe darin, daß man die ewige Seligkeit,

oder die göttliche Hilfe oder die Bestätigung einer Sache in einer Weise und auf einem Wege hofft, die gegen die Anordnung Gottes oder dem gewöhnlichen Gange der Vorsehung zuwider sind. Wer demnach das ewige Leben zu erlangen hofft, ohne den Gebrauch der Gnadenmittel, durch eine bloß natürliche Rechtschaffenheit, wie sie auch die Heiden kannten, oder wer dasselbe erwartet bloß als Geschenk der göttlichen Güte, ohne eigene Mitwirkung, durch den bloßen Glauben, ohne die Werke, kurz wer die ewige Seligkeit entweder durch eigene Kraft, oder bloß durch die Gnade erwartet, der sündigt durch falsches Vertrauen; denn zur Erlangung des ewigen Lebens gehören zwei Dinge, die Gnade Gottes einerseits und die freie Mitwirkung des Menschen anderseits.

Wer sich dem Wahne hingibt, daß er die Nachlassung seiner Sünden erlangen könne auch ohne den Empfang des Bußsakramentes, bloß durch Almosengeben und andere Werke der Barmherzigkeit, der sündiget durch falsches Vertrauen; denn so gut und werthvoll diese Werke sind, so hat Gott doch nur denen Verzeihung versprochen, welche wahre Buße wirken und das eigens zur Sündenvergebung eingesetzte Heilmittel empfangen.

Wer böse Gesellschaften besucht, schlechte Bücher liest, mit ungläubigen Menschen unnöthigen und häufigen Umgang pflegt, sittengefährliche Verhältnisse anknüpft und unterhält in der Erwartung, daß die Macht der Gnade ihn stützen und nicht zugeben werde, daß er am Glauben und in der Tugend Schaden leide, der sündigt durch falsches Vertrauen; denn nur denen hat Gott seinen Gnadenbeistand verheißen, welche die Gelegenheit, die Gefahr vermeiden, nicht aber den Muthwilligen, die ihr keck entgegen gehen. So sündigte einst Petrus, der obwohl vom Herrn gewarnt, doch auf sich selbst vertraute und sich im Vorhof des Annas unter die Feinde des göttlichen Meisters mischte. Dafür aber mußte er es auch erfahren, wie wahr der weise Sirach gesprochen: „Wer die Gefahr liebt, wird darin umkommen." — Wer sein Leben ohne Noth einer Gefahr aussetzt oder in allerlei Wagnisse sich stürzt oder die natürlichen, zur Erhaltung der Gesundheit und zur Beseitigung einer Krankheit nothwendigen Mittel und Vorsichtsmaßregeln außer Acht läßt, weil er hofft, Gott werde ihm helfen und nöthiger Weise sogar auf wunderbarem Wege ihm Erhaltung oder Wiedergenesung verschaffen, der sündigt durch falsches Vertrauen; denn auf Gottes unmittelbaren Schutz darf nur derjenige vertrauen,

der Pflicht halber sich in eine Lebensgefahr begeben muß und der alle natürlichen Mittel zur Erhaltung oder Wiederherstellung seiner Gesundheit angewendet hat. Zu dieser Sünde wollte Satan den göttlichen Heiland verleiten, als er auf der Zinne des Tempels von Jerusalem zu ihm sprach: „Bist du Gottes Sohn, so stürze dich hinab; denn es steht geschrieben: Er hat seinen Engeln deinetwegen befohlen, und sie sollen dich auf den Händen tragen, damit du nicht etwa deinen Fuß an einen Stein stoßest." Der Herr aber wies dieß Ansinnen mit den Worten zurück: „Es steht aber auch geschrieben: Du sollst Gott deinen Herrn nicht versuchen." Versuchen, ja das ist der rechte Ausdruck für solch eine eitle Hoffnung, die Gott gleichsam herausfordert und ihn gewissermaßen behandelt wie einen Diener, der immer hilfbereit dastehen, oder wie eine Kindswärterin, die immer auf das leichtsinnige Kind ihre Augen heften und allzeit ihm nahe sein muß, um es sogleich aufzufangen, wenn es gedankenlos einen Fall oder Sturz herbeigeführt hat. Eine Versuchung Gottes muß auch jenes falsche Vertrauen genannt werden, das man einst auf die sogenannten Ordalien oder Gottesgerichte gesetzt hat. War nämlich Jemand eines Verbrechens angeklagt oder verdächtig, dessen er nicht leicht überwiesen werden konnte, dann mußte er die Unschuldsprobe bestehen. Diese bestand darin, daß er einem Zweikampfe, einer Wasser- oder Feuersgefahr sich aussetzen, auf glühenden Kohlen oder glühenden Pflugschaaren gehen mußte. Blieb er unverletzt, dann galt dieß als Zeichen der Unschuld, im Gegentheile wurde er für schuldig gehalten. Was hieß dieß anders, als Gott versuchen und gleichsam mit Gewalt zu einem Wunder zwingen wollen? Darum hat auch die Kirche immer ihre Stimme dagegen erhoben und Alles gethan, um diese noch großentheils aus dem Heidenthume stammende Unsitte abzuschaffen.

Mit dem falschen Vertrauen verwandt und theilweise eine Steigerung desselben ist die Vermessenheit, die wieder auf zweifache Art sich äußert, durch freches Sündigen und durch Verharren in der Sünde. Im Gegensatze zum Verzweifelnden, der gar keine Barmherzigkeit mehr hofft, stützt sich der Vermessene gerade auf diese und sündigt, weil er denkt: Gott ist unendlich barmherzig; also wird und kann er mich unmöglich auf ewig verdammen, oder doch sagt: Gott ist unendlich barmherzig; also kommt es auf eine oder mehr Sünden nicht mehr an, Gott verzeiht tausend Sünden

ebenso gut wie Eine; also darf ich schon diese oder jene Sünde wiederholen. Beichten muß ich so wie so, da ist es dann gleich, ob ich sie einmal oder hundertmal begangen habe. Es benützt also hier der Mensch gerade die göttliche Güte und Erbarmung, um deßhalb Gott öfter zu betrüben und zu lästern! Welch ein Hohn, den ich nur mit dem Uebermuthe eines Menschen vergleichen kann, der seinen Nächsten einen Schlag um den andern in's Antlitz versetzt und dabei jedesmal sagt: Ich weiß, daß du überaus sanftmüthig bist und mir nicht zürnen kannst oder doch mir sogleich vergeben wirst, wenn ich dich einmal darum bitte.

Die andere Art der Vermessenheit ist nicht weniger frevelhaft und besteht darin, daß der Mensch seine Buße verschiebt bis in's Alter, vielleicht bis auf's Todesbett, weil er denkt, daß er auch in der letzten Stunde noch Zeit zur Buße finden werde, wie der Schächer am Kreuze. Allerdings ist diesem noch Nachlaß seiner Missethaten geworden; aber es ist nicht zu übersehen das Wort eines heiligen Kirchenvaters, der sagt: „Das Evangelium zeigt uns Einen, der noch in der Todesstunde Gnade fand, damit Keiner verzweifle; aber auch nur Einen, damit Keiner vermessen sündige." Schaut nur hinüber auf die andere Seite des gekreuzigten Erlösers! Dort findet ihr einen anderen Schächer, der in seinen Sünden und mit Lästerungen stirbt. Weißt du denn, daß nicht etwa dieser das Vorbild deines Todes sein wird? Wer sagt dir, daß du später Buße thun, am Ende deines Lebens dich bekehren wirst? Du mußt fürchten, daß dieß nicht geschieht, weil du nicht willst. Wenn du jetzt dich nicht bekehrst, da du so oft dazu gemahnt und von reichlicher Gnade unterstützt wirst, wie wird das geschehen, wenn diese Mahnungen verklungen sind, wenn die Gnade sich gemindert hat und das Maß derselben erschöpft ist? Und gesetzt, du willst dich bekehren, dann mußt du doch fürchten, daß du nicht mehr kannst. Plötzlich, da du am wenigsten daran denkst, ereilt dich der Tod, und du stirbst in deinen Sünden und bleibst im ewigen Tode. Darum ermahnt auch die Schrift: „Häufe nicht Sünde auf Sünde und sage nicht: die Barmherzigkeit des Herrn ist groß, er wird die Menge meiner Sünden vergeben; denn zwar nahet sich schnell seine Barmherzigkeit, aber auch sein Zorn und sein Zorn sieht auf die Sünder. Säume nicht, dich zum Herrn zu bekehren, und verschieb es nicht von einem Tag zum anderen, denn plötzlich kommt sein Zorn und wird zur Zeit der Rache dich verderben." (Sir. 5, 4—10.).

O wie viele, die jetzt in der Hölle sind, bestätigen ewig diesen Ausspruch! Die Stunde und der Ort des Todes ist nicht in deiner Hand. Du kannst vor der Zeit, kannst schnell sterben, und eine Bekehrung ist unmöglich. Stirbst du aber auch nach vorausgehender Krankheit und reich an Jahren, so ist sie doch unwahrscheinlich; denn die Vermessenheit führt entweder zur Verstockung oder zur Verzweiflung. Der Mensch weiset die Buße hartnäckig zurück, weil sein Willen in der Sünde sich verknöchert, und die Gnade nicht mehr die Kraft hat, die dicke Eisrinde um das Herz aufzuthauen und zu zerschlagen, oder weil er im Rückblicke auf die Laster seines Lebens, zumal seiner Jugend von Schrecken gleichsam gelähmt und aller Hoffnung beraubt wird. Darum hüten wir uns vor aller Vermessenheit und haben wir dieser Sünde uns schuldig gemacht, dann bereuen, beichten und meiden wir sie. Mit ihr sucht der böse Feind, uns in seine Schlingen zu locken, und mit der Verzweiflung schnürt er uns fest in dieselben. Solange wir jung sind reizt er uns zum Laster, indem er die Barmherzigkeit Gottes uns vorhält und sagt: Ei sündige nur; denn du kannst wieder beichten und später Buße thun. Im Alter ändert er diese Sprache, und indem er Gottes Gerechtigkeit uns vormalt und die Sünde in ihrer Schwere uns zeigt, ruft er uns ohne Aufhören in's Ohr: Wie, du wagst noch den Himmel zu hoffen, — nach so vielen, so schweren Sünden gegenüber einem Gotte, der auch die innersten Gedanken richtet und Rechenschaft verlangt für das unnütze Wort? Nein, für dich ist keine Gnade mehr zu hoffen. Und wenn auch, dann hast du nicht mehr die Kraft, die Stricke zu zerreißen, womit du an deine Sünde dich festgebunden hast. Also verzweifle auf ewig. Seht, das ist der Kunstgriff, den Satan gebaucht, womit er schon Millionen gefangen hat. Betrogen ist, wer ihm glaubt, denn entweder hofft er zu viel oder zu wenig.

Wir aber, geliebte Zuhörer, kennen den Lügner von Anbeginn und seine unheilvollen Absichten; weit entfernt, ihm auch nur in irgend einem Punkte Glauben zu schenken, wenden wir uns voll Vertrauen an Denjenigen, dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden, der dazu die Güte und Barmherzigkeit selbst ist, dessen Liebe keine Grenzen hat. Mag unsere Schwachheit und Armseligkeit auch noch so groß sein, wir wollen und dürfen nicht verzagen, da wir Alles vermögen in dem, der uns

stärkt. Thun wir, was in unseren Kräften steht, so wird uns niemals die göttliche Hife mangeln. Die Gnade Gottes wird uns mit dem Wollen auch das Vollbringen verleihen, wir werden erfahren, was der heilige Sänger uns Allen zur Ermuthigung ausruft: „Auf Dich, o Herr, habe ich gehofft, ich werde in Ewigkeit nicht zu Schanden werden." Amen.

Siebente Predigt.

Die Sünden gegen die Liebe.

„Wer nicht liebt, der bleibt im Tode."
1. Joh. 3, 14.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

Nichts kann uns, wenn wir die eben vernommene Parabel überdenken, natürlicher erscheinen, als die Frage: „Willst du, daß wir hingehen und das Unkraut aufsammeln?" — ja dieselbe macht sogar den Knechten, welche sie stellen, alle Ehre, indem sie dadurch ihre dienstfertige Bereitwilligkeit und ihr Interesse für ihren Herrn an den Tag legen. Was soll auch das Unkraut länger unter dem Weizen, den es doch nur verdrängen, dem es zum Wenigsten einen Theil seiner Nahrungssäfte entziehen wird? Wird es nicht das Beste sein, es auszurotten, solange es noch klein ist und ehe es den Weizen durch sein schnelles Wachsthum und seine rasche Ausbreitung überflügelt hat? Dessenungeachtet erhalten sie die Antwort: Nein! Und warum? „Damit ihr nicht etwa," sagt der Hausvater, „wenn ihr das Unkraut aufsammelt, mit demselben auch zugleich den Weizen ausreißet." Aber, du guter Hausvater, erlaube mir eine Frage! Können denn die Knechte nicht achtgeben und mit der Ausjätung des Unkrautes vorsichtig zu Werke gehen, und laßt sich das nicht erwarten von Dienern, die so dienstbeflissen und so aufmerksam auf das Eigenthum ihres Herrn sind? Ohne Zweifel; denn diese Diener sind ja Engel, die keinen anderen Wunsch kennen, als den Willen Gottes in pünktlichster Weise zu vollziehen. Weßhalb wehrt ihnen dann der göttliche Hausvater, das Unkraut, das heißt die Sünder hinweg zu nehmen aus dem Weizen, das ist, aus der Mitte der Gerechten? Müssen wir nicht

mit allem Rechte noch einen anderen Grund vermuthen neben dem, den er zur Schonung des Unkrautes angegeben hat? In der That sagt uns der Glaube, daß Gott die Sünder schont, daß er sie duldet um ihrer selbst willen in der Erwartung, daß aus dem Unkraute noch Weizen wird, den er in die himmlische Scheuer sammeln kann. O bewundern wir doch diese langmüthige Barmherzigkeit, die auf unsere Besserung wartet und ihre Gnade uns anbietet bis zum letzten Augenblicke, und kehren wir zurück zu ihm, der mit aller Liebe, mit ausgebreiteten Armen uns erwartet, um in seinem Herzen uns einzuschließen! Wie? Ist er nicht der Liebe werth wegen dieser zarten Langmüthigkeit, aus welcher er gleichsam vor Engeln ein Geheimniß macht, weil er sie wohl den Menschen, nicht aber jenen himmlischen Geistern zugewendet hat, die um Einer Sünde willen auf ewig verstoßen wurden? Wir aber haben gar oft uns von ihm abgewendet, haben den Glauben, die Hoffnung und die Liebe ihm aufgekündet und trotzdem hat er uns geschont, hat er seine Gnade uns geschenkt. Seine Langmuth soll nicht vergebens sein! Haben wir bisher die Sünden zu meiden gesucht, die gegen den Glauben und gegen die Hoffnung sind, so wollen wir nun auch die **Sünden** gegen die **Liebe** zu entfernen trachten. Damit aber dieß geschieht, wollen wir sie heute kennen lernen und damit das Verzeichniß jener Uebertretungen schließen, die gegen das erste Gebot sind.

Wir beginnen unter dem Beistande des heiligen Geistes, im Vertrauen auf die Fürbitte der allerreinsten Jungfrau und vor Allem im süßen Namen Jesu.

Gegen die Liebe Gottes sind alle Sünden ohne Ausnahme; denn wer sündigt, der thut, was Gott mißfällt, und verletzt damit die Gott schuldige Liebe. Darum sagt auch der heilige Johannes: „Wer aus Gott geboren ist, der thut nicht Sünde." Ja, wer Gott von ganzem Herzen, aus ganzer Seele, aus ganzem Gemüthe und aus allen Kräften liebt, der hütet sich vor jeder auch noch so läßlichen Sünde, weil sie immer die Liebe mehr oder minder schwächt und beeinträchtiget. Die Todsünde aber ist ihr so zuwider, daß sie dieselbe sogar ganz aus der Seele verdrängt. Wer schwer gesündiget, der hat aufgehört, Gott zu lieben, weil er im Aufruhre sich ihm gegenüber gestellt und irgend ein irdisches Gut ihm vorgezogen hat. Das ist ganz natürlich. So gut du denjenigen für

deinen Feind hältst, der freiwillig und bedachtsam in einer wichtigen Sache dir widerspricht, einen argen Schimpf dir zugefügt und offen dich beleidiget, vielleicht sogar zu Gunsten und auf Seite deiner Feinde dir Hohn spricht: ebenso muß Gott denjenigen für seinen Feind ansehen, der seinem Willen in einer bedeutenden Sache entgegengehandelt und gerade das gethan oder unterlassen hat, was von ihm nachdrucksvoll geboten oder verboten war. Die Beobachtung der Gebote ist ja die Probe und der deutlichste Beweis unserer Liebe; also die Uebertretung derselben auch das Zeichen unseres Hasses. Wenn sich das so verhält, dann urtheilet, wie oft gegen die Liebe gesündigt wird. Wer kann sie zählen die schweren Sünden, die alle Tage vom Morgen bis zum Abend begangen werden? Unter ihnen treten aber einige ganz besonders der Liebe entgegen, weil sie gerade wider das innerste Wesen derselben streiten, und diese sind es, die wir heute eigentlich betrachten wollen.

Das Wesen der Liebe besteht in der Hinneigung unserer Herzen zu dem geliebten Gegenstande, in einem tiefinnerlichen Zuge, wodurch wir uns wieder zu demselben hingetrieben fühlen. Das gilt natürlich zu allererst von Gott. Wer ihn liebt, der wird und muß sich auch zu ihm hingezogen fühlen und in Folge davon gerne an ihn denken, oft von ihm reden und freudig von ihm hören. Das ist aber nicht der Fall, wenn der Mensch sich gleichgiltig verhält gegen Gott und darum ist diese Gleichgiltigkeit gegen Gott die erste besondere Sünde gegen die Liebe. Gleichgiltig gegen Gott sein? ist es möglich? Man erzählt von den Japanesen, daß, wenn man von den großen Geheimnissen der Religion mit ihnen redete und ihnen vorstellte, was Gott für uns Menschen gethan und wie er um unseres Heiles willen den eigenen, eingebornen Sohn Mensch werden und sterben ließ, sie in süßem Entzücken ausriefen: „O, wie groß ist er, wie gut und liebenswürdig, dieser Gott der Christen!“ Wenn sie dann hörten, daß es ein eigenes Gesetz gebe, das befiehlt, diesen Gott zu lieben, dann staunten sie und sprachen: „Wie, bedarf es denn da für einen vernünftigen Menschen eines Befehles, Gott zu lieben, ihn, der uns so sehr geliebt hat? Ist es denn nicht das größte Glück, ihn zu lieben, und das größte Unglück, ihn nicht zu lieben? Liegen denn die Christen nicht immer am Fuße der Altäre ihres Gottes, durchdrungen von seiner Liebe, entflammt von seiner Güte?“ — Ihr guten Japanesen, die ihr nichts wußtet von jener Gleichgiltigkeit gegen Gott, von der großen Schaar jener

Menschen, die für Alles mehr Interesse haben, als für ihren Gott; wir sind in dieser Beziehung schon besser unterrichtet; denn wir kennen Leute, die sogar wochenlang keinen Gedanken haben, weder für ihren Schöpfer noch für ihren Erlöser, die alle Augenblicke von den göttlichen Wohlthaten zehren und doch nie ein Gefühl des Dankes für ihn aufkommen lassen, die weder des Morgens noch des Abends, weder vor noch nach Tisch beten, die ruhig die schwersten Sünden geschehen lassen, ohne sie zu hindern oder ohne auch nur einen Funken von Wehmuth zu empfinden über die entsetzliche Mißachtung Gottes, die nichts mehr anekelt als eine fromme Lesung und kirchliche Andacht, und denen die Zeit nie länger wird als bei geistlichen Gesprächen und über dem Anhören des göttlichen Wortes, die es ungeeignet finden und als einen Hauptverstoß gegen den guten Ton erklären, in Gesellschaften von Gott und von der Religion zu reden, es sei denn bloß, um sie zu verhöhnen und spöttisch zu machen. Außerdem heißt es gleich: Solche Reden gehören in die Kirche, nicht aber in die Gesellschaft. Glaubt ihr nun, daß solche Leute Liebe zu Gott haben? Kein vernünftiger Mensch kann dieß im Ernste behaupten. Sie sind gleichgiltig und ihr Herz ist, wenn auch nicht kalt, so doch auch nicht warm, es ist lau. Dieser Zustand aber ist eine schwere Sünde gegen die Liebe; das sagt Gott selbst durch jenes schreckliche Wort: „Weil du lau bist, so will ich anfangen, dich auszuspeien aus meinem Munde.“ Ach mö diese Drohung nur nicht für uns selber gesprochen sein! Prüfen wir uns einmal ernstlich, ob wir nicht an uns selber die angegebenen Kennzeichen der Lauheit und Gleichgiltigkeit finden. Und wenn wir uns sagen müssen, daß wir an Gott und göttlichen Dingen Unlust empfinden, daß wir dafür wenigstens kein Interesse haben, daß wir die pflichtschuldigen Gebete ganz oder doch oft unterlassen oder wenigstens nur geistlos und mechanisch verrichten, dann mögen wir trachten, die erschloschene Flamme der Liebe wieder anzuschüren und den Eifer wieder zu beleben. Sonst reiht sich an die Sünde der Gleichgiltigkeit gegen Gott ganz gewiß eine andere Sünde, die Gleichgiltigkeit für unsere Seele und auch diese ist gegen die Liebe.

Wer für Gott glüht und für seine Sache, der kümmert sich auch um die eigene Seele, der sorgt, daß sie diesen geliebten Gott nicht verliere, sondern mit ihm vereiniget werde. Ich unterlasse es, die Pflicht erst zu beweisen, die wir haben, für unser Seelen-

heil in aller Weise Sorge zu tragen. Wer glaubt, daß er eine Seele hat, die sich von der des Thieres unterscheidet, wer sich seiner Vernunft bewußt ist und weiß, daß diese verständige Seele unsterblich ist, der gibt auch gerne zu, daß die Sorge für die Seele eine heilige und viel höhere Pflicht sei, als die für den Leib. Dieß bekennen wir denn auch Alle ohne Widerrede; aber sind wir dieser Pflicht auch nachgekommen Alle ohne Ausnahme? An Mitteln, an Gelegenheiten, unserer Seele wohl zu thun, fehlt es uns wahrlich nicht. Da sind zahllose Gnaden, die uns Gott in der mannigfaltigsten Weise anbietet, innere Einsprechungen, wodurch er uns erleuchtet, ermuntert, warnt und bestärkt, und äußere Mahnungen, wodurch er uns zum Guten antreiben und vom Bösen abhalten will, Belehrungen, die er durch Vorgesetzte, durch gute Bücher, in und außer der Kirche uns zukommen läßt. Da ist jenes geheimnißvolle und hochheilige Opfer, durch das er das ganze Erlösungsverdienst uns zur Verfügung stellt und den Quell des gottmenschlichen Blutes uns eröffnet, damit wir daraus schöpfen nach Belieben, nach dem Maße unseres Glaubens und unserer Liebe, um unsere Seele von Sünden zu reinigen, in der Tugend zu befestigen und mit Verdiensten für den Himmel zu schmücken. Da sind die heiligen Sakramente, die das übernatürliche Seelenleben erhöhen und Gottes Freundschaft in noch größerem Maße uns gewinnen lassen, da ist besonders jenes anbetungswürdige Geheimniß des heiligsten Fleisches und Blutes, wodurch wir Eins werden mit Christus, unserm Erlöser selber, wodurch der Same der Unsterblichkeit in uns festgehalten und das Unterpfand der ewigen Seligkeit uns gegeben wird. Da sind so viel heilige Tage und Zeiten, die unsere Seele immer tiefer einführen in die heiligen Wahrheiten, ihre Hoffnung bestärken und ihr neuen Aufschwung und frische Spannkraft geben nach den Mühen des alltäglichen Lebens. Da sind so viele Anlässe zu guten Werken aller Art, die, wenn auch an sich klein und bedeutungslos, doch durch ihre Anzahl und die gute Absicht, in der sie geschehen, gar kostbar gemacht und ein Grund reicher Verdienste werden können; da sind endlich so viele Ablässe, die mit leichter Mühe gewonnen, wodurch unsere letzten Sündenschulden abbezahlt, selbst die zeitlichen Strafen getilgt werden können. O wie herrlich muß unsere Seele gedeihen, wie heilig muß sie werden, in welchem Schmucke muß sie erglänzen, wenn wir all' diese Mittel gebrauchen, all' diese Gnaden ihr zuwenden!

Thun wir dieß aber auch? Beantwortet euch selber diese Frage, ein Jeder nach dem Ausspruche seines Gewissens. Soll ich aber ein Urtheil im Allgemeinen abgeben, dann muß ich sagen: Keine Sorge ist seltener, als die Sorge für die Seele. Ständen für das leibliche Wohlsein, für die zeitliche Wohlfahrt so viele Mittel zu Gebote, dann würde man mit großem Eifer, mit vielem Zeitaufwande sie benützen; bestände jede Gnade in einem Geldstücke, dann würde sie sehnsüchtig erwartet und eilfertig angenommen; empfinge man bei jeder heiligen Messe eine Hundert-Mark-Banknote, dann wären alle Kirchen überfüllt; würden am heiligen Tische Steuernachlaß-Zettel ausgetheilt, dann würde die Kommunionbank auch an Werktagen nicht leer, und würden statt der Abläße Arzneien für allerlei Krankheiten ausgetheilt, dann würde man darum raufen. Ist es nun nicht Sünde, für den Leib soviel, für die Seele aber keine oder nur ganz geringe Sorge zu tragen? Ist es nicht eine Beleidigung, die göttlichen, die bestgemeinten, die erhabensten Gaben und Gnaden zurückzuweisen und sich zu geberden, als ob man ihrer nicht bedürftig wäre oder als ob sie gar keinen Werth besäßen? Und das Alles geschieht, weil man der Welt und ihren vergänglichen Gütern zugethan ist. Diese Weltliebe ist der Grund für die Gleichgiltigkeit gegen Gott und gegen die eigene Seele; diese Weltliebe, die sich mit der Gottesliebe nimmer vereinigen läßt; denn: „Wenn Jemand die Welt lieb hat, so ist nicht die Liebe des Vaters in ihm.“ (1 Joh. 2, 15.) Wer nun Gott nicht liebt, der ist auch nicht zufrieden mit seinen Einrichtungen und Anordnungen und das Murren, der Widerwillen dagegen ist die dritte Sünde wider die Liebe.

Wann kann es dem Menschen erlaubt sein, sich zu sträuben gegen die Pläne einer allweisen Vorsehung? Wann hat er das Recht, Gott anzuklagen, weil er in diese oder jene Verhältnisse ihn gebracht und dieses oder jenes Leiden ihm auferlegt hat? Wann steht es ihm zu, zu klagen und zu murren, weil gewisse Unfälle ihn betroffen, weil gewisse Pläne nicht nach seinem Sinn ausgegangen, weil zeitliche Güter, theuere Angehörige ihm entrissen worden sind? Wann darf er zum Richter sich aufwerfen und den Allerhöchsten meistern wegen seiner Weltordnung und wegen der Veränderungen und Vorgänge im Reiche der Natur? Und doch geschieht das Alles. Wie Viele habt ihr wohl schon klagen gehört über ihren

Stand und über ihre Armuth, die sie Gott zur Last legten und deretwegen sie ihn vielleicht geradezu ungerecht genannt haben? Wieviele murren über den Tod eines geliebten Kindes, eines werthen Gatten und sind fast geneigt, deßhalb Gott grausam zu heißen? Wie Viele zeigen sich erbittert, weil ihre Unternehmungen nicht den gehofften Erfolg haben und ihre Mühen eitel gewesen sind? Wie Viele tadeln Gott alle Tage, weil die Witterung nicht nach ihrem Sinne ist, weil es regnet, wo sie Sonnenschein, und trocken bleibt, wo sie Regen gewünscht haben? Thörichtes und liebloses Volk zugleich! Thöricht; denn es sieht nicht ein, daß die Weisheit Gottes weiter schaut, als die menschliche. Was uns ein Glück scheint, das wäre gerade unser Verderben, und was wir einen Unfall nennen, das ist gerade ein Beweis der Güte. Würde der Herr sich immer nach unseren Wünschen richten, dann würde er mithelfen, uns zeitlich und ewig zu Grunde zu richten. So aber tritt er hie und da unseren Plänen in den Weg und schlägt uns da und dort eine Wunde, hält uns in der Niedrigkeit, weil er uns liebt und vor Hochmuth und Ausschreitung bewahren, dem Himmel erhalten und näher führen will. Ist es da nicht auch lieblos, wenn wir gegen seine väterlichen Anordnungen uns auflehnen und wider ihn murren? Wo ist denn da jene vertrauensvolle Hingabe, die der Liebe eigen ist? Muß sie nicht gerade durch Prüfungen ihre Aechtheit erproben? Wie leicht aber können wir den göttlichen Prüfungen und allen Fügungen der göttlichen Vorsehung uns hingeben, da wir gewiß wissen, daß der Herr nur unser wahres Wohl im Auge hat und uns dadurch nicht bloß auf die rechten Wege führen und auf denselben erhalten, sondern dafür uns auch reichlicher belohnen will? Wer Gott liebt, der ist auch voll Ergebung in seinen Willen und preiset ihn ob all' seiner Thaten und Anordnungen!

Wir haben jetzt drei Sünden kennen gelernt, die dem innersten Wesen der Liebe entgegengesetzt sind; ich muß euch noch eine vierte nennen, an deren Wirklichkeit ihr vielleicht zweifeln möget, die aber doch existirt, es ist der Haß gegen Gott. Ich muß noch einmal an jene guten Japanesen erinnern, von denen ich vorhin schon gesprochen habe. Diese wollten es nicht glauben, als man ihnen sagte, daß es Christen gäbe, die ihren Gott nicht nur nicht lieben, sondern sogar beleidigen. „Auf welchem fluchwürdigen Boden," riefen sie, „wohnen diese gefühl- und vernunftlosen Menschen?" So möget auch ihr fragen: Wo sind jene Ungeheuer, die Gott sogar

hassen? Und darauf antwortete ich: Sie sind nicht in den Urwäldern Amerikas, nicht in den Sandsteppen von Afrika, nicht am Eismeere, nicht unter den wilden Horden Oceaniens, sondern mitten unter euch zu treffen. Und wohlgemerkt, ich meine nicht eben jenen Haß Gottes, der in jeder schweren Sünde liegt, sondern einen unmittelbaren Haß, der sich erbittert und erzürnt zeigt über Gott und über Alles, was mit ihm zusammenhängt. Wollt ihr diese bewußten und absichtlichen Feinde Gottes kennen lernen, dann schaut jene frechen Spötter an, die sich ereifern über Alles, was zur Ehre Gottes geschieht, und voll Ingrimm Alle begeifern, die sie beten und die heiligen Sakramente empfangen und überhaupt als eifrige Christen ihre Pflichten erfüllen sehen. Ist das nicht Haß gegen Gott selber? Dann denket nur an jene verbissenen Feinde der Religion, deren größte Freude es ist, wenn sie irgend einen Scandal aufspüren und ihre eigene Kirche mit Unrath bewerfen und vor aller Welt lächerlich machen können. Ist das nicht die Handlungsweise eines Feindes? Dann erinnert euch nur an jene ruchlosen Menschen, die dem Christenthume nicht nur den Rücken gekehrt, sondern auch den Untergang zugedacht haben, die sich verbündet und zusammengeschworen haben, um jedes christliche Zeichen abzulegen und durch die Zurückweisung religiösen Trostes und kirchlichen Beistandes selbst auf dem Todesbette und auch noch nach dem Tode gegen den christlichen Namen zu protestiren! Ist das nicht offener Haß gegen Gott selber, den Urheber und Begründer des Christenthums? Dann betrachtet nur jenes Heer von Gottesleugnern, welche Gott einen Wahn nennen, eine leere Idee, die nur erfunden sei, um Schrecken einzujagen, die den Menschen selber zum Gotte machen und nichts Höheres kennen, als ein Leben voll Ausschweifung und niedriger Sinnenlust. Heißt das nicht Gott hassen und wie einen Todfeind bekriegen, dessen Existenz man untergraben und vernichten will?

Vom abtrünnigen Kaiser Julian angefangen, der sich als persönlichen Feind Gottes erklärte und sterbend noch schrie: „Du hast gesiegt Nazarener!" bis auf jenen gottlosen Voltaire, dessen Parole das Wort war: „Rottet sie aus, die niederträchtige Kirche!" hat es erklärte Feinde Gottes genug gegeben und zahlreicher als je sehen wir sie gerade jetzt mit allen Waffen gegen Gott streiten. Sie wollen nicht von ihm stammen; deßhalb wählen sie lieber einen Affen zu ihrem Urgroßvater. Sie wollen ihm keinen Gehorsam

schulden; deßhalb erklären sie die Gebote, ja die ganze Religion als eine menschliche Erfindung. Sie wollen nicht von ihm abhängen, am allerwenigsten von ihm gerichtet werden; deßhalb leugnen sie nicht bloß die eigene Unsterblichkeit, sondern auch das Dasein Gottes. Und läge es in ihrer Macht, so würden sie den Namen Gott und jede Erinnerung an Jesu ganz auslöschen in allen Herzen. Kein Wesen erregt in ihnen soviel Haß, weil sie keines so sehr zu fürchten haben. Der Grund ihres Hasses ist die Verworfenheit ihres Herzens. Ich brauche euch nicht erst zu sagen, daß eine solche Gesinnung eine überaus schwere Sünde ist. Man darf sie geradezu die höchste aller Sünden nennen. Das Wesen der Sünde besteht eigentlich in der Abwendung von Gott. Nun aber wendet sich derjenige, der Gott förmlich haßt, ausdrücklich und geradezu von ihm ab. Bei anderen Sünden z. B. beim Diebstahl wird etwas geliebt, nämlich das irdische Gut, womit die Abwendung von Gott verbunden ist. Deßhalb findet der Sünder einige Entschuldigung in dem Reize, welchen dasselbe für ihn hat, und in seiner natürlichen Schwäche, die durch die böse Begierlichkeit noch erhöht wird. Der Mensch möchte gar häufig sich theilen zwischen Gott und der Sünde, möchte seinen Willen thun und doch die Liebe Gottes nicht verlieren. Beim Hasse aber wendet er sich geradezu und trotzig von Gott ab und deßhalb ersteigt er den Gipfel der Sünde. Er wüthet gegen sich selber, da er den natürlichen Zug des Herzens zu Gott in das Gegentheil verkehrt, er fängt an, dem Teufel zu gleichen, der auch nur vom Hasse gegen Gott entbrannt ist. Mit der Sünde des Hasses übertritt er dann nicht bloß ein einzelnes, sondern alle Gebote mitsammen, denn wie die Liebe die Erfüllung des Gesetzes, so ist der Haß die Uebertretung desselben. Welch eine Fülle von Sünden, die in dieser einzigen sich vereiniget haben! Um von den übrigen Geboten nichts zu sagen, denkt nur an die Sündenmenge, die dieser Haß durch die Uebertretung des ersten Gebotes aufhäuft!

Wir haben die Sünden gegen das erste Gebot jetzt kennen gelernt. Es sind Sünden gegen die innere Gottesverehrung und zwar gegen den Glauben: Unglaube, Abgötterei, Irrglaube, Indifferentismus, Verleugnung des Glaubens, Aberglaube, freiwillige Glaubenszweifel, Reden und Schriften gegen den Glauben. Dann Sünden gegen die Hoffnung: Mißtrauen und Verzweiflung, falsches Vertrauen und Vermessenheit; und Sünden gegen die Liebe: Gleich-

giltigkeit gegen Gott und darum Unterlassung des Morgen-, Abend- und Tischgebetes, Gleichgiltigkeit gegen das Seelenheil und darum Zurückweisung und Vernachlässigung der Gnadenmittel, des göttlichen Wortes, der heiligen Sakramente und des Gebetes, Unzufriedenheit mit den göttlichen Anordnungen und Murren wider dieselben, Klagen über Leiden, Prüfungen und Witterung. Dazu kommen noch die Sünden gegen die äußere Gottesverehrung, Vernachlässigung des öffentlichen Gottesdienstes, leichtsinniges und ärgerliches Betragen bei demselben. Ueber das Alles müssen wir uns erforschen, wenn wir die Sünden gegen das erste Gebot vollständig erkennen und beichten wollen. Wer das erste Gebot nur nach seinem Wortlaute nimmt, der ist freilich schnell fertig. Du sollst an Einen Gott glauben, das, sagt er, thue ich; also habe ich gegen dieß Gebot nicht gesündigt. Das ist aber nur Leichtsinn und geradezu unverantwortlich. Nein, wir müssen tiefer gehen und da werden wir dann Sünden entdecken, die sonst gewöhnlich übersehen und verschwiegen werden. Und haben wir sie entdeckt, dann sind wir der Wurzel aller Sünden auf die Spur gekommen. Das Unkraut der Sünde kann von Grund aus ausgerottet und auf seine Stelle die dreifache göttliche Tugend gepflanzt werden, die der dreieinige Gott uns Allen erhalten und mehren wolle. Amen.

Zweites Gebot.

Erste Predigt.

Die Sünde des Fluchens.

„Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes nicht eitel nennen.“ 2. Mos. 20, 7.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

Um die Parabel, welche wir eben vernommen haben und den Grund des Murrens jener, die zuerst in den Weinberg getreten waren, besser zu verstehen, müssen wir vor Allem wissen, daß die Tageseintheilung und somit auch die Stundenzählung bei den Juden eine andere war, als bei uns. Während bei uns der Tag zu vierundzwanzig Stunden gerechnet wird, indem wir Tag und Nacht zusammen rechnen und von Mitternacht bis Mitternacht zählen, schieden die Juden die Stunden des Tages von den Stunden der Nacht und rechneten den Tag von sechs Uhr morgens bis sechs Uhr abends. Die Arbeiter also, welche der Hausvater am frühesten Morgen dingt, erscheinen darum nach unserer Zeiteintheilung um sechs Uhr früh in seinem Weinberge. Die zweite Abtheilung, die er um die dritte Stunde ruft, kommen um neun Uhr vormittags. Ihnen folgen neue Arbeiter um zwölf Uhr mittags und um drei Uhr nachmittags, und die letzten, die er um die elfte Stunde schickt, beginnen ihr Geschäft um fünf Uhr abends. Sie arbeiten also wirklich bloß eine Stunde und noch dazu zu einer Zeit, da die Sonne ihr glühendes Tagewerk fast schon vollbracht hat, während die Murrenden vom Morgen bis zum Abend, also zwölf Stunden lang sich geplagt und den Strahlen der Mittagssonne sich ausgesetzt, also des Tages Hitze und Last getragen haben. Und doch erhalten auch sie nur einen Zehner, wie die anderen. Sollen sie da nicht ein Recht haben, zu murren? Allerdings läßt sich nichts einwenden gegen das Wort des Hausvaters: Bist du nicht um einen Zehner

mit mir übereingekommen? Allerdings steht es ihm frei, mit dem Seinigen zu schalten, wie er will, und weil er gut ist, auch den Letzten soviel zu geben, wie den ersten; aber ist es nicht eben diese Güte, auf welche die Unzufriedenen sich stützen, und von der sie einen höheren Lohn glaubten erwarten zu dürfen, wenn schon die Arbeit einer Stunde mit einem Zehner bezahlt wird. Warum wird diese Güte den Einen zu Theil, den Anderen aber verweigert? Liegt darin nicht doch einige Parteilichkeit?

Mit Recht würden wir diese Frage stellen, wenn der Hausvater ein gewöhnlicher Mensch und der Zehner ein bloßes Zehnkreuzerstück wäre. So aber ist der Hausvater jener allwissende und gerechte Gott, der alle Umstände in's Auge faßt und alle Werke richtet auf rechter Waage, nicht bloß nach dem äußern Scheine, sondern nach dem innern Werthe, und da kann allerdings die Arbeit einer Stunde ebensoviel Geltung haben, wie die eines Tages. Was konnten die Letzten dafür, daß sie erst eine Stunde vor Sonnenuntergang berufen wurden? „Es hat uns," sagen sie, „Niemand gedungen." Gerne würden sie dem Rufe gefolgt sein, wenn er nur an sie ergangen wäre. Dem Willen nach waren auch sie thätig vom Morgen bis zum Abend und vielleicht mit mehr Eifer als andere; aber die Gelegenheit, die Berufung für den Dienst des Herrn hat ihnen gefehlt. Darum erhalten sie den ganzen Tageslohn, — den Zehner, der in einer ewigen Freude und Seligkeit besteht. Dieser ewige Feierabend voll Wonne und Herrlichkeit ist aber eine überreiche Entschädigung für die Mühen und Kämpfe eines ganzen Erdenlebens, eines vollen Arbeitstages. O, wird er uns einst zu Theil, dann darf es uns wahrlich nicht gereuen, von Jugend an bis in's Alter dem Herrn gedient zu haben. Darum folgen wir seinem Worte, unterwerfen wir uns seinen Geboten! Wir kommen, hoffe ich, jetzt dem ersten Gebote eifrig nach; ist dieses aber wirklich der Fall, alsdann wird es uns auch nicht schwer werden, das zweite zu erfüllen, das gewissermaßen nur ein Nachtrag zum ersten ist. „Du sollst den Namen Gottes nicht eitel nennen!" ruft es uns zu und verlangt die Heiligung des göttlichen Namens, den wir dankbar preisen, andächtig anrufen, standhaft bekennen, ehrfurchtvoll aussprechen sollen. O möchte das allzeit geschehen, und möchte es Wahrheit gewesen sein, was wir schon oft gebetet haben: „Geheiliget werde dein Name." Aber ach, wie oft findet das Gegentheil statt, und wird Gottes heiliger Name

entehrt durch Sünden aller Art. Und da steht voran die Sünde des **Fluchens**, von der heute die Rede sein soll. Wir beginnen in dem heiligsten aller Namen, im süßen Namen Jesu und im Vertrauen auf die Fürbitte der allzeit makellosen Jungfrau Maria.

Fluchen oder Schelten heißt sich selbst oder anderen, lebenden und leblosen Wesen allerlei Uebel, sowohl zeitliches als ewiges Unheil anwünschen und dabei Gottes Namen oder Ausdrücke, die von der Religion hergenommen sind, mißbrauchen, um seinen Unwillen und Unmuth dadurch an den Tag zu legen. Das Fluchen schließt also zwei Stücke in sich: die Verunehrung des göttlichen Namens oder anderer religiöser Worte und das Anwünschen von Unheil oder Uebeln. Das Eine wie das Andere ist Sünde. Nie ist es uns erlaubt, den Namen Gott, Jesus, Maria, Joseph, Himmel, Herrgott, Sakrament, Kreuz 2c. aus Leichtsinn und Gewohnheit, im Scherze oder Zorne auszusprechen, weil sonst Worte mißbraucht werden, welche der Christ nur mit Ehrfurcht, voll Rührung und Dankbarkeit nennen soll; aber das allein heißt noch nicht fluchen, sondern diese Sünde wird „unehrerbietiges Aussprechen heiliger Worte" genannt. Kommt aber dazu, wie es sehr häufig geschieht, noch ein böser Wunsch, dann nennt man das Fluchen. Dasselbe ist eigentlich eine doppelte Sünde, denn es wird gegen zwei Gebote zugleich gefehlt, gegen das zweite durch die Entweihung heiliger Namen und gegen das fünfte durch das Anwünschen von allerlei Uebeln. Ihr werdet von mir wahrlich nicht verlangen, daß ich euch die verschiedenen Weisen, Ausdrücke und Wendungen, womit man fluchen kann, näher auseinandersetze; denn ich müßte da Worte vorbringen und Verwünschungen euch nennen, welche meine Zunge sich auszusprechen sträubt, womit ich diesen heiligen Ort entweihen würde, bei deren Andenken es Einem fast schon eiskalt überlaufen möchte. Es ist das aber auch nicht nothwendig; denn ihr habet leider alle Tage Gelegenheit genug, die verschiedensten und grauenvollsten Flüche zu hören. Kann man doch kaum einen Schritt aus dem Hause machen, kaum durch eine Gasse gehen, ohne nicht auf allen Seiten ein Heer von Scheltworten und Flüche, in welchen Menschen und Thiere, ja die ganze Welt verwünscht wird, zu vernehmen und selbst Buben, die noch das ABC kaum gelernt haben, fluchen zu hören, daß es durch Mark und Bein geht. Würden Alle sich Arme und Beine brechen, denen dieß

gewünscht wird, dann gäbe es lauter Krüppel, dann würde die Hälfte der Menschen krüppelhaft und verstümmelt umhergehen. Würden Alle sterben, die ersticken, vom Wetter erschlagen werden, sich zu Tode fallen oder essen sollten, wenn es nach dem Wunsche der Fluchenden ginge, dann würden bald so viele Leichen daliegen, daß man sie nimmer beerdigen könnte. Wenn Alle vom Satan geholt werden sollen, die ihm von den Fluchern zugedacht sind, dann dürfte die ganze höllische Legion immer auf den Füßen sein und Menschen und Thiere und die verschiedensten Gegenstände hinabschleppen in den ewigen Abgrund. Wenn durch jeden Fluch nur ein wenig Gift mit der Luft vermischt würde, dann wäre längst die ganze Atmospähre durch und durch vergiftet, und Niemand könnte auch nur Einen Athemzug reiner Luft mehr schöpfen. So häufig, so allgemein ist das Fluchen. Ja aber liegt vielleicht nur wenig daran, ist es eine unbedeutende geringfügige Sünde? Keineswegs, vielmehr muß es als überaus verwerflich bezeichnet werden. Es ist jedesmal sündhaft und in der Regel sogar eine Todsünde. Der heilige Paulus zählt in seinem ersten Corintherbriefe mehrere Sünden auf, von denen er sagt, daß sie vom Himmelreiche ausschließen, und darunter ist auch das Fluchen: „Täuschet euch nicht," schreibt er, „weder Unzüchtige, noch Götzendiener, noch Ehebrecher, noch Diebe, noch Geizige, noch Säufer, noch **Flucher**, noch Räuber werden das Reich Gottes besitzen." Er stellt also das Fluchen auf gleiche Linie mit dem Götzendienste, mit dem Ehebruche und mit dem Raube. Das kann uns nicht wundern, wir werden ihm vielmehr vollständig beistimmen, wenn wir nur die Sache ein wenig überdenken wollen. Wir werden dann finden, daß es lieblos, thöricht, verderblich, ärgernißvoll, gefährlich, vermessen, gottlos, ja teuflisch ist zu fluchen.

Fluchen ist lieblos. Was widerstrebt denn der Liebe mehr als das Anwünschen von Uebeln? Du mogst dich oder Andere verwünschen, immer fehlst du gegen die Liebe, entweder gegen die Nächsten- oder gegen die Selbstliebe, und zwar in sehr erheblicher Weise, da du dir oder Andern gar große Uebel, z. B. den Tod, vielleicht sogar die Hölle wünschest. Aber eben darum ist das Fluchen auch thöricht.

Oder wäre es dir denn Recht, wenn deine Verwünschungen augenblicklich in Erfüllung gingen, wenn dein Haus einstürzen,

all' deine Habe zu Grunde gehen würde, wenn du selbst jähen Todes sterben und vom bösen Feinde geholt werden würdest, oder wenn deine Nebenmenschen, deine Umgebung von den Unfällen getroffen würden, die du über sie ausgesprochen hast, wenn sie blind oder stumm würden; wenn das Donnerwetter sie erschlüge, die Pest sie hinwegraffte? Welch ein Jammer, wenn dies Alles geschähe! Und doch wünschest du das, wenn man deinen Worten glauben darf. Wie soll ich dich da nennen, du Thor? Bist du denn nicht zum Rasenden geworden, den man im Irrenhause einsperren sollte?

Fluchen ist verderblich. Deine Verwünschungen sind lauter spitze Pfeile, die, wenn auch nach Andern abgeschleudert, doch immer auf dich selbst zurückkehren. Nicht nur beschwerst du deine Seele mit Sünden, vergrößerst deine einstige Verantwortung und verminderst die Gnade, sondern beschwörst über dich auch allen Unsegen herauf. Die heilige Schrift sagt ja: „Er liebte den Fluch, so komme er über ihn; am Segen hatte er kein Wohlgefallen, so sei er fern von ihm!" (Ps. 108.) Unseliger Mensch! schließe dich ab von der Gesellschaft, sperre dich ein an einem einsamen Orte; denn an deinen Fersen hängt der Fluch, und wohin du gehst, dahin wird er dir folgen. Du kannst nicht nur selber kein Glück mehr haben bei deinen Unternehmungen, sondern du wirst es auch Andern rauben, wenn sie mit dir Gemeinschaft haben. Darum sondert euch ab vom Flucher, treibt ihn aus euerem Hause ihr Alle, die ihr auf Gottes Segen hoffet und seinen Schutz und Beistand wünschet. Es muß euch ja grauen an der Seite eines solchen Menschen, ihr müsset für euere Habe, für euer Leben, für euere und der Eueren Seelen fürchten; denn Fluchen ist verderblich und ärgernißgebend zugleich.

Man fand einst ein Kind, das sich verirrt hatte und das Niemand kannte. Auf alle Fragen, die man ihm stellte, hatte es stets die gleiche Antwort: Teufel! Wie heißest du? Teufel! Wo bist du her? Teufel! Wer sind deine Eltern? Teufel! Seht ihr da, wie ansteckend das Fluchen ist! Wie kam dieß Kind wohl zu diesem schrecklichen Namen? Ach, fraget nicht! Es hatte ihn von seinen fluchenden Eltern und wohl öfter als andere Namen gehört. Hatte es sonst nichts gelernt, so hatte es doch diesen Fluchunterricht seiner Eltern sich wohl zu Nutzen gemacht. Diese Erzählung sagt euch auch, woher unsere Kinder ihre gräulichen Fluchformen haben,

die sie meisterhaft anwenden. Ach, von den Erwachsenen, von den eigenen Eltern. Fluchworte sind es, die, wie es scheint, am ehesten erlernt und geläufig werden. Dieß sehen wir am heiligen Aloysius, der, ein drei- oder vierjähriger Knabe, all' die Verwünschungen nachsagte, die er von den Soldaten gehört hatte. Er hat lebenslang beweint und gebüßt, was er in der Unwissenheit gesündigt hatte. Thun das alle Kinder, die zum Fluchen angeleitet werden? Anstatt diesem Heiligen in der Buße nachzufolgen, setzen sie sich erst recht fest in der Gewohnheit des Fluchens. Wenn sie nun von Kindheit auf bis zum Tode Tag für Tag und zwar mehr als einmal fluchen, wenn sie durch ihr schlechtes Beispiel wieder hundert Andere dazu verleiten, wie viel Sünden hast du, o Flucher, zu verantworten, weil du durch deine Fluchworte Aergerniß gegeben hast?

Fluchen ist gefährlich; denn es wird leicht und schnell zur Gewohnheit; du fluchst zuletzt, ohne es zu wollen und ohne daran zu denken. Wie groß ist da die Gefahr, eben wegen dieser Gewohnheit ungiltige Beichten abzulegen und andere Sakramente unwürdig zu empfangen und zuletzt unglücklich zu sterben. Ich habe einen Mann kennen gelernt, der heute die Sterbsakramente empfing und morgen wieder fluchte, wie vorher, und wenige Tage darauf gestorben ist. Wie viele gingen schon mit einem Fluche als letztes Wort aus dem Leben!

Fluchen ist vermessen, weil der Flucher in die Rechte Gottes eingreift, der allein die Loose der Menschen bereitet und ihre Geschicke lenkt. Indem du nun über dich oder andere eine Verwünschung aussprichst, willst du gleichsam der göttlichen Vorsehung gebieten und an ihrer Statt das Loos des Menschen bestimmen. Du erkühnst dich, den Absichten und Plänen Gottes zu widersprechen. Ja, noch mehr, du machst dich zum Richter und Gott gleichsam zum Schergen. Verzeiht diesen Ausdruck; den ich dem heiligen Augustinus nachspreche. „Es ist gewiß,“ sagt der heilige Augustin, „daß ein menschlicher Richter den Uebelthäter nicht selbst tödtet. Der Richter sagt und befiehlt nur, er soll getödtet werden. Der Henker ist es, der die Hände an ihn legen und ihn würgen muß. Ebenso, o Mensch, machst du, wenn du sagst: Mein Feind soll getödtet, vom Blitze erschlagen oder vom Teufel geholt werden! dich zum Richter und willst haben, daß Gott der Scherge und Henker sei. Welch' eine Unbill für den großen

Gott! Welch eine Vermessenheit von dem elenden Menschen!" Und doch meinst du, dein Fluchen habe nicht viel zu bedeuten?

Dasselbe ist geradezu gottlos. Du sagst dich los von Gott, ob du dich oder Andere verwünschest. Du überlieferst dich selbst an den Satan oder willst, daß Andere ihm verfallen; jedenfalls trittst du mit Füßen das überaus kostbare Blut Jesu Christi und willst, daß es verloren sei. Jedenfalls bist du ein Feind Gottes und stellst dich zur Partei des höllischen Geistes, dem du die Seelen deiner Mitmenschen wünschest, dessen Reich du vermehren möchtest.

Darum ist das Fluchen geradezu teuflisch. Es ist die Sprache der Hölle. Die Verdammten haben keine Ruhe Tag und Nacht, sie heulen vor Wuth, knirschen mit den Zähnen vor Zorn, verfluchen die Stunde ihrer Geburt, ihre Eltern, ihre Umgebung und sogar Gott, ihren Schöpfer, der ihnen das Dasein gegeben. Und in diesen schrecklichen Chor stimmst du ein schon hier auf Erden, ehe du noch angelangt bist im Schwefelpfuhle, der seinen Schlund offen hat, um dich auf ewig dem Fluche zu übergeben. Durch dein Fluchen gibst du jetzt schon zu erkennen, welches auf ewig dein Loos sein wird. Du wirst den Verdammten zugesellt werden; denn „Flucher werden das Reich Gottes nicht besitzen."

Was ich aber bisher gesagt habe, das gilt doppelt vom Elternfluche, welcher der gräßlichste aller Flüche ist. O Elternfluch! du fast unglaubliches Wort! denn wer möchte es für möglich halten, daß Eltern ihren eigenen Kindern fluchen und ihnen nicht bloß irdisches Unheil, sondern sogar ewiges Verderben wünschen? O Elternfluch! du unnatürliches Wort! bei dessen Namen alle edleren Gefühle sich empören. Eltern fluchen ihren Kindern, denen sie das Leben gegeben, die ihr eigen Fleisch und Blut sind, verfluchen sich selbst in ihren Kindern. O Elternfluch, du schreckliches Wort, das besser gar nicht existirte; denn dieser Fluch trifft, er trifft nicht bloß die Fluchenden, sondern auch die Verfluchten. Wie der Segen des Vaters nach den Worten der heiligen Schrift die Häuser aufbaut, so reißt der Fluch der Mutter sie wieder nieder. Ich weiß eine Tochter, der ihre Eltern, weil sie schwer sich vergangen hatte, fluchten, und seht, sie hat von dieser Stunde an kein Glück und keinen Segen, keinen frohen Tag mehr gehabt. Der Elternfluch lastet auf ihr, obschon die Eltern, die noch leben, ihn oft bereut und widerrufen haben mögen. Der heilige Augustin erzählt von einer Mutter, die im Unwillen am Taufstein ihre zehn

Kinder verfluchte und ihnen eine auffallende Züchtigung wünschte. Und der Fluch ging in Erfüllung, sämmtliche Kinder wurden von den heftigsten Zuckungen an allen Gliedern befallen und ruhelos zogen sie von einem Lande zum anderen. Acht aus ihnen starben bald, die Mutter erhängte sich, und nur zwei wurden zu Hippo durch Berührung der Gebeine des heiligen Stephanus wieder geheilt. — Ein erzürnter Vater sagte zu seinem Sohne: Geh, du Verfluchter, geh mir aus dem Hause, ich will dich nicht mehr sehen, bis du eine Leiche bist. Wirklich ward er nach einigen Stunden getödtet und als Leiche dem Vater in's Haus gebracht. Derartige Beispiele könnten in Menge angeführt werden. Und doch wagst du es, o Vater, deinen Sohn in die Hölle zu fluchen und du, o Mutter, kannst deiner Tochter sogar die ewige Verdammniß wünschen! — O Elternfluch, du gottloses Wort, das alle Mühen des Erlösers, alle Gebete und Segnungen der Kirche zu vereiteln sucht. Der göttliche Heiland hat für die Kinder, die ihr verwünschet, sich aufgeopfert und den Tod am Kreuze erduldet, damit sie Erben des Himmels und Genossen der Heiligen werden; die Kirche hat über diese Kinder, ehe sie getauft wurden, gebetet, sie gesegnet und wiederholt den bösen Feind beschworen, alle Ansprüche auf dieselben aufzugeben. Und ihr Eltern, ihr fluchet ihnen, ihr stellt euch Christus und seiner Kirche entgegen, ihr weihet sie der Hölle, da sie euch doch gegeben sind, damit ihr für den Himmel sie erziehet? Wer gibt euch solch ein schauerliches Recht, woher nehmt ihr solch ein gottloses Wort, das euch zu offenen Widersachern Gottes macht? O wäre euch nie ein Kind anvertraut worden, da ihr nicht einmal für das Wohl eines Thieres zu sorgen fähig seid! — O Elternfluch, du unsinniges Wort! das Böses wünscht, wo man mit dem Guten eher zum Ziele käme. Ihr verfluchet euere Kinder wegen ihres Ungehorsames, wegen ihrer Ausschweifung. Was habt ihr nun gewonnen? Sind sie jetzt folgsamer und eingezogener geworden? Im Gegentheile hat der Erzböse jetzt noch größere Macht über sie und seine Sorge wird es sein, daß sie in Bosheit und Lasterhaftigkeit verknöchern. Wäre es nicht besser und vernünftiger gewesen statt des Fluches für sie zu beten und zu sagen: O Gott, erleuchte diese Kinder, gib ihnen deine Gnade, damit sie sich bessern, hilf mir, sie auf die rechten Wege zu leiten; zeige mir die Mittel, wodurch ich sie dem Himmel erhalten oder aus ihren Sünden erretten kann? Damit würde beiden Theilen, Eltern und Kindern

geholfen, durch den Fluch aber bereiten sie sich gegenseitig neues Unheil und vielleicht nie endenden Jammer.

Wenn wir nun das Alles beherzigen, dann muß uns das Fluchen, zumal das der Eltern und Vorgesetzten, als eine überaus große und verwerfliche Sünde erscheinen, die durch alle Ausreden nicht beseitiget werden kann. Hören wir einmal, womit die Flucher sich entschuldigen wollen? Es ist, sagen sie, mit unseren Verwünschungen so ernst nicht gemeint; wir wollen keineswegs, daß sie in Erfüllung gehen, sondern sie sollen nur als Drohungen gelten, um Anderen Furcht einzuflößen. Diese Einwendung kommt mir gerade so vor, als wenn Jemand auf einen Anderen ein geladenes Gewehr abfeuert, und wenn dieser getroffen hinsinkt, sagt: Ei so ernst habe ich es nicht gemeint. Ich wollte ihn nicht tödten, sondern erschrecken. Wenn du Jemanden nicht tödten willst, dann darfst du nach ihm auch nicht schießen, und wenn du Niemanden verfluchen willst, dann darfst du auch keinen Fluch über ihn aussprechen. Gibst du denn dadurch, abgesehen von allem Anderem, nicht ein böses Beispiel, das ja auch Sünde ist? Du mußt einst Rechenschaft geben von jedem unnützen, um wievielmehr von jedem Fluchworte? Glaubst du wirklich, durch dasselbe Anderen Furcht zu machen? Du irrst; denn gerade dadurch untergräbst du dein Ansehen. Sind deine Untergebenen gut, dann verachten sie dich wegen deiner Flüche; sind sie gleichgiltig, dann treiben sie mit deinen Verwünschungen nur Spott, und sind sie schlecht, dann geben sie dir dieselben mit Worten oder im Herzen wieder zurück. Einer flucht dann dem Anderen Also diese Ausrede hat keinen Werth.

Wir können, so lautet eine weitere Einwendung, nicht anders; denn das Fluchen wird an uns gebracht. Das Haushalten, die unfolgsamen Kinder und Dienstboten zwingen uns, zu fluchen. Wären Andere an unserer Stelle, sie würden's auch so machen. Ich möchte wissen, wer da des Fluchens sich enthalten könnte. Diesen Einwurf brachte einst ein hochgestellter Offizier vor, der da sagte, es sei nicht möglich, Soldaten in Zucht und Ordnung zu halten, ohne zu fluchen. Aber doch, erwiderte ihm sein Seelsorger, kenne ich einen Offizier, der nicht geflucht hat, und dem seine Leute nichts desto weniger auf das Wort gehorchten. O den Mann, entgegnete der Offizier, nennen Sie mir; ich muß von ihm lernen. Der Mann, antwortete der Pfarrer, war der Hauptmann von Capharnaum. Er befehligte seine Abtheilung mit kurzen und sanften

Worten. Komm, gehe, thu das, und es geschah, wie er selbst sagt. Ich denke nun, was im römischen Heere, bei heidnischen Soldaten möglich war, sollte auch unter christlichen Soldaten ebenso möglich sein. Und, setze ich bei, in jedem christlichen Stande. In der That finde ich überall Leute, die nicht fluchen und doch ihrem Amte genügen. Es ist also nicht wahr, daß man in diesem oder jenem Stande gleichsam fluchen müsse. Ich gebe zwar zu, daß mancher Stand mehr Verdrießlichkeit mit sich bringt, daß die Untergebenen allerlei Aerger verursachen; aber muß man deßhalb fluchen? O so wenig, als du über jeden Stein stolpern oder wohl gar fallen mußt, der auf der Straße liegt. Sieh, du gibst da Acht, gehst um ihn herum, steigst über denselben weg; mache es ebenso in deinem Geschäfte, bei deinen Untergebenen!

Ja, sagst du, wenn nur der Zorn nicht wäre. Aber ich bin einmal so hitziger Natur und ehe ich mich versehe, habe ich einen Fluch ausgestoßen. Aber heißt du das nicht eine Sünde mit der anderen entschuldigen? Ist denn nicht auch der Zorn eine Sünde und wird dieser nicht gerade deßhalb unter die Hauptsünden gerechnet, weil er das Fluchen und viele andere Sünden erzeugt? Darum ist es deine heilige Pflicht, dein heftiges Temperament zu mäßigen und den Zorn mit allen Mitteln zu bekämpfen. Thust du das nicht, dann mußt du einstehen für alle seine Folgen und somit auch für alle Verwünschungen, zu denen er dich verleitet hat.

Ach, sagst du, ich fluche aus Unachtsamkeit; denn das Fluchen ist mir so zur Gewohnheit geworden, daß es wider Willen geschieht. Wie? du entschuldigst deine Sünde damit, daß sie nicht mehr einzeln, sondern als Gewohnheit, als Leidenschaft geschieht, gleichsam in großer Anzahl dasteht? Das ist ja eine neue Anklage, der gleich, die ein Dieb über sich selber macht, wenn er auf einem Diebstahl ertappt, etwa sagt: Ah, was soll dieser Diebstahl? Deren habe ich schon hundert vollbracht. Wie dieser Dieb dadurch sich noch strafbarer macht, so auch du. Aber wendest du ein, es reut mich ja gleich jedesmal, so oft ich geflucht habe. Allerdings kannst du durch die Reue, wenn sie ernstlich ist, bei Gott Verzeihung erlangen, aber hebst du die Folgen des Fluches auf? So kann man auch einen Menschen aus Muthwillen und Leichtsinn tödten und dann Reue über diese That empfinden. Deßhalb wird er nicht mehr lebendig. Du wirfst einen Stein und fühlst dann Reue darüber, aber bewirkt diese, daß er zurückkehrt und Niemanden verletzt?

Und was für eine Reue wird das sein, die eine oft begangene Sünde doch nicht einstellt? Unmöglich ist sie ernstlich, so lange nicht Besserung folgt, so lange sie nicht nach Mitteln greift, um die Gewohnheit des Fluchens zu beseitigen. Du darfst schon ernstlich Hand anlegen, wenn du ihrer Meister werden willst.

Beherzige all' diese Punkte, die du heute gehört hast, bestimme dir selbst irgend eine Buße für jedes Fluchwort, das aus deinem Munde kommt, küsse den Boden, brich dir ein Weniges im Essen ab oder gib ein Almosen, mach täglich neue Vorsätze am Morgen und erforsche dich über ihre Beobachtung, insbesondere ruf Gott um seine Gnade an und lobe öfters unter Tags seinen heiligen Namen, sage: Gelobt sei Jesus Christus! und hochgelobt und gebenedeit sei das allerheiligste Sakrament des Altares, von nun an bis in Ewigkeit; sprich mit besonderem Nachdrucke die Bitte des Vaterunsers: Geheiligt werde dein Name! und gewöhne dich Gutes zu wünschen, Andere zu segnen. Jeder Christ hat ja segnende Kraft. Darum segne und du wirst gesegnet werden. Amen.

Zweite Predigt.

Die Sünde der Gotteslästerung.

„Das Thier that seinen Mund auf zu Lästerungen gegen Gott, zu lästern seinen Namen und seine Hütte und Bewohner des Himmels."

Apoc. 13, 6.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

Wenn mich Jemand fragen würde, welches das wichtigste und entscheidende Wort im heutigen Evangelienabschnitte sei, dann würde ich ohne Bedenken antworten: Gerade das allerletzte; dasjenige, womit die Parabel schließt, das Wort „Geduld." So nothwendig es ist, das Wort Gottes anzuhören und noch mehr, es in einem guten, ja besten Herzen aufzunehmen und zu behalten: noch nothwendiger ist die Geduld, um es Frucht bringen zu lassen. Darum redet der göttliche Heiland vom Frucht bringen in der Geduld. Wo diese fehlt, da mag der göttliche Same zwar keimen, da mag er sich sogar zum Halme gestalten und schon die Aehre anzusetzen scheinen, dieselbe wird doch nimmermehr zur Reife gelangen. Ohne Geduld gibt es keine Ausdauer. Der Mensch macht wohl Vorsätze, geht auch an die Ausführung dessen, was Gottes Wort ihm eingeschärft hat; aber gar bald wird er müde und überläßt sich wieder der Trägheit. Was soll das ihm helfen? Bloße Vorsätze sind noch keine Werke, und ein guter Anfang hat noch weit bis zu einem guten Ende. Dieß kann nur die Geduld herbeiführen. Ohne sie gebricht es auch am nothwendigen Muthe. Wie das in die Erde gelegte Samenkörnchen gar manche Prüfungen bestehen muß, bis die gereifte Aehre abgeschnitten und eingeheimst werden kann; wie es den Frost des Winters, die Regenschauer des Frühlings, die Sonnengluth des Sommers, der Winde Gewalt und die Hagelkörner

der Ungewitter ertragen muß, so muß auch das Wort Gottes in uns die verschiedensten Stürme bestehen, bis es endlich die Tugend zur Reife bringt. Da sind allerlei Versuchungen und besondere Zustände, innere und äußere Kämpfe, Leiden und Widerwärtigkeiten, denen man Trotz bieten muß, will man einst als himmlische Frucht geerntet werden. Dazu gehört aber ein unerschütterlicher Muth, den nur die Geduld geben kann. Wem sie mangelt, der wird gar bald zaghaft und kleinmüthig und verzweifelt an sich und an Allem. Geduld also krönt erst das Werk und hilft zum Siege und zum Lohne. Darum schreibt auch der heilige Paulus: „Geduld ist euch nöthig, damit ihr durch Vollziehung des Willens Gottes die Verheißung erlanget" (Hebr. 10.). O hätten wir Geduld, dann würden wir alle Beschwerden nicht fürchten und glücklich überwinden, soviele auch sich uns bei Erfüllung der göttlichen Gebote in den Weg stellen, dann würde es uns insbesondere leicht werden, dem zweiten Gebote nachzukommen. Oder ist es nicht gerade die Ungeduld, der Zorn, wodurch jenes entsetzliche Fluchen hervorgerufen wird, von dem wir vor acht Tagen mit Abscheu gehört haben? Doch das ist nicht die einzige Sünde, sondern zu ihr fügt sich gar nicht selten eine zweite, nämlich die **Gotteslästerung**, die in der Regel gleichfalls durch die Ungeduld erzeugt wird. Diese zweite Sünde gegen das zweite Gebot bildet nun den Inhalt unserer heutigen Betrachtung. Möge der göttliche Sämann uns helfen, daß sein Same in gute Erde falle und die kostbare Frucht der Geduld zur Reife bringe! Dieß erflehe uns die gnadenvolle und fleckenlose Jungfrau und Mutter Maria!

Gotteslästerung, oder wie das griechische Wort heißt, Blasphemie, ist eine Gesinnung, Rede oder That, welche eine geflissentliche Entehrung, Verachtung und Beschimpfung Gottes, Christi, der Heiligen und alles dessen, was sich auf die Verehrung Gottes und seiner Heiligen bezieht, ausdrückt. Diese Sünde besteht also in einer innern oder äußeren Beschimpfung Gottes, den man verachtet, dem man Böses wünscht, den man verflucht, dem man Eigenschaften abspricht, die er hat, und Fehler andichtet, die er gar nicht hat. Aber auch die Beschimpfung der Heiligen und heiliger Dinge ist Gotteslästerung; denn gleich wie wir in den Heiligen nur Gott ehren, der sie durch seine Gnade so ausgezeichnet und geheiligt hat, so wird er auch gelästert, wenn wir jene verachten und beschimpfen.

Diese Sünde der Gotteslästerung wird sodann begangen in Gedanken, Worten und Werken. In Gedanken, wenn man freiwillig verächtlich von Gott oder von den Heiligen denkt, bei sich wünscht: Wenn es nur keinen Gott gäbe, oder wenn er nur nicht gerecht, nicht allwissend wäre oder, wenn man im Herzen ihm allerlei Fehler zumuthet, vielleicht gar recht häßlich von ihm denkt. Wer solche Gedanken absichtlich hervorruft oder freiwillig unterhält, der macht sich schon einer Gotteslästerung schuldig. Sind aber diese Gedanken unfreiwillig, mißfallen sie und sind sie uns zur Last, dann haben wir noch keine Sünde begangen. Damit mögen besonders Jene sich beruhigen, denen oft die häßlichsten und abscheulichsten Gedanken gegen Gott, die Heiligen und die heiligen Sakramente und zwar am ersten da kommen, wenn sie in die Kirche gehen oder beten, und die dadurch in eine qualvolle Seelenstimmung sich versetzt fühlen, weil sie dieser Gedanken sich kaum erwehren können, so viel Schauder sie ihnen auch einflößen. Es ist das eine Versuchung des bösen Feindes, der damit nicht selten gerade gottliebende Seelen belästiget, ohne ihnen aber schaden zu können. Weit entfernt, der geprüften Seele Nachtheil zu bereiten, dient dieselbe zu größerer Befestigung in der Liebe Gottes und ist eine Vorbereitung für größere Gnaden. Diese gotteslästerlichen Gedanken werden, wie sie unvermuthet gekommen sind, eines Tages auch unvermuthet wieder verschwunden sein, wenn man es nur am Gebete, am Muthe und an der Ausdauer nicht fehlen läßt. Dagegen ist es immer Sünde, verächtlich von Gott zu reden. Wer sagt: Es ist keine Gerechtigkeit mehr im Himmel; wenn Gott diese oder jene Sünde nicht bestraft, dann glaube ich nicht, daß er gerecht ist; Gott ist ein Tyrann, er sorgt nicht für die Menschen, er hat seine Lust daran, sie zu quälen; was habe ich gethan, daß er mich so hart behandelt? Gott weiß nichts von den Menschen, seine Urtheile sind grausam, seine Anordnungen willkürlich und ungerecht, er hat die Güter dieser Welt nicht recht ausgetheilt, der Eine hat Alles, der Andere hat Nichts: wer so oder ähnlich spricht, der lästert Gott. Solches thaten jene Gottlosen, von denen im Buche Job die Rede ist, welche sprachen: „Was weiß denn Gott? Er urtheilt wie durch einen Nebel“ (Job. 22). Solches that ein reicher Bauer in England, der einst bei einem Regen, welcher ihm für die Zeitigung des Getreides hinderlich schien, in die frevelntlichen Worte ausbrach: „Es ist hohe Zeit, daß man Gott

die Weltregierung abnimmt, da er sich so wenig darauf versteht; ich selbst getraue mir, damit besser umzugehen.“ Solches that auch jener hochmüthige König Alphons, der im wahnsinnigen Uebermuthe zu sagen pflegte: Wäre ich am Anfange, als Gott die Welt erschuf, sein Rathgeber gewesen, so wollte ich ihm Manches gezeigt haben, das er besser hätte einrichten können und sollen.

Der Gotteslästerung in Worten macht sich auch schuldig, wer gegen das Ansehen und die Ehre Unserer Lieben Frau redet, sie jedem Weibe gleich stellt und überhaupt wider Heilige oder heilige Dinge redet in einer Weise, die mit der schuldigen Ehrfurcht sich nicht verträgt. So lästerte Nestorius Maria oder vielmehr Gott, da er läugnete, daß Maria Gottesgebärerin sei. Es lästert Gott, wer den heiligen Sakramenten verächtliche Namen gibt und sie elend oder lächerlich und dergleichen nennt oder das, was der Herr zu unserm Heile bestimmt hat, zum Verwünschen mißbraucht, z. B. ausruft: Das Blut, die Wunden, das Kreuz Christi, das Sakrament soll dich verderben! Ebenso ist es Gotteslästerung über Wind und Wetter, über Kälte und Regen zu schimpfen und zu fluchen, aus Unmuth eine Krankheit zu verfluchen; denn diese Beschimpfungen treffen Gott, der Herr der Natur, Urheber der Witterung ist und die Krankheit schickt, um zu prüfen und zu strafen, zu bessern und zu reinigen.

Endlich kann eine Gotteslästerung auch noch durch die That begangen werden, und das ist der Fall, wenn Jemand seine Hände gegen den Himmel ballt, aus Haß oder Spott gegen denselben speit, die Bilder Christi oder der Heiligen entehrt, zerschlägt, zur Erde wirft, mit Füßen tritt oder geweihte Dinge, Meßgeräthe, priesterliche Kleider zum Spotte gebraucht. All' diese und ähnliche Gedanken, Worte und Handlungen sind Gotteslästerung und diese ist Sünde und zwar schon ihrer Natur nach schwere Sünde.

Sie ist ja eine M a j e s t ä t s b e l e i d i g u n g Gottes. Wenn ein Unterthan vom Landesfürsten verächtlich redet, ihn schmäht, sein Bildniß höhnt, seinen Namen verspottet, dann wird er alsbald deßhalb gerichtlich belangt und wegen Majestätsbeleidigung prozessirt. Er hat eines Verbrechens sich schuldig gemacht, das mit längerer Kerkerhaft und sonstigen üblen Folgen geahndet wird. Wenn nun die Beschimpfung eines Monarchen, der doch bloß ein Mensch und vielleicht voll Fehler und Mängel ist, schon so schwer genommen wird, was wird es erst sein mit einer Lästerung Gottes? Es wird

der Ewige und Allmächtige, welcher die Vollkommenheit selber ist, beschimpft von einem Wesen, das unendlich tief unter ihm steht, und das er jeden Augenblick erdrücken und vernichten kann. „Der Staub der Erde wagt es," wie der heilige Chrysostomus sagt, „seinen Herrn zu lästern." Welch ein Uebermuth, welch eine Frechheit! Wahrlich, wer zu dieser Sünde sich verstehen kann, der ist auch zu jeder anderen fähig, weil er nichts mehr achtet, nichts mehr scheut, da selbst die unendliche Majestät Gottes ihm gleichgiltig geworden ist. Dazu kommt dann noch der schreckliche Undank, den diese Sünde in sich schließt. Sie greift jenen Gott an, dem wir Alles verdanken, was wir sind und was wir haben; jenen Gott, der uns nicht bloß das Leben gab, aus der Knechtschaft des Satans riß, an Kindesstatt annahm und Gnaden und Heilmittel aller Art gab, sondern stündlich mit Wohlthaten uns überhäuft und auf seinen Händen trägt. Als man dem heiligen Polycarp zumuthete, Jesum Christum zu lästern, da gab er zur Antwort: „Achtzig Jahre schon diene ich meinem Heilande Jesus Christus und nie habe ich etwas Uebles durch ihn erfahren; wie kann ich nun den lästern, der meine größte Verehrung verdient, dem ich auch den größten Dank schuldig bin?" Diese Gesinnung sollte die eines jeden Christen sein; denn Jeder muß bekennen: Solange ich lebe, hat mir Gott Gutes erwiesen, nie hat er mir ein Leid zugefügt, nie es böse mit mir gemeint; also muß ich ihn ehren und ihm danken, wie könnte ich ihn lästern? Aber nein, anstatt so zu denken, wird Gott wirklich Hohn gesprochen und zwar durch eine Sünde, die nicht bloß in der Uebertretung seiner Gebote, sondern in einem Angriffe auf seine eigene Persönlichkeit besteht. Die Gotteslästerung ist die frechste aller Sünden. „Wie?" sagt darum der heilige Didacus, „mit deinem Munde genießest du täglich so viele Gaben Gottes, mit diesem Munde betest du, mit der Zunge dieses Mundes empfängst du den heiligsten Leib deines Erlösers, — und mit demselben Munde, mit derselben Zunge wagst du deinen Gott zu lästern?" „O teuflische Zunge!" ruft der heilige Bernardin von Siena aus, „was treibt dich an, deinen Gott zu lästern, der dich erschaffen hat, der durch das Blut seines Sohnes dich erlösen und durch seinen heiligen Geist zu einem Werkzeuge seines Lobes und seiner Ehre einweihen ließ?" O teuflische Zunge! darf man mit Recht sagen: denn die Gotteslästerung ist die Sünde des Teufels. Auch dieser lästert. „Das Thier that seinen Mund

auf zu Lästerungen gegen Gott, zu lästern seinen Namen und seine Hütte und die Bewohner des Himmels." So macht es auch der Gotteslästerer, der sogar sich noch teuflischer benimmt als der Teufel selber. Dieser lästert einen Gott, dessen Hand ihn in die Hölle gestossen hat und allzeit züchtigend auf ihm ruhen wird, während dagegen der Christ denjenigen schmäht, der ihm liebend seine Arme entgegenstreckt. Man begreift, wie ein Missethäter auf der Folter seinen Richter fluchen, nicht aber wie ein Kind Lästerungen gegen seinem zärtlichen Vater ausstoßen kann. Darum ist die Gotteslästerung eine sehr schwere Sünde. Dieß ergibt sich schon aus ihrer Natur!

Dasselbe bestätiget auch die Strafe, womit Gott sie züchtiget. Beim Volke Israel hatte Gott die Todesstrafe für den Gotteslästerer festgesetzt und zwar auf dem schmerzlichsten Wege der Steinigung. „Wer den Namen des Herrn lästert," heißt es im jüdischen Gesetzbuche, „soll des Todes sterben; steinigen soll ihn die ganze Gemeinde, sei er ein Eingeborner oder Fremdling." Auf dieß Gesetz hin wurde bekanntlich einst Naboth und später Stephanus, beide freilich mit Unrecht, gesteinigt, da weder der eine noch der andere eine Gotteslästerung verübt hatte, aber wir sehen daraus, wie eifrig die Juden in Vollziehung dieses Gesetzes waren, welch ein Gräuel ihnen die Gotteslästerung sein mußte. Sie zerrissen dabei ihre Kleider. Auf dieß Gesetz hin sprach der Hohepriester auch über Christus das Todesurtheil. „Er muß sterben, denn er hat Gott gelästert," sprach er, als der göttliche Heiland auf seine Frage sich als Sohn Gottes bekannt hatte. Auch hier ward das Gesetz mißbraucht, aber mit Recht wurde es angewendet gegen manch Andere, die wirklich Gott gelästert hatten. So erzählt Moses: Der Sohn eines israelitischen Weibes, den sie von einem Aegypter unter den Söhnen Israels geboren hatte, ging aus und zankte sich mit einem israelitischen Manne. Und da er den Namen Gottes lästerte und fluchte, führte man ihn zu Moses. Und sie legten ihn ins Gefängniß, bis sie erkannten, was der Herr ihnen gebiete. Und der Herr redete zu Moses und sprach: Führe den Lästerer vor das Lager und Alle, die es gehört, sollen die Hände auf sein Haupt legen und das ganze Volk soll ihn steinigen. Und so geschah es auch. Selbst an solchen, die außer dem Verbande des Volkes Gottes lebten, wurde die Lästerung mit hartem Gerichte heimgesucht. Sennacherib,

König von Assyrien, betete Götzen an; Gott duldete es. Er eroberte ungerechter Weise die festesten Städte Judäas, nöthigte den frommen König Ezechias mit dem Tempelschatze den Frieden zu kaufen und brach dann diesen Frieden; Gott ertrug ihn dennoch. Als er aber Lästerungen gegen den Gott Israels ausstieß und ihn schwach nannte, da ließ Gott durch den Propheten Isaias seinen Untergang ankünden, und als er eben die Stadt Lachis belagerte, „kam der Engel des Herrn und erschlug im Lager der Assyrer 185.000 Mann. Sennacherib kehrte nach Ninive zurück und wurde von seinen Söhnen getödtet." So wurde auch Antiochius wegen seiner Gotteslästerung mit einer furchtbaren Krankheit gestraft, so daß aus seinem Leibe Würmer hervorkamen. Während er noch lebte, fiel ihm das Fleisch ab vom Leibe und ein unerträglicher Geruch verbreitete sich von ihm weit um. So wurde die Gotteslästerung im alten Bunde gestraft. Im neuen finden wir zwar keine bestimmte Züchtigung von Gott festgesetzt, wohl aus dem Grunde, um dadurch anzudeuten, daß diese Sünde unter Christen ohnehin sich nicht finden soll; aber deßhalb soll sie keineswegs ungestraft bleiben. Die Strafe wird den Gotteslästerer desto sicherer und schwerer im jenseitigen Leben ereilen. Da wird sich erfüllen das Wort der heiligen Schrift: „Verflucht werden sein, die dich verachten, und verdammt Alle, die dich lästern." Indessen geht der Gotteslästerer auch hienieden nicht ungestraft aus. In früheren Zeiten wurde ihm eine öffentliche Buße auferlegt. Wer gegen Gott, gegen die allerseligste Jungfrau oder einen andern Heiligen eine öffentliche Lästerung ausgesprochen hatte, der mußte sieben Sonntage nach einander während des Hochamtes vor der Kirchthüre stehen und zwar am letzten Sonntage ohne Mantel und barfuß, einen Strick um den Hals. Außerdem sollte er die sieben Wochen hindurch jeden Freitag bei Wasser und Brod fasten und die Kirche nicht betreten und an den Sonntagen je nach Vermögen drei oder zwei oder auch einen Armen nähren. Vermochte er das nicht, dann sollte ihm ein anderes Bußwerk dafür auferlegt werden. Falls er sich dieser Buße nicht unterzog, sollte ihm der Kirchenbesuch für immer untersagt bleiben und bei seinem Ableben das kirchliche Begräbniß verweigert werden. Selbst die weltliche Gesetzgebung hatte einst Strafen für die Gotteslästerung bestimmt. Kaiser Justinian setzte auf sie die Todesstrafe und noch in mehreren Reichstagsabschieden des sechzehnten Jahrhun-

derts werden manche Arten der Gotteslästerung als Verbrechen, die an Gliedern, an Leib und Leben zu bestrafen seien, hingestellt. Der heilige Ludwig, König von Frankreich, hatte das Gesetz erlassen, daß die Lippen des Gotteslästerers mit einem glühenden Eisen gebrandmarkt werden sollten. Als nun in der Folge ein angesehener Bürger von Paris dieses Verbrechens überwiesen wurde, und man beim Könige Fürbitte um Schonung einlegte, gab derselbe zur Antwort: Ich vergebe wohl, wenn man meine Person lästert, aber nimmermehr, wenn die Majestät Gottes öffentlich verunglimpft wird. Ja, ich wollte mir selbst die Zunge mit einem Glüheisen durchbohren lassen, wenn ich dadurch jede Gotteslästerung aus meinem Reiche verbannen könnte.

Von all den genannten Strafen besteht jetzt keine mehr. Die Kirche mußte ihre öffentlichen Bußen und damit auch die auf Gotteslästerung gesetzte Strafe fallen lassen, weil die zunehmende Lauheit und die veränderten Verhältnisse sie dazu zwangen, und die bürgerliche Gesetzgebung strich die meisten der gegen Gotteslästerer erlassenen Bestimmungen aus ihren Büchern, weil die Staaten nach und nach nicht bloß indifferent und unchristlich, sondern geradezu ungläubig und atheistisch geworden sind. Schlaget einmal die Strafgesetzbücher der modernen Staaten auf und sehet, wie viele Gesetzes-Paragraphen ihr zu Gunsten der Religion darin findet. Das ist eine winzige Zahl und diese verbietet und bestraft nur Handlungen, welche mehr gegen das bürgerliche als gegen das religiöse Interesse sind. Man schützt die Religion nur insoweit, als man sie als Polizeimittel gebrauchen kann. Dagegen aber findet ihr eine Menge von Gesetzen, welche nicht nur das Ansehen des Königs und seiner Beamten, sondern auch die Ehre des niedersten Staatsbürgers schützen und Sorge tragen, daß sogar dem gemeinschädlichen Gesindel und selbst Verbrechern nicht zu wehe geschieht. Ihr wisset und leset es täglich in den Blättern, wie viele wegen Majestäts- und Amtsehrenbeleidigung, wegen Injurien und Ehrenkränkung verurtheilt werden, aber von der Bestrafung eines Gotteslästerers habt ihr gewiß noch nie oder doch nur äußerst selten gehört oder gelesen. Man darf selbst einen wirklichen Lumpen nicht mehr nennen mit dem Namen, den er verdient; aber man darf gegen Gott sprechen und schreiben, was man will, darf ihn täglich und offen höhnen nach Herzenslust und ohne Sorge, deßhalb etwa vor einen unserer zahlreichen Gerichtshöfe gefordert zu werden. Staaten, die

christlich sein sollen, ahnden nicht einmal, was sogar heidnische Staaten gestraft haben. Doch dafür tritt Gott selbst für seine Ehre auf und straft die Lästerung seines Namens nicht selten in auffallender Weise. Wer nur Augen hat und mit ihnen sehen will, der kann sich überzeugen von dem Mißgeschicke, das dem Gottesleugner und Gotteslästerer auf allen Wegen folgt, von den Leiden und Unfällen, mit denen er heimgesucht wird, wenn nicht etwa der Allerhöchste noch Schrecklicheres verhängt und den Gotteslästerer vor seinen ewigen Richterstuhl fordert. Plötzlicher und schrecklicher Tod ist ja häufig die Strafe für solch einen Frevel. Aus vielen Beispielen, welche die Erfahrung bietet, hebe ich nur ein Paar heraus, die sämmtlich der Gegenwart angehören.

In einem Dorfe Steiermarks waren eines Tages mehrere junge Leute mit Kegelschieben beschäftigt, als ein Gewitter angezogen kam. „Ah," sprach einer, als der Donner rollte, „die Himmel kegeln auch; wir wollen mit ihnen in die Wette schieben und sehen, wer mehr trifft." Dieser gotteslästerliche Witz war kaum gesprochen und von den Anderen belacht, als ein Blitz herniederfuhr und sie sämmtlich traf. — Vor etwa zwölf Jahren waren in einem Gasthause in der Schweiz am Neujahrsabende mehrere glaubenslose Männer versammelt und kamen in ihrer Unterhaltung auch bald auf die Religion zu sprechen, um sie zu bewitzeln und zu verhöhnen. Ein Bauer wollte dabei sich besonders hervorthun, und um seine Aufklärung zu beweisen, stieß er eine Gotteslästerung aus, die ich nur mit Widerstreben anführe. „Es gibt," sagte der entsetzliche Mensch, „keinen Gott, und wenn doch einer ist, dann ist er kaum einen halben Batzen werth." Dieß haarsträubende Wort war kaum gesprochen, als er auch schon todt zur Erde fiel, und seine Leiche plötzlich über und über schwarz ward. Seine Genossen schlichen entsetzt von dannen, Niemand wollte ihn anrühren, Niemanden fiel es ein, ihn anständig zu begraben. Man scharrte ihn, wie ein todtes Aas, ohne Sang und Klang ein. — Als 1809 ein französisches Cavallerieregiment bei Hadersdorf am Kamp vorüberzog, schoß ein Reiter eine Kugel ab auf ein Kreuz daselbst und traf das Bild des Erlösers in die Brust. Dem Verbrechen folgte rasch die Strafe. Auf der Brücke über dem Kamp wurde sein Pferd scheu und warf ihn über die Brücke hinab, so daß er auf der Stelle todt blieb. Ja, Gott läßt seiner nicht spotten. Das erfuhr schon jener abtrünnige Kaiser Julian, der den göttlichen

Erlöser nur den Zimmermannssohn oder den Galiläer nannte. Da er einst einem Christen begegnete, fragte er ihn spottend: Was macht denn der Galiläer, der Zimmermannssohn? Ruhig und ernst erwiderte der Christ: Kaiser, er zimmert die Bretter zu deinem Sarge. Und so war es auch, in wenigen Tagen war der Kaiser todt und zwar starb er mit dem gotteslästerlichen Bekenntnisse: Du hast gesiegt, Galiläer. Welchen Richter mag wohl dieser Elende an Jesus gefunden haben!

Doch all' diese auffallenden Beispiele der göttlichen Rache in der Vergangenheit und Gegenwart können nicht hindern, daß täglich neue Lästerungen gegen Gott ausgestoßen werden. Was sind soviele Gespräche in den Fabriken, Werkstätten und Wirthshäusern oftmals anders als die ärgsten Gotteslästerungen, da man Gott bald Eigenschaften abspricht, bald Fehler beimißt, da man die heiligsten und ehrwürdigsten Dinge in den Koth hinabzieht, und die Worte der heiligen Schrift mißbraucht und lächerlich macht. Aber Alle, die dieß thun, mögen zittern und der sichern Strafe gewärtig sein; denn Gott hat nicht gelogen, da er dem zweiten Gebote noch die Worte beifügte: „Nicht ungestraft wird der Herr den lassen, der den Namen des Herrn, seines Gottes, eitel genannt hat" Darum hüten wir uns, dieß zu thun, loben wir ihn ohne Unterlaß, damit wir ihn loben dürfen in Ewigkeit. Amen.

Dritte Predigt.

Begriff und Erlaubtheit des Eides.

„Du sollst schwören in der Wahrheit, recht und gerecht.“ Jerem. 4, 2.

Andächtige in Christus versammelte Zuhörer!

Christus begibt sich in die Wüste, Christus fastet, Christus betet, Christus besiegt den bösen Feind, — das ist der Inhalt des heutigen Evangeliums, mit dem uns die heilige Kirche auffordert, das Beispiel des göttlichen Heilandes nachzuahmen jetzt, da nach Wochen der Zerstreuung, eines fessellosen Genusses und thörichter Ausschweifung die heiligen Tage innerer Sammlung und ernsten Büßersinnes angebrochen sind. Die Thorheit ist in den letzten Tagen ihrer selbst überdrüssig geworden, die Ausschweifung hat sich erschöpft, und das wüste Herz, das mißhandelte Gewissen rufen nach Sühne und Buße. O folgen wir darum unserem Erlöser in die Wüste, ziehen wir uns einige Wochen hindurch zurück aus dem Geräusche der Welt in die heilige Einsamkeit unseres Herzens und beginnen wir das Werk der Buße mit heilsamem Fasten! Fasten! ein hartes und doch ein nothwendiges Wort. Hart, weil es in unser Fleisch einschneidet und gegen die Sinnlichkeit gerichtet ist; aber nothwendig, weil der Geist über das Fleisch nur dann herrschen kann, wenn dieses mit der Waffe des Fastens zum Schweigen gebracht ist. Wer nicht fasten kann, der wird ewig ein Sklave sein. Ist er ja geknechtet von jener schmachvollen Lust, die sein edles Selbst, den geistigen Theil seiner Persönlichkeit in den Fesseln der Sinnlichkeit nach sich schleppt und zum Genossen, ja zum Diener des Lasters macht. Die Begierlichkeit, dieser böse Geist im Menschen, wird nicht anders überwunden, als durch das Fasten

und zwar durch allseitiges Fasten. Es ist nicht genug, bloß an Speise und Trank sich Abbruch zu thun, bloß den Gaumen zu meistern, sondern es muß allen Sinnen der Zügel angelegt werden, weßhalb jetzt auch die Kirche singt:

So laßt uns denn vor allen Dingen
Zuerst für's Heil der Seele ringen
Und in Gesprächen, Speis' und Wein,
Im Schlaf und Scherz enthaltsam sein.

Also auch das Auge, das Ohr, die Zunge, und die träge Weichlichkeit muß zum Fasten angehalten werden. Das that ja auch Christus, da er die Wüste zu seinem Aufenthalte wählte, einen Ort, der weder liebliche Bilder für das Auge, noch süße Laute für das Ohr hat und keine Gelegenheit bietet zu tändelnder Unterhaltung oder für müßige Bequemlichkeit. Mit der Einschränkung der äußern Sinne muß aber dann auch die Zügelung der Seelenkräfte Hand in Hand gehen. „Zerreißet euere Herzen," sagt der Prophet, „nicht bloß euere Kleider!" Wir müssen also den verderblichen Neigungen widerstehen und jede, auch die letzte Leidenschaft standhaft bekämpfen. Die Gebilde der Phantasie müssen geregelt, dem geistigen Vorwitze muß jede Thüre verrammelt, das Gedächtniß muß geläutert, der Verstand den göttlichen Dingen zugewendet und der Wille für sie begeistert werden. Das heißt dann fasten nach dem Beispiele des Erlösers. Wenn wir nach dieser Seite hin das Beispiel des göttlichen Heilandes nachahmen, so wird es uns auch nicht schwer werden, mit ihm zu beten. Gewiß hat er die Zeit in der Wüste nicht unnütz hingebracht, vielmehr unausgesetzt dem Gebete und der Betrachtung geweiht. Aehnlich müssen auch wir jetzt die göttlichen Wahrheiten nicht bloß hören, sondern auch tief erwägen und innigem und oftmaligem Gebete obliegen, müssen besonders das wunderbare und unerschöpfliche Leiden des göttlichen Heilandes aufmerksam betrachten und Andachten zur Ehre desselben unternehmen. Dann werden wir Sieger über den bösen Feind, ja über uns selber. Dann werden wir nicht bloß jeder Versuchung gewachsen sein, sondern auch der Sünde absterben und zur wahren Auferstehung gelangen. Diese muß das Ziel all' unserer Bestrebungen während der heiligen Fastenzeit sein. Weil sie aber herbeigeführt und bewirkt wird durch eine wahre, aufrichtige und reumüthige Beicht, so müssen wir jetzt schon uns täglich vorbereiten auf den würdigen Empfang des heiligen Bußsakramentes. Zu dieser Vorbereitung aber trägt unstreitig sehr viel

bei eine gründliche Kenntniß der Gebote. Deßhalb unterbrechen wir den Zusammenhang unserer bisherigen Betrachtungen auch während der heiligen Fastenzeit nicht. Stimmen sie ja mit dem Geiste derselben vollkommen überein, indem sie uns lehren, was wir zu thun und was wir zu meiden haben, wenn wir wahre Diener Gottes werden und bleiben wollen. Wir fahren also in der Erklärung des zweiten Gebotes fort und kommen da, nachdem wir die Sünde des Fluchens und der Gotteslästerung kennen gelernt, zu einer dritten Sünde, welche den Namen Gottes verunehrt, zum **sündhaften Schwören.** Ehe wir aber davon reden, müssen wir zuvor noch untersuchen, was denn schwören heißt und wann es erlaubt ist. Der **Begriff** und die **Erlaubtheit** des **Schwures** ist der Inhalt unserer heutigen Betrachtung.

Wir beginnen unter Anrufung der süßesten und heiligsten Namen Jesu und Maria.

I.

Schwören heißt Gott zum Zeugen anrufen, daß man die Wahrheit sagen oder sein Versprechen halten wolle. Zweck eines Eidschwures ist die Bekräftigung einer in Zweifel gezogenen Wahrheit. „Der Eid, zur Bestätigung (der gemachten Aussage) geleistet, macht jedem Streite ein Ende" (Hebr. 6, 16). Um diesen Zweck zu erreichen, wird Gott, der nicht irren und nicht trügen kann, als Zeuge angerufen, damit er zwar nicht wunderbarer Weise und sogleich, sondern auf die ihm gefällige Weise, und wenn auch erst an jenem Tage, wo er alles Verborgene enthüllen wird, die Wahrheit bestätige. Wer schwört, beruft sich auf den allerhöchsten Zeugen, auf Gott und sagt: Ich bekenne, daß es ein allerhöchstes Wesen gibt, das alle Eigenschaften und Vollkommenheiten in sich vereinigt, und dieses höchste und vollkommenste Wesen weiß, daß ich die Wahrheit rede oder mein Versprechen halten will. Wer schwört, beruft sich auf die Allwissenheit Gottes, der das Innerste der Herzen durchschaut, der alle unsere Gesinnungen und Gedanken kennt. Die Menschen kann ich hintergehen, täuschen und betrügen, wenn ich falsch und lieblos, boshaft und ungerecht handeln will, da sie nicht in das Herz hineinsehen und über die Gedanken nicht richten können, aber keineswegs vermag ich dieß auch bei dem allwissenden Gott.

Wer schwört, ruft zum Zeugen den allgegenwärtigen

Gott, der uns immer und überall nahe ist und sieht am hellen Tage, wie bei finsterer Nacht, im Kreise der Menschen, wie in der stillen Einsamkeit, der das Innere so genau kennt, wie das Aeußere. Wer schwört, ruft zum Zeugen den allmächtigen Gott, der alle Macht besitzt, den, der falsch schwört, zu züchtigen, aber auch alle Macht, zu belohnen, für Zeit und Ewigkeit zu beglücken, wenn man für die Wahrheit Zeugniß gibt. Wer schwört, beruft sich auf den wahrhaften und treuen Gott, der jede Lüge über Alles verabscheut und unerschütterlich seine Verheißungen und Drohungen erfüllt. Wer schwört, ruft endlich zum Zeugen auf den allheiligen und gerechten Gott, der ein Feind jeder Sünde ist und keine unbestraft läßt, am wenigsten jene Schmach, die man ihm zufügt, wenn man ihn zum Zeugen einer Unwahrheit machen will Wer also einen Schwur oder Eid leistet, der ruft gleichsam mit lauter Stimme: Allwissender und allgegenwärtiger, allmächtiger, wahrhafter und getreuer, allheiliger und gerechter Gott! strafe mich sogleich oder übergib mich der ewigen Pein, wenn ich wissentlich etwas Unwahres aussage oder mein Versprechen nicht halten will.

Da diese Anrufung Gottes aus einem doppelten Grunde erfolgen kann, entweder zur Bekräftigung einer Aussage oder zur Erhärtung eines Versprechens, so unterscheidet man einen zweifachen Eid, den Aussage- und den Versprechungseid. Den ersteren legen Alle jene ab, die eine Aussage, Behauptung oder Erzählung vor oder außer Gericht mit einem Eide bekräftigen; ein solcher Eid bezieht sich auf die Gegenwart oder Vergangenheit, indem er bezeugt, daß etwas so oder anders ist. Einen Aussageeid legen Alle ab, die als Zeugen vor Gericht vernommen werden und da eidliche Aussagen machen über Thatsachen. Der zweite, der Versprechungseid, bezieht sich auf die Zukunft und besteht darin, daß wir uns unter einem Eide zu etwas verpflichten, ein Versprechen eidlich erhärten. Ein Versprechungseid ist z. B. der Huldigungseid der Unterthanen gegen den Landesherrn, der Diensteid der Beamten, der Fahneneid der Soldaten; denn diese Alle legen das eidliche Versprechen ab, daß sie ihren Pflichten gewissenhaft nachkommen und dem Könige und Vaterlande die schuldige Treue bewahren wollen.

Der Schwur kann ferner ein ausdrücklicher und ein nicht ausdrücklicher sein. Ausdrücklich ist er, wenn Gott ausdrücklich als Zeuge genannt wird, wenn man also sagt: Gott ist mein Zeuge! oder so wahr mir Gott helfe und sein heiliges Evangelium! oder

Gott weiß, daß ich nicht lüge! Gott soll mich strafen; Gott möge es bezeugen, bei Gott, bei Jesus Christus u. dgl. Nennt man aber Gott nicht ausdrücklich, schwört man auf geheiligte Personen und Sachen, bei der Mutter Gottes, bei diesem oder jenem Heiligen oder bei seinen Reliquien, beim heiligen Kreuze, beim Evangelium, bei der Kirche, beim Himmel, bei der eigenen Seele und ihrer Seligkeit, so ist der Eid ein nicht ausdrücklicher oder mittelbarer. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß derselbe weniger zu bedeuten habe, als der ausdrückliche oder unmittelbare Eid; denn sind diese heiligen Personen und Sachen auch nicht Gott selber, so sind sie doch von ihm geheiliget und stehen mit ihm in besonderer Verbindung. Deßhalb legt der göttliche Heiland diesem Eide dieselbe Wichtigkeit und Verbindlichkeit bei, wie dem ausdrücklichen. „Wer," sagt er, „bei dem Tempel schwört, der schwört bei dem, der darin wohnt, und wer beim Himmel schwört, der schwört bei dem Throne Gottes und bei dem, der darauf sitzt" (Matth. 23, 21). Hieher gehören auch die Ausdrücke: Wenn nicht wahr ist, was ich sage, so will ich keinen Theil am Himmel mehr haben, so will ich verdammt werden, so soll der böse Feind mich holen; denn das Genannte kann nicht geschehen ohne den Willen Gottes, der hier als gerechter Richter, als Rächer der Unwahrheit angerufen wird. Der unter letztgenannten Formeln abgelegte Eid wird auch ein Verwünschungseid genannt. Kein Schwur ist es zu sagen: bei meiner Ehre, bei meiner Treue, so wahr ich lebe, so wahr ich da bin, ich setze meinen Kopf zum Pfande; denn diese Ausdrücke enthalten keine Anrufung Gottes. Ebenso können die Ausdrücke: Gott kennt mein Herz und weiß, daß es so ist, oder das ist so wahr, wie das Evangelium, als ein Gott ist; ich will an keinen Gott mehr glauben, wenn es nicht so ist, nicht als Schwur betrachtet werden, solange sie nur gesprächsweise gebraucht werden, ohne den Willen, Gott zum Zeugen zu nehmen. Da aber diese Ausdrücke häufig als Schwur betrachtet werden, und jene, die sie führen, oft selbst nicht wissen, ob sie damit schwören, so soll man sich hüten, sie zu gebrauchen. Sie sind nicht nur unnütze Worte, sondern sündhafte Betheuerungen und unter Umständen geradezu Gotteslästerungen. Jedenfalls ist es keine löbliche Gewohnheit, sich solcher Ausdrücke zu bedienen, denn immer erregt man durch dieselben den Verdacht, als ob man keinen Glauben verdiene oder erwarte.

II.

Nachdem wir nun das Wesen und die Arten des Eides kennen gelernt haben, entsteht die Frage: Ist es auch erlaubt zu schwören? Darf der Mensch es wagen, Gott selber zu seinem Zeugen aufzurufen? Ja, ist denn der göttliche Heiland nicht gegen das Schwören, wenn er sagt: „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt worden ist: Du sollst nicht falsch schwören! ich aber sage euch: Ihr sollet gar nicht schwören: weder bei dem Himmel, weil er der Thron Gottes ist, noch bei der Erde, weil sie der Schemel seiner Füße ist, noch bei Jerusalem, weil sie die Stadt des großen Königs ist, noch sollst du bei deinem Haupte schwören, weil du nicht ein einziges Haar weiß oder schwarz machen kannst. Eure Rede soll sein: Ja, ja, nein, nein! Was darüber ist, das ist vom Bösen." Scheint es nun nicht, wenn wir diese Worte betrachten, als ob Christus das Schwören gänzlich untersagt habe?

Um diese Worte recht zu würdigen, müssen wir die jüdischen Verhältnisse und Ansichten zur Zeit des Erlösers kennen. Die Juden machten wie in anderen Dingen, so auch bezüglich des Eides gar spitzfindige Unterscheidungen und behaupteten, nur der Eid, der bei Gott selbst, nicht aber bei den Geschöpfen Gottes abgelegt worden, sei giltig, und dann pflegten sie gar leichtsinnig und unnöthigerweise zu schwören. Nach beiden Seiten hin will sie der göttliche Heiland zurechtweisen und fügt dann bei, daß sie, so viel es sein kann, den Eid durchaus meiden sollten. Es wäre zwar, will er sagen, zu wünschen, daß ein bloßes Ja oder Nein ausreichen möchte, was darüber ist, das stammt vom Bösen. Er sagt nicht: das ist böse, sondern: das ist vom Bösen. Vom Bösen aber ist der Eid, weil die Lügenhaftigkeit und Falschheit des Menschengeschlechtes ihn nothwendig macht. Wäre unsere Rechtschaffenheit so erprobt, daß unsere Aussage keinen Zweifel zuließe, und wäre der Nebenmensch oft nicht über die Maßen mißtrauisch, dann bedürften wir des Eides nicht, sondern die einfache Aussage genügte. Daß dem nicht so ist und folglich der Eid nicht selten zur Nothwendigkeit wird, um die Wahrheit zu entdecken oder Jemand fest zu binden an die Erfüllung seiner Pflichten, das ist vom Bösen. Ebenso kann man auch sagen: Die Polizei, die stehenden Heere sind vom Bösen, ohne daß damit behauptet wird, daß sie selber böse seien. Wenn sie noch so gut sind, so sind sie doch hervorgerufen durch das Böse,

sie sind ein nothwendiges Uebel. Gäbe es keine eigenthumsfeindlichen und empörungssüchtigen Leute, würden Alle den Anordnungen der Obrigkeit folgen und den Frieden in und außer dem Lande heilig halten, dann könnte man Polizei und Militär entbehren. So sind auch die Schlösser an den Thüren unserer Häuser und Schränke vom Bösen, weil Diebe und Räuber sie nothwendig machen: auch die Arznei ist vom Bösen, weil sie durch die Krankheit veranlaßt wird. In demselben Sinne also sagt Christus auch von dem Eide, daß er vom Bösen sei, weil die menschliche Schwäche und Mangel an Aufrichtigkeit ihn nothwendig machen. Wäre aber der Eid selbst eine Sünde, wie könnte dann Gott selbst seine Aussprüche und Verheißungen mit einem Schwure betheuern? „Der Herr," sagt die heilige Schrift, „hat geschworen und es wird ihn nicht gereuen." „Ich habe mir selbst geschworen," spricht der Herr. Zu Josue sagt Gott: „Sei muthig und tapfer; denn durch's Loos wirst du diesem Volke das Land zutheilen, wovon ich ihren Vätern geschworen, es ihnen zu geben." „So wahr ich lebe," spricht Gott der Herr, „ich habe kein Wohlgefallen am Tode des Gottlosen." Darum bedienten sich auch die Israeliten des Eides und schon im Zeitalter der Patriarchen war er gebräuchlich. Abraham und Abimelech schwören bei Gott, daß sie und ihre Nachkommen einander nicht schaden wollen. Jakob sprach zu Esau: „Schwöre mir!" und Esau schwur und verkaufte seine Erstgeburt. Durch Moses gibt Gott selber das Gebot: „den Herrn deinen Gott sollst du fürchten und ihm allein dienen und bei seinem Namen schwören," und der Psalmist sagt: „Wer seinem Nächsten schwört und ihn nicht betrügt, der wird vom Herrn Segen erhalten und Barmherzigkeit von Gott seinem Helfer." — Ja, Jesus selbst, der Gottmensch, hat einen feierlichen Eid abgelegt. Als der Hohepriester ihn fragte: „Ich beschwöre dich bei dem lebendigen Gott, daß du uns sagest, ob du Christus, der Sohn des lebendigen Gottes bist," da erwiederte er: „Du hast es gesagt." Damit leistet er gleichsam einen feierlichen, gerichtlichen Eid auf seine Messiaswürde. Auch der heilige Paulus schwört mehrmals in seinen Briefen: „Mein Zeuge ist Gott, dem ich in meinem Geiste durch das Evangelium seines Sohnes diene, daß ich ohne Unterlaß euer gedenke" (Röm. 1). „Ich rufe,"

schreibt er (2. Cor. 1), „Gott zum Zeugen auf meine Seele an, daß ich aus Schonung für euch noch nicht wieder nach Corinth gekommen bin." Deßhalb hat auch die Kirche, diese unfehlbare Auslegerin der göttlichen Offenbarung, den Eid jederzeit als zulässig erklärt und darum die Lehre der Albigenser und anderer Secten, z. B. der Mennoniten, welche den Eid gänzlich verbieten, als irrig verworfen.

Allerdings ist nicht jeder Eid erlaubt, sondern nur derjenige, welcher unter den gehörigen Bedingungen abgelegt wird. Welches sind nun diese Bedingungen? Wir finden sie in der heiligen Schrift und zwar durch den Propheten Jeremias ausgesprochen: „Du sollst schwören in der Wahrheit, recht und gerecht. Der Eid muß also, um erlaubt zu sein, drei Eigenschaften besitzen, er muß wahr, recht und gerecht sein. Wir müssen schwören in der Wahrheit, d. h. wir dürfen nur eine Sache beschwören, von deren Wahrheit und Wirklichkeit wir vollkommen überzeugt sind. Haben wir von einer Sache nur Muthmaßung, eine Meinung, Vermuthung, also nicht die sichersten Gründe für ihre Wahrheit und Gewißheit, so dürfen wir sie nicht als wahr beschwören. Ebenso können wir keine Rede, keinen Vorfall beschwören, wovon wir nur aus dem Hörensagen wissen, was wir aber nicht selbst gesehen oder gehört haben. Wir müssen in diesem Falle die Sache als muthmaßlich darstellen oder angeben, daß wir sie nur erzählen gehört haben. „Um eine Sache im Namen Gottes zu bezeugen," sagt der ehrwürdige Cardinal Bellarmin, „ist die sicherste Gewißheit erforderlich." Aber nicht bloß, wenn wir etwas aussagen, sondern auch wenn wir eidlich etwas versprechen, müssen wir in Wahrheit schwören, d. h. wir müssen den festen Willen haben, das Versprochene auch wirklich zu leisten und zwar gerade zu der Zeit und in der Weise und mit den Umständen, wie wir es versprechen. Auch müssen wir beim Schwören stets die Worte und Ausdrücke in dem Sinne nehmen, der ihnen gewöhnlich beigelegt wird. Wir dürfen keinen Vorbehalt und zweideutige Worte uns erlauben. Es wird z. B. Jemand aufgefordert, eidlich zu sagen, ob in seinem Hause kein gestohlenes Gut verborgen sei, wovon er wisse. Nun ist wirklich das gestohlene Gut mit seinem Wissen bei ihm verborgen, aber nicht im Hause selbst, sondern in einem Keller, im Hofraume seines Hauses. Wenn er nun schwören würde, daß kein solches Gut in seinem Hause sei, weil er das Wort Haus in der engsten, buchstäb-

lichen Bedeutung nimmt, dann würde er falsch schwören, weil der Richter und alle Welt hier nicht bloß das Haus an sich, sondern Alles meint, was zu seinem Eigenthume gehört. Beim Schwören muß also allererst alle Falschheit und Zweideutigkeit, sogar der Zweifel und die bloße Wahrscheinlichkeit ausgeschlossen bleiben. Du sollst schwören in der Wahrheit! Und auch recht, d. h. mit Ueberlegung.

Um aber recht zu schwören, ist erforderlich, daß wir die Wahrheit sorgfältig erforschen und über die Sache eine genaue Kenntniß uns verschaffen, auch über die Umstände, Wirkungen und Folgen des Schwures nachdenken. Außerdem müssen wir in der geziemenden Gemüthsverfassung sein, dürfen keinen Haß, keine Feindschaft, keine unordentliche Liebe und überhaupt keine Leidenschaft für oder gegen jene Personen haben, zu deren Gunsten oder Schaden wir einen Eid ablegen sollen. Wir müssen ihn leisten ohne alle Rücksichten auf Freund oder Feind und in der Furcht Gottes und im Andenken an seine Allgegenwart. Endlich dürfen wir nie ohne Noth, nur in wichtigen Dingen schwören, d. h. in der Regel nur dann, wenn wir von der geistlichen oder weltlichen Obrigkeit dazu aufgefordert werden oder um ein großes leibliches oder geistliches Uebel abzuwenden oder ein solches Gut zu erhalten oder eine wichtige Wahrheit zu entdecken oder die Unschuld zu retten. Nur wer das Alles betrachtet, der schwört mit Ueberlegung oder recht.

Endlich muß der Schwur auch noch gerecht sein. Was wir beschwören, das muß sittlich gut und erlaubt sein, darf nicht wider die Gebote Gottes und der Kirche, wider die Liebe Gottes und des Nächsten, wider das Heil der Seele streiten. Etwas Sündhaftes eidlich versprechen, ist frevelhafter Mißbrauch des göttlichen Namens. So wäre es denn Sünde, wenn Jemand schwören würde, daß er etwas Böses thun, sich an seinen Feinden rächen, seinen Nächsten nie mehr beachten und kein heiliges Sakrament mehr empfangen wolle, oder wenn Jemand das eidliche Versprechen machte, einen Andern zu einer sündhaften Handlung anzureizen und zu bereden. Einen solchen Eid zu halten wäre ebenso Sünde, als ihn abzulegen.

Wird aber der Eid geleistet unter den rechtmäßigen Bedingungen, in Wahrheit, recht und gerecht, dann ist er nicht bloß erlaubt, sondern sogar ein Akt der Religion. Er ist eine Handlung der Gottesverehrung; denn der Schwörende erkennt dadurch das Dasein Gottes, spricht öffentlich seinen Glauben an die Allwissenheit

und Allgegenwart, Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes aus. Ein Gottesleugner, ein Mensch ohne Religion soll demnach zum Eidschwören nicht zugelassen werden, soll einen Eid weder abnehmen noch leisten können. Ja von ihm, als einer heiligen Sache, müssen ferne gehalten werden auch Alle, die als Verbrecher bekannt sind, weil die Perlen nicht den Schweinen vorgeworfen werden sollen, und ganz besonders diejenigen, die schon einmal des Meineides sich schuldig gemacht haben. Daß Rasende, Wahn- und Blödsinnige und Kinder nicht schwören dürfen, versteht sich von sebst, da der Schwörende die Wichtigkeit und Heiligkeit des Eides einsehen und begreifen soll. Aber eben deßwegen soll man auf einen Eid, wie auf jede heilige Sache, sich auch ernstlich vorbereiten. Ehedem mußte jeder Schwörende zuerst zu seinem Seelsorger sich begeben und über die Bedeutung des Eides sich belehren lassen, ja nicht selten empfing man die heiligen Sakramente, ehe man zur Ablegung eines Eides sich anschickte. Das Alles ist heutzutage nicht mehr der Fall und gleichgiltig, vielleicht aus dem Wirthshause weg begibt man sich zu Gericht und schwört; aber es sind auch die Eide darnach. Wie der Schwörende, so soll aber auch der Richter den Eid als eine heilige, als eine religiöse Handlung betrachten und dabei mit Ernst und Ehrfurcht zu Werke gehen. Wenn er damit ganz leichtfertig umspringt und Eide abnimmt in derselben Weise, in der man einem Papagei Worte vorspricht, damit er sie nachspreche, dann ist es nicht zu wundern, wenn die Zahl der falschen Eide sich erschrecklich mehrt. Wer wird es, wenn er anders schon einigemal in den Gerichtssälen zugegen war oder selbst schon eidlich vernommen ward, in Abrede stellen, daß in diesem Punkte hie und da durch Eilfertigkeit und Oberflächlichkeit sehr gefehlt wird, und daß mancher falsche Eid auf Rechnung des gleichgiltigen Richters zu schreiben ist? Man thut den Eid so eilfertig als möglich ab. Du mußt schwören! heißt es, und nun wird eine eingelernte Formel abgehaspelt des Inhaltes, daß der falsche Eid eines der schwersten Verbrechen sei und mit Zuchthausstrafe mit so und so vielen Jahren bestraft werde. Von einem religiösen Motive ist oft gar keine Rede. Dann heißt es: „Nun strecke die Hand empor, und sag mir nach, was ich vorsage," und dann Punktum, es ist geschworen. Was soll man erst sagen, wenn der Richter während der Eidesabnahme, wie ich selbst schon einige Male es sah, für seine Hände keinen besseren Platz weiß, als seine beiden Taschen in den Beinkleidern? Gilt

dem wohl der Eid als eine religiöse Handlung oder betrachtet er ihn nur als eine äußere Gerichtsform, die ebenso genau beobachtet werden muß, wie das Schema eines Protokolls? Dazu kommt dann noch der Mangel jenes äußern Ceremoniels, das ehedem mit der Eidesleistung verknüpft war, das aber die moderne Gesetzgebung gänzlich beseitigt hat. Früher nämlich und noch in diesem Jahrhunderte, selbst vor einigen Jahrzehnten wurde der Eid abgelegt vor einem Crucifixe, das zwischen zwei brennenden Lichtern stand, vor dem das Evangelienbuch lag, und indem der Schwörende drei Finger der rechten Hand zum Himmel streckte. Das Crucifix sollte ihn an Christus erinnern, seinen Erlöser, der, die Wahrheit selber, gekommen ist, um der Wahrheit Zeugniß zu geben. Die Lichter mahnten an das ewige Licht des Himmels, wie an das unauslöschliche Feuer der Hölle, das Evangelienbuch sollte die ganze göttliche Offenbarung ihm vor Augen halten, wie die drei Finger an den dreieinigen Gott und an seine Macht und Güte zugleich erinnern sollten. Das waren lauter ernste und deutliche Mahnungen, welche vor dem Meineide warnten; wer noch einigen Glauben, einiges Gefühl hatte, der entsetzte sich und schwur in der Wahrheit. Wenn das jetzt anders ist und falsche Eide ohne Bedenken geschworen werden, dann ist das traurig, ja noch mehr, es ist entsetzlich; aber unsere Gesetzgeber haben keinen Grund, darüber sich zu beklagen, oder wohl gar der Kirche Vorwürfe zu machen. Sie ist nicht Schuld daran; denn sie setzt das Wesen des Eides nicht in die Ceremonien, sondern in die Anrufung Gottes als Zeugen, sie erklärt einen falschen Eid auch jetzt noch für ebenso sündhaft wie ehedem. Sie ist ihren Grundsätzen treu geblieben, wenn auch der Staat den seinen vielfach untreu geblieben. Nach den Grundsätzen der Kirche aber werden die Schwörenden einst gerichtet werden.

Darum bedenken wir uns wohl, wenn wir zur Eidesleistung aufgefordert werden und rufen wir uns jedesmal, ehe wir Gottes Zeugschaft in Anspruch nehmen, zu: Du sollst schwören in der Wahrheit, recht und gerecht. Amen.

Vierte Predigt.

Sündhaftes Schwören.

„Du sollst nicht falsch schwören im meinem Namen und den Namen deines Gottes nicht entweihen!“
3. Mos. 19. 12.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

Hat uns die heilige Kirche vor acht Tagen im fastenden Erlöser dort in der Wüste ein Musterbild zur Nachahmung vor Augen gestellt und die Aufgabe gezeigt, welche wir während der Quadragesima zu lösen haben, so schildert sie uns heute im verklärten Heilande auf Tabor sinnbildlich die Wirkungen, welche die rechte Benutzung der gegenwärtigen Gnadenzeit an und in uns hervorbringen soll. Auch wir werden verklärt werden. Wie dort der göttliche Heiland in veränderter, sozusagen vergöttlichter Gestalt vor den Augen seiner wonnetrunkenen Apostel erschien, indem die Strahlen der Gottheit seine menschliche Natur durchdrungen und verherrlicht hatten, so sollen auch wir durch vierzigtägiges Fasten und Beten zu einem neuen, vergeistigten Zustande gelangen, indem die Seele zur vollen Meisterschaft über den Leib sich erschwingt. Dann aber werden wir mit Petrus sagen können: „Herr, hier ist gut sein“; denn nun fühlen wir Frieden und Wonne, weil der Zwiespalt in uns geschlichtet, und die frühere Herzensnoth beseitigt ist. Darum wollen wir auch hier unsere Hütte bauen und allzeit hier bleiben! Dieser Wunsch wird auch in Erfüllung gehen, wenn wir es nur nicht selber vereiteln; denn in diesem glückseligen Zustande des Friedens können wir solange verweilen, als wir Gott treu bleiben und seine Gebote halten. Da können wir immer auf Tabor sein, während Petrus sich genöthigt sah, mit dem Herrn wieder hinabzusteigen in die Tiefe und dort manchen Prüfungen und Wider=

wärtigkeiten entgegen zu gehen. Nicht nur auf Tabor werden wir weilen, sondern auch die Stimme Gottes hören, der auch uns das ehrenvolle Zeugniß gibt: „Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe." Glückliches Herz, das Gottes Liebe und Wohlgefallen besitzt; glücklicher Mensch, der sich ein Kind des himmlischen Vaters und diesen seinen Vater nennen darf! Möchten wir dieses Glück innerhalb der Fastenwochen uns bereiten und fortan erhalten durch die Erfüllung der göttlichen Gebote und von nun an vor Allem durch die Heilighaltung des göttlichen Namens, die wir als die wichtigste Aufgabe unseres Lebens betrachten müssen. Möchten auch wir Gott Zeugniß geben, indem wir seinen Namen ehren und, wenn es sein muß, bei demselben schwören in Wahrheit, recht und gerecht. Aber ach, wie oft wird Gottes Name beschimpft und gelästert sogar bei dem feierlichen Akte des Eides! So heilig uns derselbe sein soll, und so verdienstlich er uns werden kann, so gereicht er doch gar Vielen zum höchsten Verderben, weil sie den Eid und dadurch den Namen Gottes in der ruchlosesten Weise mißbrauchen. Von diesem Mißbrauche oder was dasselbe ist, vom **sündhaften Schwören** soll heute die Rede sein.

Der heilige Geist helfe uns mit dem Beistande seiner Gnade, die uns erflehe die milde, gütige und süße Jungfrau Maria.

Sündhaft ist der Schwur, wenn ihm eine von jenen drei Eigenschaften mangelt, die wir letzthin kennen gelernt haben, wenn er entweder nicht wahr oder nicht recht oder nicht gerecht ist. Beginnen wir mit der letztgenannten Eigenschaft und untersuchen wir, wann der Schwur nicht gerecht ist. Es ist dann der Fall, wenn wir etwas beschwören, was gegen Gottes Gebot ist, wenn wir eidlich uns verpflichten, Gutes zu unterlassen oder Böses zu thun. Wie kann und darf man da Gott zum Zeugen anrufen! Das heißt ja, daß man ihn beleidigen will durch die Verletzung eines seiner Gebote. Das heißt ja ihn höhnen und offen aussprechen, daß man nicht bloß aus Uebereiltheit, sondern so recht mit Vorbedacht sündigen, ja dazu sich sogar verpflichten will. So betheuerte Antiochus mit einem Eide dem jüngsten der machabäischen Brüder, er wolle ihn reich und glücklich machen, ihn als seinen Freund halten, wenn er von seinen vaterländischen Gesetzen abfiele. Glaubensverleugnung ist eine Sünde und man darf nicht schwören, daß man sie begehen oder Jemanden dazu verleiten wolle. So schwur die gottlose Königin

Jezabel, den Propheten Elias zu tödten. Offenbar war auch dieser Eid eine Sünde, weil Mord und Todschlag dem fünften Gebote Gottes widerstreitet, das da lautet: „Du sollst nicht tödten." Dasselbe gilt von dem eidlichen Versprechen, das sich vierzig Juden gaben, indem sie nach dem Berichte der Apostelgeschichte sich verschworen, weder zu essen, noch zu trinken, bis sie den Paulus ermordet hätten. Ebenso wäre es, wie ich schon letzthin anführ e, sündhaft zu schwören, daß man dem Nächsten nie mehr Verzeihung und Hilfe gewähren, daß man die heiligen Sakramente nicht mehr empfangen, die Kirche nicht mehr besuchen wolle, bis man Rache genommen oder sonst eine sündhafte Absicht erreicht habe. Einen solchen sündhaften Eid schwören in der Regel jene jungen Leute, die sich Treue schwören, d. h. sich eidlich versprechen, daß sie nicht von einander lassen wollen, bis sie sich ehelichen können. Diese Treue ist in der Regel eine Treue in der Sünde, eine beharrliche Bekanntschaft zum Laster, und hört gewöhnlich da auf, wo sie erst beginnen sollte, nämlich in der Ehe selber, zu der es gar oft nicht einmal kommt, obwohl sie dieselbe sich schuldig sind, weil sie nicht nur einfach, sondern sogar eidlich sich dieselbe versprochen haben. Wer ein Eheversprechen macht, der ist im Gewissen verbunden, es zu halten, und zwar doppelt, wenn er dasselbe beschworen hat; aber zu einem unlautern Leben in vieljähriger Bekanntschaft kann und darf Niemand sich eidlich nicht anheischig machen. Ein solcher Eid ist Sünde. Das gilt auch von den Eiden, welche Verschwörer wider Kirche und Staat, namentlich die Mitglieder geheimer Gesellschaften, z. B. des Freimaurerordens leisten. Anerkannter und nachgewiesener Maßen ist derselbe gegen Kirche und Staat, gegen Altar und Thron gerichtet, und darum von der Kirche sogar mit dem Banne belegt worden. Wie feierlich und entsetzlich deßhalb auch die Eide sein mögen, welche jene, die in den Freimaurerorden oder in eine andere geheime Gesellschaft sich aufnehmen lassen, schwören: sie sind doch durch dieselben nicht gebunden, weil sie dieselben überhaupt nicht hätten leisten sollen. Einen ungerechten Eid darf man weder schwören noch halten, und darum lobt der heilige Augustinus den David und nennt ihn gottesfürchtig, weil er das eidliche Versprechen, den Nabal zu tödten, nicht vollzog.

Die zweite nothwendige Eigenschaft des Eides ist, daß er recht, d. h. mit Ueberlegung und aus einem wichtigen Grunde geleistet werde. Man sündiget also durch Schwören, wenn man leichtsinnig

und ohne Noth schwört oder zum Schwören verleitet. Dieser Sünde machte einst Saul sich schuldig; denn als er gegen die Philister kämpfte, beschwor er das Volk: „Verflucht der Mann, der Speise ißt bis auf den Abend!“ Jonathas, der das nicht gehört hatte, aß etwas Waldhonig. Als Saul dieß erfuhr, that er nochmals einen und zwar ungerechten Schwur, daß Jonathas sterben müsse. Aber das Volk hatte Jonathas lieb und rettete ihn, über Saul aber blieb die Sünde eines unüberlegten Schwures. Dieselbe Sünde begehen auch heute noch Alle, die bei jeder Kleinigkeit, bei den unbedeutendsten Veranlassungen und Vorkommnissen des täglichen Lebens in eidliche Betheuerungen ausbrechen. Zwar ist es an und für sich nur eine läßliche Sünde, ohne Noth oder großen Nutzen, von der weltlichen Obrigkeit unaufgefordert zu schwören; aber es ist immerhin Sünde und doppelte Sünde, wenn das Beschworene nicht wahr ist. Ist es doch ein Zeichen von Unehrerbietigkeit gegen Gott, wenn er alle Augenblicke, bei jeder Bagatelle als Zeuge aufgefordert wird. Wer hätte wohl den Muth, seine Vorgesetzten und wohl gar den König bei jeder Kleinigkeit, bei jedem Streite mit seines Gleichen als Zeugen oder Schiedsrichter anzurufen? Wer häufig und ohne Ueberlegung schwört, der verliert zuletzt die heilige Scheu vor dem Eide und kommt dahin, daß er nicht nur außer, sondern auch vor Gericht in der Unwahrheit schwört. Die ihn umgeben und mit ihm verkehren, werden seine üble Gewohnheit sich aneignen und dann derselben Gefahr des Meineides sich aussetzen. Dürfen wir aber selber nicht ohne Noth schwören, dann dürfen wir auch Andere nicht dazu verleiten, indem wir sie ausdrücklich dazu auffordern oder durch ungegründetes und hartnäckiges Mißtrauen dazu anreizen. In diesem Falle theilen auch wir ihre Sünde.

Die größte Versündigung, bei der ich mich deßhalb am längsten aufhalte, über die ich mich ausführlicher verbreiten will, liegt im Mangel an der dritten Eigenschaft, welche der Schwur haben muß, im Mangel an Wahrheit. Der unwahre oder Meineid besteht darin, daß man eine lügenhafte oder zweifelhafte Aussage oder ein Versprechen, das man nicht zu halten gedenkt, beschwört, oder ein beschworenes Versprechen nachmals wirklich nicht hält. Was wir beschwören, muß wahr, muß gewiß sein, damit muß es uns Ernst sein, das müssen wir auch halten; sonst machen wir Gott zum Zeugen einer Lüge, und das ist eine Frechheit sonder Gleichen.

Darum ist auch der falsche Eid, besonders wenn er vor Gericht abgelegt wird, eine der allerschwersten Sünden. Warum? Das ist leicht einzusehen. Für's Erste spottet der Meineidige der Allwissenheit, Wahrhaftigkeit, Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes. Indem er schwört, sagt er: Gott ist mein Zeuge, daß die Sache sich so verhält. Wenn nun seine Aussage, sein Versprechen eine Lüge ist, was folgt daraus anders, als daß er Gott auffordert, eine Lüge bestätigen zu helfen? Wer von uns hätte wohl die Verwegenheit, einem angesehenen und rechtschaffenen Manne zuzumuthen, er möge mit ihm vor den Richter treten und sich mit ihm der Lüge theilhaftig machen, indem er feierlich die Unwahrheit als Wahrheit erkärt. Das aber wird Gott zugemuthet. Wie kann der Mensch zu einem solchen Frevel sich verstehen? Das ist nur möglich, wenn er annimmt, Gott habe keine Kenntniß von der Unwahrheit dessen, was er eidlich bestätiget. Damit aber leugnet er seine Allwissenheit. Thut er aber das nicht, dann muß er annehmen, Gott könne auch mit der Lüge sich befreunden, mache sich wenigstens nicht so viel aus derselben, und dann bestreitet er seine Wahrhaftigkeit und Heiligkeit. Will er aber auch das nicht, dann muß er wenigstens glauben, Gott werde ihn wegen eines solchen Frevels nicht strafen, obwohl er doch seine Strafe herausfordert, und das heißt die Gerechtigkeit Gottes leugnen. Immer greift der Meineidige die eine oder andere Eigenschaft Gottes, und weil die göttlichen Eigenschaften von seiner Natur nicht zu trennen sind, das göttliche Wesen selber an und fügt Gott die schwerste Unbild und schrecklichste Ungerechtigkeit zu.

So entsetzlich dieß ist, so kommt dazu noch ein zweiter Punkt, der mir noch entsetzlicher scheint. Der Meineidige sagt sich nämlich selber von Gott los und ruft dessen Rache auf sich herab. Das liegt ausdrücklich in vielen Eidesformeln, besonders in den verwünschenden: Ich will keinen Theil an Gott und am Himmel haben, Gott soll mich strafen, wenn dem nicht so ist. Dasselbe liegt auch in der bei der Eidesleistung üblichen Schlußformel: So wahr mir Gott helfe! Was will dieß sagen? Offenbar, wie jeder vernünftige Mensch gestehen muß, nichts anders als: Ich verzichte, wenn ich jetzt eine Lüge sage, für immer auf Gottes Beistand und Gnade und gebe alle Hoffnungen auf, zu denen das Christenthum mich berechtiget. Ja ich will von Gott nicht bloß verlassen und auf immer des Himmels beraubt sein, sondern ich überliefere mich auch seinen Strafgerichten und bin jeden Augenblick gewärtig, daß

er mich in die Hölle stürzt. So wahr mir Gott helfe! Ich sage mich, im Falle ich jetzt die Unwahrheit rede, von Gott los und übergebe mich seiner gerechten Rache. Meineidiger, überläuft es dich nicht eiskalt, gerinnt dir nicht das Blut in den Adern, wenn du diese Worte sprichst oder daran denkst, daß du sie gesprochen hast?

Endlich erhellt die furchtbare Schwere des Meineides noch daraus, daß dadurch das letzte Mittel, Treue und Glauben unter den Menschen zu erhalten, untergraben wird. Ohne Treue und Glauben kann die bürgerliche Gesellschaft nicht mehr bestehen; denn ohne sie ist kein Verkehr mehr möglich zwischen den Menschen. Dieser Verkehr wird vielfach beeinträchtigt durch jede Lüge, jede Lüge ist eine Sünde an der Menschheit, weil Treue und Glauben abgeschwächt werden. Wenn nun die Lüge noch durch einen Eid bekräftiget wird? Dann gibt es kein Mittel mehr, die Wahrheit in zweifelhaften Fällen auszukundschaften oder Jemanden an sein Versprechen fest zu binden. Nicht immer kann man durch den Augenschein sich überzeugen, nicht überall zuverlässige Erkundigungen einziehen, nicht Alles kann Schwarz auf Weiß abgethan werden, und was hilft selbst eine unterschriebene und gesiegelte Schrift, wenn der Verfasser sie nicht als die seinige anerkennt? Zur Erforschung der Wahrheit, zur Sicherstellung gegen Betrug und Hinterlist ist gar oft der Eid das einzige und letzte Auskunftsmittel. Wenn man auch dem nicht mehr trauen darf, dann muß man allseitiges Mißtrauen hegen und darf mit keinem Menschen sich mehr abgeben; man darf Niemanden mehr glauben, mit Niemanden mehr verkehren. Welch ein heilloser Zustand für die menschliche Gesellschaft! Und diesen Zustand hilft der Meineidige herbeiführen, und darum verdient er nicht mehr, der bürgerlichen Gemeinschaft anzugehören. Mit Recht stößt ihn deßhalb der Staat aus seiner Gesellschaft. Allenthalben wird der Meineidige nicht nur zur Zuchthausstrafe verurtheilt, sondern auch aller bürgerlichen Ehre verlustig erklärt. Er kann kein bürgerliches Amt mehr verwalten, keine öffentliche Ehrenstelle mehr bekleiden, und seiner Aussage wird nie mehr ein Gewicht beigelegt. Er ist gleichsam todt mitten unter den Lebendigen; er wird nicht mehr beachtet, nicht mehr gehört und nicht mehr geehrt. Die weltliche Gesetzgebung betrachtet den Meineid gewissermaßen als ein größeres Verbrechen als den Raub und Mord; denn auch einen Räuber und Mörder läßt sie noch schwören, einen Meineidigen aber nimmer. In früherer Zeit wurde er überdieß

noch durch Abhauung des Zeige- und Mittelfingers und selbst vor einigen Jahrzehnten noch mit öffentlicher Ausstellung auf dem Pranger gestraft.

Zu den Strafen des Staates hat auch die Kirche die ihrigen gefügt. Sie hat nämlich einen falschen Eid vor Gericht zu einem Reservatfall gemacht, d. h. unter jene Sünden gestellt, deren Loossprechung in unserer Diözese dem Bischofe vorbehalten ist. Ein gewöhnlicher Priester kann von dieser Sünde nur an einzelnen Tagen, sonst aber nur mit bischöflicher Bevollmächtigung absolviren. Aber ärger noch als alle bürgerlichen und kirchlichen Strafen sind jene Züchtigungen, womit Gott den Meineidigen hier und jenseits heimsucht. O, wie oft geht an den Meineidigen und Eidbrüchigen buchstäblich in Erfüllung, was wir beim Propheten Zacharias lesen. Derselbe erzählt nämlich: „Ich wandte mich um und erhob meine Augen und schaute, und siehe, da war eine fliegende Rolle. Und Gott sprach zu mir: Was siehst du? Und ich sprach: Ich sehe eine fliegende Rolle, ihre Länge ist 20 Ellen und ihre Breite 10 Ellen. Und er sprach zu mir: Das ist der Fluch, der ausgeht über das ganze Land; denn jeder Meineidige wird darnach gerichtet werden. Und ich will es ausführen, spricht der Herr der Heerschaaren; der Fluch soll kommen in das Haus des falsch in meinem Namen Schwörenden und er soll bleiben mitten in seinem Hause und es verzehren sammt seinen Steinen." Betrachten wir diese Worte näher! Gott droht also dem Meineidigen mit seinem Fluche. Dieser Fluch, worin besteht er? Offenbar in der gänzlichen Gottverlassenheit, in allem Unglücke, Unsegen und Jammer. Dieser Fluch nun soll den falsch Schwörenden treffen. O wehe, welch' eine furchtbare und unheilvolle Last, die dem Menschen sein ganzes Leben verbittern wird. Befraget die Erfahrung, und sie wird euch durch tausende von Beispielen bestätigen, wie der Meineidige unter diesem Fluche seufzet. Sie wird euch belehren, daß er um alle Ruhe, um allen Frieden gekommen ist, seitdem er Gott zum Zeugen einer Unwahrheit angerufen hat. Er hat sein Verbrechen vielleicht schon lange und aufrichtig gebeichtet, und dasselbe ist ihm auch vergeben worden; aber der Friede, wie ihn sonst eine wahre Buße bereitet, ist immer noch nicht zurückgekehrt; denn der Fluch liegt noch auf ihm, und ein stiller Wurm nagt an seiner Seele, den er nicht los werden kann vielleicht bis zum Tode. Neben diesem

Seelenleiden geht ein körperliches einher. Wie oft ist der Meineidige gerade um jene Hand gekommen, mit welcher er geschworen hat; wie oft sah er sich gerade der Schwurfinger beraubt, die durch Unfälle von der Hand getrennt wurden oder eiternd und brandig selbst abfielen; wie oft wurde er mit auffallenden Krankheiten heimgesucht, in denen er deutlich eine Strafe seines Frevels erkennen mußte! Für diese Behauptung könnte ich zehn Thatsachen für eine anführen; doch ich will euch damit nicht aufhalten, sondern in der Erklärung des angeführten Prophetenwortes weiter fahren. Nach demselben soll der Fluch nicht bloß den Meineidigen, sondern auch Alles treffen, was ihm angehört und mit ihm in Verbindung steht. Der Fluch, sagt Gott, soll kommen in das Haus des falsch in meinem Namen Schwörenden. Auf wie lange denn? Etwa nur vorübergehend, für einige Tage, Wochen oder auch Jahre? Ach nein; „er soll bleiben," sagt Gott. Er soll sich also festsetzen, um nimmer dasselbe zu verlassen, bis es zerstört ist. Aber, wenn der Falschschwörende es nicht mehr bewohnt, wenn er bereits gestorben ist, wird dann der Fluch nicht aufhören? Nein, er soll bleiben mitten im Hause. Warum denn mitten im Hause? Damit er nach allen Seiten hin sich ausbreiten, damit er alle Theile desselben durchdringen könne. Also Fluch im Erdgeschosse, Fluch in den oberen Gemächern, Fluch im Keller und Fluch auf dem Boden, Fluch in der Scheune und im Stalle, Fluch im Wohnzimmer und in den Nebengebäuden! Geliebte Zuhörer! Habt ihr noch nichts gehört von gewissen Häusern und Anwesen, über denen ein eigenthümlicher Unstern waltet, auf denen kein Besitzer sich halten kann, auf denen nichts vorwärts zu bringen ist, und fast jeder noch der Gant entgegengegangen ist? Wir dürfen zwar nicht voreilig und lieblos urtheilen; aber sieht es nicht aus, als ob da der Fluch sich mitten in einem solchen Hause bleibend niedergelassen habe, jener Fluch, der für den Meineid bestimmt ist? War etwa ein Meineidiger einmal Eigenthümer dieses Anwesens, und muß dasselbe nun von Grund aus zerstört werden? Der Fluch soll ja ein solches Haus zerstören, sein Holz sammt seinen Steinen. Beachtet diese Worte wohl! Sein Holz sammt seinen Steinen! Eine Feuersbrunst reicht also zur Vertilgung eines solchen Hauses noch nicht hin; denn das Feuer bezwingt wohl das Holz, nicht aber die Steine. Auch diese müssen zerstört werden, ein außerordentliches Ereigniß muß also eintreten, wenn der Fluch von dieser Stätte weichen soll.

Wenn nun das so ist, was wird dann mit den Angehörigen des Meineidigen geschehen, mit seinen Kindern und Untergebenen? Nehmen etwa auch diese Theil am Fluche? Allerdings, wenn sie in dem ganz vom Fluche erfüllten Hause wohnen. Es ist entsetzlich zu sagen; aber es ist leider wahr: Die Sünde des Meineides müssen gar oft auch Kinder und Kindeskinder noch büßen. Mir selbst ist ein Fall bekannt geworden, in dem alle Kinder eines solchen Frevlers stumm geboren sind. Was die Zunge des Vaters sündigte, das mußte die Zunge der Kinder sühnen durch lebenslängliche Stummheit. In der Nähe eines Meineidigen ist also nicht gut sein, vor ihm muß uns grauen, weil sein Fluch leicht auch uns erreichen kann. Seht da, wie die Drohung des Prophetenwortes in Erfüllung geht, wie Gott die falsche Anrufung seines Namens mit den ärgsten zeitlichen Strafen belegt.

Und dennoch wird dieser Frevel immer häufiger und allgemeiner, wie die Berichte über die Schwurgerichtssitzungen in den öffentlichen Blättern Tag um Tag bezeugen! Finden wir nicht unter der Zahl der Abzuurtheilenden in allen Kreisen bei jedem Schwurgerichte immer auch Einige, die des Meineids angeklagt sind? Und, o du heiliger Gott! wie niedrig und eitel sind die Beweggründe, durch welche sie dazu sich verleiten ließen? Um die ganze Welt sollte man keinen falschen Eid schwören, und seht, es finden sich Menschen genug, die um einige Thaler, um eine Spanne Erde sich dazu verstehen. Ich habe vor mehreren Jahren ein 70jähriges Weib verurtheilen sehen, die um 1 fl. 12 kr. falsch geschworen hatte. Und wie viele Eide, die falsch sind, kommen gar nie auf, in wie vielen Fällen muß die irdische Gerechtigkeit zu einer zweifelhaften falschen Aussage die Augen zudrücken, während Gott sie als wirklichen Meineid strafen wird, ohne auf die thörichten Ausreden zu achten, womit derselbe entschuldiget werden soll.

Eitel ist die Ausrede, man habe durch den falschen Eid Niemand geschadet, ja dadurch vielleicht einem Unglücklichen aus schwerer Verlegenheit geholfen. Aber hat man denn nicht Gott zum Zeugen einer Lüge machen wollen, und ist das nicht ein arger Frevel? Wenn du den Gekreuzigten mit Füßen trittst, wirst du dich damit entschuldiget halten, daß du sagst, du habest Niemanden geschadet, oder wenn du Einen tödtest, um Einem Andern zu seiner Erbschaft zu verhelfen, wirst du dich dann vom Morde rein waschen mit der Behauptung, daß du ihm aus großer Verlegenheit geholfen habest?

Eitel ist die Ausrede, daß man nicht wirklich habe schwören wollen, daß man sich nur so gestellt habe; denn da soll der Meineid mit einer andern Sünde, mit der Heuchelei entschuldiget werden. Weil man dir nicht in's Herz sehen kann, eben darum läßt man dich schwören und du sagst: Ich habe falsch geschworen, weil man mir nicht in's Herz gesehen hat. Nein, wer einmal schwört, der muß die Wahrheit sagen oder falsch schwören, — einen anderen Ausweg gibt es nicht. Eitel ist die Ausrede, daß man die Worte in einem andern Sinn genommen habe; denn wer schwört, der muß offen und gerade, nicht aber zweideutig und doppelsinnig reden, so verlangt es die Religion und die Gesellschaft. Eitel sind auch alle anderen Ausflüchte, wie sie immer lauten mögen und die oft geradezu thöricht und lächerlich sind. So kam es schon vor, daß der Schwörende, während er die rechte Hand aufwärts streckte, die linke abwärts hielt, weil er meinte, daß dann der Eid nicht giltig sei, indem er mit der linken widerrufe, was er mit der rechten beschwöre; das ist, verzeiht mir den Ausdruck, Eselei. Ein Freund hat mir erzählt, daß Einer zu einem falschen Schwur entschlossen war, so lange bis man ihm befahl, seine Schuhe auszuziehen, und die umgekehrt angezogenen Strümpfe recht anzuziehen. Der Einfaltspinsel hatte nämlich den Wahn, daß ein falscher Eid erlaubt sei, wenn man in den umgekehrten Strümpfen stehe. Das ist eine riesige Dummheit, und dumm wird der Mensch, so oft er Ausflüchte für die Sünde sucht. Allein diese Thorheit entschuldiget nicht vor Gott und schützt nicht gegen seine Strafe.

Wenn aber die Strafe des allheiligen und allgerechten Gottes den Meineidigen schon hienieden so arg trifft, was wird es erst jenseits sein? Welche Strafen mögen im jenseitigen Leben darauf gesetzt sein, wenn dieser Frevel auf dieser Welt nicht gebüßt, sondern von Beicht zu Beicht und durch's ganze Leben, vielleicht auch auf dem Todbette verschwiegen wird, weil man die Rückerstattung und den Schadenersatz scheut, zu dem man in Folge des falschen Eides verpflichtet ist? Dadurch hat man vielleicht das Eigenthum des Nächsten sich angeeignet, eine Schuld abgeleugnet, einen ungerechten Prozeß gewonnen, von einer Alimentations- oder anderen Pflicht sich weggeschworen oder Andere in Strafe und üblen Ruf gebracht. Das Alles muß ersetzt werden, und die Furcht vor diesem Ersatze schließt Manchem in der Beicht den Mund und läßt ihn meineidig vor Gottes Richterstuhl treten. Welch ein grauenvoller Tod, welch

ein schauerliches Gericht muß das sein, wie verzweiflungsvoll muß für einen Meineidigen die Hölle werden! Wie, ist es denn vernünftig, der ärgsten Höllenqual sich lieber Preis zu geben, als das kleinere und zeitliche Uebel des Ersatzes auf sich zu nehmen, zumal, wenn derselbe, soweit es geschehen kann, heimlich, ohne Preisgebung seines Namens und seiner Ehre erfolgen darf?

Sollte dennoch so ein Unglücklicher unter uns sein, dann möge er wenigstens das kleinere statt des größeren, das irdische für das ewige Uebel wählen und Buße thun, so hart und schwer sie sein mag. Er leidet doch nur eine Zeit lang, er kann aber doch, so ungeheuer seine Sünde ist, durch Buße den schwer beleidigten Gott wieder gewinnen und zu seiner Anschauung und zur ewigen Seligkeit gelangen. Amen.

Fünfte Predigt.

Begriff und Werth des Gelübdes.

„Gelobet und haltet's dem Herrn, euerem Gott!"
Ps. 75, 12.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

Durch das wunderbar vermehrte Brod, das die Fünftausend essen, will uns die heilige Kirche unstreitig erinnern an jenes geheimnißvolle Brod, das auch wir jetzt, da Ostern, das Hauptfest des Christenthums, nahe ist, genießen sollen, und das uns stark und rüstig machen soll, damit wir in Zukunft auf dem Heilswege ausharren und nicht mehr erliegen, bis wir die himmlische Heimath erreicht haben. Für das Fasten, das wir in diesen Wochen üben, sollen wir entschädiget werden durch eine Speise geistiger Art, durch ein himmlisches Brod, durch den Genuß des gottmenschlichen Fleisches und Blutes. Wie sollen wir da trachten, dieser kostbaren Speise, soviel es in unserem Vermögen liegt, uns würdig zu machen gleich der Volksschaar dort in der Wüste, die gesättiget wird, weil sie dem göttlichen Heilande nachgefolgt ist und sein belehrendes und mahnendes Wort vernommen hat! Möchten auch wir ihm nachfolgen auf allen Wegen und nie mehr von ihm uns trennen lassen, möchten wir ihn festhalten als König unseres Herzens und sorgen, daß er nimmer uns entweicht, er, der so gerne bei uns sein will, wenn wir nur nicht selber absichtlich und boshaft ihn aus unserem Herzen stoßen. Dem Volke dort entrang er sich und floh ganz allein auf den Berg, weil es ihn nur als Brodkönig begehrt hatte. Darum wandte sich aber dieses Volk auch selber von ihm ab, als er nachmals als König der Schmerzen ihm vorgeführt wurde. Wir wollen ihn nicht als König, schrieen sie dem Pilatus zu; denn wir haben

keinen König als den Kaiser. Waren sie ihm ja, wie der Evangelist ausdrücklich bemerkt, nur nachgefolgt um der Wunder willen, die er an den Kranken wirkte. Theils hatte die Neugierde, theils die Noth sie ihm zugeführt; nachdem er aber ihnen geholfen, sie gespeiset, getröstet und geheilt hatte, da dachten sie seiner nicht mehr, ja sie verachteten ihn sogar, da er im Kleide der Schmach ihnen vor Augen geführt wurde. Undankbares, abscheuliches Volk!

Ja undankbares, abscheuliches Volk! hallt es wieder, als ob Israel diesen Vorwurf zurückgeben wollte. Wieso? Findet sich etwa auch unter Christen ähnlicher Undank? Mit tiefer Beschämung muß ich Ja sagen, und ihr müsset demselben zustimmen, wenn ihr denket an so Viele, die Gott nur kennen in der Noth, ihn aber verachten, sobald geholfen ist. Wie viele erheben ihre Hände, knieen hin an den Altären, machen Versprechungen und Gelübde und betheuern für alle Zeiten ihre Anhänglichkeit und Liebe; aber sind ihre Sorgen gehoben, sind ihre Leiden ihnen abgenommen, sind sie herausgerissen aus ihren Bedrängnissen, dann wissen sie weder von Gott noch von ihren Gelübden mehr, dann fangen sie vielleicht an, ihn ärger zu beleidigen, als jemals. Und doch ist man schuldig, die Gelübde zu halten, die man gemacht hat, wenn man nicht den Namen Gottes verunehren und wider das zweite Gebot sündigen will. Zu den bereits betrachteten Sünden wider dieses Gebot kommt also auch noch die Sünde unerfüllter Gelübde. Doch ehe wir davon sprechen, müssen wir uns zuvor über das Wesen und die Bedeutung des Gelübdes verständigen, und deßhalb handeln wir heute vom **Begriffe** und vom **Nutzen** der **Gelübde**. Ich beginne im Vertrauen auf den Beistand dessen, der die Hungernden in der Wüste wunderbar speiste, der uns brechen möge das geistige Brod, das Wort des Lebens, das aus dem Munde Gottes kommt.

I.

Gelübde kommt her von geloben, und dieß Wort heißt Etwas versprechen. Ein Gelübde ist demnach ein freiwilliges und wohl überlegtes, Gott gemachtes Versprechen, etwas ihm Wohlgefälliges zu thun. Ich nenne es vor Allem ein Versprechen und unterscheide es dadurch vom bloßen Wunsche und Vorsatze. Auch der festeste Vorsatz, irgend etwas zu thun oder zu meiden, ist an und für sich noch kein Versprechen. Wer in einer Krankheit sagt: Wenn ich wieder gesund werde, so will ich Gott besser dienen oder fleißiger die Kirche besuchen, der hat dem Wortlaute nach noch kein Ge-

lübde gemacht, weil in diesen Worten wohl ein Vorsatz, aber keine Gott gegenüber eingegangene Verbindlichkeit ausgesprochen ist. Anders aber verhält sich die Sache, wenn er sagen würde: Gott schenke mir die Gesundheit wieder, und dann will ich täglich die heilige Messe anhören! Mit diesem Worte hätte man sich zur täglichen Anhörung der heiligen Messe verpflichtet, für den Fall, daß die erbetene Genesung von Gott gewährt wird. Wer so spricht, der schließt gleichsam einen Vertrag mit Gott und verbindet sich, für die Wohlthat der Genesung eine Gegenleistung zu üben. Kommt er dieser nicht nach, dann begeht er eine Sünde. Der Unterschied zwischen einem Vorsatze und Gelübde besteht also darin, daß man beim Gelübde sich zur Erfüllung seines Versprechens unter einer Sünde verpflichtet, was beim Vorsatze nicht der Fall ist. Haben wir uns demnach etwas Gutes zu thun vorgenommen, ohne daß wir im Falle der Unterlassung uns einer Sünde schuldig machen wollten, dann ist das nur ein Vorsatz, nicht aber ein Gelübde gewesen.

Ein Gelübde ist, wie ich schon gesagt habe, ein freiwilliges Versprechen, es muß aus freiem Antriebe, aus freier Entschließung, frei von Furcht, Zwang, Irrthum oder falscher Voraussetzung abgelegt werden. Die Verbindlichkeit der Gelübde, sagt der heilige Thomas, entsteht aus dem eigenen, freien Willen. Wenn also ein Kind geloben würde, daß es in's Kloster gehen wolle, weil sein Vater es durch grobe Mißhandlungen oder durch heftige Androhungen der Enterbung oder gar des Todes dazu genöthigt hätte, dann wäre dieß kein Gelübde zu nennen, weil da der freie Wille beeinträchtigt war. Dasselbe gilt, wenn Jemand eine Wallfahrt gelobt hätte an einen Ort in der Meinung, es seien nur zwanzig oder dreißig Stunden dahin, während sich herausstellt, daß hundert Stunden nicht zureichen. Hier kann von keinem Gelübde die Rede sein, weil das Versprechen der Wallfahrt unter einer irrigen Voraussetzung gemacht worden ist. Ebenso wäre es, wenn Eltern ohne Wissen und Willen ihrer Kinder geloben, daß dieselben im jungfräulichen Stande bleiben, geistlich werden oder eine Wallfahrt oder sonst etwas verrichten sollen. Die Kinder sind da, falls sie nicht später zugestimmt haben, keineswegs schuldig, diese Versprechen der Eltern zu halten; denn Niemand kann für einen Andern Etwas geloben, sondern das muß Jeder selber thun, weil das Gelübde ein freiwilliges Versprechen ist

Ja, das ist doch noch nicht genug, es muß auch ein wohlüberlegtes Versprechen sein, das man nicht in einer zu schnellen, zu heftigen Aufregung des Gemüthes, sondern mit klarem Bewußtsein und derart beschaffener Ueberlegung macht, daß sie zur Begehung einer Todsünde hinreichend ist. Es muß mit Ueberlegung und Vorbedacht abgelegt werden, man muß die Verbindlichkeit kennen, die man übernehmen will; denn man kann nicht voraussetzen, daß Jemand sich eine Verpflichtung auflegen will, die er nicht hinlänglich kennt. Es genügt aber eine solche Kenntniß und Ueberlegung, wie sie zu einer Todsünde hinreicht; denn wer sich dem Feinde Gottes hinzugeben fähig ist, der kann sich auch Gott weihen. Die Ueberlegung, die gefordert wird, schließt natürlich auch alle jene Versprechen aus, die thöricht wären, weil sie mit den Pflichten des Standes, mit den Anforderungen der gesunden Vernunft sich nicht vertragen. So wäre es offenbar thöricht, wenn eine Hausmutter geloben würde, daß sie den ganzen Vormittag in der Kirche zubringen will, oder ein Dienstbote, daß er täglich mehrmals sich geißeln oder zur Buße einen Strick um den Hals tragen wolle. Von einem derartigen Gelöbniß gelten die Worte der heiligen Schrift: „Ein thörichtes Gelübde mißfällt Gott!“ Ihm wird ja das Gelübde gemacht; darum habe ich ein Gott gemachtes Versprechen genannt. Das Gelübde ist ein Akt der Gottesverehrung oder Anbetung; deßhalb kann man nur Gott etwas geloben. Machen wir nichtsdestoweniger auch den Heiligen, namentlich der allerseligsten Jungfrau Gelübde, dann nehmen wir sie eigentlich nur zu Zeugen und Vermittlern, wir geloben Gott, aber zur Ehre der Heiligen, wie wir auch zur Ehre der Heiligen Tempel und Altäre errichten, die im Grunde doch Gott gehören, den wir in und mit diesen Heiligen ehren wollen.

Aus dem bisher Gesagten, namentlich aus dem Umstande, daß wir unser Gelübde Gott darbringen, folgt von selbst, daß wir nur etwas ihm Wohlgefälliges geloben dürfen. Ausgeschlossen bleibt Alles, was Sünde ist. Wenn Jemand geloben würde, daß er die Hälfte des Ertrages eines Diebstahls zu guten Zwecken verwenden oder daß er eine bestimmte Anzahl von Messen wolle lesen lassen, wenn er einen ungerechten Prozeß gewinne, der würde Gott keine Freude bereiten, sondern ihn beleidigen. Ausgeschlossen sind sodann alle jene Handlungen, die an und für sich gleichgiltig sind, z. B. Essen, Spazierengehen und dergleichen. Wer etwa Gott versprechen

wollte, daß er um elf statt um zwölf Uhr essen, um drei statt um fünf Uhr spazieren gehen wolle, der hätte offenbar kein Gelübde gemacht, weil es hier um ganz gleichgiltige Dinge sich handelt, die an und für sich weder gut noch böse sind. Würde aber ein solches Versprechen gemacht wegen gewisser Nebenumstände, weil man dadurch einer Gelegenheit zur Sünde ausweichen, mit einer gewissen Person nicht mehr zusammentreffen, zu gewissen Reden, Spielen und andern gefährlichen Dingen sich nicht mehr verleiten lassen will, dann wäre es allerdings Gott wohlgefällig und müßte als Gelübde gelten. Ausgeschlossen sind endlich alle jene Handlungen, die geringer sind als ihr Gegentheil. Wer dazu sich verpflichten würde, der würde sich ja den Weg abschneiden zu einer vollkommenen Handlung. Offenbar ist es besser, die Jungfräulichkeit zu bewahren, als in den Ehestand einzutreten. So spricht es bestimmt der heilige Paulus aus in den Worten: „Wer seine Tochter verheirathet, thut wohl; wer sie nicht verheirathet, thut besser." Wenn nun Jemand das Gelöbniß machte, daß er heirathen wolle, dann würde er offenbar Etwas versprechen, was geringer als das Gegentheil, nämlich als der Stand der Jungfräulichkeit wäre, würde also die Möglichkeit zu höherer Tugendübung sich benehmen. Darum kann so ein Versprechen nicht als Gelübde gelten, weil dadurch Gott nicht geehrt wird. Dasselbe wäre der Fall, wenn Jemand gelöbnißweise sich verpflichten wollte, nie in's Kloster zu gehen. Das Ordensleben steht höher, als das Leben in der Welt; darum kann man wohl jenes, nicht aber dieses zum Gegenstande eines Gelübdes machen. Was wir versprechen, muß Gott wohlgefällig sein, muß zu seiner größern Ehre gereichen und darf uns deßhalb nie von vollkommenen Werken abhalten. Es soll zudem eine freigestellte Sache, nicht aber eine Handlung sein, zu der wir ohnehin schon durch unsern Stand oder durch ein Gebot verpflichtet sind. So ist es Gewissenspflicht, am Sonntage einer heiligen Messe beizuwohnen und am Freitage vom Fleischessen sich zu enthalten. Das brauchen wir nicht erst zu geloben, dazu sind wir ohnehin verbunden. Dagegen ist es uns freigestellt, ob wir an Werktagen die heilige Messe hören, eine Wallfahrt machen, ein Opfer bringen, an gewissen Tagen den Rosenkranz beten, das heilige Meßopfer für uns oder Andere darbringen lassen wollen oder nicht. Diese Werke können denn auch Gegenstand eines Gelübdes werden. Indessen kann nach der gewöhnlichen Annahme auch etwas Gebotenes, z. B. die Vermeidung

einer Sünde Gott durch ein Gelübde versprochen werden. Man kann ja durch mehrfache Gründe zu ein und derselben Handlung sich verpflichtet halten und folglich, was man sich, dem Nächsten oder Gott ohnehin schuldet, Gott noch eigens und durch einen freien Act angeloben. Man kann ferner rücksichtlich einer schon gebotenen Handlung sich in der Stimmung befinden, daß man sie zur Ehre Gottes auch dann verrichten würde, wenn sie nicht geboten wäre. Eine gebotene Handlung, zu der wir aus diesem Gesichtspunkte uns auch noch durch ein Gelübde verpflichten, wird dadurch zweifelsohne Gott noch wohlgefälliger, weil wir nicht bloß aus Zwang, sondern mit freiem Willen handeln. So muß allerdings der dem Trunke Ergebene das Wirthshaus als nächste Gelegenheit zu seiner Sünde ohnehin schon meiden; allein wenn er dieß auch noch gelobt, dann gibt er zu der ihm obliegenden Pflicht seine freie und volle Zustimmung und verspricht sicherlich, was Gott angenehm ist. Aus diesem Grunde reden wir auch von einem Taufgelöbnisse, obwohl das, was wir versprechen, ohnehin unsere Pflicht ist. Wir legen aber doch ein Gelübde ab insoferne, weil wir unsere freie Zustimmung zu dem geben, was uns schon obliegt, d. h. insoferne wir gleichsam sagen: Wenn das, wozu wir uns in der Taufe verpflichten, auch nicht geboten wäre, dann würden wir es Gott zu Liebe dennoch halten.

Wir sind nun, wie ich denke, darüber im Reinen, was ein Gelübde ist. Es ist ein freiwilliges, wohlüberlegtes und Gott gemachtes Versprechen, Etwas ihm Wohlgefälliges zu thun, das jedenfalls besser ist, als das Gegentheil. Wollen wir nun auch die Arten desselben kennen lernen! Man unterscheidet vor Allem persönliche und sachliche Gelübde. Persönliche sind solche, wodurch wir einen persönlichen Dienst, eine persönliche Handlung versprechen, z. B. die Keuschheit für immer zu beobachten, eine gewisse Abtödtung zu üben, ein Spiel zu meiden. Diese Gelübde können nur durch die gelobende Person selbst verrichtet, nicht aber einer andern übertragen werden. Sachliche Gelübde dagegen sind diejenigen, durch welche wir eine uns zugehörige, äußere Sache zur Ehre Gottes zu verwenden versprechen, z. B. Armen ein Almosen zu geben, eine fromme Stiftung zu machen, kirchliche Geräthschaften anzuschaffen. Solche Gelübde können auch durch Andere erfüllt werden, und zu ihrer Entrichtung sind die Erben des Gelobenden sogar verpflichtet. Besteht ein Gelübde in einer persönlichen Leistung

und in der Darbringung einer Sache zugleich, z. B. eine Wallfahrt und ein Opfer am Gnadenorte, dann nennt man sie gemischte. — Eine andere Eintheilung ist die in bedingte und unbedingte. Geloben wir nämlich etwas nur unter einer bestimmten Voraussetzung, bedingungsweise, wenn dieß oder jenes geschieht, dann ist das Gelübde bedingt. Unbedingt aber heißt es, wenn wir es für alle Fälle versprechen. Weiter unterscheidet man lebenslängliche und zeitliche Gelübde. Versprechen wir Gott Etwas für die Dauer unseres Lebens, dann heißt dieß ein lebenslängliches, auch ewiges Gelübde. Verpflichten wir uns nur für eine bestimmte Zeit, für einige Wochen, Monate oder Jahre, dann nennt man es ein zeitweiliges Gelübde. Endlich redet man noch von feierlichen und von einfachen Gelübden. Ein feierliches Gelübde ist jenes, welches mit öffentlicher Zustimmung und Gutheißung der Kirche angelegt wird, wie es bei den Ordensleuten der Fall ist oder bei Empfang der höheren Weihen. Jedes andere Gelübde dagegen, das Jemand für sich eingeht, heißt ein einfaches. Verpflichtet ein einfaches schon, dann verpflichtet ein feierliches gleichsam doppelt. Doch ehe von dieser Verpflichtung die Rede sein kann, muß erst dargethan werden, daß Gelübde überhaupt zulässig sind.

II.

Ihr wisset ja, daß die Gelübde ihre Gegner haben, die sie nicht etwa für unnütz und unverdienstlich, sondern geradezu für sündhaft erklärt haben. Jene Männer, die vor dreihundert Jahren den traurigen Anstoß zur unseligen Glaubensspaltung in Deutschland gaben, haben fast sammt und sonders Gelübde abgelegt gehabt, die Klostergelübde der Armuth, Keuschheit und des Gehorsames; aber sie haben sich davon wieder losgemacht, das freiwillig übernommene Joch abgeschüttelt mit der Behauptung, daß sie Unrecht gethan haben, dasselbe auf sich zu nehmen. Nun ja, diese Behauptung ist begreiflich, wenn man weiß, daß sie nicht bloß gegen ihre geistlichen Obern, sondern gegen das Oberhaupt der Kirche sich auflehnten und nichts Eiligeres zu thun wußten, als sich Weiber zu nehmen. Man mußte für solche Schritte ja doch eine Ausrede suchen; denn sonst hätte man keine Antwort gehabt auf den Vorwurf: Warum heirathest du, da du doch lebenslängliche Keuschheit gelobt hast? Diese Ausrede fand sich denn auch leicht, nachdem man einmal den Grundsatz aufgestellt hatte: Der Glaube allein, ohne die Werke macht selig. Da braucht der Mensch

nur zu sagen: Herr Jesus! ich glaube fest, daß du schon Alles für mich gethan hast, um es mir recht bequem zu machen. Was soll ich mich also quälen mit lebenslänglicher Keuschheit, wozu durch Gelübde mich zu guten Werken verpflichten? Aus lauter Hochachtung vor dir will ich vielmehr die Hände in den Schooß legen und mich in gar keiner Weise plagen, weil ich dir ohne Zweifel dadurch die größte Freude mache. Ich müßte fürchten dich zu betrüben, wenn ich auch gute Werke üben wollte; denn das käme heraus, als wenn ich dein Erlösungswerk erst fertig machen müßte, das doch ohnehin so vollkommen ist, daß ich durch alle Sünden es nicht erschöpfen kann. Also fort mit den Gelübden, die unnütz, ja sogar sündhaft sind, weil sie einen Mangel an Vertrauen auf Christi Werk in sich schließen. So lautet das Raisonnement der Glaubensneuerer, und damit setzten sie über ihre gebrochenen Gelübde sich hinweg. Doch dabei ist nur zu bedauern, daß sie dazu die heilige Schrift allzeit im Munde führten, aus der sie ihr lauteres Evangelium zu beweisen suchten. Die heilige Schrift aber redet den Gelübden nicht nur das Wort, sondern stellt sie auch als nützlich und verdienstlich dar.

Gelobet, sagt sie, und haltet's dem Herrn, euerm Gott. Sie erzählt von Jakob, der ein Gelübde machte und sprach: „Wenn Gott mit mir ist und ich wieder glücklich in meines Vaters Haus komme, dann soll der Herr mein Gott sein, und ich will von Allem den Zehenten opfern." Und Gott nahm das Gelübde an und bewies durch die besondere Sorgfalt und den Schutz, welchen er Jakob angedeihen ließ, wie angenehm dasselbe ihm war. Ebenso gelobte Anna, Samuels Mutter, ein Gelübde und sprach: „Herr der Heerschaaren, wenn du mein gedenkest und mir einen Sohn gibst, so will ich ihn dem Herrn geben alle Tage meines Lebens." Der Herr nahm das Gelübde wohlgefällig auf und schenkte ihr, der bisher Unfruchtbaren, einen Sohn, den nachmaligen Hohenpriester Samuel. Will man etwa einwenden, daß Gott nur im alten Bunde die Gelübde gebilliget hat, dann weise ich hin auf die allerseligste Jungfrau, die das Gelübde der Jungfräulichkeit abgelegt hat, wie die heiligen Väter mit Recht aus der Verwunderung schließen, womit sie die Botschaft des Engels vernahm, daß sie einen Sohn gebären solle. Hat etwa Gott dieß Gelübde mißfallen? Im Gegentheile; denn gerade dadurch hatte sie sich in den Stand gesetzt, eine Jungfrau zu sein, aus welcher der Emanuel geboren werden

sollte. Ein Gelübde hat auch der heilige Paulus gemacht; denn es heißt von ihm: „Zu Cäsarea ließ er sich das Haupt scheeren, weil er ein Gelübde hatte." Dieses Abscheeren des Haupthaares war die letzte Ceremonie bei Erfüllung eines Gelübdes.

Im Widerspruche mit der heiligen Schrift, stehen die Glaubensneuerer als Gegner der Gelübde auch im Widerspruche mit der Tradition und Lehre der Kirche. Allzeit hat man von den frühesten Zeiten her Gelübde nicht blos für erlaubt, sondern auch für verdienstlich gehalten. Die heiligsten Männer, sagt der große Papst Gregor, haben sich durch fromme Gelübde dem Herrn verbunden, sie haben sich auf solche Weise gleichsam gefesselt mit den Banden der Zucht Gottes, auf daß sie mit ihrem Geiste weniger nach Außen herumschweifen und inniger im Gebete leben könnten Darum hat die Kirche die Gelübde stets gebilliget und in Schutz genommen, nicht nur gegen die Irrlehrer des 16. Jahrhunderts, sondern auch gegen den Irrlehrer Michael von Molinos, der im 17. Jahrhunderte aufstand und behauptete, die Gelübde seien der Vollkommenheit hinderlich, weil man nicht frei, sondern nur gezwungen handle. Dieser Satz wurde verdammt und mit Recht; denn wie sollte der nicht frei handeln, der freiwillig seine Freiheit einschränkt? Er konnte ja, was er gelobte, auch unterlassen; es stand ihm frei, sein Gelübde zu machen oder nicht. Wie sehr Gott Gelübde gefallen, das bezeugen tausend und aber tausend Beweise, ich meine jene Gedächtniß- oder Votivtafeln, die ihr namentlich an Gnadenorten angebracht findet, fast regelmäßig mit der Unterschrift: Et voto, d. h. in Folge eines Gelübdes. Diese Tafeln stellen in Wort und Bild die verschiedensten Nöthen und Gefahren, Aengsten und Bedrängnisse dar, die Gott entfernt hat wegen eines Gelübdes, das ihm gemacht wurde. Wie kann man also Gelübde tadeln, da die Erfahrung aller Jahrhunderte für ihren Werth und Nutzen spricht und durch zahlreiche Wunder das Wohlgefallen Gottes an ihnen bestätiget?

Was wir in Folge eines Gelübdes thun, das hat, wie der heilige Thomas auseinandersetzt, aus einem dreifachen Grunde einen höheren Werth, als dasselbe Werk ohne Gelübde. Das Gelübde ist ein Akt der Anbetung oder der Gottesverehrung. Was wir also gelübdeweise thun, das geschieht nicht aus Gewohnheit, aus natürlicher Neigung, sondern in der Absicht, Gott zu ehren. Je reiner und besser nun die Absicht bei einem Werke ist, desto vor-

züglicher wird dasselbe. So ist die Jungfräulichkeit als sittliche Tugend Gott auch an sich wohlgefällig; aber wenn sie klar und entschieden Gott geweiht wird, was durch das Gelübde der Keuschheit geschieht, dann erhält sie noch einen besonderen Werth. Deßhalb sagt der heilige Augustin: Die Jungfräulichkeit selbst steht nicht darum in Ehren, weil sie Jungfräulichkeit ist, sondern darum, weil sie Gott geweiht wurde. Durch das Gelübde wird ein Werk auch noch zu einem Opfer, wodurch wir ausdrücklich Gottes Hoheit anerkennen und das Werk erhöhen.

Ein zweiter Vorzug des Gelübdes besteht darin, daß wir Gott mehr darbringen, als derjenige, der etwas ohne Gelübde thut. Dieß gilt namentlich von den lebenslänglichen Gelübden. Wer ohne Gelübde gehorsam ist, der bringt Gott wohl einzelne Akte des Gehorsames dar, hat sich aber das Vermögen, anders zu handeln, noch immer zurückbehalten; wer aber den Gehorsam gelobt hat, der opfert ihm nicht blos die einzelnen Handlungen seines Gehorsames, sondern auch seinen Willen, also das Vermögen, die Fähigkeit, zu gehorchen oder nicht zu gehorchen, auf. Der heilige Anselm versinnbildet das in einem Gleichnisse. Wer etwas gelobt, sagt er, gleicht einem Menschen, der einem andern nicht bloß die Früchte eines Baumes, sondern den Baum sammt den Früchten schenkt. „Gleichwie," so lauten seine Worte, „derjenige, welcher einem Freunde einen Baum sammt den Früchten schenkt, diesem eine größere Gabe gibt, als wenn er ihm nur die Früchte gäbe und den Baum behielte, so gibt derjenige Gott ein größeres Geschenk, der ihm ein gutes Werk und dazu auch die Freiheit, anders zu handeln, schenkt, als wenn er ihm nur das gute Werk aufopferte, die Freiheit aber für sich behielte." Wer zu einem Werke durch ein Gelübde sich verbindet, der gibt Gott nicht nur die Zinsen, sondern auch das Capital.

Dazu kommt noch ein dritter Vorzug der Gelübde, und dieser besteht in der Befestigung unseres Willens. Wir nehmen uns ein Werk nicht bloß vor, sondern wir verpflichten uns auch zu demselben. Unser Wille muß also fester dazu entschlossen sein. Wem diese Festigkeit fehlt, der wird wohl Vorsätze, aber keine Gelübde wagen. Je entschiedener nun unser Wille ist, desto verdienstlicher ist auch die daraus hervorgehende Handlung, gleichwie ein Werk sündhafter ist, je fester der Entschluß dazu gewesen ist. Mag sein, daß hie und da der Wille wieder schwach und wankend wird, daß

mancher Gelobende sich der Gefahr aussetzt, seinem Versprechen untreu zu werden, so folgt daraus doch keineswegs, daß man überhaupt nicht geloben soll. Nicht wegen der Gefahr des Mißbrauches muß das Gute unterlassen werden. Da müßten wir auch aufhören zu beten und das Wort Gottes zu hören; denn auch da können wir sündigen; da müßten wir überhaupt jedes gute Werk unterlassen, weil wir allenthalben der Sünde ausgesetzt sind. Wie thöricht wäre es aber, eine solche Behauptung aufzustellen? So ist es auch thöricht, den Werth der Gelübde zu bestreiten. Nein, gelobet nur; aber haltet auch, was ihr dem Herrn, euerm Gott, versprochen habt. Gott selbst wird dann einst euer überaus großer Lohn sein. Amen.

Sechste Predigt.

Verbindlichkeit der Gelübde.

„Meine Gelübde will ich dem Herrn zahlen vor all' seinem Volke." Ps. 115, 5.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

Wenn Einer zu seinem Nachbar sagen würde: Ich weiß zwar von dir durchaus nichts Schlechtes; aber du bist doch ein grundschlechter Mensch, dann würde man diese Rede als einen Widerspruch und als Zeichen eines großen Unverstandes erklären; denn wie soll ein Mensch schlecht sein, dem man auch nicht eine schlechte Handlung nachweisen kann? In diesen Widerspruch verwickeln sich aber, diese Thorheit legen an den Tag die Juden, die wir im heutigen Evangelium dem göttlichen Heilande die schwersten Vorwürfe machen hören. Obschon sie verstummen bei der Frage: Wer aus euch kann mich einer Sünde beschuldigen, obschon sie auch nicht Einen Fehler ihm nachweisen können, so spähend sie auf all' seine Schritte gelauscht haben, so werfen sie ihm doch gleich darauf vor, daß er ein Samariter sei und den Teufel habe. Sie behaupten, daß er gleich den Samaritern sich über das Gesetz hinwegsetze und daß er rede wie Einer, der vom bösen Geiste besessen sei. Wie können sie diese schwere Anschuldigung begründen, nachdem sie doch kurz ehevor seine Unschuld stillschweigend anerkannt haben? Ist es nicht blinde Leidenschaftlichkeit, eingefleischter Haß und offene Thorheit, eine solche Behauptung aufzustellen, die der göttliche Heiland durch sein ganzes bisheriges Leben widerlegt hat? Einen Samariter, einen Verräther gegen das göttliche Gesetz nennen sie ihn, der doch den geringsten Satzungen mit größter Gewissenhaftigkeit nachgekommen ist; für einen vom Teufel Besessenen erklären sie denjenigen, der schon mehr als einmal seine Herrschaft über die bösen Geister gezeigt und sie durch seine bloße Annäherung aus den Besessenen vertrieben hat. Welch eine Bosheit, welch ein Unsinn ist es, solche

Behauptungen grund- und beweislos, offenbar gegen Wissen und Ueberzeugung aufzustellen! Darum sagt auch der göttliche Heiland mit allem Rechte: Ihr entehret mich. Doch, setzt er bei, ich suche meine Ehre nicht; es ist aber Einer, der suchet und richtet. Und wer ist denn dieser? Mein Vater, sagt er, ist es, der mich ehret, von welchem ihr saget, daß er euer Gott sei. Und warum hofft denn der göttliche Heiland von seinem Vater, daß er ihn ehren werde? Er hofft es darum, weil er selbst ihn ehrt und seine Worte hält. Dieser Ausspruch des heutigen Evangeliums: Ich ehre meinen Vater und halte seine Worte, bildet gleichsam die Aufschrift über das ganze Leben des Herrn; denn was er thut, was er leidet, was er redet, Alles geschieht zur Ehre Gottes und aus Gehorsam gegen sein Wort. Dieser Ausspruch erklärt sich auch, warum an ihm kein Fehler zu entdecken war; denn wie sollte der sündigen, der überall nur die Ehre Gottes und die Erfüllung seines Willens im Auge hatte? Dieser Ausspruch soll demnach auch der unserige werden, damit wir fortan von aller Sünde uns frei erhalten, nachdem wir in der heiligen Fastenzeit von ihr uns losgerungen haben. Dieser Ausspruch weiset uns wieder auf die rechte Bahn, zeigt uns das Ziel, das wir immerdar anstreben sollen, um einst ewig glücklich zu werden. Ich ehre meinen Vater und halte seine Worte! das muß unser unwiderruflicher Grundsatz werden, wenn unsere Besserung eine wahre und dauerhafte sein soll. Haben wir aber diesen Grundsatz gewonnen, dann haben wir uns auch namentlich zur Beobachtung der beiden ersten Gebote verpflichtet; denn gerade sie schreiben uns die Verehrung und Verherrlichung Gottes vor. Wie wir bereits hörten, mahnt uns das erste, Gott die schuldige innere und äußere Verehrung zu leisten, während das zweite uns auch verpflichtet zur Heilighaltung seines Namens, der entehrt wird durch Fluchen, durch Gotteslästerungen, durch falsche und leichtsinnige Eide und durch unerfüllte und gebrochene Gelübde. Doch dieser letzte Punkt ist erst noch nachzuweisen, und das soll heute geschehen, indem ich die **Verbindlichkeit der Gelübde** darthue. Beginnen wir mit der Anrufung des heiligen Geistes, dessen Beistand und Gnade uns erwirken wolle Maria, die wir ehren und preisen als die makellose Braut des heiligen Geistes.

Ueber die Verbindlichkeit der Gelübde, d. h. über die Verpflichtung, das, was man Gott freiwillig und mit Ueberlegung ver-

sprochen hat, auch zu erfüllen, kann kein Zweifel bestehen. Sagt doch die heilige Schrift mit bestimmten Worten: „Wenn du ein Gelübde gelobest dem Herrn, deinem Gott, so säume nicht, es zu erfüllen; denn der Herr, dein Gott, fordert es von dir: und wenn du säumest, wird es dir zur Sünde gerechnet. Wenn du nichts geloben willst, hast du keine Sünde, was aber einmal deinen Lippen entgangen, sollst du halten und thun, wie du verheißen dem Herrn, deinem Gott, und wie du aus deinem Willen und deinem Munde gesprochen." Diese Worte Mosis werden noch verstärkt durch die Mahnung, welche der heilige Geist durch den alttestamentlichen Prediger gibt. „Hast du Gott Etwas gelobt," so sagt derselbe, „so säume nicht, es zu erfüllen; denn ein treuloses und thörichtes Versprechen mißfällt ihm: Alles, was du gelobt hast, das erfülle! Viel besser ist es, nicht geloben, als geloben und das Versprechen nicht halten" (Eccl. 5, 3 und 4).

Wären aber auch diese Aussprüche der heiligen Schrift nicht, dann würden sich doch Gründe genug für die Verbindlichkeit des Gelübdes aufbringen lassen. Schon die Vernunft und das natürliche Recht verpflichten uns zur Erfüllung desselben. Das Gelübde ist ein Versprechen; jedes Versprechen aber bindet. Was man verspricht, das muß man auch halten, wie das Sprichwort sagt: Ein Mann — Ein Wort. Sind wir schon verbunden, die den Menschen gegebenen Versprechen einzulösen, um wie viel mehr müssen wir ein Gott gegebenes Wort halten! Wer demnach seine Gelübde nicht hält oder dasselbe wieder bricht, der macht sich einer Lüge, eines Wort- und Treubruches schuldig, der um so schwerer ist, als man Gott selbst hintergangen hat.

Das Gelübde ist sodann, wie ich letzthin schon bemerkte, eine Art Vertrag, eine Uebereinkunft mit Gott. Wir verlangen von ihm irgend eine leibliche oder geistige Wohlthat und versprechen ihm dafür Etwas, das zu seiner größern Ehre gereicht. Wie man nun bei einem Vertrage sich bindet und zur Leistung des Versprochenen schuldig ist, so auch beim Gelübde. Wer seinem Versprechen nicht nachkommt, der handelt falsch und treulos, und zwar nicht bloß gegen Menschen, sondern gegen Gott, den höchsten Herrn. Welch' eine Abscheulichkeit! In der Noth, im Kreuze hat er ihn angerufen, hat ihm irgend ein Werk gelobt; aber jetzt, da ihm geholfen, entlediget er sich seiner Schuld nicht, — welch ein Leichtsinn, welch eine Treulosigkeit! „Wir Sterbliche schließen mit einem Sterblichen

ein Bündniß und halten es; und wie, wir machen Gott ein Gelöbniß und fürchten uns nicht, die Treue zu brechen? Ein Mensch ist gehalten, dem Anderen die versprochene Bürgschaft zu leisten; und wer den Schöpfer der Menschen täuscht, soll für unschuldig gehalten werden?" (St. Petrus Dam.)

Das Gelübde ist ein Opfer, wodurch wir Gottes Hoheit anerkennen, ein Opfer, das wir ihm in Aussicht stellen. Bringen wir es nicht, d. h. erfüllen wir das Gelübde nicht, dann haben wir mit Gott gleichsam nur ein freches Spiel getrieben und seine Majestät verspottet. Darum ist es Sünde, seinen Gelöbnissen nicht nachzukommen, sogar Sünde, die Erfüllung derselben unnöthigerweise von Tag zu Tag hinaus zu verzögern. Ist diese Sünde auch nicht in allen Fällen unter die schweren zu zählen, so wird sie doch gar häufig als Todsünde zu gelten haben. Im Allgemeinen gilt die Regel, daß man schwer sündigt, wenn der Gegenstand des Gelübdes bedeutend war oder in einem hohen Grade zur Verherrlichung Gottes und zum eigenen geistlichen Nutzen beiträgt, es müßte denn sein, daß man bei Ablegung des Gelübdes sich nur unter einer läßlichen Sünde verpflichten wollte. Das kann man allerdings, wenigstens bei den einfachen Gelübden. Das Gelübde ist ja ein Gesetz, das der Gelobende sich freiwillig auferlegt; folglich kann er, wie ein Gesetzgeber, je nach freiem Willen eine größere oder geringere Verpflichtung damit verbinden wollen. Indessen kann man sich zu einer in jeder Hinsicht geringfügigen Handlung nicht unter einer schweren Sünde verpflichten, denn ein in jeder Hinsicht geringfügiger Gegenstand ist nicht geeignet zu einer schweren Verbindlichkeit, und man kann auch nicht voraussetzen, daß Gott ein solches Gelübde, das dem Gelobenden eher schädlich als nützlich wäre, annehmen würde. Für bedeutend hält man ein Werk in der Regel dann, wenn seine Unterlassung eine schwere Sünde ist da, wo es von Gott oder der Kirche geboten ist, oder wenn es sich vergleichen läßt mit anderen Werken, zu denen wir unter einer schweren Sünde verpflichtet sind. Wer gelobt hat, an gewissen Tagen zu fasten oder die heilige Messe zu hören, der wird schwer sündigen, wenn er diesem Versprechen nicht nachkommt, weil es auch sonst eine schwere Sünde ist, das Fasten zu brechen und die heilige Messe zu versäumen an jenen Tagen, an denen beide Werke geboten sind. Wer eine Wallfahrt versprochen hat und sie nicht verrichtet, der muß allerdings fürchten, eine Todsünde zu begehen, weil dieses Werk

bedeutend erscheint, wenn man es mit anderen vergleicht, die unter einer Todsünde geboten sind. Kein Zweifel ist, daß die Ordens- immer schwer verpflichten. Wie steht es nun? Kann man eines Gelübdes gar nie mehr los werden? verbindet es unter allen Umständen?

Nein die Verbindlichkeit eines Gelübdes kann aufhören und zwar auf vierfache Weise. Durch Aufhören des Gelübdes, durch Nichtigkeitserklärung, durch Umwandlung desselben und durch Dispensation. Ein Gelübde hört auf an und für sich, wenn seine Erfüllung unmöglich, unnütz oder unerlaubt würde. Wenn z. B. Jemand gelobt hat, daß er fasten oder ein Almosen geben will und nun krank wird oder durch ein Unglück in Armuth geräth, dann ist er seines Gelübdes entbunden, weil es unmöglich ist, weil ein Kranker nicht fasten und ein Armer nicht ein größeres Almosen geben kann. Wird das Gelübde nur theilweise, nur nach einer Seite hin unmöglich, so muß man es soweit erfüllen, als es noch möglich ist. Wer hundert Thaler den Armen zu geben verspricht, aber später nur mehr zehn Thaler zu geben vermag, der muß doch die zehn Thaler geben. Wer aber eine Kirche zu bauen gelobt hat und später wegen Verschlimmerung seiner Vermögensumstände nur für die Fundamente die nöthigen Mittel mehr besäße, der ist zu Nichts verbunden, weil die Fundamente überflüssig sind, wenn nicht der ganze Bau ausgeführt werden kann. Natürlich hört das Gelübde auch auf, wenn die angelobte Sache später wegen eintretender Verhältnisse geradezu unerlaubt würde; denn nur etwas Gott Wohlgefälliges kann, wie wir letzthin schon hörten, gelobt werden. War das Gelübde ein bedingtes, und ist die Bedingung nicht erfüllt worden, dann ist man zu seiner Erfüllung gleichfalls nicht verbunden. Wer gesagt hat: Wenn mir Gott aus dieser oder jener Verlegenheit hilft, dann will ich diese oder jene Wallfahrt machen, der ist dazu nicht verpflichtet, wenn ihm die erwartete Hilfe nicht zu Theil geworden ist: denn Gott ist ja in diesem Falle auf seinen Antrag nicht eingegangen, hat das Gelübde nicht angenommen. So kann also die Verbindlichkeit eines Gelübdes schon an und für sich aufhören, weil es unmöglich, unnütz oder unerlaubt geworden ist. Es kann aber auch durch Andere für nichtig erklärt werden.

So kann ein Vater die Gelübde seiner unmündigen Kinder, der Söhne bis zum vollendeten vierzehnten und der Töchter bis zum

vollendeten zwölften Jahre aufheben, und dieselben hören dann für immer auf, verbindlich zu sein. Der Grund ist, weil in diesem Alter noch die hinreichende Ueberlegung fehlt, und dann weil sie dem Willen der Eltern unterworfen sind. Unmündige Kinder und Untergebene überhaupt können eigentlich Gelübde machen nur unter der Bedingung: Ich will dieß oder jenes thun, wenn der, dem ich Gehorsam schulde, nicht widerspricht. Tritt nun diese Bedingung nicht ein, dann wird das Gelübde kraftlos oder es wurde eigentlich kein Gelübde abgelegt. Deßwegen kann auch der Vormünder das Gelübde seines Mündels, eine Summe Geldes unter die Armen auszutheilen, ungiltig machen, weil ihm die Obsorge für die Güter des Mündels zusteht; ebenso der Herr das Gelübde seines Knechtes, durch das dem Dienste Etwas entzogen würde. Eheleute können gegenseitig ihre Gelübde für nichtig erklären, wenn dadurch die Sorge für das Hauswesen oder die gegenseitigen Rechte beeinträchtiget werden. „Wenn ein Weib," sagt die heilige Schrift, „einen Mann hat und Etwas gelobet oder ein Wort aus ihrem Munde geht, wozu sie mit einem Eide sich verbindet: die ist des Tages, da ihr Mann es höret und ihr nicht wehret, des Gelübdes schuldig und soll halten, was sie versprochen hat. Wo aber der Mann, da er es hört, ihr wehret und ihr Versprechen und die Worte vernichtet, so wird ihr der Herr verzeihen," d. h. ihres Gelübdes sie ledig erklären. Natürlich aber gilt dieß nur von jenen Gelübden, welche, wie ich vorhin schon beisetzte, die schuldigen Standes- und ehelichen Pflichten verletzen würden. Nur in diesem Falle ist man seines Gelübdes entbunden, mag der, welcher Einsprache dagegen erhebt, mit oder ohne Grund von seinem Rechte Gebrauch machen. Doch ist zu bemerken, daß derartige Gelübde wieder verpflichten, wenn das Abhängigkeitsverhältniß aufhört, wenn der Mündel aus der Vormundschaft, der Knecht aus dem Dienste getreten oder der andere Ehetheil gestorben ist. Sie leben dann gleichsam wieder auf, weil das Hinderniß ihrer Erfüllung beseitiget ist. Deßhalb müßte der Mündel das versprochene Almosen geben, weil er nun Herr seiner Güter ist, es müßte der Knecht die gelobte Wallfahrt verrichten, weil er nun nicht mehr die seinem Herrn schuldige Arbeit versäumen würde, es müßte die Frau das Gelübde der Keuschheit oder des Eintrittes ins Kloster ausführen, weil sie nun vom Mann befreit ist.

Die Verbindlichkeit eines Gelübdes fällt ferner auch weg durch Dispensation. Darunter versteht man die im Namen Gottes von den rechtmäßigen, kirchlichen Obern geschehene gänzliche Erlassung des Gelübdes. Diese rechtmäßigen Obern aber sind der Papst und die Bischöfe. Ein einfacher Priester kann nie, außer mit bischöflicher oder päpstlicher Bevollmächtigung, z. B. zur Zeit eines Jubiläums von einem Gelübde dispensiren. Dagegen besitzen Papst und Bischöfe das Dispensationsrecht vermöge der Binde- und Lösegewalt, die sie von den Aposteln empfangen haben; aber auch sie dürfen nicht willkürlich, sondern nur auf einen wichtigen und wahren Grund hin dispensiren. Der Papst, dem die volle Schlüsselgewalt übertragen ist, kann von allen, die Bischöfe aber können nur von den meisten Gelübden ihrer Bisthumsangehörigen lösen. Insbesondere aber sind es fünf Gelöbnisse, über die auch sie keine Gewalt haben, die der Papst sich selber ausschließlich vorbehalten hat, nämlich das Gelübde, in einen von der Kirche bestätigten, religiösen Orden zu treten, dann das Gelübde lebenslänglicher Keuschheit, das Gelübde einer Wallfahrt nach Rom oder Jerusalem oder Compostella in Spanien, wo das Grab des heiligen Jacobus sich befindet.

Aus der kirchlichen Gewalt zu dispensiren fließt auch die Gewalt, ein Gelübde in ein anderes zu verwandeln, indem ein gleich oder weniger vollkommenes Werk an die Stelle des früheren gesetzt wird. In ein besseres Werk kann der Gelobende sein Gelübde selbst verwandeln, so das Gelübde, täglich die sieben Bußpsalmen zu beten, in jenes, täglich die heilige Messe anzuhören; so das Gelübde, einen Rosenkranz zu beten, in das andere, mehrere Tage zu fasten. Mehrtägiges Fasten und Anhören der heiligen Messe sind bessere Werke, als das Abbeten der sieben Bußpsalmen oder des Rosenkranzes. Daher kann man auch jederzeit aus einem minder strengen Orden in einen strengern übertreten; aber nicht umgekehrt. Soll ein Gelübde in ein gleiches oder geringeres Gut umgeändert werden, so kann das aus gerechter Ursache nur von der kirchlichen Obrigkeit geschehen und zwar wieder nur durch den Bischof oder den Papst. Einem Priester ist dieses Recht nur bei Jubiläen eingeräumt.

Hast du also ein Gelübde gemacht, und hat dasselbe nicht an und für sich aufgehört, indem die beigefügte Bedingung nicht eingetreten oder seine Erfüllung unmöglich, unnütz und sündhaft geworden ist, oder ist dasselbe nicht durch deine Vorgesetzten in der

dargelegten Weise für nichtig erklärt worden, oder bist du von demselben nicht rechtmäßig dispensirt, oder ist es nicht rechtmäßig in ein anderes umgewandelt worden, dann bist du schuldig, es zu halten, wenn du auch bisher es übertreten oder verschoben hast. Du hast in diesem Falle gesündiget um so schwerer, je bedeutender die gelobte Sache und je länger der Aufschub ist, und diese Sünde mußt du beichten, wenn du vielleicht jetzt deinem Gelübde auch Genüge geleistet hast. Die Schrift sagt ja: „Hast du etwas gelobt, dann säume nicht, es zu erfüllen", und sie setzt bei: „Besser ist es, nicht geloben, als geloben und das Versprochene nicht halten." Soll man also gar nicht geloben? Nein; denn die heilige Schrift sagt nicht, daß man an und für sich nicht geloben soll, daß es besser sei, gar nicht zu geloben, sondern nur, daß es besser sei, kein Gelübde zu machen, als das gemachte Gelübde nicht halten. Sie sagt: Besser ist gar kein Gelübde, als der Mißbrauch desselben. Gelübde haben vielmehr, wie letzthin bewiesen worden, einen hohen Werth, und nicht selten scheint Gott selber dazu aufzufordern, indem er seine Hilfe so lange verzögert, bis man ihm etwas versprochen hat. Was oft Seufzer und Gebete, Almosen und andere Werke nicht erreichen, das haben Gelübde zu Wege gebracht. Darum möget ihr immerhin geloben; aber haltet dann auch, was ihr versprochen! Und damit ihr dies thuet, beobachtet folgende Regeln!

Für's Erste gelobet nur nach reifer Ueberlegung, indem ihr einerseits das zu versprechende Werk, anderseits die Verbindlichkeit des Gelübdes in's Auge fasset und euere Kräfte sammt der Festigkeit eueres Willens prüfet. „Ehe du gelobest," sagt der weise Sirach, „überdenke es wohl!" (Sir. 18, 23.) Ein Versprechen ist leicht und schnell gemacht; aber die Ausführung geht oft schwer und langsam. Darum gelobet — und das ist die zweite Regel — lieber ein geringes, als ein größeres Werk. Es gibt Augenblicke im Leben, in denen man sehr erregt ist; Stunden, in denen man eine besondere Begeisterung für Gott und seine Sache empfindet und meint, für ihn Alles unternehmen zu können. Aber wie oft ist das nur ein schnell aufflackerndes Strohfeuer, dem wieder die größte Gleichgiltigkeit und Kälte folgt. Gelobt man nun nach dem Maße der plötzlichen Begeisterung, dann wird man hinterher sich unter einer Last fühlen, für die man zu wenig Muth und Opferwilligkeit hat, und darum das Gelobte verabsäumen, wenigstens gar oft bereuen und nur mit Verdruß und Widerwillen vollbringen. Dagegen gibt es oft auch Tage, wo

Jammer und Trübsale auf uns lasten', Unfälle uns niederdrücken, schwere Sorgen und Aengsten uns bedrohen. Um nun davon frei zu werden, verspricht man Himmel und Erde, gelobt jedes Werk im trügerischen Wahne, daß man sich ihm leichter als dem eben auferlegten Kreuze unterziehen werde. Wird nun das Gelübde erhört und das Kreuz abgenommen, die Gefahr beseitiget, was kommt dann zum Vorschein? Ach, nichts oder eine bedeutungslose Sache. Wie oft geschieht dasselbe, was einst Einer that, der mitten auf dem Meere in Sturmesnoth das Gelübde that, er wolle im Falle seiner Rettung eine Kerze opfern so lang und dick wie der Mastbaum auf dem Schiffe. Er ward gerettet und brachte sein Opfer; aber wie hat er denn die ungeheuere Kerze in die Kirche gebracht? O, recht leicht; er brachte ja bloß ein Kreuzerkerzlein. Je näher er der Heimath kam, desto mehr war sein Gelübde herabgeschmolzen und endlich aus einer mastbaumförmigen Kerze zu einem Kreuzerlichtlein geworden. Wie viele haben es ihm schon nachgemacht, haben vom Gelobten nach und nach so viel abgezwackt, daß zuletzt fast gar nichts mehr übrig blieb. Darum versprechet lieber ein kleineres statt ein großes Werk!

Eine dritte Regel heißt: Gelobe nicht leicht für dein ganzes Leben! Was du jetzt thun willst, was jetzt dir leicht wird, das fällt dir vielleicht später recht schwer, und du mußt große Mühe auf dich nehmen, um ihm zu genügen. Beweis hiefür ist der heilige Franz von Sales. Dieser hatte bekanntlich in seiner Jugend gelobt, täglich sein ganzes Leben hindurch den Rosenkranz zu beten. Eine Dame, die dasselbe Gelübde machen wollte, befragte ihn zuvor um seine Meinung. Er aber sprach zu ihr: „Hüten Sie sich ja, dieß zu thun!" Sie erwiderte: „Warum widerrathen Sie Anderen, was Sie selbst in Ihrer Jugend gethan haben?" Der Heilige versetzte: „Eben das Wort Jugend entscheidet die Sache. Denn damals überlegte ich noch nicht genug, was ich that; allein jetzt bei reifem Alter sage ich Ihnen: Thun Sie es nicht. Ich sage nicht, daß Sie den Rosenkranz nicht beten sollen; im Gegentheile empfehle ich es Ihnen auf's Dringendste und ermahne Sie, denselben keinen Tag zu unterlassen, da dieses Gebet Gott und der allerseligsten Jungfrau sehr wohlgefällig ist. Ich möchte aber lieber, daß sie durch einen festen Vorsatz, als durch ein eigentliches Gelübde sich dazu verbinden; denn auf diese Weise setzen Sie sich, wenn es Ihnen widerfahren sollte, denselben zu unterlassen, nicht der Gefahr aus, Gott zu beleidigen. Mit dem bloßen Gelübde ist nichts gethan; man muß das Gelübde

auch erfüllen, und zwar ist man unter einer Sünde hierzu verpflichtet, was fürwahr keine Kleinigkeit ist. Ich versichere Sie, daß mein Gelübde mich nicht selten in Verlegenheit brachte, und daß ich schon nahe daran war, mich davon dispensiren oder dasselbe in eine andere gleichwichtige Uebung verwandeln zu lassen, die einem solchen Zwange nicht unterworfen ist." Wenn aber solches am grünen Holze der Fall war, was wird es erst mit dem dürren sein? Darum thun wir besser, ein Werk nur für eine bestimmte Zeit zu versprechen, etwa für ein Jahr. Wollen wir es weiter üben, dann können wir unser Gelübde erneuern auf ein oder zwei Jahre und erst, wenn wir längere Zeit standhaft in Erfüllung desselben gewesen sind, es auf Lebensdauer ablegen. Diese Vorsicht wendet deshalb die Kirche bei den Klostergelübden an, da sie diese vorerst nur auf eine bestimmte Anzahl von Jahren und erst später auf lebenslänglich ablegen läßt. Handelt es sich um ein lebenslängliches oder auch nur zeitweiliges, aber bedeutenderes Gelübde, so soll man zuvor den Rath eines einsichtigen Mannes, besonders des Beichtvaters einholen und seinem Worte gemäß, nicht nach eigenem Sinne geloben. Richten wir uns nach diesen Regeln, dann werden die Gelübde uns zum Heile und zum ewigen Wohle sein, dann werden wir den göttlichen Namen ehren und im Guten gedeihen. Doch vor Allem müssen wir jenes Gelübde halten, das seit der Taufe auf einem Jeden von uns liegt. Gar oft sind wir ihm untreu geworden; denn wer von uns hat nie seit seiner Kindheit es mit dem bösen Geiste, mit seiner Hoffart und seinen Werken gehalten; wer ist ohne Sünde geblieben und stets in gläubiger und liebender Vereinigung mit dem dreipersönlichen Gotte? Jeder hat somit Ursache, ein gebrochenes Gelübde zu bereuen und jetzt, in diesen Tagen allgemeiner Entsündigung und Erneuerung, wieder zu seiner Pflicht zurückzukehren und das Versäumte durch doppelten Eifer nachzuholen. Mit dem heutigen Tage beginnt die Passionszeit. Werfen wir uns also nieder vor dem leidenden Erlöser, um im Anblicke seiner Schmerzen und der Wunden, die wir ihm geschlagen, unser Versprechen zu erneuern und dann auch treu zu halten, damit uns Gott auch den hiefür verheißenen Lohn geben möge. Amen.

Drittes Gebot.

Erste Predigt.

Ursprung und Absicht der Sonntagsfeier.

„Als es am selben Tage, am ersten nach dem Sabbathe Abend war, kam Jesus und stand in ihrer Mitte.“ Joh. 20, 19.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

Der auferstandene Erlöser in Mitte der Seinigen, das ist kurz ausgedrückt der erhebende Inhalt des heutigen Evangeliums. So erfreulich und gnadenvoll dieß Erscheinen des göttlichen Meisters unter den trauernden und furchterfüllten Jüngern war, so brachte dasselbe sie das erste Mal doch in Verwirrung und Schrecken. Wehrlos hatten sie ihn dem Hasse seiner Feinde und der Wuth des Volkes preisgegeben gesehen, hatten ihn ungerecht und schmachvoll zum Tode verurtheilen hören; sie wußten, wie er todtmatt unter der Kreuzeslast sich hingeschleppt und endlich den letzten Seufzer ausgestoßen hatte dort auf Calvarias blutiger Höhe; mit seinem Leichname schienen auch alle ihre Hoffnungen zu Grabe getragen: da stand er plötzlich leibhaftig vor ihren Augen und mitten unter ihnen, obwohl alle Thüren verschlossen waren. Wie unverhofft ihnen das kam, zeigt Thomas mit seinem Zweifel, der nur den höchsten Grad jener Ueberraschung bezeichnet, welche die anderen Apostel ergriffen hatte; denn diese trauen ihren Augen kaum und bilden sich ein, nicht den Herrn selber, sondern einen Geist zu sehen. Deßhalb muß dieser sie erst von seiner Leiblichkeit überzeugen, indem er ihnen die Hände und die Seite zeigt. Nach dem ausführlicheren Berichte des heiligen Evangelisten Lukas redete er sie an und sprach: „Warum seid ihr erschrocken, und warum steigen solche Gedanken in euren Herzen auf? Sehet meine Hände und meine Füße, ich bin es selbst: tastet und sehet; denn ein Geist hat nicht Fleisch und Bein, wie ihr sehet, daß ich habe.“ Und als er

das gesagt hatte, zeigt er ihnen die Hände und Füße. Da sie aber noch nicht glaubten vor Freude und sich verwunderten, sprach er: „Habt ihr hier etwas zu essen?“ Er aß nun einen Theil von einem gebratenen Fische und von einem Honigkuchen und gab dann das Uebrige ihnen. Jetzt freilich, da er jeden Zweifel über seine Auferstehung widerlegt hatte, freuten sie sich sehr. Diese Freude sollte aber noch vermehrt werden durch die Reichthümer der Gnade, die er ihnen anvertraute; denn sogleich machte er sie zu seinen Bevollmächtigten, indem er sprach: „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch.“ Welch eine Auszeichnung! Sie sollen also sein Amt auf Erden fortsetzen, sollen die Vertheiler seines erlösenden Verdienstes sein und gleiche Gewalt haben, wie er sie selber von seinem Vater empfangen hat. Sie sind Gesandte nicht im Auftrage eines irdischen Königs und an die Regierung eines Landes, sondern an Christi Statt und an alle Länder. Ausgerüstet mit dem heiligen Geiste sollen sie Bande lösen können, für die auch dem Gewaltigsten die Gewalt fehlt, — sie sollen sogar Sünden vergeben können. „Welchen ihr die Sünden nachlassen werdet, denen sind sie nachgelassen, und welchen ihr sie behalten werdet, denen sind sie behalten.“ Fürwahr, das war ein freuden- und gnadenreicher Tag, an dem die Apostel den Auferstandenen sahen und solche Vollmacht von ihm empfingen, ein Tag, der eines steten Andenkens werth ist in der Geschichte aller Zeiten. Darum hat uns der Evangelist denselben auch näher bezeichnet, indem er ihn den ersten nach dem Sabbath nennt. Der Auferstandene fand sich also in Mitte der Seinen ein am Sonntage, an jenem Wochentage, an dem er auch jetzt noch unter den Seinen erscheinen will, erfreuend und beglückend, Muth einflößend und Gnade spendend. Deßhalb soll dieser Tag auch geheiligt werden, wie es das dritte Gebot befiehlt: Du sollst den Sabbath, den Tag des Herrn heiligen. Indem wir nun zur Erklärung dieses Gebotes schreiten, wollen wir uns vor allem verständigen: Erstens, über den **Tag**, den wir heiligen; und zweitens über die **Absicht**, warum wir ihn heiligen sollen. Ich beginne im Vertrauen auf den Beistand des göttlichen Heilandes und seiner Mutter, der allzeit makellosen Jungfrau Maria.

I.

Die christliche Sonntagsfeier hat ihren Ursprung in der jüdischen Sabathfeier und diese ist so alt, wie die Welt selber. So ist es

ausgesprochen im Wortlaute des dritten Gebotes: Gedenke, daß du den Sabbath heiligest! „Gedenke!" sagt Gott, um dadurch auszusprechen, daß er nicht ein neues, bisher unbekanntes Gebot geben, sondern nur an ein altes erinnern und seine Beobachtung frisch einschärfen wolle. Du kennst, will er sagen, bereits den Sabbath; ich ermahne dich also nur auf's Neue, ihn zu heiligen. Schon das Wort Sabbath führt hinauf bis zur Erschaffung der Welt; denn Sabbath heißt Ruhe oder Ruhetag, und diesen Namen führte von jeher der Samstag, weil der Herr an demselben die Schöpfung beschloß oder von seinen Werken ruhte. „In sechs Tagen hat der Herr Himmel und Erde gemacht und das Meer und Alles, was darin ist: aber am siebenten ruhte er; darum segnete Gott den Sabbathtag und heiligte ihn" (Exod. 20, 11). Und auch von den Menschen sollte er geheiligt werden, zumal vom Volke Israel, für das er eine dreifache Bedeutung hatte: Einmal sollte er ihm ein Gedenktag der Erschaffung der Welt und eine Dankesfeier gegen die Allmacht und Güte des Schöpfers und Erhalters aller Dinge sein. Sodann war er auch für Israel die Gedächtnißfeier seiner Erlösung aus Aegyptens Knechtschaft. „Gedenke," ruft Gott ihm zu, „daß du auch gedienet in Aegypten, und daß dich der Herr, dein Gott, herausgeführt mit starker Hand und mit ausgestrecktem Arme. Darum hat er dir geboten, den Sabbath zu halten." Endlich war der Sabbath eine Bundesfeier, eine Erinnerung nämlich daran, daß der Herr die Israeliten aus allen Völkern auserwählt und sich geheiligt hatte. „Sehet zu, daß ihr meinen Sabbath haltet; denn er ist ein Zeichen zwischen mir und zwischen euch in euern Geschlechtern, auf daß ihr wisset, daß ich der Herr bin, der euch heiliget. Er ist ein ewiger Bund zwischen mir und Israels Söhnen und ein ewiges Zeichen" (2 Mos. 31).

Was nun im alten Bunde der siebente Wochentag war, das ist im neuen der erste oder der Sonntag, der schon in den ersten Zeiten der Kirche und ohne Zweifel im höheren Auftrage an die Stelle des jüdischen Sabbaths gesetzt wurde. Schon in den Briefen der Apostel, in der Apostelgeschichte und in der geheimen Offenbarung finden wir so manche Andeutung von der Feier des Sonntags. Im ersten Briefe an die Corinther (57 n. Chr.) fordert der heilige Paulus diese auf, am ersten Wochentage bei ihren gottesdienstlichen Versammlungen eine Liebessteuer für die Armen der Muttergemeinde zu Jerusalem zu sammeln und zusammenzulegen,

damit, wenn er zu ihnen komme, er dann die Sammlung mit sich nach Jerusalem nehmen könne. „Am ersten Wochentage lege ein Jeder von euch bei sich zurück und thue in den Schatz, was ihm gut dünkt.“ Aus dieser Stelle ergibt sich, daß es damals sogar schon eine Gewohnheit der Christen war, den ersten Wochentag durch Gottesdienst und Werke der Mildthätigkeit zu feiern. Nachdem der heilige Lukas in der Apostelgeschichte erzählt hat, wie er und Paulus mit seinen Gefährten auf ihrer Reise nach Macedonien zu Troas angekommen, sagt er: „Als wir am ersten Tage der Woche zum Brodbrechen zusammengekommen waren, redete Paulus zu ihnen.“ Also kamen die Christen damals (59 n. Chr.) am ersten Wochentage, an unserm Sonntage, zur Feier des heiligen Opfers und Abendmahles zusammen. Der heilige Johannes nennt in seiner geheimen Offenbarung diesen Tag den Tag des Herrn: „Ich war im Geiste entzückt am Tage des Herrn.“ Was die Apostel und ersten Christen thaten und übten, das wurde von ihren nächsten Nachkommen treulich nachgeahmt und in der Folge durch Gesetze zu einem allgemeinen Kirchengebote erhoben. Mit Vorliebe wurde von den ersten Christen der erste Wochentag „Tag des Herrn“ genannt. So nennt ihn der heilige Ignatius, Bischof von Smyrna in Kleinasien und Schüler des heiligen Apostels Johannes († 107), da er in seinem Briefe an die Christen in Magnesia schreibt: „Wenn ihr zur Erneuerung der Hoffnung gelangt seid, so feiert nicht mehr den Sabbath, sondern heiligt den Tag des Herrn, den Auferstehungstag, den Fürsten und König der Tage, an welchem wir durch Christus und seinen Tod das Leben erhalten haben.“ Da der erste Wochentag bei den Heiden dem abgöttischen Dienste der Sonne gewidmet war, so nennen ihn andere kirchliche Schriftsteller auch den Sonntag, jedoch im christlichen nicht im heidnischen Sinne. So der heilige Justin in seiner Schutzschrift für die Christen an den heidnischen Kaiser Antonius Pius (139): „Am Sonntag,“ sagt er, „kommen wir Alle gemeinschaftlich zusammen, weil nämlich dieß der erste Tag ist, an welchem Gott die Finsterniß und die Materie umgestaltet und die Welt gemacht hat, und weil an diesem Tage unser Heiland Jesus Christus von den Todten auferstanden ist.“ Tertullian nennt ihn Tag des Herrn und Sonntag zugleich und bemerkt, daß diese letzte Benennung nicht im heidnischen Sinne zu verstehen sei. Er sagt: „Wenn wir am Sonntage fröhlich sind, so geschieht dieses aus einer ganz anderen Ursache, nicht als beteten wir die Sonne

an." Welche Sonne gemeint sei, das erklärt der heilige Ambrosius mit den Worten: „Der Tag des Herrn ist uns ehrwürdig, weil an ihm der Heiland gleich der aufgehenden Sonne, nachdem er die Finsternisse der Hölle zerstreut, im Lichte der Auferstehung erglänzte; deßhalb wird auch dieser Tag Sonntag genannt, weil ihn Christus, die aufgehende Sonne, erleuchtet."

Der äußere Grund, weßhalb die Christen den Sabbath mit dem Sonntage vertauschten, lag wohl darin, daß sie dadurch sich von den Juden unterscheiden und dem Vorwurfe begegnen wollten, als seien sie nur eine jüdische Sekte. Sie wollten die Verschiedenheit ihres Glaubens von dem der Juden darthun; darum sollte auch der christliche Ruhetag auf einen andern Tag fallen, als der jüdische. Eine neue Ordnung der Dinge hatte begonnen, die Wahrheit war an die Stelle des Bildes und des Schattens getreten. Billig wurde dieses auch dadurch angezeigt, daß an die Stelle des alten Sabbaths ein neuer trat. Mehr aber noch veranlaßten sie dazu innere Gründe, die der große Papst Leo in folgenden Worten zusammenstellte. „Der erste Wochentag," sagte er, „wurde durch die köstlichsten Gnadengaben geweiht, die wir von der göttlichen Güte empfangen haben. Dieser, unserer ganzen Verehrung würdige Tag erhält den höchsten Werth durch die Hauptgeheimnisse, die Gott für uns gewirkt hat; denn an diesem Tage hat die Welt ihren Anfang genommen, an diesem Tage ist durch die Auferstehung der Tod vernichtet und das Leben hergestellt worden, an diesem Tage endlich ist der vom Herrn versprochene heilige Geist angekommen. — Als ersten Grund bezeichnet also der päpstliche Kirchenlehrer den Anfang der materiellen Schöpfung am Sonntage. Dieser Tag war es ja, an dem Gott einst das große Wort sprach: „Es werde Licht!" an dem er den ersten Anstoß gab zur Weiterentwickelung der Schöpfung, die erste Bedingung des Lebens und Werdens in's Leben rief. Aber wichtiger noch als die materielle ist die geistige Schöpfung, die im Erlösungswerke vollbracht ward. Das geschah aber am Sonntage; denn nach dem Sabbathe, als der Morgen am ersten Tage der Woche anbrach, da ging, wie der heilige Matthäus erzählt, Jesus aus dem Grabe hervor. Das nun beginnende glorreiche Leben war für ihn die nach der Arbeit eintretende Ruhe und für uns die Vollendung der Erlösung, die nach den Worten des heiligen Paulus eine neue geistige Schöpfung ist. Am Sonntage kam endlich auch der heilige Geist auf die Jünger herab, um durch sie die Erde neu zu

schaffen, und an diesem Tage trat die Kirche, ebenfalls eine neue Schöpfung, in das Leben ein. So haben denn die drei göttlichen Personen am Sonntage ihren Antheil, die Kirche feiert an ein und demselben Tage die erste Schöpfung als das Werk des Vaters, die zweite Schöpfung oder die Erlösung als das Werk des Sohnes und die Heiligung als das Werk des heiligen Geistes. Erschaffung, Erlösung und Heiligung, das sind aber in der That, wie der heilige Leo sich ausdrückt, die köstlichsten Gnadengaben, die wir von der göttlichen Güte empfangen haben. Darum heiligen wir ganz mit Recht den Sonntag zur Ehre des dreieinigen Gottes. Am Sonntage erscheint jedesmal Christus in unserer Mitte, um sich feierlich für uns zu opfern und in seinem Sakramente die Gnade seiner Erlösung mitzutheilen. Er ist der Gnaden- und Freudentag in jeder Woche, darum muß er uns heilig sein. Doch lasset uns auch noch untersuchen, warum wir in jeder Woche einen Tag heiligen sollen.

II.

Es sind zwei Gründe, weßhalb Gott in jeder Woche den Sonntag geheiligt wissen will: nämlich seine Ehre und unser Wohl. Jeder Sonntag soll vor Allem der Tag des Herrn, soll der Ehre und dem Dienste Gottes gewidmet sein. Gleichwie sich Gott durch die Anordnung des Zehnten und der verschiedenen Opfer, die ihm gebracht werden sollten, und durch den Auftrag, daß alle männliche Erstgeburt ihm geweiht werden solle, als Herrn und Eigenthümer aller leblosen und lebendigen Geschöpfe zeigen wollte, so wollte er auch als Herr der Zeit anerkannt sein dadurch, daß er wöchentlich einen Tag für sich nahm und ihn zu seiner Anbetung und Verherrlichung bestimmte. „Sechs Tage," sprach er zum Volke Israel, „sollst du arbeiten und alle deine Geschäfte thun; aber am siebenten Tage ist der Sabbath des Herrn, deines Gottes!" Unter sieben Tagen will er sich mit einem begnügen, obwohl er noch mehr Tage für sich hätte in Anspruch nehmen können, denn ihm muß Alles dienen; ihm dienen ohne Unterlaß die Engel, indem sie vor seinem Throne immerfort singen: Heilig, heilig, heilig ist der Herr Gott Sabaoth! ihm dient die vernunftlose Creatur, die Gestirne des Himmels nicht minder wie der Wurm, der im Staube kriecht; denn die Himmel rühmen des Ewigen Ehre! Ihm muß vor Allem dienen der Mensch, den er zum König der sichtbaren Schöpfung gemacht, den er mit den reichsten Wohlthaten überhäuft hat. Wie die unvernünftige Creatur unbewußt seinen Willen vollzieht, so soll

der Mensch in freier Selbstbestimmung dem Herrn und Schöpfer dienen; in Allem, was er denkt, redet und thut, soll er die Ehre des Allerhöchsten fördern, ganz besonders aber soll dies geschehen durch die Heiligung der Tage, die Gott zu seiner Ehre besonders bestimmt hat. Das gilt aber von jedem siebenten Tage. An ihm will Gott besonders verehrt werden. Wir bemerken im gewöhnlichen Leben, daß der Mensch für die wichtigeren Handlungen auch bestimmte Zeiten, Tage und Stunden wählt, sollte er für die allerwichtigste Handlung, für jene, die das Mittel zur Erreichung seines Zieles ist, für den Dienst Gottes, keinen bestimmten Tag haben? Volksfeste finden an bestimmten Tagen statt; an bestimmten Tagen werden Streitigkeiten vor Gericht verhandelt, an bestimmten Tagen trifft man sich in Gesellschaften, besucht man Bälle und Theater; bestimmte Stunden werden der Arbeit oder der Ruhe, andere dem Genusse von Speise und Trank oder der Erholung gewidmet. Nur für fast unbedeutende Geschäfte, für die geringfügigsten Handlungen ist keine Zeit festgesetzt. Wäre nun für den Dienst Gottes kein Tag bestimmt, dann müßte man annehmen, daß er eine ganz geringfügige und bedeutungslose Handlung sei, dann würde er auch gänzlich unterlassen werden. Betrachten wir nur den Menschen, wie er ist, dann können wir uns leicht überzeugen, wie er den Dienst Gottes, wenn ihm kein besonderer Tag vorgeschrieben wäre, allmählich vernachlässigen oder auf ihn vergessen würde. Von den Sorgen dieser Welt ganz beherrscht, von der Gier nach Erwerb, vom Geize getrieben, würde er tausend Ausreden finden, um die Zeit, die er Gott weihen sollte, so einzuschränken, daß er bald nur mehr für die Erde leben würde. Darum mußte Gott ihm einen Tag festsetzen, mußte ihm ausdrücklich sagen: Du sollst den Sabbath heiligen. Das war um so nothwendiger, wenn Gott nicht bloß innerlich, sondern auch äußerlich, und nicht bloß von den Einzelnen, sondern von der Gesammtheit verehrt und angebetet werden wollte. Daß er aber das will, daß er auch den Tribut des äußern und gemeinsamen Gottesdienstes fordert, das haben wir bei der Erklärung des ersten Gebotes schon nachgewiesen. Ist nun die Menschheit zu dieser gemeinschaftlichen Gottesverehrung verpflichtet, dann muß sie dazu auch einen bestimmten Tag haben, damit sie an demselben vor Gott sich zusammenfinde; denn nimmer könnte von einer öffentlichen und gemeinsamen Anbetung die Rede sein, wenn es Jedem überlassen wäre, dieselbe zu leisten, wann und wo er will.

Da wird der Eine ihn am Montag, der Andere am Mittwoch und ein Anderer wieder an einem andern Tage anbeten, wie es ihm gelegen und beliebig ist, da wird es wohl Privatandachten, aber keinen öffentlichen Gottesdienst geben. Deßhalb hat Gott wirklich einen Tag in jeder Woche für sich genommen zu seiner Ehre, um sich als Herrn der Zeit zu zeigen, um seine Verehrung zu wahren und besonders den Tribut der gemeinsamen Anbetung zu empfangen. Dieser Tag ist der Tag des Herrn. Aber er soll auch ein Tag des Menschen sein, weil er zum Wohle des Menschen angeordnet ist.

Durch den Sonntag ist Sorge getragen vorerst für das religiöse Wohl. Alles, was den Menschen umgibt, zieht in unaufhörlich zur Erde und benimmt ihm die Aussicht in die zukünftige Welt; die Sorge für den Leib, der Eifer in Erhaltung und Vermehrung des Seinigen, das Streben nach sinnlichen Genüssen lassen ihn gar schnell vergessen, daß er noch einen edleren Theil, eine unsterbliche, überirdische Seele in sich trägt und hienieden bloß in der Fremde lebt, während seine Heimath über den Sternen ist. Da tönt plötzlich mitten in seine eitlen Bestrebungen und rastlosen Mühen die Sonntagsglocke wie eine Stimme aus dem Jenseits hinein und mahnt ihn, das Zeitliche einstweilen zu verlassen und an das Ewige und an das Heil seiner Seele zu denken. Wie ein Boote aus himmlischen Höhen ruft sie ihn zum Hause Gottes, damit er dort sich sammle und seine Gedanken erhebe zu den ewigen Bergen, wo unsterbliche Hoffnungen ihm grünen, und vollkommene Freuden ihn erwarten. Dadurch werden die niederen, irdischen Sorgen in ihm erstickt, und wird sein Herz gehoben, gleichwie der Gärtner die Spitze eines Baumes höher hinauftreibt, indem er seine untern Zweige immer wieder hinwegschneidet. Dazu kommt dann noch, daß der Mensch die religiöse Wahrheit im Worte Gottes wieder vernimmt und zu ihrer Betrachtung und Befolgung auf's Neue angeregt wird. Er hört, was er zu glauben und zu thun hat, seine Unwissenheit wird aufgeklärt, seine Irrthümer werden berichtiget, seine Zweifel gehoben; sein Muth wird gestärkt, sein Verlangen neu belebt und seine zagende und gedrückte Seele wird gelabt und getröstet. So bleibt die Religion in ihm erhalten, die ohne den Tag des Herrn nach und nach erloschen wäre, und der Glaube, die Hoffnung und Liebe werden bestärkt, und das Band mit Gott immer enger und fester geschlungen. O! wer kann es in Worte kleiden, welchen Einfluß der Tag des Herrn auf das religiöse Wohl des Menschen

übt! Dazu kommt dann noch das sittliche Wohl. Wäre der Mensch nicht verpflichtet, zu gewissen Zeiten dem rein materiellen Treiben sich zu entziehen, so würde er, besonders wenn er durch schwere Arbeit sein Leben fristen muß, allmälig verwildern. Denn was würde aus ihm werden, wenn er nur an das denkt, was den Leib betrifft und ihm mit dem Thiere gemein ist? Die Bildung, die wir in christlichen Ländern auch bei den untersten Vo ksklassen finden, ist größtentheils der Sonntagsfeier zu verdanken. Aber auch jene Klassen, die nicht zu schwerer Arbeit verurtheilt sind, verdanken es dem Tage des Herrn, wenn sie jene Vorzüge besitzen, die allein den Menschen adeln. Wer kann berechnen, welche Verheerungen die Leidenschaften unter den sogenannten Glücklichen dieser Erde bewirken würden, wenn sie nicht von Zeit zu Zeit an denjenigen erinnert würden, der das Verborgene durchschaut und Jeden nach Verdienst richtet? Ohne die Sonntagsfeier würden allmälig die trostlosen Zustände des Heidenthumes, wie es im üppigen Rom herrschte, zurückkehren, diese würden Recht und Gerechtigkeit verbannen und ein in Lastern aller Art hinsiechendes Geschlecht erzeugen. Blicken wir hin in jene Gegenden und Städte, in denen die Sonntagsfeier und was mit ihr von selbst folgt, das Christenthum wenigstens theilweise in Vergessenheit gerathen sind, und wir werden diese Behauptung nicht übertrieben finden. Durch die Bestimmung eines der sieben Wochentage für die Gottesverehrung wird endlich selbst das leibliche Wohl des Menschen gefördert. Uebermäßige Arbeit erschöpft den Körper. Er bedarf von Zeit zu Zeit längerer Ruhe, wie auch der Acker nicht unausgesetzt Früchte tragen kann. Die Vorsehung wollte eine Ungleichheit der Stände; das Loos des Geringeren hängt großentheils von den Mächtigeren oder Reichen ab, bei denen sie durch Arbeit den Unterhalt verdienen. Wie traurig wäre nun das Loos des Armen, wenn ein harter Herr ihn unausgesetzt zur Arbeit anhalten dürfte? Daß es nicht geschehe, bewirkt das Gebot, welches einen von sieben Tagen für die Ruhe bestimmt. Ohne dieses Gebot würde übrigens der Wetteifer und Brodneid, der sich wechselseitig den Vortheil abzujagen sucht, allein schon ganze Volksklassen zu einer unausgesetzten Arbeit treiben. Dieser Habsucht nun, welche täglich die Gesundheit von Tausenden untergraben und abermals Tausenden das Dasein verkümmern würde, setzt das dritte Gebot eine Schranke und bewahrt das Menschengeschlecht vor jener Erdrückung und Belastung, die wir leider in unseren Tagen dort

antreffen, wo habsüchtige und harte Arbeitsherren ihre Unterthanen auf jegliche Weise zur Sonntagsarbeit zu nöthigen wissen. Wie dringend nothwendig es ist, jede Woche einen Tag der Ruhe zu weihen, das hat man in Frankreich am Ende des vorigen Jahrhunderts erfahren. Als in der damaligen Revolution alle religiösen Grundlagen erschüttert und umgestürzt wurden, da ging man auch an die Abänderung der Woche und theilte sie statt in sieben in zehn Tage ein. Erst der zehnte Tag sollte Ruhetag sein; allein man mußte gar bald eines Anderen sich überzeugen und zu der von Gott gesetzten Ordnung zurückkehren; denn man fand, daß die menschlichen Kräfte wohl für sechs aber nicht für neun Tage ausreichen, und selbst die Lastthiere dabei unterliegen müßten. Der einzige Einwand, den man außer dem Hasse gegen Gottes Ordnung vorbringen könnte, besteht darin, daß durch die Feier des siebenten Tages der zeitliche Gewinn gehemmt werde; allein diesen Einwand macht lediglich die Habsucht. Besteht denn aber das Glück der Menschheit einzig im irdischen Gewinne und zwar auch dann noch, wenn die Seele ihre Bestimmung verliert, der Geist abgestumpft und die Gesundheit zerrüttet wird? Besteht vollends das Glück der Menschheit darin, daß ganze Volksklassen zu unausgesetztem Frohndienst verurtheilt, zu Lastthieren und zu Maschinen herabgewürdigt werden, damit einige Wenige unermeßliche Reichthümer aufhäufen? Denn der am Sonntage erworbene Gewinn kommt gar oft nicht dem armen Arbeiter, sondern dem reichen Arbeitgeber und hartherzigen Fabrikherrn zu Gute. Man darf jenem Theile der Menschheit, der besonders unter dem Fluche Gottes seufzend, im Schweiße des Angesichtes sein Brod verdienen muß, schon einen Tag der Ruhe gönnen, damit er einen Nachgeschmack jener Ruhe genieße, die dem noch unschuldigen Menschengeschlechte im Paradiese vergönnt war, und einen Vorgeschmack jener seligen Ruhe habe, die im Himmel der Antheil der Frommen sein wird. Auf den ewigen Sabbath im Himmel wollen wir uns vorbereiten, seiner uns würdig machen durch gewissenhafte Beobachtung des göttlichen Gebotes, Gott zur Ehre und uns zum Heile wollen wir den Sabbath heiligen. Amen.

Zweite Predigt.

Die Verpflichtung, am Sonntage der heiligen Messe anzuwohnen.

„Lasset uns nicht vernachlässigen unsere Versammlung, wie Einige die Gewohnheit haben!"
Hebr. 10, 25.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

Von der größten, von einer ewig entscheidenden Bedeutung sind die zwei Worte, die im heutigen Evangelium so oft wiederholt werden, — nämlich die Worte „kleine Weile," die uns erinnern an den raschen und rastlosen Vorübergang aller Dinge. Der Woge gleich, die plätschernd die Blume am Ufer für einen Augenblick umspült und begrüßt, um dann trotz ihres Widerstrebens sogleich von ihr wieder losgerissen und fortgedrängt zu werden in die unergründliche Tiefe des Meeres, kommt auch der Mensch nur für eine kleine Weile an das Licht der Sonne und freut sich des Lebens, um dann, ob willig oder ungerne, wieder fortgestoßen und hinübergeführt zu werden in die geheimnißvollen Räume der Ewigkeit. Würden wir nun diese kleine Weile immer im Sinne führen und der Freude gedenken, welche auf sie folgen, welche uns Niemand nehmen soll, dann würden wir jetzt gerne kämpfen, trauern und weinen, um alsbald unaufhörlich zu frohlocken und selig zu sein. Wie Fremdlinge und Wanderer würden wir jedes Zeitversäumniß meiden und von den Zerstreuungen und Ergötzlichkeiten der Welt uns ferne halten, um, immer das Ziel unserer Ruhe im Auge, aufwärts zu ringen auf der Dornenbahn, auf dem schmalen und steilen Pfade des Heiles; wir würden gerne und eifrig jede Gelegenheit ergreifen und ausnützen, wodurch wir die ewige Freude sichern und erhöhen können. Eine solche Gelegenheit bietet uns aber

jede Woche dar und zwar einen ganzen Tag, wodurch wir wenigstens den siebenten Theil unseres kurzen Daseins für die ewige Sabbathruhe verwenden sollen, wenn wir auch die übrigen sechs Theile den irdischen Geschäften und den Anforderungen der Welt zugewendet haben. Mehr noch, als zu seiner eigenen Ehre, hat demnach der Schöpfer zu unserm Wohle das Gebot gegeben: Gedenke, daß du den Tag des Herrn heiligest! Wir haben vor vierzehn Tagen diesen Tag des Herrn und seine Bedeutung kennen gelernt; wir müssen aber nun auch die Weise seiner Heiligung untersuchen. Wie heiligen wir den Sonntag, was verlangt dieses Wort „heiligen" von uns? Zweierlei, nämlich gottselige Werke und Enthaltung von knechtlicher Arbeit. Diese zweifache Pflicht der Sonntagsfeier müssen wir nun näher betrachten und vor Allem die frommen Werke, deren Uebung uns am Sonntage obliegt. Da steht aber obenan die **Anhörung der heiligen Messe.** Es ist strenge Pflicht, an allen Sonntagen der heiligen Messe mit Andacht beizuwohnen. Diese Behauptung möchte ich euch heute näher auseinandersetzen und begründen. Beginnen wir im Vertrauen auf den mächtigen Beistand der göttlichen Gnade.

Die erste, die nothwendigste und unerläßlichste Bedingung einer wahren Sonntagsfeier ist die Theilnahme am Opfer der heiligen Messe. Dadurch erst wird der Sonntag zum Tag des Herrn, dadurch allein wird er geheiliget und geweiht. Der Grund, warum die Theilnahme an der heiligen Messe allen anderen Werken vorgeht und darum strenge geboten ist, liegt in der Natur, in der Bedeutung des Opfers. Das Opfer ist der sprechendste Ausdruck der Gottesverehrung, der höchste und feierlichste Akt der Anbetung. Deshalb begingen alle Völker ihre Feste durch Opfer; so oft sie einen Tag zu Ehren ihrer Gottheit feierten, brachten sie auch ihre Opfer dar. Um so mehr muß das Volk der Christen opfern an jedem Sonntage, zumal es ein so heiliges und heilsames Opfer hat. Ich nenne die Messe ein heiliges Opfer; denn es bringt sich ja Christus, der göttliche Sohn, dem göttlichen Vater dar, das unschuldige, makellose Lamm dem höchsten und anbetungswürdigsten Gotte. Ein heiligeres Opfer kann nicht mehr gefunden werden im Himmel und auf Erden. Was wir sonst darbringen mögen, alle Schätze der Erde, alle Perlen des Meeres, alle Metalle der Erde, sie kommen doch der himmlischen und göttlichen Opfergabe der hei-

ligen Messe nicht gleich, ja nicht einmal nahe, und wenn alle Menschen mitsammen und dazu die Engel allzumal und an ihrer Spitze die heiligste und reinste Jungfrau und Gottesgebärerin Maria sich zur Ehre des Allerhöchsten opfern würden, es müßte doch auch dieses Opfer zurückstehen hinter der heiligen Messe. Darum ist aber diese auch das heilsamste Opfer. Durch nichts können wir uns so viele Gnaden erringen, als durch die heilige Messe; denn da werden uns ja zugewendet die Verdienste Jesu Christi, die mehr Werth haben, als die Gebete, Abtödtungen und Werke aller Heiligen und folglich auch mehr Werth als alle Andachten, Uebungen und heiligen Handlungen, die wir selbst verrichten. Wer kann es denn sagen, welch geistige Segnungen, wie viele und kostbare Schätze der Gnade wir gewinnen durch eine einzige Messe? Fastet Wochen lang, knieet ganze Nächte hindurch in Gebet und Betrachtung, geißelt euch täglich bis auf's Blut, und ihr werdet doch nicht so viel von Gott erlangen, als ihr durch eine einzige Messe gewinnet; denn Jesus Christus, der sich bei der heiligen Messe dem himmlischen Vater unblutiger Weise opfert, wie er es einst blutiger Weise am Kreuze gethan hat, bereitet ihm mehr Freude und mehr Ehre, als alles Blut, das ihr selbst vergießet, und alle Seufzer, die ihr zum Himmel sendet, und alles Fasten, das ihr euch auferleget. Weil denn die Messe ein so heiliges und heilsames Opfer ist, darum war es von jeher Praxis der Kirche, ihr an allen Sonntagen beizuwohnen. Wenn schon das Volk Israel am Sabbathe zwei Lämmer opfern mußte, während sonst unter der Woche täglich nur das Opfer eines Lammes geboten war, wenn es sonach am Sabbathe doppelt zum Opfer sich verpflichtet sah, dann mußten ja die Christen noch weit mehr sich verpflichtet fühlen, wenigstens am Tage des Herrn an jenem reinen Speiseopfer sich zu betheiligen, das nach der Weissagung des Propheten Malachias alle Opfer der Juden verdrängen und an allen Orten dargebracht werden sollte vom Aufgange der Sonne bis zu deren Niedergang. Darum enthält schon die Apostelgeschichte eine unzweideutige Hinweisung auf das sonntägliche Opfer der Christen. Ich habe die Stelle letzthin bereits angeführt, sie besteht aus den Worten des heiligen Lukas: „Als wir am ersten Tage der Woche zum Brodbrechen zusammengekommen waren," redete Paulus zu ihnen. Der erste Wochentag ist der Sonntag und das Brodbrechen, von dem die Apostelgeschichte redet, ist eben jenes, welches der Heiland beim letzten Abendmahle vor-

nahm und zu dessen Fortsetzung er seine Jünger aufforderte mit den Worten: „Thut dieß zu meinem Andenken,“ es ist das heilige Meßopfer. Lukas erzählt uns also, daß die Christen zu Troas am Sonntage zur Feier der heiligen Messe zusammen kamen. Klarer und bestimmter noch äußert sich der heilige Martyrer Justinus um das Jahr 139: „Am Sonntage,“ sagt er, „versammelten sich alle (christlichen) Stadt- und Landbewohner an demselben Orte und es werden, soviel die Zeit es gestattet, die Schriften der Apostel und Propheten gelesen. Hat der Leser geendet, dann hält der Vorsteher (Bischof) eine Ermahnung, um zur Ausübung des vortrefflichen Inhaltes (der Lesung) anzuregen. Dann stehen wir alle auf und beten, und wie wir bereits gesagt, wenn wir zu beten aufgehört, dann wird Brod, Wein und Wasser herbeigebracht, und der Vorsteher verrichtet aus allen Kräften Gebete und Danksagungen, und das Volk ruft Amen; und von dem, worüber die Danksagung gesprochen, wird jedem der Gegenwärtigen Etwas mitgetheilt und den Abwesenden durch die Diakone überbracht.“ Offenbar wird hier die sonntägliche Meßfeier beschrieben und zwar in einer Weise, daß wir der Hauptsache nach dieselben Gebräuche und Theile finden, die heutzutage mit der Darbringung des heiligen Opfers verknüpft sind, nämlich Epistel und Evangelium, Opferung, Präfation, Consecration und Communion. Wenn demnach zu Justins Zeiten die Anhörung der heiligen Messe allgemeine Uebung war — er sagt ja, daß alle Stadt- und Landbewohner sich versammeln — dann dürfen wir annehmen, daß die Mahnungen der Väter, den Sonntag zu feiern, von der Anhörung der heiligen Messe zu verstehen sind; denn das ist ja der entscheidende Akt der Sonntagsfeier. Uebrigens erwähnen viele von ihnen ausdrücklich die heilige Messe. So sagt der heilige Cäsarius in einer an das Volk gehaltenen Rede: „Ich bitte euch, geliebteste Brüder, und ermahne euch mit väterlicher Liebe, daß, so oft am Tage des Herrn oder an anderen größeren Festtagen die Messe gehalten wird, keiner aus der Kirche gehe, bis die heiligen Geheimnisse vollendet sind.“ Auch fehlt es nicht an ausdrücklichen Verordnungen einiger Concilien, durch welche sogar schwere Strafen gegen jene ausgesprochen wurden, welche am Sonntage die heilige Messe versäumten. So verordnete unter anderen eine Synode zu Rheims im siebenten Jahrhunderte, „daß, wer zweimal im Jahre an Sonn- oder Festtagen die heilige Messe versäumte, vom Eintritte in die Kirche ausgeschlossen und des Pfarr-

begräbnisses beraubt werden soll." König Stephan von Ungarn erließ im Jahre 1016 ein Gesetz, wonach diejenigen, welche die sonntägliche Messe und den Gottesdienst vernachlässigten, ganz kahl geschoren werden sollten, damit Jedermann sie erkennen könnte. Es ist gut, daß diese Verordnungen nicht mehr bestehen, denn sonst wäre ein großer Theil im Banne oder es gingen gar Viele und darunter namentlich gar noble und vornehme Herren und Damen mit kahl geschorenem Haupte umher.

So hat denn die Verpflichtung zur Theilnahme am heiligen Opfer ihren Grund zunächst in der Natur des Opfers selber und dann in der beständigen Praxis, wie im ausdrücklichen Befehle der Kirche; sie verbindet unter einer schweren Sünde. Wer am Sonntage die heilige Messe aus eigener Schuld und ohne hinreichenden Grund versäumt, der begeht eine Todsünde, d. h. eine Sünde, wodurch er das Anrecht auf den Himmel verliert und der Gefahr ewiger Verdammung sich aussetzt. Wenn er in dieser Sünde stirbt, dann ist er unrettbar verloren und zwar auf ewig. Mag nach seinem Tode auch noch soviel gebetet, mögen tausend heilige Messen für ihn gelesen und alle Ablässe gewonnen werden, — er ist und bleibt verloren, weil er in der Todsünde gestorben und einer ewig dauernden Höllenqual anheimgefallen ist. Das ist eine ausgemachte Sache, über die kein Zweifel obwalten kann, denn allzeit hat die gesammte Kirche die schuldbare und nachlässige Versäumung der Theilnahme an der heiligen Messe am Sonntage als eine Todsünde erklärt. Dieß Versäumniß kann nicht etwa während der Woche wieder nachgeholt werden dadurch, daß man an einem Werktage in die heilige Messe geht, wie Einige irrthümlich meinen. Es muß gerade der Sonn- oder Festtag sein, an dem man die heilige Messe hört, um so das Gebot der Kirche zu erfüllen. So wenig man die am Freitage gebotene Enthaltung von Fleischspeisen auf einen anderen Tag übertragen kann, so daß man etwa am Donnerstage Abstinenz beobachtet, ebensowenig kann man am Montage oder an einem anderen Wochentage die am Sonntage verabsäumte heilige Messe nachholen. Hier wie dort bindet das Gebot an den von der Kirche bestimmten Tag. Gerade am Freitage muß die Enthaltung von Fleischspeisen beobachtet, und gerade am Sonntage muß die heilige Messe gehört werden. Und zwar eine ganze Messe, vom Stufengebete an bis zum letzten Evangelium. Es ist also schon Sünde, auch nur einen Theil derselben, sei es am Anfange oder am Ende aus eigener

Schuld zu versäumen. Auch da gilt es unstreitig als Todsünde, wenn ein Haupttheil der Messe, sei es Opferung, Wandlung oder Communion versäumt wird. Ebenso wäre es nach der einhelligen Lehre der Theologen schwere Sünde, wenn man alle Theile der heiligen Messe vor dem Evangelium und nach der heiligen Communion zugleich vernachlässigen würde. Ja viele Moralisten erklären es schon als schwere Sünde, wenn Jemand erst nach dem Evangelium kommt, während Alle einstimmig es als läßliche Sünde bezeichnen, wenn man den einen oder anderen der übrigen Theile der Messe versäumt, welche nicht als Haupttheile gelten. Es muß sodann die ganze Messe sein, die ein und derselbe Priester darbringt. Wer zum Beispiel bei der Wandlung einer Messe erscheint und dann in einer zweiten noch bleibt, bis auch da die Wandlung stattfindet, der hat seiner Verpflichtung nicht Genüge geleistet. Das Opfer läßt sich nicht spalten; man kann nicht die zwei Hälften verschiedener Opfer zusammenstückeln, wie man etwa zwei halbe Ketten zu einer einzigen zusammenschweißt oder aus zwei Röcken einen einzigen zusammennäht. Man muß einem ganzen und einheitlichen Opfer beiwohnen. Dieß aber genügt, und darum hat auch der seine Pflicht erfüllt, welcher am Weihnachtstage einer heiligen Messe beigewohnt hat, obwohl an diesem Feste das heilige Opfer von jedem Priester dreimal dargebracht werden darf. Freilich handelt derjenige besser, der diesen drei Messen beiwohnt, gleichwie auch Jeder sich größere Verdienste sammelt, der an den Sonntagen, wenn er kann, mehrere Messen hört. In diesem Falle wird er größerer Gnaden und im Jenseits eines höhern Lohnes theilhaftig werden; aber der strengen Verpflichtung hat auch derjenige Genüge geleistet, der wenigstens einer einzigen, ganzen Messe angewohnt hat.

Nachdem wir die Verpflichtung zur Theilnahme am heiligen Opfer kennen gelernt, wollen wir nun auch die Personen kennen lernen, auf welche sie sich erstreckt. Wer muß am Sonntage die heilige Messe hören? — Ein Jeder, der den hinlänglichen Gebrauch seiner Vernunft erlangt hat, was gewöhnlich bei Kindern von sieben Jahren vorausgesetzt wird. Es ist jedoch rathsam, die Kinder schon etwas früher zur heiligen Messe zu schicken; denn sind sie zu deren Anhörung auch noch nicht verpflichtet und über ihr Verständniß noch nicht unterrichtet, so wird doch das religiöse Gefühl in ihnen geweckt und unterhalten. Haben sie aber das siebente Jahr erreicht, dann sind Eltern und Erzieher im Gewissen verbunden,

sie zum Besuche des Gottesdienstes anzuhalten und für ihr regelmäßiges und rechtzeitiges Erscheinen Sorge zu tragen. Dasselbe gilt auch bezüglich der Dienstboten und sonstigen Untergebenen. „An Sonn- und Festtagen," so lehrt die Kirche mit einem alten kirchlichen Schriftsteller, „halte sich Keiner von der Feier der heiligen Messe fern; Keiner bleibe müßig zu Hause, während Alles zur Kirche geht!"

Doch gibt es einige wichtige Gründe, welche von der Anhörung der heiligen Messe entschuldigen. Als ein solcher Grund gilt jeder bedeutende Nachtheil, den wir oder der Nächste in Folge der Anhörung derselben an den Gütern des Leibes oder der Seele erleiden würden. Es sind demnach entschuldiget die Kranken, Schwachen und Genesenden, die Krankenwärter, die keine Aushilfe finden; Mütter und Wärterinnen, welche die Kinder nicht wohl verlassen dürfen; Reisende, welche ihre Reise ohne bedeutenden Nachtheil nicht unterbrechen können; dann jene, welche das Haus bewachen oder das Mittagmahl bereiten müssen an Orten, an denen nur eine Messe gelesen wird, und zuweilen auch Knechte und Mägde, welche ohne großen Nachtheil den Dienst, der sie an der Anhörung der heiligen Messe hindert, nicht verlassen könnten. Auch die Entfernung der Kirche kann entschuldigen. Wie groß aber dieselbe sein müsse, kann nur nach dem Verhältnisse der Personen, der Wege und der Witterung bestimmt werden. Für rüstige und kräftige Leute ist die Entfernung einer Stunde noch kein hinreichender Entschuldigungsgrund. Dagegen reicht eine solche Wegstrecke für Kinder und Greise und überhaupt für schwächliche Personen hin, um sie von der Verpflichtung des Messehörens zu entbinden, zumal wenn sie wegen einer Ueberschwemmung oder eines starken Schneefalles oder überhaupt wegen schlechter Witterung ohne große Schwierigkeit oder große Gefahr für Gesundheit und Leben nicht zur Kirche gehen können. Die meisten dieser Entschuldigungsgründe gelten, wie ihr sehet, zunächst nur für das Land. Nehmen wir Rücksicht auf unsere Stadt allein, dann dürfen wir sagen, daß außer dem Falle der Krankheit wohl selten ein zureichender Grund zum Wegbleiben vom Gottesdienste sich finden wird; denn bei den vielen Kirchen in unserer Stadt und bei der großen Anzahl von Messen, die in ihnen gelesen werden, können gewiß auch Kinder und Greise dem heiligen Opfer beiwohnen; selbst jene, die Kranke zu pflegen und das Hauswesen zu besorgen haben, können die heilige Messe

hören, wenn sie nur mit ihren Hausgenossen wechseln und ihre Verrichtungen gehörig eintheilen, und namentlich frühzeitig genug aufstehen wollen. Es sind hier keine weiten und rauhen Wegstrecken zurückzulegen, und niemals kann die Witterung so ungünstig sein, daß man nicht wenigstens über die Gasse zur nächsten Kirche kommen könnte. Somit also kann nur ernstliche Krankheit, nicht aber schon das nächstbeste Unwohlsein entschuldigen. Ebensowenig entschuldigt die Ausrede, daß es an der geeigneten Sonntagskleidung fehle. Gott sieht nicht auf das Kleid, sondern auf das Herz, und wenn dieß gut und fromm ist, dann hat er an ihm mehr Freude, als an einem bösen Herzen, das unter Gold- und Seidengewändern schlägt. Wenn der Arme sich nicht scheut, im alltäglichen Gewande auch am Sonntage unter die Leute zu gehen, warum soll er dann erröthen, damit in der Kirche zu erscheinen? Kein vernünftiger Mensch wird ihn deßhalb ansehen oder wohl gar verspotten, im Gegentheile wird man über seine Religiosität sich freuen und Mitleid mit ihm haben. Uebrigens muß es schon am Fleiße und an der Sparsamkeit fehlen, wenn man auch für den Sonntag nicht einmal eine reinliche Gewandung hat. Nur ganz verkommene Menschen, Säufer und Taugenichtse müssen wie an Sonn- so auch an Werktagen in zerrissene Kleider sich hüllen. Sowenig, wie die Armuth, kann auch das Vergnügen von der Anhörung der heiligen Messe entschuldigen. Wer am Sonntage zum Vergnügen eine Reise oder einen Ausflug unternimmt, der begeht eine schwere Sünde, wenn er deßhalb die heilige Messe vernachläßiget. Er versäumt eine strenge Pflicht, die der Lustbarkeit vorgeht. Daraus möget ihr erkennen, wie unchristlich die immer mehr um sich greifende Sitte ist, gerade an Sonn- und Feiertagen weltliche Festlichkeiten, Sänger-, Turn-, Feuerwehr- und Schützenfeste zu veranstalten, wobei die Mehrzahl der Theilnehmer regelmäßig in keine Kirche kommt, weil sie entweder auf der Reise sind oder schon am Vormittage zum Lärmen und Tumultmachen sich versammeln. Das ist ärger als heidnisch; denn selbst die Heiden fanden sich an den ihren Götzen geweihten Tagen in den Tempeln ein.

Fragen wir uns aber: Wie steht es bei uns mit der Sonntagsfeier, dann müssen wir erröthen und uns schämen bis auf den Grund unserer Seelen. Schon der ersten, unerläßlichsten Verpflichtung wird nicht entsprochen. Man versichert mir, daß der zehnte Theil der katholischen Einwohnerschaft hiesiger Stadt ihrer Sonn-

tagspflicht in diesem Punkte nicht entspreche, sondern die Messe ganz oder doch theilweise versäume. Da unsere Stadt über dreißigtausend Seelen zählt, so sind es wenigstens dreitausend, die dem Gebote der Kirche nicht genügen. Dreitausend Sünden schreien alle Sonntage zum Himmel und darunter sind wohl mehr als tausend Todsünden von denen begangen, die in gar keine Messe kommen und noch dazu viele, viele Sonntage hintereinander. Anstatt angebetet und verherrlichet zu werden, wird also Gott gerade am Sonntage durch Tausende von Sünden beschimpft und beleidiget und zwar von fast allen Ständen und von fast allen Lebensaltern; denn unter diesen Sünden befinden sich nicht bloß jene der Männer und Frauen, der Herrschaften und Dienstboten, der Meister und Gesellen, sondern auch die Sünden gar vieler Kinder, zumal der feiertagschulpflichtigen Jugend. Und diese scheinen mir noch die ärgsten zu sein, weil selbst diese Kinder schon abgestumpft sind gegen alles religiöse Leben und natürlich im reiferen Alter noch gottloser und glaubensgleichgiltiger werden. Wie sie es in der Jugend treiben, so werden sie es später fortsetzen, nur mit dem Unterschiede, daß ihre Kälte gegen Gott und göttliche Dinge mit jedem Jahre zunimmt. Ach, da muß man freilich einen Schrei der tiefsten Entrüstung ausstoßen. Möchte er nur hell und laut genug sein, um hinzudringen zu den Ohren jener trägen und glaubenslosen Leute, die das ganze Jahr hindurch keine Predigerstimme erreicht, weil sie nicht bloß die Anwohnung der heiligen Messe, sondern auch die Anhörung des göttlichen Wortes vernachlässigen! Und möchte dieser Schrei der Entrüstung, dieses Wort der Klage und des Vorwurfes ihnen darthun können, wie entsetzlich und leichtfertig zugleich ihre Sünde ist. Entsetzlich nenne ich sie, weil sie eine völlige, geistige und sittliche Verwilderung, den Verlust alles religiösen Sinnes und Gefühles bekundet. Was muß doch das für ein Mensch sein, der nicht einmal am Tage des Herrn einen Gedanken an Gott und die Ewigkeit aufkommen läßt, nicht einmal da sich getrieben fühlt, wenigstens eine halbe Stunde für den Dienst des Herrn und das Heil seiner Seele zu verwenden? Er ist offenbar in dem Laster verknöchert, seine Seele ist starr und auf ewig todt; denn wie soll sie wieder aufleben, wenn jedes religiöse Band zerrissen, auch der letzte Faden des Glaubens entzwei geschnitten ist? Wo und wie soll bei einem solchen Menschen die Gnade wieder anbinden? Es fehlt für sie alle Grundlage. Darum schaudert mir immer, wenn

ich von einem Menschen höre, der sorglos und gleichgiltig am Sonntage die heilige Messe versäumt. Er ist auf dem Wege zur vollständigen Gottlosigkeit und zur unbußfertigen Verstockung. Darum ist wohl auch keine Sünde so gefährlich; denn neben den anderen Sünden, so groß und furchtbar sie auch sein mögen, kann doch immerhin noch der Glaube bestehen und dieser kann mit Beihilfe des Gewissens und der Gnade des Menschen wieder zur Buße anregen. Wer aber dahin gekommen ist, am Sonntage ohne Beunruhigung von der heiligen Messe hinweg zu bleiben, der ist ohne Glauben, ohne Religion, ohne Gott, verworfen für Zeit und Ewigkeit. Welch ein entsetzlicher und gefahrvoller Zustand, in den man sich noch dazu so leichtsinnig stürzt! Oder ist es nicht unverzeihlicher Leichtsinn, die heilige Messe zu versäumen, deren Anhörung uns doch so leicht gemacht ist? Vom frühen Morgen bis fast zur Mittagsstunde, von fünf Uhr früh bis nach elf Uhr Vormittag ist keine halbe Stunde, in der nicht in einer der zahlreichen Kirchen dahier das große Opfer dargebracht wird. Da kann wohl der Trägste, der nicht eher aufsteht, bis ihm die Strahlen der Sonne im Bette beschwerlich werden, noch seiner Pflicht genügen. Doch nein. Zuvor muß der Eitelkeit gefröhnt und der sinnliche Leib geputzt, und dann muß entweder Visite gemacht oder bereits am Vormittage gezecht werden, wenn nicht vielleicht gar ein Fleischgötze, eine gewisse Person aufgesucht und spazieren geführt werden muß. Wehe euch, ihr Städtebewohner, die ihr den Sonntagmorgen im Dienste der Hoffart, des Bauches und Fleisches hinbringet, anstatt ihn Gott zu weihen; jene Landleute, die halbe und ganze Stunden weit gehen, um dem Gottesdienste in einer armen Dorfkirche beizuwohnen, werden einst euere Richter sein, werden all' euere leeren Ausreden widerlegen und euern grenzenlosen Leichtsinn euch nachweisen. Und wie viele werden dann bloß aus unserer Stadt voll Beschämung ein verdammendes Urtheil hören müssen? Ich sage es euch offen und freimüthig und sage es, um euch zu warnen: Eine so große Nachlässigkeit in Anhörung der heiligen Messe an Sonntagen habe ich bisher noch nirgends gefunden, wie hier. Ich habe doch manche Orte schon kennen gelernt, das Treiben anderer Städte schon beobachtet; aber nirgends gesehen, daß so Viele über die Anhörung der heiligen Messe so leichtsinnig sich hinwegsetzen, obwohl ihnen weniger Gelegenheit zur Erfüllung ihrer Christenpflicht geboten war, wie hier.

Darum, geliebte Zuhörer, helfet doch, wirket zusammen, damit diesem Uebel abgeholfen wird. Besonders ihr Hausväter, entsprechet euerer Pflicht! Belehret über diesen Punkt euere Hausangehörigen, fordert sie auf, treibet sie an zum Kirchenbesuche und geht vor Allem eueren Dienstboten, Gesellen oder Kindern selber mit gutem Beispiele voran! Ueberwachet besonders euere Kinder in diesem Punkte! Seid nicht zufrieden, sie in die Kirche fortzuschicken, sondern forschet auch nach, ob sie dahingehen, ja nehmet sie womöglich selber mit euch. „Lasset uns nicht vernachlässigen unsere Versammlung, wie Einige die Gewohnheit haben! Haben wir aber das bisher gethan, dann wollen wir es von Herzen bereuen und aufrichtig beichten, dann wollen wir dafür Buße thun und künftig durch unseren Eifer die früheren Versäumnisse ersetzen, denn jetzt ist die annehmbare Zeit, jetzt währen noch die Tage des Heils. Benützen wir sie zum Besten unserer unsterblichen Seele, sonst möchte über uns hereinbrechen die Nacht, in der Niemand mehr wirken kann, und mit dieser schrecklichen Nacht das ewige Verderben. Davor bewahre uns Alle der allgütige Vater im Himmel. Amen.

Dritte Predigt.

Wie und wo müssen wir am Sonntag die heilige Messe hören?

„Der Herr ist in seinem Tempel: es schweige vor ihm die ganze Erde!" Hab. 2, 20.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

Wie wohl wir daran sind, wenn wir Gott sorgen lassen und ergeben seiner weisen Vorsehung uns unterwerfen, das zeigen deutlich die evangelischen Worte, die wir eben vernommen haben. Wie leicht hätten die Apostel ihre Trauer sich ersparen können, wenn sie mehr Vertrauen in die weise und liebevolle Fürsorge ihres Meisters gehabt hätten, von dem sie doch, seinem bisherigen Benehmen nach, wohl erwarten durften, daß er sie nicht als Waisen, nicht hilf- und mittellos zurücklassen werde. Wozu also machen sie sich Sorgen und beschweren ihr Herz durch herbe Gedanken bei der Ankündigung seines Scheidens? Geht er ja zu seinem Vater und zwar, um ihnen das höchste aller Güter, den heiligen Geist selber zu senden, damit er mit ihnen arbeite und kämpfe für das Reich Gottes und durch das Zeugniß der Wahrheit die bethörte Welt aufkläre über ihren Unglauben, ihre Ungerechtigkeit und Knechtschaft im Dienste des Satans. Dieser göttliche Geist wird sie reichlichst entschädigen für den Hingang des göttlichen Meisters; denn er wird sie nicht bloß trösten, sondern erst einführen in alle Wahrheit und deren Verständniß ihnen erschließen, er wird in ihnen wohnen und aus ihnen reden und sie stärken in aller Mühsal und Bedrängniß. Darum ist es für sie sogar gut, daß der Herr hingeht, sein Scheiden ist besser als sein Bleiben; denn sonst kommt der heilige Geist nicht und sie bleiben unwissend und wankelmüthig,

wie bisher. O möchten wir das beherzigen und daraus lernen, wie wir ruhig allen Plänen der göttlichen Weisheit uns unterwerfen müssen. Lassen wir nur allzeit den Herrn walten, der unsere größere Wohlfahrt im Auge hat bei Allem, was er thut, was er schickt und was er nimmt. O, unter seiner Obhut und in liebender und vertrauender Hingabe an ihn sind wir geborgen und überall gut daran, vorausgesetzt, daß wir ihm geben, was er von uns fordern kann, und ihn ehren, wie er es geboten hat. Er gibt dann auch uns seinen guten Geist und seine Gnade, wenn wir ihm unsere Pflichten weihen. Unter diese Pflichten gehöret aber vor Allem die Heiligung des Sonntages durch gute Werke. Das erste und dringendste dieser Werke aber ist, wie wir letzthin hörten, die Theilnahme an der heiligen Messe. Es ist nicht genug, daß man am Sonntage zu einer beliebigen Zeit und auf einige Augenblicke in die Kirche geht, sondern man muß die Messe und zwar eine ganze Messe hören, und, wohl bemerkt, man muß sie recht hören. Das ist der Fall, wenn man sie in der rechten Verfassung und am rechten Orte hört. Welches ist nun diese **Verfassung** und **dieser Ort**, oder **wie und wo muß die Messe gehört werden?** Diese zwei Fagen will ich heute beantworten. Ich beginne im Vertrauen auf den allmächtigen Beistand des heiligen Geistes, der nach der Verheißung Jesu uns alle Wahrheit lehren soll.

I.

Soll uns die Anhörung der heiligen Messe an Sonntagen wirklich als Gottesdienst angerechnet werden, dann müssen wir derselben mit Aufmerksamkeit, Ehrfurcht und Andacht beiwohnen. Das sind die drei Eigenschaften, wodurch wir aus der heiligen Messe ein frommes Werk machen.

Die erste Bedingung ist also die Aufmerksamkeit und diese besteht darin, daß wir unseren Geist der heiligen Opferhandlung zuwenden. Wir sollen nicht bloß körperlich, sondern auch geistig in der Kirche und um den Altar sein, indem wir unsere Gedanken hinrichten auf das große Geheimniß, das dortselbst gefeiert wird, und den einzelnen Handlungen und Gebeten desselben folgen. Besonders sollen wir recht Acht haben auf die drei Haupttheile der Messe, auf die heilige Opferung, Wandlung und Kommunion. Das wird geschehen, wenn wir unseren Geist schon sammeln, ehe wir zur Kirche kommen. Anstatt daß wir auf dem

Wege zum Gotteshause dem Vorwitze und der Neugierde die Herrschaft lassen und nicht nur Alles betrachten, was wir sehen können, sondern auch mit Allen uns in's Gespräch einlassen, die uns begegnen, sollten wir unseren Sinn schon auf das heilige Opfer richten, soviel wie möglich schweigsam und sittsam unsere Wege gehen und nachdenken über das erhabene Geheimniß, an dem wir uns betheiligen wollen. Was wir sehen werden, das ist so ehrwürdig und großartig, wie einst jenes blutige Schauspiel auf Golgatha war; das Opfer, das wir mitfeiern wollen, ist so fruchtbar und furchtbar, wie jenes Opfer am Kreuze, denn die heilige Messe ist ja nur die unblutige Erneuerung des blutigen Kreuzesopfers. Bedenken wir das, dann werden wir uns gewiß der gebührenden Aufmerksamkeit und Sammlung befleißen, dann werden wir alle weltlichen und eitlen Gedanken abzustreifen trachten, indem wir mit dem heiligen Bernhard beim Eintritte in die Kirche sagen und denken: Weltliche Gedanken, bleibet vor der Thüre! Ziehen sie uns aber deßungeachtet wieder nach, wollen sie in unser Herz sich wieder eindrängen mitten im Hause des Herrn und uns zerstreuen mitten unter der heiligen Handlung selber, dann müssen wir sie neuerdings abweisen, indem wir uns sagen: Alles, Herz und Mund, Auge und Ohr gehört jetzt dem Herrn und seinem gnadenreichen Opfer! Das heißt dann die Messe andächtig anhören.

Von dieser Aufmerksamkeit kann aber keine Rede sein, wenn man nicht nur die werktägigen Sorgen, sondern auch die eitelsten Gedanken mit in die Kirche nimmt und ihre Zahl auf dem Wege dahin vielleicht noch verstärkt und vermehrt; wenn man dann in der Kirche selbst auf alles Andere mehr als auf die heilige Messe achtet und durch die geringfügigsten Gegenstände sich zerstreuen läßt. Und wie oft ist dies der Fall! Der Eine richtet seine Aufmerksamkeit auf die Musik oder auf die Bauform und Einrichtung der Kirche, der Andere denkt an seine Kleidung oder mustert die Mienen und Gewänder Anderer, während ein Dritter sich umsieht nach gewissen Personen, derentwegen er eigentlich gekommen ist. Unterdessen übersehen und überhören diese Leute alle Theile der heiligen Messe und geberden sich wie Träumende und Schlafende. Es versteht sich von selbst, daß Solche ihrer Pflicht nicht Genüge leisten. Ohne Zweifel soll die Anhörung der heiligen Messe ein gottseliges Werk sein, ein Werk, wodurch Gott geehrt wird. Nun ist aber die Verehrung Gottes nur dann eine wahrhafte, wenn sie im Geiste

und in der Wahrheit geschieht; folglich müssen wir an Sonntagen die heilige Messe so hören, daß dadurch Gott im Geiste und in der Wahrheit verehrt wird. Wer demnach der ganzen Messe oder auch nur einem bedeutenden Theile derselben bloß dem Körper nach beiwohnt, während eines beträchtlichen Theiles derselben schläft, schwätzt, vorwitzig um sich schaut oder sich mit anderen Dingen beschäftigt, wer nicht in der Absicht, Gott zu ehren, sondern vielleicht sogar aus ganz anderen Rücksichten, etwa bloß um zu sehen oder gesehen zu werden oder einen Freund, und was noch schrecklicher wäre, eine lasterhafte Person zu treffen, kommt, der hat Gott nicht geehrt, sondern entehrt, der kann nicht sagen, daß er die heilige Messe gehört hat, sondern ist schuldig, einem anderen Opfer mit Aufmerksamkeit beizuwohnen.

Mit dieser Aufmerksamkeit muß sodann auch eine heilige Ehrfurcht verbunden sein, die sich kund gibt in einer entsprechenden Haltung des Leibes. Bedenket nur, was die heilige Messe ist. Es gibt keine heiligere und ehrwürdigere Handlung als sie, weßhalb sie in den alten Meßordnungen einfachhin Handlung genannt wird. Bedenket, wozu sie dargebracht wird. Sie ist das Opfer für unsere Sünden und nicht allein für die unseren, sondern für die Sünden der ganzen Welt; sie ist das Opfer, das um Gnade ruft und Abhilfe in all' unseren Anliegen erfleht, wodurch wir Gott unser Lob darbringen und Dank sagen für all' seine Wohlthaten. Müssen wir da nicht die höchste Ehrfurcht an den Tag legen? Bedenket, wer bei der heiligen Messe zugegen ist. Vor Allem Christus, der ewige, eingeborne Sohn Gottes, unser Erlöser und Herr, der Richter über die Lebendigen und Todten. Und er ist zugegen mit seiner ganzen furchtbaren Majestät zu unserem Heile, um für uns seinem Vater sich hinzuopfern. Wer fühlt da nicht alle Schauer der Ehrfurcht, wer sieht nicht unwillkürlich zur ehrerbietigsten Haltung und Stellung sich angetrieben? Wer glaubt, daß Christus zugegen, daß er als wahrer und lebendiger Gott zugegen ist, der wird sich von selbst gedrungen fühlen, seine Hände zu falten, das tiefste Schweigen zu beobachten und auf den Knieen liegend seinen Herrn und Gott anzubeten. Das ist auch die rechte und allein würdige Haltung bei der heiligen Messe. Wie kann man dastehen oder bequem sich hinsetzen, wie alle Augenblicke neues Geräusch erregen durch unruhige und ehrfurchtslose Haltung? Wo Christus ist, da sind auch die Engel. Zu wiederholten Malen schon sahen

Heilige die Engel Antheil nehmen an der Opferfeier des neuen Bundes. Nach dem Zeugnisse des heiligen Nilus wurde Chrisostomus mehr als einmal eines solchen Anblickes gewürdiget und theilte, was er sah, voll Verwunderung und Freude seinen geistesverwandten Freunden mit. „Sobald der Priester die Feier des heiligen Opfers begann," erzählt er, „stiegen zahlreiche himmlische Geister vom Himmel herab. In wunderbar glänzenden Gewanden, mit bloßen Füßen, aufmerksam und mit niedergeschlagenen Augen wallten sie um den Altar: voll Ehrfurcht, Ruhe und Schweigen wohnten sie der Vollbringung des furchtbaren Geheimnisses bei." Ebenso versicherte der heilige Gerardus, daß nie und nirgends eine heilige Messe gefeiert würde, wobei nicht mindestens zwei Engel sich einstellten, um ihrem Schöpfer aufzuwarten und ihm zu Diensten zu sein. Daher sagt der heilige Gregor: „Welcher Gläubige könnte zweifeln, daß zur Zeit des heiligen Opfers auf das Wort des Priesters die Himmel sich erschließen, daß bei diesem Geheimnisse des Herrn die Engelchöre zugegen seien, daß zur Feier desselben das Niedrige mit dem Höchsten, die Erde mit dem Himmel sich vereinige?" Wenn nun selbst die Engel eine solche Ehrerbietung gegen das heilige Opfer an den Tag legen, wie kann und darf alsdann ein Mensch es wagen, in hochmüthiger und trotziger Haltung und Stellung, mit allen Zeichen des Leichtsinns und sogar der Verachtung, mit einem Benehmen, wie man es am gemeinen Orte nicht dulden würde, sogar mit Hohn und Spott an demselben sich zu betheiligen? Da gelten wahrhaftig die Worte des heiligen Chrisostomus: „Wenn du ins Schauspielhaus gingest, würdest du sehen, wie die Tanzenden mit Anstand sich bewegen und alles Taktlose, Ungeschliffene vermeiden. Du aber stehst da und setzest dich über jeglichen Anstand hinweg. Weißt du nicht, daß du mitten unter Engeln weilest, daß du mit Engeln Hymnen singst? Und du stehst da und lachest? Wäre es zum Verwundern, wenn der Blitz einschlüge? Der König ist hier zugegen; er mustert seine Heerschaar, und du stehst dabei und lachest!" Möchten wir doch das bedenken, so oft wir am Tage des Herrn oder auch an einem anderen Tage uns anschicken, der heiligen Messe beizuwohnen. Gewiß würde es dann in aller Ehrfurcht geschehen, in tiefster Demuth und im heiligsten Schweigen. Dadurch aber würden wir sowohl den Herrn ehren, als auch Anderen ein erbauendes Beispiel geben. Ich kann mir wahrhaftig kein anziehenderes Bild denken,

als einen Menschen, der während der heiligen Messe dakniect, ganz in sich versenkt, voll Demuth und Ehrfurcht, mit niedergeschlagenen Augen und gefalteten Händen, gleichsam aller Welt erstorben, gehör- und gesichtslos, einzig und allein bedacht auf die Größe des heiligen Opfers und auf seine eigenen Nöthen und Gefühle. Da freuen sich die Engel, da erbauen sich die Menschen, vor solch einer Seele weicht entsetzt selbst die Hölle zurück. Beim Anblicke eines solchen Menschen ergeht es Allen, wie dem heiligen Cyprian, als er das erste Mal in einen christlichen Gottesdienst kam. Da er aus den Augen der Anwesenden eine solche Ehrfurcht und Frömmigkeit hervorleuchten und in ihrem Verhalten eine solche Andacht ausgedrückt sah, glaubte er keine Menschen, sondern Engel zu sehen. Bei den ersten Christen wurde aber auch schon die geringste Unehrerbietigkeit beim heiligen Opfer damit gestraft, daß solche von der Versammlung ausgeschlossen wurden und zehn Tage bei Wasser und Brot fasten mußten.

Wo nun bei Anhörung der heiligen Messe Aufmerksamkeit und Ehrfurcht sich finden, da stellt von selbst auch die Andacht sich ein. Unter Andacht verstehe ich aber das fromme, dankbare Gemüth, das von Liebe erfüllte Herz, mit welchem wir die heilige Messe hören sollen. Wenn wir uns vorstellen die große Liebe Jesu Christi zu uns, die er allzeit, besonders in seinem Opfer uns bewiesen hat, dann werden wir ihm und dem Vater sammt dem heiligen Geiste danken, herzlichst unsere Sünden bereuen und uns selbst mit dem Opfer Jesu dem Allerhöchsten darbringen, indem wir uns seinen Diensten weihen, kurz, wir werden von religiösen und heiligen Gefühlen und Empfindungen durchdrungen sein so gut, als die Weltleute bei ihren Zusammenkünften und in ihren Vergnügungslokalen von den Gefühlen der Freude und des sinnlichen Genusses sich gestachelt sehen. Wir werden bei der heiligen Messe empfinden, was der heilige Chrisostomus so unübertrefflich in seiner Schrift über das Priesterthum geschildert hat: „Wenn du," sagt er, „den Herrn geopfert dort (auf dem Altare) liegen siehst, und wie der Priester über das Opfer sich neigt und betet, und wie Alle (durch den Genuß der Opfergabe) mit jenem kostbaren Blute befruchtet sind; glaubst du dann noch unter Menschen und auf der Erde zu sein, oder erblickst du nicht vielmehr, in den Himmel entrückt und jedes niedrigen Gedankens enthoben, mit den Augen deines Geistes und mit reiner Seele um dich herum das, was im Himmel

ist? O Wunder! O Güte Gottes! Der mit dem Vater in der Höhe thront, den hält der Priester in seinen Händen. . . Soll ich dir die erhabene Weihe dieses Wunders durch ein anderes Wunder veranschaulichen? Ich sehe im Geiste den Elias und um ihn her eine unermeßliche Schaar des Volkes und das Opferthier bereitet auf dem Altare. Alle Anwesenden stehen ruhig und schweigend, der Prophet allein betet: da fällt plötzlich Feuer vom Himmel auf die Erde. Bewunderungswürdig ist das und staunenerregend. Nun aber wende dich hin zu dem, was hier (in der heiligen Messe) vorgeht, und nicht nur Wunderbares wirst du sehen, sondern über alle Maßen Wunderbares und Staunenerregendes. Der Priester steht da; nicht Feuer, sondern den heiligen Geist beschwört er herab; lange Zeit verharrt er im Gebete, nicht damit ein vom Himmel gesandter Feuerstrahl das Opfer verzehre, sondern daß die Gnade auf dasselbe herabkomme, wodurch es alle Herzen entzünde und reiner mache als geläutertes Gold. In diesem weihevollen Augenblicke stehen die Engel dem Priester zur Seite, die himmlischen Mächte jubeln und erfüllen die Nähe des Altares mit Lobgesängen auf den Geopferten." — So der eifrige und goldmundige Kirchenlehrer und Patriarch von Constantinopel, der offenbar von der heiligen Messe dieselbe Anschauung hatte, welche die Kirche jetzt noch hat. Müssen wir da uns nicht der größten Aufmerksamkeit, der tiefsten Ehrfurcht und heiligsten Andacht befleißen? Müssen wir da nicht ganz durchdrungen sein von dem Worte des Propheten: „Der Herr ist in seinem Tempel: es schweige vor ihm die ganze Erde"? So gesinnt, so uns benehmend entsprechen wir dann unserer ersten Sonntagspflicht, so hören wir die heilige Messe recht.

II.

Allein wo sollen wir sie hören? Darauf antworte ich: Wenn es füglich geschehen kann, in der Pfarrkirche; es kann aber auch in jedem anderen öffentlichen Gotteshause dem Kirchengebote Genüge geleistet werden. Diese Antwort stützt sich auf einen Ausspruch des Papstes Benedikt XIV., der also lautet: Heutzutage steht es Allen frei, in was immer für einem Gotteshause der heiligen Messe beizuwohnen, wenn anders dasselbe nicht eine Privatkapelle oder ein Privatoratorium ist. Wer demnach in was immer für einer, zum öffentlichen Gottesdienst bestimmten Kirche oder Kapelle eine Messe mit Andacht hört, erfüllt seine Pflicht; in Kirchen und Oratorien

hingegen, die mit päpstlicher Bewilligung in einem Privathause zur Feier der heiligen Geheimnisse errichtet sind und von der Straße aus keinen öffentlichen Eingang haben, können nur diejenigen dem Kirchengebote Genüge leisten, zu deren Gunsten die Ermächtigung hiezu ertheilt worden und die in der päpstlichen Urkunde eigens bezeichnet sind. Kapellen mit freiem und öffentlichem Eingange gelten als öffentliche. Man kann und darf also in ihnen an Sonntagen die heilige Messe hören, wie in allen anderen Kirchen der ganzen Stadt. Indessen soll man doch trachten, so viel als möglich beim Pfarrgottesdienste zu erscheinen. Die Pfarrkirche ist ja das geistige Mutterhaus einer Gemeinde; denn da werden ja ihre Kinder wiedergeboren im heilbringenden Wasser der Taufe, da empfangen sie in der Regel die heilige Firmung, dort zum ersten Male die heiligen Sakramente der Buße und des Altares, da werden die Brautleute ausgerufen und eingesegnet, von da geht der Priester aus, um die Kranken und Sterbenden zu stärken durch die heilige Oelung und die Todten zu begraben in christlicher Weise, und da wird gebetet und geopfert für die Seelenruhe der Hingeschiedenen. In der Pfarrkirche wird alle Sonn- und Festtage die heilige Messe aufgeopfert für alle Pfarrangehörigen, in derselben wird das Wort Gottes verkündet mit besonderer Rücksichtnahme auf die Bedürfnisse oder Mißstände einer Gemeinde, in ihr wird all' das verkündet, was sich auf das religiöse Leben der Gemeinde und auf die Gottesdienstfeier bezieht, so die Feste, die begangen, die Andachten, die gehalten werden; die Fasttage, die zu beobachten; die Bittgänge, die zu veranstalten und die Ablässe, die zu gewinnen sind. Dadurch sieht sich der fromme und dankbare Katholik mit hundert Banden an seine Pfarrkirche gebunden, durch die zartesten Fäden zu ihr hingezogen. Ist es da nicht billig, daß er wenigstens an Sonn- und Festtagen, wenn es möglich ist, in diesem geistigen Mutterhause sich einfinde und mit all' denen sich vereine, die demselben Pfarrverbande angehörig, gleichsam seine Brüder und Schwestern, seine Reisegefährten und Kampfgenossen sind, mit denen er Freud und Leid theilen und die er erbauen und ermuntern soll auf der Wallfahrt zum ewigen Vaterlande? Aus solchen und ähnlichen Gründen empfahl auch das Concilium zu Trient den Besuch der Pfarrkirche. „Die Bischöfe," sagt es, „sollen das gläubige Volk ermahnen, daß es wenigstens an den Sonntagen und höheren Festen oft dort erscheine.

Suchen wir darum, soviel es uns möglich ist, an Sonn- und Feiertagen dem Hauptgottesdienste, d. i. dem Hochamte in der Pfarrkirche beizuwohnen, wenn wir gleichwohl auch durch Anhörung einer stillen Messe dem Kirchengebote genügen könnten. Sind aber unsere Verhältnisse derart, daß wir mit einer stillen Messe uns begnügen müssen, dann wollen wir wenigstens diese und zwar ganz und recht hören mit aller Aufmerksamkeit, Ehrfurcht und Andacht. Auf diese Weise werden wir uns neue Kräfte und die nöthigen Gnaden sammeln für die Versuchungen und Kämpfe, für die Mühen und Schmerzen der ganzen Woche. Dadurch wird das Band zwischen Gott und uns wieder aufgefrischt und der religiöse Sinn belebt und gehoben. Unser Herz wird hinaus getragen über den Erdenstaub und das sinnliche Treiben, und unsere Seele erhält die nothwendige Pflege. Wir werden geschützt vor sittlicher Verkümmerung und religiöser Verwilderung, wir bleiben Christen und meiden das Hinabsinken in den Zustand der Verthierung. Wenn aber schon die Sonntagsmesse eine so heilsame Wirkung auf uns übt, was würde erst geschehen, wenn wir täglich, auch unter der Woche, dem heiligen Opfer beiwohnen würden? Welche Ströme von Gnade könnten wir da in unser Herz leiten, welche Verdienste uns sammeln, welch' eine Quelle des Segens uns erschließen sogar für unsere irdischen Angelegenheiten und Geschäfte? Saget, welch besseres Werk könnet ihr üben den ganzen Tag, als andächtig eine Messe hören? Darum ist es von jeher das ernste Streben aller frommen Seelen gewesen, tagtäglich eine heilige Messe zu hören, und selbst unter großen Opfern, die sie bringen müssen. Mancher Dienstbote, manche Hausfrau, mancher Arbeiter bricht sich den Schlaf ab, um in frühester Morgenstunde trotz der Kälte und des Regens hinzueilen zum Altare des Herrn und dort mit Christus das Opfer der Versöhnung, des Lobes, des Dankes und der Bitte darzubringen. Und wenn solche Seelen einmal wegen Krankheit oder dringendster Arbeiten ihrer heiligen Gewohnheit nicht nachkommen können, dann fehlt ihnen den ganzen Tag hindurch Etwas, dann will ihnen die Arbeit nicht recht von Statten gehen, sie fühlen sich geistig und leiblich matt, wie Einer, der an einem Tage hat seinen Hunger nicht stillen können. Wie viel haben doch solche Seelen voraus vor denen, die bis in den Vormittag hinein gähnen und im Bette sich dehnen oder die Zeit, die sie so gut hätten verwerthen können zum Heile ihrer unsterblichen Seele, vor dem Spiegel und mit der eitelsten Lektüre, mit

den nutzlosesten Beschäftigungen vertrödeln. Daher aber auch die trostlose Leere in ihrem Herzen, die sie auf stets wechselnde Vergnügungen sinnen heißt und jeden ernsten Eifer bei ihren Berufsgeschäften ihnen raubt. Das könnte leicht geändert werden, wenn wir nur täglich eine halbe Stunde zur andächtigen Theilnahme an der heiligen Messe aufbieten wollten. Dann würden wir zufriedener und seliger unsere Wege gehen und eifriger all' unsern Pflichten nachkommen, aber eben dadurch unser ewiges Heil zur Gewißheit machen.

Deßhalb stehe ich nicht an zu behaupten: Die tägliche Theilnahme an der heiligen Messe in Ehrfurcht und Andacht ist ein Zeichen, ja das sicherste Zeichen der ewigen Auserwählung. Wer täglich die heilige Messe hört, der stirbt nicht leicht jähen und unversehenen Todes. So bestätiget es mir meine bisherige Erfahrung. Ja, wiederholt schon habe ich gefunden, daß solche Christen selbst bei Schlaganfällen, in hitzigen Krankheiten oder plötzlichen Unglücksfällen außerordentlicher und fast wunderbarer Weise die letzte und größte Gnade, den würdigen Empfang der heiligen Sterbsakramente erhalten. Wünschet auch ihr diese Gnade, wollet ihr gut sterben? Nun dann geht nur täglich in die heilige Messe. Ihr werdet dann nie Gefahr laufen, dieselbe sogar am Sonntage nachlässig zu versäumen; denn wer täglich die Messe hört, der bleibt am Sonntag um keinen Preis hinweg; wer sie aber die ganze Woche durch vernachlässigt, der ist leicht bereit, auch am Sonntage von ihr ferne zu bleiben. Ihr werdet aber dann noch mehr einst auf dem Todbette euch getrösten und mit süßer Freude auf all' die gehörten Messen zurückblicken können. Möchten wir da Alle einst sagen können: Seit dem 14. Mai 18 . . habe ich an keinem Tage durch meine Schuld die Anhörung der heiligen Messe unterlassen; darum hoffe ich, daß Jesus, mein Richter, den ich so oft als Opfer dem himmlischen Vater dargebracht, mir gnädig, daß er mir nicht Richter, sondern Seligmacher sein werde. Amen.

Vierte Predigt.

Die Verbindlichkeit zur Anhörung des göttlichen Wortes.

„Wer aus Gott ist, der hört Gottes Wort."
Joh. 8, 47.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

Der göttliche Heiland, nicht zufrieden damit, daß er den Aposteln und all' den Seinigen den heiligen Geist als Ersatz für seine Person verspricht, hinterläßt ihnen auch noch das Gebet in seinem Namen, um dadurch vom Vater Alles zu erflehen, was sie nur immer brauchen. Wahrlich, die sorgsame Mutter kann ihr geliebtestes Kind, wenn es getrennt von ihr leben soll, nicht umsichtiger ausrüsten und all' seinen Nöthen und Bedürfnissen begegnen, als der göttliche Heiland für seine Jünger Sorge getragen und alle Mittel ihnen in Bereitschaft gesetzt hat. Möchten wir nur das im heutigen Evangelium bezeichnete Mittel des Gebetes recht fleißig gebrauchen und zumal in der gegenwärtigen Woche recht inbrünstig in seinem Namen flehen! Laut genug fordert uns dazu die heilige Kirche auf durch die Bittprozessionen, welche sie in den nächsten drei Tagen veranstaltet. Sie gibt uns da Gelegenheit, nicht nur unseren Gebetseifer zu zeigen, sondern auch all' unsere geistigen und leiblichen Anliegen Gott vorzutragen, um deren Beseitigung zu erlangen, wenn auch nicht auf unser eigenes, unwürdiges Gebet hin, so doch durch das Flehen von Tausenden, die jetzt ihr Gebet mit dem unserigen vereinigen. Was wir allein nicht erreichen, das erlangen wir gewiß im Vereine mit Anderen. Diese unwiderstehliche Kraft, welche das gemeinsame Gebet im Namen Jesu hat, muß uns bewegen, an diesen Prozessionen eifrigen Antheil zu nehmen,

soweit die Pflichten unseres Standes es erlauben. Diese allein sind in diesem Punkte maßgebend, nicht aber irgend welche andere Rücksichten auf den Stand oder wohl gar auf das Gerede der Leute. Der Landmann hat, wie der Bürger, seine Anliegen und Beschwerden, und der Hochgestellte ist wie der Niedrige zum Gebet verpflichtet. Deßhalb möchte ich bei den Prozessionen alle Stände vertreten und daran alle Antheil nehmen sehen, welche die nöthige Zeit dazu auftreiben können. In unserer Zeit zumal thut das Beten dringend Noth; denn alle Verhältnisse gestalten sich tagtäglich immer trauriger, und wahrlich, wie die Zeit liegt, haben wir dagegen kein anderes Mittel, als das Gebet. Alle, die es noch redlich meinen mit der Kirche und mit der Welt, dürfen zusammenstehen und beten, beten aus vollem Herzen, damit nicht die ganze Schale des göttlichen Zornes sich über uns ergieße. Sonst stehen uns nur trübe Zeiten in Aussicht, viel trübere, als die der Gegenwart sind. Darum hoffe ich, in diesen Tagen einen recht langen Zug von eifrigen Betern und Beterinnen schauen zu können. Möge das die Frucht des göttlichen Wortes sein, das ich euch heute verkünde und zu dessen Anhörung ihr versammelt seid. Doch heute möchte ich, um es aufrichtig zu sagen, ganz Andere an euerer Stelle und an eueren altgewohnten Plätzen sehen, so lieb ihr mir auch seid und so gerne und so herzlich ich euch heute, wie allzeit, begrüße. Aber heute sähe ich lieber jene, die hier nie zu sehen sind, zu dieser Stunde; denn ich will ja reden von der Anhörung des göttlichen Wortes, das jene nie hören. Diese Anhörung des göttlichen Wortes ist nämlich das zweite gottselige Werk, das wir an Sonntagen üben sollen. Da ihr ohnehin es gerne höret, so wäre diese Predigt von besonderem Werthe für Alle, die es vernachlässigen. Indessen könnet auch ihr, wie ich hoffe, Gewinn daraus schöpfen und eueren Eifer neu und fest entflammen. Darum höret aufmerksam, was ich jetzt sage über die **Verpflichtung zur Anhörung des göttlichen Wortes an Sonn- und Feiertagen.** Bitten wir vorher den Vater im Namen Jesu um den Beistand der göttlichen Gnade.

Während die Theilnahme am heiligen Meßopfer am Tage des Herrn eine allgemeine und streng verbindliche Pflicht ist, die ohne Todsünde nicht verabsäumt werden kann, wenn nicht die wichtigsten Gründe entschuldigen, läßt sich das doch von der Anhörung des

göttlichen Wortes nicht in gleicher Weise behaupten Strenge Pflicht ist sie nur für diejenigen, welche in den Heilswahrheiten nicht hinlänglich unterrichtet sind. Diese müssen bei der Predigt sich einfinden, um aus ihr die nöthige Belehrung zu holen. Thun sie das nicht, dann sündigen sie und zwar schwer gegen das Heil ihrer Seele und haben auch jene Sünden zu verantworten, welche sie aus Unwissenheit begehen; denn diese Unwissenheit ist eine selbstverschuldete, die gehoben worden wäre, wenn sie religiöse Belehrung im Worte Gottes gesucht hätten.

Wer sind aber jene, deren Religionskenntnisse mangelhaft genannt werden müssen? Diese Frage läßt sich so leicht nicht beantworten. Zunächst gehören unter diese Classe allerdings diejenigen, welche einen ungenügenden und unvollständigen Schul- und Jugendunterricht empfangen haben; allein gar oft können auch die Religionskenntnisse derjenigen nicht vollständig genannt werden, die in der Schule ihren Katechismus vom Anfange bis zum Ende auswendig gelernt haben; denn wie vieles haben sie damals nicht verstanden und noch mehr seitdem wieder vergessen, so daß sie wohl sonderbare Antworten geben würden, wenn man sie über die einfachsten und wichtigsten Wahrheiten des Glaubens befragen würde. Die große Mehrzahl bedarf einer Ergänzung und Auffrischung ihrer religiösen Kenntnisse, und wenn wir demüthig und aufrichtig sein wollen, dann müssen wir gestehen: Ja, wir Alle haben nöthig, in der Religion fort und fort unterrichtet zu werden. Doch nehmen wir eine bestimmte Grenze an und geben wir zu, daß Viele das ausreichende Maaß von religiösen Kenntnissen besitzen, daß also für sie eine strenge und dringende Pflicht zur Anhörung des göttlichen Wortes nicht bestehe, dann ist das Erscheinen bei der Predigt doch ernstlichst anzurathen. Es finden sich für sie so viele Gründe zur Anhörung derselben, daß man wenigstens von einer indirekten Verpflichtung reden darf. Diese Gründe aber sind erstens die Ehrfurcht gegen das Wort Gottes, zweitens die Mahnung unserer heiligen Kirche, drittens die Sorge für gründliche Unterweisung in den Wegen des Heiles und viertens die Anregung zum Leben nach dem Glauben.

Den ersten Grund finden wir im Worte Gottes selber. Wir sollen es hören, weil es das Wort Gottes ist. Gott selbst redet zu uns durch den Mund eines Menschen. Was euch gepredigt wird, das ist nicht Menschenwort und Menschenerfindung, sondern

das Wort des Herrn. „Wir lehren," kann ich mit dem Apostel sagen, „nicht die Weisheit dieser Welt, noch der Fürsten dieser Welt, sondern wir lehren Gottes Weisheit, die geheimnißvolle, verborgene, die Gott vor Anbeginn dieser Welt zu unserer Verherrlichung bestimmt hat" (1 Cor. 2.). Was wir euch predigen, das ist Gottes Offenbarung; nur das Kleid ist unser, der Ausdruck, in welchem wir euch dieselbe darstellen, aber das Wesen, der Inhalt, das ist Gottes Wort, jenes Wort, durch welches einst die Welt geworden, wie die Schrift sagt: „Durch das Wort des Herrn sind die Himmel befestiget;" jenes Wort, das nach dem Zeugnisse des Psalmisten „eine Leuchte ist unseren Füßen und ein Licht auf unseren Wegen," das deßhalb „besser ist als tausend Stücke Goldes und Silbers;" jenes Wort, das nach der Lehre des Apostels lebendig und wirksam ist und schärfer als jedes zweischneidige Schwert und durchdringt, bis daß es Seele und Geist, auch Mark und Bein scheidet; jenes Wort, das allmächtige Kraft hat und selbst die Elemente zwingt; denn seht, Josua spricht es aus, und die Sonne steht still, mitten in ihrem Laufe; Moses spricht es aus, und die Wasserfluthen thürmen sich auf, und Israel geht trockenen Fußes mitten durch das rothe Meer; Elias spricht es aus, und der Himmel spendet keinen Regen mehr drei Jahre lang; Christus spricht es aus, und die Winde schweigen, die Wogen glätten sich, und ruhig zieht das Schifflein der galiläischen Fischer über das Meer. Dieses Wort hat die Felsen gespalten, die Cedern Libanons gebrochen, das Heidenthum überwunden, den Götzendienst besiegt, das Laster gestürzt, die Bosheit gezähmt, die härtesten Herzen bezwungen und in Liebe zu Gott entflammt. Dieses heilige, erleuchtende, kräftige Wort des Herrn, darf es von uns verachtet werden? Können wir gegen dasselbe uns gleichgiltig verhalten, ohne daß wir Gott beleidigen? „Das Wort," sagt er ja selbst durch den Propheten, „das Wort, das ausgeht aus meinem Munde, soll nicht leer zurückkehren zu mir, sondern es soll ausrichten, was ich will, und Gelingen haben in dem, wozu ich es sende" (Isai. 55). Gott will also, daß sein Wort Aufnahme finde in den Herzen und auch Wirkungen hervorbringe, die ihm entsprechen. Es muß gehört werden; denn wenn Gott zur Welt redet, dann muß diese ehrfürchtig seinen Worten lauschen, wenn sie anders ihm noch nicht gänzlich entfremdet ist. Da wir das nicht sind und nicht sein wollen, vielmehr an ihn glauben und ihn lieben, so müssen wir

auch sein Wort hören; denn „wer aus Gott ist, der höret Gottes Wort.“

Darum mahnt denn auch die heilige Kirche beständig zur Anhörung desselben durch ihr Wort und durch ihre That. Auf den verschiedensten Concilien schon hat sie dazu aufgefordert und es immer noch gut geheißen, wenn Bischöfe und andere erleuchtete Männer und Schriftsteller dazu aufgefordert haben. Wenn wir von ihrer Weisheit und liebevollen Fürsorge für uns überzeugt sind, dann müssen wir uns auch als folgsame Kinder zeigen und der Mahnung zum Predigthören auch entsprechen, zumal sie durch die That uns dazu gleichsam zu nöthigen sucht. An allen Sonn- und Feiertagen läßt sie das göttliche Wort verkünden. Was einst der heilige Paulus an seinen Jünger Timotheus schrieb: „Predige das Wort, halte an damit, es sei gelegen oder ungelegen, überweise, bitte, strafe in aller Geduld und Lehrweisheit,“ das hat die Kirche von jeher allen ihren Seelsorgern eingeschärft. Eingedenk des Auftrages, den der göttliche Heiland vor seiner Himmelfahrt gab: Gehet hin in die ganze Welt und prediget das Evangelium allen Geschöpfen, hat sie durch zahllose Verordnungen es den Bischöfen und Priestern zur stengsten Pflicht gemacht, wenigstens an Sonn- und Feiertagen zu predigen und die Unterlassung dieser Pflicht mit den schwersten Strafen geahndet. Wenn nun wir Priester verpflichtet sind, euch zu predigen, müßt ihr uns dann nicht hören? Oder will vielleicht die Kirche, daß wir dem leeren Raume und den Wänden des Gotteshauses predigen? Welch' eine Schande ist es für eine Gemeinde, wenn fast in leeren Kirchen gepredigет wird! Das läßt auf große Lauheit schließen, und man wird nicht irren, wenn man dort einen sehr niedrigen Grad des christlichen Lebens voraussetzt. Damit aber das nicht so leicht möglich ist, hat die Kirche die Verkündigung des göttlichen Wortes mit der heiligen Messe verbunden, ja ihr sogar einverleibt. Nach kirchlichem Gebrauche hat die Predigt ihre Stelle während der heiligen Messe, nach dem Evangelium und dieser Gebrauch stammt aus der frühesten christlichen Zeit, wie jene Stelle des heiligen Justinus beweiset, die ich vor vierzehn Tagen angeführt habe. Das Evangelium wurde, wenn es in der Messe gelesen war, sogleich erklärt, und so wird es auch heutzutage noch gehalten. Nur in größeren Städten findet hin und wieder, besonderer Verhältnisse halber, eine Ausnahme statt, und ist die Predigt unmittelbar vor dem Hochamte.

Aber immer steht sie, wie ihr sehet, in nächster Verbindung mit der heiligen Messe. Warum? Damit die Gläubigen, die alle Sonntage die heilige Messe hören müssen, sich angetrieben sehen, auch bei der Predigt sich einzufinden. Sie hat ihren Gottesdienst so eingerichtet, daß sie derselben gewissermaßen gar nicht ausweichen können. Warum sollen wir auch der Predigt aus dem Wege gehen? Wenn wir sie nicht hören, weil sie Gottes Wort ist, weil die Kirche uns dazu mahnt, dann müssen wir sie hören aus heilsamer Lernbegierde.

Nie lernt der Mensch aus, und das gilt besonders bezüglich der religiösen Wahrheiten. Wo ist derjenige, der sagen könnte: Ich habe sie bis auf den Grund erfaßt? Haben wir die Sätze unseres heiligen Glaubens auch hundertmal schon betrachtet und noch öfter erklären gehört, immer gibt es noch Seiten, von denen aus wir sie noch nicht angeschaut haben. Das brauche ich euch, die ihr fleißig und seit Jahren die Predigt höret, nicht erst zu beweisen. Seht, wie oft schon habet ihr über ein und dieselbe Wahrheit, über den Glauben, über die Buße, über die allerseligste Jungfrau, über das Gebet schon reden gehört, und doch war eine Predigt nicht wie die andere. Immer habt ihr wieder etwas Neues gehört, obwohl die Wahrheit die alte geblieben ist. Man hat sie euch nämlich von einer andern Seite gezeigt, und dadurch ist sie euch immer anschaulicher, immer heiliger und tiefer erschienen. Ihr seid mehr und mehr auf den Grund derselben geführt worden und habet ihre Bedeutung besser schätzen gelernt. Ist diese tiefere Einsicht in die Heilswahrheiten, welche wir durch die Predigt erlangen, nicht werth, daß wir sie fleißig hören? O gewiß, und deßhalb beeilen sich auch alle jene, die einen Drang nach gründlicher Belehrung, ein Verlangen nach allseitiger Kenntniß ihres Glaubens haben, um ja keine Predigt zu versäumen. Die Anhörung derselben ist ihnen eine Art Bedürfniß geworden, und die ganze Woche über freuen sie sich schon wieder auf den Sonntag, an dem der Kreis ihres Wissens erweitert werden soll. So kommt es, daß sie seit zehn, fünfzehn und wohl noch mehr Jahren regelmäßig bei der Predigt erschienen sind und gleichsam ein Anrecht auf den gewöhnlich eingenommenen Platz erlangt haben. Ihr Eifer, ihr Verlangen ist mit den Jahren sogar größer und inniger geworden; denn je öfter sie bei der Predigt erschienen, desto mehr haben sie erkannt, wie viel sie aus derselben lernen können. Darum versucht es nur, ihr Gleichgiltigen, die ihr an e i n e r Predigt schon satt

habet für viele Wochen, versuchet es einmal, ein Vierteljahr lang regelmäßig bei Verkündigung des göttlichen Wortes zu erscheinen, und ich stehe euch gut, daß ihr dann aus eigenem Antriebe kommt, weil ihr von Sonntag zu Sonntag mehr Interesse bekommt. Nur der Anfang kostet Ueberwindung, die Fortsetzung gibt sich von selber.

Wer nur dann und wann erscheint, der kommt vielleicht gerade an Tagen, deren Predigtgegenstand auf ihn keinen besondern Eindruck macht, weil er mit demselben weniger in Beziehung steht, und dann versteht er das Vorgetragene nicht vollständig, weil er den Zusammenhang desselben mit anderen Wahrheiten nicht gehört hat; wer aber regelmäßig sich einfindet, der faßt nicht nur den Predigtinhalt tiefer auf, sondern fühlt sich auch von demselben mächtiger angezogen, weil er sieht, wie oft derselbe in seinem Herzen wiederklingt. Darum soll man das Predigthören schon als Kind beginnen; denn bleibt dem Kinde auch manches Wort noch dunkel, so begreift es doch den Hauptinhalt und, was noch mehr ist, es gewöhnt sich an die Theilnahme beim göttlichen Worte so, daß es später nimmermehr wegbleibt ohne gewichtigen Grund. Diese Regelmäßigkeit in Anhörung des göttlichen Wortes ist aber das beste Mittel zu einem guten Leben. Vergleiche einmal das Leben jener, die fleißig in die Predigt gehen, mit dem Leben derjenigen, welche sie versäumen. Wo herrscht mehr Christenthum, mehr Gewissenhaftigkeit, mehr Berufseifer, mehr Gebetsliebe? Offenbar auf Seite der Predigtliebhaber. Man kann zwar häufig den Vorwurf hören: Diese oder jene Person ist bei allen Predigten zu sehen; aber deßungeachtet ist sie auch nicht besser als wir. Allein dieser Vorwurf bedarf erst noch der Begründung. Wenn man den wirklichen Zustand der also Schmähenden mit dem der Geschmähten vergleichen würde und könnte, dann möchte sich das Gegentheil zeigen. Aber gesetzt auch, daß diese Anklage wirklich auf Wahrheit beruht, reicht sie dann hin, den Werth und Nutzen der Predigt zu verdächtigen? Keineswegs. Im Gegentheile muß ich fragen: Wie würde das Leben dieser Leute beschaffen sein, wenn sie in keine Predigt gingen? Wenn sie trotz des Predigthörens allerlei Fehler sich schuldig machen, dann würden sie offenbar bodenlos schlecht sein ohne dieselbe, denn das Wort Gottes legt ihnen doch manchen Zügel an, hält sie von diesen und jenen Schritten ab, und gewiß ist, daß sie nicht mehr tiefer gesunken sind, seit sie es hören. Wenn sie nur fortfahren, dann dürfen wir hoffen, daß sie nach und nach schon besser werden.

Sie verschmähen wenigstens das Heilmittel nicht, und das ist schon viel, das ist ein Zeichen von gutem Willen. Dieses Heilmittel, die Predigt, wird mit der Zeit sicher seine Wirkung hervorbringen. Das dürfen wir erwarten von der Kraft des göttlichen Wortes, die ich vorhin geschildert habe, dazu berechtiget uns die Erfahrung. Durch die Predigt sind schon die größten Sünder bekehrt und Wölfe in Lämmer umgewandelt worden. Hat sie in die sündige Seele nicht eingeschlagen wie ein Blitz und gleich einem hell auflodernden Feuer die Abscheulichkeit und Beflecktheit des Herzens, den Abgrund des Lasters aufgedeckt, dann hat sie doch gewirkt, wie ein langsam träufelnder Regen, der allmählich den härtesten Boden erweicht und mit der Zeit sogar einen Stein aushöhlen kann.

Wie zum Beginne eines frommen Lebens, ist aber die Predigt auch nützlich, ja sogar nothwendig zum Fortschritte in demselben. Der Mensch, wie er ist, bedarf einer fortwährenden Anregung zum Guten, einer beständigen Mahnung zur Erfüllung seiner Pflichten. Mag er dieselben auch noch so gut kennen, er kommt ihnen doch nicht nach aus natürlicher Schwäche und Bequemlichkeit. Mag er auch noch so fest glauben und Alles, was er glauben muß, gründlich wissen, er wird doch nicht nach diesem Glauben leben. Das Leben nach dem Glauben ist aber doch die Hauptsache; denn „der Glaube ohne die Werke ist todt". Der Mensch muß also immer wieder angespornt werden. Diesen Sporn gibt ihm die Predigt. Sie rüttelt ihn wieder auf aus seiner Schläfrigkeit und treibt ihn vorwärts; sie zeigt ihm die Wege, die er gehen, und die Mittel, die er anwenden soll. Darum erklingt sie in den verschiedensten Weisen: Bald ernst und schreckenerregend durch die Hinweisung auf die letzten Dinge; bald lockend und einladend durch die Erinnerung an Gottes Barmherzigkeit und an die Freuden des Himmels; bald zürnend und drohend ob deines Leichtsinnes und Undankes; bald sanft und freundlich im Hinblicke auf die göttliche Gnade; bald aufregend und beunruhigend wegen deiner Lauheit und Kälte, bald beschwichtigend und tröstend wegen deiner Zaghaftigkeit; bald verabscheut es deine Gefühllosigkeit; bald trauert es mit deinem Jammer und deiner Noth; bald klagt es wie verschmähte Liebe, bald rinnt es sanft dahin wie ein stilles Bächlein, bald schwillt es an gleich einem reißenden Bergstrome, bald trägt es dich hinunter an die Thore der Hölle, bald hebt es dich hinauf zum Throne Gottes. In den verschiedensten Tonarten sucht es dich auf dem

Wege der Tugend zu erhalten und immer höher zu führen. Sieh, all' dieser Anregungen, Mahnungen, Warnungen und Drohungen entbehrest du, wenn du die Predigt nicht höreſt. Wird das zu deinem Heile sein? Nimmermehr. Wie jene, welche sie hören, nach und nach aus der Sünde zu größerer Gerechtigkeit aufsteigen, so steigst du von der Höhe der höchsten Vollkommenheit zum Pfuhle des Lasters hinab, wenn du sie versäumst. Ist es da nicht eine dringende Nothwendigkeit, eine heilige Pflicht gegen dich selbst, an allen Sonntagen das göttliche Wort zu hören? Hat auch die Kirche dich, der du die nothwendigsten Religionskenntnisse besitzest, nicht unter einer Sünde dazu verpflichtet, so sollst du doch selbst dazu dich angetrieben fühlen aus Ehrfurcht gegen Gott, der zu dir reden will, aus Gehorsam gegen die Kirche, die das Predigthören so dringend anräth, und im Hinblicke auf deinen eigenen Nutzen, der in gründlicher Belehrung und in der Anleitung zu einem gottseligen Leben besteht.

Erwäge diese Punkte und du wirst die Anhörung der Predigt dir zu einer freiwilligen Pflicht machen, weil du einsiehst, daß außerdem dein ewiges Heil in Gefahr schwebt, du wirst mit noch größerem Eifer in deiner bisherigen Gewohnheit fortfahren und an keinem Sonntage bei der Predigt mehr fehlen, weil dir etwa das Aufstehen zu viel Mühe macht. Wie kann ein denkender Mensch sagen: Ich ginge gerne in die Predigt, wenn sie nicht schon so frühe wäre. So frühe? Vielleicht schon um vier Uhr Morgens? Das allerdings nicht. Aber dann doch um fünf oder sechs Uhr? Auch das nicht, sondern erst um acht Uhr. Und wie, das nennst du frühe? Schämst du dich nicht, eine solche Ausrede zu gebrauchen, womit du geradezu der Faulheit dich anklagst? denn was sagen deine Worte anders, als: Ich bin zu träge, um wenigstens um acht Uhr schon auf den Beinen und in den Kleidern zu sein. Aber sagst du, ich habe keine Zeit; das Hauswesen, die Kinder lassen mich nicht dazukommen, bei der Predigt mich einzufinden. Warum finden denn Andere Zeit, die gleich dir in den nämlichen Verhältnissen leben? Schau um dich, da findest du alle Sonntage Leute aus den verschiedensten Ständen, und sie finden sich ein, weil sie ihre Zeit weise eintheilen und benützen. Mach es auch so, wie sie, dann wirst du regelmäßig die Predigt hören können. Und dann, hast du wirklich am Vormittage keine Zeit, so kannst du doch Nachmittags abkommen und in eine Predigt gehen. Es wird hier

alle Sonntage ein Dutzendmal und darüber das Wort Gottes verkündet in der Frühe, Vor- und Nachmittags und öfter auch noch am Abend. Da wird man wohl Zeit finden können zur Anhörung desselben, wenn man nur will. Aber am guten Willen fehlt es, und zwar bei sehr Vielen. Darum kommen sie auch das ganze Jahr hindurch in keine Predigt trotz der zahlreichen Gelegenheiten, die ihnen geboten sind. Soll ich auch ihre Zahl euch wieder nennen? Ja, ich thue es, obwohl ich weiß, daß Einige mit meiner letzten Rechnung nicht zufrieden gewesen sind. Ich habe letzthin gesagt, daß der zehnte Theil der hiesigen Katholiken an Sonntagen in keine oder doch in keine Messe kommt, und ich habe das nicht unbedacht gesprochen; denn von dieser Stätte aus ist nicht gut ohne Ueberlegung zu reden. Ich sage nun heute: Mit der Anhörung der Predigt verhält es sich noch ungünstiger, ein Viertheil findet sich dabei ein und Dreiviertel versäumen sie. Doch ich will die Rechnung noch günstiger stellen und sagen: Der dritte Theil kommt in die Predigt und zwei Drittel versäumen sie. Das sind also zwanzig Tausend während nur zehn Tausend das Wort Gottes hören. Ja, sagt ihr, es sind aber doch alle Kirchen gefüllt. Schaut um, noch ist Platz da. Geht hinaus auf die Straße und seht, welch eine Menge von Menschen, schaut hinein in die Wohnungen! Wie viele sind erst beim Ankleiden! Fangt einmal zu zählen an, wie viele sind unser jetzt gegenwärtig? Rechnet dazu die in den anderen Kirchen, und wenn ihr mehr als zehn Tausend herausbringt, dann will ich gerne widerrufen. Aber ihr dürft ein und dieselbe Person nur einmal zählen; denn Manche könnt ihr in zwei und drei Predigten finden, so daß die Zuhörer am Nachmittag der Mehrzahl nach dieselben sind, die schon Vormittags in der Predigt waren. Also zehn Tausend hören die Predigt und von diesen, wie viel kommen wieder zu spät und zwar mit einer Pünktlichkeit, daß ich euch von acht bis neun Uhr fast jeden Augenblick sagen kann, wie viel Uhr es ist; denn regelmäßig um einhalb neun Uhr kommt jene junge Person, es wird bald dreivierteleI neun, wenn jene Frau sich zur Thüre hereindreht, und es geht schon stark der ganzen Stunde zu, wenn jener Mann einmal erscheint, der gerade das Amen der Predigt, wie es scheint, noch erschnappen will. Welch eine Störung für Andere durch das unabläßige Geräusch, welch eine Gleichgiltigkeit gegen das göttliche Wort! Welchen Nutzen kann es bringen, wenn man nur ein Bruch-

stück noch hört und vom eigentlichen Thema der Predigt nichts weiß? Warum trachten wir nicht, rechtzeitig zu erscheinen gleich Anderen, die ich immer auf derselben Stelle sehe, so oft ich diesen Ort betrete? Welch ein Lärm würde doch entstehen, wenn nur einmal der Prediger um eine Viertelstunde zu spät käme? Kann und muß der rechtzeitig erscheinen, dann sollen und können es auch die Zuhörer; denn sie wissen ja die Stunde der Predigt und hören den Schlag der Uhr und das Zeichen der Glocke, wenn sie nicht etwa taub sind.

Also kommen wir fleißig zur Anhörung des göttlichen Wortes, aber kommen wir auch rechtzeitig, damit wir es ganz hören und nicht vielleicht gerade jene Wahrheiten überhören, die ganz besonders heilsam für uns gewesen wären, und in denen der göttliche Geist seine Gnade uns geboten hätte. Dann werden wir den Nutzen des göttlichen Wortes immer klarer erkennen und durch dasselbe nicht nur der Tugend, sondern auch dem Himmel zugeführt werden. Amen.

Fünfte Predigt.

Die rechte Weise, die Predigt zu hören.

„Nehmet an mit Sanftmuth das eingepflanzte Wort, das euere Seelen selig machen kann."
Jak. 1, 21.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

„Sie werden euch aus den Synagogen ausstoßen, ja es kommt die Stunde, daß Jeder, der euch tödtet, Gott einen Dienst zu thun glauben wird," — das sind die Schicksale, welche der göttliche Heiland seinen Aposteln verkündet, ganz verschieden von denen, welche sie bisher sich erträumt haben. Bisher lebten sie der Ansicht, daß sie eine bedeutende Ehrenstelle einnehmen würden in dem Reiche, das der Messias als gewaltiger Befreier seines Volkes von aller Fremdherrschaft gründen sollte. Da werden sie, — so wünschten und hofften sie es — die ersten Staatsbeamten, seine Minister und unmittelbaren Stellvertreter sein; allein all' diese Hoffnungen tritt Christus nieder und statt der Ehre und Macht weissagt er ihnen nichts als Schmach und Erniedrigung. Und seine Weissagung hat sich erfüllt; denn so groß die Verdienste der Apostel waren, soviel Dank und Anerkennung ihnen die Welt schuldete, so wurden sie doch mißkannt und von Juden und Heiden verfolgt und zum schmerzlichen Martyrtode verurtheilt. Merkwürdig! sie bringen der Welt frohe Botschaft, da sie Zeugniß von Christus geben, sie erscheinen als Befreier vom Joche des Satans und aus der Finsterniß des Unglaubens, und doch werden sie zurückgewiesen, bekämpft, verfolgt und getödtet. Wie war dieses möglich? Einfach dadurch, daß man ihre Botschaft nicht in der rechten Weise vernahm und ihre Worte nicht hörte, wie man sie hören sollte. An ihnen lag die Schuld nicht; denn sie verkündeten die Wahrheit; aber bei denen lag sie, welche sie hören sollten; denn sie vernehmen

sie nicht in der rechten Weise. Und so ist es noch auch heutzutage. Die frohe Botschaft, das göttliche Wort wird verkündet, wird wohl auch gehört, aber nicht mit dem rechten Herzen Darum bringt es nur so geringe Wirkung, so kräftig es an sich ist. Ganz anders würde die Sache sich gestalten, wenn wir in rechter Weise es anhören würden. Möchten wir deßhalb, nachdem wir den Nutzen des göttlichen Wortes kennen gelernt haben, auch Sorge tragen für die rechte Gesinnung, womit wir es hören sollen! Deßhalb reihe ich an den letzten Vortrag über das Wort Gottes noch einen an über die **Art und Weise**, wie man es hören soll. Gott gebe uns dazu seine Gnade, und durch ihre Fürsprache unterstütze uns die allerseligste Jungfrau Maria!

Soll uns das göttliche Wort Nutzen bringen und zum Heile sein, dann müssen wir es *aufmerksam*, *demüthig*, *bußfertig* und *andächtig* anhören. Nicht ohne tiefen Grund hat die katholische Kirche es angeordnet, daß vor der Predigt ein Gebet zum hl. Geiste verrichtet, und derselbe um seine Gnade angefleht wird, damit wir mit rechtem Herzen dieselbe anhören. Dadurch soll unsere Seele emporgerichtet und vor Allem zur Aufmerksamkeit gestimmt werden. Wir müssen aufmerksam sein, d. h. unsern Geist vollständig und ausschließlich den heiligen Wahrheiten zuwenden, die gepredigt werden. Wie derjenige, der das Wort Gottes verkündet, all' seine Geisteskräfte zusammennehmen muß, um es würdig und aufmerksam vorzutragen; so müssen jene, die es hören, sich sammeln, um es recht aufzufassen. Sie müssen alle Vorurtheile ablegen, welche sie etwa mitgebracht haben, sie müssen einer ruhigen und ernsten Haltung sich befleißen, sie müssen Alles vermeiden, was sie zerstreuen oder Andere stören könnte, und sich in Acht nehmen vor aller Schläfrigkeit und eitlen Neugierde. So fordert es der Anstand. In jeder ordentlichen und gebildeten Gesellschaft wird Schweigen, Ruhe und Aufmerksamkeit beobachtet, so oft Jemand dort öffentlich redet; um wie viel mehr ist das Alles zu beobachten im Hause des Herrn! So fordert es ganz besonders das Wort, das gepredigt wird. Es ist Gottes Wort und darum gebührt ihm alle Aufmerksamkeit. Wer würde es wagen, zu schlafen, zu schwätzen oder gleichgiltig herumzusehen, wenn sein Vorgesetzter oder wohl gar ein König zu ihm reden will? Hier redet aber der König aller Könige und dieser muß mit der größten Aufmerksamkeit angehört werden. So fordert

es der Inhalt dieses Wortes. In keiner Gesellschaft, in keinem Saal wird von Gegenständen gesprochen, welche denen der Predigt gleichkommen, die von den wichtigsten und heiligsten Wahrheiten handelt. Die heiligen Väter vergleichen das Wort Gottes mit dem allerheiligsten Sakramente und sagen: Wie man dieses mit der größten Sorgfalt behandeln und wohl zusehen muß, daß nicht die heilige Hostie oder ein Theil derselben auf die Erde falle, ebenso muß auch das göttliche Wort mit aufmerksamem Ohre und willigem Herzen gehört und Vorsorge getroffen werden, daß nicht etwa auch nur ein Wort zur Erde falle und da zu Grunde gehe. Dieser Vergleich scheint mir ganz gerechtfertigt; denn wie das heiligste Sakrament alle Ehrfurcht verdient, weil es der Leib Christi ist, so muß auch die Predigt als eine heilige Sache betrachtet werden, weil sie das Wort Christi ist. Sie ist eine Frucht und darum ein Theil seines Geistes und steht mit ihm in unmittelbarer Verbindung, im engsten Zusammenhange. Wie uns bei der heiligen Communion Christus ganz mit Leib und Seele dargereicht wird, so wird uns durch das Wort Gottes eine Partikel, ein Theil seines Geistes angeboten. Wer das bedenkt, der wird gewiß der Predigt allzeit mit größtem Interesse beiwohnen und Wort für Wort aufmerksam hören. Nimmer wird er dabei sich langweilen oder wohl gar sie ganz versäumen auf die Ausrede hin: Ich ginge gerne in die Predigt, wenn ich ihr mehr Interesse abgewinnen könnte; aber so empfinde ich bloß Langeweile bei den einfachen und gewöhnlichen Vorträgen unserer Prediger. Versteht ihr, meine Zuhörer, was die Leute wollen, die eine solche Sprache führen? Sie möchten statt des Predigers einen Komödianten auf der Kanzel sehen, der ihnen nicht das Wort Gottes, das sie ja langweilt, vorträgt, sondern allerlei Schnurren und Possen vormacht, die interessant wären, oder recht pathetisch schöne Worte, blumige Phrasen und wässerige Gedichte vordeclamirt. Das würde ihre Aufmerksamkeit fesseln, während sie den hohen und heiligen Inhalt des göttlichen Wortes abgeschmackt und langweilig finden. Natürlich, ihr Magen ist gewöhnt an die Eichelkost des Theaters und der Zeitungen, und darum verschmähen sie das Weizenbrod des göttlichen Wortes. Sie können Stunden- und Tagelang im schundigsten Roman lesen oder daraus sich vorlesen lassen; sie können halbe Nächte hindurch an den langweiligsten Bühnenstücken und geistlosesten Wirthshausgesprächen sich ergötzen; aber die Zeit wird ihnen lang und sie fühlen sich schläfrig, wenn sie eine halbe Stunde einer

Predigt zuhören sollen. Die bietet kein Interesse für diese Weltkinder, die nichts Höheres kennen als das Vergnügen, die selbst auf den Himmel verzichten würden, wenn sie nur keinen Mangel an neuen Opern, an läppischen neuen Moden, an Bällen und wechselnden Kränzchen und Vergnügungen hätten. Würden von der Kanzel aus zierlich aufgeputzte Reden über die neuesten Pariser-Toiletten vorgetragen, würde Tanz- und Anstandsunterricht ertheilt, und geschähe das Nachmittags, nicht schon um acht Uhr Morgens, dann würde man solche Leute öfter sehen, zumal wenn ein Sperrsitz mit weichen Polstern für sie bereit stünde; aber die Wahrheiten, die man von der Kanzel aus hört, haben für sie kein Interesse. Wer kann auch ein Vergnügen daran finden, wenn von der Erlösung des Menschen, von den Eigenschaften Gottes, von den Geboten, von den heiligen Sakramenten und vom Gebete, vom Himmel geredet wird und noch dazu in einfachen, natürlichen und ernsten Worten? Wahrlich Jene nicht, die nur für die Welt leben und vom Strome ihrer Eitelkeiten und Thorheiten sich forttragen lassen; wohl aber Jene, die noch ein höheres Bedürfniß haben, die auch an ihre Seele denken und ihr Auge erheben zu dem Ziele, das ihnen gesteckt ist. Die fühlen keine Langweile bei der Predigt, die werden nicht satt, sie immer wieder zu hören, weil sie die großen Wahrheiten würdigen, welche man ihnen vorträgt. Darum sehen sie auch nicht auf die äußere Form der Predigt, auf den Vortrag des Predigers, auf die blühende Sprache und das lebhafte Geberdenspiel, sondern auf den Inhalt. Es ist ihnen nicht um die Ausdrücke, sondern um die Botschaft zu thun, wie die selige Franziska von Jesu aus dem Orden der heiligen Theresia einst so treffend sagte. Als einst einige ihrer Mitschwestern, denen es eine Pein war, einen unbehilflichen Prediger auch nur einmal zu hören, sich wunderten über die Aufmerksamkeit, welche sie seinen Worten geschenkt, da gab sie ihnen die herrliche Antwort: „Fremden und Verbannten liegt, wenn sie Kunde erhalten von ihrem Vaterlande, von ihren Freunden und Verwandten, gar nichts daran, ob der Bote in einer blühenden und angenehmen Sprache die Neuigkeiten vorträgt oder nicht, wenn sie nur die erwünschte Nachricht erhalten. Sollten nun wir, die wir fern vom Herrn pilgern, nicht auch eine ungelehrte und schmucklose Rede mit begierigen Ohren und ergebenem Gemüthe hören?" Seht, das ist der Standpunkt, von dem aus wir die Predigt betrachten müssen, — als eine Kunde vom Jen-

seits, als eine Botschaft des himmlischen Vaters, dann werden wir sie gerne und aufmerksam anhören.

Aber, sagt ihr, diese Kunde haben wir schon oft gehört und darum ist sie für uns nichts Neues mehr. Wir wissen schon Alles, was gepredigt wird. So? ihr wisset schon Alles! Ei, dann erlaubt mir, bei euch in die Schule zu gehen! Es sind schon über zehn Jahre her, daß ich fast ausschließlich mit dem Predigtamte mich beschäftige, und ich habe während dieser Zeit Manches gelesen und über Vieles nachgedacht und von fast allen christlichen Wahrheiten schon geredet. Ich habe früher meine regelmäßigen Studien gemacht und auch Theologie gehört; aber trotzdem könnte ich nicht sagen, daß ich schon Alles weiß, daß mir selbst nichts Neues mehr gepredigt werden könnte. Im Gegentheile habe ich nie noch bis zur Stunde einer Predigt angewohnt, ohne etwas Neues zu hören, — zwar keine neue Wahrheit, aber eine neue Begründung derselben und eine neue Aufforderung zu ihrer Befolgung. Darum scheint mir euere Behauptung eine Großsprecherei zu sein, die daher kommt, daß ihr das göttliche Wort nicht d e m ü t h i g höret. Freilich, wer voll Einbildung und Hochmuth in die Predigt kommt, mit dem Wahne, daß er nichts mehr lernen könne, der wird aus ihr auch nichts Neues mehr lernen. Was er hört, das ist ihm natürlich längst bekannt, nur daß er es nicht hätte sagen können, wenn man zuvor darum ihn gefragt hätte. Es geht hier nicht selten, wie mit dem Ei des Columbus. Ja nachdem dieser ihnen gezeigt hatte, wie man ein Ei auf die Spitze stellt, indem er nämlich dieselbe einschlug, da hätten Alle es auch thun können, obwohl vorher Keiner auf diesen Gedanken gekommen war. Ja Manche versteigen sich vielleicht sogar zu einer Kritik der Predigt und sagen: So hätte ich auch predigen können, ich wollte es sogar noch besser und schöner thun. Und zu diesem Fehler lassen sich vielleicht auch Personen hinreißen, die sonst fromm sein wollen. Besonders soll zu dieser Kritik die Maiandacht schon wiederholt Anlaß gegeben haben. Da ist ja auch die Gelegenheit vorzüglich günstig. Indem fast alle Tage ein anderer Prediger auftritt, kann man einen nach dem anderen durch die Hechel ziehen. Ob man aber so die Maiandacht in der rechten Weise mitmacht und Unserer Lieben Frau Freude bereitet, das ist eine andere Frage. Soviel weiß ich gewiß, daß die Mutter Gottes eine ähnliche Sprache nicht führen würde, weil sie gewöhnt war, das göttliche Wort demüthig zu hören. Was

würden denn diese Personen sagen, wie schnell würden sie beschämt werden können, wenn man ihnen das Predigtthema vorlegte und sagte: So, da predige jetzt! Sie würden verstummen oder, wenn sie wirklich die Keckheit hätten, zu reden, dann würde Unsinn und Widerspruch genug zum Vorschein kommen. Ja, das Kritisiren ist leicht, aber das Bessermachen hält schwer. Höret nur demüthig und bescheiden das Wort Gottes an, dann werdet ihr nicht sagen, daß ihr es selber besser vortragen oder doch nichts Neues mehr daraus lernen könnet. Ich habe einen Mann gekannt — Gott hab' ihn selig; denn er ist nach schmerzlichen Leiden in der letzten Charwoche von der Erde geschieden — und dieser Mann brachte fast sein ganzes Leben am Studirtische zu und erwarb sich einen bedeutenden Namen unter den Gelehrten unseres Vaterlandes und sogar hinaus über dessen Grenzen. Derselbe war seit Jahren schon an allen Sonn- und Feiertagen regelmäßig in der Predigt zu sehen, die er mit größter Sammlung anhörte. Dieser Mann nun hat über keine Predigt sich je ungünstig geäußert und nie gesagt, daß er keinen Nutzen daraus geschöpft habe. Ja er hat gar viel gelernt; denn führte er zuvor, ehe er regelmäßig in die Predigt ging, das Leben eines rechtschaffenen Christen, so lebte er nachmals wie ein Heiliger und ergab sich allen Uebungen der Vollkommenheit. Erst, wenn wir demüthig die Predigt hören, erschließt uns der heilige Geist den Sinn und die Tiefe der göttlichen Wahrheiten; denn Gott offenbart sich den Kleinen und Demüthigen, nicht aber den Großen und Hochmüthigen. Erst wenn wir demüthig geworden, hilft uns der heilige Geist, daß wir auch leben nach der christlichen Wahrheit und den Glauben auch zur Ausübung bringen. Das Wissen allein reicht noch nicht hin, um selig zu werden, es muß auch das Thun hinzukommen. „Seid nicht blos Hörer des göttlichen Wortes", sagt der heilige Jakobus, „sondern auch Vollbringer desselben." Am Wissen hat es einst dem heiligen Augustin nicht gefehlt; denn er besaß Scharfsinn, wie wenig Andere, und las fleißig in Büchern; aber deßungeachtet führte er ein böses Leben und schloß sich sogar der Sekte der Manichäer an. Erst die Predigt des heiligen Ambrosius hat ihn überwunden und bekehrt. Wie er, so bedürfen auch wir immerfort der Predigt, damit das böse Herz überwunden und der Wille zur Tugend angefeuert wird. Das wird geschehen, wenn wir dieselbe demüthig hören; denn Christus sagt ja, daß er gekommen sei, den Armen, d. i. den

Demüthigen frohe Botschaft zu verkünden. Diese Worte mögen sich besonders jene Hochmuthsgeister merken, die da meinen und sagen: Die Predigt ist nur für das gemeine Volk. Nein, sie ist noch mehr für sie; denn gerade sie bedürfen einer eindringlicheren Mahnung, als das gemeine Volk, das im christlichen Denken und Leben ihnen weit voraus ist.

Mit der Demuth muß dann beim Predigthören auch bußfertiger Sinn verbunden sein. Wir dürfen unsere Fehler und Mängel uns nicht verheimlichen, wir müssen unserer Unvollkommenheit uns bewußt und von dem Gefühle durchdrungen sein, daß an uns gar viel auszusetzen und zu tadeln ist. Dann werden wir aber das Wort Gottes nicht auf Andere, sondern auf uns selber deuten und an die eigene Brust schlagend sprechen: Da bin ich getroffen; Gott sei mir Sünder gnädig! anstatt daß wir sagen: Aber heute hätten diese und jene, wenn sie da gewesen wären, ihren Theil hören können, heute ist jener Person der Text gelesen worden. Nein, dir selber ist er gelesen worden, aber du hast ihn nicht verstanden aus lauter Sorge um Andere. Frage dich nur öfter unter der Predigt: Habe ich bisher das gethan, wozu das Wort Gottes jetzt auffordert; habe ich der Sünden mich schuldig gemacht, die es tadelt, dann wirst du alle Augenblicke dich fehlig finden und an dir zu bessern haben. Zuerst kehre vor der eigenen Thüre, ehe du daran gehst, Andern die Pforte zu säubern!

Sind wir bußfertig, dann werden wir manche körperliche Beschwerden und Unannehmlichkeiten, die mit dem Predigthören verbunden sind, gerne ertragen. Wir müssen früher aufstehen, wir müssen etwas Kälte oder Hitze uns gefallen lassen, wir müssen vielleicht eine ganze Stunde hindurch stehen und dem Gedränge uns aussetzen auf die Gefahr hin, daß unsere Kleider beschmutzt und verunreinigt werden durch rohe Leute, die alle Augenblicke ausspucken, ohne daran zu denken, daß dadurch fremde Kleider verdorben und die Kirche verunreinigt wird, die man doch mehr noch rein erhalten sollte, als den Audienzsaal eines Königs. Wer wird es wagen, in demselben auszuspucken? Aber was man in eines Menschen Wohnung nicht thut, das erlaubt man sich im Hause Gottes ohne Rücksicht auf die demselben schuldige Ehrfurcht, ohne Rücksicht auf die umstehenden Mitmenschen. Das sind nun allerdings unangenehme Dinge; aber wir betrachten sie als Buße und lassen uns vom Predigthören dadurch nicht abhalten. Der Kaiser

Constantin hörte oft stundenlang das Wort Gottes stehend an, um dadurch seine Ehrfurcht gegen dasselbe zu bezeugen. Als ihn nun der Bischof einmal ermahnte, sich doch niederzusetzen, gab er zur Antwort: Ich hielt es für eine Sünde, dem göttlichen Worte in einer bequemen Stellung zuzuhören. Das war gewiß ein bußfertiges Wort, und wenn ein Kaiser es sprach, dann dürfen gewiß auch wir nicht sagen: Ich verabsäume die Predigt, weil es zu kalt ist, weil ich stehen muß, weil ich das Gedränge scheue.

Sind wir bußfertig, dann werden wir keine Predigt zu strenge oder wohl gar übertrieben finden. Wer so etwas sagt, der weiß gar nicht, was das Christenthum lehrt, der muß noch nichts gehört haben von der engen Straße, die zum Himmel führt, von der Gewalt, die die Erlangung desselben fordert, von der kleinen Zahl der Auserwählten und von der Selbstverleugnung, die Christus empfohlen, von dem Wehe, das er über die Sünde ausgesprochen hat. Wie kann man einer Uebertreibung sich schuldig machen, wenn vom Uebel der Todsünde, von den Peinen der Hölle und anderen ernsten Wahrheiten die Rede ist? Oder wollt ihr lieber, daß man euch täusche, euch Alles leichter darstelle zu euerem einstigen Verderben? Seid ihr gleich jenen Kranken, denen der Arzt immer einreden muß, daß es mit ihnen besser gehe, obwohl sie täglich ihrer Auflösung näher schreiten, gleich jenem götzendienerischen Achab, der vom Propheten Michäas sagte: Mir ist dieser Prophet zuwider, weil er mir nichts Gutes, sondern Uebles weissagt. Dafür fragte er vierhundert falsche Propheten, die ihm redeten, wie er es haben wollte, und er that darnach und kam um sein Leben. War das nun besser?

Wenn wir bußfertig sind, dann werden wir nie dem Prediger zürnen oder über ihn lästern, weil er die offene Wahrheit uns gesagt und freimüthig uns zurecht gewiesen hat. Das ist ja seine Pflicht, deßhalb ist er von Gott gesendet, und wenn er dieser Pflicht nachkommt, dann meint er es gut mit uns, zeigt sich als unsern wahren Freund, der ohne Rücksicht auf Gunst und Menschenlob uns das Beste räth. Ein sehr schönes, nachahmungswürdiges Beispiel gab in dieser Beziehung einst König Ludwig XIV. von Frankreich. Bourdaloue, sein Hofprediger, war eines Tages freimüthig und mit aller Kraft der Beredsamkeit gegen die anstößigen Sitten des damaligen Hofes aufgetreten. Der König, der sich selbst getroffen fühlte, konnte Anfangs seinen Unwillen schlecht ver-

bergen; bald jedoch faßte er sich wieder und sprach: „Er hat seine Pflicht gethan, thun wir nun auch die unserige!“ Ich weiß nicht, wen ich da mehr bewundern soll: den Prediger, der, einem Johannes gleich, selbst einem Könige die Wahrheit sagt, oder diesem König, der die Wahrheit ertragen konnte, obwohl fast ganz Europa ihn fürchten mußte. Geht hin und thut auch ihr ebenso, nachdem ihr die Predigt auch noch andächtig gehört habet.

Andächtig, ich will sagen, mit innerer Ergriffenheit, wie ein Gebet, mit offener Seele, die alle Worte aufgenommen und bewahrt hat, die sie überdenkt und zu befolgen sucht. Auf diese Weise wird das Predigthören wirklich ein Werk der Andacht, denn unser Herz ist bei Gott, empfindet die verschiedensten Anmuthungen, die Affecte des Lobes, des Dankes, der Furcht und Reue, der Hoffnung und Liebe, je nachdem der Inhalt ist, der uns vorgetragen wird. Möge derselbe uns fest eingegraben bleiben! Das wird geschehen, wenn wir über die vorgetragenen Wahrheiten und Lehren auch nach der Predigt noch nachdenken, die Hauptpunkte derselben am Vor- oder Nachmittag noch einmal überlegen und unseren Seelenzustand damit vergleichen. Fragen wir uns: Habe ich bisher so gelebt, wie es das heutige Wort des Herrn uns befiehlt? Wo hat es bisher gefehlt, was muß ich ändern, was nachholen, wie werde ich in Zukunft es halten? Welche Mittel muß ich da gebrauchen, was vermeiden, welche Vorsicht anwenden? Seht, so wird das Samenkorn des göttlichen Wortes immer tiefer in unser Herz dringen und dortselbst Wurzeln zu schlagen anfangen. So wird es eigentlich erst unser Eigenthum, so verdauen wir es und machen, daß es in Fleisch und Blut übergeht. So empfinden wir erst seine geistige Kraft, seine markdurchdringende, gänzlich umgestaltende Kraft. Wer das Senfkörnlein ganz verschluckt, der empfindet nichts von seiner Schärfe und von seinem Geiste; wer es aber kaut und zerreibt, den wird es brennen wie Feuer und das Wasser ihm aus den Augen treiben. So geht es auch mit dem göttlichen Worte. Bloß angehört, wird und kann es keine besonderen Wirkungen bringen, wenn wir auch mit dem aufmerksamsten Ohre ihm lauschen und von ihm noch so begeistert in alle Lobsprüche über dasselbe uns ergießen; aber erwogen, zeigt es kräftig und stark, veredelnd und heiligend. Darum ist auch jene Predigt die beste, von welcher die Zuhörer hinweggehen still und in sich gekehrt, nicht aber jene, welche sie verlassen unter lauten Lobsprüchen und mit oftmaliger

Wiederholung der Worte: O das war eine schöne Predigt! Schön soll eine Predigt nie sein, aber gut, und das wird sie, wenn wir sie erwägen.

Möchten wir deßhalb am Tage des Herrn noch recht oft über sie nachdenken und auch während der Woche uns hie und da an sie erinnern, um das, was wir gehört, festzuhalten und zur Ausführung zu bringen! Heilsam wäre es ohne Zweifel auch und eine sehr edle Beschäftigung für den Tag des Herrn, wenn wir das Thema der Predigt und deren Eintheilung, auch gewisse Stellen, die uns besonders angesprochen und hauptsächlich diesen oder jenen Vorsatz, den wir dabei gefaßt haben, zu Papier bringen würden. Wir brauchen da nicht viel zu schreiben und uns nicht lange abzumühen, sondern wir zeichnen eben auf, was uns noch einfällt und was unserm Herzen zusagt. Wir werden uns da unvermerkt einen kostbaren Schatz sammeln, auf den wir später mit inniger Freude blicken können, und bei dessen Betrachtung all' die gehörten Wahrheiten und gefaßten Vorsätze wieder aufgefrischt würden. Mit größtem Nutzen würden wir diese Aufzeichnungen später wieder nachlesen. Wir würden mit großem Troste sehen, wie das Wort des Herrn von Woche zu Woche uns mehr aufgeklärt und weiter vorwärts auf dem Wege des Heiles getrieben hat, und mit dem Propheten würden wir wohl oft noch rufen: „Ich fand dein Wort, und es ward meine Speise, dein Wort ward mir zur Freude und Lust meines Herzens.“ Amen.

Sechste Predigt.

Gute Werke, die am Sonntage zu üben sind.

„Siehe, das ist der Tag des Heiles!"
2. Cor. 6, 2.

„Befleißet euch, eueren Beruf und euere Auserwählung durch gute Werke gewiß zu machen!" 2. Petr. 1, 10.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

Reich war jener Fang, den die galiläischen Fischer machten, nachdem sie, dem Worte des Herrn gehorsam, trotz der frühern vergeblichen Mühe nochmals ihre Netze ausgeworfen hatten, und zwar so reich war er, daß sie für die Ungunst der ganzen Nacht mehr als hinreichend entschädiget waren; aber noch reicher war jener Fang, den sie nachmals als Menschenfischer machten, und zwar so reich, daß sie die ganze Welt im Netze der Lehre Christi fangen durften. Konnten sie einen schönen Erlös hoffen aus dem Verkaufe jener Fische, deren Menge das Netz zu zerreißen und deren Schwere fast beide Schifflein zu versenken drohte, welchen Gewinn durften sie erst sich versprechen von den Seelen, welche sie bekehrt und Gott gewonnen hatten! Zwar mußten sie, um Menschenfischer zu werden, ihre Schiffe und Netze und Alles, was sie besessen, verlassen; allein dafür sollten ihnen höhere und himmlische Güter gegeben werden, die hundertmal mehr werth waren und überreich Alles aufwogen, was sie zum Opfer gebracht hatten. So versprach es ihnen der göttliche Heiland; denn da Petrus eines Tages im Rückblicke auf die schleunige Bereitwilligkeit, womit sie dem Herrn zu Liebe auf all' das Ihrige verzichtet und sich ihm angeschlossen hatten, die Frage stellte: „Siehe, wir haben Alles verlassen und sind dir nachgefolgt; was wird uns wohl dafür

werden", da gab ihm der Herr die Versicherung, daß sie einst auf zwölf Thronen sitzen und die zwölf Stämme Israels richten werden, daß sie Alles hundertfältig wieder erhalten und das ewige Leben besitzen sollen. So erzielten also die Apostel jedesmal Gewinn, da sie dem Herrn gehorchten, sie machten einen reichen Fang, da sie auf sein Gebot das Netz auswarfen, — sie errangen einen himmlischen Thron und erwarben statt des irdischen einen ewigen Besitz, da sie an ihn sich anschlossen. Möchten wir das doch recht erwägen und nach ihrem Beispiele dem Herrn uns zugesellen und von ihm Segen und Gedeihen holen, so oft es geschehen kann; denn ohne ihn arbeiten wir im Finstern und ohne Erfolg! Diese Erwägung muß uns mehr, als eine andere antreiben, den Tag des Herrn recht zu benützen, der für Alle angeordnet ist, damit sie sich wieder vor Gott einfinden und die nöthigen Gnaden für die ganze Woche und den göttlichen Segen für die Geschäfte derselben holen. Da müssen wir mit dem Herrn uns vereinen im heiligen Meßopfer und die Lehre vernehmen, die er uns verkünden läßt im göttlichen Worte. Die Theilnahme an der heiligen Messe und die Anhörung des göttlichen Wortes, das sind die zwei ersten und nothwendigsten gottseligen Werke, welche wir am Sonntage zu verrichten haben; — wir haben vor mehreren Wochen auch gehört, wie wir sie zu verrichten, wie wir der heiligen Messe anzuwohnen und das göttliche Wort zu hören haben. Laßt uns nun an jene früheren Betrachtungen über die Sonntagsfeier wieder anknüpfen und die übrigen **guten Werke** betrachten, deren Uebung am Sonntage, wenn auch nicht geboten, so doch gerathen ist. Wir wollen das heute thun, beginnen wir im Vertrauen auf den Beistand dessen, der die Netze der Apostel wunderbar mit Fischen füllte.

Wie wir schon früher gehört haben, hat der Sonntag eine zweifache Seite: er ist der Tag des Herrn, dem wir als dem Dreieinen an diesem Tage ganz besonders unsere Anbetung und Huldigung darbringen müssen, und er ist auch wieder der Tag des Menschen, der an diesem Tage besonders für seine Heiligung, für das Geschäft seiner Seele Sorge tragen soll. Durch diese zwei Gesichtspunkte werden denn auch die Werke bestimmt, die wir am Sonntage zu üben haben. Da die heilige Messe der erhabenste Gottesdienst und zugleich das heiligste und kräftigste Gnadenmittel ist,

also Gott Ehre und uns Nutzen bereitet, so ist die Theilnahme an derselben eine strenge Pflicht für jeden Christen, der zum Vernunftgebrauch gelangt ist. Daran reiht sich gleichsam von selber die Anhörung des göttlichen Wortes. Da durch dasselbe Gott zu uns redet, dessen Stimme wir allzeit zu hören schuldig sind, und uns die Wege lehrt, auf denen wir zum Heile gelangen, so sollen wir auch bei der Predigt uns einfinden. Wer Gott ehren will, wem seine Seele lieb ist, der wird keines dieser zwei Werke unterlassen, ja sein Eifer wird ihn bewegen, zu ihnen noch andere hinzuzufügen, die gleichfalls sowohl zur Ehre Gottes als zum Heile der Seele sind. Und da nenne ich zunächst den Empfang der heiligen Sakramente.

Wie die Apostelgeschichte berichtet, hat man von Anfang her den Sonntag zu heiligen gesucht durch den Empfang der heiligen Communion, die natürlich das Sakrament der Buße voraussetzt. Die ersten Christen kamen vorzugsweise am ersten Tage der Woche zum Brodbrechen zusammen und auch später noch, als die Gewohnheit, täglich den Leib des Herrn zu empfangen, bereits aufgehört hatte, pflegten doch Alle noch an Sonntagen zum heiligen Liebesmahle hinzutreten, weßhalb der heilige Chrysostomus den Sonntag geradezu den Tag des Brodes nennt. Selbst zur Zeit Karls des Großen verordneten die Bischöfe, daß Alle an den Sonntagen und den hohen Festtagen die heilige Eucharistie empfangen sollten, jene ausgenommen, denen vorgeschrieben war, sich davon zu enthalten. Wie könnten wir diese alte und heilsame Sitte immer mehr in Abnahme und Verfall kommen lassen, ohne den Vorwurf der Lauheit und des entchristlichten Geistes zu begründen? Wir sind darauf bedacht, für die Sonn- und Feiertage unsere Wohnungen aufzuräumen und von Schmutz und Staub zu reinigen; müssen wir nicht noch weit mehr auf die Reinheit der Seele denken und an Sonntagen sie waschen durch Thränen der Buße und durch das Bekenntniß unserer Fehler im heiligen Sakramente der Buße? Schon im alten Bunde war dieß angedeutet durch den Auftrag: „An diesem Tage ist euere Versöhnung und die Reinigung von eueren Sünden: ihr werdet rein vor dem Herrn; denn es ist der Sabbat, und ihr sollet wehe thun euern Seelen!" (3 Mos. 16.). Am Sonntage pflegen wir auch unsern Tisch mit besseren und reichlicheren Speisen zu besetzen; dürfen wir da auf unsere unsterbliche Seele vergessen und es verabsäumen, sie öfter durch das Brod des

ewigen Lebens zu erquicken? Ohne Zweifel ist es besser, öfter als selten das Jahr hindurch, vielleicht bloß einmal zum Tische des Herrn zu gehen, — das sieht Jeder ein, der weiß, was die heilige Communion ist, und das gibt Jeder zu, der aufrichtig sein will. Ihr wenigstens Alle, die ihr vor mir versammelt seid, gesteht dieß — davon bin ich überzeugt — gerne zu, weil ihr einsehet und wisset, wie sehr einerseits die Liebe zum göttlichen Heilande und anderseits unsere Noth und Schwäche uns antreiben müssen, recht oft zu communiciren. Also benützet doch insgesammt die Sonntage zum öfteren Empfang der heiligen Sakramente, gehet, ich sage nicht alle acht Tage, aber doch nach dem Wunsche der heiligen Kirche alle Monate oder doch alle zwei Monate zur heiligen Beicht und Communion und lasset den Empfang dieser beiden Gnadengeheimnisse nie über ein Vierteljahr anstehen!

Diese Mahnung lege ich besonders den hier versammelten Männern und Müttern an's Herz. Es freut mich jedesmal, während der Dompredigt so viele Männer hier zu sehen, und schon oft habe ich hierüber Freude äußern hören; wie groß würde aber diese Freude erst sein, wenn all' diese Männer regelmäßig alle zwei Monate oder doch alle Vierteljahre am Tische des Herrn zu treffen wären? Warum das nicht der Fall ist, warum wenigstens Mehrere, die regelmäßig in die Predigt gehen, doch so lange den Empfang der heiligen Sakramente hinausschieben, dafür kann ich keinen hinreichenden Grund ausfindig machen. Ich begreife wohl, daß Männer, die ein sittenloses, ausschweifendes Leben führen, dem Trunke und Müßiggange ergeben, untreu in ihrem Amte und voll Trug gegen andere sind, daß solche Männer das Beichten scheuen und als eine Qual betrachten; allein unter diese Klasse seid ja ihr nicht zu zählen, und euer Leben ist so beschaffen, daß ihr offen euere Fehler bekennen dürft und nicht die Vorenthaltung der Lossprechung zu befürchten habt. Ihr könnet höchstens sagen: Es fehlt uns an Zeit zum öfteren Empfang der heiligen Sakramente, und auch diese Entschuldigung ist vielleicht nicht im Ernste oder doch nicht mit gehöriger Ueberlegung vorgebracht. Man findet, wenn man nur will, zu Allem Zeit, und so dringend die Berufsarbeiten sein mögen, so kann man doch nebenbei auch andere Geschäfte noch besorgen, die man für noch wichtiger hält. Was aber könnte wichtiger sein, als die Fürsorge für die Seele? Wenn wir aber diese Fürsorge in ihrer ganzen Wichtigkeit erfassen, dann werden wir uns auch die er-

forderliche Zeit suchen und sie finden, um öfter unser Gewissen zu reinigen und das Brod des Lebens zu genießen. An der Zeit und an der Gelegenheit, dazu kann es uns wohl hierorts nicht fehlen, da so oft, in fast allen Kirchen und von so vielen Priestern zur heiligen Beicht gesessen wird, namentlich an den Vorabenden der Sonn- und Feiertage und nicht selten noch in sehr später Stunde und dazu wieder in den frühesten Morgenstunden am Tage des Herrn selber. So wenig, als an der Zeit, fehlt es euch wohl auch am guten Willen. Ich weiß, daß ihr gerne öfter zu den heiligen Sakramenten ginget, daß ihr das euch immer wieder vornehmet; allein, sagt ihr, wir kommen halt nicht dazu, es unterbleibt von einem Sonntage zum andern. Und warum unterbleibt es? Weil es am festen Ernste fehlt. Seht, ihr nehmt keinen festen Ansatz; ihr lasset euch durch jede Kleinigkeit wieder abhalten, verschiebet heute die Beicht, weil ihr denkt, daß ihr sie in acht Tagen auch ablegen könnet, oder daß ohnehin demnächst ein besonderer Tag, ein großes Fest kommt, und mit diesem Hinhalten und Verschieben unterbleibt der Empfang der heiligen Sakramente halbe Jahre lang, ja wohl das ganze Jahr hindurch. Habe ich nicht Recht? Ja, sagt ihr, gerade so ist es; deine Worte sind wahr, wir können sie nicht bestreiten. Nun aber sagt mir auch: Wäre denn da nicht leicht zu helfen? Wenn wir Zeit, wenn wir guten Willen haben, wenn nicht Schlechtigkeit und lastervolle Verkommenheit uns vom heiligen Tische ferne halten, dann brauchen wir bloß etwas mehr Ernst und Kraft, und an diesen soll es uns als Männern nicht fehlen. Also machen wir heute den unabänderlichen Vorsatz: Von nun an gehe ich alle sechs oder acht Wochen, wenigstens alle Vierteljahre zur heiligen Beicht und den Anfang dazu will ich sobald als möglich, gleich heute über acht Tage machen. Glaubt mir, daß ich euch etwas Gutes rathe, was ihr nie bereuen werdet, was vielmehr auf dem Todbette einst noch euer Trost sein wird. Und glaubt mir, was ich noch sage: Wir Priester haben immer Freude, wenn wir recht viel Männer, unsere Mitbrüder, am Beichtstuhle stehen sehen; mehr Freude über einen Mann, als über zehn Frauenspersonen. Ich will zwar auch diese nicht zurücksetzen und noch weniger vom öfteren Empfange der heiligen Sakramente abschrecken; im Gegentheile habe ich schon gesagt, daß ich besonders die Mütter zahlreich vertreten sehen möchte. Sie bedürfen ja besonders häufig der stärkenden Speise, da so schwere

Pflichten auf ihnen lasten, da sie oft die ganze häusliche Sorge zu tragen, die Kinder zu erziehen und zu überwachen und das Gesinde zu leiten haben, abgesehen von so manchem Kummer, der an ihrem Herzen nagt, und in dem sie nur bei Jesus im heiligen Altarssakramente Trost und Rath finden können. Aber neben den Hausmüttern möchte ich doch besonders die Männer und Hausväter oftmals die heiligen Sakramente empfangen sehen. Ihr fraget wohl, warum ich gerade die Männer und Mütter so dringend ermahne, und ich will euch auch den Grund offen sagen: Ich thue es wegen des Einflusses, den sie auf Andere, besonders auf ihre Untergebenen haben. Wenn die Männer und Mütter fleißig zum Tische des Herrn gehen, dann werden sie auch ihre Angehörigen und Hausgenossen dazu anhalten, durch sie allein kann das ganze Haus angeeifert und ermuntert werden. Gebt mir dreihundert Männer und ebensoviele Mütter, die alle vier, längstens acht Wochen regelmäßig beichten, dann weiß ich auch, wo ich wohlgezogene Söhne, sittsame Töchter und brave Dienstboten und Gesellen zu suchen habe, dann habe ich eine Armee, mit der ich in kurzer Zeit die ganze Stadt, Haus um Haus für Gott erobern will. Aus dem begreift ihr auch, wie viel mir daran liegt, daß heute meine Worte nicht in den Wind geredet sind. Darf ich wohl auf Befolgung derselben rechnen? Ja, ich rechne darauf und zwar deßhalb, weil ich zu meinem großen Troste erfahren habe, daß manches Körnlein, daß ich namentlich seit Erklärung der göttlichen Gebote euch ins Herz zu legen versuchte, dort auch Nahrung gefunden und Wurzeln geschlagen hat. Dem heiligsten Herzen Jesu und seiner allmächtigen Gnade sei hierfür Lob und Dank in Ewigkeit! So wird wohl auch das Körnlein, das ich heute euch mittheile, nicht ohne Frucht bleiben, die euch selber zu Nutzen kommt; denn der öftere Empfang der heiligen Sakramente wird euch zu größerer Reinheit und Gewissenhaftigkeit verhelfen, wird euch mehr Kraft und Lust zum Guten geben und euern Eifer, euern Glauben, euere Hoffnung, euere Liebe mehren und einst euere Seligkeit erhöhen. Gott segne meine Worte und belohne euern Gehorsam!

An den öfteren Empfang der heiligen Sakramente reihen sich noch einige andere Werke an, die wir am Sonntage nicht unterlassen sollten, wenn wir ihn heiligen und für unsere Seele sorgen wollen. Vor Allem sollen wir an jedem Sonntage eine fromme Betrachtung anstellen. Darunter verstehe ich das tiefere Ein-

gehen in eine religiöse Wahrheit, die Erwägung derselben, indem man sie mittelst des Verstandes zerlegt und dann auf sich anwendet, um mittelst des Gemüthes fromme Anmuthungen zu erwecken und mit dem Willen heilige und feste Vorsätze zu fassen. Die Betrachtung oder das innerliche Gebet ist ein besonders heilsames Mittel zur Erlangung der Vollkommenheit. Deßhalb ward sie von den Heiligen so fleißig geübt; denn es gibt auch nicht einen, der nicht täglich ihr sich hingegeben und einige Stunden damit zugebracht hätte Möchten wir wenigstens alle Sonntage eine halbe Stunde darauf verwenden. An Stoff zum Betrachten kann es nicht fehlen. Da ist vor Allem das Leiden Jesu Christi, das wir beherzigen können; das Vater unser, dessen Bitten wir nach und nach tiefer erwägen; da sind die acht Seligkeiten und überhaupt alle Glaubenswahrheiten, über die wir nachdenken können, wenn wir nicht gleich die sonntägliche Predigt selber zum Gegenstand der Betrachtung wählen wollen. Auf dieselbe habe ich letzthin schon aufmerksam gemacht und gezeigt, welchen Gewinn wir aus derselben ziehen könnten, wenn wir über sie nachdenken, sie betrachten würden. Mit der Betrachtung könnten wir auch zugleich die geistliche Lesung verbinden. Diese besteht darin, daß wir einige Zeit hindurch, etwa eine halbe oder Viertelstunde lang aufmerksam in einem Buche lesen, das theoretische oder praktische Anleitung zu einem heiligen Leben gibt. An Büchern, welche zur Vollkommenheit anleiten, die Grundsätze, Regeln und Mittel zur Erlangung derselben auseinandersetzen, ist durchaus kein Mangel. Um größere Werke, wie das des seligen Alphons Rodriguez und die Schriften der heiligen Theresia, des heiligen Johannes vom Kreuze zu übergehen, nenne ich nur den geistlichen Streit von Scupuli, ein ausgezeichnetes Büchlein, und vor Allem die Nachfolge Christi von Thomas von Kempen und die Philothea des heiligen Franz von Sales, zwei Bücher, die im Besitze jedes Christen, wenigstens jeder Familie sein sollten. O wie viel können wir aus denselben lernen, wie sehr wird ihre Lectüre uns zur Tugend anregen und zwar um so mehr, je öfter wir sie lesen. Wir werden da immer wieder neue Wahrheiten entdecken und neue Winke erhalten. Nehmt das eine oder andere dieser Bücher an den Sonntagen zur Hand, leset darin eine Viertelstunde hindurch langsam und nachdenkend, nicht viel, etwa nur ein Kapitel oder eine Seite, aber recht aufmerksam und jedesmal da weiter fahrend, wo ihr das letzte Mal stehen geblieben seid, und ihr

werdet sehen, wie euch nach und nach die Augen aufgehen, wie ihr den Himmel und die Welt mit anderen Augen als bisher betrachten, manchen Fehler an euch erkennen, vor manchem Irrthum und Abweg geschützt und zu größerem Eifer für die nächste Woche angetrieben werdet. Ein einziger Satz, den ihr euch gemerkt, gibt euch vielleicht die ganze Woche über Nahrung für euere Seele und Kraft gegen die Versuchungen und Trost im Leiden. Neben diesen Büchern, welche die Theorie, die Regeln der Heiligkeit geben, empfehle ich noch die Heiligenlegende, welche euch die Vollkommenheit von ihrer praktischen Seite zeigt, indem sie das Leben der Heiligen euch vorführt und erzählt, wie sie zur Auserwählung gelangt sind. Da habet ihr nicht bloß gute Regeln und Lehren, sondern gleich lebendige Muster der Heiligkeit. Welch' ein lobwürdiger Brauch wäre es doch, wenn alle Mitglieder eines Hauses am Sonntagabend sich vereinigen und zuhören würden, wie von einem Kinde oder sonst Jemanden die Lebensgeschichte eines Heiligen laut vorgelesen wird. Auf diese Weise würdet ihr in sieben Jahren die ganze Legende auslesen und bekannt werden mit dem Leben der größten Heiligen, lernen und wissen, wie auch ihr es anzufangen habet, um in ihre Fußstapfen zu treten und einst mit ihnen zu triumphiren. Ach, wie sollen wir immer heiliger werden, wenn wir die Wege der Heiligen nicht kennen, weil ihr Leben, ihre Grundsätze, ihre Kämpfe und Siege, ihre Tugenden und Werke uns nur spanische Dörfer sind. Gerade mit der Heiligengeschichte sollten wir am allerersten bekannt sein. Und das werden wir, wenn wir wenigstens alle Sonntage das Leben eines Heiligen kennen lernen.

Außer dem Empfange der heiligen Sakramente, der Betrachtung und geistlichen Lesung sollen wir auch am Nachmittagsgottesdienste theilnehmen. Der ganze Sonntag gehört dem Herrn und unserer Seele, nicht bloß der Vormittag, sondern auch der Nachmittag. Es ist gar nicht rühmlich für eine Gemeinde, wenn die Kirchen nachmittags leer und verödet sind, wenn zwar zu den verschiedensten Stunden verschiedene Nachmittagsandachten, Vespern, Litaneien, Rosenkränze gehalten werden, aber daran sich nur sehr wenige betheiligen. Diese Nachmittagsandachten sollen besonders der Anbetung, dem Besuche des allerheiligsten Sakramentes geweiht sein, weßhalb dasselbe dabei häufig ausgesetzt wird.

Endlich sollen wir auch noch ein Werk der Liebe, ein

leibliches oder geistliches Werk der Barmherzigkeit verrichten. Seht, ihr wisset vielleicht einen Kranken in euerer Nähe, den ihr besuchen und trösten, zur Geduld und Ergebung ermuntern könnet oder es wird eben die Leiche eines Verstorbenen zu Grabe getragen, dem ihr die letzte Ehre erweisen und für dessen Seele ihr beten könnet. Vielleicht könnet ihr einen Betrübten trösten, einen Unwissenden belehren, ganz besonders hätten Eltern eine herrliche Gelegenheit, die Fortschritte zu prüfen, welche ihre Kinder die Woche durch in der Schule gemacht haben, indem sie deren Aufgaben und Arbeiten besichtigen, sie in den Lehrgegenständen, besonders im Katechismus ausfragen, um sie dann zu ermuntern und da oder dort zu belehren und aufzuklären. Das ist für sie eine Pflicht; denn sie sollen sich nicht auf die Schule allein verlassen, sondern selbst helfen, soviel in ihren Kräften steht, und nachforschen, wie weit ihre Kinder während der Woche es gebracht haben. Auf diese Weise wird die Pflicht zu einem Werke der Liebe und Barmherzigkeit.

Das sind also die verschiedenen Werke, wodurch wir den Sonntag heiligen sollen. Würden wir sie üben oder wenigstens die meisten davon vornehmen, dann würden wir Gott Ehre und unserer Seele Nutzen bereiten, den Sonntag zum Tage des Herrn und zum Tage des Menschen machen. So aber wird er häufig zum Tage der Sünde, und heute gilt vielleicht mehr als je die Klage des heiligen Antonius: „Die Männer unserer Zeit sind an heiligen Tagen nur besorgt für die Pflege ihres Leibes und die Frauen für ihren Schmuck; die Diener unterscheiden nur durch eine größere Gier nach guter Mahlzeit den Sonntag von den Werktagen, und die übrige Menge sinnt nur auf Lustbarkeiten und auf Tand. Alle scheinen sich dem Geiste der Verführung zum Verderben der Seele hinzugeben, und was sie in der Woche durch Arbeitsamkeit und Betriebsamkeit gewonnen haben, wird in Unmäßigkeit oder Spielsucht vergeudet, statt einen Theil den Armen zur Unterstützung zu gewähren." Seht nur, wie treu und wahr diese Schilderung ist, wie vollkommen sie auf unsere Tage paßt, so daß man meinen möchte, diese Worte seien erst gestern geschrieben worden! Doch damit soll nicht geschildert sein die Weise, in der wir den Sonntag hinbringen. Wir wollen ihn vielmehr feiern so, wie wir in mehreren Betrachtungen es gehört haben. Fassen wir sie noch einmal übersichtlich auf.

Wollen wir als gute Christen gelten, dann sollen wir die

Sonntagsfeier womöglich schon am Samstage beginnen. Es war ehedem eine allgemeine Sitte, die auf dem Lande häufig bis zur Stunde sich erhalten hat, den Sonn- oder Feiertag schon am Vorabende einzuläuten. Dieses sogenannte Feiertag-Geläute soll gleichsam mit ehernen Zungen der ganzen Gemeinde zurufen: Bereitet euch jetzt für den Tag des Herrn vor! Eilet die werktägigen Geschäfte zu Ende zu bringen und die Sorgen der Woche auf die Seite zu legen! Auf diesen Mahnruf hin ging man einst auch wirklich daran, die Geräthschaften des Standes und Hauses zu säubern und in Ordnung aufzuheben, Haus und Wohnung zu scheuern und die Sonntagskleider herzurichten, um dann am Abende noch eine gemeinsame Andacht zu veranstalten, den Rosenkranz sammt der lauretanischen Litanei zu beten und schließlich früher als gewöhnlich zur Ruhe sich zu begeben. O frischen wir diese ächte christliche Sitte wieder auf und ordnen wir unsere Geschäfte so, daß wir am Samstag früher als sonst Feierabend machen können, um nur mehr das zu besorgen, was für den Sonntag nothwendig ist, um hie und da an diesem Tage noch das heilige Sakrament der Buße zu empfangen und nach einer gemeinsamen, wenn auch kurzen Hausandacht früher, aber mit heiligen Gedanken, mit der morgigen Sonntagsfeier uns beschäftigend, zu Bette zu gehen. Dann werden wir am Sonntagmorgen frisch und rüstig und frühzeitig uns vom Lager erheben, um nach einem inbrünstigen Morgengebete auf den Empfang der heiligen Kommunion uns vorzubereiten und nach dem Empfange derselben auch eine herzliche Danksagung zu verrichten. Sodann werden wir es so einrichten, daß wir dem feierlichen Amte, jedenfalls aber einer heiligen Messe und einer Predigt beiwohnen. Das ist der Vormittag des Sonntags. Nachmittags werden wir dann der Vesper beiwohnen, eine kurze Betrachtung und geistliche Lesung anstellen und nach Zeit und Gelegenheit noch beschließen mit der Lektüre der Heiligenlegende. Seht, das ist ein ganzer und rechter Sonntag.

Aber, sagt ihr, da bleibt uns ja gar keine freie Zeit; der Sonntag soll ja doch auch ein Tag der Ruhe und der Erholung sein. Und gewiß, das ist wahr, aber nicht in dem Sinne, daß man den ganzen Sonntag müßig und schlafend oder doch zum größten Theile in Gasthäusern und an Vergnügungsorten zubringt. Dadurch findet man gewiß auch keine Erholung. Betrachtet jene Schlemmer und Trunkenbolde, die bis tief in die Nacht hinein

in den Wirthshäusern liegen und dann betrunken und lärmend nach Hause taumeln, betrachtet sie am Montag in der Frühe! Sie sind matter und abgelebter als je. Allerdings soll der Sonntag ein Ruhetag sein, aber für den Leib, der von den Arbeiten des Standes frei bleibt, während dagegen die Seele Gott dienen und für sich selbst sorgen muß. Indem sie aber das thut, findet auch sie ihre Erholung, stählt sich mit neuer Kraft und frischt all' ihre Kräfte wieder auf. Indessen bleibt auch bei der eben vorgezeichneten Sonntagsfeier noch freie Zeit genug übrig zu einem anständigen Vergnügen im Freundeskreise, zu einem Spaziergange in der freien Natur; denn all' die gottseligen Werke, zu denen ich euch ermuntert habe, nehmen höchstens vier Stunden in Anspruch. Vier Stunden! ist denn das zu viel für Gott und für das Heil der Seele, und bleibt da nicht auch Zeit zum Vergnügen, sogar mehr Zeit, als diese frommen Werke in Anspruch nehmen? Soll das Vergnügen wohl bekommen, dann darf man es nicht zu weit ausdehnen, sonst wird es zur Uebersättigung. Es muß abgebrochen werden gerade da, wo man es noch gerne fortsetzen möchte; sonst kommt man auf die Neige und findet da die bittere Hefe, einen trüben Bodensatz, der am nächsten Tage das Vergnügen bereuen läßt, während es das Herz auch hinterher noch hebt in freudiger Rückerinnerung, wenn man es mäßig genossen hat. Theilen wir nun den Sonntag so ein, wie ich gezeigt habe, dann werden wir vor Ausschreitungen bewahrt werden, am Montage gekräftigt und froh wieder die Arbeit aufnehmen, und was noch mehr ist, mit gestärkter und gnadenvoller Seele rüstig fortschreiten auf der Bahn des Heiles, bis der ewige Feierabend anbricht, und wir immerdar ausruhen und himmlische Genüsse empfangen am Herzen Jesu. Amen.

Siebente Predigt.

Die am Sonntage verbotenen Werke.

„Am Sabbathtage thut keine Arbeit, sondern heiliget den Tag des Sabbaths, wie ich eueren Vätern geboten." Jerm. 17, 22.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

Unter die Gründe, weßhalb die heilige Kirche uns gerade jetzt das Wunder der Brodvermehrung zur Betrachtung vorlegt, gehört gewiß auch der, daß dieser Evangelienabschnitt so ganz harmonirt mit der eben stattfindenden Aerntezeit, die uns ein gleiches Wunder der Brodvermehrung vor Augen führt, an dem wir selber theilnehmen und durch das wir leben sollen das ganze Jahr hindurch. Die reifen Aehren, die wir jetzt unter der Sichel fallen, in Garben sammeln und in den Scheunen unterbringen sehen, erinnern uns an den Segen des Allmächtigen, der aus einem Körnlein zwanzig und dreißig und noch mehr gemacht hat. Das Wunder ist hier dasselbe, wie dort in der Wüste. Nur ein Unterschied besteht zwischen beiden, nämlich der, daß, was dort augenblicklich erfolgte, hier durch einen langsamen und stufenweisen Prozeß des Keimens, Wachsens, Blühens und Reifens unter Beihilfe irdischer Säfte und wechselnder Elemente zu Stande gebracht ward. Sonst aber ist die Vervielfältigung der Körner ein Wunder der Allmacht, wie die augenblickliche Mehrung des Brodes dort in der Wüste; denn das eine wie das andere übersteigt die Weisheit und die Kraft des Menschen. Daher verdanken also auch wir den Erntesegen jenem Erbarmen, das dort in der Wüste die Viertausend gespeiset hat, er ist eine Gabe, ein Geschenk der göttlichen Güte. Ob wir aber dieser Güte so würdig sind, wie die jüdische Volksschaar,

das will ich weder bejahen noch verneinen. Drei Tage lang harrte jenes Volk beim Herrn aus, und warum es blieb, was es that, das ist leicht zu erklären. Es hörte ihn, es ließ sich von ihm belehren und heilen. Das Verlangen nach seiner Lehre, die Sehnsucht nach seinem beseligenden Worte, allerlei Nöthen und Bedürfnisse haben es bei ihm festgehalten. Durch eine dreitägige Zurückgezogenheit, durch innere Sammlung hat es für das Wunder sich vorbereitet und sich der göttlichen Fürsorge würdig gemacht. Darum werden jetzt auch seine leiblichen Bedürfnisse befriedigt, in wunderbarer Weise wird es gespeist. Ebenso sollen auch wir allwöchentlich wenigstens Einen Tag bei und mit dem Herrn zubringen, frei von aller Sorge für die Geschäfte und den täglichen Lohnerwerb. Wir werden wegen dieser Ruhe am Sonntage nicht darben und nicht hungern; denn der Herr wird Sorge tragen für unsern Unterhalt. Das dürfen wir zuversichtlich hoffen, da er das Gebot gegeben hat: „Sechs Tage sollst du arbeiten und all deine Geschäfte thun; aber am siebenten Tage ist der Sabbath des Herrn, deines Gottes; am selben sollst du kein Geschäft thun, weder du, noch dein Sohn, noch deine Tochter, noch dein Knecht, noch deine Magd, noch der Ankömmling, der inner deinen Thoren ist." Dadurch sind also ausdrücklich gewisse Werke verboten am Tage des Herrn. Mit diesen **verbotenen Werken** möchte ich heute euch bekannt machen, nachdem ich in mehreren vorausgehenden Betrachtungen zu euch von den am Sonntage gebotenen Werken ausführlich gesprochen habe. Beginnen wir im heiligsten und süßesten Namen Jesu.

Sollten wir Zeit finden für jene frommen Werke, deren Uebung am Sonntage gerathen oder geradezu geboten ist, sollten wir die dazu nothwendige Sammlung des Geistes haben, dann mußten gewisse Werke unterlassen werden, die wegen der Zerstreuung, welche sie bewirken, wegen des Geräusches, womit sie verbunden sind, und wegen der Anstrengung, welche sie erheischen, mit der Sonntagsheiligung nicht verträglich sind. Indem nun diese Werke verboten sind, soll nicht gesagt sein, daß sie an und für sich ungeziemend, entehrend oder wohl gar sündhaft seien, sondern nur, daß sie für den Tag des Herrn sich nicht eignen und an diesem zur Sünde werden wegen der Störung, welche sie verursachen, und wegen des Ungehorsams, in dem sie verrichtet werden. Solche verbotene Werke sind nun vor Allem alle knechtlichen Arbeiten, d. h. jene körper-

lichen Arbeiten, die von Dienstboten, Taglöhnern und Handwerkern gewöhnlich und um Lohn verrichtet werden. Dahin gehören Haus-, Feld- und Gartenarbeiten, als Spinnen, Waschen, Nähen, Graben, Sähen, Mähen, Schneiden, Dreschen, Ernten; dann die Arbeiten der Handwerker und Gewerbsleute, als der Schreiner, Schuhmacher, Schneider, Weber, Schlosser, Schmiede, Zimmerleute und überhaupt alle Arbeiten, bei denen die Kräfte und Fertigkeiten des Leibes mehr in Anspruch genommen werden, als die des Geistes, und die ihrer Natur nach mehr das leibliche als das geistige Wohl des Menschen bezwecken. Alle diese Arbeiten heißen, obschon sie häufig auch von solchen verrichtet werden, die nicht zur dienenden Klasse gehören, knechtliche Arbeiten, weil es in der Regel den Knechten und Dienstboten obliegt, für das leibliche Wohl der Herrschaften zu sorgen, und weil diese ihre Arbeiten und Dienstleistungen zu diesem Zwecke beanspruchen. In früheren Zeiten trieben die Sclaven oder Leibeigenen die soeben genannten Arbeiten und Handwerke, während die Freien oder Freigebornen es unter ihrer Würde erachtet hätten, sich damit zu befassen. Von da mag sich denn auch der Unterschied zwischen knechtlichen und freien, d. h. Freigebornen angemessenen Arbeiten herschreiben. Zu diesen sogenannten freien Werken gehören im geraden Gegensatze zu den knechtlichen jene Werke, wobei die Kräfte und Fähigkeiten des Geistes vorwiegend betheiligt sind, wie beim Lesen, Schreiben, Studiren, beim Ertheilen von Unterricht und bei der Ausübung der Künste, beim Spielen von Musikinstrumenten und dergleichen. Solche Werke bezwecken ihrer Natur nach mehr das geistige Wohl, die geistige Ausbildung und Vervollkommnung des Menschen und sind darum am Sonntage erlaubt, wenn anders der gebotene Gottesdienst ihretwegen nicht verabsäumt wird.

Außer den knechtlichen Arbeiten sind aber am Sonntage auch noch andere untersagt, die streng genommen nicht zu den knechtlichen gerechnet werden können, die aber wegen des damit verbundenen Geräusches und Aufsehens die stille Feier des Sonntags bedeutend stören. Solche sind allererst die gerichtlichen Geschäfte, als die Erhebung eines Rechtsstreites, die Vorladung der streitenden Parteien, die Vernehmung der Zeugen, das Halten einer Vertheidigungsrede, die Fällung eines richterlichen Spruches und die Vollziehung eines Urtheiles. Verboten ist ferner der Kauf und Verkauf in Läden und auf dem Markte. Wenn auch bei uns an Sonntagen

während einer beträchtlichen Stundenzahl die Läden der Kaufleute offen stehen, und Jahrmärkte zumeist gerade am Tage des Herrn abgehalten werden, dann mag wohl der Einzelne keine Ausnahme von der allgemeinen Regel machen können; allein zu billigen ist diese Sitte nicht. Jedenfalls aber sollten die Läden während der Feier des Gottesdienstes geschlossen bleiben. Dasselbe gilt auch von den Gaststuben und Vergnügungslokalen. Es ist eine arge Unsitte, wenn dort schon während des vormittägigen Gottesdienstes Zusammenkünfte stattfinden und gegessen und getrunken wird. Da haben weder Gäste noch Gastgeber Ursache, ihres Christenthums halber sich zu rühmen. Endlich ist auch das Kaufen und Verkaufen von Vieh oder Früchten, das Abschließen von Accorden, die Besorgung weltlicher Angelegenheiten gegen die würdige Sonntagsfeier, da wir als Christen am Sonntage nicht mit dem zeitlichen Erwerbe, sondern mit dem uns beschäftigen sollen, was uns zum ewigen Leben verhilft. All' diese und ähnliche Werke und Geschäfte sind demnach verboten und ihre Verrichtung wird zur Sünde. Und diese Sünde gilt bei den knechtlichen Arbeiten, nach der gewöhnlichen Annahme als eine schwere, wenn die Zeit der Arbeit mehr als zwei Stunden beträgt. Dieser Sünde machen sich Alle schuldig, die solche Arbeiten verrichten oder verrichten lassen, indem sie den Auftrag dazu ertheilen oder die Arbeiten der Dienstboten, Gesellen stillschweigend geschehen lassen. Würden sie dieß sonntägliche Arbeiten nicht dulden, würden sie nicht dazu ermuntern, dasselbe gerade zu fordern, dann würde von den Untergebenen nur selten der Tag des Herrn dadurch entweiht werden. Die Schuld der Vorgesetzten ist darum sogar noch größer als die der Untergebenen. Diese Schuld lastet auf Beiden, auch wenn der Gottesdienst nicht versäumt wird, sondern diese Arbeiten schon am Sonntage in der Frühe vor der Feier der heiligen Geheimnisse oder erst nachmittags nach vollendeter Vesper vorgenommen werden. Am Tage des Herrn soll und darf überhaupt gar nicht gearbeitet werden; denn auch uns gilt noch das Wort des Propheten: „Am Tage des Herrn thut keine Arbeit, sondern heiliget den Tag des Herrn, wie ich euern Vätern geboten!“

Gibt es nun aber gar keine Ausnahme, ist es gar nie erlaubt, an Sonntagen zu arbeiten? Ja, es ist erlaubt, wenn die geistlichen Obern aus wichtigen Gründen dispensiren oder vielmehr erklären, daß unter den obwaltenden Umständen das Gesetz nicht

verpflichte, daß der liebe Gott die Verrichtung knechtlicher Arbeiten an Sonntagen für diesen oder jenen Fall nicht zur Sünde anrechne. Solche Dispens oder Erlaubniß, knechtliche Arbeiten zu verrichten, kann ertheilt werden vom Papste für die ganze Christenheit, vom Bischofe für seine Bisthumsangehörigen und in dringenden oder vom Bischofe bestimmten Fällen vom Pfarrer für seine Pfarrkinder. In gewissen Fällen sind knechtliche Arbeiten am Sonntag auch ohne Dispens erlaubt, dann nämlich, wenn die Ehre Gottes, das Wohl des Nächsten oder dringende Noth es fordern. Die Verehrung Gottes ist der Hauptzweck der Sonntagsfeier; daher durften die Priester im alten Bunde am Sabbathe bei Darbringung der Opfer alle nothwendigen körperlichen Arbeiten vornehmen, z. B. das Schlachten und Zertheilen der Opferthiere, ohne den Sabbath zu verletzen. Es sind demnach auch im neuen Bunde alle jene Verrichtungen erlaubt, die zum göttlichen Dienste gehören, z. B. das Herrichten der Altäre, das Schmücken der Kirche, vorausgesetzt, daß dieß nicht schon am Samstage geschehen konnte. Dagegen wäre es schwere Sünde, am Sonntage die Kirche zu säubern und auszukehren, Kelche oder andere Kirchengefäße zu machen oder zu waschen, Materialien zum Baue einer Kirche herbeiführen.

Auch das Wohl des Nächsten kann manche Arbeiten am Sonntage gestatten. Die Liebe ist der Endzweck aller Gebote; Liebeswerke dürfen wir daher auch am Sonntage verrichten und sei es auch durch knechtliche Arbeiten. Dieß lehrt der göttliche Heiland selber, da er den Pharisäern auf die Frage: Darf man auch am Sabbathe heilen? erwiedert: Welcher ist unter euch, der ein Schaf hat und, wenn es am Sabbathe in eine Grube fällt, selbes nicht ergreift und heraushebt. Um wie viel besser ist ein Mensch als ein Schaf. Es ist also erlaubt, am Sabbathe Gutes zu thun. Wer von euch, dessen Esel oder Ochs in eine Grube gefallen, würde ihn nicht sogleich herausziehen am Tage des Sabbaths? Daher ließ er sich trotz der Vorwürfe von Seite der Pharisäer nicht abhalten, Kranke aller Art auch am Sabbathe zu heilen, indem er sagte: Der Sabbath ist um des Menschen willen da, und nicht der Mensch des Sabbaths willen. Wir dürfen daher für Kranke Arzneien zubereiten, die zur Verpflegung nöthigen Arbeiten vornehmen, den Armen oder irgend einer wohlthätigen Anstalt Hilfe leisten, für entblößte Arme Kleider machen und andere Liebeswerke verrichten. Den Bäckern ist es erlaubt, das zum Lebensunterhalte Nöthige zu besorgen; den

Metzgern Fleisch auszutheilen und abzuwägen; daß deßwegen der Gottesdienst nicht verabsäumt werden darf, versteht sich von selbst.

Endlich kann auch dringende Noth das Arbeiten am Tage des Herrn rechtfertigen. Dieß erhellt aus den bereits angeführten Worten des Erlösers; denn wennn es erlaubt ist, mit großer körperlicher Anstrengung einem verunglückten Thiere zu Hilfe zu kommen, dann ist es umsomehr gestattet, zu arbeiten, wenn das Leben des Menschen oder ein bedeutender Theil seiner Habe in Gefahr ist. Daher darf man bei drohender Wassergefahr Gräben und Dämme machen, bei einem Brande Wasser herbei-, Holz und andere Gegenstände hinwegtragen oder führen; man darf bei anhaltendem Regen, wenn am Sonntage günstige Witterung eintritt, Früchte, Futter wenden und nach Hause schaffen. Doch sollte man in letzterem Falle erst die Erlaubniß des Seelsorgers einholen. Auch Dienstboten und arme Leute, welche die Woche hindurch im Taglohne sich ernähren müssen, sündigen nicht, wenn sie nach vollendetem Gottesdienste, jedoch im Geheimen, ohne Aergerniß zu geben, ihre oder ihrer Kinder Kleider ausbessern, falls sie außer dem Sonntage keine Zeit dazu finden. Auch ist den Schneidern und Näherinnen das Anfertigen von Trauer- und Hochzeitsgewändern, den Schreinern das Anfertigen des Sarges für einen am nächsten Tage zu beerdigenden Todten, und den Todtengräbern die Herstellung des Grabes erlaubt, wenn diese Arbeit nicht am Wochentage mehr bewerkstelligt werden konnte. Endlich ist auch das Unterhalten des Feuers in den sogenannten Hochöfen, Eisenschmelzen, Glas- und Ziegelöfen gestattet, weil das Erlöschen und Wiederanfachen desselben mit bedeutenden Nachtheilen verbunden wäre. Da indessen der Eigennutz gar gerne sich eine Noth vorspiegelt, wo doch weit und breit keine ist, und das Arbeiten an Sonntagen bald zur allgemeinen Regel würde, wenn es jedem Einzelnen anheimgestellt wäre, über das Vorhandensein eines Nothfalles zu entscheiden, so hat die Kirche geboten, daß sie in allen Nothfällen, für welche nicht, sei es ausdrücklich oder stillschweigend, zum Voraus eine allgemeine Erlaubniß ertheilt ist, die Erlaubniß der geistlichen Obrigkeit eingeholt werde. Niemand kann in seiner eigenen Sache sich Recht sprechen oder ein allgemein verbindliches Gesetz für sich nach Belieben abändern, sondern muß zu diesem Zwecke sich an seine Obrigkeit wenden. Dasselbe gilt auch bezüglich des Verbotes knechtlicher Arbeit; der Kirche steht es zu, zu entscheiden, ob ein Nothfall vorliegt und also eine Ausnahme zu gestatten ist oder nicht.

Außer den knechtlichen und gleichsam knechtlichen Arbeiten gibt es aber noch eine zweite Klasse von verbotenen Werken, die an keinem Tage und folglich am allerwenigsten am Sonntage geübt werden dürfen, und das sind alle sündhaften Werke. Dahin gehören vor Allem alle Werke der Unlauterkeit. Nichts widerspricht so sehr dem Geiste einer christlichen Sonntagsfeier, als die fleischliche Ausschweifung, gerade jenes Laster, wodurch der allmächtige Gott in den drei göttlichen Personen beleidigt und alle Selbstheiligung unmöglich gemacht wird. Jeder Sonntag gehört dem Dienste der allerheiligsten Dreieinigkeit, die an diesem Tage gepriesen und verherrlichet werden und den Tribut des Dankes empfangen soll für die unschätzbaren Wohlthaten der Erschaffung, Erlösung und Heiligung. Statt dessen aber wird durch das Laster der Unlauterkeit jede göttliche Person beschimpft in einer Weise, die nimmer frecher und entsetzlicher gedacht werden kann; denn der Vater muß es sehen, wie sein Ebenbild in der Seele befleckt und zerrissen wird, der Sohn muß es dulden, daß sein kostbares Blut in der unwürdigsten Weise mit Füßen getreten, und eines seiner Glieder zu dem schädlichsten aller Werke mißbraucht wird, und der heilige Geist sieht sich schmachvoll hinausgestoßen aus einem Herzen, das er zu seinem Tempel erkoren hat, das aber jetzt die Wohnung des Satans werden soll. Ist das die Ehre, ist das der Dank für die Größe, zu der der dreieine Gott uns erhoben hat, ist das die Anbetung, die er empfängt an dem Tage, den er eigens für sich behalten hat? O Christ, wie kannst du Gott und dich selber also schänden an einem Tage, an dem gerade alle Leidenschaften schweigen, an dem du dich in heiligen Werken üben und zu himmlischen Begierden erheben sollst? Dafür steigst Du abwärts in den Schlamm und Unrath und wirst mehr und mehr zum Thiere. Es gibt ja kein anderes Laster mehr, das den Menschen so sehr und so weit von Gott abführt, alle edlen Keime in ihm erstickt und alles Licht des Geistes erlöschen macht, als das Laster des Fleisches. Von einer Heilung kann also keine Rede sein, wenn gerade dieses Laster am Tage des Herrn seine schmutzigen Blüthen treibt und seine giftigen Früchte zur Reife bringt. Da ist es denn auch doppelt sündhaft; denn ein doppeltes Gebot wird da übertreten, das Gebot: Du sollst nicht Unkeuschheit treiben! und das Gebot: Du sollst den Tag des Herrn heiligen!

Mit den Werken der Unlauterkeit steht in Zusammenhang ein

anderes, nämlich die Unmäßigkeit, die nur eine andere Form der Unkeuschheit ist, die Unkeuschheit des Gaumens. Weder Gott noch die Kirche haben etwas dagegen, wenn wir am Sonntage unsern Tisch besser und reichlicher decken; aber das Maaß darf nicht überschritten, der Sonntag darf nicht zu einem Tage der Prasserei und Völlerei gemacht werden. Das darf ja auch sonst nicht geschehen, weil wir vernünftige Geschöpfe sind und nur essen, um zu leben, nicht aber leben, um zu essen. Was wir die Woche hindurch verdienen, das ist nicht dazu da, daß es am Tage des Herrn verschwendet werde, sondern hat noch eine anderweitige Bestimmung, es soll ein Sparpfennig sein für die Tage des Alters und der Noth und zugleich ein Pflichttheil, den wir den Armen reichen und überhaupt in guten Werken kapitalisiren, damit wir es jenseits mit ewigen Zinsen wiedererhalten. Wie thöricht ist es doch, am Tage des Herrn Alles wieder zu verschleudern, was man in sechs Tagen mühsam gewonnen hat! Thöricht nenne ich das, weil wir von dieser Unmäßigkeit keinen Gewinn haben, ja gerade dadurch das kostbare Gut der Gesundheit untergraben! Schaut einmal den Sonntagsschänder an. Er thut Alles, um sich zu ruiniren, sich so früh als möglich krüppelhaft und arbeitsunfähig, kränklich und leidend zu machen und zwar mittelst des Geldes, von dem er einmal zehren sollte, wenn die Tage kommen, von denen der Mensch sagen muß: Sie gefallen mir nicht. Er wendet seine Ruhe dazu an, sich neue Mühe zu bereiten, er stürzt sich in Armuth mit dem Gelde, womit er seiner Verarmung vorbeugen und bereitet sich ein elendes Dasein eben dadurch, wodurch er vor demselben sich bewahren sollte. Welch' eine Thorheit, aber auch welch' eine Sünde zu gleicher Zeit; denn Sonntagsentheiligung, Verschwendung des zeitlichen Gutes und Untergrabung der Gesundheit sind hier vereinigt.

Ein drittes verbotenes, weit sündhaftes Werk bilden verbotene Spiele. Ich sage verbotene Spiele; denn ein ehrbares und unschuldiges Spiel hat noch Niemand mißbilligt. Wenn aber das Spiel gegen die guten Sitten verstößt und namentlich von Personen verschiedenen Geschlechtes und mit zu großer Freiheit getrieben wird, wenn es zu hoch geht, zu lange dauert, wenn es Anlaß zum Zorn, zum Fluchen, zu Streitigkeiten und Zänkereien gibt, in der Absicht großen Gewinnes unternommen und zum Betruge mißbraucht wird, dann ist es ohne Zweifel sündhaft und deßhalb am Tage des Herrn zu unterlassen. Da hat offenbar die

Leidenschaft ihre Hand mit bei dem Spiele, und wo diese ist, da muß die Tugend weichen, die doch gerade am Tage des Herrn ihre Pflege finden soll. Außerdem gilt auch von diesen unerlaubten Spielen, was ich eben von der Unmäßigkeit gesagt habe.

Endlich sind am Tage des Herrn, wie auch die ganze Woche hindurch, noch zu fliehen alle ausgelassenen Lustbarkeiten. Man dringt heutzutage in gewissen Ländern, namentlich im hochkirchlichen England, auf eine strenge Sonntagsfeier und zwar in einer Weise, die fast hinstreift an jene Skrupulosität, womit einst die Pharisäer das dritte Gebot erklärt und sogar das Zerreiben der Aehren zwischen den Fingern den Aposteln zur Sünde angerechnet haben. Da soll allenthalben die größte Stille, Grabesruhe am Sonntage herrschen. Das ist offenbar eine Uebertreibung, die keineswegs die Billigung der katholischen Kirche findet. Ich habe schon vor vierzehn Tagen gesagt, daß ein Vergnügen zur Erholung gestattet ist. Nach sechstägiger Eingeschlossenheit in der Werkstätte oder in einem Arbeitszimmer, nach den abspannenden und erschöpfenden Mühen einer ganzen Woche dürfen wir am Sonntage uns froh bewegen und fröhlich sein; aber unsere Fröhlichkeit muß den apostolischen Mahnworten entsprechen: „Freuet euch im Herrn!“ Das ist nur möglich, wenn ein Vergnügen nicht gegen den Geist des Christenthums, gegen das Wohl unserer Seele verstößt. Das ist aber nicht der Fall mit den Tänzen und Bällen, mit den Schauspielen und Theaterstücken, die den Geist verweltlichen, böse Begierden erregen, der Leidenschaft schmeicheln, der Sinnenlust den Zügel gewähren und häufig sogar eine nächste Gelegenheit zur Sünde sind. Ein frommer, seiner Kirche treu ergebener Christ wird sich also auch von ihnen allzeit ferne halten, und das um so mehr, weil er andere höhere Genüsse kennt, die mehr Entzücken gewähren, als alle Schaustellungen und Festlichkeiten der ganzen Welt.

Ihr kennet also jetzt auch die am Sonntage verbotenen Werke, nämlich die knechtlichen Arbeiten und sündhaften Werke, die sich nicht zusammenreimen lassen mit den frommen Werken, die wir am Sonntage üben sollen, die im schneidenden Gegensatze stehen zu den heiligen Werken des Messe- und Predigthörens und zu den frommen Uebungen einer öftern Kommunion, der Betrachtung, der geistlichen Lesung, der geistlichen und leiblichen Barmherzigkeit. Heiliget also den Sonntag durch gute Werke und lasset euch nicht verführen durch das böse Beispiel so Vieler, die am Sonntage gerade das

unterlassen, was geboten, und gerade das thun, was verboten ist. Sie sind vielleicht, doch nein, nicht vielleicht, sondern häufig muß ich sagen, sie sind häufig da am fleißigsten in ihren Berufsgeschäften, setzen sich am frühen Morgen in die Werkstätte und an die Arbeit und geberden sich, als ob sie für eine ganze Woche vorausarbeiten müßten, und das geschieht auch während des Gottesdienstes und den Vormittag hindurch. Wenn ihr mich jetzt nach geendigter Predigt bis zu meiner Wohnung begleiten würdet, dann könnte ich euch mehr als einen solchen Sonntagsschänder zeigen, der eben mit schmutziger Blouse aus der Fabrik kommt oder in dieselbe geht oder am offenen Fenster über seiner knechtlichen Arbeit sitzt. Sobald aber die Mittagszeit gekommen ist, wird Hammer und Ahle, Hobel und Säge, Nadel und Bügeleisen auf die Seite gelegt und Anstalt getroffen, den Nachmittag dem Teufel zu weihen in sündhaften Werken aller Art. Ach, mit Erröthen muß ich dem Worte eines heidnischen Philosophen beistimmen, der auf die Frage: Was ist ein Festtag? zur Antwort gab: „Ein Lockmittel der Schwelgerei und eine Gelegenheit zur Unzucht." Jenes ausschweifende Pärchen, das vielleicht die ganze Woche hindurch keine Gelegenheit hat, sich zu treffen, hat von Sonntag zu Sonntag schon Zeit und Ort des Zusammentreffens abgemacht und dazu vielleicht sogar die Kirche gewählt. Welch ein Gottesdienst, wenn man mit sündigen Gedanken, an der Seite der sündigen Person in's Haus des Herrn kommt, an ihrer Seite aus demselben geht! Jener Dienstbote, Geselle, Mann kommt die ganze Woche in kein Gasthaus; aber am Sonntage verläßt er dasselbe erst, wenn er arg betrunken die Mitternachtsstunde schlagen hört, um schreiend und johlend heimzutaumeln, wenn er nicht in Raufhändel verwickelt, schwer verwundet heimgetragen werden muß oder vielleicht selbst zum Verstümmler und Mörder Anderer geworden ist. Die heilige Schrift sagt vom Volke Israel: „Das Volk setzte sich, um zu essen und zu trinken, und sie standen auf, um zu spielen und zu tanzen." Dasselbe gilt auch von vielen Christen am Sonntage, nur daß man noch beifügen muß: Um in jeder Unlauterkeit sich zu wälzen, alle möglichen Excesse zu begehen und den Tag mit Raufereien zu beschließen. Der Anfang zu dieser Sonntagsentheiligung wird schon am Samstage gemacht. Gleichwie fromme Christen schon am Samstage für die Feier des Sonntags sich vorbereiten, so beginnen schlechte Christen die Entheiligung schon am Vorabende; denn da

schon geht das Zechen an, um fortzudauern bis zum Sonntagmorgen. Wieder andere veranstalten Bälle und andere Lustbarkeiten, die sich bis zur Frühe des nächsten Tages erstrecken; denn immer häufiger wird die mehr als heidnische Sitte, gerade am Samstag Bälle zu veranstalten, um, wie es heißt, am Sonntage Zeit zum Ausschlafen zu haben auf Kosten des Gottesdienstes, der natürlich versäumt wird. Jene, die am Samstage keine Zeit und Gelegenheit zur Schwelgerei und Ausschweifung finden, beginnen sie am Sonntage mit dem ersten Hahnenrufe; denn da schon kann man ausschweifendes Gesindel herumstreunen sehen, in den Alleen und zwischen den Feldern. Ist aber am Sonntagmorgen keine Gelegenheit, dann muß gewiß der Nachmittag und Abend dazu herhalten. Das ist die Sonntagsfeier von vielen Christen, mehr geeignet, dem Teufel Wonne zu bereiten, als Gott zu ehren und ganz dazu angethan, das Wort des heidnischen Philosophen zu bestätigen: „Der Sonntag ist das Lockmittel der Schwelgerei und eine Gelegenheit zur Unzucht.“ Wie fluchwürdig ist dieses Treiben!

Darum verabscheuen und bedauern wir es auch und müssen gerade dadurch uns angespornt fühlen, mit um so größerem Eifer dem Dienste des Herrn obzuliegen, um, was Andere verbrechen, wieder gut zu machen. Laß dir, o Gott, unseren Eifer gefallen und schone um desselben willen unsere verblendeten Brüder und Schwestern, erleuchte sie mit dem Lichte deiner Gnade, damit sie ihre sonntägliche Sünde sühnen und fortan dir dienen. Amen.

Achte Predigt.

Der Einfluß der Sonntagsentweihung auf die Religion, die Gesellschaft und die Familie.

„An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen."
Matth. 7, 16.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

Da der göttliche Heiland vermöge seiner Allwissenheit wohl voraussah, daß im Laufe der Zeit verschiedene Irrlehrer sich erheben und der von ihm geoffenbarten Wahrheit widersprechen würden, so warnt er vor denselben und gibt zugleich das entscheidende Merkmal an, an welchem sie erkannt werden können. So sehr sie auch in's Schafskleid sich zu hüllen suchen, d. h. so verlockend und blendend, so süß und fromm die Worte sind, mit denen sie ihren Irrthum darstellen und für denselben werben, so können sie doch ihre Wolfsnatur nicht verbergen und ihre innere Fäulniß nicht verdecken, sondern zeigen sie bald da, bald dort durch die Werke des Lasters. „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen!" So wenig nämlich ein Dornstrauch Trauben und eine Distel Feigen tragen kann, ebensowenig können diese falschen Propheten ein heiliges Leben führen. Man darf also nur ihren Wandel betrachten, dann wird man gar bald sich auskennen. Wenn derselbe nicht übereinstimmt mit den Grundsätzen des Evangeliums, wenn er insbesondere fleischlich und ausschweifend ist, dann hat man alle Ursache, ihnen zu mißtrauen und sie zu fliehen, mag ihr Mund auch überströmen von den heiligsten Worten und blendendsten Betheuerungen. An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen. Ja diese sind von jeher das Kennzeichen aller Propheten des Irrthumes gewesen. Ihr Leben war voll Flecken, ihr Wandel wies da und dort Laster auf und diese haben sie hinausgetrieben aus dem sorgsamen Mutterschooße der Kirche und bewogen, Grundsätze aufzustellen, die mit der Lehre Christi im Widerspruche stehen. An ihren Früchten werdet

ihr sie erkennen. Schaut sie an, die Apostel des Unglaubens in unseren Tagen, und ihr werdet sehen, daß ihre Früchte böse sind, so schön und zauberhaft ihre Worte klingen. Sie reden von Freiheit und Aufklärung, von Menschenwürde und Völkerwohl; aber sie leben wie das Thier und brechen alle Schranken nieder, selbst jene, die einst sogar dem Heidenthume noch heilig waren. Da ist kein Band zu ehrwürdig, das sie nicht zerreißen, und keine Pflicht so bindend, daß sie dieselbe nicht abschütteln. Unheil und Verwirrung, Aufruhr und Zerstörung folgt ihnen allenthalben auf dem Fuße nach. Um euch das noch mehr zu veranschaulichen, will ich heute eine besondere Art von falschen Propheten euch vorführen, die falschen Propheten der Sonntagsentweihung. Ei was, Sonntagsheiligung? sagen sie. Das ist eine überlebte Sitte, die einer besseren Einsicht jetzt Platz machen muß. Wozu soll man einen ganzen Tag in der Woche müßig hinbringen! Auch am Sonntage kann und darf man gewinnen! Du abergläubisches Volk! sieh doch, wie wir thätig sind. Für uns gibt es keinen Tag der Ruhe. Wir arbeiten und lassen arbeiten, wir verkaufen und lassen verkaufen. Mache es, wie wir, die Stunden sind gezählt, und kostbar ist die Zeit. Ein verlorner Tag in der Woche gibt dir zweiundfünfzig versäumte im ganzen Jahre. Das ist die Lehre dieser falschen Propheten. Lasset uns nun an dieselbe den Maßstab der Prüfung legen und die Früchte untersuchen, welche sie trägt. Sie sind, wie wir sehen werden, schauerlicher Art; denn sie bewirken die Zerstörung der edelsten Güter, den Untergang alles Bestehenden. Ich mache heute nur auf drei üble Folgen aufmerksam, indem ich euch nachweise, wie durch die **Sonntagsentheiligung** der **Untergang** der **Religion**, der **bürgerlichen Gesellschaft** und der **Familie** herbeigeführt wird. Ich beginne im süßesten Namen Jesu.

I.

Alle Feinde der Religion haben auf ihre Fahne geschrieben, was schon David vor dreitausend Jahren darauf las: „Laßt uns abschaffen alle Festtage Gottes im ganzen Lande!" In der That! Diese Parole ist mit berechnendem Scharfsinne gewählt; denn wenn es dahin kommt, daß der Tag des Herrn keine Geltung mehr hat, dann ist auch die Religion selber außer Cours gesetzt. Die Entheiligung des Sonntags ist der Untergang der Religion. Das ist leicht zu begründen und noch leichter zu begreifen.

Ohne die Sonntagsheiligung geht ja offenbar die Kenntniß der Religion wieder verloren. Denkt euch einen Menschen, der seit seinen Lehrjahren fast regelmäßig an allen Sonntagen nicht bloß arbeitet, sondern auch die Kirche versäumt, was wird derselbe wohl noch wissen von den Wahrheiten des Glaubens. Die Begriffe, die man in der Kindheit, in der Schule ihm von der ebenso tiefen als reichen Wissenschaft der Religion beigebracht hat, können gar oft keine Religionskenntniß genannt werden, weil es nur die allerwichtigsten Punkte waren, die er nothdürftig kennen gelernt hat. Wenn er nun seitdem hierüber nichts mehr gehört hat, weil er keiner Predigt mehr angewohnt, dann verliert er viel schneller, als man glaubt, das ohnehin beschränkte Maß seiner Religionskenntnisse und wird damit natürlich selber religionslos. Das kann gar nicht anders sein, weil in Folge der Sonntagsentweihung auch alle Uebung der Religion unterbleibt. Was man nicht übt, das verlernt man, und wenn man vorher darin auch Meister gewesen ist. Das gilt von allen Künsten, das gilt auch von der Religion; Glaube, Hoffnung und Liebe, die drei größten Tugenden, müssen öfter erweckt, d. h. geübt werden, wenn sie nicht verloren gehen sollen; das Gebet, dieses unerläßliche Mittel der Gnade, muß gepflegt und unterhalten werden, wenn man es nicht verlernen und alle Lust an demselben verlieren soll. Von einer solchen Tugendübung und Gebetspflege kann aber keine Rede sein bei demjenigen, der über die Sonntagsfeier sich leichtfertig hinwegsetzt, und dem die Entheiligung des Sonntags zur Gewohnheit geworden ist; denn was er am Sonntage unterläßt, das thut er während der Woche noch viel weniger. Weil er nun die Religion nicht übt, kommt er immer weiter ab von Gott, wird gleichgiltiger und kälter, erstickt in sich alle religiösen Gefühle und wird religionslos, wenn er auch in den heiligen Wahrheiten noch so gut unterrichtet war. Diese Wahrheiten werden ihm nach und nach zu einer Last werden, die er, weil sie seinem Leben widerspricht und sein Gewissen beschwert, auf alle Weise abzuwälzen sucht. Deßhalb wird er gerne denen sein Ohr leihen, welche sie bespötteln und bestreiten, wird selbst alle Gründe aufsuchen, um sie zu bestreiten. So ist er nicht nur kalt im Christenthume, sondern sogar ein Gegner desselben geworden. Für das, was ich da sage, könnte ich euch Tausende und Millionen Beispiele anführen. Seht nur um euch und betrachtet jene Arbeiter und Handwerker, die fast regelmäßig

den Tag des Herrn entweihen, betrachtet ihr Benehmen, prüfet ihre Grundsätze und ihr werdet gestehen müssen: Ach, die haben keinen Funken Glauben, die lieben und loben und greifen begierig Alles auf, was gegen die Religion spricht. Woher kommt dieser Haß gegen das Christenthum? Der Grund ist in der Sonntagsentheiligung gelegen. Diese untergräbt die Religion; denn sie ist eine offene Empörung gegen dieselbe.

Alle Sonntagsschänder setzen sich in Aufruhr gegen Gott. Oder was ist es denn anders, wenn sie den Tag ihm entziehen, den er seinem Dienste und seiner Ehre vorbehalten hat? Ist es nicht, als ob sie sagten: Gott, was kümmerst du uns? Du hast auf uns keine Ansprüche, wir schulden dir keine Ehre und kümmern uns deßhalb auch nicht um deine Befehle. Ach betrachtet nur den Hohn, womit dieß geschieht! Gerade während der Zeit, da die Gläubigen um die Predigtstätten sich sammeln, und am Fuße der Altäre zum Dienste Gottes sich einen, sitzen sie in der Werkstätte, am Arbeitstische. Ist aber die Stunde des großen Opfers vorüber und die Entweihung des Sonntags vollendet, dann legen sie die Arbeit und die Werktagsgewandung beiseite, um sich zu waschen und zu schmücken und im Sonntagsstaate das Haus zu verlassen. Wohin gehen sie nun? Etwa in den Tempel, um da in einer doppelt heilsamen Ruhe die Kräfte ihres Leibes und das Wohl ihrer Seele zu stärken? Ach nein; denn als verkommene Kinder kennen sie nicht mehr das Haus ihres himmlischen Vaters. Nun, wo gehen sie denn hin? Ach nur dahin, wo der Sinnlichkeit gefröhnt wird! Für sie sind die Tische der Schwelgerei der heilige Tisch, die Gesänge der Zügellosigkeit die heiligen Lieder, das Theater ist ihr Tempel, die Tänze und Gelage sind ihnen Unterricht und Gebet. Selbst die Nacht setzt dem unermeßlichen Aergerniß kein Ziel. Zu dieser bösen Zeit begegnet die Unschuld öfters der Verführung und in ihrem Schatten werden die Geheimnisse des Lasters erfüllt. Am folgenden Tage setzt man dann seine Arbeiten fort, während der Leib durch die Unmäßigkeiten des vorigen Abends erschöpft, der Geist durch Zerstreuungen und häßliche Spiele ermüdet, das Herz verderbt, die Seele voll peinlicher Erinnerungen ist, und die Woche beginnt wieder mit dem Fluche Gottes. Ja mit dem Fluche Gottes; denn gar häufig läßt man am Montage die Arbeit ruhen, die am Sonntage so dringend schien, um diesen Tag dem Müßiggange und der Ausschweifung zu widmen. Der

Montag wird statt des Sonntags gefeiert und geweiht, aber nicht Gott dem Herrn, sondern Satan, dem ewig Verfluchten. Der Sonntagabend hat nur die Einleitung zu diesem Teufelsdienste abgeben müssen, er ist nur die erste Vesper für den nächstfolgenden Tag der Ausschweifung gewesen. Warum aber ruht man am Montage und arbeitet am Sonntage? Offenbar weil man die Verachtung Gottes recht deutlich zur Schau tragen und öffentlich das Bekenntniß des Atheismus ablegen will. Alle Völker, die an einen Gott glauben, haben wöchentlich ihren Tag der Ruhe und des öffentlichen Cultus. Für die Christen ist es der Sonntag, für die Juden der Samstag, für die Muselmänner der Freitag, für die Götzendiener von Ormuz und Goa der Montag, für die Neger von Guinea der Dienstag, für die Mongolen der Donnerstag. Daraus folgt denn, daß Jeder, der für seinen Gott keinen Tag der Verehrung mehr kennt, auch an keinen Gott mehr glaubt, er ist weder christlich noch jüdisch, noch muhamedanisch, noch heidnisch, er ist ohne Religion, ein Atheist oder was dasselbe ist, ein Ungeheuer für die Vernunft. Fasset nun die bisher vorgebrachten Gründe zusammen und saget mir: Arbeitet nicht Jeder, der den Sonntag entweiht, am Untergange der Religion? Und wenn das nicht bloß Einzelne thun, sondern Tausende, da und dort ganze Classen und Gewerbe, ist nicht der Glaube eines ganzen Landes in Gefahr? Entweihung des Sonntags bedeutet Vernichtung der Religion. Bedenkt man wohl auch, was diese beiden Worte sagen? Unmöglich, sonst könnte man nicht am Untergange, sondern müßte eher am Aufbaue der Religion arbeiten; denn wo diese schwindet, da bricht die Nacht und mit dieser alle Barbarei, aller Greuel über die Völker herein, und die Entwürdigung des Menschen bis zum Thiere und unter das Thier wird vollständig. Der Untergang der Religion bedingt ganz folgerichtig auch den Untergang der bürgerlichen Gesellschaft.

II.

Die Grundlage der Gesellschaft ist die Religion. Wenn diese zu Grabe getragen ist, dann muß der Untergang der Gesellschaft von selber erfolgen. Diese kann nur bestehen, wenn der Einzelne dem Ganzen Opfer bringt. Man denke sich eine Versammlung von Menschen, welche zusammenleben wollen, z. B. in einer Werkstatt, und man wende sich an den nächst besten Arbeiter und sage

ihm: Dein Privatinteresse, dein persönlicher Wille, deine Laune, dein Geschmack ist die einzige Richtschnur deines Handelns, du brauchst dich nach Niemanden zu richten, auf Niemanden aufzumerken, und dieß sage man zum zweiten, dritten u. s. f. Was wird geschehen? Die ganze Werkstatt löset sich auf; denn Niemand erscheint, wenn die Arbeitsstunde schlägt. Warum? Weil es keinem gefällt, etwas zu arbeiten. Was nun die Werkstatt im Kleinen ist, das ist die Welt im Großen. Es gibt da eine unendliche Menge von mühsamen, wenig einträglichen und geehrten Professionen. Ist man nun nicht gehalten, für Andere Opfer zu bringen, dann stellen all' diese Stände eines Tages ihre Arbeit ein, indem sie sagen: Wir haben nun lange genug die Last der Arbeit getragen; mögen sich nun Andere plagen, wir wollen ruhen. Der Pflug zieht keine Furchen mehr im Boden, der Ambos ertönt nicht mehr unter dem Hammer des Schmiedes; das Holz bildet sich unter den Fingern des Schreiners nicht mehr zu Möbeln aller Art, und der Mauerer entsagt seiner Kelle. Ja aber warum arbeitet ihr nicht mehr? Weil Jeder, sagen sie, seinen Willen hat. Jetzt sollen die Beamten, Volksvertreter, Generäle, Gesandten und ganz besonders die Kapitalisten an unserer Stelle arbeiten; wir wollen ihre Posten einnehmen oder doch wenigstens die Bequemlichkeiten und Genüsse ihrer Stellung theilen. Da ist der Communismus und Socialismus, die verkehrte Welt, die gründlichste Revolution zur Herrschaft gelangt. Wodurch aber kann man den Handwerker, den Soldaten, den Bürger, welche Profession er auch habe, veranlassen, daß er sein Privatinteresse dem allgemeinen Interesse gerne unterordne und zum Opfer bringe? Es gibt nur ein einziges Mittel, die Religion. Warum? Weil die Religion allein in ihren ewigen Belohnungen hinlänglichen Ersatz für alle Opfer darbietet. Diese Religion aber wird erdrückt durch die Sonntagsschändung; sie kann ihren heilsamen Einfluß auf die Massen nicht mehr zur Geltung bringen, ja sie wird geradezu bekämpft und verleugnet. Jeder Sonntagsschänder ruft gleichsam seiner Umgebung zu: Der Himmel ist die Sinnenlust, und das Werkzeug der Sinnenlust ist das Geld; Geld gewinnen um jeden Preis, das ist die ganze Religion. Darum schau vor Allem auf dich und benütze jeden Vortheil, betritt jeden Weg, der zum Gelde führt. Seht, da höret jeder Opfergeist auf, und der Eigennutz gewinnt freien Spielraum, und dieser Eigennutz zerklüftet die Gesellschaft in ebensoviele

Theile, als sie Glieder zählt. Wie ohne Opfergeist kann aber die Gesellschaft auch nicht bestehen ohne eine ordnende Gewalt.

Es versteht sich von selbst, daß, wenn in einer Werkstatt, Familie, Nation Jedermann Herr sein will, keine Gesellschaft möglich ist. Es muß eine ordnende Gewalt da sein, die ist überall nöthig. Was ist aber die ordnende Gewalt? Sie ist das Recht, zu gebieten, und das Recht, Gehorsam zu verlangen. Woher kommt dem Menschen das Recht, zu gebieten? Von ihm selber? Nein; denn alle Menschen sind von Natur gleich. Von der Gesellschaft? Nein; denn da die Gesellschaft nur ein Verein von Menschen ist, so hat sie an sich ebensowenig das Recht, zu gebieten, als ein einzelner Mensch. Woher kommt nun die ordnende Gewalt? Sie kommt von Gott und von Gott allein: „Es gibt", wie der Apostel sagt, „keine Gewalt außer von Gott allein." Von ihm kommt jede Auctorität: die königliche Gewalt, die priesterliche Gewalt, die gesetzgebende, die richterliche und die väterliche Gewalt. So oft ein Mensch, wie er auch heiße, König oder Priester, Kammer der Abgeordneten oder Magistrat, Vater oder Beamter, mir gebietet, und ich höre nicht in seiner Stimme die Stimme Gottes, so empöre ich mich. Gehorsam ist also nur da, wo man in der Stimme des Befehlenden die Stimme Gottes hört. Was bewirkt nun aber die Entweihung des Sonntags? Sie spricht eben diesem Gotte, von dem alle Gewalt ausgeht, geradezu Hohn, indem sie ein Gebot verachtet, das sonst alle civilisirten Nationen heilig halten. Wenn aber Gott verachtet wird, werden dann seine Stellvertreter auf Gehorsam rechnen dürfen? Das zu glauben, wäre wirklich eine beispiellose Thorheit. Wenn aber die Träger der göttlichen Gewalt nicht geachtet werden, kann sodann Ordnung in der Gesellschaft herrschen? Unmöglich. Ohne Ordnung aber muß die Gesellschaft auseinandergehen und sich aufreiben. Wenn ihr diese Behauptungen wohl erwäget und begreifet, dann werdet ihr auch einsehen, wo ihr die Wurzel für unsere krankhaften sozialen Zustände zu suchen habet. Die gegenwärtige Gesellschaft liegt krank, das sieht Jedermann ein; denn allenthalben hört man klagen über den Eigennutz, der wie ein zersetzendes Gift sich in alle Schichten hineingefressen hat, und über die Unbotmäßigkeit, die keine Stimme mehr hören und keine Gewalt mehr achten will. Die gegenwärtige Gesellschaft schwebt in einer bedenklichen Krisis, das geben Alle zu, wie verschieden sonst ihre Grundsätze und Ansichten in anderen

Punkten auch sein mögen, und darum wird die sogenannte sociale Frage immer mehr zur brennenden Frage des Tages. Wo kommen wir hin? heißt es, wenn unsere gesellschaftlichen Zustände so fortdauern, ja sogar mit jedem Tage sich verschlimmern? Da muß noch Alles drüber und drunter und zuletzt Alles aus Rand [und Band gehen. Nicht Wenige haben darum schon um Heilmittel sich umgesehen und alle möglichen Vorschläge gemacht. Während die Einen Hilfe suchen im Associationswesen, rathen die Anderen Gewerbefreiheit, Freizügigkeit und Ansässigmachung an. Es ist hier nicht der Ort, über diese Pläne in weitere Erörterungen einzugehen, aber das muß ich sagen, daß mir all' diese Heilkünstler einem Arzte zu gleichen scheinen, der bei seinem Patienten gerade den Sitz des Uebels nicht kennt und darum alle möglichen Mittel, nur das rechte nicht anwendet. Anstatt ihn von Innen heraus zu curiren, legt er ihm alle möglichen Verbände an Hände und Füße, überklebt ihn mit Heftpflastern, schröpft ihn und setzt Egel u. dgl. Die Krankheit der heutigen Gesellschaft ist auch eine innere, — der Mangel an Glauben und Gottesfurcht. Da also muß geholfen werden und das Mittel ist die rechte Heiligung des Sonntags. Wachet und sorget, daß der Tag des Herrn nach Vorschrift der Kirche wieder gefeiert und die so allgemeine Entweihung des Sonntags beseitiget wird, dann wird euer Patient bald wieder genesen sein. Die Rückkehr zu Gott durch die Heiligung seines Tages allein kann die Gesellschaft retten und heilen. Allein gerade dieses Mittel wird nicht beachtet, ja wird geradezu verlacht und noch dazu von denen, die am meisten zu fürchten haben, wenn die bisher stille Krankheit sich vielleicht schon in nächster Zeit zum Paroxysmus der Revolution steigern wird.

III.

Außer dem Untergange der Religion und der Gesellschaft habe ich auch den Verfall des Familienlebens noch als eine bittere Frucht der Sonntagsentheiligung genannt. Nichts ist nothwendiger, nichts schöner, nichts ehrenwerther als die Familie, und zumal heutzutage, wo die Gesellschaft in tausend Parteien getheilt, welche sich tödtlich hassen und befehden, ist die Familie das einzige Gemeingut, das dem Menschen noch bleibt. Doch nein, auch diese ist in Folge der Sonntagsentheiligung in ihrem innersten Wesen bereits angegriffen. Soll Harmonie in der Familie herrschen, dann müssen alle Glieder ihre Pflichten kennen und erfüllen. Die

Kenntniß dieser heiligen Pflichten ertheilt die Religion, sowie sie auch die nöthige Kraft verleiht, sie zu erfüllen. In dem Falle nun, daß der Sonntag von allen Gliedern oder auch nur vom Haupt der Familie entweiht wird, ist es sogleich um die Pflichten geschehen, welche ihren Bestand sichern. Man wohnt ja nicht mehr gemeinschaftlich dem Unterricht bei, durch den alle Glieder der Familie ihre Obliegenheiten kennen lernen. Und dieser Unterricht ist doch dem Manne nöthig, da er ihm, und zwar in Gegenwart aller Gläubigen, seines Weibes und seiner Kinder sagt, daß ihm eine große Würde übertragen ist, daß aber auch eine große Verantwortlichkeit auf ihm lastet, daß er mit der doppelten Gewalt des Priesterthums und des Herrschers bekleidet ist, nicht damit er ein Despot, sondern der Diener Gottes zum Guten sei, daß er als lebendiges Ebenbild Gottes gebieten, zurechtweisen, sein Haus mit Weisheit und Gerechtigkeit regieren muß, wie Gott selbst die Welt regiert. Dieser Unterricht ist dem Weibe nothwendig, da er ihr sagt, daß ihr Leben ein Leben der Aufopferung an jedem Tage und zu jeder Stunde sein soll, daß sie selber der Engel der Unterwürfigkeit, der Sanftmuth, der Züchtigkeit, der Liebe, der Arbeit und des Friedens sein soll, damit sie das Innere ihrer Familie leite, wie die Vorsehung alle Dinge durch die doppelte Macht der Milde und der Kraft leitet. Dieser Unterricht ist dem Vater und der Mutter nöthig, da er ihnen sagt, daß die Religion und die Gesellschaft ihre Blicke auf sie richten und gewissenhafte Erfüllung ihrer Elternpflichten von ihnen erwarten, daß ihre Kinder ein heiliges Kleinod sind, und daß Rechenschaft von ihnen verlangt werden wird. Dieser Unterricht ist den Kindern nöthig, da er sie belehrt, daß sie, wenn sie nicht ein Verbrechen vor Gott und den Menschen begehen und in dieser, wie in jener Welt unglücklich sein wollen, vier heilige Pflichten gegen ihre Eltern zu erfüllen haben, die Achtung, die Liebe, den Gehorsam und den geistigen und den leiblichen Beistand vor und nach ihrem Tode.

Sobald nun der Sonntag in der Familie entheiliget und dieses belehrende Wort Gottes nicht mehr vernommen wird, erlischt sofort die Kenntniß dieser Pflichten, die heilige Würde ihres Berufes wird von den Eltern, und der Segen des Gehorsams von den Kindern vergessen. Die bösen Triebe gelangen zur Herrschaft, und es erscheinen harte, leidenschaftliche, launenhafte, herzlose, ausschweifende Väter; es erscheinen eitle, weichliche, ungeduldige, welt-

lich gesinnte und nur zu oft untreue Mütter; es erscheinen unehrerbietige, unfolgsame, zügellose Kinder ohne Zuneigung, verzehrt von dem Verlangen nach Unabhängigkeit, und statt ein Paradies zu beschatten, bedeckt das häusliche Dach nur eine Hölle. Die Familie existirt nicht mehr. Das kann nicht anders sein; denn gesetzt auch, daß Alle ihre Pflichten kennen, so werden sie denselben doch nicht nachkommen und zwar weil sie nicht können. Es fehlt ihnen die nöthige Gnade. Keine Pflichten fordern soviel Hingebung, Sorgfalt, Opfer und Ausdauer, als die Pflichten der Familie. Gott allein kann die Kraft dazu geben. Wird er aber das thun, wenn man es nicht einmal der Mühe werth hält, ihn darum zu bitten, und bittet man ihn darum, wenn man den Tag entweiht, der dem Gebete gewidmet ist? Ach, die Eltern, die den Sonntag entheiligen, beten weder an diesem Tage, noch an irgend einem andern, und bald beten auch die Kinder nimmer. Was aber soll ohne Gebet, ohne gegenseitige Erbauung, ohne Gnade aus der Familie werden? Ein Herd des Lasters und ein Pfuhl aller Greuel. Doch das ist es noch nicht allein, was der Familie die Todeswunde schlägt, ohne christliche Sonntagsfeier wird auch das Band zerrissen, welches die Glieder vereiniget. Betrachtet einmal das alltägliche Leben, wie es in den allermeisten Familien geführt wird! Schon vor oder doch mit Tagesanbruch steht das Haupt der Familie auf und eilt aus dem Hause, ohne seine Familie gesehen zu haben, weil die Arbeit ruft. Zweimal des Tages kommt er, um in aller Hast seine Mahlzeit zu nehmen. Seine Kinder sind entweder nicht da, weil sie in der Schule oder bei der Arbeit weilen, oder er sieht und spricht nur einen flüchtigen Augenblick mit ihnen. Es kommt der Abend und der Vater, von Müdigkeit erschöpft, sucht sobald als möglich sein Lager auf. Diese Abwesenheit, diese Trennung findet nun alle Tage der Woche, und wenn der Sonntag nicht geheiligt wird, das ganze Jahr hindurch statt. In diesem Falle gleichen der Vater und die Mutter den wilden Thieren, von denen das eine vom frühen Morgen an herumläuft, um Futter für die Jungen zu suchen, während das andere die Grube reinigt und die junge Brut schützt, bis diese stärker wird und dann selbst den Ort verläßt, wo sie entstanden ist, und nun für immer die Urheber ihres Daseins vergißt. Welch' eine Entwürdigung, der allein die heilige Ruhe des Sonntags steuern kann! An diesem Tage können alle Glieder, frei von Arbeit, miteinander

kostbare Augenblicke verleben. Der Vater kann mit Muße seine Kinder ausfragen, mit ihnen plaudern, ihren Charakter, ihre Mängel, ihre guten Eigenschaften kennen lernen, die Einen aufmuntern, die Andern zurechtweisen, Allen nützliche Lehren geben, die aus den Mittheilungen der Mutter, aus eigenem Geständnisse der Kinder oder aus einem nützlichen und unterhaltlichen Buche geschöpft werden, mit einem Worte, er gehört an diesem Tage seiner Familie und kann die süßeste und heiligste seiner Pflichten, die Erziehung seiner Kinder, erfüllen. Die Kinder dagegen sehen einerseits, wie ihr Vater ehrerbietig dem Vater, der im Himmel ist, sich unterwirft, anderseits erkennen sie seine Sorgfalt und Güte und lernen ihn besser kennen, inniger achten und fürchten mit jener Furcht, die treffend die kindliche genannt wird. Indem so das Band der Familie christlicher wird, wird es auch sanfter und stärker, für Alle bekommt das Innere des häuslichen Herdes einen neuen Reiz. Das Alles bewirkt die Sonntagsfeier, sie bringt Einheit, Liebe, Segen in die Familie. Das Gegentheil ist aber der Fall mit der Entweihung des Sonntags.

Wenn nun jetzt so wenig Friede in den Familien herrscht, wenn nichts zusammengeht, wenn die Gatten in beständiger Zwietracht, die Kinder gegen die Eltern im Kampfe sind, wenn der häusliche Herd einsam und verlassen steht, weil Alles hinausverlangt in die Oeffentlichkeit, wenn die Stunden im häuslichen Kreise zu den langweiligsten und verdrießlichsten gezählt werden, dann forschet nicht lange nach dem Grunde dieser traurigen Erscheinung, sondern saget gleich: Ach, da fehlt es überall an der Sonntagsheiligung, und darum mangelt auch das Fundament des häuslichen Lebens, die Religion. Ohne die Religion gibt es kein Völker- und kein Familienglück! Das sind also die Früchte, welche die Propheten der Sonntagsentweihung uns bereiten: Untergang der Religion, der Gesellschaft, der Familie! Sie zerrütten das häusliche, das bürgerliche, das religiöse Wohl! Können wir ihnen glauben, an sie uns anschließen oder müssen wir sie nicht vielmehr als unsere ärgsten Feinde betrachten? Soll man nicht aus Leibeskraft und mit allen Waffen des Geistes entgegenarbeiten? Also weg mit ihnen; denn sie sind falsche Propheten, reißende Wölfe, die nur rauben und zerstören. Wir folgen dem, der gesprochen: „Gedenke, daß du den Tag des Herrn heiligest." Amen.

Neunte Predigt.

Die Sonntagsentweihung untergräbt das Seelenheil, die Freiheit, die Gesundheit und die zeitliche Wohlfahrt.

„Sie entheiligten meine Sabbathe sehr, darum dachte ich meinen Grimm über sie auszugießen, um sie zu vertilgen. Ezech. 20, 13,

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

Wir haben heute vor uns einen völlig bankerotten Menschen, dem nicht bloß die Schande, sondern auch die bitterste Noth in Aussicht steht, weil er nicht bloß die Güter seines Herrn veruntreut, sondern auch leichtsinnig seine eigene Einnahme verschwendet hat. Eine gräßliche Zukunft starrt ihm entgegen, der zum Betteln zu stolz und zum Arbeiten zu ungeschickt ist. In dieser Verlegenheit nun kommt ihm seine Klugheit zu Hilfe und räth ihm ein Mittel, das zwar eine neue Schlechtigkeit, ein neuer Betrug seines Herrn ist, das ihm aber doch Freunde gewinnen hilft, die später sich seiner annehmen werden. Er fälscht die Schuldscheine seines Herrn, d. h. er setzt sie zu Gunsten der Schuldner herab. Und darob wird er gelobt. Dieß Lob aber gilt nicht seiner Handlungsweise, sondern der Klugheit, womit er sich ein Unterkommen zu verschaffen sucht. „Es lobte der Herr den ungerechten Verwalter, daß er klug gehandelt habe." Diese Klugheit empfiehlt uns der göttliche Heiland zur Nachahmung, d. h. er will sagen: Gleichwie dieser Mensch klug war in seiner Art, indem er seine Zukunft zu sichern wußte, so sollet auch ihr es sein in besserer und edlerer Art, indem ihr mittelst der irdischen und vergänglichen Güter euch die Aufnahme in die ewigen Wohnungen verschaffet. Wie dieser Mensch

sich gute Freunde machte, bei denen er nachmals eine Zufluchtsstätte hoffen durfte, so sollet auch ihr euch gute Freunde bereiten durch gute Werke, die euch einst zum ewigen Heile verhelfen werden. Die Uebung guter Werke, die Sammlung von Verdiensten ist somit eines der nothwendigsten Geschäfte, zu dem uns die Klugheit antreibt. Wann können wir aber diese Werke ungestörter üben und diese Verdienste uns leichter sammeln, als am Tage des Herrn, der gerade für gottselige Werke bestimmt ist? Welch eine Thorheit ist es also, gerade diesen Tag zu entweihen durch Arbeiten und Laster aller Art, die nur dazu dienen, uns dem gänzlichen Bankerotte Preis zu geben und einer verzweiflungsvollen Zukunft entgegen zu führen. Wir haben schon letzthin gehört, welches die üblen Folgen dieser Sonntagsentweihung sind. Sie untergräbt alle Fundamente, auf denen der Mensch sich bewegen muß, vor Allem die Religion, diese wichtigste Grundlage des Menschen, dann die bürgerliche Gesellschaft und endlich die heiligste und innigste aller Verbindungen, das Familienleben. Aber das ist noch lange nicht Alles. Die **Entheiligung des Sonntags beraubt ihn auch aller Güter,** welche er besitzt, sie bringt ihn um seine Seele, um seine Freiheit, um seine Gesundheit und um all' seine Wohlfahrt. Das sind die Punkte, die ich euch heute näher auseinanderlegen will, um damit die Vorträge über die Sonntagsfeier zu beschließen.

Ich beginne mit der Anrufung der süßesten und heiligsten Namen Jesu und Mariä.

I.

Nicanor, den der syrische König Demetrius gegen die Juden gesendet hatte, wählte gerade den Sabbath, um den Machabäer Judas sammt seiner Schaar anzugreifen, einerseits aus Hohn gegen Gott und anderseits in der Hoffnung auf einen vollständigen Sieg. In diesem Nicanor erblicken nun die heiligen Väter ein Bild des bösen Feindes, der gerade den Sonntag wählt zur Verführung der Seelen. Zwar legt er immer seine Netze und geht allzeit brüllend umher, um zu verschlingen, wen er nur verschlingen kann, aber mehr fängt er nie, eine größere Beute wird ihm nie zu Theil, als am Tage des Herrn. Da geschehen Sünden, die sonst während der ganzen Woche unterbleiben, da sprossen Laster empor, von denen man an anderen Tagen nichts gewahr wird. Betrachtet nur das gewöhn=

liche Treiben am Tage des Herrn, und ihr werdet mir Recht geben, wenn ich sage: Wenn Gott in der ganzen Woche tausendmal beleidigt wird, so geschieht dasselbe am Sonntage gewiß zweitausendmal. Am Sonntage mehren sich die Gelegenheiten zur Sünde; denn freier sind da die Gedanken, und üppiger ist die Lust des Leibes. Ueberall winkt die Verführung, und das Laster sieht alle Wege sich zurecht gelegt. Am Sonntage sammelt das siebenköpfige Ungeheuer der Todsünde seine Anbeter und Sclaven um sich; denn da besonders bläht sich die Hoffart im übertriebenen Kleiderstaate, da zwingt die Habsucht zur knechtlichen Arbeit, da bietet die Wollust sich an allen Orten feil, da benagt der Neid die Ehre des Nächsten mit verleumderischer Zunge, da wird dem Moloche des Bauches geopfert durch alle Excesse der Unmäßigkeit, da stößt der Zorn die grauenhaftesten Beschimpfungen und Verwünschungen aus, und dehnt sich die Trägheit in behaglicher Ruhe, versäumend den streng gebotenen Dienst des Herrn. Am Sonntage schweigt bei Vielen die Vernunft und gebietet das Fleisch, da brüllt die Frechheit ihre wüsten Lieder, feiert die Lust ihre teuflischen Gelage, und die Enthaltsamkeit und Selbstverleugnung sind unbekannte Namen. Wahrlich, wenn man da aus dem engen Raume des Hauses und aus den heiligen Tempeln hinausschreitet und die Menschen betrachtet, die auf der Straße, im Freien und noch mehr an den Vergnügungsplätzen sich bewegen, dann möchte man glauben, es wäre ihre Hauptaufgabe, am Tage des Herrn Gott in jeder Weise zu höhnen und eiligst in so viele Laster als möglich sich zu stürzen. Der Sonntag wird in das gerade Gegentheil verkehrt. Einst nannte man ihn den Tag des Lichtes, weil wir an ihm deutlicher die ewigen Wahrheiten und die göttlichen Wohlthaten erkennen sollen; Tag des Brodes, weil da die Christen regelmäßig die Engelspeise genossen; Tag des Gebetes, weil sie da an gottgeweihten Orten, an den Gräbern der Martyrer sich ganz dem Gebete, heiligen Uebungen und Werken der Frömmigkeit hingaben; Tag der Barmherzigkeit, weil sie mit besonders freigebiger Hand Almosen gaben; Tag des göttlichen Wortes, weil sie demselben mit eifriger Theilnahme sich hinzugeben pflegten. Diese Benennungen müssen nun in das Gegentheil umgewandelt werden. Aus Tagen des Lichtes sind die Sonntage Tage der Nacht geworden; anstatt Tage des Brodes sind sie Tage des Müßigganges und Schlafes; anstatt Tage des Gebetes muß man sie Tage der Zwistigkeiten und Gottes-

lästerungen nennen, und statt Tage der Barmherzigkeit zu sein, sind sie Tage der Verschwendung, und für die Tage des göttlichen Wortes gilt jetzt der Ausdruck der Tag der Gottlosigkeit. Müssen da nicht unzählige Seelen ihren Untergang finden? Steigt hinunter in die Hölle und fraget jene fluchbeladenen Seelen, an welchem Tage sie den Grund zu ihrem ewigen Verderben gelegt haben, und sie werden euch mit wenigen Ausnahmen einen Sonntag nennen. Da haben sie angefangen, ihr Gewissen zu belasten, da haben sie fortgefahren, die Sünde zur Gewohnheit auszubilden, da haben sie die Unbußfertigkeit zur Vollendung gebracht. Eine ganze Woche hindurch haben sie sich geplagt zur Erhaltung ihres armseligen Leibes, aber am Sonntage haben sie gearbeitet am Untergange ihrer unsterblichen Seele. Welch ein Wahnsinn, den man, wie der heilige Bernardin von Siena sagt, wunderbar nennen möchte. „Die menschliche Seele," sagt ein gelehrter Schriftausleger, „ist eine mächtige Königin. Gott ist ihr Vater, und alle Engel sind ihre Verwandten; der Leib und seine fünf Sinne sind ihre Dienerinnen, über welche sie zu herrschen und zu gebieten hat. Wie es nun ein trauriger Anblick wäre, wenn eine Königin mit einigen alten Fetzen behangen, halb nackt und bloß einhergehen müßte, während ihre Mägde in Sammt und Seide gekleidet und mit Gold und Silber, mit Perlen und Edelsteinen geschmückt wären: so machen sich auch jene Christen eines unverantwortlichen Vergehens schuldig, welche sechs Tage lang Alles thun für den Leib, um ihn zu nähren, zu kleiden und zu pflegen, aber nicht einen Tag anwenden mögen, um für die unsterbliche Seele zu sorgen." Was läßt sich da anders hoffen, als ihr Untergang? Und dieser ist der Verlust des werthvollsten Gutes und zwar gerade an dem Tage, der zu ihrer Rettung bestimmt ist! Die Seele verloren heißt aber Alles verloren. Was helfen da noch alle andern Güter, so kostbar sie auch sein mögen? Doch auch sie entzieht die Entweihung des Sonntags. Dadurch geht vor Allem auch die **Freiheit** verloren.

II.

Die Freiheit? sagt ihr, wie so? Sind denn die, welche den Sonntag entweihen, nicht in gleicher Weise frei, wie jene, die ihn heiligen? Wir sehen nicht ein, welch ein Unterschied zwischen ihnen waltet bezüglich der Freiheit? Ein sehr gewaltiger Unter-

schied; denn die Sonntagsschänder sind Sclaven der Leidenschaft, während die eifrigen Christen diese mit Füßen treten. Ein Sclave der Leidenschaft sein, das ist aber die schrecklichste und entehrendste aller Knechtschaften. Die schrecklichste, weil keine Knechtschaft in so feste Ketten schmiedet, so unglücklich macht und selbst den freien Willen so sehr bindet als die Leidenschaft. Schaut nur den Zornigen, den Unkeuschen, den Trunkenbold an! Seht, heute erröthet er vor sich selber, er bereut, er verflucht sein Laster, er macht die heiligsten Vorsätze, jetzt will er gewiß anders werden. Und was geschieht morgen? Morgen ist er schon wieder der Alte und zieht am alten Joche, seine Leidenschaft gebietet, und er folgt unwiderstehlich, und je öfter er folgt, dessen enger ziehen sich seine Sclavenketten, dessen mächtiger werden seine Bande. Zuletzt wird ihm das Laster zur anderen Natur, er folgt ihm willen- oder widerstandslos und verknöchert endlich in demselben. Man kann nun auf ihn anwenden die Worte des Psalmensängers: „Er gleicht den unvernünftigen Thieren und ist diesen ähnlich." Darin besteht aber auch die Entehrung dieser Sclaverei: er dient den sinnlichen Trieben, er gehorcht der Stimme des Fleisches und Blutes, er hat seine menschliche Würde verloren, er ist verthiert und verwildert. Und wie ist das gekommen? Durch die Entheiligung des Sonntags. Dadurch sind einerseits seine Leidenschaften aufgestachelt und entfesselt worden, anderseits hat er gerade die Gelegenheit versäumt, über dieselben sich wieder zu erheben und sie zu unterwerfen. Die Sonntagsfeier hätte dem Geiste wieder zur Herrschaft verholfen, die Sonntagsentheiligung hat ihn vollständig geknechtet. An die sittliche Knechtschaft reiht sich vielleicht auch die körperliche noch an. Ja, die Sonntagsentweihung ist auch der Untergang der körperlichen Freiheit. Ihr wollet das nicht glauben? Dann tretet in die nächste Werkstätte, in die erstbeste Fabrik. Ihr treffet da Alle über der Arbeit und sehet sie am Sonntage geschäftig, wie an den andern Tagen der Woche. Ihr fraget sie: Warum gönnt ihr euch heute keine Ruhe, da doch der Tag des Herrn ist? Welche Antwort wird euch zu Theil? Ach ja, sagen sie, wir wissen gar wohl, daß heute Sonntag ist, und gerne würden wir heute feiern; aber wir müssen heute arbeiten wider unsern Willen. Aber wer zwingt euch dazu? Wer uns dazu zwingt? sagen sie. Nun, wer anders als der Meister, als unser Fabrikherr? Ich weiß nun allerdings, daß diese Antwort in manchen Fällen eine Lüge ist; denn das

Sonntagsarbeiten ist gar oft mehr Sache der Gesellen und Arbeiter, als ihrer Meister und Herren, die es stillschweigend geschehen lassen, aber nicht darauf bestehen würden, falls die Untergebenen sich weigerten. Allein in den meisten Fällen sind sie wirklich gezwungen. Ist das nicht ein Sclaventhum? Am Sonntage wenigstens soll der Diener seinem Herrn gleichstehen, da soll auch er sein eigener Herr sein und über seine Zeit verfügen können, da sollen beide, Herr und Diener, neben einander im Hause des Herrn beten und es hören, daß sie vor Gott gleich viel werth sind, daß die Seele des Dieners ebenso kostbar, wie die des Herrn ist, und daß seine Hoffnungen sich ebenso hoch erschwingen dürfen, wie die Hoffnungen seines Herrn. Doch nein, das duldet die Sonntagsentheiligung nicht. Sie läßt es den Untergebenen fühlen, daß er Sclave ist. Sie ruft dem Arbeiter zu: du bist ein Sclave und darum mußt du deinen Schweiß am Tage des Herrn rinnen lassen, indessen dein Herr im weichlichen Müßiggange und umgeben von allem Luxus des Lebens dahinschwelgt.

Man kann wohl sagen: Warum lassen die Arbeiter sich solches gefallen? Sie können sich eine andere Werkstätte, eine andere Fabrik suchen; allein darauf antworte ich: Was finden sie, wenn sie den Platz verändern? Eben dasselbe, was sie verlassen haben, dieselbe Sclaverei; da sie bei einem neuen Herrn zur nämlichen Sonntagsarbeit angehalten werden. Uebrigens ist es für Viele gar nicht einmal möglich, den Platz zu wechseln. Dafür hat unser Fabrikwesen schon Vorsorge getroffen durch die Theilung der Arbeit. Man hat es nämlich so eingerichtet, daß nicht jeder Arbeiter ein ganzes Stück, sondern nur einen Theil desselben anzufertigen hat. Während der eine Jahr aus, Jahr ein nur Schrauben macht, macht der andere nur Stifte, der dritte wieder einen anderen Theil, so daß vielleicht zehnerlei Arbeiter zusammen helfen zu einem einzigen Werke. Das hat allerdings seinen Vortheil; denn jeder kann da tüchtig und gewandt werden in seinem Fache und die besten Handgriffe schnell sich aneignen; aber es hat auch seinen Nachtheil und zwar den, daß der Arbeiter nicht eine ganze Kunst, sondern nur einen Theil derselben erlernt. Dadurch ist er gerade an die Fabrik gebunden, in die er schon als Knabe eingetreten ist, weil er in kurzer Zeit sich schon eine für sein Alter scheinbar große Summe verdienen konnte, während er anderwärts erst mehrere Lehrjahre hätte durchmachen und vielleicht auch Lehrgeld hätte zahlen müssen.

Allein dafür muß er später auch in seiner Fabrik bleiben, weil er nur in ihr seinen kümmerlichen Unterhalt verdienen kann, nicht aber anderswo, — er ist der Sclave seines Fabrikherrn. Allerdings besitzt dieser nicht alle Rechte der heidnischen Sclavenbesitzer; denn er darf seinen Arbeiter weder tödten, noch verkaufen, aber er darf ihn ausnützen bis auf's Blut oder dem Elende preisgeben, wenn er ihm das Thor zu seinen rauchgeschwärzten Arbeitssälen verschließt. Hat diese Einrichtung in unsern Fabriken ein modernes Sclaventhum angebahnt, indem sie den Arbeiter in jeder Woche sechs Tage lang der Willkür eines habsüchtigen Herrn preisgibt, so wird dasselbe vollendet durch die Entweihung des Sonntags, die ihn auch am siebenten Tage seiner Freiheit beraubt und so das ganze Jahr hindurch zur Maschine des Fabrikbesitzers herabwürdigt. Und wisset ihr, mit welch neuem Verluste ihn diese Sonntagsentheiligung bedroht?

III.

Sie bringt ihn auch um seine **Gesundheit.** Und doch ist diese das Kapital der dienenden Klasse, von dessen Zinsen sie leben muß. Woher nimmt sie Brod, wenn die Arme erlahmen, die dasselbe verdienen müssen? Mit dem Verluste der Gesundheit ist der Arbeiter zum Bettler geworden. Dagegen soll ihn nun die Ruhe des Sonntags schützen. Der immer gespannte Bogen verliert bald seine ganze Spannkraft. Ebenso wird der Mensch, der immer arbeiten will oder muß, nicht lange arbeiten. Frühzeitige Gebrechen, Abschwächung der Organe, Krankheiten aller Art werden über kurz oder lang sich einstellen und zu einem gezwungenen Feiern den verurtheilen, der die vom Schöpfer gebotene Ruhe sich nicht gönnen wollte. Die Ruhe ist ein Gesetz für den Menschen: wie er nicht leben kann, ohne zu essen, so kann er auch nicht leben, ohne zu ruhen. Er mag dazu geneigt sein oder nicht, er muß jeden Abend diesem gebieterischen Bedürfnisse gehorchen, das bis jetzt keine Erfindung zu beseitigen vermocht hat. Ist aber diese tägliche Ruhe ausreichend, um die Kräfte des Menschen im rechten Maße wieder herzustellen und ihn lange Zeit in einem rüstigen und gesunden Zustande wieder zu erhalten? Alle Aerzte antworten uns auf diese Frage mit Nein. Er muß, sagen sie, alle Wochen einen vollen Ruhetag haben, an dem er vom Schmutze und Staube seines Geschäftes sich reiniget, an dem er die engen, dumpfen Räume seiner Thätigkeit verläßt und statt der rauchigen Dämpfe, statt der

Staubwolken frische, reine Luft athmen kann. Sonst geht seine Gesundheit zu Grunde. Ist doch manches Handwerk schon an und für sich der Gesundheit nachtheilig, was wird erst geschehen, wenn es auch am Tage des Herrn nicht unterbrochen wird? Aber auch Jene, die im Freien sich bewegen, mit dem Feldbau, mit der Gartenwirthschaft sich beschäftigen, bedürfen wöchentlich einer Erholung, weil sie den verschiedensten Elementen sich aussetzen müssen und täglich einen großen Theil ihrer Kraft verbrauchen. Es ist also entschieden, die gewöhnliche Ruhe eines jeden Tages reicht für den Menschen nicht hin; seine Gesundheit erfordert noch eine wöchentliche Ruhe. Hören wir darüber noch das Urtheil eines berühmten englischen Arztes (Farr): „Die Beobachtung des Sonntags", sagt derselbe in einem Berichte an das Parlament, „muß nicht bloß zu den Religionspflichten gerechnet werden, sondern auch zu den natürlichen Pflichten, wenn anders die Erhaltung des Lebens eine Pflicht ist, und man nicht ein Selbstmörder werden will. Ich rede hier nur als Arzt und ohne mich irgendwie mit der theologischen Frage zu beschäftigen." So dieser Gelehrte. Uebrigens habe ich schon früher erwähnt, wie jämmerlich zur Zeit der französischen Revolution der Versuch, den zehnten Tag statt des siebenten der Ruhe zu widmen, mißglückt ist. In der That sehen wir auch alle Sonntagsarbeiter alle Wochen einen Tag ausruhen, nämlich am Montage, nur mit dem Unterschiede, daß sie statt der Ruhe in der Kirche, die Ruhe im Wirthshause suchen.

Sehen wir, welche Ruhe stärkender und für die Gesundheit dienlicher ist: „Die heilige Ruhe des Sonntags," sagt der bereits erwähnte englische Arzt, bringt einen neuen Lebenskeim in den Leib, indem die Religion den Frieden der Seele und das Vertrauen auf Gott bewirkt und dadurch den Geist und durch den Geist auch den Leib stärkt." Das Heraustreten aus dem Gedankenkreise, der die ganze Woche hindurch den Geist beschäftigte und die Organe ermüdete, die Ruhe der Seele, der Umgang mit sich selbst und mit Gott, die Pracht der kirchlichen Ceremonien, der Ernst des göttlichen Wortes, die Familienfreuden, die unschuldigen Erholungen, die freundschaftlichen Besuche: das Alles versetzt den Menschen gleichsam in eine neue Welt, läßt ihn in einer reinen Athmosphäre athmen und verschafft dem Leibe wie der Seele die erquickendste und stärkendste Ruhe. Man begreift, ohne Naturforscher oder Arzt zu sein, leicht, wie zuträglich eine solche Ruhe für die Gesundheit

sein muß. Das ist die Ruhe des Sonntags. Hat die am Montage auch dieselbe Wirkung? Offenbar nicht; denn die Ruhe des Montags ist die Ruhe im Wirthshaus oder die Ausschweifung. Glaubt man etwa, das Uebermaß im Essen und Trinken, namentlich in hitzigen Getränken, das lange Wachen bei den Lustbarkeiten, die durch schmutzige Lieder und Reden überreizten Leidenschaften, das heftige Schreien, Streiten und Zanken, der Umsturz aller Ordnung und Mäßigkeit seien Gesundheitsmittel, um die erschöpften Kräfte wieder herzustellen? Diese Frage beantwortet sich selber. Ich gebe zu, daß die Entweihung des Sonntags und ihre gewöhnliche Folge, die Ruhe im Wirthshaus, nicht plötzlich zur Krankheit oder zum Tode führen, allein sie legen doch die Keime zu denselben, und diese Keime entwickeln sich schneller, als man denkt. Daher das aschfarbige Aussehen so vieler Arbeiter, ihr erloschenes Auge, ihre krankhaften Züge, ihre eingefallenen Wangen, ihr schleppender Gang und soviele chronische Leiden, die einen frühen Tod durch Lungensucht, Abzehrung und Wassersucht herbeiführen. Daher die Erscheinung, daß ansteckende Krankheiten, pestartige Seuchen die meisten Opfer holen in den arbeitenden Klassen und unter den Menschen, welche durch die gewöhnliche Entweihung des Sonntags für diese Geißeln sich vorbereitet haben. Was wird nun durch die Sonntagsschändung gewonnen? Bis jetzt haben wir lauter Verluste kennen gelernt. Wird doch wenigstens die **zeitliche Wohlfahrt** gehoben, wird der Wohlstand gemehrt?

IV.

Man möchte es behaupten, denn wenn ich frage: Warum arbeitet ihr am heiligen Tage? so höre ich von Allen die Antwort: Weil ich meine Kunden zufriedenstellen, mein Geschäft auf seiner bisherigen Höhe erhalten, Etwas gewinnen will. Wenn ich am Sonntage nicht arbeite, dann verliere ich; ich erreiche den angestrebten Wohlstand nicht, ich kann in demselben mich nicht erhalten, ich muß fürchten, in dürftige Umstände zu gerathen. Nun wir wollen sehen, ob dieser Grund stichhaltig ist. Ich sage: nein, und warum? Aus dem einfachen Grunde, weil die Sonntagsarbeit allen Segen Gottes vertreibt. Dieser aber ist nothwendig, um zum Wohlstande zu gelangen, was man auch sagen will. So wenig ein Baum, eine Pflanze gedeihen kann, mögen sie noch so eifrig gepflegt und noch so fleißig begossen werden, wenn nicht

Gott ihnen das Wachsthum, das rechte Maß von Licht, Luft, Thau, Wärme und Kälte zukommen läßt, ebenso wenig reicht die bloße Arbeit hin, um Wohlstand zu erlangen und Geld zu gewinnen, wenn nicht Gott seinen Segen und sein Gedeihen dazu gibt. „Wenn der Herr das Haus nicht baut, dann arbeiten vergebens die Bauleute," heißt es im Buche der Psalmen. Nun aber kann Gott die Arbeit am Sonntage nicht segnen und er hat sie nicht gesegnet und wird sie nie segnen aus dem einfachen Grunde, weil sie eine Beleidigung seiner Güte und eine Auflehnung gegen seine Gewalt ist.

Sie ist eine Beleidigung seiner Güte. Dieser göttliche Vater, der die Lilien auf dem Felde kleidet und die Vögel unter dem Himmel nährt, hat uns gesagt: Ich weiß besser, was ihr brauchet, und meine Güte wird euch geben, was ihr nöthig habet, wenn ihr thut, was ich von euch verlange. Also arbeitet, betet, ruhet, wann ich es befehle, oder mit andern Worten: Arbeitet, wie ich es will, sechs Tage in der Woche, und ich werde euch am siebenten ernähren. Er hat es gesagt und schon seit sechstausend Jahren hält er Wort. Man kann weder in der alten Geschichte, noch aus der Jetztzeit einen Menschen, eine Familie, eine Nation anführen, der es am Nothwendigen gemangelt hätte, weil sie gebotene, wöchentliche Ruhe beobachtet hat. Das kann nicht sein, weil sonst Gott der ungerechteste aller Tyrannen wäre, weil er sonst gerade die Folgsamkeit bestrafen würde. Wer des Gewinnes halber am Sonntage arbeitet, der macht ihm diesen Vorwurf und beleidigt seine Güte.

Er lehnt sich aber auch gegen seine Gewalt auf, und das ist ein neuer Grund, warum Gott diese Arbeit nicht segnen kann. Oder wie! Gott verwirft und bestraft die Auflehnung gegen die menschliche Gewalt, die Auflehnung der Unterthanen gegen ihre Fürsten, die Auflehnung der Kinder gegen ihren Vater, und die Auflehnung gegen ihn selbst und gegen sein Gesetz sollte er durch Segnungen gutheißen? Das ist schlechterdings unmöglich. Also kann die Sonntagsarbeit keinen Gewinn bringen. Ach, sie ist vielmehr die wirksamste Ursache des Mißstandes und der Noth.

Um das zu begründen dürfen wir nur die heiligen Bücher öffnen und dort jene Stellen lesen, in denen Gott die Heiligung seines Tages einschärft, — wir finden dann die größten Uebel den Entweihern desselben angedroht. Todesstrafe setzte Gott im alten

Bunde auf die Entweihung des Sabbaths. „Sehet zu," sagt er, „daß ihr meinen Sabbath heiliget; denn er ist ein Zeichen zwischen mir und zwischen euch in eueren Geschlechtern. Wer ihn entheiliget, der soll des Todes sein; wer an demselben ein Werk thut, dessen Seele soll ausgetilgt werden aus ihrem Volke." Die Sabbathsschändung wird also mit derselben Strafe belegt wie der Götzendienst; denn sie enthält gleich diesem einen Abfall von Gott. Diese Todesstrafe kam schon in der Wüste in Anwendung; denn ein Israelite, der am Sabbathe Holz gesammelt hatte, wurde vor Moses und Aaron geführt und ihm das Urtheil gesprochen: „Der Mensch soll des Todes sterben, die ganze Gemeinde soll ihn steinigen außerhalb des Lagers." Und sie führten ihn hinaus und steinigten ihn, und er starb, wie der Herr geboten. Ist diese Strafe auch im neuen Bunde aufgehoben worden, so gelten doch die Drohungen noch, welche Gott durch Moses ergehen ließ. „Wenn ihr meine Sabbathe nicht haltet, so will ich euch plötzlich heimsuchen mit Armuth, mit Hitze, die euere Augen verdirbt und euch selbst verzehrt. Vergeblich sollt ihr säen den Samen, den euere Feinde verschlingen. — Ich will euch von Oben einen Himmel geben wie Eisen und eine Erde wie Erz: die Erde soll kein Gewächs hervorbringen, und die Bäume sollen keine Früchte geben. Wo ihr mir entgegenwandelt und mich nicht hören wollt, will ich siebenfach euere Plagen mehren um euerer Sünden willen und will über euch senden die Thiere des Feldes, die euch auffressen sollen, euch und euer Vieh, und Alles so mindern, daß euere Straßen öde werden. Ich will das Schwert über euch bringen zur Rache meines Bundes. Und wenn ihr in die Städte fliehet, will ich die Pest in euere Mitte senden und ihr sollet fallen in Mitte euerer Feinde." (3. Mos. 26). Diese einzige Stelle mag genügen. Sie sagt uns, daß die Sonntagsentweihung durch Unheil aller Art, durch Mißwachs, Theuerung, Krankheit und Krieg, mit einem Worte durch den Untergang aller irdischen Wohlfahrt bestraft werde.

Und hat etwa Gott nicht Wort gehalten? Schaut euch um in der Geschichte des jüdischen Volkes und ihr werdet sehen, wie getreu er alle seine Drohungen verwirklichet hat. Doch ihr braucht

nicht so weit zu gehen. Schaut euch um in der Gegenwart und ihr werdet euch überzeugen, daß das Handwerk seinen goldenen Boden verloren hat, daß von uns nicht nur fast aller Segen gewichen ist, sondern daß auch Drangsale aller Art uns heimsuchen und noch größere uns bevorstehen. Wir haben seit einem halben Jahrhundert Frieden und doch sind wir nicht vorwärts gekommen, sondern rückwärts gegangen; die Schulden haben sich gemehrt; die Steuern wurden erhöht, und die Länder sind erschöpft. Der Himmel will keinen Regen mehr geben, das Feuer verzehrt einen Markt um den andern, eine Stadt nach der anderen, Ueberschwemmungen und verderbenbringende Insekten, Hagelschlag und Krankheiten aller Art werden immer häufiger. Wisset ihr, woher das stammt? Ueberdenkt noch einmal die angeführte Stelle aus der heiligen Schrift, und es wird euch klar werden, daß die häufige Entweihung des Sonntags ihre bittern Früchte immer reichlicher trägt. Statt Gewinn hat sie Verderben aller Art bewirkt und bestätiget von Tag zu Tag immer besser das Wort: „Sie entheiligten meine Sabbathe sehr; darum dachte ich meinen Grimm über sie auszugießen, um sie zu vertilgen."

Es ist also gewiß: Die Sonntagsentheiligung zählt zu den allergrößten Uebeln; denn sie untergräbt Alles: die Religion, die Gesellschaft, die Familie, das Seelenheil, die Freiheit, die Gesundheit und die zeitliche Wohlfahrt. Sollte da nicht Kirche und Staat, Gemeinde und Familie sich vereinen, um dieß Uebel zu bekämpfen und auszurotten und dafür wieder eine ächt christliche Sonntagsfeier zu befördern? Ach ja, das läge freilich im allseitigen Interesse der Gesammtheit und des Einzelnen; aber es wird dennoch nicht geschehen, bis man noch größere Strafen sich bereitet und ins tiefste Elend sich gestürzt hat. Da werden dann vielleicht einem kommenden Geschlechte einmal die Augen wieder aufgehen. Dem unserigen sind sie nicht zu öffnen, weil Sinnenlust und Habsucht es ganz eingenommen haben, und weil es jeder religiösen Belehrung aus dem Wege geht. Möchten doch wenigstens wir, die wir jetzt in neun Betrachtungen über die Heiligung und Entheiligung des heiligen Tages uns unterrichtet haben, sehend sein, und den Sonntag benützen, um durch gute Werke unsere Auserwählung gewiß zu machen. Amen.

Viertes Gebot.

Erste Predigt.

Die Idee der Familie.

„Siehe, wie gut und wie lieblich es ist, wenn Brüder beisammen wohnen!“ Ps. 132, 1.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

Zweimal hat nach dem Berichte der heiligen Evangelisten der göttliche Heiland während seines öffentlichen Lebens Thränen vergossen: zu Bethania am Grabe des Lazarus und bald nachher auf dem Oelberge im Anblicke der Stadt Jerusalem. Als Maria Magdalena weinend ihm zu Füßen gesunken war mit den Worten: „Herr, wärest du hier gewesen, so würde mein Bruder nicht gestorben sein,“ da entsetzte er sich im Geiste und betrübte sich selbst . . . und weinte. Die Juden aber sprachen: „Siehe, wie lieb er ihn hatte.“ Diese Thränen gelten also dem Lazarus, der seit vier Tagen bereits im Grabe liegt. Wenn wir nun wissen, in welchem Verhältnisse Lazarus zu ihm stand, wie oft der Herr in seinem Hause geweilt und wie gerne er es immer wieder aufgesucht hat, dann begreifen wir auch den Grund dieser Thränen, sie sind natürlich und kostbar; denn sie gelten dem todten Freunde. Anders aber verhält es sich mit den Thränen, die er am Oelberge weint. Sie gelten Jerusalem, der feindseligen und gottvergessenen Stadt, die, wie für alle vorausgehenden Propheten, so auch für ihn nur Undank und Bosheit in Bereitschaft hält. Würde er nun weinen aus Erbitterung über sie, dann würden wir auch diese Thränen uns erklären können, weil Thränen des Zornes durchaus nichts Seltenes sind auf Erden. Aber so vergießt er Thränen der tiefsten Wehmuth und des herzlichsten Mitleides. Er weint, weil Jerusalem

den Tag des Heiles verschmäht, und aus Mitleiden, weil ihm ein entsetzliches Loos in Aussicht steht, das ihm eben jetzt mit all seinen schreckensvollen Umständen und blutigen Greueln vor Augen schwebt. Diese Thränen stehen aber einzig da in der Geschichte der Menschheit; denn wer hat je geweint über den Untergang seines Feindes, zumal wenn dieser, wie bei Jerusalem, schon lange verschuldet und hartnäckig heraufbeschworen ward. Da empfindet auch der gefühlvollste Mensch höchstens einen schwachen Anflug von Bedauern und sagt dazu: Es geschieht ihm Recht! Er hat es selbst so gewollt! Weil ihm nicht zu rathen war, konnte ihm auch nicht geholfen werden. Jesus aber weint und weint über eine Stadt, die nicht bloß in allen Lastern erstickt ist, sondern auch den höchsten Grad des Hasses gegen ihn erstiegen hat. Welch wunderbare Thränen, die wir nur begreifen könnten, wenn es uns möglich wäre, den unermeßlichen Abgrund seiner Barmherzigkeit zu überblicken! Diese ist Ursache, daß ihm auch der Untergang einer allseitigen fluchwürdigen Stadt noch das tiefste Herzeleid bereitet. Diese Stadt aber ist, wie ihr wisset, das Sinnbild einer jeden sündigen und in der Sünde verstockten Seele. Indem der Herr über Jerusalem weint, weint er auch über dich, o vieljähriger Sünder! Werden auch an dir seine Thränen verloren sein, und wird auch über dich das Verderben hereinbrechen, weil du den letzten Tag deiner Heimsuchung nicht erkannt hast?

Wenn ich mir den Herrn so denke dort auf dem Oelberge, wie er niederschaut mit einem Auge der reinsten und edelsten Liebe auf die entweihte Prophetenstadt, und wenn ich dann aus diesem freundlichsten aller Augen Thränen brechen sehe, dann will es mich bedünken, als ob seine Blicke noch weiter, weit hinaus über Jerusalems Zerstörung gereicht und den Verfall eines anderen Heiligthumes geschaut hätten, das ihm noch mehr theuer war und das er besonders unter den Schatten seiner Flügel genommen hatte, — ich meine die christliche Familie, die er wieder zu dem gemacht hat, wozu einst schon das vierte Gebot sie erheben wollte. Haben die Gebote der ersten Tafel die Rechte Gottes gewahrt, indem das erste alle falschen Götzen beseitigt, das zweite ihm und seinem Namen Heiligkeit sichert, und das dritte allwöchentlich einen Tag der Anbetung ihm festsetzt, so tritt nun das vierte oder das erste auf der zweiten Tafel sogleich für die Rechte und Heiligkeit der Familie ein. So müssen wir die Worte fassen: Du sollst Vater

und Mutter ehren! — als eine Sicherung des **Familienlebens**. Ehe wir demnach auf dieses Gebot näher eingehen, müssen wir uns zuerst die rechte Anschauung von der Familie verschaffen. Darum rede ich zuerst von der **Idee** oder von der **Bedeutung des Familienlebens**. Wir werden dann um so leichter die Pflichten auffassen, welche das vierte Gebot allen Gliedern der Familie auferlegt. Ich beginne im Vertrauen auf den Beistand der zur heiligen Familie gehörigen Personen, indem ich mit Andacht spreche: Jesus, Maria und Joseph stehet uns bei!

Das Wort Familie stammt von dem lateinischen Worte familia, womit die Römer alles einer Person Angehörige, sowohl Personen als Sachen, überhaupt das ganze bewegliche und unbewegliche Eigenthum, besonders aber die Gesammtheit der zu einem Hause gehörigen Personen, sowohl Freie als Sclaven bezeichneten. Wir dagegen verstehen dieß Wort in einer dreifachen Bedeutung. Im weitesten Sinne verstehen wir unter Familie die Gesammtheit näher oder entfernter mit einander verwandter Personen. Alle, die durch die Bande des Blutes mit einander verwandt sind, nennt man eine Familie, weil sie einem einzigen Stamme ihren Ursprung zu verdanken haben. Enger schon zieht sich der Kreis der Familie in der zweiten Bedeutung. Wir verstehen nämlich da unter Familie alle Glieder eines Hauses, die ein und demselben Haushalte angehören, nämlich Eltern, Kinder und sonstige Hausgenossen, als da sind Dienstboten und Gesellen, mögen diese mit ihren Herren und Meistern verwandt sein oder nicht. Endlich in der engsten Bedeutung verstehen wir darunter bloß die Eltern und ihre Kinder. Ich brauche euch wohl nicht erst zu sagen, daß ich das Wort Familie in den beiden letztgenannten Bedeutungen nehme, so daß ich alle einem Haushalte angehörigen Glieder und zwar vorzugsweise die Eltern und Kinder eines Hauses darunter verstehe. Suchen wir nun die Bedeutung der Familie in diesem Sinne uns klar zu machen!

Indem ich beginne, dieselbe euch auseinanderzusetzen, muß ich euch aber zu einer Höhe emporführen, die unser Geist nur ahnend und anbetend erklimmen kann, zum Throne des dreieinen Gottes. Die Familie ist gleichsam das verkörperte Abbild der allerheiligsten Dreieinigkeit. Wie in Gott drei Personen sind, von denen die eine von der andern wohl verschieden ist, so besteht

auch die Familie aus drei gesonderten Gliedern, aus Vater, Mutter und Kind. Wie aber diese drei göttlichen Personen doch nur Einen Gott bilden, weil sie zusammengeschlossen sind in einer einzigen göttlichen Natur, so bilden auch die drei Glieder der Familie eine heilige Einheit, weil sie zusammen verbunden sind durch das geistige Band der Liebe und durch die körperliche Gemeinschaft des Blutes. Nach dem Bilde des Dreieinen ist zwar auch der einzelne Mensch geschaffen, denn Gott sprach, als er an die Schöpfnng Adams ging: „Lasset uns den Menschen machen nach unserm Bild und Gleichniß!" Aber dieß Bild ist geistiger Art, weil es der unsichtbaren Seele eingeprägt ist. Gott wollte aber auch ein körperliches, sichtbares Bild seiner Dreiheit geben. Darum erzählt die heilige Schrift weiter: „Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde; nach seinem Bilde schuf er ihn, Mann und Weib schuf er sie." Warum Mann und Weib? Weil es, sagt er, nicht gut ist für den Menschen, allein zu sein. Warum aber soll das nicht gut sein? Weil so seine Dreieinigkeit nicht verkörpert war. Wie Gott selber kein in selbstsüchtiger Einheit erstarrtes Wesen ist, sondern ewig den Sohn aus sich erzeugt, so sollte auch aus des Mannes Rippe die Eva hervorgehen, dem Adam gleich, wie auch der göttliche Sohn gleicher Wesenheit mit dem Vater ist. Und wie endlich vom Vater und Sohn der heilige Geist ausgeht als die ewige Liebe beider, so verdankt das Kind sein Dasein dem Vater und der Mutter zugleich, und ist das Unterpfand ihrer gegenseitigen Liebe. So ist die Familie eine Dreifaltigkeit auf Erden. O Familie, welch eine Würde ist dir beschieden! Du stellst uns die unsichtbare Gottheit und ihre unbegreifliche Dreiheit gewissermaßen sichtbar vor Augen, du hast dein Musterbild nicht auf Erden, nicht am Himmel, nicht unter den Menschen und nicht unter den Engeln, sondern mitten im Himmel am dreieinigen Gotte selbst; du bist also gestaltet nach dem höchsten und schönsten Originale, das Herrlichste, was die Erde zeigen kann.

Wie die herrlichste, ist aber die Familie auch die älteste Einrichtung Gottes, sie ist die Wiege des Menschen. Darum sehen wir sie vom Schöpfer selbst im Anfange der Welt eingesetzt. Indem er über Adam und Eva den ersten Segen aussprach, der vom Himmel auf die Erde herabkam, drückte er ihrer Verbindung das Siegel der Unsterblichkeit auf: „Und Gott segnete sie", lesen wir in der Schöpfungsurkunde, und sprach: „Wachset und mehret

euch und erfüllet die Erde." Unveränderlich wie der, welcher es gesprochen, ist dieses Wort und dieses Wortes Segen; denn ob auch die Sünde das ursprüngliche Verhältniß des Menschen zu Gott zerstört hat; ob auch das gefallene Paar aus seinem ersten, glückseligen Aufenthalte sich hinausgestoßen sah in die fremde, kalte, unbebaute Welt: die Familie dauerte fort, und ihr Kreis vermehrte sich von Jahr zu Jahr. Und als die Sündfluth in ihren strafenden Wasserwogen das verkommene Geschlecht begrub und manch' Schöpfungswerk auf immer dem Untergange anheimgab, da sehen wir die Familie allein in der rettenden Arche geborgen, die Noe und die Seinen trägt. Die Familie dauert fort und ergießt ihren fruchtbaren Quell durch die Jahrtausende, — bis einst das Menschengeschlecht voll sein wird. Ihrem Schooße sind auch die Keime der kommenden Geschlechter anvertraut, gleichwie wir unser Leben ihr verdanken, — sie ist die Wiege der ganzen Menschheit.

Aber nicht nur die älteste Gesellschaft ist die Familie, sie ist auch die wichtigste, denn sie ist die Grundlage aller andern, der Grundpfeiler des Staates und der Kirche. Was ist der Staat anders als die Vereinigung vieler Familien unter einem gemeinsamen Oberhaupte zur Erhaltung und Entwickelung des zeitlichen Wohles? Und was ist die Kirche anders, als die Vereinigung aller christlichen Familien unter einem gemeinsamen Vater zur Erhaltung und Entwicklung des ewigen Heiles? So ist, was die Wurzel für den Baum und der Quell für den Strom, die Familie für Staat und Kirche. Aus den Händen der Familie empfängt der erstere seine Bürger, die letztere ihre Kinder. Im Schooße der Familie werden sie zuerst für Beide herangebildet. In ihrer Mitte finden wir das Dach, das uns geschirmt; die Wiege, in der wir geruht; das Manna, das uns genährt; das Auge, das uns bewacht; den Arm, der unsere schwankenden Schritte geleitet; die Sprache, die uns reden; den Geist, der uns denken; das Herz, das uns fühlen gelehrt hat. So sind wir für den Staat gebildet und zu dem gemacht worden, was wir ihm sein sollen; denkende, thätige und liebende Glieder der Gesellschaft. Und mehr als das, meine theueren Zuhörer! Am häuslichen Herde, an der Brust der Mutter, auf den Knieen des Vaters, — da lernten wir Kinder der Ewigkeit die ersten Kenntnisse unseres edlen Ursprunges, unserer großen Pflichten, unserer erhabenen Bestimmung; da haben wir die Lehrjahre der Tugend durchgemacht, die uns den Weg zur

wahren und ewigen Glückseligkeit bahnt. So sind wir auch für die Kirche erzogen und vorbereitet worden, ihre Lehre in uns aufzunehmen und durch sie einst das ewige Leben zu finden. Darum nennt der heilige Augustin die Familie eine Privatkirche, deren Priester die Eltern, deren Gläubige die Kinder sind.

Wir haben aber mit all dem Gesagten die Bedeutung der Familie noch keineswegs erschöpft. Sie ist auch die liebenswürdigste Gesellschaft, weil sie der Sitz der Liebe ist. In ihr hat die holdeste aller Tugenden, jene, die das Herz zum Herzen fügt, sich niedergelassen, in ihr grünt und gedeiht sie zumeist und bringt die edelsten Früchte. Wenn ihr im Schooße der Familie keine Liebe findet, wo sollet ihr sie dann suchen? Sind nicht ihre Glieder mit Banden der Liebe schon von Natur aus aneinandergekettet, der Gatte an die Gattin, die Eltern an die Kinder und diese wieder an die Eltern mit dem zweifachen Seile der Vater- und Mutterliebe und an ihre Mitgeschwister durch die Bruderliebe? Da steigt die Liebe empor bis zur höchsten Stufe: Von der einfachen Nächstenliebe zur Freundesliebe; denn Freunde sind sich alle Glieder der Familie, ja noch mehr, darum lieben sie sich mit der Bruderliebe. Allein die Familienglieder zusammen sind einander noch mehr als Geschwister, der Vater, die Mutter, die Kinder mehr als Geschwister; darum lieben sie auch mit der Kindesliebe einerseits, mit der Elternliebe anderseits. Noch näher stehen sich die Gatten; denn während Eltern sich wohl gerne trennen von ihren Kindern, wenn diesen ihr Lebensglück anderswo winkt, können dagegen Mann und Weib sich nie trennen ohne Sünde, sondern müssen bis zum Tode sich zugethan bleiben mittelst der Gattenliebe. Das Familienverhältniß ist somit seiner Bestimmung nach der höchste Grad der Nächstenliebe, weil es die Menschen auf das Innigste mit einander verbindet und in gegenseitiger Hingabe als Freundes-, Bruders-, Eltern-, Gattenliebe Alles gemeinsam besitzen und Wohl und Wehe in gleicher Weise theilen heißt. Darum hat auch der Dichter recht, wenn er singt:

„Alle Kraft der schönen Liebe
Goß der Herr in jene Herzen,
Die mit gleichem, heil'gem Triebe
Für und miteinander schlagen,
Die ein heil'ges Band verbindet,
Gleiches Weh und gleiche Freud' entzündet,
In das Vater-, Mutter-, Kinderherz."

Diese innige Liebe verleiht der Familie noch einen neuen Reiz, indem sie dieselbe auch zum Wohnorte des Friedens macht. Der Unfriede ist das Erbe des gefallenen Menschen; denn seit der ersten Sünde liegt die Schöpfung im Zwiste. Elemente streiten gegen Elemente, Thiere kämpfen gegen Thiere und Völker wüthen gegen Völker; nur in der Familie ist sozusagen noch der letzte Engel des Friedens zurückgeblieben. Wenn es draußen wettert und stürmt, wenn der Mensch überall in der Welt Unordnung, Neid, Haß, Verfolgung und Verleumdung und wie all diese Kinder des Unfriedens heißen, antrifft, dann muß er sich in die stille Bucht des Hauses zurückziehen, da wird er Ruhe haben und Frieden finden. Nach Hause, in den trauten Kreis der Familie, sehnt sich darum das Kind, wenn es ihm draußen auch noch so gut ergeht, wenn man ihm noch so viel Pflege und Aufmerksamkeit erweiset. Die schönsten, die friedlichsten Stunden sind jene, die es an des Vaters, an der Mutter Seite hinbringt. Nach Hause eilt aus dem Gewühle der Welt, von den Orten seines Wirkens der Vater, um in Mitte der Seinen wieder zu vergessen auf die Verdrießlichkeiten des Tages, um Ruhe zu suchen und Erholung zu finden im Kreise seiner Lieben. Da entwölkt sich seine Stirne, da leuchtet wieder ein Sonnenstrahl aus seinem Auge. Und die Mutter, die vom Morgen bis zum Abend thätig war in allen Räumen des Hauses und Sorge um Sorge ihr Herz beschweren sah, athmet wieder frei auf, wenn sie alle Glieder der Familie im Frieden um sich versammelt sieht. Seht, da sitzt die ganze Familie, Eltern, Kinder und Dienstboten, denn auch sie gehören zur Familie, da sitzt sie am Abende geeint um den Tisch des Hauses oder am warmen Herde und redet von den Geschäften und Ereignissen des Tages oder erzählt sich muntere und belehrende Geschichten oder hört, was vorgelesen wird, oder singt zusammen ein frohes und frommes Lied, indeß die Kleinen sich ergötzen mit harmlosen Spielen, denen die Erwachsenen von Zeit zu Zeit lächelnde Blicke zuwerfen. O häuslicher Friede, wo findet sich noch deinesgleichen? Wie ist es möglich, daß so Viele dich fliehen und ihr Glück und ihre Freuden suchen im Qualme der Wirthsstuben, in den kalten Sälen und Hallen der Gesellschaftslokale und Theater! Da blüht kein Friede, da grünt keine Freude, wie die Familie sie bietet! O diese erquickenden Familienfreuden, wie sie im Laufe der Zeit wechseln, mit den Geheimnissen des kirchlichen Jahres kommen und gehen, diese Freuden,

die aus der Kirche an Weihnachten, Ostern, am Kirchweihfeste sich auch in die Famile hinein verpflanzen, die durch Namens-, Firmungs-, Kommuniontage, durch den Besuch der Verwandten und sonstige häusliche Freudenereignisse veranlaßt werden, sie sind die schönsten und reinsten, die man kosten kann. Alles ist Lust und Leben und, was das Kostbarste ist, Alles ist voll Ruhe und Frieden, und noch lange denkt und erwähnt man dieser Tage in süßer Rückerinnerung. Und so hat denn der Dichter abermal Recht, wenn er sagt:

„Wo schlägt in seliger Lust
Das liebende Herz in der Menschenbrust?
Wo spendet des Friedens lieblichste Sonne
Dem Herzen den Vollgenuß jeglicher Wonne?
Dort, wo im lieblichsten Herzenverein
Sich liebend die Herzen durch Liebe erfreu'n,
Wo Kinder am freundlichen Mutterherzen
Die Tage der Jugend so wonnig verscherzen,
Wo Eltern und Kinder in seliger Lust
Die Herzen vereinen in liebender Brust."

Mit diesen Worten aber ist nur wiederholt und weiter entfaltet der Gedanke, den schon in grauer Vorzeit ein anderer Dichter, der unübertroffene Psalmensänger ausgesprochen hat, da er jubelte: „Siehe, wie gut und wie lieblich es ist, wenn Brüder zusammen wohnen!"

Doch das gilt nur, wenn die Familie ist, wie sie sein soll. Ich habe euch ihr Ideal, ihr Musterbild gezeichnet, nicht aber die Wirklichkeit geschildert, die leider nur zu oft auch nicht einen Zug des vorgeführten Bildes an sich trägt. Das kommt aber daher, daß häufig die Bedingungen fehlen, die zu einer guten Familie gehören. Was die Familie sein soll und sein kann, das wird sie nur werden, wenn sie einig, heilig und wohlgeordnet ist.

Die erste Bedingung und zugleich die Unterlage der beiden andern ist die Heiligkeit der Familie. Heilig aber ist sie nur, wenn sie christlich ist. Außerhalb des Christenthumes hat die Familie zu allen Zeiten ihre Heiligkeit und damit auch allen Adel und alle Würde verloren. Wie war sie entartet im Heidenthume, Wie ist sie noch entstellt unter jenen Völkern, die noch außer der Kirche stehen! Da ist sie weder ein Abbild des Dreieinen, noch Sitz der Liebe, noch Stätte des Friedens, sondern Schauplatz des Lasters und eine Quelle der Zwiste und des Hasses. Christus allein hat sie wieder auf ihre Idee zurückgeführt, und die Kirche

allein kann sie auf der Höhe ihrer Bedeutung erhalten. Darum muß die Religion das erste Element im Hause sein, darum müssen alle Angehörigen der Familie tief von ihrem Geiste sich durchdringen lassen und mit jedem Tage ihren Vorschriften genau zu entsprechen suchen. Wo man aber der Religion sich mehr und mehr entfremdet und sie zuletzt ganz vor die Thüre setzt, da ist auch der Grund zum Verfalle der Familie nicht bloß gelegt, da ist dieser Verfall schon vollendet; denn ohne Religion fehlt auch die Einheit.

Nicht nur müssen Selbstsucht und Leidenschaft die Oberhand gewinnen, weil die zähmende Hand der Religion fehlt, sondern es wird auch das eheliche Band, dieser eigentliche Kitt der Familie, gelockert und sogar geradezu zerrissen werden durch die freche Hand des Treubruches. Wie kann da noch Einheit bestehen, wenn jedes Familienglied nur an sich allein denkt, nur nach dem eignen Willen lebt, und wenn vollends erst durch eheliche Untreue nicht allein eine Fülle von Schmach und Fluch auf der Familie aufgethürmt, sondern auch Gatten und Kinder voll Verachtung und Abscheu auf einander blicken und im unversöhnlichen Hasse von einander gerissen werden?

Da fehlt natürlich auch die Ordnung. Ich meine aber hiemit nicht bloß jenes regelmäßige Ineinandergreifen und Zusammenwirken, das durch treues Zusammenstehen, durch pünktliche Berufserfüllung aller Familienglieder entsteht, wodurch das materielle Wohl, der zeitliche Wohlstand der Familie gefördert und gesichert wird, sondern jene christliche Ordnung, die in der rechten Stellung der Familienglieder zu einander besteht. Nach der kirchlichen Lehre ist der Mann das Haupt der Familie, aber nicht wie ein gebietender Herrscher, sondern wie ein erfahrener, liebender Bruder, der die Seinen führt und leitet. Er ist der unermüdliche Versorger der ihm anvertrauten Familie, und ihrer Erhaltung sind die Mühen seines Lebens geweiht bei Tag und Nacht. Er ist im Hause der erste Diener seines Gottes, dessen Winken er folgt auf allen seinen Wegen. Er ist der Lehrer seiner Kinder und unterweiset sie in den Gesetzen der doppelten Gesellschaft, der religiösen, die den Menschen mit Gott vereint, und der körperlichen, die ihn mit Seinesgleichen verbindet. Nach der kirchlichen Lehre ist das Weib die Gehilfin des Mannes, auf gleiche Stufe mit ihm gestellt, nur im rechtmäßigen Gehorsame ihm untergeordnet, dafür aber berechtiget, seinen Schutz zu erwarten und durch seinen Fleiß den

nöthigen Lebensunterhalt zu empfangen. Sie ist das wachsame Auge des Hauses, die Pflegerin guter Sitten, der Schutzengel der Kinder, die Freundin und Rathgeberin des Gesindes, Allen voranleuchtend durch Frömmigkeit und Eingezogenheit. Nach der kirchlichen Lehre ist das Kind das süße Unterpfand der Ehegatten, ein Geschenk, verliehen vom Schöpfer aller Dinge, eine unendlich werthvolle Perle, die der Erlöser mit seinem Blute nicht zu theuer erkauft hat, und die er den Eltern anvertraute, damit sie dieselbe schützen und bewahren und noch schöner einst wiedergeben am Tage des Gerichtes. Darum ist aber auch das Kind in Allem den Eltern unterworfen und schuldig, sie zu ehren, ihnen zu folgen, sie zu lieben nach dem Beispiele, das einst Christus ihm gegeben dreißig Jahre lang. Nach christlicher Lehre sind Dienstboten und Gesellen gleichsam die Adoptivkinder der Ehegatten, denen eine sorgsame Ueberwachung gebührt, weil auch sie unsterbliche Seelen besitzen, und eine milde, freundliche Behandlung, weil auch sie Kinder des himmlischen Vaters und zu gleicher Seligkeit berufen sind, und ein gerechter Lohn, weil sie ihre Zeit und ihre Kraft für das Wohl des Hauses opfern. Sie aber sollen unterthänig sein, als ob nicht Menschen, sondern Gott selber ihnen gebiete. Das ist die rechte Ordnung in der Familie. Ist diese da, dann wird es auch am einheitlichen Zusammenwirken, an der materiellen Ordnung und am Gedeihen des Hauses nicht fehlen, dann wird die Familie dem Ideale ähnlich werden, das ich von ihr entworfen habe.

O glücklich und hundert und tausendmal glücklich, wer dem Kreise einer solchen Familie angehört! Wie mögen ihn beneiden Jene, die gar keinem oder vielleicht einem schlechten Familienkreise angehören! Wie viele Güter und Freuden entbehren Jene, die für sich allein dastehen, ohne einen eigenen Herd, oder ohne einem Familienverbande einverleibt zu sein, es sei denn, daß sie sich einzig und allein dem Herrn und seinem Dienste geweiht haben! In diesem Falle werden sie statt des Familienglückes sich um so größerer Tröstungen des heiligen Geistes zu erfreuen haben und in ihren guten Werken eine reiche Quelle des Friedens finden. Das gilt ganz besonders vom geistlichen und vom Ordensstande, die beide freiwillig auf die Familienbande verzichten, um dafür eine klösterliche oder kirchliche Gemeinde als ihre Familie zu begrüßen und zumal in Krankensälen oder Schulen eine reiche Familie um sich versammelt zu sehen. O wie traurig ist das Kind daran,

dem kein Vaterauge lächelt, das vergebens die Mutterarme sucht! Ach beide liegen im Grabe oder folgten dem Rufe in's Jenseits, noch ehe es des häuslichen Glückes sich bewußt werden konnte! Fremden, vielleicht habsüchtigen und rohen Händen überlassen, wächst es auf, wie ein Strauch in Mitte der Wüste, von keiner Freude begossen, von keiner Wolke beschirmt gegen den sengenden Strahl. Einsam steht es da in einer rauhen, kalten Welt, stets auf sich allein angewiesen in Freud und Leid, ein Fremdling, der fast überall nur zur Last wird! Welch eine liebe Mutter ist doch da die katholische Kirche, die mittelst der Barmherzigkeit ihrer Angehörigen allenthalben Waisen- und Findelhäuser, Rettungs- und Bewahrungsanstalten in's Leben gerufen und dieselben religiösen Orden übergeben hat, um solch' verlassenen Waisen die Familie zu ersetzen und sie so heranzubilden, daß sie einst einen eigenen Herd sich gründen oder in einer guten Familie ihr Unterkommen finden können, wenn auch zum mühevollen Dienste gezwungen!

Aber ja in einer guten Familie! Denn besser ist es, allein in der Welt zu stehen, als einem schlechten Familienkreise anzugehören, an denselben sogar bis zum Tode gekettet zu sein! Von einem solchen gilt gerade das Gegentheil, was ich von der guten Familie gesagt habe; eine schlechte Familie ist eine Hölle auf Erden und der Aufenthalt darin noch entsetzlicher, als die Gefangenschaft im Strafhause. Alle ihre Glieder scheinen nur da zu sein, um einander zu peinigen und das Leben noch saurer zu machen, als es ohnehin schon ist, um einander zu verderben und durch schlechte Beispiele in der Verkommenheit zu bestärken. Doch ich will das Bild der schlechten Familie nicht weiter ausführen, weil es nur trübe Schatten werfen würde auf das Bild der guten Familie, an dem wir heute uns erquickt haben. Nur das sage ich noch: Schlechte Familien gibt es in Unzahl, gute aber leider nur wenige. Soll da der Herr nicht noch mehr weinen über sie, als über Jerusalem? Hat er doch der Familie nicht weniger Schweiß und Sorgfalt zugewendet als jener Hauptstadt jüdischer Bosheit. Nicht nur hat er die Familie wieder gereinigt und geadelt, seine Gnade und seinen sakramentalen Segen ihr zugewendet, sondern er ist selbst ein Glied der Familie geworden und hat in ihrem Schooße den weitaus größten Theil seines Lebens hingebracht. Jene hochheilige Familie zu Nazareth ist es denn auch, zu der wir unsere

Augen erheben und nach der wir uns richten müssen, wenn wir die Idee der Familie zur Wirlichkeit gestalten wollen.

Darum haltet täglich das Bild derselben euch vor Augen! Haltet es euch vor Augen ihr Gatten und Väter! und ihr werdet euere große, euere göttliche Aufgabe kennen lernen und auch euere Verantwortung als Stellvertreter eines dreimal heiligen Gottes, den ihr im Kreise der Eueren vertreten sollt. Es wird euch klar werden wie ihr Männer Gottes sein sollet, um die Eurigen für den Himmel zu bilden und zum Himmel zu führen. — Haltet es euch vor Augen, ihr Gattinnen und Mütter! und ihr werdet inne werden, daß die Aufgabe des Weibes in der Familie eine noch viel größere ist, als die des Mannes, daß ihr, um euere Lebensaufgabe zu erfüllen und euerm Lebensgebiete zu entsprechen, kein besseres Mittel habet, als Zug um Zug das Bild der Jungfrau, Gattin und Mutter euch darzustellen, das euch in Maria, der Hochgebenedeiten gezeigt ist. — Haltet es euch vor, ihr Kinder! und ihr werdet Gehorsam lernen von dem, der der König ist des Himmels und der Erde, und ihr werdet Demuth lernen von dem, der der Vergelter ist und Herr über Alles, was da lebet, und Gottesfurcht von dem, der, obwohl Sohn Gottes, doch kein anderes Verlangen hatte, als Gott zu ehren. So wird das Familienleben immer schöner sich gestalten, und die auf Erden zusammengewohnt haben, werden auch zusammenwohnen im Himmel. Amen.

Zweite Predigt.

Die leibliche Erziehung der Kinder.

„Wer ein solches Kind in meinem Namen aufnimmt, der nimmt mich auf."
Matth. 18, 5.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

Unmöglich konnte der Pharisäer gerechtfertigt nach Hause gehen, da er das Gebot der Liebe in so arger Weise verletzt hatte und noch dazu im Hause des Herrn. Da steht er im Tempel, den er betreten hat, um zu beten; aber welches ist sein Gebet? Eine Beschimpfung des Nächsten überhaupt, indem er sagt, daß er nicht ist, wie die übrigen Menschen, die er sammt und sonders Räuber, Ungerechte und Ehebrecher nennt, und dann eine Beschimpfung des Zöllners insbesondere, da er ihn namentlich hervorhebt. Anstatt seines eigenen Elendes eingedenk zu sein und demüthig die helfende Gnade Gottes sich zu erflehen, verletzt er die Nächstenliebe in einer empörenden Weise, indem er sich nicht nur über alle Anderen erhebt, sondern auch den Zöllner, den er vielleicht nicht einmal näher kennt, hinabdrückt unter die ruchlosesten Leute und noch schlechter macht, als Diebe und Räuber sind. Das liegt doch offenbar ausgesprochen in den Worten: Gott, ich danke dir, daß ich nicht bin wie die übrigen Menschen, wie die Räuber, Ungerechten, Ehebrecher oder auch wie dieser Zöllner. Wie kann Gott Freude haben an einem solchen Gebete, das eigentlich mehr Hohn als Ehre enthält, mehr eine Prahlerei als ein Gebet ist, und ihm doppelt mißfallen muß, weil in seinem Hause sich Alle gleich arm und hilfebedürftig fühlen und als Glieder ein und derselben Familie erachten müssen. Da hat Keiner vor dem Anderen

einen Vorzug, so verschieden sie auch im Leben und in ihrer Stellung sein mögen, sondern als Kinder desselben Vaters müssen alle einander in aufrichtiger Liebe zugethan sein und demüthig um seine Gaben flehen. In der Kirche verschmelzen Alle zu einer einzigen Familie, deren Haupt Gott ist. Anders ist es außerhalb derselben. Da theilt sich die Menschheit in verschiedene Familien, die sich zwar untereinander auch Liebe schulden, aber doch die ihnen zugehörigen Glieder mit einer noch innigeren Liebe umschlingen wegen der gemeinsamen Bande des Blutes. Wir haben letzthin gehört, wie hoch dieselbe Liebe sich steigert im häuslichen Familienkreise. Nun wollen wir auch, auf den Inhalt des vierten Gebotes tiefer eingehend, die Pflichten kennen lernen, welche die Familienglieder sich gegenseitig schulden. Diese Pflichten bedingen zugleich auch ihre Rechte; denn was für die Einen Pflicht, ist für die Andern Recht. Gerade deßhalb werden aber diese Vorgänge Allen zugänglich, wenn ein Theil derselben auch lediglich für die Eltern und Vorgesetzten und der andere nur für Kinder und Untergebene zu gehören scheint. Sie sind deßungeachtet für euch Alle, da sie in einer innigen Wechselbeziehung stehen; denn was für die Eltern Pflicht, das ist für die Kinder Recht, und was Recht der Eltern ist, das ist hinwieder Pflicht der Kinder. So lernen beide Theile ihre gegenseitigen Beziehungen zu einander kennen. Indem wir nun diesen Pflicht- und Rechtskreis durchwandern, beginnen wir mit den Eltern, die an der Spitze der Familie stehen. Die Pflicht, die ihnen deßhalb aufliegt, läßt sich kurz aussprechen in dem Worte: **Erziehung.** Sie müssen ihre Familie und besonders ihre Kinder erziehen. Diese Erziehung umfaßt das ganze Kind, seine leibliche, geistige und ewige Bestimmung und ist demnach dreifach: eine leibliche, eine geistige und religiöse Erziehung. Wir untersuchen heute die **Pflichten**, welche die **leibliche Erziehung der Kinder den Eltern** auferlegt, und beginnen mit der Anrufung der heiligsten Namen Jesu, Maria und Joseph.

Das hilfloseste aller Geschöpfe ist das Kind. Kein Wesen tritt so arm und elend in die Welt, wie das Kind. Während die aufkeimende Pflanze in der Erde und in der Luft die Grundbedingungen ihrer Existenz findet; während das Thier wenigstens schon nach einigen Wochen seine Nahrung selbst suchen und durch den Instinkt und gewisse, von Gott ihm gegebene Waffen sein

Leben vor Gefahren schützen und gegen Feinde sich vertheidigen kann, ist dagegen das edelste aller sichtbaren Geschöpfe im Anfange seines Lebens die Hilflosigkeit selber. Das Kind kann nicht gehen, nicht essen, sich nicht wehren, es kennt seine Feinde nicht, noch die Gefahren, die ihm drohen; — es kann nur weinen. Und wenn auch nach und nach seine Glieder erstarken, und seine Zunge sich löset, wenn es auch gehen und reden lernt, und sein Geist endlich erwacht aus den unbestimmten Träumereien und selbst zu denken beginnt, dann vergehen oft doch noch Jahre um Jahre, oft mehr als zwei Jahrzehnte, bis es sich selber forthelfen und seine leibliche Existenz sichern kann. Während dieser langen Zeit ist es auf fremde Hilfe angewiesen, muß es fremde Pflege in Anspruch nehmen. Diese Hilfe und Pflege schulden ihm nun die Eltern. Zwar finden wir kein ausdrückliches Gebot, welches sie dazu verbindet; aber es bedarf desselben auch nicht, da es mit unverwischbaren Zügen den Eltern schon ins Herz geschrieben ist. Wie der spartanische Gesetzgeber Lycurgus keine Strafe für den Vatermord bestimmte, weil er annahm, es sei ein solches Verbrechen geradezu unmöglich, so hat auch Gott die Eltern an ihre Pflicht nicht erinnert, weil sie allzu einleuchtend ist, weil, wie der heilige Chrysostomus sagt, das natürliche Gefühl selbst die Eltern hinlänglich zur Sorgfalt für ihre Kinder auffordert. Zudem, haben nicht sie dem Kinde das Dasein gegeben? Sie sind nicht schuldig, dasselbe ihnen zu erhalten? Werden sie vielleicht grausamer und gefühlloser sich zeigen, als selbst die Bestien des Waldes und die wilden Thiere der Wüste, die für ihre Jungen Sorge tragen und sie schützen, bis diese selber sich versorgen und beschützen können? Und endlich sagt nicht der göttliche Heiland selber: „Wer ein solches Kind aufnimmt, der nimmt mich auf." Er hat das Kind ihnen anvertraut mit der Mahnung, es so zu pflegen, als wenn er selbst es wäre, — und mit dem Versprechen, daß er diese Pflege so lohnen wolle, als ob sie ihm selbst zu Theil geworden wäre. Also darüber kann kein Zweifel bestehen, daß die Eltern ihren Kindern leibliche Pflege, körperliche Erziehung schuldig sind, die Frage dreht sich nur darum, wie weit diese Pflicht der Erziehung sich erstreckt. Und auch da ist die Antwort wieder leicht; denn die bloße Vernunft sagt uns: Die leibliche Erziehung umfaßt Alles, was zur zeitlichen Wohlfahrt des Kindes gehört. Diese aber umfaßt drei Punkte: das Leben, die Nahrung und die Versorgung.

Wenn ich als erste Pflicht der körperlichen Erziehung das Leben des Kindes bezeichne, dann verstehe ich darunter zunächst die Gesundheit; denn längst schon hat das Christenthum jenes barbarische und höchst unmenschliche Recht aufgehoben, das einst im Heidenthume die Eltern zu unumschränkten Herren über das Leben der Kinder machte und ihnen die grausame Befugniß einräumte, dieselben nicht nur auszusetzen und zu verkaufen, sondern auch gewaltsam zu tödten, wenn sie ihrer überdrüssig waren oder die Familie durch eine große Kinderanzahl überlastet wähnten. Zwar fehlt es auch im Christenthume nicht an entarteten Müttern, die ihrem Kinde das Leben, das sie durch eine der schwersten Sünden ihm gegeben, durch eine neue schwere Sünde wieder nehmen, um so ein Laster durch das andere wieder zu verdecken, die Schande der Ausschweifung durch die Schandthat des Kindsmordes zu bemänteln; aber das ewige Auge, das Alles sieht, bringt uns, wie die verschiedenen Schwurgerichtsverhandlungen zeigen, ihr Verbrechen nicht selten in auffallender Weise an's Tageslicht, und die Rabenmütter büßen dasselbe durch lange und schwere Kerkerhaft! Die weltliche Obrigkeit steht für das Leben der Kinder ein und schützt dasselbe gegen unnatürliche Gewaltthaten. Aber gar häufig straft sie nicht jene Elternsünde, welche das Kindesleben auf eine feinere Weise beeinträchtigt durch Untergrabung der Gesundheit. Was aber die irdische Gerechtigkeit nicht ahndet, weil sie darum nicht weiß, das wird die ewige einst nicht ungestraft lassen. Herr alles Lebens ist Gott, und darum ist es heilige Pflicht der Eltern, die Lebensdauer ihrer Kinder zu verlängern dadurch, daß sie der Erhaltung ihrer Gesundheit alle Sorge zuwenden.

Diese Pflicht beginnt schon lange vor der Geburt des Kindes. Welch' eine furchtbare Verantwortung werden da einst jene Eltern haben, die durch frühzeitige, jugendliche Ausschweifungen aller Art ein frühzeitiges Siechthum sich bereitet und den Ehestand angetreten haben, nachdem ihr Körper entnervt und vergiftet war. Siehe da, ihre Kinder tragen alle Jugendsünden der Eltern an ihrem Leibe herum und büßen sie durch eine fortdauernde Schwächlichkeit und Krankheit. Schon im Mutterleibe, schon im ersten Augenblicke ihres Werdens haben sie die Keime der Schwindsucht und anderer Leiden, an denen sie frühzeitig hinsiechen werden, als traurige Erbschaft erhalten. Wie vielen Gefahren ward sodann ihre leibliche Wohlfahrt ausgesetzt während jener Monate, da sie in der engsten

Verbindung mit der Mutter dem Tageslichte entgegengreiften! Da hing ihr Leben, ihre Gesundheit, jedes ihrer Glieder vom Betragen der Mutter ab. Wenn diese leichtsinnig und genußsüchtig, unbehutsam und waghalsig ist, wenn sie, wie sonst, schweren Arbeiten, Tanzbelustigungen und Schauspielen nachging, — welch' üble Eindrücke hat sie dem Leben des Kindes bereitet, dasselbe, wenn auch nicht geradezu gefährdet, so doch krüppelhaft gestaltet und verkümmert! Wehe ihr! während dieser Zeit hat sie dem Kinde auch all' ihre bösen Neigungen und Leidenschaften eingepflanzt, und diese werden an ihm nicht nur ihr seelenverderbendes, sondern auch ihr mark- und lebenzerstörendes Werk gar bald beginnen. Das Blut des Kindes ist wie das der Mutter verdorben bis in's Herz hinein, und das bösegeartete Gemüth gräbt auch der Gesundheit ein frühes Grab, und die Mutter ist es, die ihm das Grabscheit dazu gereicht hat.

Ist aber das Kind gesund und lebenskräftig in die Welt eingetreten, dann ist es an den Eltern, für die Erhaltung dieses Lebens und dieser Gesundheit fortan Sorge zu tragen. Wie vielen Gefahren ist das Kind nicht ausgesetzt besonders in den ersten Jahren! Außer mancherlei Krankheiten, die besonders Kinder heimsuchen, ist es zumeist die Unerfahrenheit und Unachtsamkeit, wodurch sie verunglücken oder sich zeitlebens zu Krüppeln machen können. Ein Fall, ein Sturz, ein Sprung, ein Messer, ein Spielzeug kann eines der nothwendigsten Glieder verstümmeln oder sie um einen der edelsten Sinne bringen. Darum müssen die Eltern ohne Unterlaß auf sie Acht haben und dürfen sie keinen Augenblick aus den Augen lassen. Was soll man da denken von Eltern, die ihre Kinder der nächstbesten Wärterin überlassen und den ganzen Tag hindurch um dieselben sich nicht umsehen! Ihr Geld, ihre Schmuckgegenstände übergeben sie nur erprobten und zuverlässigen Freunden zur Aufbewahrung und verschaffen sich überdies von Zeit zu Zeit die Ueberzeugung, daß dieser Tand gut und sicher aufgehoben sei; aber ihre Kinder, das kostbarste Kleinod, vertrauen sie Personen an, denen man sonst keinen Sechser vertrauen würde. Die nächste Person, ob sittsam oder ausschweifend, ob gläubig oder gottlos, scheint ihnen zur Wärterin geeignet, wenn sie nur mit dem niedrigsten Lohne sich begnügt, und diese schleppt das Kind halbe Tage lang draußen herum, ohne daß die Eltern sich kümmern, wo sie weilt und in welcher Gesellschaft sie ist. O wie würden sie oft ihre Augen aufsperren, wenn sie ihr Kind sich selbst überlassen auf dem

Boden herumkriechen oder halsgefährliche Sprünge machen sähen, indeß die Kindsmagd ihre ungetheilte Aufmerksamkeit dem uniformirten Manne ihrer Bekanntschaft zuwendet. Hätten Kinder nicht einen gar so treuen und mächtigen Schutzengel, wie viele würden dann ihren frühzeitigen Tod finden oder zu lebenslänglichen Krüppeln werden durch die Sorglosigkeit der Eltern, die sie nicht häufig ohne alle Aufsicht den ganzen Tag hindurch auf der Gasse herumrennen lassen. Doch diese Wachsamkeit des Schutzengels wird sie einst nicht befreien von der Verantwortung, welche sie zu bestehen haben.

Endlich sollen die Eltern für Leben und Gesundheit ihrer Kinder auch dann noch wachen, wenn diese größer geworden und den Gefahren der unmündigen Kindheit glücklich entgangen sind. Auch da können sie noch Schaden nehmen, wenn sie durch unpassende Kleidung, durch übertriebene Pflege verweichlicht oder zu frühe und zu lange angestrengt, beständig im Hause eingeschlossen, zu übermäßiger Arbeit angehalten, ganz besonders aber, wenn sie nicht reinlich gehalten werden. Die Unreinlichkeit, diese Mutter der verschiedensten Krankheiten, ist eine Schande für Eltern und Kinder zugleich. Schaut euch einmal so viele Kinder auf der Gasse an, wie sie mit zerrauften Haaren, mit einem schmutzüberzogenen Antlitze und in ekelhafter Kleidung euch begegnen! Sind das menschliche Gestalten, ist dieß das Angesicht eines vernunftbegabten Wesens? Warum wäscht und kämmt man sie nicht? Sollen sie etwa im Schmutze erstarren, oder will man der ganzen Stadt durch ihr Aussehen die Unreinlichkeit zeigen, die im ganzen Hause herrscht? Ferner können die Kinder Schaden nehmen durch allerlei waghalsige Unternehmungen, zu denen sie vom Leichtsinne sich hinreißen lassen, durch unvorsichtiges Trinken bei Erhitzungen; durch Unmäßigkeit und zu frühen Lebensgenuß; durch allerlei Angewöhnungen und durch schlechte Gesellschaften, die sie zum Trunke, zum Spiele und zum nächtlichen Ausbleiben und Herumschwärmen verleiten. All diesen Dingen müssen die Eltern mit Ernst und Umsicht entgegentreten, wenn sie die erste Pflicht der leiblichen Erziehung erfüllen wollen, die in der Sorge für das Leben der Kinder besteht. —

Zum Leben gehört aber auch nothwendig die **Nahrung**, und darum besteht die zweite Pflicht der leiblichen Erziehung in der Darreichung der nothwendigen und ersprießlichen Nahrung. Da ist es vor Allem wieder die Mutter, welche dem Kinde die erste Nahrung gibt, und gewiß wird jede christliche Mutter es sich zur Ehre

rechnen, dasselbe zu speisen mit der Quelle ihres Herzens. Ist aber das Kind größer geworden und braucht es statt der Milch eine nahrhafte Speise zu seinem Unterhalte, dann soll sie ihm auch verschafft werden. Die Eltern müssen das Kind nähren, nicht fremde Leute, denen sie dasselbe vielleicht auf den Hals schicken, indem sie es auf den Bettel senden. Es macht auf mich immer einen widrigen Eindruck, ein Kind betteln zu sehen. Abgesehen von dem geistigen und sittlichen Nachtheil, welcher den Kindern daraus erwächst, von dem zeitlichen und ewigen Verderben, dem solche Kinder entgegengehen, indem sie frühe schon alles Ehrgefühl verlieren, nicht selten die Schule versäumen, sich dem Müssiggange ergeben und allerlei Gefahren bezüglich der Sittsamkeit sich aussetzen, verräth es gewiß die größte Gleichgiltigkeit von Seite der Eltern, wenn sie ihre Kinder in allen nur möglichen Wohnungen, sogar in den Wirthshäusern und an den Vergnügungsplätzen oder draußen auf dem Lande herumstreunen lassen. Das thun keine braven, keine liebenden Eltern, sondern nur unordentliche und faule Leute. Das thun jene ledigen Mütter, die statt ihre Kinder zu nähren, von ihnen sich ernähren lassen. Während auch der ärmste Vater, die dürftigste Mutter so viel zu verdienen suchen, um den Hunger ihrer Kinder zu stillen, sitzen jene müßig zu Hause und pflegen die altgewohnte Ausschweifung, während sie ihre zerlumpten Kinder nach allen Richtungen der Windrose aussenden mit dem Auftrage, eine bestimmte Summe zu erbetteln, ohne die sie nicht heimkehren dürfen. So stellen sie ihre bedauernswerthen Kinder, die Frucht der Liederlichkeit, auch wieder in den Dienst der Liederlichkeit. Doch das will ich nur im Vorbeigehen gesagt haben, weil unter meinen Zuhörern ohnehin kein Vater und keine Mutter ist, die solche Schuld sich aufbürdet.

Dagegen aber ist zu besorgen, daß Manche nicht jene Nahrung bieten, die heilsam ist, das ist sie nur, wenn sie einfach, mäßig und wirklich nährend ist. Vor Allem schulden Eltern ihren Kindern eine einfache Nahrung. Darunter verstehe ich natürliche, den menschlichen Bedürfnissen angemessene Speisen im Gegensatze zu den Leckergerichten, die auf allerlei kunstvolle Weise bereitet und mehr zum Reize des Gaumens als zur Stillung des Hungers hergerichtet sind, im Gegensatze zu den Näschereien, wodurch nicht nur die Sinnlichkeit unterhalten und aufgestachelt, sondern auch die Gesundheit allseitig untergraben wird. Besonders sind starkgewürzte

Speisen und all die süßen Leckerbissen geradezu ein Gift für Kinder und zwar ein doppeltes Gift für ihren Leib und für ihre Seele. Ja, gewöhnt euere Kinder, ihr Eltern, nur frühzeitig ans Naschen, dann werdet ihr die traurigen Folgen dieser Untugend, dieser Sünde — denn Naschen ist ja eine Sünde, weil es Verletzung der Mäßigkeitspflicht ist — bald gewahr werden. Sie werden mit keiner Mahlzeit mehr zufrieden sein, sie werden an allen Speisen etwas auszusetzen haben, sie werden bald über schlechte Zähne und schlechten Magen sich beklagen, sie werden frühzeitig ausschweifend werden und keine ihrer Begierden bezähmen können und werden euch auf allen Seiten betrügen und bestehlen, um ihrer Gaumenlust desto besser fröhnen zu können. Ihr meinet, was ihr ihnen Gutes erweiset, wenn ihr sie fleißig mit den Waaren des Conditors beschenket, und derweil erzeiget ihr ihnen Böses; ihr meinet, ihnen Freude zu bereiten und sie zu beschenken, und derweil legt ihr Mütter die Grundsteine zu lebenslänglichen Schmerzen und bestraft sie mit dem Verluste der Gesundheit, die unter den irdischen Gütern nicht die letzte Stelle einnimmt. Also gebt ihnen, wenn ihr sie liebet, doch eine einfache, natürliche Nahrung und gebet sie ihnen in mäßiger Weise.

Ich weiß wohl, daß Kinder, zumal wenn sie in den Jahren des Wachsthumes sind, mehr und öfter essen müssen. Deßhalb verflichtet sie die Kirche auch nicht zum körperlichen Fasten, verlangt von ihnen wohl die Enthaltung von Fleischspeisen, aber nicht die einmalige Sättigung. Allein müssen denn die Kinder den ganzen Tag über den Mund vollgepfropft haben? O, der Mensch kann auch mit einer mäßigen Nahrung bestehen, wenn er von Jugend auf gewöhnt ist, nur das zu genießen, was er braucht. Er kann aber auch zur Unmäßigkeit erzogen werden durch unverständige Eltern, die ihm beständig alle Taschen füllen und alle Augenblicke wieder andere Speisen anbieten, als ob zu fürchten stände, daß schon in der nächsten Stunde der Hunger ihn tödten möchte. Daher kommt es, daß manche Kinder gar nimmer satt werden, daß sie essen, wo und wann man sie sieht, nicht bloß am frühen Morgen, Mittag und Abend, sondern auch auf der Gasse, auf dem Markte, in der Schule, sogar in der Kirche, kurz vom Morgen bis zum Abend, als ob das Essen die einzige Bestimmung ihres Lebens wäre. Also gewöhnet, wenn ihr euere Kinder gut erziehen wollet, sie frühzeitig an Mäßigkeit und gebet ihnen eine nahrhafte

Speise, die wirklich stärkt und die Glieder kräftiget und nicht bloß aufregt und die Nerven schwächt.

Letzteres ist der Fall bei allen geistigen Getränken, die also den Kindern so viel wie möglich versagt werden sollen. Ihr schüttelt vielleicht den Kopf zu meinen Worten und denket euch: Wie kommen all' diese Dinge aus einem Munde, der Gottes Wort zu verkünden hat! Vertragen sie sich denn mit dem heiligen Orte, an dem wir sie hören? Darauf sage ich: Warum denn nicht? Sie sind ja gesprochen, um die Abwege zu zeigen, welche Eltern beim Erziehungsgeschäfte ihrer Kinder einschlagen können und, wie die Erfahrung zeigt, wirklich einschlagen. Wie viele Familien finden wir denn, in denen nicht der eine oder andere Fehler gegen das leibliche Leben der Kinder zu finden ist, in denen man nicht namentlich in Betreff der Nahrung sich mancher Excesse und Verstöße schuldig macht. Darum erachte ich es für eine heilige Pflicht des Seelsorgers, darauf aufmerksam zu machen; denn diese Excesse und Verstöße sind Sünde und nicht selten eine arge Sünde, weil sie gegen das ausdrückliche Gebot des Schöpfers verstoßen: „Du sollst nicht tödten." Und ist denn nicht auch die leibliche Wohlfahrt der Kinder eine wichtige Sache? Müssen nicht darum die Eltern sich ernstlich kümmern sowohl Gottes als ihrer Kinder wegen? Gottes wegen, weil er dem Kinde seine Glieder und seine Gesundheit gab und nicht will, daß die Kinder sie einbüßen durch die Schuld derjenigen, die über ihre Erhaltung zu wachen haben, — und der Kinder wegen, weil diese unglückliche, für die Gesellschaft unnütze Geschöpfe sind, wenn sie, anstatt körperlich entwickelt zu werden, frühzeitig der Verkümmerung und dem Siechthume anheimfallen. Da wird man auch der dritten Pflicht, welche die leibliche Erziehung auferlegt, nicht genügen können, der Pflicht der V e r s o r g u n g.

Diese aber erheischt vor Allem, daß Eltern ihre Kinder etwas Nützliches lernen lassen, daß sie ihre leiblichen Anlagen und Kräfte so ausbilden, daß die Kinder einst einen bestimmten Beruf wählen und in demselben ihr Fortkommen finden können. Bei dieser Berufswahl haben die Eltern ihren Kindern beizustehen. Sie haben aber nur eine berathende, nicht eine befehlende Stimme. Sie können und sollen ihre Kinder auf die Beschwerden, auf die Vor- und Nachttheile eines Standes aufmerksam machen, sie belehren über die Eigenschaften, die zu seiner Erfüllung nothwendig sind, und ihnen zeigen, ob oder in wie weit sie dieselben besitzen oder

nicht. Dazu haben sie ein Recht, das ist ihre Pflicht. Sie, die mehr Erfahrung haben, sollen der jugendlichen Kurzsichtigkeit zu Hilfe kommen durch Belehrung, Mahnung und Warnung, damit nicht hinterher das Kind sich getäuscht findet, und diese Täuschung sein ganzes Leben lang beweinen muß. Dagegen aber dürfen Eltern ihre Kinder niemals zwingen zu einem Stande, zu dem sie keine Neigung haben.

Das gilt besonders von jenen Ständen, die für die ganze Lebensdauer binden, aus denen kein Rücktritt mehr möglich ist, nämlich vom Ehe-, vom Priester- und vom Ordensstande. In diese drei Stände sollen nur jene eintreten, die von Gott dazu berufen sind. So wenig man sie davon abhalten darf, ebensowenig darf man sie dazu zwingen. Geschähe dieß, würden Eltern durch mittelbaren oder unmittelbaren Zwang eines ihrer Kinder in einen dieser Stände hineinpressen, dann würden sie sich schwerer Sünden schuldig machen und ungerecht sein gegen Gott und gegen ihr Kind. Sie wären ungerecht gegen Gott, der als Vater Aller Jedem seinen Wirkungskreis anweiset, weil er vollständig die Kräfte eines Jeden kennt und allein die Jedem entsprechenden Wege des Heiles überschaut und zu ebnen weiß. Sie wären ungerecht gegen das Kind; denn billig bleibt die Wahl eines Standes dem überlassen, der auch dessen Gefahren und Verpflichtungen sich unterziehen muß. Wird nun das Kind zu einem Stande gezwungen, zu dem es weder Lust noch Freude hat, muß es durch den Willen der Eltern eine Heirath eingehen mit einer Person, gegen die es vielleicht sogar Abneigung hat, oder in den geistlichen Stand treten, zu dem es durchaus nicht berufen ist, dann wird es nicht bloß um all' sein Lebensglück sich gebracht sehen, sondern auch Anlaß zu einer Menge von Aergernissen, Standesübertretungen und Unordnungen geben, die alle auf Rechnung der Eltern fallen. Deßhalb hat die Kirchenversammlung zu Trient geradezu den Bann ausgesprochen über jene, die eine Frauensperson zwingen, in ein Kloster zu gehen, oder umgekehrt den heiligen Entschluß derselben, den Schleier zu nehmen, auf irgend eine Weise ohne gerechten Grund hindern. Nur wenn die Kinder eine schädliche Standeswahl treffen, wenn sie einen Beruf wählen würden, der offenbar ihrem Seelenheile nachtheilig oder gefahrvoll oder auch für sie entehrend wäre, nur dann ist es den Eltern erlaubt, sich ihnen zu widersetzen.

Endlich verlangt die Pflicht der Versorgung von den Eltern,

daß sie auch bedacht seien, ihren Kindern ein entsprechendes Erbe zu hinterlassen. In gar vielen Fällen ist das allerdings eine reine Unmöglichkeit; denn wie viele Eltern müssen froh sein, wenn sie trotz Schweiß und Sparsamkeit ihre Kinder nur ehrlich und rechtschaffen ernähren und dann in ein Gewerbe oder in einen anständigen Dienst bringen können! An eine Aussteuer ist nicht zu denken. Nun, da mögen Eltern und Kinder mit dem lieben Gott sich trösten, der die Seinen nicht verläßt. „Ich bin jung gewesen," sagt der Psalmist, „und alt geworden; aber den Gerechten habe ich nicht verlassen gesehen und seine Nachkommen nicht nach Brod gehen." Gerade die Kinder solch' armer, ehrlicher Eltern gelangen oft zu einem ausreichenden Wohlstande, weil auf ihnen ein besonderer Segen ruht, während oft die Nachkommen der Reichen trotz der bedeutenden Hinterlassenschaft zuletzt betteln gehen müssen. Für solch' arme Eltern tritt Gott selber ein und verhilft ihren Kindern zu einem gerechten Erbe: aber vermögliche Eltern haben die Pflicht, ihre Kinder selbst auszustatten. Deßhalb hat er ihnen ihr Besitzthum gegeben. Sie dürfen dasselbe nicht als ihr ausschließliches Eigenthum ansehen, mit dem sie nach Willkür schalten können, sondern müssen es als Eigenthum der Familie betrachten, das sie treu verwalten und durch Sparsamkeit und Genügsamkeit erhalten und vermehren sollen. Muß es denn nicht für sie selbst ein süßer Trost sein, einst von der Erde zu scheiden mit dem Bewußtsein, daß ihre Kinder geborgen sind, daß es ihnen, wenn sie nur häuslich und thätig sein wollen, am Nothwendigsten nicht fehle, und daß sie mit dem Erbe ihren Kindern auch einen sprechenden Beweis ihrer Liebe hinterlassen, welche die Kinder preisen, so oft sie sagen: Das ist ein Erbstück meiner Eltern, das verdanken wir ihrer unermüdeten Sorgfalt?

Darum ihr Eltern! wollet ihr solch dankbare Kinder, die auch dann noch euer gedenken, wenn ihr längst im kalten Schooß der Erde ruhet, dann sorget für ihre zeitliche Wohlfahrt, lasset euch ihre leibliche Erziehung am Herzen gelegen sein. Wie traurig wäre es doch und welch' ein entehrender Vorwurf für euch, wenn euere Kinder einmal ausrufen müßten: Meine Eltern waren wohlhabend, aber wir stehen nun in größter Dürftigkeit da, weil unser Vater Alles durch sein schwelgerisches und müßiges Leben, im Trunke und Spiele und vielleicht noch auf ärgere Weise verthan hat. Jenes Haus war einst unser Besitzthum; aber es ging in

fremde Hände über, und wir müssen unter fremden Leuten unser Brod suchen, weil unsere Eltern abgehaust haben, weil der Vater Alles verschwendet und die Mutter Alles vertändelt hat. Welch' eine furchtbare Anklage wäre es für euch, wenn die Kinder einst ausriefen: O, wir unglücklichen Geschöpfe! Wir stehen darbend da in der Welt, weil unsere Eltern nicht für unsere Ausbildung gesorgt haben; wir sind unzufrieden mit uns und mit der ganzen Welt, weil wir durch ihre Schuld unsern Stand verfehlt und alle Lebensfreude verloren haben. Welch' ein verdammendes Urtheil, wenn sie einst sagten: Wir sind kranke und sieche Menschen, weil unsere Eltern für unser Leben und für unsere Gesundheit keine Sorge gehabt, weil sie zu allerlei üblen Angewöhnungen uns verleitet und durch die Nahrung, die sie uns gereicht, uns körperlich ruinirt haben. Deßhalb kränkeln wir jetzt und gehen einem frühen Tode entgegen. Ihr habt unser leibliches Dasein uns verbittert und verkümmert. Es handelt sich allerdings nur um das leibliche Dasein; aber ist nicht dieser Leib das edle Werkzeug der Seele und durch die Taufe sogar der Tempel des heiligen Geistes? Was muß dieser zu euch sagen, wenn ihr sein Heiligthum entweiht und verkümmert habt? Was muß der göttliche Heiland zu euch sagen, der euch die Kinder anvertraut hat mit den Worten: „Wer ein solches Kind in meinem Namen aufnimmt, der nimmt mich auf." Mußte euch etwa an seinem leiblichen Wohlbefinden nichts gelegen sein? Mußtet ihr nicht alle Wart und Pflege ihm angedeihen lassen? Was muß der himmlische Vater sagen, wenn ihr das Werkzeug seines Ebenbildes vernachlässiget und ein Leben verkürzt habt, das doch er durch euch in's Dasein gerufen? Darum sorget für dasselbe und erzieht es zu dem, wozu der dreieine Gott es bestimmt hat, damit er euch euere Mühe und Sorgfalt ewig belohne. Amen.

Dritte Predigt.

Die geistige Erziehung der Kinder.

„Unterweise deinen Sohn, so wird er dich ergötzen und Wonne gewähren deiner Seele!"
Prov. 29, 17.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

Epheta, das ist: „Oeffne dich!" Dieß Wort des Erlösers, das einst dem Taubstummen das Gehör und mit demselben zugleich die Sprache gab, wird auch jetzt noch jedem Kinde zugerufen, das die heilige Taufe empfängt. Nach dem Beispiele des Erlösers benetzt der Priester mit dem Speichel seines Mundes die Ohren des Kindes und ruft: „Epheta, das ist: Oeffne dich!" Dieser Ruf gilt aber im geistigen Sinne; nicht das leibliche, sondern das geistige Ohr soll aufgethan werden; denn so feingebildet und leisehörend das Kinderohr ist für die Töne dieser Welt, für eitle und sündhafte Gespräche und Lehren, für Schmeicheleien und Lobsprüche aller Art, so harthörig und geradezu taub ist es gar oft für die religiöse Sprache, die ihm die Wahrheit und Gerechtigkeit verkündet, und für die geheimnißvolle Gnadensprache, wodurch Gott selbst fast unabläßig mit ihm reden will mittelst innerer Erleuchtungen und heiliger Anregungen. Es ist dieß eine jener traurigen Folgen, die in der Erbsünde ihre Wurzel haben. Darum soll denn im selben Augenblicke, da diese hinweggenommen wird, auch der geistige Gehörsinn wieder aufgeschlossen werden, damit auch seine innere Ausbildung ermöglichet werde, die noch nothwendiger ist, als seine leibliche Erziehung, und die nothwendig ein offenes und williges Ohr voraussetzt. Aber mit diesem Rufe wird dem Kinde bloß die Möglichkeit, nur das Talent gegeben, die Sprache des Geistes zu

26*

vernehmen. An ihm selber liegt es nun, das Ohr aufzuthun, — und Sache seiner Erzieher, also zunächst der Eltern ist es, ihm zu sagen, was es hören, und es zu belehren über das, was es wissen soll. Das ist aber doppelter Art, indem es die Ausbildung des Geistes und die Veredlung des Herzens betrifft. Das Eine wird bewirkt durch die geistige Sprache, wodurch dem Geiste des Kindes die nothwendigen und nützlichen Kenntnisse verschafft werden, das Andere durch die religiöse Sprache, wodurch besonders sein Herz für Gott gewonnen wird. Darum hat die Erziehung außer der leiblichen Pflege des Kindes noch ein anderes, doppeltes Geschäft, die Pflege des Geistes und des Herzens, oder sie muß auch eine geistige und eine religiöse sein. Für heute nun wollen wir mit der **geistigen Erziehung** uns beschäftigen. Wir erhoffen zu dieser Betrachtung die Gnade des heiligen Geistes, die uns erflehen wolle die allerreinste Jungfrau und Mutter Maria.

Mit Vorliebe und nicht ohne einen mitleidsvollen oder gar verächtlichen Blick auf die früheren Jahrhunderte redet man heutzutage von der zunehmenden Entfaltung des menschlichen Geistes und von dem Aufschwunge der Bildung, die alle Schichten und Stände durchdrungen hat oder gewiß demnächst durchdringen wird. Wenn man die Anstalten zusammenzählt, die für Bildung und geistiges Streben errichtet sind, und wenn man die Reden liest, welche die Gesetzesfabrikanten und Stimmführer in unsern Kammern halten, dann möchte man sich dem Wahne hingeben, daß nun wirklich die Sonne der Weisheit für Alle aufgegangen sei; aber doch ganz anders ist die Ueberzeugung, die man gewinnt, wenn man das wirkliche Leben anschaut und besonders die Rohheit betrachtet, die wie mir scheint, fast mit jedem Jahr merkbar weiter in die Blüthe treibt. Diese Rohheit kann doch unmöglich ein Beweis zunehmender Bildung sein, da Rohheit und Bildung einander gegenüberstehen wie Tag und Nacht. Es ist hier nicht der Ort, und es liegt heute nicht in unserer Absicht, all' die Ursachen und Anlässe aufzusuchen, denen die Rohheit ihr Gedeihen zu verdanken hat; aber eine der ersten und tiefsten Ursachen müssen wir nennen, weil sie mit unserem Betrachtungsstoffe zusammenfällt, es ist die Vernachlässigung der geistigen Erziehung von Seiten vieler Eltern.

Schaut nur ihre rohen, verwilderten Kinder an, die von Anstand und Bildung wahrlich gar keine Ahnung haben, die in ihren

Reden, in ihren Geberden, in ihrem ganzen Betragen die größte Ungeschliffenheit und die ekelhafteste Ungezogenheit zur Schau tragen, und ihr habet den Beweis für die Wahrheit meiner Behauptung. Gar viele Eltern scheinen sich durchaus der Pflicht nicht bewußt geworden zu sein, daß sie auch für die geistige Ausbildung ihrer Kinder Sorge zu tragen haben, im Gegentheile geben sie ihnen selber das erste und mächtigste Beispiel der Rohheit. Und doch sollte das Gegentheil der Fall sein; denn mehr noch als die leibliche ist die geistige Kindererziehung eine heilige und unerläßliche Aufgabe der Eltern. Oder ist denn nicht der Geist noch mehr werth als der Leib? Wird denn dieser gepflegt, genährt und versorgt nicht eben wegen der Seele?

Unter den Augen der Eltern fängt die geistige Regsamkeit des Kindes an; während es fast ausschließlich im Hause und an der Seite des Vaters und der Mutter sich bewegt, da beginnt die Dämmerung in seinem Geiste, da wird es seiner selbst und seiner Umgebung sich bewußt, da fängt es zu denken und zu unterscheiden an, da erwacht seine Wißbegierde, die es durch die verschiedensten Fragen zu erkennen gibt. Pflicht der Eltern ist es nun, dem erwachenden, dem sich regenden Geiste des Kindes unter die Arme zu greifen und alle Kräfte desselben zu einer harmonischen und vernünftigen Entfaltung zu bringen. Vor Allem sollen sie seinen Verstand ausbilden, indem sie die Wißbegierde des Kindes erhalten, ohne sie in Neugierde zu verkehren. Besonders müssen Eltern sich angelegen sein lassen, daß nicht ihre Kinder frühzeitig schon allerlei irrige Vorstellungen sich machen oder ganz verkehrte Anschauungen sich bilden oder zu allerlei abergläubischen Vorstellungen und namentlich zu manchen Vorurtheilen verleitet werden, die ihnen oft durch das ganze Leben ankleben. Darum ist es gefehlt, wenn man ihnen wie man sagt, allerlei blauen Dunst vormacht, sich über Verhältnisse, die sie wissen dürfen, hintergeht und täuscht oder, wie man sich ausdrückt, zum Besten hat. Anderseits aber sollen die Kenntnisse der Kinder zunächst besonders auf das ausgedehnt werden, was sie zu guten Christen und brauchbaren Mitgliedern des Staates bilden kann und ihrem Alter, sowie ihrem künftigen Stande angemessen ist.

Eine andere edle Kraft des Geistes ist das Gedächtniß. Es ist gleichsam der geistige Schrank, in dem wir alle Vorstellungen, die wir gewonnen; Orte, an denen wir geweilt; Personen, die wir

kennen gelernt; Wahrheiten, die wir gehört, und Wohlthaten, die wir empfangen haben, aufbewahren. Durch das Gedächtniß bewahren wir die Vergangenheit und Gegenwart für die Zukunft auf, durch dasselbe können wir alle Augenblicke uns verjüngen; denn der Greis kehrt mittelst des Gedächtnisses zu den Freuden und Freunden, zu den Stätten und Spielen seiner Kinderjahre zurück. Ohne das Gedächtniß wäre uns die Vergangenheit ganz entrissen, und von der Gegenwart hätten wir nur einen augenblicklichen Gewinn.

Besondere Sorgfalt verdient aber die Phantasie oder Einbildungskraft. Ein herrliches Vermögen, wenn es recht entwickelt wird! Die Phantasie ist die Schöpferin aller großen und schönen Bilder und die Mutter aller Begeisterung und aller edlen Thaten. Was die sämmtlichen Künste Herrliches und Erhabenes hervorgebracht haben, alle großherzigen und edelmüthigen Werke verdanken der Phantasie ihr Entstehen. Sie ist gleichsam die elastische Feder des Geistes, die ihm Schwungkraft gibt, das Feuer, das ihn entzündet. Gerade diese Geisteskraft ist beim Kinde vorherrschend und kann, wenn sie den Andern voraus eilt, gar bald vorlaut und nachtheilig werden. Daher ist es Sache der geistigen Erziehung, diese Fähigkeit mehr zu zügeln und zu regeln, als sie zu nähren und noch mehr zu entflammen. Es wäre Unrecht, sie ganz unterdrücken zu wollen; denn das hieße dem Leben des Kindes die schönsten Blüthen abstreifen und es zu einem trockenen, kaltberechnenden Verstandeswesen machen, das alle edleren Eindrücke und Ideen abwehrt und nie über das Gewöhnliche und Gemeine sich erhebt. Darum bedient sich ihrer selbst die katholische Kirche, die zumal durch ihre Ceremonien und die festlichen und mannigfachen Bilder ihres Cultus zu religiöser Begeisterung zu entflammen sucht. Dagegen aber darf man der kindlichen Phantasie auch den Zügel nicht schießen lassen, weil sie sonst furchtbar ausartet, gleich dem Feuer, das um sich greifend Alles zerstört. Sie führt dann zur Schwärmerei und Träumerei und macht den Menschen zu einem Phantasten, der nur Luftschlösser baut und allenthalben durch seine Eigenheiten sich lächerlich macht. Für Zeit und Ewigkeit verdorben aber wird das Kind sein, dessen Phantasie frühzeitig durch häßliche, niedrige und besonders unkeusche Bilder und Vorstellungen befleckt wird. Darum heißt es hier besonders achtsam sein und alle Reden ferne halten und alle jene Gemälde und Handlungen beseitigen, welche die kindliche Phantasie vergiften oder doch überreizen können.

Wenn die verschiedenen Geisteskräfte des Kindes so geübt und geleitet und zu ihrer möglichen Vervollkommnung gebracht werden, dann ist seine geistige Ausbildung eine harmonische und vernünftige, dann werden diese Geisteskräfte sich gegenseitig tragen und stützen, aber auch wieder gegen Ausartung und Ueberschreitung einschränken, sich gegenseitig helfen und gegenseitig begrenzen und so zusammenklingen zu einem reinen Akkorde gleich den wohlgestimmten Glocken eines Thurmes. Der geistigen Erziehung ist, wie ihr seht, ein gar weites Gebiet beschieden und eine schwere Aufgabe ist es, dasselbe zu bebauen. Ihre Lösung fordert offenbar viel Zeit und viel Geschick. Wie werden nun Eltern ihr entsprechen, die selber den hiezu erforderlichen Bildungsgrad nicht besitzen oder doch durch ihren Beruf dergestalt in Anspruch genommen sind, daß sie für die Unterweisung ihrer Kinder nicht die nöthige Zeit ausfindig machen können? Sie müssen sich um eine Stellvertretung umsehen, und diese ist die Schule. Die Schule oder vielmehr das Verhältniß der Eltern zur Schule bildet denn auch den eigentlichen Schwerpunkt der heutigen Betrachtung. Möchte das, was ich in dieser Beziehung sage, mit gutem Herzen aufgenommen, recht erwogen und wohl befolgt werden! Also welche Stellung nehmen die Eltern zur Schule ein, welches sind ihre Pflichten der Schule gegenüber?

Sie müssen vor Allem ihre Kinder in die Schule schicken. Wer verpflichtet sie dazu? Ich sage: Ihr Gewissen Bekanntlich ist bei uns den Eltern auch durch die Staatsbehörde die Pflicht auferlegt, ihre Kinder der Schule zu übergeben. Ob und in wie weit der Staat ein Recht hat, diese Forderung zu stellen, das will und kann ich nicht erörtern; aber das spreche ich als gewiß aus, daß es für die Eltern eine Gewissenspflicht ist, ihre Kinder zur Schule zu schicken. Da die geistige Ausbildung für sie eine unabweisbare Pflicht ist, so müssen sie dieselbe durch die Schule besorgen lassen, falls sie dieselbe nicht selbst gewähren oder doch auf dem Wege eines geeigneten Privatunterrichtes besorgen können. Sie müssen aber ihre Kinder in die rechte Schule schicken und diese ist die christliche Schule, d. h. diejenige, die im christlichen Geiste geleitet und von der Kirche überwacht wird. Man spricht heutzutage soviel von der Trennung der Schule von der Kirche, daß ihr wohl Alle schon davon gehört habet. Worin besteht nun diese Trennung der Schule von der Kirche? Sie besteht darin, daß der Kirche das Aufsichtsrecht über die Schule entzogen und weltlichen,

vom Staate bestellten Organen übergeben und noch mehr, daß auch die confessionelle Trennung der Schule beseitiget werden soll. Dahin geht offenbar das nicht bloß verblümt, sondern auch offen ausgesprochene Streben des modernen Liberalismus, d. h. aller glaubenslosen und kirchenfeindlichen Männer. Nach ihrer Absicht sollen die Kinder einer Gemeinde ohne Rücksicht auf die Religion, also katholische, protestantische und jüdische Kinder untereinander in ein und derselben Schule, von einem Lehrer, der gleichfalls eine irgend beliebige Religion haben kann, zusammen unterrichtet werden, während ihnen nur ein paar Stunden die Woche hindurch von einem Geistlichen ihrer Confession getrennt Unterricht in der Religion ertheilt werden dürfte. Diese (Communal-) Mischschulen sollen dann unter der alleinigen Aufsicht des Staates stehen, der zu diesem Zwecke seine Schulräthe, oder wie diese Behörden sonst heißen mögen, aufstellt. Die einleitenden Schritte zur Ausführung dieses Planes sind besonders in Baden, diesem Lande der Freisinnigkeit, schon gemacht worden. Man hat sich zwar noch nicht an die Zusammenlegung der nach Confessionen getrennten Volksschulen gewagt, aber doch den kirchlichen Einfluß auf die Schule soviel wie ganz aufgehoben. Aehnliche Gelüste haben auch anderwärts und zumal in Bayern sich bereits zu regen begonnen. Ihre Ausführung ist nur mehr eine Frage der Zeit, und die Zeit wird, wenn der Liberalismus in dem gewonnenen Fahrwasser fortsegeln kann, bald erscheinen.

Doch gegen eine solche Ordnung der Volksschule wird und muß sich die Kirche mit aller Macht erheben. Sie kann und darf aus derselben sich nicht verdrängen lassen, wenn sie nicht zugeben will, daß schon die zarte Jugend ihr entfremdet und auf eine Bahn geleitet wird, in der ihr ewiges Heil auf dem Spiele steht. Das ist aber mit Grund zu besorgen; denn bei einer solchen Einrichtung der Schule kann nur die religiöse Gleichgiltigkeit befördert und in die Schule ein Geist gebracht werden, der geradezu widerchristlich ist. Hat die Kirche nur mehr den Religionsunterricht zu ertheilen, sonst aber kein Ueberwachungsrecht bezüglich des übrigen Elementarunterrichts, dann können die gottlosesten Grundsätze in die Herzen der Kinder gelegt werden, die aller religiöser Unterricht nicht mehr beseitigen wird. Uebrigens hat die Kirche ein angebornes Recht auf die Schule. Sie ist die Lehrerin der Völker, von Christus selbst gesendet mit den Worten: „Geht hin in die ganze Welt und lehret alle Völker." Darum hat sie von jeher um die Schule sich

angenommen und überall, wo sie sich ausgebreitet hat, Schulen gegründet. Die ersten Schulen waren, wie die Geschichte lehrt, die Dom- und Klosterschulen. Darum wird und muß auch die Kirche ihr Recht wahren und ohne Nachgiebigkeit mit dem christenthumfeindlichen Liberalismus einen Kampf auf Leben und Tod eingehen. In eine solche Schule, die nur das Monopol des Staates oder vielmehr jener Partei ist, die gerade am Ruder steht, können und dürfen aber auch die Eltern ihre Kinder nicht geben, weil da von keiner Ausbildung derselben im christlichen Geiste die Rede sein kann, weil da die Kinder nicht erzogen, sondern verzogen, d. h. verführt und auf Abwege gebracht werden.

Katholische Eltern müssen also ihre Kinder in eine christliche und zwar in eine katholische Schule schicken. Denn als katholische Christen müssen sie auch von der Wahrheit der katholischen Lehre überzeugt sein und diese über jede andere stellen. Diese Ueberzeugung aber duldet nicht, daß sie ihre Kinder in die Schulen andersgläubiger Christen gehen lassen, auch dann nicht, wenn sie ihnen privatim katholischen Religionsunterricht geben lassen. Auch der Elementarunterricht nimmt offenbar mehr oder minder eine konfessionelle Färbung an, richtet sich nach der Anschauung, die dem Lehrer seine Confession unterbreitet. Nach dieser Anschauung werden die Lehr- und Lesebücher ausgewählt, nach dieser Anschauung wird besonders der Geschichtsunterricht sich durchaus verschieden gestalten. Zahlreiche Thatsachen der Geschichte finden je nach der Confession eine gerade entgegengesetzte Beurtheilung. Was die Einen lobend und rühmend erheben, das setzen die Andern herab und erklären es für verwerflich. So wenig also wir selbst von den Andersgläubigen fordern können, daß sie ihre Kinder in unsere Schulen geben, ebensowenig können wir gestatten, daß katholische Eltern ihre Kinder in protestantische Schulen schicken. Und doch ist das Letztere hin und wieder der Fall.

Während die Andersgläubigen ihre Kinder niemals oder doch nur äußerst selten katholischen Schulen oder Instituten anvertrauen, kommt es vor, daß katholische Eltern ihre Kinder in protestantische Institute schicken. Und das will und muß ich heute rügen und das darf ich rügen, ohne irgendwie unsere andersgläubigen Brüder zu verletzen. Ich mache ja nicht ihnen einen Vorwurf; denn weder will ich ihre Schulen erniedrigen, noch bürde ich ihnen die Schuld auf, daß katholische Kinder dieselben besuchen. Ich weiß, sie verlangen das nicht und

haben es nicht verlangt, sondern die Eltern senden sie ihnen unaufgefordert und freiwillig. Ich habe es also lediglich mit diesen Eltern zu thun, denen gegenüber ich das Recht und die Ehre der katholischen Kirche wahren muß. Daß diese ein Recht auf das katholische Kind besitzt, habe ich bereits dargethan, und warum sie es in ihre Schulen geschickt haben will, eben erst auseinandergesetzt. Warum also sendet ihr, sogenannte katholische Eltern, euere Kinder zu Andersgläubigen in die Schule? Etwa weil es katholischerseits an Schulen und Instituten fehlt? Das kann nicht gesagt werden; denn an Orten und Gelegenheiten, euere Kinder ausbilden zu lassen, fehlt es auf unserer Seite gar nicht. Was nöthigt euch also sonst zu dieser unkirchlichen Handlungsweise? Ist es der Umstand, daß euere Kinder vielleicht in den Schulen der Glaubensgegner einen bessern Unterricht erhalten? Wenn ihr das behauptet, dann muß ich dagegen gründlich protestiren und euch sagen, daß ihr unsere katholischen Schulen gar nicht einmal kennet. Ohne die Schulen jenseits herabzusetzen, darf ich doch gestützt auf die Resultate der öffentlichen Prüfung und auf eine vieljährige Erfahrung behaupten, daß unsere Schulen sich ihnen rühmlich an die Seite stellen dürfen. Nun aber finde ich keinen weiteren Grund, der euch zwingen könnte, euere Kinder in die Schulen unserer getrennten Brüder zu schicken, es müßte euch nur religiöse Gleichgiltigkeit, Eigensinn und Laune, Probirsucht und Haschen nach auffallender und absonderlicher Handlungsweise dazu veranlassen. Das Alles bildet aber weder einen stichhaltigen Grund noch weniger eine Entschuldigung für euer Benehmen, das zugleich ein Undank ist und eine Beleidigung euerer Kirche und ihrer Schulen in sich schließt. Ich will annehmen, daß ihr das nie so überlegt und nie so gemeint habet, und hoffe, daß diese Rüge nicht ohne die gewünschte Wirkung bleibt. Ich war es meinem Amte schuldig, sie offen und freimüthig auszusprechen, und ich habe sie ausgesprochen lediglich in der Absicht, jene Eltern, welche sie trifft, an ihre Pflicht zu erinnern, die darin besteht, daß sie ihre Kinder in katholische Schulen schicken.

Aber damit ist noch nicht Alles abgethan. Es wäre ein arger Irrthum, wenn Eltern allen Obliegenheiten der geistigen Erziehung genügt zu haben glaubten, sobald sie nur ihre Kinder der katholischen Schule übergeben haben. Sie müssen vielmehr dieselben auch regelmäßig schicken. Es leuchtet von selbst ein, daß ein

Kind zurückbleibt, wenn es die Eltern alle Augenblicke und wegen der nichtigsten Ursachen und vielleicht sogar deßhalb zu Hause lassen, weil das verzogene Kind eben keine Lust zum Schulbesuche hat oder nicht früh genug aufstehen mag. Dadurch wird nicht nur die Ausbildung dieses trägen Kindes selber verhindert, sondern es werden auch die übrigen Kinder der Schule benachtheiliget, die der Lehrer vernachlässigen oder doch in ihrem Streben aufhalten muß, weil er mit dem faulen Kinde sich zu beschäftigen hat, um das Versäumte nachzuholen und es wieder hinter den fleißigen Kindern seiner Klasse nachzuschleppen. Diese Verzögerung des Unterrichts, diese Verkürzung der lerneifrigen Kinder haben offenbar solche saumselige Eltern zu verantworten, die ihr Kind nicht zum regelmäßigen Schulbesuche anhalten.

Die Eltern müssen ferner das Kind ausdauernd, d. h. so lange schicken, bis es die nothwendige und heilsame Ausbildung erlangt hat. Sie sollen es nicht vor der Zeit und sobald als möglich aus der Schule nehmen. Es mag sein, daß sie das Kind zu Hause nothwendig brauchen, daß ihnen die Bestreitung der Unterrichtskosten schwer fällt; allein ist denn nicht die Vermehrung der Kenntnisse und eine recht gründliche und vollständige Unterweisung ein reicher Ersatz für alle Opfer, die zu bringen sind? Nie kann das Kind zu viel lernen und was es lernt, das ist das beste und gar oft das einzige Capital, das die Eltern ihm geben können; damit gründet es einst sein Glück und wird vielleicht einst sogar die Stütze und Ehre des Vaters und der Mutter. Darum verkürzet euere Kinder am allerwenigsten in Betreff ihrer geistigen Ausbildung, nehmet sie nicht so rasch aus der Schule, sondern behelfet euch ohne dieselben, wenn es auch viel Mühe macht und noch einige Kosten mehr verursacht. In diesem Punkte ist das Sparen am unrechten Orte, weil es häufig für Eltern und Kinder gleich nachtheilig ist.

Aber selbst mit dem regelmäßigen und ausdauernden Schicken in eine katholische Schule haben die Eltern ihrer Erziehungspflicht noch nicht genügt, sie müssen vielmehr mit der Schule auch mitwirken. Während das Kind die Schule besucht, müssen auch die Eltern sorgsam nachhelfen. Die Schule kann unmöglich Alles leisten. Da bis zur Stunde der Nürnberger Trichter noch nicht gefunden worden ist, so können Lehrer und Erzieher dem Kinde die Kenntnisse auch beim besten Willen und größten Fleiße nicht ein=

gießen. Deßhalb muß zu Hause der Schule vorgearbeitet und nachgeholfen werden. Vorgearbeitet wird ihr dadurch, daß die Kinder ihre Aufgaben lernen und fertigen, und Sache der Eltern ist es zu sorgen und zu wachen, daß dieß geschieht. Und nachgeholfen wird, wenn die Eltern nicht nur fleißig die Arbeiten der Kinder besichtigen, sie öfter selber prüfen und ausfragen, sondern auch bei den Lehrern um den Fleiß und das Betragen ihrer Kinder sich erkundigen, um darnach ihre Maßregeln einzurichten. Es ist gewiß ein Beweis von einer schmachvollen Gleichgiltigkeit gegen das geistige Wohl der Kinder, wenn Eltern die ganze Zeit sich nicht kümmern um die Fort- oder Rückschritte derselben, sie daheim nie zum Lernen anhalten und keine Erkundigungen einziehen. Diese empörende Nachlässigkeit trägt die Schuld davon, daß oft die Schule sowenig ausrichten kann; denn Gedeihen läßt sich nur dann erwarten, wenn Haus und Schule mit einander Hand in Hand gehen.

Deßwegen dürfen auch Eltern nichts sagen und thun, wodurch die Auctorität der Lehrer beeinträchtiget wird. Welche Achtung wird das Kind vor seinem Lehrer haben, wenn es die Eltern von ihm mit aller Rücksichtslosigkeit reden, ihn tadeln und lästern hört und allerlei Ungezogenheit sehen muß, womit man ihm begegnet? Wisset ihr, was dieß zur Folge hat? Nichts anderes, als daß die Kinder auch die Achtung vor ihren Eltern verlieren und über kurz oder lang ihnen recht gröblich und ruchlos begegnen. Seht, ihr schmähet jetzt über den Lehrer, ihr tretet gegen ihn auf und bereitet ihm durch Klagen und Drohungen tausendfältigen Verdruß, weil er euer Kind gestraft hat. Das findet ihr ungerecht, weil ihr übertrieben an euern Kindern hänget, oder weil diese euch über den Grund der Strafe angelogen haben. Statt zu sagen, was sie eigentlich verbrochen haben, wissen sie recht geschickt sich weiß zu waschen und den Lehrer als parteiisch und leidenschaftlich darzustellen. Er kann uns halt, sagen sie, nicht leiden. Warum, das sagen sie nicht, und darum fragen gar oft die Eltern nicht einmal. Geschieht es dennoch, dann wird ein ganz anderer, als der wahre Grund vorgebracht. Nicht das Kind, das der schuldige Theil ist, sondern den Lehrer hätte man befragen sollen, dem man weit eher als dem Kinde Aufrichtigkeit zutrauen und aus dessen Munde man den richtigen Sachverhalt erfahren konnte. Kein Lehrer ist einem braven und fleißigen Kinde abgeneigt, und selbst wenn er mit einem bösen unzufrieden ist, dauert das nur solange, bis es

Proben seiner Besserung gibt. Dann aber freut er sich und schätzt es umsomehr. Er, der nur das Beste des Kindes will, empfindet da etwas von der süßen Wonne, die auch die Engel erfüllt, wenn ein Sünder Buße thut, und diese Wonne ist um so größer, wenn er sich sagen darf, daß seiner Mühe ein Theil der Besserung zu danken ist. Ich bin Jahre hindurch als Schüler auf der Schulbank gesessen und bewege mich seit vielen Jahren in der Schule als Lehrer der Religion; aber ich habe noch keinen Lehrer und keine Lehrerin kennen gelernt, die ohne Grund mit einem Schüler oder einer Schülerin unzufrieden gewesen wären. Von einer grundsätzlichen Abneigung sah und fand ich schon gar keine Spur. Wohl kann ein Lehrer sich kurze Zeit über ein Kind täuschen und es unrichtig beurtheilen; aber diese Täuschung besteht öfter darin, daß er es für besser hält, als es ist, und nur selten darin, daß er ihm Fehler zumuthet, von denen es frei ist. In diesem Falle wird er sein Urtheil gar bald berichtigen können; denn die Sittsamkeit und der Eifer des Kindes sind seine besten Vertheidiger. So oft ich also die Anklage hörte: Der Lehrer kann mich nicht leiden, kam sie aus dem Munde eines bösen Kindes. Jedesmal hatte derselbe Ursache, mit diesem unzufrieden zu sein. Indem nun Eltern dieser lügenhaften Anschuldigung Gehör und Glauben schenken und wider den Lehrer auftreten, nehmen sie ein böses Kind in Schutz, stützen und steifen sie seine Fehler. Was ist da natürlicher, als daß sie dieselben einst schwer zu büßen haben, wenn das Kind größer geworden, die Heuchlermaske abwirft und in seiner wahren Gestalt, mit allem Trotze und in nackter Rohheit seinen eigenen Eltern gegenübertritt? O wie viele Beispiele dieser Art habe ich schon erlebt! Dieselben Eltern, die wegen ihrer Kinder den Lehrern Scandal aller Art gemacht haben, mußten sich schon nach wenigen Jahren dieselben und noch ärgere Scandale gefallen lassen von ihren Kindern.

Darum, ihr Väter und Mütter! ehret die Lehrer euerer Söhne und Töchter, stützet ihre Auctorität, um euere eigene zu stützen, und strafet, wo sie strafen, um nicht selbst gestraft zu werden! Verständige Eltern beobachten den Grundsatz: So oft das Kind in der Schule gestraft wird, züchtigen auch sie es, wenigstens bestätigen sie die Strafe der Schule. Und durch dieses Zusammengehen mit der Schule gewöhnen sie das Kind an Zucht und Ordnung und zwingen sie es, seine Talente zu entfalten und dadurch einst seine irdische und ewige Bestimmung zu erreichen. Gebildet und gezogen

danken ihnen später die Kinder selber für ihren Ernst und für ihre Strenge, wenn sie in einer anständigen und ehrenvollen Lebensstellung sich sehen. Jetzt sehen sie ein, wie gut man es mit ihnen gemeint hat bei aller Strenge, und wie sie nur dem vernünftigen Zusammenwirken der Eltern mit der Schule ihr Lebensglück zu danken haben. Da geht dann auch die Verheißung in Erfüllung, die der Weise an die Aufforderung geknüpft hat, das Kind wohl zu unterrichten: „Unterweise deinen Sohn, so wird er dich ergötzen und Wonne gewähren deiner Seele." Amen.

Vierte Predigt.

Die religiöse Erziehung der Kinder.

„Ihr Väter, erziehet euere Kinder in der Lehre und Zucht des Herrn!" Eph. 6, 4.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

Fast einstimmig haben die heiligen Väter in der Parabel, welche der göttliche Heiland dem Gesetzeslehrer erzählt, um demselben eine recht handgreifliche Erklärung des Begriffes „Nächster" zu geben, ein treffendes Bild des Sündenfalles, des darauffolgenden Elendes und der erbarmungsreichen Erlösungsgeschichte gefunden. Der Mensch, welcher von Jerusalem nach Jericho hinabstieg, war Adam und mit ihm das ganze Menschengeschlecht. Das hochgelegene Jerusalem, die Stadt Gottes, oder, was sein Name sagt, die Stadt des Friedens, bedeutet das selige Paradies, das tiefgelegene Jericho die Erde. Das war ein erschreckliches, tiefes Hinabsteigen, ein schauerlicher Fall, als Adam durch die Sünde Gott den Gehorsam aufkündete und gezwungen ward, vom Paradiese zur Erde niederzusteigen. Da fiel er denn unter die Räuber, kam durch die Sünde unter die Botmäßigkeit der bösen Geister und aller Feinde des Heiles. Diese zogen ihn aus und raubten ihm Alles, was er hatte, besonders die höheren Gnadenschätze, die ursprüngliche Reinheit und Gerechtigkeit, die Kindschaft und Freundschaft Gottes und die Ruhe des Gewissens. Und sie verwundeten ihn, und zwar an der Seele und am Leibe. Nicht nur dem Verstande und Willen wurden durch Verfinsterung und böse Neigungen die schrecklichsten Wunden geschlagen, sondern das sittliche Verderben traf auch den Leib, der zahllosen Mühen, Krankheiten und Leiden und zuletzt dem Tode anheimfiel. So verletzt ließen die Feinde

des Heiles ihn liegen und freuten sich noch seines Falles. Er war halb todt: besaß wohl noch die vernünftige Anlage, aber gleichwie es einem Sterbenden dunkel wird vor den Augen, so war auch seine Erkenntniß verdunkelt und unsicher; er hatte wohl noch den freien Willen, war aber unfähig, aus eigener Kraft sich aufzurichten und sein Heil zu wirken. In dieser hilflosen Lage fanden ihn Priester und Levit. Darunter ist der alte Bund zu verstehen, der wohl das Elend der Menschen einsah, aber nicht helfen konnte. Der Priester und Levit ging vorüber, die Zeit des alten Bundes lief ab; da kam aber in der Person Jesu der barmherzige Samaritan. Er, der als der heilige Gott die sündige Menschheit hassen sollte, er, der hinwiederum von der verkehrten Welt gehaßt und Samaritan gescholten wurde, er erbarmt sich. Nicht kalt ging er vorüber am Wehe der Menschheit, sondern ward vom innigsten Mitleid erfüllt. Durch Annahme unserer Natur und unserer Armseligkeiten ging er auf uns zu und goß Oel und Wein in unsere Wunden: das Oel seiner tröstlichen Lehre und der sakramentalischen Heilmittel und den Wein seines heiligsten Blutes am Kreuze und im allerheiligsten Altarssakramente. Er verband unsere Wunden, da er durch sein reines Gesetz uns heilige Bande der Zucht anlegte, und nahm uns auf sein Lastthier, d. i. auf seine heilige Menschheit, durch deren Hingabe er uns zur Erlösung brachte. Die Herberge, in die er zur weitern Pflege uns führte, ist seine Kirche, und der Wirth, dem er uns zur Obsorge empfahl, sind seine Stellvertreter, ist das Priesterthum des neuen Bundes. Diesem übergab er zwei werthvolle Denare, nämlich die Vollmacht, das Evangelium zu verkünden, und die Gewalt, die heiligen Sakramente auszuspenden. Ja er hat sogar versprochen, noch mehr daran zu setzen, wenn mehr erforderlich sein sollte, indem er der Kirche auch die Gabe der Wunder und außerordentlicher Gnadenerweisungen gewährte. Nachdem er so bestens für die Menschheit gesorgt, reiste er fort, verließ er die Erde und zog in den Himmel, versprach aber wieder zu kommen, um nach dem Befinden des Pfleglings zu sehen und alle Mühe vollkommen zu belohnen, was geschehen wird am Gerichtstage, an welchem der Herr einem Jeglichen vergelten wird nach seinen Werken. Seht das ist die Erklärung, welche die heiligen Väter von der heutigen Parabel geben. Wenn wir nun an derselben nur zwei Worte anders deuten, dann wird uns diese Parabel auch zu einer Brücke, auf der wir zur Fortsetzung unsers

seitherigen Betrachtungsstoffes übergehen können. Wir dürfen nämlich unter dem verwundeten und ausgeplünderten Menschen nur das hilflose und mittellose Kind und unter der Herberge das elterliche Haus verstehen. Auch dieß ist eine Herberge; denn auch ihm hat der göttliche Heiland das armselige Kindeswesen, nachdem er es aufgehoben und durch die Taufe gewaschen und gebunden hat, zur weiteren Pflege anvertraut und zugleich den Eltern zwei Denare übergeben, die elterliche Liebe und die elterliche Gewalt, um es recht pflegen d. h. erziehen zu können. Diese Pflege umfaßt sein leibliches, sein geistiges und sein ewiges Wohl. Besonders wichtig ist das **ewige** Wohl. Dieß soll erzielt werden dadurch, daß die Eltern die Seelenwunden heilen, die von der Erbsünde noch übrig geblieben sind. Diese Heilung geschieht durch die **religiöse Erziehung**, die den dritten und wichtigsten Pflichtkreis der Eltern bildet. Mit ihm wollen wir heute uns bekannt machen, indem wir mehr als je bauen auf die allerreinste und tugendhafteste Mutter Maria.

Ueber die augenscheinliche Pflicht der Eltern, ihre Kinder für und durch die Religion zu erziehen, würde ich gar kein Wort verlieren, wenn nicht heutzutage jede Pflicht, auch die handgreiflichste, nachgewiesen werden müßte. Hören wir also in Kürze, wie die Vernunft, die Kirche und die heilige Schrift sie gebieten. Die Eltern schulden ihren Kindern religiöse Erziehung. Das folgt schon aus dem Worte Erziehung selber. Was heißt denn erziehen? Es heißt, den Menschen zu dem heranbilden, was er werden soll. Und was soll der Mensch werden? Er soll glückselig werden hienieden und jenseits. Das kann er aber nicht werden ohne Religion. Ohne Religion hat er hienieden keine Glückseligkeit zu hoffen. Hat er auch alle Erdengüter, so fehlt ihm doch das Höchste, der Friede des Herzens, den allein die Religion geben kann. Ohne diesen Herzensfrieden ist er ein unglücklicher Mensch mitten im Ueberflusse. Wie aber, wenn er ohne Güter und Genuß, in Armuth und Trübsal sein Leben verschmachtet, was wird er thun ohne den Trost der Religion? Wollen also Eltern das irdische Glück ihrer Kinder begründen, dann müssen sie dieselben für die Religion gewinnen. Einzig dadurch kann auch ihre ewige Glückseligkeit begründet werden. Ohne Religion kennen die Kinder weder den Weg noch die Mittel zum Himmel. Und doch ist der Himmel das Ziel ihrer Bestimmung

und seine Erlangung die einzige Angelegenheit des Kindes, wie der Eltern. Kann er nur durch die Religion erreicht werden, dann folgt daraus nothwendig, daß die Kinder diese Religion kennen müssen, daß die Eltern ihre Kinder in derselben unterrichten müssen.

Dieselbe Forderung stellt an sie auch die heilige Kirche und zwar dadurch, daß sie die Brautleute vor Eingehung der Ehe einem Examen, einer Prüfung bezüglich ihrer religiösen Kenntnisse unterwirft. Fällt diese Prüfung ungenügend aus, dann kann der Seelsorger gegen die Copulation Einsprache erheben und diese solange aufschieben, bis die Brautleute sich bessere Religionskenntnisse verschafft haben. Diese Anordnung, deren genauen Vollzug die Kirche strenge geboten und oft schon wieder eingeschärft hat, ist um der religiösen Kindererziehung willen gemacht worden. Die Kirche will sich nämlich Gewißheit verschaffen, ob die angehenden Ehegatten ihre Kinder in den Wahrheiten der Religion unterrichten können; deßhalb prüft sie ihre Kenntnisse und besteht darauf, daß dieselben wenigstens auf die wichtigsten und nothwendigsten Glaubenslehren sich erstrecken. Was anders ruft sie ihnen also durch dieß sogenannte Brautexamen zu als die Mahnung: Ihr müsset im Glauben wohl unterrichtet sein, damit ihr einst auch euere Kinder über denselben belehren könnet. Hören wir nun auch noch die heilige Schrift! Schon den Israeliten rief Gott durch seinen Diener Moses zu: „Lehret euere Kinder meine Gebote, wenn du sitzest in deinem Hause und wenn du wandelst auf dem Wege und wenn du dich niederlegst und wenn du aufstehest." Nach diesen Worten sollen also Eltern ihre Kinder in der Religion unterrichten, beständig, an allen Orten, zu Hause und auf dem Wege, und zu jeder Zeit, am Morgen und am Abend. Ebenso gebietet Gott durch den Mund des weisen Sirach: „Hast du Söhne, so unterweise sie." Worin? das ist zwar nicht gesagt, allein wir können es leicht errathen; denn wenn Gott spricht, dann kann er nur eine Unterweisung meinen, die ihn und seine Offenbarung zum Gegenstande hat, also einen religiösen Unterricht, den der heilige Paulus klar mit bestimmten Worten gebietet, mit den Worten, die wir schon kennen: „Erziehet euere Kinder in der Lehre und Zucht des Herrn!" Diese Worte bezeichnen uns auch die Aufgabe der religiösen Erziehung, die Lehre und Zucht des Herrn. Eltern also, die ihre Kinder ohne allen religiösen Unterricht aufwachsen lassen, mit dem Troste, daß derselbe ihnen später schon in der Schule werde ertheilt werden,

verabsäumen damit gerade die erste und heiligste Pflicht, welche sie ihren Kindern gegenüber haben. Allerdings wird die Schule und die Kirche später ihre Kinder belehren; aber diese soll dann nur vollenden und vervollständigen, was die Eltern schon angefangen haben. Diese haben den ersten religiösen Grund zu legen und das soll schon frühzeitig geschehen. Insbesondere ist es die Mutter, die es sich zur Ehre rechnen soll, ihre Kinder frühzeitig mit Gott und mit den wichtigsten Wahrheiten und Geheimnissen der katholischen Kirche bekannt zu machen. Sobald das Kind nur stammeln kann, wird sie es lehren, die heiligsten Namen Jesus und Maria auszusprechen, und sobald es seine Händchen frei und selbstständig bewegen kann, wird sie es unterweisen, das heilige Kreuzzeichen zu machen; sobald es seine Lippen bewegen und Worte aussprechen kann, wird sie ihm das Vater unser, den englischen Gruß und den Glauben an Gott so oft und so lange vorbeten, bis das Kind diese Gebete auswendig kann; sobald es Etwas fassen kann, wird sie ihm vom Jesukinde und seiner Liebe erzählen, es aufmerksam machen auf dessen Folgsamkeit und Gebetseifer und fortschreitend ihm von dessen Wundern und Werken, von seinem Leiden und seiner Verherrlichung sagen und es unterrichten über die Hauptwohlthaten des dreieinigen Gottes. Besonders wird sie Sorge tragen, daß das Kind bald ein kurzes Morgen- und Abendgebet, das Salve Regina oder das Gedenke, den Engel Gottes oder ein anderes Gebet zu Ehren des heiligen Schutzengels erlernt und diese Gebete täglich ehrfurchtsvoll betet. Das Alles und dazu noch die Gebote Gottes und der Kirche soll das Kind bereits inne haben, wenn es zur Schule kommt; das Alles wird eine Mutter ihm beibringen, wenn sie selber Religion hat. Was soll ich mir aber denken von so vielen Müttern, deren Kinder in die Schule treten und weder das Kreuz machen noch das Vaterunser beten können, noch überhaupt, wie es scheint, ein Wort von Gott und Religion gehört haben? Ach ich kann euch gar nicht sagen, wie beklagenswerth und pflichtvergessen dieselben mir vorkommen! Seht, da sitzen sie ganze Vormittage vor dem Spiegel und besorgen in ekelhafter Eitelkeit die Schminke ihrer alternden Wangen und den Schmuck ihres siechen Leibes und verbringen dann die Nachmittage an Vergnügungsplätzen mit dem langweiligsten Klatsche über Moden und Heirathen, über Liebeshändel und Romane und gähnen die halben Nächte im Theater; aber ihr Kind oder vielmehr die Seele ihres Kindes hungert daheim

nach dem Brode der göttlichen Lehre und fällt dem frühen Verderben anheim durch eine entsetzliche Verwahrlosung. Da dressiren und füttern sie den Leib ihrer Kinder, lehren sie Complimente machen und die Worte setzen, kleiden sie in phantastischer Weise und richten sie zu eitlen und koketten Geschöpfen her; aber für die Seele thun sie nichts, für ihren Schmuck fehlt ihnen aller Sinn, und sie machen sich nichts daraus, wenn sie hinsichtlich der Religion mit dem lieben Vieh die gleiche Stufe theilen. Diese gleichgiltigen, glaubenslosen Mütter verdienen den Namen einer Mutter nicht und sind das Kreuz der Familien und die Schande ihrer Kirche. Arme Kinder! wie viel Ursache habet ihr, euch unglücklich zu fühlen, wenn euere Mutter auch in Sammt und Seide geht und eine gnädige Frau heißt! Wie dürft ihr trauernd niederschauen zum Sohne, zur Tochter des Taglöhners oder des Arbeiters und Handwerkers, die eine Mutter haben, die zwar arm ist, aber doch Religion hat! Die fehlt aber euerer Mutter und darum seid ihr bedauernswerth trotz des Ueberflusses, der euch umgibt! Ohne Kenntniß der christlichen Lehre wachsen solche Kinder natürlich auch auf ohne **christliche Zucht**. Diese aber ist der zweite Punkt der religiösen Erziehung und fast das ausschließliche Werk der Eltern.

Kann die verabsäumte Unterweisung in den religiösen Wahrheiten durch die Schule vielleicht noch nachgeholt werden, so ist diese doch nimmermehr im Stande, dem Kinde auch die christliche Zucht zu geben. Was Lehrer und Seelsorger in dieser Beziehung auch thun mögen, alle Anweisungen und Ermunterungen zum christlichen Leben werden eitel und verloren sein, wenn die Eltern nicht die ihnen obliegende Schuldigkeit thun. In diesem Falle wird dann zu Hause schnell Alles wieder zerstört, was Lehrer und Seelsorger gut gemacht haben; keinesfalls werden ihre Bemühungen von Dauer und Nachhaltigkeit sein. Diese christliche Zucht bildet sodann den eigentlichen Kern der Erziehung; denn ohne sie bleibt sogar auch die beste Unterweisung in den Religionswahrheiten ohne Erfolg, Frucht und Gewinn. Was wird es helfen, um alle Glaubenssätze zu wissen und in denselben noch so fest begründet zu sein, wenn nicht auch das fromme Leben, der Wandel aus und nach dem Glauben noch hinzukommt? Diese christliche Zucht muß so frühe als möglich begonnen und so lange als möglich fortgesetzt werden; sie hat vornehmlich eine dreifache Aufgabe: Bekämpfung der bösen Neigungen, Anleitung zur Frömmigkeit und

beständige Ueberwachung. — Schon frühzeitig fangen die bösen Neigungen, besonders der Eigensinn, sich im Kinde zu regen an. Es kann noch nicht gehen und noch nicht reden, aber es ist bereits eigensinnig und zeigt dieß durch sein Schreien und Zappeln, so oft es nicht nach seinem Willen geht. Diesem Eigensinne nun darf in keiner Weise nachgegeben werden und sollte selbst die Ruthe nothwendig sein, um ihn zu bändigen. So lehrt es die göttliche Weisheit selber mit den Worten: „Laß dem Sohne seinen Willen nicht in der Jugend und habe auf seine Gesinnungen Acht. Beuge seinen Nacken in der Jugend und schmeidige seine Lenden, so lange er jung ist, damit er nicht verhärte und dir nicht mehr glaube, was dich schmerzen würde in der Seele!" Darum, ihr Eltern! laßt euch doch nicht weichherzig und schwach finden und füget euch nicht in die Launen eueres unverständigen Kindes. Laßt es schreien und stampfen, und will es nicht nachgeben, dann züchtiget es in empfindlicher Weise! Das Kind muß nach euerem Willen, nicht aber müsset ihr nach seinem Willen euch richten. Habt ihr euch einmal zu seinem Sklaven gemacht, dann werdet ihr es immer bleiben, das Kind wird euch Alles abzuschmeicheln oder abzutrotzen wissen und eine immer ärgere Tyrannei über euch ausüben, während es durch seinen Eigensinn sich selber in unheilbares Verderben stürzt. Ziehet also euere Kinder zu allererst für den Gehorsam! Nach dem Eigensinne oder vielmehr mit demselben erwacht auch der Zorn. Ungehalten und mißmuthig gibt es finstere Blicke von sich, zeigt sich erbittert in Mienen und Geberden, öffnet den Mund zu Schmähungen und Schimpfworten und erhebt wohl gar die Hand zum Zuschlagen. Eltern! duldet doch dieß heftige Wesen des Kindes nicht, widersteht aus allen Kräften diesem Zorne. Geschieht dieß nicht, dann wird dieß Kind einst ein arger Flucher, ein Händelstifter und Raufer, ein Prozeßkrämer und vielleicht ein Todtschläger werden und ihr müßt es euch gefallen lassen, wenn es sich an euch selber vergreift und mit ruchloser Hand euch vergewaltiget. Darum gewöhnt euere Kinder von Jugend auf an ein sanftes und geduldiges Wesen und wehrt ihm besonders ab, wenn es einen Fluch aussprechen oder Jemanden Schimpfnamen geben will. An die genannten bösen Neigungen schließt sich gar bald auch die Eitelkeit an. Das Kind will gelobt werden und rühmt sich selbst, es verlangt nach schönen Kleidern und liebt den Putz und sucht die Bewunderung Anderer, es strebt nach Ehren

und Auszeichnungen und zeigt sich verletzt durch den leisesten Tadel. Wie unverständig ist es nun, wenn die Eltern die wirklichen oder vermeintlichen Vorzüge desselben preisen und zwar in Anwesenheit des Kindes, wenn sie ihm vorsagen, wie gut ihm dieß oder jenes Kleid stehe, wenn sie überhaupt die Pfleger des Stolzes und die Lehrer der Gefallsucht werden! Sie sollten gerade das Gegentheil von alledem thun, sie sollten dem Kinde öfter sagen und zeigen, wie wenig es ist, weiß und kann, wie all seine Anlagen, Kräfte und Fähigkeiten eine Gabe Gottes sind, dem alle Ehre und aller Dank gebühre, und wie es demüthig Alles von Gott erflehen müsse; sie sollten es aufmerksam machen, wie hunderte und tausende es weit übertreffen, und wie nur das Wohlgefallen Gottes allein Werth und Geltung hat, und wie der Demüthigste bei Gott am meisten in Gnade steht; sie sollten es endlich hie und da in der Demuth üben, jedoch so, daß dadurch auch ihr Ehrgefühl nicht abgestumpft wird. Eine besonders schlimme Neigung ist der frühzeitig zu Tage tretende Hang zur Falschheit und Verstellung oder zur Lüge nach dem ganzen Umfange dieses Wortes. Da mögen denn Eltern sich besonders vorsehen, daß nicht dieß häßliche und schädliche Unkraut überhand nimmt, ehe sie es ahnen. Wenn sie bei anderen Fehlern wieder und wieder durch die Finger sehen, dann sollen sie doch schon die erste Lüge auf empfindliche Weise bestrafen und strenge darauf halten, daß das Kind ihnen offen Alles mittheilt und selbst seine Fehler aufrichtig eingesteht. Thun sie das, dann mögen diese ihnen, so weit es möglich ist, ungeahndet verziehen werden. Gleiche Vorsicht und Strenge müssen die Eltern anwenden, damit nicht das Kind der Naschhaftigkeit anheimfällt; denn ein naschhaftes Kind ist in der Regel verloren an Leib und Seele. Seht da, wie viele böse Neigungen zu bekämpfen sind und zwar gleich anfangs, in zartester Kindhe t. Wird dieser Kampf verschoben, dann wird er er nicht bloß mühsamer und schwieriger, sondern auch nicht selten geradezu erfolglos, und es bewahrheitet sich das Wort der heiligen Schrift: „Hat ein Jüngling seinen Weg gewohnt, so weicht er nicht davon ab, wenn er auch alt geworden" (Prov. 22, 6). Während aber die Eltern so dem Bösen wehren, müssen sie auf der andern Seite auch das Gute pflegen, sie müssen nicht bloß die bösen Neigungen bekämpfen, sondern auch zur Tugend anleiten. Und da ist das Erste, daß sie dem Kinde Lust und Liebe zum Gebete einflößen und es zur genauen Verrichtung seiner pflichtschuldigen Gebete, des

Morgen-, Abend- und Tischgebetes anhalten. Eltern! all' euer Mühen und Sorgen wird nichts fruchten, wenn euere Kinder nicht beten. Zeiget ihnen darum, wie ehrenvoll das Gebet für den Menschen ist, der da mit der höchsten Majestät, mit Gott selber reden darf; wie nothwendig es ist, da wir durch das Gebet uns erst die Gnaden erbitten müssen, die zu einem frommen Leben unerläßlich sind; wie gewinnreich es ist, da wir durch dasselbe Hilfe in allen Nöthen und Gefahren erlangen, und wie trostreich es ist, da es uns Hoffnung und Frieden gewährt da, wo sonst jede Hoffnung abgeschnitten und jede Freude erloschen scheint. Und sorget dann, daß sie ihre Gebete allzeit mit Andacht und Ehrfurcht, in würdiger Haltung und Stellung, langsam und deutlich, ohne Eile und Hudelei verrichten. Haltet sie ferner frühzeitig zur täglichen Anhörung der heiligen Messe an! Wie können doch katholische Eltern an den Werth und an die Verdienstlichkeit dieses Opfers glauben und doch gleichgiltig zusehen, daß ihre Kinder dasselbe aus Trägheit vernachlässigen! Wie können sie der thörichten Besorgniß Raum geben, daß die Gesundheit der Kinder Schaden leide, wenn sie eine halbe Stunde lang in der Kirche weilen, während sie kein Bedenken tragen, sie im tiefsten Winter stundenlang auf der Gasse oder auf dem Eise umherlaufen zu lassen! Ach, ihr Eltern, wenn ihr wüßtet, welche Stärkung eueren Kindern zu Theil würde, welch' kostbare Gnaden sie empfangen, wenn ihr sie zum täglichen Besuche der heiligen Messe anhieltet, ihr würdet das mit allem Ernste und Nachdrucke thun! Ein weiteres Mittel zur Frömmigkeit ist der öftere Empfang der heiligen Sakramente. Darum hat es die Kirche den Pfarrvorständen zur Pflicht gemacht, daß sie die schulpflichtige Jugend wenigstens viermal im Jahre zum Empfange derselben anhalten. Mit Recht; denn auch das Kind schon bedarf öfter des heiligen Bußsakramentes, weil es immer wieder und zwar täglich sündigt, und es braucht die gnadenvolle Speise des göttlichen Tisches, weil es nur mittels derselben seinen Glauben und seine Unschuld bewahren kann. Deßhalb finde ich es geradezu unbegreiflich, wie manche Eltern gegen den öftern Empfang dieser heiligen Sakramente Etwas einzuwenden haben und selbst ihre Kinder zurückhalten. Fürchten sie vielleicht, die Kinder möchten zu fromm werden, oder geschieht es, weil der öftere Empfang der Heilsgeheimnisse von Seite der Kinder eine gar zu große Beschämung für die elterliche Lauheit wäre, die an einer einzigen Beicht und Communion im ganzen

Jahre schon übersatt hat? Wie gewissenlos müssen doch Eltern sein, die ängstlich und ungehalten werden, wenn ihre Kinder alle Monate zum Tische des Herrn gehen; aber ohne Bedenken und Sorge bleiben, wenn sie allwöchentlich das Theater besuchen und täglich auf Kellern und in Gartenwirthschaften sich herumtreiben. Für solche Eltern habe ich gar keinen Namen, aber ihre armen Kinder dauern mich, die oft mit dem besten Gemüth, mit dem weichsten Herzen ausgestattet, durch solche ungeheuerliche Eltern zur Genußsucht, Sinnlichkeit und Ausschweifung mit Gewalt gebracht werden, da sie so leicht wären zur Tugend und Frömmigkeit zu führen gewesen. Fromme Eltern werden dagegen sich freuen, wenn sie ihre Kinder voll Verlangen nach den sakramentalen Gnaden der Buße und des heiligen Frohnleichnams sehen, weil sie darin die beste Bürgschaft haben, daß dieselben noch unverdorben sind und auch einst die Wege der Gottseligkeit wandeln werden. Auf diesem Wege werden sie dieselben noch bestärken dadurch, daß sie die Kinder anleiten, täglich sich zu verleugnen, voll Ergebung die verschiedenen Beschwerden und Leiden zu ertragen, Alles in guter Meinung zu thun und voll Liebe Jesus und Maria, diese zwei unübertreffichen Muster der Tugend, nachzuahmen. — So haben die Eltern beide Hände beschäftiget, um dem Kinde die Zucht des Herrn mitzutheilen. Während sie mit der einen abwehren, müssen sie mit der andern leiten und führen; während sie mit der einen niederreißen, ausrotten, ist die andere beschäftigt, aufzubauen und anzupflanzen, und demnach gilt auch von ihnen, was einst dem Propheten Jeremias gesagt wurde: „Ich habe dich gesetzt, daß du ausreißest und niederreißest, zerstörest und zerstreuest, aufbauest und pflanzest" (I. 10). Und indeß sie das thun, müssen sie noch beide Augen offen halten, damit nicht, während sie schlafen, der Feind komme und Unkraut säe, damit nicht eine fremde Hand all' ihre Mühen vereitle durch Verführung der Kinder. Diese haben in der Taufe einen kostbaren Schatz erhalten, das Kleinod der Taufunschuld. Soll diese bewahrt werden, dann müssen die Eltern unablässig wachen. Vorerst über das unmündige Kind, dem schon zahllose Feinde auflauern. Da sind böse und verdorbene Spielgenossen, von denen es Dinge sieht und lernt, die ich nicht nennen kann, welche die entsetzlichsten Folgen haben. Darum müssen die Eltern sich wohl umsehen, wo ihr Kind weilt und mit wem es verkehrt. Aber nicht bloß auf den Gassen und in fremden Häusern droht

der kindlichen Unschuld das Verderben; dasselbe spritzt das Gift der Verführung nach ihm vielleicht im elterlichen Hause selber und in der unmittelbaren Nähe der Eltern. Ein nichtswürdiger Dienstbote, sogar eines der eigenen Geschwister vielleicht, reizt es zu Sünden aller Art. Und was menschliche Bosheit nicht thut, das geschieht vielleicht durch schlechte Bücher und Bilder. Darum wachet, ihr Eltern, folget euern Kindern sozusagen auf allen Schritten und Tritten nach, kümmert euch um ihre Genossen, um ihre Spiele, um ihre Gespräche und ihre Lektüre. Seid selber vorsichtig in eueren Handlungen und in all' euern Reden. Wie kann ein Kind unschuldig bleiben, wenn es im Hause die anstößigsten Handlungen täglich sieht und die unbedachtesten, ja sittenlosesten Reden hört, die nicht etwa von den Untergebenen, sondern von den Eltern selber geführt werden? Es ist entsetzlich, wie viel man sich in Gegenwart der Kinder erlaubt und welche Gegenstände besprochen werden, die nicht nur über ihr Alter hinaus sind, sondern auch von einem christlichen Munde gar nicht besprochen werden sollen. Ja, heißt es, das versteht das Kind nicht. Ei, es versteht Solches schon, und wenn nicht, dann denkt es nach, wird neugierig und forscht solange, bis es das Gift der Unsittlichkeit entdeckt hat. Tausend und Tausend Kinder sind auf diese Weise schon vergiftet und verpestet worden und haben sich in Lastern gewälzt, von denen ihre Eltern keine Ahnung hatten, die sie aber verantworten müssen, weil sie nicht wachsam genug waren. Diese Wachsamkeit muß aber nicht bloß auf die Jahre der Unmündigkeit sich einschränken, sie umfaßt auch die Jünglingszeit und dauert fort, wenn auch die Kinder außer dem Hause sind zur Lehre oder zu ihrer sonstigen Ausbildung. Mit den zunehmenden Jahren nehmen ja auch die Gefahren zu, in die jugendlicher Uebermuth, sinnliche Liebe und schlechte Gesellschaft stürzen können. Da ist es heilige Pflicht der Eltern, das Anknüpfen von Bekanntschaften zu verhindern, solchen bereits begonnenen Verhältnissen mit aller Entschiedenheit entgegen zu treten und ein rasches Ende zu machen. Wenn ihr euere Kinder nicht anders versorgen könnet, als dadurch, daß ihr sie jahrelang in Bekanntschaft hinleben lasset oder, was noch ärger ist, für sie selber werbet und sie gleichsam wissentlich der Unsittlichkeit überliefert, um so eine nachfolgende Verehelichung zur unabweisbaren Nothwendigkeit zu machen, dann sieht es traurig genug aus, und dann möget ihr und euere Kinder des göttlichen Fluches gewiß sein. Das mögen

sich jene zahlreichen Eltern merken, die gegen die Bekanntschaft ihrer Kinder nicht nur nicht auftreten, sondern sie begünstigen, und besonders jene Mütter, die sich zu Kupplerinnen ihrer Töchter herabwürdigen.

Wehe, wehe und tausendfaches Wehe diesen seelenmörderischen Eltern! Ach meine Wangen erröthen beim Andenken an ihre Frevel, und meine Zunge sträubt sich, ihre Teufeleien zu schildern. Ich müßte ja reden nicht von Eltern, die ihre Kinder nie zur Tugend anleiten, die alle Keime des Bösen sich entwickeln lassen, die zwar Alles für den Leib, aber nichts für die Seele des Kindes thun, sondern von Eltern, welche diese Seele verhandeln, von Müttern, welche die Kupplerinnen ihrer eigenen Töchter werden und um den Preis einer Heirath alle menschlichen Gefühle ersticken und zu den entsetzlichsten Freveln sich verstehen. Und wie viele sind solcher Mütter, die voll Versorgungswuth ihre und der eigenen Kinder Schande gar nicht mehr sehen. Doch laßt mich schweigen! Ich habe euch gezeigt, wie die religiöse Erziehung beschaffen sein soll; die Kehrseite will ich nicht aufdecken, will nicht darlegen das wirkliche Leben; denn wer sehen will, hat es ohnehin vor Augen. Nur das sage ich noch: Eltern! Euer eigenes Heil hängt vom Heile euerer Kinder ab. Nimmer könnt ihr selig werden, wenn durch euere Schuld euere Kinder verloren gehen. Ihr entsinnt euch noch dessen, was ich zum Schlusse der vorletzten Sonntagspredigt gesagt habe. Ich habe euch erinnert an die Verantwortung, die euch droht, wenn ihr den Leib des Kindes verkümmert und sein Vermögen verschwendet. Tausend und Millionenmal mehr werth ist seine Seele. Welche Verantwortung wird es nun sein, wenn diese durch euch zu Grunde gegangen! Ihr könnt keine Ruhe haben im Jenseits in Ewigkeit. Euer Gebein morscht im Grabe, auf euerer Seele ruhen die Sünden euerer Kinder und Kindeskinder. Auf euerer Seele ruht der Fluch, der Fluch euerer Kinder. Welch ein Grauen, wenn ihr sie nachkommen sehet in die Hölle; welch ein gräßliches Wiedersehen, wenn es in euere Ohren dröhnt: Fluch dir Vater, Mutter, durch dich habe ich Alles verloren! Fluch euch, unbarmherzige Eltern, Mörder meiner Seele, denn durch euch bin ich unglücklich auf ewig! Und dieser Fluch hat einen doppelten Nachklang. An ihn reiht sich der Fluch der Kirche und der Fluch Gottes an. Wollt ihr diesem Fluche entgehen und ihn in einen dreifachen Segen verwandeln, dann erziehet euere Kinder in der Lehre und Zucht des Herrn. Amen.

Fünfte Predigt.

Erfordernisse von Seite der Eltern zu einer guten Erziehung der Kinder.

„Sehet zu, daß ihr keines von diesen Kleinen verachtet!" Matth. 18, 10.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

Das vorgelesene Evangelium bezeichnet euch schon das Fest, welches die heilige Kirche heute feiert, es ist das Fest der heiligen Schutzengel. Schutzengel! welch ein herrliches, ehrendes und erquickendes Wort, das auch im Herzen des schlechtesten Menschen noch einen süßen Nachklang hat und ein Verlangen nach höheren Gütern erweckt. Es erinnert ja an jene edlen Geister, die in Reinheit und Schöne erschaffen allzeit das Angesicht des Vaters im Himmel geschaut haben; an jene lichtvollen und weisheitbegabten Wesen, die schon entzücken durch die schwache Vorstellung, die wir von ihnen uns machen können. Und diese herrlichen Geister dienen uns, sind zum Schutze uns bestellt! „Sind sie nicht alle dienende Geister, ausgesandt zum Dienste derer willen, welche die Seligkeit ererben sollen?" (Hebr. I, 14.) Wie hebt sich meine Brust bei dem Gedanken: Sieh, an deiner Seite weilt bei Tag und bei Nacht ein heiliger Engel, einer der himmlischen Fürsten, und hat Acht auf dich und ist jeden Augenblick bereit, dich zu schirmen an Leib und Seele, damit du ja dich nicht verletzest und keinen deiner Füße schädigest. Und dieser Ehre erfreut sich auch der letzte und niedrigste aller Menschen. Wie gering Einer auch dastehen mag, unbeachtet von aller Welt und vergessen und verachtet; wie tief gesunken und verkommen du sein magst, so daß du von Gott und seinen Heiligen

allbereits verlassen scheinst und ausgeschlossen bist aus dem gnadenreichen Schooße deiner Kirche und aus der Gemeinschaft der Heiligen: von deinem heiligen Schutzengel bist du doch nicht vergessen und verlassen, sondern mahnend und hütend folgt er dir ungeachtet deiner Sünden, bis dein letztes Stündlein hier auf Erden schlagen wird. Muß dieser Gedanke dich nicht rühren und erquicken, muß er dich nicht bewegen, den Einsprechungen dieses Engels einmal Gehör zu geben und ihm endlich jene Freude zu bereiten, die eine aufrichtige Buße ihm bereitet? Was brauchen wir da zu fürchten, wenn wir solche Beschützer haben? Sie können weder überwunden, noch hintergangen werden, am allerwenigsten aber selbst uns hintergehen; denn sie sind treu, sie sind klug, sie sind mächtig. O, wenn auch jene, welche die sichtbaren Gehilfen der Schutzengel sein sollen, wenn auch jene Menschen, die gleich den Engeln für unser leibliches und ewiges Wohl zu sorgen haben, ihnen gleichen würden an Treue und Eifer, dann hätte es keine Noth, dann wären wir von Kindheit an gesichert wider alle Gefahren und Verirrungen, wenigstens müßten Alle recht bald wieder zurückkehren auf die verlassenen Pfade des Heiles. Wenn besonders die Eltern sich als sichtbare Schutzengel ihrer Kinder betrachteten, dann wäre es unmöglich, daß dieselben schon so frühzeitig geärgert und eine Beute der Verführung würden. Euch, ihr Eltern! gilt darum zumeist die Warnung des Erlösers: „Sehet zu, daß ihr keines aus diesen Kleinen verachtet; denn ich sage euch: ihre Engel im Himmel schauen immerfort das Angesicht meines Vaters, der im Himmel ist." Blicket demnach empor zu ihnen und lernet von ihnen die **Erfordernisse** kennen, die euch nothwendig sind, um das Geschäft der Kindererziehung nach dem Willen Gottes besorgen zu können. Diese Erfordernisse auf Seiten der Eltern bilden den Inhalt unserer heutigen Betrachtung. Indem wir dieselben von den Engeln lernen, knüpft diese Betrachtung nicht bloß an die vorausgehenden an, sondern entspricht auch dem heutigen Feste, da sie zugleich zur Ehre der heiligen Schutzengel ist. Unter ihrem Beistande und der Fürbitte Unserer Lieben Frau gewärtig beginnen wir sie im allerheiligsten Namen Jesu.

Fragen wir, warum die heiligen Engel sich herbeilassen, uns, die wir doch weit unter ihnen stehen und ihres Schutzes gar oft

nicht würdig sind, dennoch treu zu begleiten und vorsorglich zu schirmen, dann finden wir den Grund in ihrer inbrünstigen Liebe zu Gott. Sie schützen uns, weil sie Gott lieben, der sie zu unserm Schutze erkoren und beauftragt hat. Ihr Zusammenhang mit Gott, ihre Hingabe an ihn nöthiget sie, auch für uns sich hinzugeben, damit die heiligen Absichten Gottes an uns erfüllt, und wir unserer Bestimmung entgegengeführt werden. Die Liebe zu Gott oder um einen weiteren Ausdruck zu wählen, die Religiösität ist die erste Eigenschaft, welche von den Eltern zum Behufe einer wahren Kindererziehung gefordert werden muß. Schöpfer des Kindes in letzter Linie ist Gott, und Gott hat ihnen das Kind anvertraut, damit sie für ihn und für den Himmel es erziehen. Geschicht das nicht, dann werden die Absichten, die Gott mit dem Kinde hat, vereitelt und dieses selber wird ein unglückseliges Geschöpf, weil es seine Bestimmung verfehlt. Das mögen Eltern wohl bedenken. Fehlt es ihnen an der Religion, dann sind sie Feinde Gottes und die ärgsten Feinde ihrer eigenen Kinder. Haben sie ihre ganze Jugendzeit ohne Gott im Laster und im Unglauben hingebracht, so müssen sie doch wenigstens mit dem Eintritte in den Ehestand wieder zu Gott sich gewendet haben, wenn auch nicht im eigenen Interesse, so doch im Interesse ihrer Kinder. Eltern, betrachtet doch recht oft euere Kinder und saget euch dabei: Ich bin nicht der unumschränkte Herr und Eigenthümer dieser Kinder, sondern nur ihr Wächter und Führer; sie sind ein mir von Gott anvertrautes Pfand, das ich treu bewahren und wieder zurückgeben muß. Das werde ich aber nur dann können, wenn ich selbst es mit Gott halte, an ihn glaube und ihn liebe, wenn ich Religion habe. Betrachtet euere Kinder recht oft und saget dann zu euch: Welchen Dienst werde ich ihnen wohl erweisen, wenn ich sie für die Welt erziehe? Ich helfe ihnen dann wohl zu Ehren und Ansehen, zu Gütern und Schätzen, zu Genüssen und Wohllüsten; aber diese Ehren sind vergänglich, diese Genüsse sind trügerisch, diese Güter sind hinfällig. Ueber Kurz oder Lang werden sie meinen Kindern wieder entrissen werden, jedenfalls raubt ihnen das Alles der Tod. Wie? soll ich ihnen nichts Besseres zu geben wissen? Was wird sie da erwarten nach diesem Leben? Soll ich sie denn ewig zu Grunde gehen lassen? Soll ich es sein, der die Hölle ihnen bereiten hilft? Nein, das kann und darf ich nicht; denn da würde ich sie ja hassen, die ich doch liebe wie mein eigenes Leben. Also

fort mit dem Unglauben! Ich muß wieder religiös werden, muß nach Glaube und Liebe streben, damit ich auch sie in der Religion erziehen kann. Würde das recht oft beherziget, dann gäbe es sicher nicht jene leichtsinnigen Eltern, von denen wir vor acht Tagen gehört haben, dann würden Eltern sich wohl hüten, in Gegenwart der Kinder über die Religion zu spotten, Kirche, Priester und religiöse Institute zu lästern und lächerlich zu machen und so ihre Kinder schon zu Religionsspöttern, Kirchenverächtern und Priesterfeinden zu machen. Wisset ihr, wohin dieß führen wird? Dahin, daß euere Kinder früher oder später euch selber verachten und verspotten werden. Das ist ganz natürlich. Habet ihr selbst keine Religion, dann werdet ihr auch den Kindern keine beibringen und selbst die ihnen wieder aus dem Herzen nehmen, welche durch die Kirche und Schule ihnen beigebracht worden ist.

Haben aber die Kinder keine Religion, dann werden sie auch die Gebote der Religion nicht beobachten. Unter diesen ist aber auch das Gebot: „Du sollst Vater und Mutter ehren!“ Was wollen denn Eltern thun, wenn ihre Kinder ihnen ehrfurchtslos und störrig, grob und widerspenstig begegnen, so oft es nicht nach ihrem Sinne geht? Wollen sie ihnen zurufen: „Du sollst Vater und Mutter ehren!“ Hohnlachend werden diese erwidern: Ach, Thorheit und Lächerlichkeit, was kümmert mich dieß Gebot; ich glaube ja nicht an Gott und fürchte also auch seine Gebote nicht. In der That habe ich bisher immer die Erfahrung gemacht, daß glaubenslose Eltern von ihren Kindern keinen Dank erleben, wenn sie für deren zeitliche Wohlfahrt sich auch ganz aufgeopfert haben. Dieselben bereiten ihnen Verdruß über Verdruß und Schande um Schande durch ihr ungeordnetes, schwelgerisches und ausschweifendes Leben. Und wenn auch das nicht geschieht, dann ist doch keine herzliche Hingabe, keine so treue Anhänglichkeit da, wie sie durch die Religion begründet wird. Es ist Alles nur Aeußerlichkeit, natürlich-sinnliches Wesen, Sache des Gefühles, der Mode, des Anstandes, es fehlt aber den Kindern das Bewußtsein, daß ihre Liebe zu den Eltern eine heilige Pflicht sei. Das zeigt sich besonders beim Tode der Eltern. Nicht nur, daß die Kinder keine Sorge tragen, daß derselbe gottselig ausfällt, sie haben ihre Eltern auch bald vergessen. Sie besuchen vielleicht hie und da noch das Grab der Eltern, aber nur so im Vorbeigehen und um doch nicht den Vorwurf gänzlicher Gefühllosigkeit auf sich zu laden. Daß sie auch für die Seelenruhe der Eltern

beten sollten, das kommt ihnen nicht in den Sinn. Ein einziges, zerstreutes Vaterunser beim Trauergottesdienste und die paar Weihwassertropfen, die sie bei der Beerdigung auf den Sarg sprengen, das ist Alles, damit sind sie quitt mit den Eltern. Warum auch nicht? Sie haben gegeben, was sie von ihnen empfangen haben. Vielleicht wird auch das den Eltern nicht zu Theil, weil die Kinder der Beerdigungsscene ausgewichen sind. Das hätte sie zu sehr angegriffen, sie mußten sich zerstreuen. Großer Gott, zerstreuen, wenn der Vater zu Grabe getragen wird? Da muß ich seiner Seele gedenken! Ach nein, sagt der Sohn, er hat ja keine. Was mich schmerzt, ist nur, daß ich ihn nicht mehr sehe. Seht, dieß ist eine Trauer wie um ein verendetes Thier. Wer hat ihnen aber solche empörende Grundsätze beigebracht? Es waren eben diese Eltern. Das kommt mir fast vor, als ob denselben kein Gebet mehr helfen könnte, weil keines für sie verrichtet wird. Steht es aber, was ich wünsche, besser, dann werden sie doch vergebens rufen: Erbarmet euch meiner, erbarmet euch meiner, wenigstens ihr meine Kinder. Es wird ihnen kein Erbarmen, weil sie selbst glaubenslos solche glaubenslose Kinder groß gezogen haben. Hätten sie Religion besessen, dann würden ihnen fromme Kinder nicht nur heiße Thränen, sondern auch inbrünstige Gebete und gute Werke aller Art nachgesendet haben. Darum, ihr Eltern, wenn ihr euch selbst liebet und dankbare Kinder haben wollet im Leben und nach dem Tode, dann befleißet euch einer ächten Religiösität, um auch euern Kindern sie mittheilen zu können. Dieß ist das erste und nothwendigste Erforderniß. Ist dasselbe vorhanden, dann werden wir die heiligen Engel leicht auch in den andern Eigenschaften nachahmen können. Eine solche ist ihre Auctorität.

Die Engel sind so geartet, betragen sich der Art, daß wir sie achten müssen. Heilig und geordnet ist ihr Leben, und keine Mängel sind an ihnen zu treffen. Nie vergessen, nie vergeben sie sich, sondern ohne alle Leidenschaft, ohne Herabwürdigung besorgen sie unsere Leitung. Wenn man uns von ihnen sagt, dann durchdringen uns immer Gefühle der Ehrfurcht und Hochschätzung. Diese Gefühle müssen auch die Eltern ihren Kindern einflößen und werden sie ihnen einflößen, wenn sie ihre Auctorität wahren, wenn sie bemüht sind, untadelig in den Augen der Kinder dazustehen. Nur so wird ihr Wort Glaubwürdigkeit und ihre Mahnung Erfolg haben. Was soll das Kind sich denken, wenn es am Vater, an der Mutter selber

die Fehler sieht, welche sie ihm verbieten, wenn Beide selber vernachlässigen, wozu sie das Kind anleiten? Muß es nicht gleich dem jungen Krebse in der Fabel sagen: Höre du selbst auf rückwärts zu gehen, muß es nicht in gleicher Weise zu seinen Eltern sagen: Thut mir erst vor, was ihr mich thun heißet! Muß es nicht den Eltern zurufen: Arzt, heile dich selber zuerst! Welchen Respect kann ein Kind vor seinem Vater haben, wenn es ihn so oft betrunken nach Hause kommen sieht und dann sein Poltern und Toben hört und sein unvernünftiges Wesen schaut? Pfui, schäme dich, du Vater mit deiner Trunksucht, wenn du nicht willst, daß das Kind dich verachten und sich schämen soll, dich zum Vater zu haben! Sieh heute bist du dem unvernünftigen Thiere gleich und morgen willst du als Erzieher deines Sohnes auftreten? Das geht nicht an; denn er kann dich nicht ehren, er kann dir nicht glauben. Welche Achtung können Kinder vor ihrer Mutter haben, wenn sie dieselbe allerlei Winkelzüge machen und Schleichwege gehen sehen, wenn sie die lächerliche Hoffart schauen, womit dieselbe trotz ihrer Falten im Gesichte und trotz der ergrauenden Haare noch dem Putze und der Gefallsucht sich ergibt, oder wohl gar in Erfahrung bringen, daß sie in ihrer Jugend nicht des besten Wandels sich rühmen konnte oder in Punkten der ehelichen Treue nicht probehaltig sei? Lasset diese unausgesetzt ihrer Tochter vorpredigen und ihr Wahrheitsliebe, Bescheidenheit und Sittsamkeit einschärfen, es wird doch vergebens sein; denn ihr eigener Wandel zerstört die Wirksamkeit ihrer Worte. Nun denkt euch erst Eltern, die im beständigen Hader miteinander leben, sich alle möglichen Vorwürfe machen, die niedrigsten Schmähworte sich entgegenschleudern, vielleicht sich auch gegenseitig ein Sündenregister der unerbaulichsten Dinge vorsagen, sich sogar gegenseitig an einander vergreifen, und das Alles hört und sieht das Kind: was muß es sich denken, wie muß es gegen diese Eltern gleichgiltig und wegwerfend gesinnt werden? O Kind, du bist in eine Räuberhöhle, in eine Mordgrube hineingerathen! Wahrlich, ich kann es begreifen, wenn du sagst: Ich kann keine Achtung vor meinem Vater haben, der meine Mutter alle Wochen mißhandelt, ich kann keine Liebe empfinden zu einer Mutter, die so zanksüchtig und gehässig ist, ich kann Eltern nicht schätzen, denen ich alle ordentlichen Leute aus dem Wege gehen sehe. Solche Eltern zu achten und zu lieben ist nicht leicht. Mißfällt dir, mein Kind, dieser Wandel, dann laß ihn dir zum warnenden Beispiele sein

und bete ja recht eifrig für deine Eltern, damit sie sich ändern und bessere Wege gehen! Wie aber, wenn dem Kinde dieß ehrlose Betragen der Eltern nicht mißfällt oder vielmehr, wenn es dasselbe nachahmt, welche Folgen wird dieß haben? Die mögt ihr euch denken, die mögt ihr mit eigenen Augen euch beschauen, da sie leider oft genug zu sehen sind; ich aber habe weder Lust noch Beruf, in diesen Sündenpfuhl meine Zunge einzutauchen und all die unnatürlichen und empörenden Greuel einer solchen Familie zu schildern. Wo aber haben sie ihre Quelle? Im Mangel der elterlichen Auctorität. Eltern dürfen sich nie, am allerwenigsten vor ihren Kindern eine Blöße geben, wenn sie nicht wollen, daß sie deren Spielball und der Gegenstand ihres Spottes werden. Als Stellvertreter Gottes müssen sie ein würdiges Benehmen pflegen gleich den heiligen Schutzengeln, die nie einen Anlaß geben, ihre Auctorität zu verlieren. Zu dieser Auctorität kommt dann noch, daß sie ihre Schützlinge nach gleichen Grundsätzen führen.

Was der eine von seinen Pflegebefohlenen verlangt, das fordert auch der andere von dem seinigen; was mein Schutzengel an mir tadelt, das tadelt auch der deinige an dir. Mein und dein Schutzengel kommen nie in Widerspruch bezüglich ihrer Grundsätze, so daß etwa mein Engel loben würde, was der deine tadelt. Dieselbe Einigkeit in den Grundsätzen müssen nun auch die Eltern haben, wenn die Erziehung ihrer Kinder gedeihen soll. Es ist wahr, schon von Natur aus liegt ein Unterschied, sogar ein scheinbarer Gegensatz im Charakter der Eltern; denn während der Vater sich mehr der Strenge zuneigt, steht dagegen die Mutter auf Seite der Milde; allein gerade dieser Unterschied muß obwalten, damit die Eltern in der Kinderzucht die rechte Mitte finden. Die Strenge des Vaters muß durch die Milde der Mutter gehalten werden, damit sie nicht in Härte ausarte, und die Milde der Mutter muß durch die Strenge des Vaters gestützt werden, damit sie nicht zur Schwäche herabsinke. Wo die Milde der Mutter nicht mehr ausreicht, da muß der Ernst des Vaters nachhelfen, und wo dieser die Grenze überschreiten möchte, da muß die mütterliche Milde besänftigend und zurückhaltend ins Mittel treten. Beide Eigenschaften des väterlichen und mütterlichen Charakters gleichen sich also aus und hindern durchaus nicht, daß Vater und Mutter einmüthig seien in den Grundsätzen der Erziehung. Was der eine Theil gutheißt, das muß demnach auch der andere billigen; wenn der Vater bestraft,

dann darf die Mutter nicht belohnen, und wenn die Mutter klagt, dann darf der Vater diese Klage nicht schweigsam anhören. Warum? Das ist leicht einzusehen. Weil sonst entweder das Ansehen des Vaters oder der Mutter Schaden leidet. Die Erziehung wird in diesem Falle eine einseitige, ja eine ganz verkehrte werden. Die Kinder werden, je nachdem ihr Vortheil, der sinnliche, augenblickliche Vortheil es räth, hinter den Vater oder hinter die Mutter sich stecken, werden jenem Elterntheile, der Strenge zeigt, entfremdet und abgeneigt, werden in ihren Fehlern und Gewohnheiten bestärkt und treiben mit den Eltern loses Spiel. Es ist ihnen nicht Ernst mit der Liebe, welche sie dem ihnen günstigen Elterntheile bezeigen, sie heucheln nur wegen der Hilfe, die sie finden in vielen strafwürdigen Vergehungen. Wenn die Eltern es nicht hören, dann machen sie sich lustig über dieselben und sagen: Ich weiß wohl, daß dieß und jenes mein Vater nicht duldet; allein ich stecke mich nur hinter die Mutter, dann werde ich straflos durchkommen. Vater, Mutter! wie möget ihr also euch mißbrauchen lassen und die Schutzwehr für die Ungezogenheiten euerer Kinder abgeben. Das wird euch theuer zu stehen kommen; denn dieselben Kinder werden bald wider euch selbst sich empören. Sie werden es so bunt treiben, daß ihr nicht länger mehr ruhig zuschauen könnet; aber waget es dann, ein ernstes Wort mit ihnen zu sprechen! Sie werden dann euch die Augen öffnen. Bisher haben sie mit euch gespielt, nun werden sie mit euch zürnen. Bisher sind sie euere heuchlerischen Freunde gewesen, nun werden sie euere offenen Feinde sein. Ihr habt ihre Leidenschaften genährt, großgezogen und vertheidigt, nun werdet ihr auch euern Lohn ernten für diese Satansarbeit, und dieser Lohn sind Vorwürfe und vielleicht gar Schläge; denn eine andere Frucht läßt sich von den Leidenschaften, die ihr gepflegt, nicht erwarten. Diese Aussicht haben insbesondere die Mütter, die, soweit es geschehen kann, die Fehler der Kinder dem Vater gegenüber verschleiern oder, wie man zu sagen pflegt, vertuschen. Dadurch richten sie die Kinder selbst gründlich zur Heuchelei ab, allein wie von jeder Gleißnerei, gilt auch von dieser das Sprichwort: Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht. Auf einmal bricht nun die unbändige Natur des Kindes los, so daß auch der Vater sie sehen muß. Was wird nun eine solche Mutter, die Helfershelferin und Hehlerin aller Kindesfehler thun? Entweder muß sie ihren Gatten einweihen in all die früheren Streiche des Kindes,

die sie falsch und treulos ihm verschwiegen hat, und dann wird sie den gerechten Unmuth desselben erregen und die eheliche Eintracht stören, — oder sie muß und wird das Frühere auch jetzt hartnäckig verschweigen, und dann muß sie die Tyrannei des Kindes, tausend Sorgen und Aengsten auf sich nehmen und fürchten, daß dieß selber zu seiner Rechtfertigung sie beim Vater anklagen und zur Lastträgerin all seiner Sünden machen wird. Welch ein bedauernswerthes Loos, welch eine entwürdigende Lage, die erspart worden wäre durch ein aufrichtiges Zusammenwirken der beiden Ehegatten, durch Einmüthigkeit in den Erziehungsgrundsätzen!

Blicken wir von solch unglücklichen und bethörten Eltern weg wieder auf die heiligen Engel! Nicht nur einmüthig in den Grundsätzen sind sie, auch *unparteiisch in ihrer Liebe*. Sie lieben uns Alle mit gleicher Liebe; da gilt kein Vorzug des Standes, keine Höhe des Talentes, keine Schönheit der Person. Der Engel, der einem Könige zur Begleitung gegeben ist, würde einen Bettler ebenso lieben, wenn er ihn zu überwachen und zu schirmen hätte, und der Engel eines Gelehrten würde ebenso gerne Beschützer eines Landmannes sein, wie es ihm gleich ist, ob sein Pflegling wohl geformt oder verkrüppelt ist. Ist nun diese Unparteilichkeit auch die Eigenschaft aller Eltern? Ich antworte mit aller Offenheit auf diese Frage und sage: Nein. Wie viele Eltern gibt es denn, die nicht einen Liebling, ein sogenanntes Schooßkind haben? Wenn sie von aller Parteilichkeit sich frei erhalten und allen Kindern gleiche Liebe schenken, dann fallen sie in die Grube der Unordnung beim jüngsten und letzten Kinde. Das ist dann gleichsam ihr Augapfel, und dem lassen sie hingehen, was sie an seinen älteren Brüdern und Schwestern strenge gerügt und empfindlich gestraft haben. Mögen diese sich trösten; denn durch ihre Strenge haben die Eltern ihnen mehr Liebe erwiesen, als sie dem jüngsten der Geschwisterte erzeigen durch ihre Nachsicht. Dadurch wird dasselbe recht verzogen, und gerade an ihm werden die Eltern das meiste Herzeleid erleben, Kind und Eltern erleiden gleiche Nachtheile, die Eltern aber noch mehr, weil sie einerseits auch die Herzen ihrer andern Kinder sich abgeneigt machen, durch die Begünstigung des einen den Neid der andern anfachen und mancherlei Mißhelligkeit und Zwist veranlassen, anderseits aber gerade jene Lebensjahre sich verbittert sehen, die eigentlich die ruhigsten und friedsamsten sein sollten, die Jahre des Alters, in denen der Same ihrer Partei-

lichkeit erst seine Dornen trägt. Diese Dornen werden noch stacheliger und verwunden noch tiefer, wenn die Kinder nicht sämmtlich eigene und leibliche, sondern gemischte sind, leibliche und Stiefkinder. Und gerade hier hat die Parteilichkeit in der Regel den weitesten Spielraum.

Die leiblichen Kinder gelten Alles, die Stiefkinder aber Nichts. Und doch sollten die Eltern auch ihre Stiefkinder dem eigenen Fleische und Blute gleich halten. Warum denn nicht? Sie sind an die Stelle ihrer verstorbenen Eltern getreten und lassen sich von ihnen Vater und Mutter nennen. Diese Stiefkinder sind ebenso Geschöpfe Gottes und Erben des Himmels, wie die eigenen. Diese Stiefkinder haben es, namentlich wenn sie schon größer waren, nicht gerne gesehen, daß sie eine andere Mutter erhielten; sie sind derselben abgeneigt, gegen sie eingenommen durch mancherlei Vorurtheile. Gerade ihnen muß nun die Stiefmutter recht ihre aufrichtige Liebe bezeigen und sie zu gewinnen suchen. Diese Stiefkinder werden gar oft von auswärts gehetzt, und es wird ihnen zugeflüstert: Was kümmerst du dich um deinen Stiefvater, um deine Stiefmutter, die sind nicht deine natürlichen Eltern und meinen es nicht gut mit dir. Gerade da müssen die Stiefeltern aller Unparteilichkeit sich befleißen, um den Gegenbeweis zu liefern und solchen Hetzerzungen jeden gerechten Grund der Anschuldigung zu entziehen. Sonst gibt es Zänkereien über Zänkereien im Hause, sonst zieht dort der Krieg und die Bosheit ein, und wird auf beiden Seiten schreiendes Unrecht verübt.

Darum, ihr Eltern, betrachtet euern heiligen Schutzengel und die euerer Kinder und seid gerecht, wie sie gerecht sind. Haltet sie alle gleich in der Nahrung, Kleidung und Arbeit, indem ihr nur den Unterschied machet, den ihr Alter, den Krankheit oder besondere Fehler bedingen; insbesondere aber ziehet rücksichtlich des Erbtheiles keines dem andern vor, damit nicht euere Grabesruhe gestört werde um einiger Mark willen, welche die Ursache zum Streite, zu ewiger Feindschaft und zu Verwünschungen werden, die euch noch in die Ewigkeit nachgerufen werden. Parteilichkeit rücksichtlich der Erbschaft hat schon mehr als einmal bewirkt, daß Kinder sogar das Grab der Eltern angespieen haben. Was ich da sage, ist gräßlich und haarsträubend, aber wahr. Ich könnte, wenn es der Ort und die Umstände erlaubten, Personen und Orte nennen. Dasselbe gilt überhaupt von allen Behauptungen, die ich heute aufgestellt

habe. Sie sind alle Thatsachen; denn ich habe heute überhaupt das wirkliche Leben geschildert. Das müßt ihr wohl selber zugestehen und könnet selbst meine gemachten Aussprüche mit der einen oder andern Thatsache aus dem Familienleben, deren Zeuge ihr vielleicht gewesen seid, erhärten.

Möchte kein Vater, keine Mutter aus euch der geschilderten Mißgriffe sich noch schuldig gemacht und die gezeichnete Unehrerbietigkeit und Bosheit eines Kindes an sich erfahren haben, möge insbesondere keinem Vater und keiner Mutter das liebende und fromme Andenken ihrer Kinder nach dem Tode fehlen! Das wird nicht der Fall sein, wenn ihr euch umsehet um die nothwendigen Erfordernisse zur christlichen und ersprießlichen Erziehung der Kinder. Ich habe sie jetzt euch genannt und euch zugleich die Schule bezeichnet, in welcher ihr sie erlernen könnet. Gehet zu den heiligen Schutzengeln, diese werden euch lehren, welche Eigenschaften euch nothwendig sind, werden euch sagen, daß ihr, um euere Kinder wohl zu ziehen, vor Allem vom Geiste der Religion, von der Liebe Gottes durchdrungen sein müsset, daß ihr dann durch ein untadeliges Leben euer elterliches Ansehen aufrecht zu erhalten, gemeinsam nach gleichen Grundsätzen euere Kinder zu leiten und endlich gegen alle ohne Ausnahme gerecht und unparteilich zu verfahren habet sowohl in Ansehung euerer Liebe, als auch eueres Vermögens. Ahmet in diesen vier Eigenschaften die heiligen Schutzengel nach, dann werden euere Kinder euch Ehre und Freude bereiten während eueres Lebens und euer Andenken preisen und segnen noch nach euerm Tode. Dann werden die heiligen Schutzengel euere Kinder auch als ihre Freunde betrachten und auch im Tode euch helfend, im Gerichte schirmend zur Seite stehen; dann wird euere Kirche mit Zufriedenheit auf euch sehen und an euerem Grabe euch die ewige Ruhe und das ewige Licht erflehen; dann wird Gott euch als seine treuen Stellvertreter lieben, euch gnädig sein und euere Mühe an den Kindern mit ewigen Schätzen belohnen. Amen.

Sechste Predigt.

Die Mittel der Erziehung.

„Wer die Zucht bewahrt, hat den Weg des Lebens."
Prov. 10, 17.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

„Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, so wird euch dieses Alles zugegeben werden." — Dieß Wort recht bedacht und treu befolgt, würde aller Sorge und Kümmerniß ein Ende machen; denn einerseits würde es viele unnütze Sorgen uns ersparen, und anderseits auch viele nothwendige von uns ferne halten. Wie viele Sorgen sind unnütz, da nur weltlicher Sinn und die Gier nach dem Mammon sie hervorgerufen haben! Gar Mancher könnte sein Leben sich ruhig einrichten, könnte sich eine gute Zeit gönnen und im Frieden seine Tage beschließen, weil er hat, was er braucht, und auch für seine Angehörigen wohl gesorgt ist: allein da ist die Habsucht, die nie genug bekömmt, wenn sie auch die ganze Welt gewinnt, und diese treibt ihn von einer Unternehmung zur andern, er sorgt, er kümmert sich, obschon er vielleicht nicht einmal weiß, für wen er seine Schätze aufhäufen und sein Geschäft erweitern wird. Und unter diesen Sorgen vergißt er zugleich gänzlich auf das Reich Gottes, das der erste Gegenstand seines Suchens hätte sein sollen. Aus dieser Nichtbeachtung des Himmelreiches und der Gebote, durch deren Beobachtung wir es erringen sollen, entspringen alle eitlen Sorgen, die dann durch nothwendige noch vermehrt werden; denn gerade das irdische Streben führt zu allerlei Verwickelungen und bereitet die verschiedenartigsten Verlegenheiten, die dem Menschen oft recht heiß machen und ihm die Ruhe ganzer Wochen und den Schlaf vieler Nächte rauben.

Er muß ja darauf sinnen, wie er seine Ehre retten, wie er zu seinem Eigenthume kommen könne, er muß Gänge um Gänge machen und Freunde um Freunde werben, damit er nicht argen Schaden und schwere Einbuße zu erleiden habe. Hätte er das Reich Gottes gesucht, nach Gerechtigkeit gestrebt, dann würde er nicht nur von diesen Verwickelungen verschont geblieben sein, sondern auch Alles empfangen haben, was er nöthig hatte.

Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit! dieß Wort haben besonders die Eltern zu beherzigen und nach demselben die Erziehung ihrer Kinder zu leiten, wenn sie sich schweren Kummer und bittere Sorgen ersparen wollen. Nur die Erziehung, die das Reich Gottes und die christliche Gerechtigkeit zum Zielpunkte hat, nur eine fromm-christliche, eine religiös-sittliche Erziehung kann ihnen die guten Folgen, die wir erst vor zwei Tagen geschildert haben, als Erntelohn bereiten. Dieser Lohn wird ihnen um so gewisser sein, wenn sie auch der rechten Erziehungsmittel sich bedienen. Diese **Mittel** wollen wir nun heute kennen lernen und damit den Cyclus unserer Betrachtungen über die Erziehung abschließen. Dieser Mittel nun sind drei:

I. **das gute Beispiel;**
II. **eifriges Gebet;**
III. **weise Bestrafung.**

Ich gehe daran, dieselben euch jetzt näher zu erklären und zu beleuchten, indem ich lobpreisend nenne die heiligsten und süßesten Namen Jesus und Maria.

I.

Der Prophet Ezechiel hatte eines Tages am Flusse Chobar ein Gesicht, in welchem er einen Wagen erblickte, der von vier lebenden Wesen gezogen wurde. Wie diese Wesen gingen, so gingen auch die Räder des Wagens. „Wenn sie gingen", so erzählt er, „so gingen sie mit, wenn sie standen, so standen sie auch, und wenn sie vom Boden sich erhoben, so erhoben sich auch die Räder und folgten ihnen." Unter diesem Wagen können wir nun die Glieder einer Familie verstehen: Die Wesen, welche den Wagen ziehen, stellen die Eltern vor, die Räder aber sind die Kinder des Hauses. Wie sich die Räder in ihrer Bewegung nach den am Wagen ziehenden Wesen richten, so richten sich die Kinder nach den Eltern und folgen dem Beispiele, das sie ihnen geben. Das gute Beispiel ist also das erste Mittel einer guten Erziehung.

Bekanntlich tritt bei Kindern der Nachahmungstrieb frühzeitig scharf hervor. Sie suchen Alles nachzumachen, was sie an Anderen, besonders an Erwachsenen und zumal an ihren Eltern wahrnehmen. Fast alle ihre Spiele bestehen in dem Versuche, die Rede, das Benehmen, die Werke Anderer nachzuahmen. Wenn nun Eltern ein gutes Beispiel geben in Wort und That, dann können sie eben in Folge dieses Nachahmungstriebes ihre Kinder gar leicht und unvermerkt für die Tugend gewinnen. Es bedarf da keiner weitläufigen Ermahnungen, keiner eingehenden Belehrungen, keiner nachdrucksamen Aufforderungen, sondern mächtiger als alles das wirkt ihr Beispiel. Es ist ja ein bekanntes Sprichwort: „Worte bewegen, Beispiele ziehen an." Während die eindringlichsten Worte, die heilsamsten Lehren nur einen schwachen Einfluß auf den Willen, nur eine vorübergehende Rührung und wankelmüthige Entschlüsse hervorbringen, übt das Beispiel eine unwiderstehliche Kraft, zieht mit aller Macht nach sich und erregt das Feuer der Begeisterung. Darum besteht das erste und wirksamste Mittel einer guten Erziehung darin, daß die Kinder weder am Vater noch an der Mutter, wie der heilige Hieronymus sagt, etwas sehen, was sie ohne Sünde nicht nachthun könnten, daß die Eltern selbst keusch, rein und eingezogen leben, voll Eifer für ihr Seelenheil und voll Liebe zu ihren Mitmenschen sind, daß sie selber mit Treue und Gewissenhaftigkeit die Gebote Gottes und der Kirche erfüllen, gerne und oft andächtig beten, fleißig in den Gottesdienst gehen, öfters die heiligen Sakramente empfangen, Almosen geben und andere gute Werke üben. Das wird dann auch von den Kindern nachgeahmt werden, weil dieselben, wie der heilige Augustin sagt, die Sprache Jener reden und die Werke Jener thun, unter denen sie geboren und erzogen werden.

Das beweist uns die Geschichte der Heiligen; denn in der Regel erzählt sie uns, daß auch deren Eltern ein heiliges Leben führten und sie schon frühzeitig zur Tugend anleiteten. So kam es, daß oft die ganze Familie unter die Heiligen zählte. So lebten in Cäsarea in Kappadocien zwei fromme Eheleute Basilius und Emmelia. Sie hatten zehn Kinder, wovon aber eines bald nach der Geburt starb. Diese christlichen Eltern gaben sich alle Mühe, die ihnen anvertrauten Kinder recht fromm zu erziehen und sie hatten auch die Freude, ihren Eifer mit günstigem Erfolge gekrönt zu sehen; denn das älteste Kind starb als gottgeweihte

Jungfrau im Rufe der Heiligkeit, drei Söhne wurden Bischöfe und berühmte Kirchenlehrer, und die Nachwelt verehrt sie als Heilige, nämlich Basilius, Bischof von Cäsarea, Gregor, Bischof von Nyssa, und Petrus, Bischof von Sebaste. Seht das Alles hat das Beispiel ihrer Eltern bewirkt. „Die Werke", sagt darum der heilige Cyprian, „haben auch ihre Zunge, und die Werke sind noch weit beredter, als der Mund selbst; darum werden euere Kinder allzeit mehr auf das Acht geben, was ihr thut, als auf das, was ihr nur saget." Mit Recht that deßhalb der fromme und geistreiche Bischof Sailer den schönen Ausspruch: „Das gute Beispiel der Eltern ist der beste Katechismus der Kinder und der schönste Spiegel im Hause." Gewiß, wenn sie diesen Spiegel immer vor Augen haben, dann werden sie am Schmucke und an der Zier ihrer Seele arbeiten und dieselbe Tag für Tag veredeln und vervollkommnen; und wenn sie aus diesem Katechismus lernen, dann erfahren sie nicht bloß, **was** sie thun, sondern auch, **wie** sie es thun sollen. Durch dein gutes Beispiel sagst du zu ihnen nicht bloß: Thu das, sondern du machst es deinen Kindern gleich vor.

Was nun vom guten Beispiele gilt, das gilt natürlich auch vom bösen, nur mit dem Unterschiede, daß dieses sich noch wirksamer erweiset wegen des natürlichen Hanges, den das Kind ohnehin schon zum Bösen hat. Wie viel können da schlechte Eltern an einem einzigen Tage verderben? Wenn sie nicht nur leichtfertige Personen in ihrem Hause und Dienste dulden und deren Zoten und ärgerlichen Reden nicht wehren, sondern selbst mitmachen, die schmutzigsten Gespräche veranlassen und unterhalten, bei jeder Gelegenheit in Fluch- und Schmähworten sich ergehen, kein Gebot der Kirche achten, keine Ehrfurcht vor Gott und heiligen Dingen zeigen, die Sonntage entheiligen durch Vernachlässigung des Gottesdienstes und durch knechtliche Arbeit: was läßt sich da von den Kindern erwarten, wie können sie gottesfürchtig, gewissenhaft, fromm und rein, sanft und eingezogen werden? Ach wisset ihr denn, o Eltern, was ihr thuet? Ihr machet es ärger als jener Bösewicht, der einst einem vornehmen Manne das Leben rauben wollte. Was nahm er für ein Mordwerkzeug? Etwa ein vergiftetes Pulver oder ein Schwert oder einen Dolch? Nichts von dem, sondern er machte sich eine vergiftete Fackel und ging damit in später Nacht dem vornehmen Manne voraus, ihm nach Hause zu leuchten. Der vornehme Mann zog mit dem Athem den verpesteten Fackeldampf ein und fiel, kaum

nach Hause gekommen, todt zur Erde nieder. Eine solche vergiftete Fackel tragen auch die Eltern ihren Kindern voraus, wenn sie denselben ein böses Beispiel geben. Die Kinder saugen das Gift der schlechten Beispiele ihrer Eltern ein und verlieren nicht das zeitliche Leben, das diese ihnen gegeben, sondern das ewige Leben, für das sie bestimmt gewesen. O ihr Ungeheuer, für die der Herr einst das schreckliche Wort gesprochen: „Wer eines von diesen Kleinen, die an mich glauben, ärgert, dem wäre es besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt und er in die Tiefe des Meeres versenkt würde." Was wird dieser nämliche Herr und Heiland einst zu euch sagen, wenn ihr in seine richterlichen Hände gefallen seid, welches Urtheil wird er über euch fällen, da ihr diese schreckliche Drohung nicht geachtet habet? Darum, ihr Väter und Mütter, befleißet euch, ich bitte euch darum um des Herrn und euerer Kinder willen, befleißiget euch eines guten Beispieles, suchet das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, damit ihr dahin auch euere Kinder führen könnet!

II.

Aber eben darum müßt ihr mit dem guten Beispiele auch euer Gebet verbinden. Dasselbe ist zu einer guten Kindererziehung unerläßlich. Fromme Eltern beten für das Kind schon, ehe es geboren ist. Ich habe schon einmal angedeutet, wie vielen Gefahren das Kind ausgesetzt ist sogar schon im Schooße seiner Mutter, und wie darunter nicht bloß sein Leib, sondern noch weit mehr seine Seele leiden kann. Darum beten sie, daß dasselbe mit gesunden Gliedern und mit gutgeartetem Gemüthe möge geboren werden und die Gnade der heiligen Taufe erlange. Und ist dieß Flehen erhört, dann opfern sie wie Samuels Mutter ihr Kind sogleich nach der Geburt und täglich wieder dem Herrn auf. Ein schönes Beispiel hat in dieser Beziehung die Mutter des heiligen Bernhard gegeben, die täglich ihre Kinder schon vor der Geburt und noch mehr nach derselben der seligsten Jungfrau darzubringen pflegte. Alle sechs Söhne und eine Tochter traten nachmals in den Ordensstand. Als die fünf ältesten Söhne vom Vater Abschied nahmen — die Mutter war schon gestorben — sahen sie den jüngsten Bruder Nivard mit andern Kindern auf dem Platze vor dem Schlosse spielen. Da sprach Guido, der älteste von Allen, zu seinem jungen, kaum sechs Jahre zählenden Bruder: „Mein kleiner Bruder Nivard, siehst du dieß Schloß und die Ländereien? Das Alles wird dir allein gehören."

— „Wie?“ erwiederte das Kind, „ihr nehmet euch den Himmel und laßt mir die Erde? Das heißt nicht gleich getheilt.“ Und bald folgte auch er seinen Brüdern nach in das Kloster. Woher hatte wohl dieser Knabe solch himmlischen Sinn? O fraget und forschet nicht lange, er war die Frucht des Gebetes seiner Mutter. Ahmt sie nach, Eltern, und ihr werdet allzeit der göttlichen Hilfe beim Erziehungsgeschäfte euch zu erfreuen haben. Gott wird euch bei dieser harten und kunstvollen Arbeit Licht und Weisheit geben, daß ihr eure Kinder recht führet und erhaltet auf dem Wege der Unschuld.

Inbrünstiges Gebet ist besonders nothwendig, wenn die Kinder mehr heranwachsen und ihrer Jugendreife entgegengehen. Trotz aller Sorgfalt und Wachsamkeit, trotz euerer Lehre und eueres Beispieles werden sie da sonst der Verführung anheimfallen und unterliegen. Da müßt ihr besonders zu Unserer Lieben Frau euere Zuflucht nehmen und ihren heiligen Engeln sie recht dringend empfehlen, damit diese mit verdoppeltem Eifer sie schirmen auch dort, wo euer Auge nicht hinreicht und euere Ohren nicht hören, was dem Kinde durch einen Schmeichler- und Verführermund zugeflüstert wird. Merkwürdig ist, was die heilige Schrift vom frommen Job erzählt. Wenn seine Söhne und Töchter an ihren Geburtstagen eine Mahlzeit hielten, so betete er für sie. Er stand des Morgens früh auf und opferte soviele Brandopfer, als er Kinder hatte; denn Job dachte bei sich: Vielleicht haben meine Kinder gesündiget und in ihrem Herzen Gott beleidiget. Er suchte also durch sein Gebet auch jene Sünden zu verhindern, die er nicht sehen und darum nicht abwehren konnte, weil sie im Herzen oder heimlich begangen werden. Ich habe eine Mutter gekannt, die sieben Söhne und zwei Töchter erzogen hat. Diese Mutter knieete gar oft, wenn ihre Söhne heiter und munter scherzten und voll jugendlicher Fröhlichkeit sprangen und sangen, im anstoßenden Nebenzimmer und betete dort für sie den Rosenkranz Dafür aber ist ihr auch die Erziehung so vieler Kinder wohlgelungen. Ach, wenn unsere Eltern mehr beteten und namentlich auf die Wirksamkeit des heiligen Meßopfers mehr Vertrauen hätten; wenn insbesondere unsere Mütter sich mehr mit dem Rosenkranze, als mit dem Putze beschäftigten, und gemeinsame Hausandachten, gemeinsames Gebet in den Familien wieder häufiger würden, dann wäre es ihnen ein Leichtes, ihre Kinder unschuldig zu erhalten. Ja, ich wiederhole es, und sage

es offen: Unsere Eltern beten viel zu wenig, darum richten sie auch an den Kindern so wenig aus, wenn diese einmal auf Abwegen sind.

Da ist häufig das Gebet das einzige Rettungsmittel. Denket an den heiligen Augustin! Hatte der heilige Ambrosius nicht Recht, da er zu dessen Mutter sagte: „Sei getrost! der Sohn, um den du so viele Thränen vergießest vor Gott, kann nicht verloren gehen." Er ging auch nicht verloren, sondern wurde ein glänzendes Licht in der Kirche und gestand später selbst seiner Mutter: „Deinem Gebete glaube ich es verdanken zu müssen, daß mir Gott diesen Sinn verliehen hat." — Mir selbst hat eine Mutter erzählt, daß eine ihrer Töchter überaus dem Lügen und Naschen sich ergeben zeigte. Mahnungen, Strafen, Alles war vergebens. Da nahm die Mutter eines Tages, als die Tochter eben wieder arg gelogen hatte, ihre Zuflucht zum Gebete. Sie begibt sich in ein Neben-Gemach und fleht inständig vor dem Bilde des Gekreuzigten. In dieser Lage findet sie die eintretende Tochter, sie hört und weiß, daß dieß Gebet und diese Thränen ihr gelten, und seitdem ist sie bekehrt. Sie bittet die Mutter aufrichtig um Verzeihung, verspricht Besserung und hält ihr Versprechen. Diese Tochter ist nun seit Jahren schon eine fromme Klosterfrau und vortreffliche Lehrerin. — Zu einem Pfarrer kam einst ein Beamter und brachte seinen Sohn mit der Bitte, ihn in Zucht und Unterricht zu nehmen. Ich muß Ihnen gestehen, sagte er, daß mein Sohn ein unverbesserlicher Mensch ist. Ich habe den Buben ermahnt, geschlagen, hungern lassen, aber er blieb ein wahrer Taugenichts. Der Pfarrer fragte ihn, ob er denn keine andere Besserungs-Cur versucht habe, als Hunger und Schläge. Frieren lassen, sagte der Vater, habe ich den Buben auch. So gab er auf weiteres Befragen noch einige andere Hausmittel dieser Art an. Zuletzt fragte ihn der Pfarrer, ob er denn recht fleißig für seinen Sohn und mit ihm gebetet habe? Als er dieß verneinte, bedeutete ihm der Pfarrer, daß er sich dann auch nicht wundern dürfe, wenn alle Mühe, die er auf die Haut des Jungen verwendet habe, umsonst gewesen sei. Man habe eben verabsäumt, der Haut erst ein Leben zu geben. Der Pfarrer versuchte nun seine Cur an dem Knaben, und es wurde aus demselben ein trefflicher, kräftig wirkender Mann. Auf dieselbe Weise könntet auch ihr euere widerspenstigen und fehlenden Kinder bald in bessere Bahnen leiten, wenn ihr Freunde des Gebetes würdet. D'rum

schauet auf und suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit. Dann werdet ihr auch des dritten Erziehungsmittels euch recht bedienen und dieß besteht in der vernünftigen Bestrafung.

III.

Es gibt heutzutage Erziehungskünstler, welche jede Bestrafung, insbesondere jede körperliche Züchtigung des Kindes, völlig beseitigen möchten, weil dieselbe eine Entwürdigung des Menschenwesens sei. Ich habe allen Respekt vor der Menschenwürde; allein diese hat ihren Sitz in der Seele und nicht im trotzigen und wilden Fleische, das mit der thierischen Ungebundenheit verwandt ist. Da werden gute Worte und bloße Ermahnungen nichts ausrichten. An solchen hat es einst auch Heli nicht fehlen lassen. „Warum“, so sprach er zu seinen bösen Söhnen, „thut ihr solche Dinge, die ich höre, so überböse Dinge vor allem Volke? Nicht doch meine Söhne! denn das Gerücht ist nicht gut, das ich höre, daß ihr das Volk des Herrn zur Sünde verleitet.“ „Wenn ein Mensch wider den andern sündigt, so kann Gott ihm verzeihen; wenn aber ein Mensch wider den Herrn sündigt, wer soll für ihn bitten?“ Was halfen aber diese Lehren? „Sie gehorchten nicht,“ wie die heilige Schrift erzählt, „der Stimme ihres Vaters“ (1 Reg. 2.) Und so machen es die Kinder der erwähnten Erziehungskünstler, die von keiner Bestrafung etwas wissen wollen. Diese Leute dienen den übermüthigen Launen ihrer Kinder, seufzen zuletzt unter ihrem Trotze und erröthen unter ihrer Schande. „Der Knabe, dem sein Wille gelassen wird,“ sagt der heilige Geist, „bringt seiner Mutter Schande.“ Das mögen besonders jene Mütter bedenken, die in ihre Kinder so vergafft und vernarrt sind, daß gleichsam jeder Schlag, der das Kind trifft, ihnen doppelt wehe thut. Noch weher wird ihnen dereinst der Trotz und die Schande des verzogenen Kindes thun. Aber dieses selbst erleidet ebenso große Nachtheile, da durch diese Straflosigkeit seine Leidenschaften und üblen Gewohnheiten genährt werden und es im vollen Laufe in den Abgrund des Verderbens treiben, so daß der weise Mann recht hat, wenn er sagt: „Wer die Ruthe spart, haßt seinen Sohn.“ Man muß nicht gescheidter sein wollen, als unser lieber Herrgott, der gewiß der beste und weiseste Erzieher ist und das Birkenreis nicht umsonst wachsen läßt, sondern sogar ausdrücklich befiehlt: „Entziehe deinem Kinde die Züchtigung nicht! Schlägst du es mit der Ruthe, so

wird es nicht davon sterben, und du wirst seine Seele von der Hölle erretten" (Prov. 23.) Ein Kind, das nicht gestraft wird, gleicht einem Acker, über den weder Pflug noch Egge geht. Da wuchert das Unkraut. Deßhalb war es ehedem eine schöne Sitte, daß in jedem Hause sich eine Ruthe fand, die zwischen den ausgespannten Armen des Gekreuzigten aufgehoben war. Da ist auch der rechte Platz für sie; denn dadurch wird den Kindern bedeutet, daß ihre Eltern im Namen des Herrn strafen, und die Eltern werden gemahnt, nur zur Ehre des Herrn zu strafen. Gar oft bedurfte es nur des Hindeutens auf die Ruthe, um das Kind durch den Anblick derselben und des Crucifixes zum Gehorsame und zur Ordnung zu bringen; allein wenn das nicht half, dann wurde die Ruthe auch herabgeholt und dem Kinde zu kosten gegeben. Das ist und war nicht bloß ein Recht, sondern auch eine heilige Pflicht der Eltern, die dem heiligen Paulus so klar schien, daß er sagte: „Wo ist ein Kind, das der Vater nicht züchtiget?" (Hebr. 12, 17.)

Diese Züchtigung aber muß eine vernünftige sein und das ist sie, wenn sie begründet, gerecht, angemessen und ernst ertheilt wird. Die Strafe soll nicht ein tägliches Brod, sondern eine Arznei sein. Diese nimmt man aber nur dann, wenn es Noth thut. Eltern dürfen also nicht immerfort und aus jedem beliebigen Anlasse strafen, sondern nur, wenn ein Grund dazu vorhanden ist, wenn das Kind eines größeren Fehlers sich schuldig gemacht hat. Solche Fehler sind das unehrerbietige Betragen derselben in der Kirche, das unbarmherzige und harte Benehmen gegen Menschen und Thiere, das Lügen und Stehlen, ferner Eigensinn, Jähzorn und Unsittlichkeit. Wenn sie aber in ihren Strafen kein Maaß halten, dann werden sie, wie der heilige Chrysostomus sagt, ihren Kindern viel gefährlichere Laster einflößen, als diejenigen sind, die sie ausrotten wollen; denn so wird ein Kind von furchtsamer Gemüthsart, durch übertriebene Vorwürfe und unausgesetzte Warnungen gleichsam wie durch einen Platzregen erstickt, und seine ohnehin schon verzagte Seele wird bis zur Muthlosigkeit und Verzweiflung herabgedrückt. So wird dagegen ein muthiger Sohn, dem die Eltern wegen jeder Kleinigkeit ohne Unterlaß mit lästernden Vorwürfen und unverhältnißmäßigen Schlägen zusetzen, nur zum Trotze, zur Halsstarrigkeit und Verachtung gereizt. Ist aber die

Strafe begründet, dann muß sie auch gerecht zugetheilt werden, d. h. in jener Schärfe, die verdient ist.

Die Eltern dürfen nicht geringer und auch nicht schwerer züchtigen, als die Gerechtigkeit es erheischt. Gerade im Kinde ist das Gerechtigkeitsgefühl am feinsten, und darum kennt es sich bald aus, ob es in guter oder schlechter Laune bestraft wird. Kommt es leicht durch, weil die Eltern eben guter Laune sind, oder weil es denselben einen Theil der Strafe wieder abgebettelt und abgeschmeichelt hat, dann wird es diese Schwäche der Eltern verlachen; wird es zu hart gezüchtiget, dann wird es die Eltern der Parteilichkeit bezichtigen und über sie erbittert werden. In beiden Fällen verliert die Strafe alle Wirkung. Darum ertheilt sie mit Gerechtigkeit und zeiget dieselbe auch dadurch, daß ihr überall strafet, wo ihr Strafe angedroht habet.

Diese Strafe muß auch eine angemessene sein, ich will sagen, sie muß dem leiblichen und geistigen Wohle des Kindes entsprechen. Es ist gewiß nicht angemessen, wenn Eltern Alles, was ihnen gerade in die Hände fällt, als Züchtigungsinstrument gebrauchen oder ihre Kinder derart und auf solche Körpertheile schlagen, daß sie Verletzungen und Verstümmelungen davon tragen. Eltern haben nicht das Recht, ihre Kinder zu Krüppeln zu schlagen. Die heilige Schrift empfiehlt besonders die Ruthe. Ungeeignet ist es auch den Kindern Gebet und Kirchengehen als Strafe zu bestimmen; denn das heißt ihnen die Werke der Andacht zuwider machen, während sie dieselben doch als ein Glück und als eine Ehre betrachten sollen. Auch körperliches Fasten darf nur mit Vorsicht angewendet werden, weil die Gesundheit und Entwicklung des Kindes dadurch beeinträchtiget werden kann, gleichwie auch jene Strafen ferne zu halten sind, die das Ehrgefühl zu sehr verletzen und abstumpfen. Kurz die Strafe soll wie eine Arznei Heilung bringen und darum nicht bloß eine Buße, sondern auch ein Präservativmittel gegen den Rückfall sein, dann ist sie angemessen.

Und diese angemessene Strafe muß ruhig ertheilt werden. Vor Allem müssen sich Eltern wohl vorsehen, daß sie nicht im Zorne strafen. Wie leicht wird sonst das ernste Maaß überschritten! Und dann was soll eine solche im Zorne vollzogene Strafe nützen? Das Kind sieht den Vater, die Mutter, die ihm einen Fehler verweisen, selber fehlen und eine Sünde begehen, die vielleicht schwerer ist, als diejenige, welche sie am Kinde züchtigen.

Das gilt ganz besonders, wenn Eltern in der Zornesgitze sich auch noch zu den gemeinsten Schimpfnamen, die eigentlich mehr sie als die Kinder entehren, hinreißen lassen und die Strafe unter den entsetzlichsten Drohungen und Verwünschungen ertheilen. O wie verächtlich, wie verabscheuungswürdig müssen sie da in den Augen der Kinder dastehen. Eine ganz entgegengesetzte Wirkung aber hätten sie hervorgebracht, wenn sie sich gemäßiget, wenn sie dem Kinde zuerst seinen Fehler mit Ernst und Nachdruck vor Augen gestellt, ihm seine Schuld und die dadurch verdiente Strafe nachgewiesen und dieselbe voll Ruhe vollzogen hätten. Das würde auf das Kind einen tiefen Eindruck hervorgebracht und lange noch von diesem Fehler es abgeschreckt haben.

Darum, ihr Eltern, übereilet euch nicht mit Strafen, und wenn ihr euch aufgeregt fühlet, dann wartet erst, bis ihr ruhig geworden seid. Ein nachahmungswürdiges Beispiel hat in dieser Beziehung Albert, der Prinz-Gemahl der Königin Viktoria von England, gegeben. Der sechsjährige Prinz von Wales, der künftige Thronerbe Englands, wollte eines Tages durchaus seine Lektion nicht lernen. Als seine Gouvernante ihn aufforderte, erwiderte er trotzig: Ich mag nicht. Als sie ihm befahl, in der Ecke zu stehen, that er es nicht nur nicht, sondern sagte: Ich muß nicht in der Ecke stehen; denn ich bin der Prinz von Wales. Zugleich stieß er eine Fensterscheibe entzwei. Als sie zum dritten Male ihre Forderung stellte, erwiderte er wiederholt: Ich will nicht und stieß abermals eine Fensterscheibe entzwei. Da wurde nun sein Vater gerufen, und als ihm der ganze Vorgang erzählt war, hieß er den Prinzen auf einen Schemel setzen und warten, bis er wieder komme. Nicht lange und er erscheint mit einer Bibel, aus welcher er dem eigensinnigen Prinzen folgende Worte des heiligen Paulus vorlas: „Ich sage aber, so lange der Erbe ein Kind ist, so ist zwischen ihm und einem Knechte kein Unterschied, obwohl er ein Herr aller Güter ist, sondern er ist unter den Vormündern und Pflegern bis auf die vom Vater bestimmte Zeit." Es ist wahr, fuhr er dann fort, du bist der Prinz von Wales, und wenn du dich gebührend aufführst, kannst du ein vornehmer Mann, du kannst einmal nach dem Tode deiner Mutter König von England werden. Aber jetzt bist du noch ein kleiner Knabe, der seinen Vorgesetzten und Pflegern gehorchen muß. Ueberdieß muß ich dir noch ein anderes Wort einprägen, das der weise Salomo sagt: „Wer seine Ruthe spart,

der hasset seinen Sohn; wer ihn aber lieb hat, der züchtiget ihn." Darauf zog der Vater eine Ruthe hervor und züchtigte den künftigen Thronerben in einer wohl fühlbaren Weise und stellte ihn dann in die Ecke mit dem Befehle, dort zu bleiben, bis die Gouvernante ihm erlauben würde, wieder hervorzutreten. Das war eine vernünftige Züchtigung; denn sie war begründet, gerecht, angemessen und ruhig. In ähnlicher Weise sollet auch ihr verfahren und ihr werdet Gewinn haben von eueren Bestrafungen.

Dazu noch Gebet und gutes Beispiel, und es kann nicht fehlen, daß euere Kinder anschlagen und brauchbare und fromme Menschen werden. Und daß sie das werden, ist mein sehnlichster Wunsch. Wird derselbe in Erfüllung gehen? Ich weiß es nicht, hoffe es aber auf Seite aller jener Eltern, welche die jetzigen Betrachtungen gehört haben. Wie viele haben sie nicht gehört? Sie werden wohl fortfahren, ihre Kinder zu verziehen, statt zu erziehen. Doch das ist ihre Schuld, um deren willen ich sie bedauere. Ich habe meine Schuldigkeit gethan und wasche meine Hände in Unschuld und rufe mit meinem Herrn und Meister: Wer Ohren hat zum Hören, der höre! Amen.

Siebente Predigt.

Die Liebe der Kinder zu ihren Eltern.

„Mein Kind, nimm dich deines Vaters an im Alter und betrübe ihn nicht, solange er lebet!"
Sir. 3, 14.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

Groß, unbeschreiblich groß ist die Liebe der Eltern zu ihren Kindern. Das beweiset uns das heilige Evangelium; denn nachdem es uns vor drei Wochen erzählt hat von jenem königlichen Beamten, der mit Bitten nicht nachließ, bis sein todtkranker Sohn geheilt ward, treffen wir heute beim göttlichen Heilande schon wieder einen Vater mit der Bitte, sein verstorbenes Töchterlein zu erwecken. Er erscheint aber glaubensvoller, als der königliche Beamte. Zwar verlangt er auch gleich diesem, daß der Herr komme und seine Hand auf das todte Töchterlein lege; allein er betet ihn an und hofft von ihm Hilfe sogar für ein verstorbenes Kind. Das beweiset wohl, daß er Christus nicht als einen bloßen Propheten, sondern als Gott betrachtete. Darum weigert sich auch der göttliche Heiland nicht, mit ihm zu gehen und seinem Wunsche zu willfahren.

Groß, unbeschreiblich groß ist somit auch die Macht dieser Elternliebe. Sie bewegt den göttlichen Heiland zu einem Wunder. Er macht den Sohn des königlichen Beamten gesund, er gibt der Tochter des Jairus das Leben wieder. Sie verschafft diesen beiden Vätern aber noch ein größeres Gut, die Gnade des Glaubens. Beide hätten sich wohl nicht an den Herrn gewendet, beide hätten vielleicht ihn und seine Lehre unbeachtet gelassen, hätten sich wohl gar auf die Seite seiner Feinde gestellt, wenn sie ihre Kinder gar nicht oder doch weniger geliebt hätten. Allein gerade ihre Zärtlichkeit zwingt sie, nachdem alle anderen Mittel erschöpft sind, an den

Herrn sich zu wenden, um durch ein Wunder zu erreichen, was Menschenkunst und Menschenwitz nicht zu bewerkstelligen vermochte. So kamen sie zum Glauben an Jesus. Doch diese beiden Väter sind nicht die einzigen, die so lieben und durch diese Liebe Solches erreichen. Gleich ihnen scheuen gar viele Eltern keine Mühe, wenn es sich um das Wohl ihres Kindes, namentlich um seine Gesundheit, seine geraden Glieder und um die Erhaltung seines Lebens handelt. Gleich ihnen empfangen sie aber auch den Lohn dieser Elternliebe; denn nachdem sie die ganze Erde abgekommen sind und fast alle Winkel durchforscht haben, um einen Helfer und ein Mittel zu finden, zwingt sie die Noth, endlich auch bei Gott Hilfe zu suchen, den sie bisher, den sie seit den Tagen ihrer Jugend vergessen hatten. Das Elternherz macht sie wieder aufmerksam auf ihn und führt sie wieder zurück zu ihm. Sie fangen an, wieder zu glauben und in eine christliche Bahn einzulenken. So findet ihre Liebe den größten Lohn. Wie könnten sie auch Gott entfremdet bleiben, da sie gerade durch die Liebe ihm am meisten ähnlich sind? Diese ist ja ein Strahl seiner unendlichen Vaterliebe, die sich über all seine Geschöpfe ausdehnt. Mit diesem Lohne mögen die Eltern sich dann zufriedenstellen, wenn ihre Liebe vielleicht nicht gewürdiget wird gerade von denjenigen, denen sie gilt, von den Kindern. Von diesen haben sie nicht selten — ich sage es mit tiefster Betrübniß — den geringsten Lohn zu erwarten, obschon es für die Kinder die heiligste Pflicht ist, die Liebe der Eltern zu vergelten durch die wärmste und dauerhafteste **Gegenliebe. Warum** und **wie sie dieselbe schulden,** das will ich heute zeigen. Damit diese Worte nicht auf unfruchtbares Erdreich fallen, wollen wir den Beistand des heiligen Geistes uns erflehen durch die lieblichste und zärtlichste aller Mütter, die wir ehrend grüßen: Ave Maria!

Wenn wir die ganze heilige Schrift durchblättern, dann finden wir keinen ausdrücklichen Befehl Gottes, wodurch den Kindern Liebe zu ihren Eltern geboten wird. Wir lesen, wie Gott ihnen einschärft, die Etern zu ehren, und auch gebietet, ihnen zu folgen; aber wir suchen vergebens nach einer Stelle, welche sie zur Liebe auffordert. Und doch hat er die Liebe sonst Allen geboten, welche sie schulden. Er hat bestimmt die Gottesliebe geboten, die Nächsten-, die Gatten-, die Feindesliebe, aber niemals sagt er, Kinder liebet

euere Eltern! Wir finden zwar Stellen, aus denen wir die Pflicht der Kinder folgern können, wir finden aber keine, welche sie klar und bestimmt gebietet. Warum wohl das? Warum gibt Gott, der doch jede wichtige Sache ausdrücklich befohlen hat, nicht auch für diese wichtige Pflicht der Kindesliebe ein ausdrückliches Gebot. Die Liebe zu den Eltern ist die wichtigste Kindespflicht; denn auf sie stützt sich die Pflicht der Ehre und des Gehorsames. Lieben die Kinder ihre Eltern, dann werden sie ihnen auch Ehre erweisen und Gehorsam leisten. Warum verlangt Gott diese Liebe nicht durch ein bestimmtes Gebot? Die Antwort ist leicht. Deßhalb, weil ein solches Gebot nicht von nöthen ist, denn weit mehr als durch ein solches Gebot sind die Kinder verpflichtet zur Liebe durch die Wohlthaten der Eltern und durch ihre eigene Natur. Nächst Gott danket das Kind, was es ist und was es hat, zumeist seinen Eltern und deren Liebe. Mein Kind, zähle einmal, wenn du kannst, die Wohlthaten, welche deine Eltern dir erwiesen haben, und sage mir dann: Bist du schuldig, sie zu lieben? Du bist noch nicht auf der Welt gewesen, da haben deine Eltern für dich schon Sorge getragen. Sie haben sich um eine Wiege und um Windeln, um warme Kissen und um ein weiches Bett für dich umgesehen. Endlich bist du hervorgetreten an's Licht der Sonne; aber wie armselig bist du erschienen? Hilflos nach allen Seiten hin und bloß im Stande, zu weinen. Wer hat sich da deiner erbarmt? Es waren deine Eltern. Ach, wie viel Beschwerden, Sorgen, Schmerzen hat dieß Erbarmen ihnen eingetragen! Frage deine Mutter, was sie für dich aufgewendet hat, und sie wird dir sagen: Ach mein Kind! das kann ich dir unmöglich Alles auseinandersetzen. Ich habe dich getragen auf meinen Armen viele Stunden und Tage lang, habe dich gewärmt an meinem Herzen, habe dich genährt an meiner Brust und gewacht an deiner Wiege. Du hast mich oft recht müde gemacht und, wenn ich dann mit dem Beginne der Nachtszeit nach Schlaf und Ruhe mich sehnte, alsbald mich wieder aufgeweckt und Stundenlang wach erhalten, bis es dir gefiel, endlich wieder einzuschlummern. Wie oft mußte ich meine Arbeit unterbrechen, um dich wieder auf die Arme zu nehmen, wie oft nach dir mich umsehen, damit dir kein Leid begegne. O ich habe mit dir viel ausgestanden, bis du hast reden und gehen, bis du nur einigermaßen dir hast selber helfen können. Und dazu kamen noch die Aengsten, wenn du krank warst, und die beständigen Sorgen um dich, die

das Herz mir erfüllt haben. Mein Kind! es ist seit deiner Geburt kein Tag vergangen, an dem du mir nicht Sorge und Mühe bereitet hast. Frage dann deinen Vater, was er für dich aufgeboten hat, und er wird dir sagen: All mein Ringen, all mein Entbehren hat nur dir gegolten. Ich habe meinen Schweiß vergossen, um dir den täglichen Unterhalt zu verdienen, ich habe getrachtet, mehr vorwärts zu kommen, um für dich besser sorgen zu können, ich habe gespart, habe weite Wege gemacht, dem Ungestüme der Elemente mich ausgesetzt, um deine Bedürfnisse bestreiten zu können. Ich kann die Schweißtropfen nicht zählen, die ich vergossen, und die Schritte nicht zählen, die ich gemacht, und die Sorgen nicht zählen, die ich empfunden habe, bis ich das Geld zu deiner Ernährung, Bekleidung und Ausbildung herbeigeschafft hatte. Mein Kind, darüber bin ich alt und grau, müde und kränklich geworden. Was ich für dich gethan und gelitten habe, das wird und kann nur Gott allein wissen. Diese Antwort, welche Vater und Mutter dir geben, ist aber keine Prahlerei und noch weniger eine Uebertreibung, sondern die volle Wahrheit. Deine Eltern sind also nach Gott deine größten Wohlthäter. Es gibt keinen Menschen, der dir soviel Gutes erwiesen hat. Wohlthaten verdankst du auch deinen Erziehern und Lehrern, deinen Gönnern und Freunden; aber sie kommen nicht gleich den Wohlthaten deiner Eltern, die dir das Leben, Obdach, Kleidung, Unterricht und Versorgung verschafft haben. Deine Eltern sind deine edelmüthigsten Wohlthäter; denn sie haben dir Gutes erwiesen mit Aufbietung aller Kräfte, aus reiner Liebe, ohne die Triebfeder des Eigennutzes, mit Hintansetzung ihrer selbst. Die Eltern lieben das Kind mehr als sich selbst; darum opfern sie ihm ihre Ruhe, ihre Freuden, ihre Gesundheit und selbst ihr Leben. Wo ist Jemand, der soviel für dich eingesetzt hat oder doch einzusetzen bereit ist, als die Eltern, denen um des Kindes willen kein Opfer zu schwer ist? Und diese großen, diese edlen Wohlthäter sollten von diesen so reich beschenkten und durch so viele Jahre verpflegten Kindern keine Liebe fordern dürfen? Wo bleibt dann die Tugend der Dankbarkeit? Muß man einem Kinde, das seinen Eltern die Liebe verweigert, nicht jedes Gefühl absprechen und es mit dem Steine auf gleiche Stufe stellen? Dem Thiere kann es schon nicht mehr gleichgestellt werden, weil selbst dieses noch eine dankbare Anhänglichkeit an seinen Wohlthäter hat, und auch der Pflanze kann es nicht gleichgestellt werden, weil auch diese den er-

freut durch ihre Blüthe und ihren süßen Duft, der sie gepflanzt und gepflegt hat. In der That hat noch kein Kind in Abrede gestellt, daß es den Eltern Liebe schuldig sei, die ihm Gutes erwiesen haben, dagegen aber haben manche es schon bestreiten wollen, daß sie Eltern lieben müssen, die sie vernachlässiget und, statt für sie zu sorgen, das Ihrige verschwendet haben. Allein auch sie sind verpflichtet, ihre Eltern zu lieben. Und wer gebietet ihnen das? Ihre eigene Natur.

Die kindliche Liebe ist schon in unserer Natur begründet. Ein geheimnißvolles, ein heiliges Band umschlingt Eltern und Kinder, und dieß Band ist von Gott selbst geknüpft. Er hat ins Kinderherz einen geheimnißvollen Zug, ich möchte sagen, einen Trieb gelegt, der es an's Elternherz treibt, wie das Eisen vom Magnete angezogen wird und, in seine Nähe gebracht, alsbald mit ihm von selbst sich vereiniget. Aehnlich verhält es sich auch mit den Herzen der Kinder, die aus natürlichem Triebe und mit fast unwiderstehlicher Kraft sich zu den Eltern hingezogen fühlen. Schon das unmündige Kind, das weder gehen noch reden kann, kennt doch seine Mutter aus tausend Müttern heraus und verlangt nach ihrem Schooße. Es sucht sich loszuringen aus den Armen einer goldstrahlenden Königin, um am Herzen seiner Mutter zu ruhen, wenn diese auch eine Bettlerin ist. Dieser Zug des Kinderherzens zu den Eltern von Gott geordnet, findet aber seine Begründung noch weiter in der Verwandtschaft, in der Eltern und Kinder zu einander stehen. Sie sind Ein Fleisch und Ein Blut, warum sollten sie sich nicht lieben? Die Kinder lieben ja nur sich selbst, wenn sie ihre Eltern lieben. Wenn es sogar leblose Metalle gibt, die, wenn auch an und für sich verschieden von einander, doch durch eine Art von Gleichheit, oder wie man sagt, durch Wahlverwandtschaft mit einander derart sich verschmelzen lassen, daß sie nur Ein Stück ausmachen, dann werden doch wohl lebendige und fühlende Herzen mit einander sich verbinden, wenn ein und dasselbe Blut sie durchströmt, wenn sie aus demselben Fleische geformt sind. Darum ist die Liebe der Kinder zu den Eltern ein Gebot der Natur, das lauter spricht als irgend ein anderes Gebot sprechen kann; sie ist im Wesen des Menschen begründet und in seine Brust gelegt vom ersten Augenblicke seines Daseins, sie ist eine Forderung, ein Bedürfniß seines Herzens, das er nicht zurückweisen kann, ohne sich selbst zu verleugnen und an sich selbst zum Verräther zu werden. Ein Kind,

das gegen seine Eltern gleichgiltig ist, ist ein unnatürliches, sich selbst widersprechendes Wesen, und ein Kind, das seine Eltern haßt, ist ein Ungeheuer, das nirgends mehr in den drei Reichen der Schöpfung seines Gleichen findet.

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich auch die Antwort auf die Frage nach der Dauer dieser Liebe. Wie lange müssen die Kinder ihre Eltern lieben? Solange sie Kinder bleiben, das heißt solange sie das Fleisch und Blut der Eltern sind. Das bleiben sie aber auch, wenn sie erwachsen sind, das bleiben sie bis zum Tode. Darum darf auch ihre Liebe niemals aufhören bis zum Tode. Sonst gibt es keine Grenze. Durch keine Härte, durch kein Unrecht, nicht einmal mit dem Tode der Eltern erlischt diese Pflicht. Sie hört erst auf mit dem Tode des Kindes selber. Wie es die Eltern in Ehren halten muß alle Tage seines Lebens, so muß es dieselben auch lieben bis zum Grabe. Und diese Liebe muß herzlich, werkthätig, geduldig sein. Sie muß herzlich sein, das ist klar; denn eine Liebe, die nicht herzlich ist, ist keine Liebe, sondern nur Schein und Verstellung. Wenn Kinder nicht herzlich lieben, wo soll dann wahre Liebe gesucht werden? Niemanden darfst du dann vertrauen; denn nirgends bist du sicher vor Falschheit und Verstellung. Ist aber die Liebe der Kinder herzlich, dann werden sie ihren Eltern wohlwollen, werden ihnen Gutes wünschen, mit ihnen sich freuen, mit ihnen trauern, mit ihnen Alles gemeinsam haben, gerne in ihrer Nähe verweilen und recht oft und inständig für sie beten. Das sind lauter Dinge, die sich von selbst verstehen und die auch gar nicht schwer zu erfüllen sind. Aber dennoch gibt es Kinder, die nicht einmal dazu sich verstehen wollen. Sie haben keine Gebete für ihre Eltern, mögen diese noch leben oder schon im Grabe ruhen; natürlich, sie beten ja auch für sich selber nicht. Sie fühlen überall sich heimischer als im elterlichen Hause und streben deßhalb hinaus in die Fremde oder benützen doch jeden Anlaß, um fremde Häuser und namentlich Vergnügungsorte zu besuchen, die sie erst in später Mitternachtsstunde verlassen zum großen Aerger und Verdruße ihrer Eltern. Außer dem elterlichen Hause sind sie ja nicht überwacht, da können sie sich frei gehen lassen und ihren Lüsten und Lastern sich hingeben; darum trennen sie sich nicht selten freiwillig und ungezwungen von den Eltern und suchen sich ihre eigene Wohnung. Sie nehmen keinen Antheil an den Freuden und Leiden der Eltern, sondern überlassen sie

namentlich in den Stunden der Prüfungen und Bedrängnisse sich selber, damit sie keinen Augenblick gestört werden in ihrem sinnlichen und genußsüchtigen Leben. Sie sind falsch und hinterlistig gegen ihre Eltern, haben vor ihnen und zwar gerade in Betreff der wichtigsten Angelegenheiten allerlei Geheimnisse und täuschen sie über ihre Pläne und über ihre Wege und Werke. Was die ganze Stadt weiß und laut sich erzählt, das bleibt häufig den eigenen Eltern verborgen, weil die Kinder und ihre schlechten Helfershelfer durch Lügen und Ränke aller Art sie zu hintergehen, in eine Wolke von blauem Dunst einzuhüllen wissen. Da erfahren die Eltern nichts von den Bekanntschaften und Ausschweifungen ihrer Kinder, bis diese auf den Gipfel getrieben sind und nicht länger mehr vertuscht werden können. Pfui über solche Kinder und ihre gewissenlosen Helfer, Schmach und Schande gebührt ihnen ihr Leben lang, weil sie Vater und Mutter so entsetzlich betrogen haben! Da gibt es wieder andere Kinder, welche ihre eigenen Eltern auf die niederträchtigste Weise übervortheilen und bestehlen. Sie verkaufen vom Eigenthume der Eltern, sie erlauben sich die verschiedensten Unterschlagungen und die so veruntreute Summe beläuft sich gar oft schon nach einiger Zeit auf Hunderte von Mark. Ich weiß von einem Sohne, den seine Eltern ausgeschickt hatten, um auf dem Lande Geschäftseinkäufe zu machen; allein derselbe setzte sich in ein Wirthshaus, trank, spielte, raufte und ging auf unsittliche Abenteuer aus, indeß einige seiner Spießgesellen für ihn umhergingen und einige Einkäufe besorgten. Es läßt sich denken, wie gewinnreich dieselben ausfielen, und es ist klar, daß auch all das vertrunkene, verspielte und verschlemmte Geld noch zur Kaufsumme hinzugeschlagen wurde. Und dann wundern sich die Eltern, daß in der Wirthschaft trotz Fleiß und Sparsamkeit nichts vorangehen will? Ach, es würde ihnen bald einleuchten, wenn nur der betrügerische Sohn, die diebische Tochter entlarvt wären! Verruchte Kinder! so also mißbrauchet ihr das Vertrauen, das euere Eltern in euch setzen? Sie lassen euch Zutritt zu ihrem Gelde, sie übertragen euch die Besorgung ihrer Geschäfte, weil sie denken, daß Sohn und Tochter auf den Vortheil des Vaters und der Mutter bedacht sein, daß sie mit ihnen redlich umgehen werden, und derweil seid ihr die ärgsten Schelme und die abgefeimtesten Diebe! Hört was die heilige Schrift euch sagt. Sie nennt euch Genossen eines Straßenräubers. „Wer seinem Vater oder seiner Mutter etwas

nimmt und spricht, es sei keine Sünde, der ist der Genosse eines Straßenräubers" (Sprichw. 28, 24.) Habt ihr eueren Eltern etwas genommen, so seid ihr, wie jeder andere Dieb schuldig, das veruntreute Elterngut bis zum letzten Heller zu ersetzen, falls ihr euere Eltern nicht um Verzeihung und Nachlaß der Wiedererstattungspflicht bitten wollt. Was soll ich da erst noch sagen von jenen Kindern, welche ihren Eltern sogar Uebles und selbst den Tod wünschen, um von deren Einflusse frei zu werden oder in den Besitz ihres Vermögens zu kommen, welche sie sogar hassen, in offener Feindschaft mit ihnen leben, die gräßlichsten Verwünschungen über sie ausstoßen, und das Alles um einiger Gulden willen, um die sie sich verkürzt halten, vielleicht gar der ernsten und strengen Zucht wegen, in der die Eltern sie wohlmeinend und pflichtschuldig gehalten haben? Sie sind Scheusale, deren die Natur und die ganze Menschheit sich zu schämen hat, und die des Todes würdig sind. „Wer seinem Vater oder seiner Mutter flucht", sagt die heilige Schrift, „der soll sterben!" „Er hat seinem Vater oder seiner Mutter geflucht, sein Blut sei auf ihm!" (3. Mos. 20.) Wie weit sind solche Kinder von der Liebe entfernt, die sie den Eltern schulden und die inniger sein soll, als jede andere! Die Elternliebe muß die herzlichste sein, die es auf Erden gibt. Dann aber wird sie auch werkthätig sich zeigen, d. h. die Kinder werden ihren Eltern aus Liebe Gutes erweisen, wann und so oft sie es können und die Eltern dessen bedürftig sind. W e r k t h ä t i g muß die Liebe der Kinder sein; denn muß jede wahre Liebe sich im Werke erproben, um wieviel mehr die Liebe der Kinder? Werkthätig ist ja auch die Liebe der Eltern gewesen. Ist die Kindesliebe nur Gegenliebe, dann muß sie Abbild der Elternliebe sein und gleich dieser sich im Werke äußern. Wie können nun die Kinder ihre Liebe im Werke darbringen? Offenbar dadurch, daß sie den Eltern in jeder Weise, vorzüglich aber durch Fleiß und gutes Betragen Freude bereiten und ihnen in der Noth beistehen und ein sorgenfreies Alter zu verschaffen suchen. O wie leicht ist es für die Kinder, ihre Eltern zu erfreuen! Ein freundliches Wort, ein herzlicher Brief, ein kleines Geschenk reicht hin, die Eltern für mehrere Tage recht froh zu stimmen. Ja es braucht nicht einmal das, sie dürfen nur sehen, wie ihre Kinder von Woche zu Woche bessere Fortschritte machen, und nur hören, wie man mit ihnen zufrieden ist und sie lobt, — dann sind die Eltern schon ganz wonnetrunken. Welch

eine Bosheit ist es also von Seite des Kindes, wenn es nicht einmal soviel Liebe zeigt, daß es der Eltern wegen fleißig und sittsam ist, wenn es nicht nur niemals dieselben zu erfreuen sucht, sondern geradezu Alles thut, um sie zu betrüben und zu erzürnen? Das größte Kreuz für die Eltern ist ein schlechtes Kind. Das sagen sie selbst. Wir wollten ja, so klagen sie, Alles gerne ertragen, mit unserer Armuth, mit unserer Krankheit und mit allem Elende, das auf uns lastet, gerne zufrieden sein, wenn nur dieses Kind nicht wäre! Das verbittert uns das Leben bis auf den Grund, das raubt uns allen Frieden und alle Ruhe, das bringt uns noch in's Grab; denn wohin wir schauen, erblicken wir eine neue Unordnung, wohin wir hören, vernehmen wir seine Schande, und wohin wir gehen, stoßen wir auf seine Laster! Alles ist an ihm vergebens, Mahnen, Bitten, Warnen, Strafen, und fast täglich möchte sein Trotz oder sein Leichtsinn uns das Herz abdrücken! Wer das hört und sieht, den greift es an, dem gehen diese Worte durch Mark und Bein, nur der sittenlose Sohn, die ausschweifende Tochter hört höhnisch diese Klagen und sieht gleichgiltig die Thränen in den Augen des Vaters und der Mutter. Das ist aber der Hohn eines Verdammten und die Gleichgiltigkeit eines Verfluchten! Unmenschliches Kind! würdest du es wagen, den Todtensarg vor deinen Vater oder deine Mutter hinzustellen und ihnen dann zu sagen: Es ist Zeit, daß ihr euch da hinein leget, ich vermag eueren Tod nicht länger mehr abzuwarten? Nun, du thust mehr als dieses durch die fortwährende Betrübniß, welche du ihrem Herzen bereitest. Du drückst sie allmählig in den Sarg und langsam gibst du ihnen den Todesstoß; denn die Betrübniß tödtet, „trocknet", wie die Schrift sagt, „die Gebeine aus." Du selbst, das Kind, wirst der Mörder deiner Eltern, und dein ganzes Leben lang ruft ihr Grabhügel dir zu: Hier liegen diejenigen, welche dir das Leben gaben, und denen du, als ungerathenes Kind, das ihrige genommen hast! Ja zweifle nicht, du wirst einst als Elternmörder beim Gerichte behandelt werden und wie Feuertropfen werden alle Thränen auf deine Seele fallen, die du deinen Eltern erpreßt hast! Du verkürzest ihnen das Leben, da du dasselbe ihnen verlängern solltest; denn die Liebe verlangt, daß du ihnen ein sorgenfreies Alter bereitest und sie in der Noth unterstützest. Die Gottesgelehrten haben die Frage aufgeworfen, ob Jemand verpflichtet sei, den Eltern eher beizustehen, als Frau und Kindern, und sie antworten: Ja, wenn

es sich um die äußerste Noth oder um die nächste Lebensgefahr handelt, dann muß den Eltern eher, als Frau und Kindern geholfen werden. Warum? Weil sein Leben, schon ehe er die eheliche Verbindung schloß, denen verpfändet war, von denen er es empfangen hat. Wenn also selbst das so innige Eheband noch hinter dem Bande der Elternliebe zurückstehen muß, was wird es dann sein, wenn das Kind gar keinen Vorwand hat, um seinen Eltern die nöthige Unterstützung zu versagen. Wird es auf seine Bequemlichkeit, auf seine Ruhe sich berufen dürfen, um diese Pflicht abzuweisen? Saget mir demnach, wie groß die Sünde jener Kinder ist, die Vater und Mutter hungern lassen, während sie täglich einen wohlbesetzten Tisch haben; wie groß die Sünde jenes Sohnes ist, der seinen Erwerb im Wirthshause verpraßt, während sein Vater das Brod der Armenpflege genießt; wie groß die Sünde jener Tochter, die weit über ihren Stand sich kleidet und einem Liebhaber ihren Lohn in die Tasche steckt, während ihre Mutter in zerfetzten Kleidern betteln geht? Sie ist himmelschreiend, sie ist offener Trotz gegen die ausdrückliche Mahnung Gottes: „Mein Kind, nimm dich deines Vaters im Alter an!" Ja das fordert die Liebe, aber von dieser Liebe ist hier keine Spur. Und doch soll die Kindesliebe nicht bloß werkthätig, sondern auch geduldig sein. Die wahre Liebe ist ja nach den Worten des heiligen Paulus duldsam, um wievielmehr muß es die Liebe zu den Eltern sein, die mit uns soviele Jahre lang die größte Geduld haben mußten. Soll es denn zu viel verlangt sein, wenn auch die Kinder mit den Schwächen, Launen und Krankheiten der hochbetagten Eltern Nachsicht und Geduld haben? „Vergiß nicht der Schmerzen deiner Mutter," sagt der weise Sirach, und Tobias ruft seinem Sohne zu: „Du sollst gedenken, was und wie große Gefahren deine Mutter ausgestanden hat um deinetwillen!" Nimmer, wollen beide sagen, wird ein Kind die Geduld mit seinen Eltern verlieren, wenn es daran denkt, welche Schmerzen und Gefahren diese mit ihm selber ausgestanden haben. Alle Pflege, welche Kinder den Eltern angedeihen lassen, ist doch nur ein schwacher Ersatz für die von ihnen erhaltenen Wohlthaten und selbst dann, wenn die Eltern noch so launig werden und mehrere Jahre hindurch bettlägerig werden. Das Alles ist Wirkung des Alters. Willst denn du, o Kind, nicht auch alt werden? Ohne Zweifel. Darum pflege jetzt geduldig deine Eltern, damit dir selbst nicht eingemessen werde, wie du jetzt ausmissest. Ja, wie du gegen

deine Eltern verfährst, so wird man einst gegen dich selbst verfahren. Das wurde einst einem Ehepaare in sehr auffallender Weise bedeutet. Weil der greise und halbblinde und taube Vater des Mannes bei Tische bisweilen etwas verschüttete, wies man ihm seine Stelle in einem Winkel an und setzte ihm sein Mahl in einem irdenen Schüsselchen und als er dieß zerbrochen, in einem hölzernen Schüsselchen vor. Der arme Mann konnte nur schweigen, seufzen und weinen. Eines Tages kommt der herzlose Sohn nach Hause und sieht, wie sein eigener, etwa vierjähriger Knabe Brettlein zusammenträgt. Was machest du da? fragt er ihn und der Knabe antwortet: Ich mache einen Trog, und daraus sollen Vater und Mutter essen, wenn ich groß bin. Diese Worte wirkten, und der alte Vater durfte von nun an wieder am Tische mitessen. Eltern habt ihr das vernommen? Nun dann machet nur auch die Anwendung auf euch. Ihr klaget jetzt, daß euere Kinder gar keine Geduld mit euch haben und ohne alle Liebe zu sein scheinen. Wisset ihr warum? Seht sie messen euch ein, wie ihr einst eueren Eltern ausgemessen habet. Ja Gott ist gerecht und läßt die Erbarmungslosigkeit der Kinder nicht ungestraft. Das hat er schon tausendmal bewiesen. Wie können deßungeachtet immer wieder neue Kinder sich finden, die mürrisch gegen ihre alten Eltern sich betragen, die jeden Dienst, den sie ihnen erweisen, durch einen Vorwurf, durch eine ungehaltene Miene oder Geberde ihnen wieder verbittern, die sogar seufzen nach dem Tode der Eltern und ihren Sterbetag als einen Freudentag begrüßen, weil sie ihrer Pflege überhoben oder von der Austragssumme frei geworden sind. Jetzt wähnen sie sich frei von einer drückenden Last. Ja euere Eltern, die euch, ihr entmenschten Ungeheuer, eine Last waren, sind euch abgenommen, aber eine andere Last ist euch dafür auferlegt, der Fluch Gottes und der Fluch der Eltern, und eine zweite wartet noch auf euch, nämlich die Geißel euerer eigenen Kinder. Doch mich ekelt, noch weiter zu fahren und das Bild verkommener, liebloser Kinder ganz auszumalen. Es ist das bisherige Gemälde schon düster genug. Mögen die unheimlichen Schatten bald aus ihm entweichen und möge es zu einem Gemälde voll Anmuth und Liebreiz werden, das uns Kinder zeigt, die dankbar für elterliche Wohlthaten und ihrer eigenen Natur entsprechend von Herzen, im Werke und in aller Geduld ihre Eltern lieben. Amen.

Achte Predigt.

Die Ehrfurcht der Kinder gegen die Eltern.

„Wer den Herrn fürchtet, ehrt seine Eltern."
Sir. 3, 8.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist. — Mit diesem Worte hat der göttliche Heiland den obersten Grundsatz der Gerechtigkeit ausgesprochen und zugleich das Wesen wahrer Vollkommenheit bezeichnet. Wer diese Mahnung befolgt, der ist gerecht; denn er gibt Jedem, was ihm gebührt, und darin besteht eben die christliche Tugend der Gerechtigkeit. Wer diese Mahnung befolgt, der ist aber auch vollkommen; denn er beobachtet das rechte Benehmen gegen die Welt und gegen Gott, erfüllt deßhalb alle Pflichten, die er hat. Als ein Doppelwesen, weil bestehend aus einem irdischen Leibe und aus einer geistigen Seele, hat der Mensch auch doppelte Pflichten, einerseits gegenüber der Welt und anderseits gegenüber Gott, und nur, wenn er beiden genügt, ist er so, wie er sein soll, ist er vollkommen. Die Ausschreitung nach der einen oder nach der andern Seite hin dagegen ist Unvollkommenheit, ist Sünde. Darum ist es ebenso sehr Sünde die berufsmäßigen Geschäfte zu verrichten an jenen Tagen und zu jenen Stunden, die dem Dienste Gottes gehören, als es Sünde ist, in der Kirche zu weilen und dem Gebete sich hinzugeben zu jener Zeit, da den Standespflichten genügt werden soll. Das Eine muß geschehen und das Andere darf nicht unterlassen werden. Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist!

Wenn nun das wahr ist, dann müssen wir die Pflichten, welche wir gegen Gott und gegen die Welt haben, auch genau

kennen, weil nur diese Kenntniß uns den Weg der Vollkommenheit zeigt, den wir doch jetzt nach den Tagen der Buße zu wandeln haben. Diese Pflichten sind aber ausgesprochen in den zehn Geboten. Was wir Gott schulden, das haben wir bereits kennen gelernt, da wir den Inhalt der drei ersten Gebote, die sich auf Gott beziehen, schon näher untersucht haben. Was wir der Welt schulden, das sagen uns die sieben anderen Gebote. Das erste davon, oder das vierte in der Gesammtreihe der Gebote ordnet, wie wir bereits hörten, die Familie, diese Welt im Kleinen. Auch von diesen Pflichten haben wir einen Theil, die Pflichten der Eltern, schon kennen gelernt. Wir kommen demnach jetzt zu den Pflichten der Kinder. Darüber seid ihr während der heiligen Mission in der so ergreifenden Standespredigt für die Kinder belehrt worden. Ihr habet gehört, daß die Kinder, große wie kleine, drei Pflichten gegen ihre Eltern zu erfüllen haben, daß sie ihnen Ehre, Liebe und Gehorsam schulden. Ich könnte demnach jetzt, da ich wieder zum Zusammenhange unserer Betrachtungen zurückkehren will, über diese Kindespflichten hinweggehen; allein dreierlei Gründe bestimmen mich, sie dennoch zu behandeln. Einmal konnten diese Pflichten während der heiligen Mission wegen Mangel an Zeit euch sozusagen nur im Grundrisse vorgeführt werden. Sodann haben vielleicht viele aus euch nicht einmal diesen Grundriß kennen gelernt, und endlich sind diese Pflichten so wichtig und werden, wie die zahllosen Klagen der Eltern beweisen, doch so selten erfüllt, daß es schon Noth thut, davon ausführlich und wiederholt zu handeln. Möchte doch meine Stimme heute und an den folgenden Sonntagen zu allen Kindesohren dringen können, damit sie hören, **warum** und **wie** sie ihre Eltern zu **ehren**, zu **lieben** und ihnen zu **gehorchen** haben. Heute rede ich von der den Eltern schuldigen **Ehrfurcht** und beginne im allerheiligsten Namen Jesu und unter dem Schirme meiner und euerer Mutter Maria.

I.

Die Kinder sollen den Eltern Ehre, d. h. Ehrfurcht und Hochachtung erweisen; denn das ist begründet in ihrer Stellung zu den Eltern und in der Stellung der Eltern zu Gott. Die Kinder verdanken den Eltern ihr Dasein, sie sind Geschöpfe der Eltern. Nun ist es aber ganz natürlich, daß das Geschöpf seinem Hervorbringer Ehre schuldet, zumal wenn es in der Schöpfung eine hohe Stufe

einnimmt. Ehrt schon die Uhr ihren Meister, dann müssen Kinder umsomehr ihre Eltern ehren, da sie ihnen nicht nur ein gewöhnliches Dasein, sondern das Dasein als Menschen verdanken. Wir sind Geschöpfe des höchsten Ranges hier auf Erden. Da wir diesen Rang unsern Eltern verdanken, so folgt daraus, daß wir sie auch ehren und sogar mehr ehren müssen, als ein gewöhnliches Werk seinen Meister ehrt. Indem wir den Eltern unser Dasein verdanken, sind wir von ihnen abhängig, und sie selbst sind über uns gestellt. Nun ist es aber in aller Welt Ordnung und Gesetz, daß das Niedere sich vor dem Höheren, der Unterthan sich vor dem Herrscher beugt und ihn ehrt; also müssen auch wir vor den Eltern uns beugen oder mit anderen Worten, wir müssen sie ehren.

Das verlangt auch die Stellung der Eltern zu Gott. Wer sind sie? Sie sind einmal seine Werkzeuge. Nicht unmittelbar wollte uns Gott das Dasein geben, sondern er wählte dazu die Eltern. Sie haben uns das Leben mitgetheilt, weil Gott sie zu Vermittlern des Lebens gemacht hat; denn von „ihm kommt", wie der Apostel sagt, „alle Vaterschaft im Himmel und auf Erden her." „Einer ist euer Vater, der im Himmel ist" (Eph. 3.) Wir sind also eigentlich sammt und sonders Kinder Gottes, aber wir sind es durch die Eltern. Mit ihnen hat Gott die Vaterschaft getheilt und hat sie Antheil nehmen lassen an seiner Schöpferkraft. Darum habe ich die Kinder vorhin geradezu Geschöpfe der Eltern genannt, weil diese durch eine Art Antheil an der göttlichen Allmacht sie ins Leben gerufen haben. Aber ebendarum nehmen die Eltern auch Antheil am Hoheitsrechte Gottes. Sind wir nun schuldig, der Hoheit Gottes Ehre zu erweisen, dann müssen wir auch die Eltern ehren, denen Gott seine Vaterschaft und Hoheit mitgetheilt hat. Die Eltern sind alsdann die ständigen Stellvertreter Gottes. Was sie für das Kind thun, das thun sie im Namen und Auftrage Gottes. Wenn sie es nähren, bewachen, unterrichten, versorgen, so sind sie nur die Hand, das Auge, der Mund Gottes. Daher die strengen Pflichten und die schwere Verantwortung der Eltern, die mit dem Kinde nicht nach Belieben verfahren können, sondern es als ein von Gott anvertrautes Kleinod zu betrachten haben. Was folgt nun daraus? Es folgt, daß die Kinder ihre Eltern ehren müssen. So gut sie Gott selber Ehre schuldig sind, ebenso schulden sie dieselbe auch den Eltern, in denen Gott täglich sichtbar ihnen gegenüber tritt. Darum kann, wie ein heiliger Kirchenvater

sich ausdrückt, kein Kind seine Eltern verunehren, ohne daß Gott selbst verunehrt wird.

Darum darf es uns auch nicht wundern, wenn in der heiligen Schrift alle Augenblicke die Mahnung wiederkehrt, die Eltern zu ehren. „Ehre deinen Vater und deine Mutter!" so lautet das bestimmte Gebot. Gott sagt nicht: Liebe, sondern ehre! Liebe sind wir nämlich allen Menschen ohne Ausnahme und natürlich um so mehr den Eltern schuldig. Ihnen gebührt noch mehr, wir müssen sie als die Werkzeuge und Stellvertreter Gottes auch besonders in Ehren halten. „Ehre deinen Vater und deine Mutter", heißt es ein ander Mal, „wie der Herr dir geboten" (Deut. 5, 16.) Und wieder ein ander Mal lesen wir: „Ehre deinen Vater von ganzem Herzen und vergiß nicht der Schmerzen deiner Mutter" (Sir. 7.) Es wird hier Ehre von ganzem Herzen geboten. Sonst verlangt nur Gott das ganze Herz, hier aber sucht er es auch den Eltern zuzuwenden. „Halte deine Mutter in Ehren," so lesen wir im Buche Tobias; „alle Tage deines Lebens!" Die kindliche Ehrfurcht darf also erst mit dem Tode erlöschen, sie ist eine beständige Pflicht, von der uns kein Alter, kein Stand, und kein Vorwand befreit. So befiehlt es Gott, der nach dem Ausspruche des heiligen Geistes durch den weisen Sirach will, daß die Kinder ihren Vater ehren, und das Ansehen der Mutter über die Kinder will und bestätiget (3, 3.)

Mit diesen Mahnungen noch nicht zufrieden hat Gott auch die köstlichsten Belohnungen verheißen jenen Kindern, welche ihre Eltern ehren. Er verheißt ihnen gerade jene Güter, die der Mensch sich gewöhnlich am meisten wünscht, nämlich Wohlergehen und langes Leben. „Ehre deinen Vater und deine Mutter," dieß ist das erste Gebot mit der Verheißung, „daß es dir wohl gehe und du lange lebest auf Erden." Willst du also viele und gute Tage sehen auf Erden, dann ehre deine Eltern; denn jener, der die Verheißung gemacht hat, kann nicht lügen. Er verheißt ihnen Segen und Gedeihen. „Ehre deinen Vater, damit sein Segen über dich komme, sein Segen bis ans Ende dauere. Der Segen des Vaters bauet den Kindern Häuser, der Mutter Fluch aber reißet sie nieder" (Sir. 3, 9.) Wie Gott gleichsam seine Schöpferkraft den Eltern mittheilte, um sie den Kindern ehrwürdig zu machen, so wollte er sie, um ihr Ansehen noch zu vermehren, auch an der Wirksamkeit seines Segens theilnehmen lassen. Der Elternsegen ist also wirksam wie der Elternfluch. Das erfuhren die Söhne Noah's. „Verflucht

sei," so sprach dieser zum gottlosen Cham, „verflucht sei Chanaan, ein Knecht der Knechte sei er seinen Brüdern!" Und siehe da, dieser Fluch ging in Erfüllung bis auf den heutigen Tag; denn Chams Nachkommen, die Neger Afrikas, sind die Sklaven der ganzen Welt. Dagegen aber sprach er zu Sem und Japhet: „Gebenedeit sei der Herr, der Gott Sem's; Chanaan sei sein Knecht! Gott breite Japhet aus, und er wohne in den Hütten Sem's!" Bemerket, wie auch dieser Segen sich erfüllt hat! Aus dem Geschlechte Sem's, dessen Nachkommen Asien bevölkert haben, ging der gebenedeite Gott, Christus der Erlöser hervor, Japhets Nachkommenschaft aber, die über Europa sich verbreitete, wurde das größte Volk der Welt. Nicht nur nimmt es den ausschließlich christlichen Erdtheil ein, sondern es wohnt auch in den Hütten Sems, da große Theile von Asien unter der Herrschaft europäischer Staaten, besonders Rußlands und Englands stehen. Der Segen der Eltern ist also mächtig und pflanzt sich fort auf Kinder und Kindeskinder. Zu diesem Segen verspricht Gott den ehrfürchtigen Kindern auch noch Wohlstand und Freude an den eigenen Kindern. „Wie Einer, der Schätze sammelt", heißt es in der heiligen Schrift, „so ist, wer seine Mutter ehrt. Wer seinen Vater ehrt, wird Freude an seinen Kindern haben und an dem Tage, da er betet, erhört werden" (Sir. 3, 5.) Endlich verspricht Gott auch noch Ehre und Ansehen. „Höre, mein Sohn, auf die Lehre deines Vaters und verlaß nicht das Gesetz deiner Mutter, damit Zierde auf dein Haupt komme und eine Kette an deinen Hals." Haltet euch das Alles vor Augen, überdenket all die angeführten Vernunftgründe, die Mahnungen und Verheißungen Gottes und saget mir dann, wie es möglich ist, daß ein Kind seinen Eltern die Ehrfurcht verweigern kann. Ja wahrhaftig, wer Gott achtet, muß auch die Eltern achten, wer den Herrn fürchtet, ehrt seine Eltern. Allein, worin besteht diese Ehre?

II.

Sie besteht in drei Dingen, nämlich in einem ehrerbietigen Herzen, in ehrfurchtsvollen Worten und in einem bescheidenen und freundlichen Benehmen. Zwar ist die Ehre an und für sich etwas Aeußerliches; denn sie besteht zunächst in ehrenden Worten und Handlungen; aber diese müssen ihren Grund im Herzen haben, sonst sind sie ja nur Heuchelei. Darum müssen Kinder ihre Eltern vor Allem im Herzen hochachten, sie

innerlich und zwar aufrichtig werthschätzen. Thun sie das, dann wird es ihnen nicht in den Sinn kommen, sich ihrer zu schämen, von ihnen böse zu denken, sie zu verachten. Thörichtes Kind! du schämst dich deiner Eltern? Warum denn? Weil sie, sagst du, so wenig Kenntnisse besitzen und einen so geringen Stand haben. Wer bist denn du alsdann und wie viel weißt du? Wenn ich mir die Sache recht anschaue, dann ist gar kein Unterschied zwischen dir und deinen Eltern. Dein Stolz stützt sich nur auf ein paar Kleidungsstücke, die bloß erbärmlicher Flitter sind und zu deinem Stande nicht passen, und auf einige glatte Manieren und alltägliche Redensarten, die du einstudirt hast. Weil du vielleicht einige Wochen in der Fremde gewesen bist, in einer großen Stadt ein Stubenmädchen gemacht oder einem großen Herrn einmal die Stiefel geputzt hast und dann hoffärtiger zurückgekommen bist, als du fortgingest, darum glaubst du dich deiner Eltern schämen zu dürfen. Doch nehmen wir an; du hast wirklich Etwas gelernt, hast dich zu einem höheren Stande aufgeschwungen und bewegst dich jetzt in hohen Kreisen. Darfst du deßhalb dich deiner Eltern schämen? Ich meine, du mußt sie gerade darum noch mehr ehren. Wem hast du es zu verdanken, daß du zu Ehren und Ansehen gelangt bist? Haben denn nicht deine Eltern dich ausbilden lassen, haben sie nicht ihren Schweiß daran gesetzt und ihren letzten Kreuzer hingegeben, um aus dir etwas zu machen. Gerade wenn sie geringen Standes sind, ist es ihnen noch schwerer geworden, dich in die Höhe zu bringen, sie haben weit mehr Sorgen und Mühen nöthig gehabt, als reiche Eltern. Und doch schämst du dich ihrer? Undankbares und thörichtes Kind zu gleicher Zeit! Undankbar, weil du eine solche Aufopferung von Seite deiner Eltern nicht anerkennest, und thöricht, weil du nicht einsiehst, daß gerade die Niedrigkeit deiner Eltern für dich ein Grund des Ruhmes ist. Du willst von deinen armen Eltern nichts wissen, da du doch sagen solltest: Obwohl meine Eltern so geringen Standes sind, so habe ich es durch ihre Sorgfalt, durch meinen eigenen Fleiß und durch Gottes Hilfe doch vorwärts gebracht. Wer weiß, ob ich so weit gekommen wäre, wenn meine Eltern vermöglich und hochgestellt gewesen wären. Ich hätte dann vielleicht auf ihr Geld, auf ihren Einfluß mich verlassen und wäre verdorben an Leib und Seele. Thörichtes Kind! du schämst dich deiner Eltern jetzt, da du ihrer

entbehren kannst. Was wäre es aber um dich gewesen, wenn deine Eltern sich auch deiner geschämt hätten, da du noch klein und unmündig warst? O, da bist du ein gar elendes, unwissendes und unbeholfenes Wesen gewesen. Man hat dich tragen, hat dir die Speisen in den Mund hineinlegen und dich reinigen müssen. Sind denn deine Eltern jetzt auch so armselig und thöricht, wie du einst warst? O nein, das sind sie nicht. Warum also schämst du dich ihrer, da doch sie auch deiner sich nicht geschämt haben? Hätten sie es gethan, dann wärest du jammervoll zu Grunde gegangen. Deßhalb haben denn auch wahrhaft große Männer aus dem niederen Stande ihrer Eltern kein Hehl gemacht. Benedikt XI. war Papst, obwohl seine Mutter nur eine arme Landbewohnerin war. Nach seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl machte sie sich auf, um ihn zu sehen und zu besuchen. Man kleidete sie in fürstlichen Schmuck. So trat sie vor den Papst; allein dieser will sie nicht kennen. Meine Mutter, sagt er, ist keine vornehme Dame, sondern eine Wäschersfrau. Da entfernt sich die Mutter, legt ihren Schmuck weg und erscheint aufs Neue in ihrem ärmlichen Kleide. Kaum ist sie eingetreten, da steigt der Papst von seinem Throne, geht ihr entgegen, umarmt sie und spricht: Ja das ist meine liebste und theuerste Mutter! Kinder machet es diesem großen Manne nach und schämet euch euerer armen Eltern nicht!

Sowenig aber Kinder ihrer Eltern sich schämen dürfen, ebensowenig dürfen sie dieselben verachten. Sie mögen dazu sich versucht fühlen, besonders wenn die Eltern sich eines schlechten Betragens schuldig machen und durch grobe Vergehen und Sünden ihre Würde schänden. Das können und dürfen die Kinder nicht loben, das dürfen sie nicht nachahmen, aber sie dürfen deßhalb die Eltern auch nicht verachten. Warum? Weil sie immer noch ihre Eltern bleiben. Nun ist aber nicht die Tugend der Eltern der Grund, weßhalb die Kinder sie hochzuschätzen haben, sondern die Eigenschaft, die sie als Eltern haben. Sie müssen sie schätzen als Urheber ihres Daseins, als Stellvertreter Gottes. Das sind und bleiben sie aber noch und wenn sie auch Verbrecher und Missethäter geworden sind. Höret auch in dieser Beziehung ein sehr schönes Beispiel, das im Jahre 1787 zu Wien gegeben wurde. Als die Züchtlinge auf dem Graben daselbst das Pflaster kehrten, eilte ein wohlgekleideter junger Mensch — er war Student und sein Name Kroppenberger — herbei und küßte einem der Züchtlinge ehrfurchts-

voll die Hand. Dieß sah der Staatsrath Baron von Kressel von seinem Fenster aus, ließ den jungen Menschen zu sich rufen und sagte ihm, daß es sich nicht schicke, einem Missethäter die Hand zu küssen. Aber, erwiederte der bestürzte Jüngling, dieser Missethäter ist mein Vater. Diesen Vorfall erfuhr auch der Kaiser, der durch diese kindliche Ehrfurcht gerührt wurde, daß er von jener Stunde an für diesen jungen Menschen sorgte. Kinder! seid ihr so unglücklich, schlechte Eltern, einen leichtsinnigen Vater, eine gottvergessene Mutter zu haben, dann bedauere ich euch, und ihr möget euere Eltern bedauern; aber verachtet sie nicht, saget vielmehr: Mein Vater ist ein Trunkenbold, er hat das heilige Band der Ehe selbst verletzt, meine Mutter ist ein ehrloses Weib; aber ich muß sie beide dennoch ehren, sie sind immer noch mein Vater und meine Mutter. Ich will für sie beten, damit sie zur Einsicht kommen, recht viel und recht inbrünstig beten, damit sie einst nicht ewig zu Grunde gehen! Welch ein Triumph für mich, wenn ich ihnen zur Seligkeit verhelfe, die eigentlich mir hätten dazu verhelfen sollen durch ihr Beispiel.

Wenn ihr so denket, dann ehret ihr euere Eltern von Herzen, dann werdet ihr sie aber auch in Wort und That ehren. Zum ehrerbietigen Herzen kommt vor allem auch das ehrfurchtsvolle Wort. Ihr werdet von euern Eltern nicht gleichgiltig und geringschätzig, noch weniger wegwerfend reden und wohl gar die Ausrufer ihrer Fehler sein. Das heißt ja in's eigene Fleisch einschneiden und sich die eigene Nase abbeißen. Das sagt selbst die heilige Schrift mit den Worten: „Erfreue dich nicht der Schmach deines Vaters, denn seine Schande bringt dir keine Ehre: eines Menschen Ehre besteht in der Ehre seines Vaters, und ein ehrloser Vater ist Schande dem Sohne" (Sir. 3, 12.) Darum ist es weiser, die Fehler der Eltern zu verdecken, als sie noch mehr offenbar zu machen. Fordert denn nicht die Liebe, daß du sie verschleierst? Wenn die Nächstenliebe dir verbietet, die Fehler anderer ohne Noth zu offenbaren, dann ist es dir noch weniger erlaubt, die der Eltern offenkundig zu machen. Im Gegentheile ist es deine Pflicht, Vater und Mutter in Schutz zu nehmen, sie zu entschuldigen und zu vertheidigen, wenn du sie von Andern tadeln hörst. Das ist bei Gott ein nichtswürdiger Junge, eine erbärmliche Tochter, die ihre Eltern schmähen hören und dazu stillschweigen. Wie soll ich sie aber erst nennen, wenn sie sogar miteinstimmen? — Wie über

die Eltern, so müssen die Kinder auch mit den Eltern ehrerbietig reden. Sie dürfen also auch ihnen selbst ihre Fehler nicht vorwerfen; denn sie sind nicht die Richter der Eltern. Wohl mögen sie dieselben bescheiden und ehrfurchtsvoll darauf aufmerksam machen; aber sie haben kein Recht, mit ihnen zu poltern und ihnen förmliche Verweise zu geben. Ebenso wenig steht es ihnen zu, mit den Eltern zu streiten, barsch und schroff ihren Ansichten gegenüber zu treten, ihnen Vorwürfe zu machen oder wohl gar Schimpfnamen zu geben. Als was betrachtet wohl ein solches Kind seine Eltern? Als Eltern wahrlich nicht und auch nicht als Knechte; denn selbst mit einem Knechte geht man noch freundlicher und gelassener um. Wenn deßungeachtet Kinder sich das Alles gegen ihre Eltern erlauben, wenn sie dazu dieselben anfahren, als wollten sie sie verschlingen, und ihnen so roh hinschreien, als wollten sie ihnen das Trommelfell im Ohre zersprengen, und sie so kurz abfertigen, als ob ein Verbrecher vor ihnen stünde, dann muß man sagen, daß ein Jagdhund noch einer milderen Behandlung sich zu erfreuen habe. Nein, so redet man nicht mit denjenigen, die Gott repräsentiren. Wer es aber thut, der hat auch keine Scheue vor Gott; denn wer den Herrn fürchtet, ehret seine Eltern.

Diese Ehre muß sich endlich auch in der That zeigen. In der That aber ehren Kinder ihre Eltern, wenn sie ihnen gegenüber nicht bloß jenen Anstand beobachten, den man gewöhnlichen Menschen zollt, sondern jenen, den man seinen Vorgesetzten und den höchsten Persönlichkeiten schuldig zu sein glaubt. Die Eltern sind ja wirklich die Vorgesetzten und zwar die natürlichsten und nächsten Vorgesetzten der Kinder und hochgestellte Persönlichkeiten, weil sie die unmittelbaren Stellvertreter Gottes sind. Kinder! ihr müßt euch gegen euere Eltern so anständig, bescheiden und freundlich benehmen, wie gegen den König eueres Landes. Dieser steht euch nicht so nahe. Er ist zwar der von Gott euch gegebene Regent, aber er ist nicht der Urheber eueres Lebens. Er ist zwar Herr über alle im Lande, aber auch er schuldet seinem Vater und seiner Mutter Ehrfurcht. Verweigert er sie, dann sündigt auch er, mag er gleich auf dem Throne sitzen. Eure Eltern sind nicht bloß Könige im Hause, sie sind auch der Grund eueres Lebens. Es ist also nur wenig, wenn ihr sie dem Könige gleichhaltet. Wie aber benehmet ihr euch gegen den König? Ihr grüßet ihn, ihr lasset ihm überall den Vorrang, ihr empfanget ihn mit Demuth, ihr höret unterwürfig

seine Worte, ihr verhaltet euch ruhig in seiner Nähe, ihr habt auf jeden seiner Winke Acht, ihr hütet euch, ihm irgendwie zu mißfallen. Das Alles seid ihr auch euern Eltern schuldig. Wie könnet ihr ihnen also den Gruß versagen, wie euch ihnen vordrängen, wie könnet ihr sie, wenn sie einmal Haus und Geschäft euch abgetreten, in den Winkel setzen und die ganze Zeit um sie euch nicht bekümmern, wie in ihrer Gegenwart toben gleich den Wilden und wie Tyrannen euerer Eltern euch geberden? Würdet ihr solches Betragen wohl vor dem Könige euch erlauben? Nimmermehr. Und euere Eltern, sind sie nicht euere Könige, sind sie nicht Stellvertreter des Königs der Könige? Was wird ein solches Betragen verdienen?

Ihr möget es euch aus der hl. Schrift herauslesen! Dort heißt es: „Ein Auge, das seinen Vater verspottet und die Geburt seiner Mutter verachtet, das sollen die Bachraben aushacken und die jungen Adler fressen" (Prov. 30.) Was heißt das? Nichts anderes, als daß ein solcher Mensch gleich einem Aase zu Grunde gehen soll, zu dem die Raubvögel, Adler und Raben, heranfliegen und das sie verzehren. Und wer verdient diese Strafe? Jenes Kind, das seine Eltern verachtet und verspottet. Was wird nun auf einen Sohn, auf eine Tochter warten, die noch weiter gehen und ihre Eltern auf die trotzigste und roheste Weise behandeln, wider sie sogar die verruchte Hand erheben und sie stoßen oder schlagen oder sonst auf eine Weise mißhandeln? Ich kann euch nicht sagen, wie Gott eine solch verbrecherische Hand einst heimsuchen, noch welch eine Rache er an einem so unnatürlichen Kinde nehmen wird; aber das weiß ich, daß ein solches Kind sich einer großen, schweren Sünde schuldig macht, deren Lossprechung dem Bischofe vorbehalten ist. Wer seine Eltern in irgend einer Weise durch Schlagen, Stoßen oder Anspeien körperlich mißhandelt, der kann nur vom Bischofe oder mit bischöflicher Bevollmächtigung vom gewöhnlichen Beichtvater losgesprochen werden. Diese Maßregel erscheint noch gering, wenn man bedenkt, daß Gott selber in den Eltern mißhandelt wird, daß also ein Kind, welches solches sich erlaubt, alle Furcht Gottes auf die Seite setzt; denn wer den Herrn fürchtet, ehret seine Eltern."

Wie steht es nun um diese Elternehre? Wird sie ihnen gezollt? Ach du mein Gott, gerade das Gegentheil findet gewöhnlich statt, statt der Ehre empfangen sie Schmach in Hülle und

Fülle. Ihr könnet Kinder finden, die nicht die mindeste Achtung vor ihren Eltern haben; sie schämen sich ihrer, sie verachten und verlachen sie, sie schmähen, ja fluchen über sie, sie reden in der verächtlichsten Weise von ihnen, nennen sie nur ihre Alten, machen sich über ihre Eigenheiten und Gebrechen lustig, reden nie ein freundliches Wort mit ihnen, trumpfen sie kurzweg ab, lachen ihnen höhnisch ins Gesicht, machen ihnen die gröbsten Vorwürfe, werfen Alles zürnend übereinander, schlagen die Thüren zu, machen Tage und Wochen lang eine trotzige Miene, geben den Eltern keine oder eine kurze Antwort, kurz betragen sich gegen ihre Eltern so, daß man sagen muß, sie haben gerade gegen sie den mindesten Respekt und sind gegen alle Menschen artiger und gefälliger als gegen diejenigen, denen sie Alles verdanken. Ja noch mehr! Wenn es gilt, dann führe ich euch schon noch ein paar Stunden einige Dutzend Eltern vor, die euch alle bezeugen, daß sie von ihren Kindern schon mehr als einmal geprügelt worden sind. O die Natternbrut, fürchtet sie denn nicht, daß augenblicklich ihr Arm erlahme und die gottlose Hand verdorrt? Wie viele Sünden werden also bloß gegen die den Eltern schuldige Ehrfurcht begangen und darunter sind, wie ihr gesehen, recht arge und schwere Sünden!

Nicht minder zahlreich und schwer sind dann auch jene Sünden, welche gegen die schuldige Liebe und den pflichtmäßigen Gehorsam begangen werden, und die ich euern Kindern die folgenden Sonntage vor Augen halten will, wenn ihr sie hieher schicket. Und diese vielen und schweren Sünden gegen die Eltern werden nicht einmal erkannt, werden gar nicht gebeichtet oder höchstens allgemein zusammengefaßt mit dem Ausdrucke: Ich habe meine Eltern beleidigt, da sie doch einzeln bekannt werden sollten, werden auch nicht gut gemacht; denn ich höre selten von Kindern, die um Verzeihung bitten oder doch einer größern Ehrfurcht sich befleißen. Und so dauert dieß ehrfurchtslose Wesen fort, bis die Eltern nicht mehr sind. Da gehen ihnen dann erst die Augen auf. Vielleicht aber auch da noch nicht. Ich habe einen Mann gekannt, der gerade in dieser Zeit, am Allerseelentage war es, auf das Grab seiner Mutter trat, um dort laut über sie zu lästern und zu fluchen. Und doch hat er gar keinen Grund dazu gehabt, denn die Mutter war wirklich recht brav und hat mit ihm Kreuz genug ausgestanden; allein der nichtswürdige Sohn hat sie auch im Tode noch verachtet. Doch es währte nicht viele Jahre, da starb auch

er in der Kraft seines Mannesalters und ist wohl schon jetzt fast ganz vermodert, Gott möge ihm Barmherzigkeit erwiesen haben!

Wenn solch entartete Kinder, Gottlob, doch nur selten sind, wenn die meisten doch wenigstens nach dem Tode der Eltern ihr Unrecht gegen sie einsehen, was ist dann zu thun? Sie müssen es gut machen und dazu haben sie jetzt die beste Gelegenheit. Kinder, ihr seid euern seligen Eltern viel schuldig geblieben; seid froh, daß ihr ihnen noch Vieles abtragen könnet. Es ist heute der Allerseelensonntag und ihr wisset, wozu dieser euch auffordert. Traget euere Schulden euern Eltern ab durch Gebet, durch Theilnahme am heiligen Opfer, durch Gewinnung des euch letzthin verkündeten Ablasses, damit diese versöhnt auf euch blicken und euch zurufen können: Weil ihr euer Unrecht eingesehen und nach Kräften an uns gutgemacht habet, darum soll Alles vergeben und vergessen, soll aller Fluch von euch hinweggenommen, und sollet ihr glücklich sein in Zeit und Ewigkeit. Amen.

Neunte Predigt.

Der Gehorsam gegen die Eltern.

„Kinder gehorchet eueren Eltern im Herrn; denn das ist recht!“ Eph. 6, 1.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

Aus dem winzigen Senfkörnlein wird ein großes Gartengewächs, ein Baum, auf dessen Zweigen die Vögel der Luft ruhen. Niemals also ist das Kleine zu verachten; denn es ist der Keim des Großen. Das ist ein Grundsatz, der allgemeine Geltung hat. Er gilt im Reiche der Natur. Wie oft ist aus einem Funken schon ein verheerender Brand geworden, der viele Häuser und sogar große Städte in Asche gelegt hat! Er gilt auf dem Gebiete des Geistes. Wie oft hat ein einziger Gedanke, ein einziges Wort schon Anlaß gegeben zu den folgenschwersten Nachforschungen, zu den wichtigsten Entdeckungen! Er gilt auf dem Gebiete der Gnade. Wie oft schon hat Gott das Kleine auserwählt, um dadurch das Große zu beschämen! Zwölf arme Fischer ziehen aus und erobern die ganze Welt, ehe diese ihrer Bekehrung sich bewußt geworden ist. Er gilt vom Reiche des Guten, wie des Bösen; denn aus kleinen Anfängen, aus einem schwachen Vorsatze hat schon oft die größte Tugend sich herausgebildet, gleichwie aus scheinbar unbedeutenden Neigungen nicht selten unbesiegbare Laster geworden sind. Darum verachte nie das Kleine, sondern bedenke, daß es Großes werden und dich weit überflügeln und vielleicht auch erdrücken kann. Diese Mahnung mögen besonders Eltern beherzigen gegenüber ihren Kindern! Bedeutungslos stehen diese da und unscheinbar sind ihre Anlagen zum Guten wie zum Bösen; aber aus diesen

Kindern können tugendvolle Engel oder lasterhafte Teufel werden, je nachdem die schwachen Keime des Guten oder des Bösen die Oberhand behalten und im Laufe der Zeit sich weiter entwickeln. Ich habe diese Wahrheit schon vor einigen Wochen euch zur Beherzigung dargelegt und dortmals den Eltern gesagt, was ihnen zu sagen war. Sie gleicht aber den Münzen, die eine doppelte Seite haben. Beschauen wir uns deßhalb heute ihre Kehrseite und sehen wir, was sie den Kindern sagt! Sie sagt ihnen, daß sie, hingestellt zwischen Gut und Böse, denen folgen müssen, welche Gott ihnen zu Wegweisern gegeben hat, wenn sie anders den Weg nach Oben wandeln wollen. Die Eltern allein können mit der besten Erziehung nichts ausrichten und sie nimmermehr vor Sünde und Laster schützen, wenn nicht auch die Kinder das Ihrige thun und die Grundsätze der elterlichen Erziehung sich zu eigen machen. Wie das Senfkörnlein, um zum Baume zu werden, seine Wurzeln ausbreiten und in die Erde schlagen und damit ihren Saft in sich einsaugen, wie es seinen Keim in die Höhe treiben und Luft und Licht einathmen und Thau und Wärme an sich ziehen muß, so muß auch das Kind, um zur Tugend und zur Heiligkeit zu gelangen, den elterlichen Mahnungen und Warnungen sein Herz erschließen und ihren Befehlen und Geboten seinen Willen unterwerfen, oder mit Einem Worte: es muß gehorsamen. Der **Gehorsam** ist also die dritte Kindespflicht. Vernehmet, wie ich dieselbe heute begründen und erläutern will; ich beginne in den heiligsten und süßesten Namen Jesu und Mariä!

Die Kinder müssen den Eltern gehorchen, der Gehorsam ist für sie eine unabweisbare Pflicht, die vier Gründe zum Fundamente hat: 1) Die I d e e d e r F a m i l i e; 2) die e l t e r l i c h e A u k t o r i t ä t; 3) die e l t e r l i c h e P f l i c h t; 4) das W o r t G o t t e s.

Vor Allem leite ich die Pflicht des Gehorsames aus der Idee der Familie her. Was ist die Familie? Sie ist eine Gesellschaft von Menschen, die durch die innigsten Bande des Blutes und zur Erreichung ihrer gegenseitigen Wohlfahrt mit einander verbunden sind, sie ist ein Staat im Kleinen. Wie es nun in jeder Gesellschaft und noch mehr in jedem Staate eine Persönlichkeit geben muß, welche die oberste Aufsicht und Leitung hat, so auch in der Familie. Nimmer können da Alle Gebieter und Herren ihres eigenen Willens sein; denn alsdann wäre alle Einheit und Eintracht aufgehoben, und dadurch

auch aller Wohlstand des Hauses und alle Wohlfahrt der Familienglieder gestört. „Ein Haus, das in Parteien getheilt ist," sagt der göttliche Heiland, „wird verwüstet werden." Es muß also eine gesetzgebende und herrschende Persönlichkeit, mit andern Worten eine Obrigkeit da sein, der alle andern Glieder sich zu unterwerfen, der sie zu gehorchen haben. Wer ist nun diese Obrigkeit? Unstreitig sind es die Eltern; denn sie sind Eigenthümer des Hauses und zudem durch ihr Alter und durch ihre Erfahrung über die Hausgenossen hingestellt. Der Vater und die Mutter sind König und Königin in der Familie, und ihnen muß demnach von allen Hausangehörigen, folglich auch von den Kindern, gehorcht werden. Darum sagt der Apostel ganz treffend: „Solange der Erbe ein Kind ist, unterscheidet er sich nicht von dem Knechte, obwohl er Herr von Allem ist." Mag ihm einst auch das ganze elterliche Erbe zufallen, solange er noch nicht in den Besitz desselben eingetreten ist, muß er gleich dem Knechte den Eltern gehorchen, die ihm gebieten. Frei vom elterlichen Gehorsame wird also das Kind erst dann, wenn es selbstständig geworden ist, wenn es einen eigenen Hausstand begründet oder das elterliche Erbe angetreten hat. Bis dahin aber muß es gehorchen; denn dazu verpflichtet es auch die elterliche Auktorität.

Die Eltern sind Stellvertreter Gottes, also auch Träger seiner Herrschergewalt. Wie Gott gebietet über all seine Geschöpfe, so gebieten die Eltern über die Kinder, denen sie das Leben geschenkt haben, ja auch über jene, welche sie erheirathet haben. Gott hat ihnen die Herrschaft über sie eingeräumt, da er sie zu seinen sichtbaren Stellvertretern gemacht hat. Wie man Gott gehorchen muß, so müssen auch die Kinder den Eltern gehorchen, durch welche sie die Stimme Gottes hören. Diese Auktorität der Eltern ist so groß, daß selbst Christus es für nöthig erachtete, denselben sich zu unterwerfen. Er war ihnen unterthan! Wem? Nämlich Maria und Joseph, also nicht bloß der Mutter, die ihn geboren hatte, sondern auch dem heiligen Joseph, der bloß sein Nähr- und Pflegevater war. Und wielange? Solange er im elterlichen Hause zu Nazareth war, bis in sein dreißigstes Jahr. Und worin? In Allem, was sie ihm auftrugen. Durch diesen treuen und vollkommenen Gehorsam, den er, der Sohn des allgewaltigen Gottes, Menschen gegenüber beobachtete, die ihm zum Gehorsame verpflichtet waren, hat er die elterliche Auktorität zu einer Höhe erhoben, die für jedes

andere Kind so ehrfurchtgebietend ist, daß es sich derselben nicht entziehen und niemals den Gehorsam verweigern kann, ohne sich einer Sünde schuldig zu machen. Es begeht durch den Ungehorsam eine dreifache Sünde. Es beleidiget Gott, dessen Stellvertreter nicht gehört werden, es verletzt Jesum Christum, der dem Gehorsame gegen die Eltern die längste Zeit seines Erdenlebens gewidmet hat, es betrübt den heiligen Geist, der aus den Eltern redet, und dessen Ermahnungen in den Wind geschlagen werden. Die Kinder haben also der elterlichen Auktorität Gehör zu geben um der heiligen Dreifaltigkeit willen. Daraus folgt dann, daß sie zum Gehorsame verpflichtet sind insoweit, als die Eltern Stellvertreter Gottes sind. Das sind sie freilich nimmer, sobald dieselben eine Sünde befehlen; denn dazu hat ihnen Gott keine Befugniß eingeräumt, weil er die Sünde unendlich haßt. Für diesen Fall verleugnen die Eltern ihre Auktorität, sind nicht mehr Gottes Stellvertreter, sondern einfache Menschen, und es gilt in diesem Falle das apostolische Wort: „Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen." Dadurch unterscheidet sich denn der Gehorsam von der Liebe und Ehre, welche die Kinder den Eltern schuldig sind. Während sie die Eltern ehren und lieben müssen, mögen diese sein wie sie wollen, recht oder schlecht, sind sie zum Gehorsame nur solange verpflichtet, als die Befehle der Eltern mit den Geboten Gottes übereinstimmen. Diese bilden die Grenze der elterlichen Gewalt. Solange sie innerhalb derselben bleiben, muß ihnen das Kind aber auch in Allem gehorchen. So verlangt es außer der Auktorität auch die Pflicht der Eltern.

Die Eltern sind verbunden, das Kind zu nähren, sie müssen ihm Unterhalt, Kleidung und Pflege gewähren. Muß nun ein Knecht dem Herrn, von dem er Lohn und Unterhalt bezieht, dienen und gehorchen, dann muß es das Kind seinen Eltern gegenüber umsomehr, weil es von ihnen eine ungleich sorgsamere Pflege erhält, als der Knecht von seinem Herrn. Also ist das Kind insbesondere verbunden, allen jenen häuslichen Arbeiten und Verrichtungen, die ihnen von den Eltern zur Beförderung des häuslichen Wohlstandes angewiesen werden, bereitwillig sich zu unterziehen. Will es vom Einkommen der Eltern leben, dann muß es auch zur Vermehrung desselben beitragen. Die Eltern sind verbunden, das Kind zu unterweisen, sie müssen es ausbilden und über Alles belehren, was ihm für die Zukunft nothwendig und heilsam

sein kann. Das Kind muß also diesen Unterricht, diese Belehrungen und Mahnungen der Eltern hören und befolgen; denn sonst ist die elterliche Unterweisung nicht bloß verlorne Mühe, sondern geradezu eine lächerliche Sache. Die Eltern sind verbunden das Kind zu heiligen, sie müssen es vor der Sünde bewahren und im Guten immer weiter vorwärts führen. Diese Heiligung ist nur möglich durch den Gehorsam der Kinder. Es müssen also die Kinder meiden, was ihnen verboten ist, und fleißig befolgen, was ihnen aufgetragen wird. Sonst gehen sie dem Verderben entgegen, wenn auch die Eltern sie unabläßig zum Gebete, zum Empfange der heiligen Sakramente, zum Besuche des Gottesdienstes auffordern und noch so nachdrucksam vor bösen Gesellschaften und sündhaften Gelegenheiten warnen. In Sachen des Heiles, in Erlernung einer bestimmten Berufsthätigkeit, in Besorgung der häuslichen Wohlfahrt sind also die Kinder ihren Eltern unbedingt Gehorsam schuldig. So erheischt es die elterliche Pflicht, welche die Kinder zu ernähren, zu unterweisen und zu heiligen haben. Diese Pflicht des kindlichen Gehorsames, die wir bisher aus der Idee der Familie, aus der Auktorität und aus der Pflicht der Eltern hergeleitet haben, wird endlich noch bestätiget durch das klare und ausdrückliche **Wort Gottes**.

Wiederholt wird durch dasselbe der kindliche Gehorsam eingeschärft: „Höre, mein Sohn, auf die Lehre deines Vaters und vergiß nicht das Gesetz deiner Mutter." „Höre auf deinen Vater, der dich gezeugt hat, und verachte deine Mutter nicht, wenn sie alt wird," heißt es im Buche der Sprichwörter (1, 8. und 23, 22.) „Meine Kinder," so mahnt ferner der heilige Geist durch den Mund des weisen Sirach (3, 2), „höret auf den Ausspruch eueres Vaters und handelt so, daß es euch wohl ergehe." Das neue Testament stellt diesen Gehorsam als eine Forderung der Gerechtigkeit dar: „Kinder gehorchet euern Eltern im Herrn; denn das ist recht." Derselbe Apostel, der diese Worte niedergeschrieben hat, bezeichnet den kindlichen Gehorsam auch als eine Gott wohlgefällige Sache; denn im Briefe an die Colosser schreibt er: „Ihr Kinder gehorchet den Eltern in Allem, denn das ist wohlgefällig im Herrn" (3, 20.) Vergleichen wir diese beiden Stellen miteinander, dann folgt daraus, daß die Kinder in Allem Gehorsam schulden, was die Eltern im Herrn gebieten. Nachdem er gesagt hat: „Gehorchet im Herrn!" ermahnt er auch: „Gehorchet in Allem!" Was also nicht gegen den Herrn ist, dafür fordert er den Gehorsam der Kinder. Dieser muß allzeit

geleistet werden. Das ist der Befehl des heiligen Geistes, ausgesprochen in den Worten: „Bewahre, mein Sohn, die Gebote deines Vaters und laß nicht ab von dem Gesetze deiner Mutter. Binde sie auf dein Herz und hänge sie an deinen Hals! Wenn du gehest, laß sie mit dir gehen, wenn du schlafest, laß sie dich beschützen, und wenn du aufwachest, rede mit ihnen; denn das Gebot ist eine Leuchte, und das Gesetz ein Licht, und die Warnung der Lehre ist der Weg des Lebens." Wer also die Gebote, die Lehren und Mahnungen seiner Eltern sich recht tief einprägt, wer sie allzeit vor Augen hat und stets nach ihnen sich richtet, der wird davon großen Nutzen haben, weil er allzeit die rechten Wege gehen wird. Darum sagt die Schrift, daß ein weiser Sohn nie die Stimme seiner Eltern verachtet, sondern ihr so Gehör gibt, daß er gleichsam der lebendige Spiegel für die Grundsätze seines Vaters ist. „Ein weiser Sohn," so lauten die Worte derselben, „ist die Lehre seines Vaters, wer aber ein Spötter ist, höret nicht, wenn er gewarnt wird" (Prov. 13, 1.) Und was die heilige Schrift von der den Eltern schuldigen Ehrfurcht sagt, das sagt sie auch vom Gehorsame, indem sie ihn als einen Beweis der Gottesfurcht bezeichnet: „Wer den Herrn fürchtet, dienet denen als seinen Gebietern, die ihn gezeugt haben." Wo also kein kindlicher Gehorsam zu finden ist, da ist sicher auch keine Gottesfurcht.

Darum saget mir zum Lobe und zur Ehre eines Kindes, soviel ihr wollet, ich halte nichts darauf, wenn ihr mir nicht auch bestätigen könnet, daß es Gehorsam leistet. Rühmet von ihm, daß es talentvoll ist und dazu auch großen Fleiß besitzt; ich kann es doch nicht schätzen ohne Gehorsam. Erzählet mir von seiner Kunstfertigkeit und den meisterhaften Arbeiten, die es geliefert hat; ich kann es nicht loben ohne Gehorsam. Betheuert mir, daß es fromm und edelgesinnt sei, daß es das weichste Herz besitzt und gerne und oft die heiligen Sakramente empfängt, ja alle Tage zum Tische des Herrn gehen möchte, ich werde es doch nie für wahrhaft fromm und vollkommen halten, solange es seinen Eltern nicht gehorcht. Warum? Weil es keine Furcht Gottes besitzt. Wo aber diese fehlt, da fehlt auch wahre Frömmigkeit; die Furcht des Herrn ist der Anfang der Weisheit. Was ihr am Kinde lobet, sind bloß äußerliche Vorzüge, die keinen Werth haben ohne die wahre Frömmigkeit, und diese äußern religiösen Uebungen haben keinen Bestand. Das ist natürlich; denn ein Kind, das den Eltern

nicht gehorcht, wird auch den Lehrern und sogar dem Beichtvater nicht folgen, weil es nur nach seinem Sinne, nach dem eignen Willen sich richtet. Wie aber soll es da bewahrt werden können vor den Irrgängen, in welche jugendlicher Leichtsinn und jugendliche Unerfahrenheit, diese beiden Schattenseiten der Jugend, führen? Deßhalb ist der Gehorsam für jedes Kind eine unerläßliche Sache und seine wichtigste Pflicht, die es nicht umgehen kann, ohne sich selbst zu schaden und in das tiefste Elend zu stürzen. Ohne Gehorsam kann es nie glücklich werden. Das deutet auch die heilige Schrift an, wenn sie in der bereits angeführten Stelle sagt: „Meine Kinder, höret auf den Ausspruch euers Vaters und handelt so, daß es euch wohlgehe.“ Wie die kindliche Ehrfurcht die billigste Pflicht ist wegen der elterlichen Würde, und die Liebe die heiligste Pflicht wegen der elterlichen Wohlthaten, so ist der Gehorsam die wichtigste Pflicht der Kinder wegen der elterlichen Oberleitung.

Nun aber laßt uns diese Pflicht, die wir jetzt begründet haben, auch noch erläutern, d. h. untersuchen, wie ihr Genüge geleistet wird. Dieß geschieht dann, wenn der kindliche Gehorsam folgende drei Eigenschaften hat, wenn er willig, vollständig und demüthig geleistet wird.

Vor Allem muß der Gehorsam willig geleistet werden; denn sonst ist er kein Gehorsam, sondern ein Zwang. Was nicht mit freiem Willen, sondern aus Furcht oder voll Mißmuth geschieht, das ist Zwang. Also müssen die Kinder immer bereit sein, den Aufträgen der Eltern und zwar gerade in der vorgeschriebenen Weise nachzukommen. Sie sündigen somit, wenn sie ein Geschäft sich mehrmals befehlen lassen, wenn sie die Gebote und Verbote der Eltern nur mit Widerstreben oder im vollen Verdrusse vollziehen oder wohl gar den Eltern widersprechen, mit ihnen über das Befohlene streiten und ihnen geradezu ins Gesicht sagen: Das mag ich nicht thun, thut es selber oder laßt es durch Andere thun! Welch ein frecher Trotz ist doch das, und wie abscheulich erscheint ein Kind, das nur das vollzieht, was seiner Laune angemessen ist! Kann das Gehorsam genannt werden? Das mag man Willkür, Eigensinn, Widerspenstigkeit, Trotz, Bosheit nennen, aber von Gehorsam kann bei einem solchen Kinde keine Rede sein. Und dennoch, wie viele Kinder erlauben sich solch ein launenhaftes, mürrisches und ungeberdiges Betragen, so daß die Eltern nicht selten es bereuen, ihnen etwas befohlen zu haben, weil dadurch die ärgste

Störung des häuslichen Friedens und ein wochenlanger Verdruß erwachsen ist. Schmach und Schande über solche Kinder, die sich über die Befehle ihrer Eltern entweder ganz hinwegsetzen oder sie erst vollziehen, nachdem sie all ihrer Galle sich entlediget und die Eltern auf das Tiefste gekränkt haben. Sie sündigen und zwar schwer, wenn es sich um eine wichtige Sache und um einen ernstlichen Befehl der Eltern handelt, namentlich wenn sie dem ausdrücklichen Verbote der Eltern zuwider schlechte oder gefährliche Gesellschaften, Tanzböden, Schauspielhäuser, Trink- und Spielorte besuchen oder sündhafte Bekanntschaften unterhalten und schlechte Bücher und Zeitungen lesen. Darum müssen sie auch in der Beicht nicht nur über jene Sünden sich anklagen, die sie bei solchen Gelegenheiten begangen haben, sondern auch ausdrücklich beifügen, daß sie gegen das bestimmte Verbot der Eltern gehandelt, folglich schwer gegen den Gehorsam gesündigt haben.

Der kindliche Gehorsam muß sodann vollständig sein. Was heißt das? Es heißt: Die Kinder müssen nicht bloß dem ausdrücklichen Befehl, sondern auch den Ermahnungen, den Rathschlägen, den Warnungen und sogar den Wünschen der Eltern sich unterwerfen. Der wahre Gehorsam verlangt, daß man nicht nur dem strengen und förmlichen Befehle, sondern auch dem leisesten Wunsche seines Vorgesetzten nachkomme. Also haben die Kinder besonders den Ermahnungen, welche auf ihre Lebensbesserung und überhaupt auf ihr Seelenheil Bezug haben, bereitwillig nachzukommen. Sonst müssen sie fürchten, gegen den heiligen Geist selber zu sündigen, weil sie ein verstocktes Herz zeigen gegen die heilsamen Ermahnungen, welche der heilige Geist ihnen durch den Mund der Eltern ertheilt. Sie haben ihre Eltern in jenen Angelegenheiten, die über ihr ganzes Leben entscheiden, zu Rathe zu ziehen. Das gilt namentlich bei der Standeswahl.

Zwar sind Kinder nicht verbunden, rücksichtlich derselben unbedingt den Willen der Eltern zur Richtschnur zu nehmen; denn die Standeswahl entscheidet für jene Zeit, wo die Kinder der Botmäßigkeit ihrer Eltern nicht mehr unterworfen sind. Die Eltern können demnach auch nicht verlangen, daß die Kinder ihre spätere Lebenszeit, wo sie selbstständig sein werden, dem Willen der Eltern anheim stellen, was doch geschehen würde, wenn sie in ihrer Standeswahl einzig von ihnen sich müßten bestimmen lassen. Zudem ist die Wahl eines Standes vom größten Einflusse auf das Seelen-

heil. Diese wichtige Angelegenheit hat aber Jeder billig selbst zu ordnen, weil sie über sein ganzes Dasein entscheidet. Auch sind die Eltern nicht im Stande, die Einwirkungen der Gnade, die bei der Standeswahl nicht außer Acht gelassen werden darf, gehörig zu erkennen und zu beurtheilen. Deßhalb hat die Kirche sogar den Bannfluch verhängt über Eltern, welche ein Kind zum Eintritte in ein Kloster zwingen oder davon abhalten. Nichtsdestoweniger aber sind die Eltern bei der Standeswahl doch die natürlichen Rathgeber des Kindes, eben weil sie sein zeitliches und ewiges Glück begründen sollen. Folglich muß auch das Kind auf ihren Rath achten und darf ihm ohne wichtige Gründe nicht zuwiderhandeln. wohl selten ist ein Kind glücklich geworden, das gegen den Rath der Eltern einen Stand gewählt, oder wider den Willen der Eltern eine Person geehelicht hat. Da heißt es dann in der Regel: Ach hätte ich dem Rathe meiner Eltern gefolgt; aber diese Einsicht und dieses Ach kommt jetzt viel zu spät.

Die Kinder haben endlich namentlich auch den letzten Willen der Eltern genau zur Ausführung zu bringen. Was diese auf dem Sterbebette ihnen aufgetragen haben, das verpflichtet sie so strenge, wie ein schriftliches und gerichtlich gesiegeltes Testament, das können sie nicht unterlassen noch verschieben, ohne eine schwere Sünde zu begehen, die solange dauert, bis sie den Wunsch der sterbenden Eltern erfüllt haben. Wenn sie also das Alles thun, wenn sie den Ermahnungen, Rathschlägen und Wünschen der Eltern nachkommen, dann ist ihr Gehorsam vollständig.

Er muß aber endlich auch noch demüthig sein. Demüthig nenne ich den Gehorsam, wenn die Kinder von ihren Eltern sich belehren lassen. Es ist Stolz und zwar ein recht lächerlicher Stolz, wenn sie den Eltern zurufen: Ich bin selbst gescheidt genug, ich brauche also euere Mahnungen und Warnungen nicht. Du bist gescheidt, mein Kind? Ich will es glauben, obwohl es gerade kein Glaubensartikel ist; aber du bist nicht gescheidter als deine Eltern. Warum? Weil diese schon länger in der Welt sind und deßhalb mehr Erfahrung haben als du. Das Ei wird doch nicht klüger sein wollen, als die Henne, und der unbärtige Junge nicht weiser, als der altersgraue Vater. Also können deine Eltern dich trotz deiner Gescheidtheit doch immer noch belehren, und du mußt sie demüthig hören. Das wird dir manche Thorheit ersparen und kann dir nur Gewinn bringen.

Demüthig nenne ich den Gehorsam, wenn das Kind sich auch zurechtweisen läßt. Sind die Eltern mit ihm nicht zufrieden, hat es gefehlt oder seine Sache nicht recht gemacht, dann muß es sich auch tadeln lassen. Die Eltern haben das Recht, ihm Verweise und Rügen zu ertheilen, und das Kind hat die Pflicht, dieselben bescheiden und schweigsam aufzunehmen. Mach ein andermal deine Sache besser, dann wirst du gelobt werden. Ja ich lobe dich schon jetzt, wenn du die Zurechtweisung geduldig annimmst; denn du zeigst eine herrliche Tugend, die Demuth; aber ich tadle dich doppelt, wenn du über den dir gewordenen Tadel dich empfindlich zeigst, stundenlang weinst und trauerst oder vielleicht aufbrausest und wohl gar in Fluch- und Schimpfworte hineingeräthst. Abscheulicher Mensch du, weil du deinen Fehler weder einsehen noch eingestehen willst, weil der Stolz dich verblendet!

Demüthig nenne ich den Gehorsam endlich, wenn das Kind sich auch den Strafen der Eltern unterzieht. Die Eltern haben, wie bereits früher nachgewiesen wurde, nicht bloß das Recht, sondern auch die Pflicht, ihre Kinder zu züchtigen. „Entziehe dem Kinde die Züchtigung nicht", ruft ihnen der heilige Geist zu, „denn schlägst du es mit der Ruthe, so wird es nicht davon sterben, und du wirst seine Seele von der Hölle erretten" (Prov. 23, 13.) Die Züchtigung liegt also sogar im Interesse des Kindes. Sie soll eine Strafe für seine Fehler und eine Zurückschreckung vor neuen Vergehen sein. Was kann das Kind Besseres thun, als sie demüthig ertragen? Vernehmet zwei lehrreiche Beispiele, die ich aus meiner eigenen Erfahrung entnehme. Ein Jude, damals schon hoch in den zwanziger Jahren, wenn nicht darüber hinaus, ließ sich eines Tages beikommen, in einem öffentlichen Wirthshause Bratwürste, also eine Speise aus Schweinefleisch, zu verlangen und zu essen. Das kam zu den Ohren seiner Mutter, die in der Nachbarschaft wohnte. Flugs macht sie sich auf, eilt in das Wirthszimmer und versetzt ihrem Sohne eine empfindliche Ohrfeige. Was thut nun derselbe? Er schweigt und duldet die Strafe. Die anwesenden Gäste, — zu ihrer Schande muß ich es sagen, — lauter Christen, suchen ihn aufzuhetzen und sagen: Aber, Sie Herr, das ist doch zu stark, leiden Sie denn diese öffentliche Beschimpfung? Was will ich thun, erwiderte der Jude, sie ist meine Mutter, sie hat das Recht mich zu strafen. Geliebte Zuhörer, ich weiß nicht, wen ich mehr bewundern und loben soll: die Mutter, welche die

öffentliche Verletzung des mosaischen Gesetzes auch öffentlich bestraft, oder den ehrerbietigen Sohn, der diese Strafe in solchem Alter sich noch gefallen läßt. Dasselbe gilt vom zweiten Beispiele. Ein Jüngling, bereits Universitätsstudent, hatte seine Mutter schändlich belogen. Diese dadurch auf's Tiefste gekränkt, weil sie bisher gewohnt war, nur die Wahrheit aus seinem Munde zu hören, gab ihm deßhalb einen ernstmütterlichen Verweis und sprach dann: Ich muß dir auch ein Merkmal geben, damit du diese Lüge gegen deine Mutter nimmermehr vergissest. Oeffne deinen Mund und zeige mir deine Zunge! Dann nahm sie eine Nadel und stach mit derselben dreimal leise in die Zunge des Sohnes. Wie wohlgewählt war diese Strafe und wie liebenswürdig dieser Jüngling, der sich demüthig derselben unterwarf! Auch er war ein Jude.

Das also thaten Juden, die nur den Schatten des Gesetzes hatten, was werden dann Christen thun, welche die Erfüllung des Gesetzes haben? Wollt ihr das wissen, dann lasset einmal einen Vater seinem Sohne, der am Freitage Fleisch genießt, einen Schlag geben, lasset eine Mutter ihrer lügnerischen Tochter eine Züchtigung ertheilen, und ihr werdet sehen, wie diese auffahren und murren, wenn sie auch noch klein sind. Sind sie aber erwachsen, dann setzen sie sich gerade zur Wehre, erheben die Hand und sprechen: Das dulde ich nicht, ich laß mich nicht mehr schlagen. O Kinder, die Juden beschämen euch im Gehorsame, die Juden werden einst euere Richter sein! Und wohlgemerkt, so machen es die Kinder gegenüber ihren leiblichen Eltern. Was muß man erst von den Stiefkindern vernehmen? Sie hören mehr auf die teuflischen Hetzereien fremder Leute, als auf die wohlmeinenden Ermahnungen ihrer Stiefeltern, und voll Anmaßung verweigern sie diesen allen kindlichen Gehorsam. Da wird gar nichts anerkannt, was die Stiefmutter thut, da wird keck widersprochen, da wird geschmäht und geflucht über dieselbe. Und dennoch ist auch das Stiefkind seinen Stiefeltern zur Ehre, zur Liebe und zum Gehorsame verpflichtet. Sie sind einmal seine Eltern und müssen als solche auch behandelt werden. Der Stiefvater, die Stiefmutter hat dieselben Rechte, wie der leibliche Vater und die leibliche Mutter; denn beide sind Stellvertreter derselben. Deßhalb hat auch Christus den heiligen Joseph, seinen Pflegevater, geehrt, geliebt und ihm gehorcht. Ich bemerke darum ausdrücklich, was die Kinder den rechten Eltern schuldern, das schulden sie auch den Stiefeltern, und

so oft sie gegen diese sich versündigen, fehlen sie ebenso oft und ebenso schwer, als wenn sie gegen die leiblichen Eltern sich versündigt hätten. Was bisher von den Pflichten der Kinder gesagt worden ist, das gilt auch für die Stiefkinder.

Ich schließe nun aber diese Vorträge über die Kindespflichten mit den Worten, welche der sterbende Moses einst dem Volke Israel zugerufen hat: „Zu Zeugen rufe ich heute Himmel und Erde, daß ich euch vorgelegt Leben und Tod, Segen und Fluch.“ Ihr werdet Segen haben in des Wortes vollstem Sinne, wenn ihr euern Eltern Ehre, Liebe und Gehorsam erweiset; denn da werdet ihr glücklich sein hienieden und jenseits. Ihr werdet aber den Fluch haben im vollen Maaße, wenn ihr das vierte Gebot nicht achtet und der Sünden euch schuldig machet, die euch während dreier Sonntage bezeichnet worden sind. Fraget die Erfahrung, fraget die Geschichte, und sie sagt euch, daß gute Kinder Segen, böse aber Fluch zu hoffen haben. Darum bleibt gute Kinder, wenn ihr es schon seid, und werdet gute Kinder, wenn ihr es bisher nicht gewesen! Wählet das Leben, damit ihr lebet in Ewigkeit. Amen.

Zehnte Predigt.

Die Pflichten der Dienstherrschaften.

„Ihr Herren, was recht und billig ist, erweiset den Knechten, da ihr wisset, daß auch ihr einen Herrn im Himmel habet!"
Col. 4, 1.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

Der eben vorgelesene Evangelienabschnitt läßt uns errathen, daß wir am Ende eines kirchlichen Jahres stehen. Wie aber dieses Jahr vergangen ist, so werden auch die Jahrhunderte vergehen, und nach ihnen wird das Ende aller Zeit erscheinen. Darum läßt uns die heilige Kirche heute hinausblicken auf den letzten aller Tage und zeigt uns im Geiste den Untergang der Welt. Mit diesem ist dann der große Feierabend herangekommen, an dem der göttliche Hausvater all seine Arbeiter rufen wird von allen Seiten seines Weinberges, jene, die zuerst erschienen, und jene, die zuletzt eingetreten sind, um ihnen zu vergelten nach ihren Werken in Gerechtigkeit und Weisheit; an dem er die große Weltfamilie von Adam bis zu seinem letzten Nachkommen um sich versammeln wird, um die Guten zu belohnen mit ewigen Freuden und die Bösen zu bestrafen mit ewigen Schmerzen. Wollen wir da auf Seite der Kinder Gottes, unter den Auserwählten stehen, dann müssen wir jetzt schon die rechte Stellung einnehmen. Das ist aber diejenige, welche uns Gott angewiesen hat mit dem Berufe, in dem wir leben. Die Erfüllung der Standespflichten ist demnach unsere erste und wichtigste Aufgabe, an die uns auch das erste Gebot der zweiten Gesetzestafel erinnert. Freilich bezieht sich dieses Gebot seinem Wortlaute nach zunächst nur auf die Eltern und ihre Kinder

und bezeichnet deren standesgemäße Verpflichtungen; allein dem Geiste nach ordnet es die ganze Familie. Diese aber besteht aus mehreren Kreisen. Der erste und engste schließt die Eltern und Kinder in sich. Treten wir über ihn hinaus, dann finden wir noch andere Personen, die zur Familie gezählt werden müssen; denn stehen sie auch in keinem verwandtschaftlichen Verhältnisse zu den Eltern und zu den Kindern, so sind sie doch deren Hausgenossen und Gehilfen. Sie arbeiten für sie und besorgen die häuslichen Geschäfte nach Anordnung der Eltern. Diese sind ihre Herren, und sie selbst sind deren Diener. Der zweite Kreis der Familie umfaßt somit das dienstliche Verhältniß, die Stellung der Herrschaften und der Dienstboten zu einander. Nachdem wir nun die Pflichten der Eltern und Kinder kennen gelernt haben, müssen wir auch über die Pflichten der Herrschaften und Dienstboten uns verständigen. Wir beginnen diese Untersuchung mit den **Herrschaften** und betrachten heute, was sie ihren Dienern, nämlich ihren Knechten und Mägden, ihren Gesellen und Arbeitern schuldig sind. Die Gnade des heiligen Geistes sei mit uns, und durch ihre gütige Fürsprache unterstütze uns die allzeit selige und allzeit makellose Mutter Maria!

Dreifach ist die Beziehung, in welcher der Dienstbote zu seiner Herrschaft steht, er ist ihr Diener, ihr Mitbruder und ihr Hausgenosse. Dieser dreifachen Beziehung entsprechend ist auch die Pflicht der Herrschaft eine dreifache. Dem Diener schuldet sie Lohn, dem Mitbruder schuldet sie Liebe und dem Hausgenossen eine heilige Sorgfalt. Wir wollen nun diese dreifache Pflicht weiter erörtern. Zuerst also schulden die Herrschaften ihren Dienstboten Lohn. Beide haben miteinander einen Vertrag geschlossen, die Dienstboten haben Treue und Fleiß versprochen, die Herrschaft dagegen hat die Pflicht übernommen, die Dienstboten zu verpflegen, d. h. ihnen billigen Lohn und hinreichende Nahrung zu geben. Wie nun die Herrschaft auf der Erfüllung dessen besteht, was der Dienstbote versprochen hat, so darf auch dieser die Erfüllung des ihm von der Herrschaft gemachten Versprechens fordern. Dazu hat er das volle Recht und die Herrschaft hat eine strenge Pflicht. Diese Pflicht legt ihr die Gerechtigkeit auf; denn der Dienstbote unterwirft sich ihrem Willen, opfert ihr seine Kraft, seine Zeit, seinen Schweiß, seine Freiheit. Was kann gerechter sein, als wenn er

dafür eine Entschädigung, einen Lohn verlangt? „Der Arbeiter," sagt der heilige Paulus, „ist auch seines Lohnes werth" (1. Tim. 5.) „Wer dir etwas arbeitet," so mahnt schon Tobias seinen Sohn, „dem gib alsbald seinen Lohn, und laß ja deines Taglöhners Lohn nicht bei dir bleiben." Dieser Lohn soll auch billig sein, das heißt er soll den Dienstleistungen des Dienstboten und dem Nutzen und Gewinne, den sein Herr von ihm hat, angemessen sein. Wer viel und schwer arbeiten muß, der soll auch besser und reichlicher bezahlt werden, und wer seinem Herrn größern Gewinn einträgt, der soll auch einen höheren Antheil an demselben erhalten. Leistet er bei besonderen Gelegenheiten, wie bei Krankheiten, bei Feuers-Gefahr und in verschiedenen anderen Nöthen außerordentliche Dienste oder arbeitet er über die festgesetzte Zeit, dann verdient er auch eine besondere Belohnung. So fordert es die Billigkeit. Ueberhaupt soll die Herrschaft bei Feststellung des Lohnes nicht gar so karg verfahren, ihr eigener Nutzen verlangt, daß sie sich freigebig zeige; denn je freigebiger sie sich zeigt, desto fleißiger wird in der Regel der Dienstbote seinen Dienst versehen und desto weniger wird er zur Untreue sich verleiten lassen. Mit der Knauserei wird in der Regel nichts gewonnen; denn der Dienstbote findet Mittel und Wege genug, sich schadlos zu halten oder vielmehr, was er mehr verdient zu haben glaubt, sich diebischer Weise anzueignen. Anderseits ist er auch säumig in der Arbeit und entzieht seinem Herrn manchen Gewinn.

Dieser gerechte und billige Lohn muß auch ganz ausbezahlt werden. Die Vorenthaltung desselben oder die gänzliche Verweigerung ist eine himmelschreiende Sünde. Die heilige Schrift zählt sie unter jene Frevel, die gleichsam mit lauter Stimme zu Gott dem Herrn rufen und seine schwere Rache herausfordern. „Siehe," schreibt der heilige Jakobus, „der Lohn der Arbeiter, die euere Felder eingeerntet haben, welcher von euch vorenthalten worden, schreiet, und ihr Geschrei ist zu den Ohren des Herrn der Heerschaaren gekommen" (5. 4). Diese Sünde gleicht dem vorsätzlichen Todschlage, der auch unter die himmelschreienden Frevel zählt. „Wer Blut vergißt, und der, so seinen Taglöhner betrügt, die sind Brüder" (Sir. 34, 27.) Das mögen sich jene Herrschaften zu Herzen nehmen, die bei jeder Gelegenheit vom Lohne des Dienstboten abziehen und denselben geradezu zurückhalten. So oft im Hause ein Geräth zu Grunde geht, wird es dem Dienstboten auf-

gerechnet; alle Augenblicke hat er Ausgaben, die eigentlich die Herrschaft bestreiten sollte. Ist es denn billig, daß man ihn bezahlen läßt, was durch Alter und durch oftmaligen Gebrauch von selbst zerbrochen ist, oder was er nicht absichtlich und muthwillig verdorben hat? Auf diese Weise muß der Dienstbote allmählich seinen Lohn zusetzen, und es ist gerade so, als wenn ihm gar keiner verheißen und bezahlt worden wäre. Dann würde ihm doch der Schmerz erspart worden sein, den er empfindet, wenn er seine sauer verdienten Kreuzer einen nach dem andern seiner Herrschaft wieder ausliefern muß. Wieder andere kommen um ihren Lohn, wenigstens um einen Theil desselben, weil sie für die Herrschaft Einkäufe zu besorgen haben und kein Geld oder doch nicht die bezeichnete Summe erhalten. Da ist Alles zu viel und zu theuer. Nun, wenn's der Dienstbote nicht recht macht, wenn die Herrschaft Mittel und Wege weiß, billiger einzukaufen, warum besorgt sie dieß Geschäft nicht selber? Wenn man's dem Dienstboten überlassen hat, dann muß man ihm auch erstatten, was er ausgegeben hat. Wieder andere büßen ihren Lohn ein, weil die Herrschaft versäumt, ihn zu rechter Zeit auszuzahlen. Besonders wenn ein Knecht, ein Geselle, eine Magd lange in ein und demselben Hause ist, kommt es nicht selten vor, daß die Herrschaft den Lohn zusammenstehen läßt, zumal wenn ihre Geldverhältnisse nicht glänzend sind. Je größer aber der Betrag wird, desto weniger sind sie im Stande, denselben zu berichtigen, und so kommt es zuletzt, daß der Dienstbote auf den Lohn vieler Jahre verzichten muß. Mir selbst sind schon viele Beispiele dieser Art bekannt geworden. Wieder andere kommen um ihren Lohn, weil sie denselben ihrer Herrschaft geliehen haben. Es gibt Schuldenmacher von Profession, die sich nicht schämen, sogar von ihren Dienstboten den letzten Kreuzer zu entlehnen. Während andere, die ihnen geborgt haben, sich sicher stellten durch Scheine, Pfänder und Hypotheken, stehen die Dienstboten da ohne alle Versicherung und fallen schließlich durch mit ihren Ansprüchen. Endlich finden sich welche, denen ihr verdienter Lohn geradezu vorenthalten oder abgeleugnet wird. Alle diese Beeinträchtigungen des Dienstboten sind entsetzliche Versündigungen und himmelschreiende Frevel. Was soll der Dienstbote beginnen, wenn er nicht einmal die wenigen Kreuzer bekommt, die er durch vieltägige Mühe sich hat verdienen müssen, und die das einzige Geld sind, womit er seine Kleidung besorgen und von welchen er im Alter zehren muß? Was

mögen demnach solch gewissenlose Herrschaften einst zu gewärtigen haben?

Dasselbe gilt aber auch von der Nahrung, welche die Herrschaft nebst dem Lohne ihren Dienstboten zu reichen haben. Wenn man nach den Worten des göttlichen Heilandes dem Thiere, das auf der Tenne drischt, den Mund nicht verbinden soll, um wieviel weniger dem Knechte und der Magd, die den ganzen Tag zum Nutzen der Herrschaft arbeiten? Darf man sie hungern lassen, darf man ihnen gleich den Hunden nur die Abfälle zuwerfen, darf man ihnen eine schlechte und geradezu ungesunde Nahrung reichen? Ist das Dienstbotenleben nicht ohnedieß schon mühsam genug, muß es auch noch durch ein beständiges Fasten und ein langsames Siechthum vergällt werden? Was beginnt denn eine Magd mit dem Nachtgroschen, den man ihr statt der Abendsuppe reicht? Kann sie damit wohl ihren Hunger stillen, der bei ihr wahrlich kein Wunder ist, wenn man an ihre anstrengenden Arbeiten denkt? Um derselben willen entschuldiget und befreit sie die Kirche vom Fasten, erlaubt eine mehrmalige Sättigung des Tags; aber die unbillige und rücksichtslose Herrschaft verurtheilt sie zu einem fast beständigen Fasten. „O ihr Herren, was recht und billig ist, erweiset den Knechten, da ihr wisset, daß auch ihr einen Herrn im Himmel habet!“

Die zweite Pflicht der Dienstherren ist Liebe, sie müssen ihre Dienstboten liebevoll behandeln; denn dieselben sind nicht die Sklaven, sondern die Brüder und Schwestern ihrer Herren und Frauen. Auch sie sind ja gleich der Herrschaft Kinder des himmlischen Vaters, Glieder Jesu Christi und Miterben der ewigen Glorie. Wenn auch jetzt der Herrschaft untergeordnet, sind sie doch berufen, einst mit ihr dieselben Freuden und dieselben Ehren im Himmel zu theilen, ja vielleicht dort größere Auszeichnungen zu empfangen, als die Herrschaft. Die Seele des Dieners ist ebensoviel werth, als die des Herrn; denn sie ist erkauft um den Preis des Blutes Christi und vielleicht gilt sie in den Augen Gottes sogar mehr, weil sie reicher geschmückt ist mit dem Kleinode der heiligmachenden Gnade. Mit einem Worte: der Dienstbote ist der nächste seines Herrn, und darum muß dieser ihn liebevoll behandeln nach dem Befehle Jesu Christi: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. Zu diesem Grunde kommt noch ein anderer, der in dem dienstlichen Verhältnisse selber liegt. Der Dienstbote erkennt im

Herrn des Hauses gleichsam seinen Vater, dem folglich die Pflicht obliegt, in gewissem Sinne Vaterstelle an ihm zu vertreten. Darum nennt man ihre Herren oder Frauen recht bezeichnend Hausväter, Hausmütter. Das sind sie aber nur dann, wenn sie den Diener liebevoll behandeln. Zudem ist der Stand eines Dienstboten an sich drückend genug und darf nicht erst durch harte Behandlung noch mehr erschwert werden. Es ist traurig genug, wenn ein Mensch frühzeitig das elterliche Haus, Vater und Mutter verlassen muß, um unter fremden Leuten und allen Gefahren der Verführung preisgegeben sein Brod zu suchen. Wenn er nun da nur Rauhheit und Wegwerfung zu erwarten hat, wie trostlos und armselig steht er da in der Welt! Darum nimmt derselbe Apostel, der die Dienstboten zum Gehorsame ermahnt, sie auch wieder in Schutz gegen harte Behandlung. „Ihr Herren," schreibt er an die Ephesier (6, 9) „lasset ab von Drohungen; denn ihr wisset, daß ihr Herr auch der eurige ist im Himmel, und daß bei ihm kein Ansehen der Person ist."

Ganz besonders aber gebührt einem Dienstboten liebevolle Behandlung, wenn er sich durch Treue ausgezeichnet oder seine besten Lebensjahre, vielleicht seine Gesundheit im Dienste seines Herrn hingeopfert hat. Ein solcher verdient mehr den Namen eines Freundes und Bruders, als den eines Knechtes. Solches behauptet der heilige Geist selber mit den Worten: „Hast du einen treuen Knecht, so sei er dir so werth, als du dir selber bist. Halte ihn wie deinen Bruder!" (Sir. 33.) Wurde diese Mahnung schon gegeben im Alterthume, als noch die Sklaverei bestand, dann gilt sie umsomehr in den jetzigen Verhältnissen, die nur eine freiwillige Unterwerfung des Knechtes unter seinen Herrn gestatten. Ein leuchtendes Vorbild für die Herrschaften in Bezug auf liebevolle Behandlung ihrer Untergebenen war der heilige Franz von Sales. Nicht nur athmen seine Grundsätze Liebe, sondern er übte sie auch im Werke. Lieben wir unsere Dienstleute, sagt er, wie uns selbst, diese theuern Nächsten, die uns so nahe und benachbart sind, daß sie mit uns unter einem Dache und von unserm Vermögen leben, und behandeln wir sie, wie uns selbst oder vielmehr, wie wir selbst möchten behandelt werden, wenn wir an ihrer Stelle wären. Freilich darf man ihre Fehler nicht übersehen, wenn sie erheblich sind und ihnen auch die Zurechtweisung nicht erlassen; doch müssen wir auch das Gute erkennen, das uns durch sie geschieht. Es ist so-

gar rathsam, daß man zu ihrer Aufmunterung ihnen zuweilen seine Zufriedenheit bezeige und ihnen Beweise gebe, daß man Vertrauen zu ihnen hat und sie gleich Brüdern und Freunden hält, deren Noth man lindern oder deren Fortkommen man fördern will. Wie ein Windstoß, der die Segel schwellt, das Schiff schneller auf dem Meere fortbewegt, als hundert Ruderschläge, also regt auch ein freundliches Wort und ein Zeichen des Wohlwollens einen Diener weit wirksamer an, als hundert rauhe, drohende und harte Befehle.

Das waren die Grundsätze dieses Heiligen und nach diesen hat er auch gehandelt. Hier nur Ein Beispiel. Eines Tages früh aufgewacht rief er seinen Kammerdiener, damit er ihn ankleide. Doch dieser schlief so fest, daß er den Ruf nicht hörte. Da kleidete er sich selber an, betete, studirte und schrieb. Als nun der Kammerdiener später in sein Zimmer trat und ihn angekleidet am Arbeitstische fand, fragte er in auffallendem Tone, wer ihn angekleidet habe. „Ich selbst", antwortete der Heilige. „Bin ich etwa nicht alt genug, um mich selbst ankleiden zu können?" Der Diener grollte und erwiderte: „Machte es Ihnen denn zu viele Mühe, mich zu rufen?" „Ich versichere dich, mein Sohn", erwiderte der sanfte Bischof, „daß es nicht meine Schuld ist. Ich rief dir mehrmals, ich suchte dich, und da ich dich im sanftesten Schlafe fand, machte ich mir ein Gewissen daraus, dich zu wecken." Auf das sagte der mürrische Diener: „Sie scheinen Vergnügen daran zu finden, meiner zu spotten;" allein der Heilige antwortete: „O mein Freund, da verkennst du mich, ich sagte es nicht, um deiner zu spotten. Ich scherze wohl heiter, spotte aber keines Menschen. Gehe, ich verspreche dir, daß ich künftig solange rufen werde, bis du erwachst und aufstehst, und da du es also willst, so werde ich mich nie wieder ohne dich ankleiden." Welch eine geduldige Liebe hat da der heilige Franz von Sales an den Tag gelegt!

Wie ganz verschieden wäre in diesem Falle das Benehmen mancher andern Herrschaft gewesen, die doch weder an Stand und Rang noch an Adel und Kenntniß sich mit diesem Heiligen vergleichen kann! Deßungeachtet geberdet sie sich, als ob sie aus einem ganz andern Stoffe wäre, als der Diener, als ob dieser nur da wäre, um geplagt und verachtet zu werden. Da müssen die Untergebenen sich stets in ehrerbietiger Ferne halten, auf den ersten Blick herbei eilen und wie auf Flügeln von dannen stürzen. Nie hören sie ein freundliches Wort, sondern nur herrische und

übermüthige Befehle. Nie wird Rücksicht auf sie genommen, sondern was sie auf einen Gang hätten besorgen können, dafür müssen sie drei und vier machen; sie sollen lediglich die Sklaven ihrer launenhaften Herrschaft sein, die sie mit Arbeiten und Aufträgen überhäuft, so daß der Dienstbote kaum weiß, was er zuerst vornehmen soll. Die Herrschaft hat nämlich weder Liebe zum Dienstboten, den sie einem Lastthiere gleichhält, noch ein Verständniß von der Arbeit und ihrer Zeiterforderniß und Anstrengung, weil sie selber nur den Müßiggang kennt. Das Befehlen ist keine Kunst, aber eine Kunst ist es, klug zu befehlen; sonst schafft man in einer Viertelstunde mehr an, als man in einer ganzen Woche leisten kann. Führt nun der Dienstbote nicht Alles sogleich aus, oft zwei und drei Aufträge mitsammen, oder macht er sich eines Versehens schuldig, gibt er nicht die gehörige Titulatur oder verletzt er den Respekt, dann genade ihm Gott; denn ein ganzes Hagelwetter von Vorwürfen, Schimpfnamen und Fluchworten brauset über ihn hin. Und so nervenschwach manche Frau ist, daß sie Krämpfe bekommt, so oft sie eine Spinne an der Wand erblickt, und natürlich in die Kirche schon gar nicht gehen kann, so hat sie doch soviel Kraft, daß sie ihre Magd auf die roheste Weise beschimpfen und sogar körperlich mißhandeln kann. Hat nun der Dienstbote das Kreuzfeuer seines Herrn und seiner Frau ausgehalten, dann fällt er gar oft noch den Plänkeleien der ungezogenen Kinder anheim. Diese necken ihn ohne Unterlaß, indem sie bei jeder Gelegenheit bedient sein wollen, schieben alle ihre Näschereien, Diebereien und Unarten auf den Dienstboten und schwärzen ihn bei ihren Eltern an. Das muß der Dienstbote sich ruhig gefallen lassen; denn wehe ihm, wenn er den Fratzen von einem Kinde zurechtweisen oder seinen Drangsalirungen sich widersetzen wollte. Die Eltern würden ihm ein ganzes Sturzbad von Vorwürfen bereiten. Ist nun der Dienstbote genug abgehetzt und wird er in Folge der Ueberbürdung und des fortwährenden Verdrusses krank, dann kann er Unterkommen und Pflege suchen, wo er will. Am ersten Tage schon muß er aus dem Hause. Wohl ihm, wenn er Anspruch auf die Aufnahme in ein Krankenhaus hat! Sonst ist er ein unglückseliger und verlassener Mensch. Manche Herrschaft hat wohl Gefühl für ihren Schooßhund und kümmert sich um das kranke Pferd, aber sie ist theilnahmslos für den kranken Gesellen, für den leidenden Knecht und die unpäßliche Magd. Kann man ein solches Benehmen wohl

Liebe nennen? Heißt dieß den Dienstboten als Bruder betrachten? „O ihr Herren, was recht und billig ist, erweiset den Knechten, da ihr wisset, daß auch ihr einen Herrn im Himmel habet!"

Die dritte Pflicht der Herrschaften besteht endlich in einer heiligen Sorge, sie müssen für das geistige und ewige Wohl ihrer Dienstboten Sorge tragen, weil diese ihre Hausgenossen sind. Dadurch stehen sie unter der Aufsicht und Botmäßigkeit des Herrn. Diese Gewalt des Herrn aber stammt von Gott. Es ist keine Gewalt außer von Gott. Darum muß sie auch zu dem Ziele verwendet werden, zu dem sie verliehen ist. Welches ist dieses Ziel? Kein anderes als die Ehre Gottes. Darum müssen Dienstherrschaften ihre Gewalt über die Dienstboten auch zur Ehre Gottes gebrauchen. Unter dieser Bedingung allein ist sie ihnen verliehen worden. Und das thun sie, wenn sie für das Seelenheil ihrer Untergebenen Sorge tragen. Diese Sorgfalt ist für sie demnach nicht eine freigestellte Sache, sondern eine ernste Pflicht, sogar die wichtigste Pflicht, welche ihnen ihren Bediensteten gegenüber obliegt, sie ist nach der Bemerkung des heiligen Augustinus das eigentliche Merkmal einer ächt christlichen Herrschaft, eines ächt christlichen Hauswesens, einer ächt christlichen Hausmutter. Mit dieser Behauptung hat er aber nur in milderer Form wiedergegeben, was schon der heilige Paulus an seinen Jünger Timotheus geschrieben hat: „Wenn Jemand für die Seinigen und besonders für die Hausgenossen nicht Sorge trägt, der hat den Glauben verleugnet und ist ärger als ein Ungläubiger." Wer also diese heilige Sorge für das Seelenheil der Seinigen unterläßt, der ist als ein Abtrünniger vom Glauben zu betrachten. Wie so? Weil er keinen Eifer für Gott mehr zeigt, der das sicherste Merkmal des Glaubens ist. Wie soll ich von einem Menschen, dem es gleichgiltig ist, ob seine Hausangehörigen Gott dienen oder Hohn sprechen, annehmen, daß er noch glaubt? Er hat den Glauben verleugnet. Er ist sogar ärger als ein Ungläubiger; denn die Heiden und Ungläubigen haben geeifert für ihre falschen Götzen und es nicht geduldet, daß dieselben in ihrem Hause gelästert wurden. Sie hatten also mehr Religion, als jene Dienstherrschaften haben, die um den religiösen und sittlichen Wandel ihrer Dienstboten sich gar nicht bekümmern. Diese können nicht einmal als Heiden, geschweige denn als Christen mehr gelten.

Aber auch abgesehen von dieser strengen Verbindlichkeit, fordert

sogar der eigene Nutzen der Herrschaft, daß sie für das Seelenheil der Dienstboten Sorge trage. Man hört nicht selten klagen über den Trotz, über die Trägheit und Untreue der Dienstboten. Man halte diese zu einem wahrhaft christlichen Leben an, dann werden sie treu sein, gewissenhaft ihre Arbeit verrichten und ihre Herrschaft achten. Jemehr ihr sie zu wahrer Frömmigkeit anleitet, desto bessere Diener und Dienerinen werdet ihr haben. Das ist die eine Seite eueres Nutzens, die andere besteht darin, daß Gottes Segen um so reichlicher auf euerm Hause ruhen wird, je eifriger ihm alle Glieder desselben dienen. Ein braver Dienstbote hilft euch den Wohlstand mehren, ein schlechter trägt euch den Fluch im ganzen Hause auseinander. Darum sorget, daß euere Dienstboten vor Allem das Böse meiden. Wachet über ihre Reden und duldet kein unrechtes Wort, wachet über ihren Wandel und verhindert jede sündhafte Handlung inner- und außerhalb des Hauses! Besonders wehret ihnen mit Ernst und Entschiedenheit, wenn sie Bekanntschaften beginnen und fortsetzen, dem Trunke und Spiele sich ergeben und nächtlicher Weile herumschwärmen wollen. Rechtschaffene Dienstherrschaften verbieten das Alles schon gleich, wenn sie einen Dienstboten einstellen. Da bedingen sie es sich schon aus, daß derselbe keine Bekanntschaft unterhalten darf und daß er Abends zu einer bestimmten Stunde zu Hause sein muß. Wie ihr sie gegen das Böse schützen müßt, so sollt ihr sie auch zu allem Guten anhalten. Ihr müßt ihnen also Zeit geben zur Anhörung der heiligen Messe an Sonn- und Feiertagen, zur öftern Anhörung des göttlichen Wortes, zum öftern Empfange der heiligen Sakramente und nicht bloß das, ihr müßt sie dazu auch auffordern, in Allem ihnen selber vorangehen mit dem besten Beispiele. Auf diese Weise erst genüget ihr der Pflicht der heiligen Sorge.

Betrachten wir nun das wirkliche Leben und fragen wir: Wie wird diese Pflicht erfüllt, dann finden wir tausend Anlässe zur bittersten Klage. Ich möchte fast sagen: Keine Pflicht wird so schändlich verabsäumt, als gerade diese, und unter hundert Herrschaften sind gewiß kaum zehn, die ihrer Verbindlichkeit wirklich entsprechen. Die übrigen sehen sich nach einer faden Ausrede, welche die Furcht, der Eigennutz oder die Gleichgiltigkeit ihnen eingibt, um und lassen dann Alles gehen, wie es geht. Sie kümmern sich nicht, ob ihre Knechte, Mägde und Gesellen ihre täglichen Gebete am Morgen und Abend, vor und nach Tisch beten oder nicht, ob

sie an Sonntagen einer heiligen Messe beiwohnen, ob sie im Jahre wenigstens einmal beichten oder nicht. Diese Herrschaften halten sich sogar noch für fromm, weil sie sich trösten mit denen, die noch ärger sind. Letztere halten nämlich ihre Dienstboten geradezu ab von der Erfüllung ihrer Christenpflichten; denn nicht nur setzen sie ihnen alle Fasttage das Fleisch vor, nicht nur nöthigen sie dieselben an den gottgeweihten Tagen zu knechtlicher Arbeit, halten sie den ganzen Vormittag in der Werkstätte zurück, geben ihnen einen Auftrag um den andern, wenn sie sehen, daß sie in die Predigt oder in die heilige Messe gehen wollen, sondern sie verhöhnen und verspotten sie sogar, wenn sie Weihwasser nehmen, bei Tisch beten, die heiligen Sakramente empfangen wollen, und lästern und schmähen über Gott und Welt, über die Kirche und ihre Einrichtungen, um ja den Glauben der Dienstboten vollends zu untergraben.

Das ist aber noch nicht genug, auch ihre Sitten müssen verdorben werden. Darum dulden sie nicht nur die sündhaftesten Verbindungen mit Auswärtigen und sogar mit Personen in ein und demselben Hause, lassen ihre Untergebenen an die gefahrvollsten Orte sich begeben und wenigstens halbe Nächte hindurch außer dem Hause sich herumtreiben, sondern sie führen auch selbst die ärgerlichsten Reden vor ihnen und thun Alles, um ihr Schamgefühl zu ersticken, ja werden die ersten Verführer derselben. Der Herr, der seine Dienerin schützen sollte, wird der Räuber ihrer Unschuld. O entsetzliche Verruchtheit, deren nur ein elender Wicht, ein niederträchtiger Schandbube fähig ist. Fluch einem solchen hienieden und jenseits! Wenn nun solchergestalten nicht nur die Pflicht der Sorge ganz verabsäumt, sondern auch noch Alles gethan wird, um den Dienstboten dem religiösen und sittlichen Bankerotte zu überliefern, ist es dann zu wundern, wenn er wirklich schlecht und zuletzt die Geißel seiner Herrschaft wird? Man hat ihn selbst dazu gemacht, man hat es nicht anders haben wollen. Es wird heutzutage soviel geklagt über schlechte Dienstboten, und diese Klage ist vollkommen berechtigt, aber wer hat die Schuld? Man weiß auf diese Frage verschiedene Gründe anzugeben. Ich habe sie wiederholt geprüft, und das Resultat ist die feste Ueberzeugung, daß die Hauptschuld auf Seite der Klagenden selber, nämlich bei den Dienstherrschaften liegt. Würden diese ihre Pflichten, namentlich die der Sorge für das Heil der Dienstboten erfüllen, dann würden, dann müßten diese auch anders werden. Wenn aber neunzig nicht

thun, was sie schuldig sind, und viele davon sogar das Gegentheil thun, dann können freilich die übrigen zehn nichts ausrichten. Der schlechte Dienstbote findet immer wieder einen Halt und eine Unterkunft bei den schlechten Herren. Wenn sie diesen das Leben verbittern, dann geschieht ihnen recht, sie wollen es nicht anders, mich dauern nur die braven Hausväter, die darunter auch mitleiden müssen. Aber laßt einmal Alle zusammenstehen, laßt sie gemeinsam ihren Pflichten entsprechen, laßt sie eine christliche Hausordnung einführen, dann wollen wir sehen, ob nicht auch die Dienstboten pariren müssen. Die schlechten müssen sich fügen, weil sie sonst keinen Platz erhalten, und die guten werden nicht so leicht verdorben werden. Die Besserung muß also bei den Herrschaften ihren Anfang nehmen; dann wird auch die Besserung des Gesindes nachfolgen.

Ihr Herren, wollt ihr gute Dienstboten haben, dann sorget, daß ihr fromme Dienstboten herstellet! Das verlangt euer Nutzen, das verlangt euer ewiges Heil. Ihr müßt einst Rechenschaft geben für euere Diener; denn der Knecht steht und fällt mit seinem Herrn. Von euch wird seine Seele gefordert, und sein Untergang ist euer Untergang, weil seine Sünden euere Sünden sind. Könnet ihr einst auch verantworten, was ihr selbst gesündiget habet, so werdet ihr doch vielleicht erdrückt durch die fremden Sünden, die gleichfalls auf euere Rechnung gehen. Darum habet jetzt besser Acht und sorget für die Seelen euerer Untergebenen, und habt ihr bisher es nicht gethan, dann bereuet und beichtet diesen Leichtsinn und diese Vernachlässigung und vergeßt nimmer die apostolische Mahnung: „Ihr Herren, was recht und billig ist, erweiset den Knechten, da ihr wisset, daß auch ihr einen Herrn im Himmel habet.“ Amen.

Elfte Predigt.

Die Pflichten der Dienstboten.

„Die Knechte ermahne, daß sie ihren Herren unterthänig, in Allem gefällig seien, nicht widersprechen, nicht entwenden, sondern sich in Allem vollkommen treu erweisen."
Tit. 2, 9, 10.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

Das letzte Wort der Kirche ist auch ihr erstes; denn mit dem Hinweise auf den Weltenuntergang beschließt und beginnt sie ihr Jahr. Hat sie dadurch vor acht Tagen uns gemahnt, an das nahende Ende aller Zeit zu denken, so will sie heute, am ersten Tage des neuen Jahres uns erinnern an den gewissen Anfang der Ewigkeit, damit wir die Zeit- und Gnadenfrist, die auf's Neue uns geboten wird, mit Fleiß und Sorgfalt benützen, eine selige Ewigkeit zu erringen. Zu diesem Ringen werden wir ermuthiget durch den hoffnungsreichen Zuruf: Sehet auf und erhebet euere Häupter; denn euere Erlösung ist nahe. Aber bedürfen wir einer Erlösung? Ach, wie nur Jemand im Ernste also fragen kann! Schauen wir unsere Zeitlage, schauen wir den Stand unserer eigenen Seele an, dann werden, dann müssen wir in diesen Wochen des Adventes mit den Frommen des alten Bundes flehen: „Thauet ihr Himmel und ihr Wolken regnet herab den Gerechten!" Allerdings ist dieser göttliche Gerechte schon herabgestiegen aus den himmlischen Höhen und hat in dreiunddreißigjähriger Mühe und im blutigen Kreuzestode uns die Erlösung erworben; allein nicht Alle haben dieselbe sich angeeignet und nicht Alle die angeeignete Treue bewahrt. Der Heiland hat keinen Zugang gefunden zu gar vielen Herzen, ist

längst wieder vertrieben aus vielen Seelen und verbannt aus fast allen Verhältnissen. Die christliche Welt ist gar vielfach wieder heidnisch geworden. Darum theilt sie aber auch die Leere und Armuth, das Elend und den Jammer des Heidenthumes: darum müssen wir gleich diesem bußfertig seufzen und sehnsüchtig verlangen nach dem, der allein retten, allein helfen kann. Möchten wir doch in diesen Adventwochen nicht aufhören, mit Inbrunst zu flehen, bis der Erlöser wieder eintritt in unsere Mitte und alle Verhältnisse wieder ordnet nach dem Geiste des Christenthumes. Von diesem muß besonders die Familie durchdrungen werden. Wird diese wieder geheiliget, kehrt sie von der Gnade des Erlösers unterstützt zurück zu ihren Obliegenheiten, dann werden nach und nach alle Verhältnisse sich neu und besser gestalten. Wir erhalten vor Allem fromme Eltern; haben wir diese, dann werden wir auch pflichteifrige Hausväter haben. Wer seinen Kindern ein guter Vater ist, der wird auch seinem Gesinde ein gerechter und billiger Herr sein. Dadurch werden aber nicht nur wohlgezogene Kinder, sondern auch brave Dienstboten geschaffen werden. So wird es ruhig, so wird es friedlich werden in den Familien, in den Gemeinden und in den Staaten. Lasset nun, nachdem wir die Eltern- und Kindespflichten und letzthin auch die Obliegenheiten der Dienstherrschaften kennen gelernt haben, uns auch noch mit den **Pflichten der Dienstboten** betraut machen! Beginnen wir zur Ehre des dreieinen Gottes im Namen Jesu und mit dem Beistande seiner allerreinsten Mutter Maria!

Gleich den Herren haben auch die Diener eine dreifache Pflicht, sie schulden nämlich ihrem Herrn Ehrfurcht, Gehorsam und Treue. Die Dienstboten müssen ihre Herrschaft ehren, das ist klar; denn der Apostel sagt: „Ehre wem Ehre gebührt!" Da nun die Herrschaften nicht bloß ihre Vorgesetzten, sondern auch Gottes Stellvertreter sind, so gebührt ihnen ohne Widerrede auch Ehre und Achtung. Darum sagt derselbe Apostel: „Alle Knechte sollen ihre Herren aller Ehre werth halten, damit der Name des Herrn und die Lehre nicht gelästert werden." Unehrerbietigkeit der Dienstboten gegen ihre Herrschaften ist also eine Schmach für den Namen und für die Lehre des Herrn. Warum? Weil jene nicht geachtet werden, welche mit der Auktorität Gottes bekleidet sind und die an Gottes Statt geehrt werden sollen. Die

Dienstherrschaften vertreten die Stelle der Eltern. Wenn diese nicht im Stande sind, ihre Kinder alle im eigenen Hause zu ernähren und zu beschäftigen, oder selbst sie in einem Gewerbe und Geschäfte zu unterrichten, dann übergeben sie dieselben einem Meister, damit dieser sie unterrichte und ihnen Arbeit gebe, oder einem Herrn, damit sie in seinem Dienste sich ihren Unterhalt gewinnen. Die Eltern überlassen also unter gewissen Bedingungen das Kind an den Dienstherrn, dem sie natürlich auch ihre Rechte abtreten. Eines dieser elterlichen Rechte aber ist die Ehrfurcht, welche die Kinder ihnen schulden. Also dürfen auch die Herrschaften sie fordern, und die Diener und Dienerinnen müssen sie erweisen. Und zwar muß diese Ehrerbietung zunächst innerlich sein, der Dienstbote muß von seiner Herrschaft nur das Beste denken, muß sich fürchten, sie im Geringsten zu beleidigen oder ihren Unwillen zu erregen; dann aber muß sie auch äußerlich sein, er muß seiner Herrschaft demüthig, höflich, freundlich und gefällig begegnen. So verlangt es abermals der heilige Paulus, da er schreibt: „Die Knechte ermahne, daß sie in Allem gefällig seien und nicht widersprechen." Nur dann verdienen sie den Namen guter Knechte. Darum sagt der Prophet Malachias: „Ein guter Knecht ehret seinen Herrn."

Wie viele solche gute Knechte und Mägde werden wir nun finden, wenn wir uns umschauen in der dienenden Classe und das Benehmen beachten, das sie ihren Herren und Meistern gegenüber an den Tag legen? Wahrlich ihre Zahl ist sehr gering! Was ist gewöhnlicher, als daß man Dienstboten und Gesellen auf die verächtlichste Weise von ihren Vorgesetzten reden hört? Hier finde ich einen Knecht, der von seinem Herrn nicht Nachtheiliges genug zu sagen weiß und über denselben in jeglicher Schmähung und Lästerung sich ergeht. Dort sehe ich eine Magd im eifrigen Gespräche mit einer Freundin, und der Inhalt ihrer Unterredung betrifft die Herrschaft, wenn es sich nicht um Liebeshändel handelt. Da hat dann jede mehr Klagen, die eine sucht die andere zu überbieten, die eine reizt die andere zu größerem Tadel, und wenn man sie hört, dann möchte man meinen, ihre Herrschaften seien die fehlerhaftesten aller Menschen und die ärgsten aller Tyrannen. Dort bricht ein Geselle in die schaudervollsten Verwünschungen gegen seinen Meister aus oder sucht ihn auf alle Weise lächerlich und verächtlich zu machen. So äußert sich ein guter Theil der

Untergebenenen über ihre Herren und Meister und gibt dadurch zu erkennen, welche Gesinnung sie haben, wie sie von denselben denken. Besonders aber werden diese kritisirt, getadelt, ausgerichtet und verleumdet, wenn der Untergebene aus dem Dienste getreten ist. Dann stellt er sie dar als Leute, mit denen Niemand auskommen, in deren Diensten Niemand es aushalten kann, so daß die Herrschaft Mühe hat, einen andern Dienstboten zu bekommen, oder doch wenigstens erfahren muß, daß dieser sie mit argwöhnischen Augen betrachtet und voll von Vorurtheilen in Haus tritt. Manche Diener gehen aber noch weiter. Sie begnügen sich nicht mit Schmähungen und Verdächtigungen ihrer Herrschaften hinter deren Rücken, sie verletzen und verweigern ihnen offen und ins Gesicht hinein die schuldige Ehrfurcht. Nicht nur widersprechen und murren sie, sondern sie treten auch grob und trotzig auf und lassen ihrer Bosheit freien Lauf. So frech sind sie, daß die Dienstherrschaft zuerst schweigen muß, weil sonst der Hader gar kein Ende nähme; denn der Knecht, die Magd muß immer das letzte Wort haben. Sie handeln gerade so wie Agar, die Dienstmagd der Sara, die gegen ihre Gebieterin sich roh und ungefällig betrug und sie sogar verachtete; deßhalb wurde sie aber auch auf Befehl Gottes sammt ihrem Sohne Ismael aus dem Hause gestoßen. In gleicher Weise werden auch solche respektlose Dienstboten der göttlichen Strafe nicht entrinnen. Sie versündigen sich ja gegen seine Auktorität und häufen auf sich eine schwere Schuld durch den Verdruß und Unwillen, den sie ihren Herrschaften bereiten. Wie könnten sie bei ihrem mürrischen und unfreundlichen Betragen, bei ihrem ungefälligen und feindseligen Charakter gute Tage und eine frohe Zukunft hoffen dürfen? Sie werden allenthalben sich unmöglich machen, von einem Dienste in den andern treten und zuletzt nicht nur dürftig, sondern auch ohne Freund und Gönner dastehen. Darum ihr Knechte und Mägde, ihr Gesellen und Arbeiter, ehret euere Vorgesetzten in Wort und That, wenn ihr wahre Christen sein und euch selbst Ehre bereiten wollet.

Zu dieser Ehre muß dann auch noch der Gehorsam kommen. Der Diener muß gehorchen. Das fordert die Ordnung und der Wohlstand des Hauses. Ohne Gehorsam der Familienglieder gegen den Hausherrn ist kein Zusammenwirken, keine Harmonie, kein Friede, kein Fortschritt im Hause denkbar. Das fordert schon sein Name. Sobald wir von einem Diener, von einem Knechte, von

einer Magd reden, stellen wir uns eine Person, einen Menschen vor, der in Abhängigkeit steht, nicht sein eigener Herr ist, sondern einen Gebieter über sich anerkennt. Der Gehorsam ist einem Diener so wesentlich, wie der Sonne das Leuchten und dem Feuer die Wärme. Eine Sonne, die nicht leuchtet, ist keine Sonne, und ein Diener, der nicht gehorcht, ist kein Diener, sondern ein Taugenichts. Das fordert endlich auch die Bezahlung, die ein Dienstbote erhält. Der Herr gibt ihm Kost und Lohn, und dafür hat ihm der Diener seine Zeit und seine Kraft verpfändet und ihm Gehorsam versprochen. Wie er den Gehorsam verweigert, ist er ein Wortbrüchiger und verdient weder Lohn noch Aufenthalt im Hause. Dieser Gehorsam erstreckt sich zunächst auf die häuslichen Geschäfte oder besser gesagt auf die Dienstleistungen, für welche er gedungen und eingestellt ist. Es steht ihm also nicht zu, seine Beschäftigungen frei zu wählen, gerade jene Arbeiten zu verrichten, zu denen er Lust und Neigung hat, sondern er muß das thun, was ihm von der Herrschaft aufgetragen wird. Der Knecht ist um des Herrn willen und nicht der Herr des Knechtes wegen da. Darum bestimmt auch nicht der Knecht, sondern der Herr die Arbeiten, die er dem Wohle des Hauses angemessen findet. Damit aber ist der Gehorsam noch keineswegs vollständig. Der Dienstbote und Geselle muß seinem Herrn auch gehorchen in Sachen des Seelenheiles, bezüglich jener Vorschriften, welche die Herrschaft ihm gibt, um sein geistiges Wohl zu befördern. Hat die Herrschaft die heilige Pflicht, für das Seelenheil ihrer Untergebenen Sorge zu tragen, dann haben diese die ebenso dringende Obliegenheit, den in diesem Betreffe gegebenen Geboten und Verboten genau nachzukommen. Das verlangt ja ihr eigener Nutzen; denn was die Herrschaft in dieser Beziehung ihnen vorschreibt, das kann nur gute Früchte bringen. Jeder Dienstbote sollte froh sein und sich glücklich preisen, wenn er einen Herrn oder eine Frau hat, denen seine Seele mehr gilt als sein Leib, die seiner Unerfahrenheit und seinem Leichtsinne schützend zu Hilfe kommen oder ihn aus den Banden der Gottvergessenheit wieder herausholen wollen und die auf Religion hält und auch ihn zur Uebung der Religion und zu einem sittenreinen Leben auffordert. Solchen Vorgesetzten schuldet er eine lebenslängliche Dankbarkeit; denn sie haben an ihm mehr gethan, als wenn sie zur ehrenvollsten und einträglichsten Versorgung ihm verholfen hätten.

Deßhalb muß der Dienstbote willig und aufmerksam die heilsamen Lehren und Mahnungen seiner Herrschaft hören und nach denselben sich auch richten, muß den Aufforderungen zum Gebete, zum Kirchenbesuche, zum Empfange der heiligen Sakramente folgsam entsprechen, muß die vorgeschriebene häusliche Ordnung einhalten, die ihm untersagten Bekanntschaften, Tänze und Vergnügungsplätze meiden, mit Einem Worte, denselben Gehorsam seiner Herrschaft leisten, den er als Kind seinen Eltern schuldig ist. Und dieser Gehorsam muß schnell geleistet werden, wie jener Knecht des Hauptmannes zu Capharnaum ihn geleistet hat, von dem es heißt: Wenn ich sage: Geh! so geht er; komm, so kommt er; thu das, so thut er's. Es ist kein Verweilen, kein Ueberlegen und Besinnen, kein Nachgrübeln darüber, warum es geboten wird, gestattet. Er muß genau geleistet werden, so wie die Herrschaft Etwas befohlen oder untersagt hat. Der Dienstbote darf nichts ändern und hinzuthun, weil er nicht gescheidter sich geberden soll, als die Herrschaft. Und selbst dann, wenn er eine Sache besser verstünde, soll er doch nach dem erhaltenen Auftrage sich richten; denn thut er das, dann ist er gewiß, daß er nicht fehlt; thut er's nicht, dann fehlt er, und wenn er die Sache gleichwohl besser macht. Er hat zwar Geschicklichkeit, aber keinen Gehorsam an den Tag gelegt. Wohl kann er in diesem Falle seine Herrschaft in ehrerbietiger Weise darauf aufmerksam machen, daß sich die Sache besser ordnen ließe; allein wenn sie auf ihrem Willen besteht, dann muß er denselben genau vollziehen. Er kennt ja nicht alle Absichten und Pläne seines Herrn, und wenn diesem aus ungeschickten Anordnungen ein Schaden erwächst, so hat eben er selbst ihn zu tragen. Der Gehorsam muß bereitwillig geleistet werden, der Dienstbote muß gerne und nicht bloß mit Widerwillen und unter allerlei Ausreden und Protestationen den erhaltenen Aufträgen und den aufgetragenen Arbeiten sich unterziehen. Das mag nun in gar vielen Fällen nicht leicht sein, sondern eine große Ueberwindung kosten; allein da gibt es für den Dienstboten ein Mittel, wodurch er auch das Schwerste sich leicht machen kann. Er darf nur an Gott denken, er darf nur seinen Heiland sich vorstellen, der nach seinen eigenen Worten auf die Erde gekommen ist, nicht um bedient zu werden, sondern um zu dienen und sich erinnern, welch' großen Beschwerden er sich deßhalb unterzog und wie er selbst die Kreuzesbürde auf sich genommen hat, und dann seine Ar-

beiten mit denen des Erlösers vereinen und gleich ihm um Gotteswillen gehorsam sein. Der Dienstbote soll also, wenn er seinem Herrn gehorcht, immer Gott selbst im Auge haben. So verlangt es die heilige Schrift, die nicht bloß Gehorsam fordert, sondern Gehorsam um Gottes willen. „Ihr Knechte," schreibt der heilige Paulus, „gehorchet den leiblichen Herren mit Furcht und Zittern, in der Einfalt eueres Herzens gleich wie Christo: nicht als Augendiener, um den Menschen zu gefallen, sondern als Diener Christi, die den Willen Gottes thun von Herzen und mit gutem Willen dienen gleichsam dem Herrn und nicht den Menschen, weil ihr wisset, daß Jeder, was er Gutes thut, vom Herrn zurückempfängt, sei er Knecht oder Freier." Fast dieselben Worte sind es, die er auch den Dienern und Dienerinnen zu Colossä zuruft mit dem Beifügen: „Alles, was ihr thut, das thut dem Herrn und nicht den Menschen; denn ihr wisset ja, daß ihr vom Herrn den Lohn der Erbschaft erhalten werdet; Christo, dem Herrn dienet!" (Col. 3, 22.) Hat der Dienstbote überall Gott im Auge und die Meinung, ihm zu gehorchen, dann wird er, wie der heilige Paulus versichert, nicht nur einer gütigen, sondern auch einer strengen Herrschaft sich unterthänig zeigen. „Ihr Knechte," schreibt der Apostelfürst, „seid unterthan mit aller Ehrfurcht den Herren, nicht allein den gütigen und gelinden, sondern auch den schlimmen; denn das ist Gnade, wenn Jemand aus Gewissenhaftigkeit um Gotteswillen Widerwärtigkeiten erträgt und mit Unrecht leidet."

Damit ist aber auch schon die Frage beantwortet, wie weit der Gehorsam des Dienstboten sich erstrecken darf, so weit nämlich als er Gott angenehm ist, als er mit seiner Ehre und seinen Geboten übereinstimmt. Sollte also die Herrschaft etwas gebieten oder verbieten, was zu befolgen Sünde wäre, dann ist der Dienstbote nicht nur keinen Gehorsam schuldig, sondern er darf ihn nicht einmal leisten, wenn gleich die Herrschaft sich bereit erklärt, diese Sünde auf sich zu nehmen. Sie hat dieselbe ohnehin auf sich, wenn sie dazu den Auftrag ertheilt hat, und kann den Dienstboten, der diesen Auftrag vollzieht, davon nicht befreien. Also darf der Dienstbote durch seine Herrschaft sich in keiner Weise verleiten lassen, zu lügen, Andere zu beschädigen, die Ausschweifungen der Herrschaft zu unterstützen, den Gottesdienst an Sonn- und Feiertagen zu versäumen. Da muß er Gott mehr gehorchen, als den Menschen. Leider aber geschieht nicht selten das Gegentheil. Wie

mancher Geselle ist eher bereit, am Sonntage zu arbeiten, als den gerechten und billigen Aufträgen seines Meisters, sogar dessen heilsamen Mahnungen nachzukommen. Der Meister will, daß er in die Kirche geht, daß er Abends frühzeitig nach Hause kommt; er aber setzt sich an den Sonntagsmorgen in die Werkstätte und streunt dann an den Nachmittagen an den sittengefährlichsten Orten herum, um dann zuletzt auch die Nacht noch mit wüsten Gelagen und in Trunkenheit zu entweihen. Wie viele Dienstboten verschieben die aufgetragenen Arbeiten von einem Tage zum andern und greifen sie jedesmal erst an, wenn der Herrschaft die Geduld ausgegangen ist? Wie viele wollen Alles besser verstehen, als die Herrschaft und haben hundert Einreden gegen jeden Befehl, der ihnen ertheilt wird? Da hat der Eine jetzt keine Zeit, der Andere kann ein Geschäft, über dem er gerade ist, nicht unterbrechen, ein Dritter glaubt sich nicht verpflichtet zu dieser Arbeit, einem Vierten ist sie zu erniedrigend oder zu beschwerlich. Wie viele zeigen sich empfindlich oder gekränkt, wenn ihnen etwas untersagt oder eine Rüge ertheilt wird. Sie sind den ganzen Tag verstimmt, zeigen den ganzen Tag über eine traurige Miene und rothgeweinte Augen. Sie sind so empfindlich, daß man sie unter einem Glassturze bewahren und allezeit nur mit den zuckersüßesten Worten anreden sollte. Wie viele brausen bei den erhaltenen Befehlen auf und ergehen sich in Vorwürfen und trotzigen Widersprüchen, daß man meinen sollte, sie seien eigentlich die Herren, und die Herren seien ihre Diener. Da sollten die Vorgesetzten den Gesellen, die Magd immer zuerst fragen, ob es ihnen auch gefällig sei, diese und jene Arbeit zu thun, und sie dann unterthänigst bitten, zu derselben sich gütigst herbeizulassen. Soll das Gehorsam sein? Wie ungeberdig aber zeigen sich nicht wenige Untergebene, wenn die Herrschaft gewissenhaft und in christlicher Sorgfalt sie überwacht, zur Erfüllung ihrer religiösen Pflichten anhält und wider ihre Ausschweifungen sich erhebt. Da bricht dann all ihr Ungestüm los und in auflehnendem Trotze herrschen sie ihre Vorgesetzten an. In diesem Punkte lassen wir uns nichts einreden. Wir thun unsere Arbeit, und das ist genug. Ob wir eine Bekanntschaft haben oder nicht, ob wir an Sonntagen in die Kirche gehen oder derweil mit unserer Bekanntschaft uns herumtreiben, ob wir beichten oder nicht, ob wir uns betrinken und früh oder spät nach Hause kommen, in diesen Stücken hat uns die Herrschaft nichts einzureden,

das geht sie nichts an, da sind wir unsere eigenen Herren. So, ihr seid euere eigenen Herren? Das ist mit Verlaub gesagt, eine doppelte Lüge. Seit wann ist denn der Knecht und die Magd ein Herr? Sie sind Diener und bleiben es, solange sie diesem Stande angehören. So wenig du aber ein Herr bist, ebenso wenig kann ich dir glauben, daß du dein eigener Herr bist. Ich sehe ja nichts von einer Herrschaft, welche du über dich selbst übst. Im Gegentheile beweiset gerade deine Widerspenstigkeit, womit du an deinen Ausschweifungen festhältst, daß du ein Sklave, der gemeine Sklave des Lasters bist. Du hast also gar wohl eines Herrn vonnöthen, und dieser ist deine Dienstherrschaft, die das Recht hat, dir einzureden, die dein Wandel allerdings etwas angeht, weil sie denselben einst verantworten muß. Darum mußt du ihr auch gehorchen und zwar nicht bloß in häuslichen Geschäften, sondern ebenso sehr in den Angelegenheiten deiner Seele. Dieser Gehorsam ist für dich eine unumgängliche Nothwendigkeit, weil er die Grundbedingung deines Standes ist. Wie es der Sonne zukommt zu leuchten und dem Feuer zu wärmen, so kommt es dem Diener zu, zu gehorchen. Darum schreibt der Apostel: „Die Knechte ermahne, daß sie ihren Herren unterthänig seien!"

Die dritte Pflicht der Untergebenen ist endlich die Treue, und zwar eine vierfache Treue, eine Treue in der Verwaltung des dienstherrlichen Vermögens, eine Treue in Verrichtung der pflichtschuldigen Arbeit, eine Treue in der Dienstesausdauer und eine Treue in Heilighaltung der Familienehre. Die Dienstboten müssen vor Allem das Vermögen, die Habe ihrer Herrschaft, unangetastet erhalten. Sowenig sie davon für sich selbst etwas nehmen oder die Güter und Geräthschaften ihres Herrn beschädigen dürfen, ebenso wenig dürfen sie gestatten, daß ihm durch Andere eine Entfremdung oder Beschädigung zugefügt werde. Sie sind nicht Eigenthümer und darum können sie ohne Wissen und Willen ihrer Herrschaft Anderen keine Zugeständnisse machen oder eine Erlaubniß zum Gebrauche des Eigenthumes ihres Herrn gewähren oder an sie etwas verschenken. Es ist demnach sogar Sünde, wenn sie Gegenstände ihres Herrn den Armen geben. Mit fremdem Gute, mit dem Holze, den Lebensmitteln und dem Gelde Anderer kann man kein Almosen geben. Das ist kein gutes Werk, sondern ein Diebstahl. Wollen demnach Dienstboten mit Gegenständen, die vielleicht außerdem zu

Grunde gegangen wären, Arme unterstützen, dann müssen sie dazu erst die Erlaubniß der Herrschaft sich einholen. Ebensowenig dürfen sie durch ihre Nebendienstboten oder andere Leute etwas veruntreuen lassen. Eine Magd, welche weiß, daß ihre Nebenmagd etwas aus dem Hause schleppt oder von den Speisen der Herrschaft heimlich nimmt oder in deren Abwesenheit sich etwas kocht, und dazu stille schweigt, macht sich derselben Sünde schuldig und ist sogar zur Wiedererstattung verpflichtet, wenn die unredliche Magd dieselbe unterläßt. Endlich darf der Dienstbote sich auch nicht schadlos halten, d. h. vom Vermögen der Herrschaft sich etwas aneignen, unter dem Vorwande, daß er zu gering bezahlt sei oder eine zu harte Arbeit habe. Ist sein Lohn ihm zu gering, warum hat er gleich Anfangs sich zufrieden gestellt? Er kann seinen Herrn um einen größern bitten, aber er darf sich nicht bezahlt machen. Das duldet die Treue nicht, die auch in der gewissenhaften Verrichtung der aufgetragenen Arbeit sich zeigen muß. Der Dienstbote muß die Zeit fleißig anwenden und seine Arbeit mit Eifer verrichten, ob die Herrschaft ihm zuschaut oder nicht. Ist er bloß fleißig, solange die Herrschaft an seiner Seite steht, dann ist er ein Augendiener, ein Heuchler, dann verdient er auch den Lohn nicht, den er für die verabsäumte Zeit einnimmt. Er muß ihn sogar wieder erstatten; denn nicht für den Müßiggang, sondern für seinen Fleiß wird er bezahlt. Das mögen sich jene Dienstboten merken, die in Abwesenheit ihrer Herrschaft entweder ganz feiern oder so langweilig arbeiten, als ob sie schlafen würden, die von keinem Gange, den sie zu machen haben, mehr nach Hause kommen, weil sie an allen Ecken stehen bleiben, bei jeder bekannten Person sich aufhalten oder wohl gar in fremden Häusern Besuche machen und dabei geraume Zeit im unnützen und sündhaften Gewäsche vertrödeln. Sie sind Diebe und bestehlen ihre Herrschaft, weil sie das nicht leisten, was sie leisten können und sollen. Der Dienstbote muß ferner sich treu erzeigen auch durch die Ausdauer im Dienste. Ohne gerechten Grund darf er seinen Platz nicht verlassen. Es ist ein schlechtes Zeichen für ihn selber, wenn er alle Vierteljahre eine andere Herrschaft und alle Wochen einen andern Meister hat. Das beweiset, daß er entweder ein fauler oder ein unzufriedener Mensch ist, dem gleich jede Arbeit zu viel wird, oder der mit Niemanden sich vertragen kann. Anderseits geht der Herrschaft durch dieß muthwillige Aufkünden des Dienstes nicht selten

großer Nachtheil zu, der sich steigert, wenn der Dienstbote gerade zur dringendsten Arbeitszeit, während der Ernte, vor Festtagen oder in einer mißlichen Lage der Herrschaft, z. B. bei Erkrankung derselben das Haus verläßt. Wer muß diesen Schaden tragen? Der Dienstbote, der ihn verursacht hat. Endlich müssen Dienstboten sich treu erweisen in Heilighaltung der Familienehre. Damit will ich sagen, daß sie nichts reden und thun dürfen, um die Ehre ihrer Herrschaft zu verletzen. Ehre und guter Name sind ein noch größeres Gut, als das zeitliche Vermögen. Müssen sie schon dieses bewahren, müssen sie die Ehre eines jeden Menschen schonen, dann noch weit mehr die Ehre der Dienstherrschaft, mit der sie in engerer Verbindung stehen, zu deren Familie sie gehören. Ein Dienstbote muß also vor Allem verschwiegen sein und die Familiengeheimnisse bei sich behalten. Was im Hause geschieht, das geht die Außenwelt nichts an, das gehört nicht für die Gasse und den Markt, sondern muß auch im Hause bleiben. Nicht selten muß die Herrschaft ihren Dienstboten nothgedrungen zu ihrem Vertrauten und zum Zeugen von Vorfällen machen, welche sie mit Recht Andern zu verheimlichen sucht. Der Dienstbote muß dieß Vertrauen rechtfertigen und verschwiegen sein. So wenig er aber die häuslichen Verhältnisse ausplaudern und an seiner Herrschaft zum Verräther oder doch zum Ehrabschneider werden darf, ebenso wenig und noch weniger darf er dieselbe anschwärzen und mit fälschlichen Anschuldigungen überhäufen oder wohl gar zum Zwischenträger sich machen, der durch eine wohlberechnete Ohrenbläserei seine Herrschaft in allerlei Zwiste und bittere Feindschaften verwickelt. Das wäre ein teuflisches Geschäft, dem sich nur das andere Verbrechen noch an die Seite stellen könnte, daß er nämlich seinen Aufenthalt in der Familie noch mißbraucht zur Verführung der Kinder. Schrecklicher Mensch oder vielmehr Ungeheuer in Menschengestalt, Satanas auf Erden, welchen Schaden gibt es noch, den du deiner Herrschaft hättest zufügen können? O wärest du doch, mit einem Mühlsteine am Halse, im Meere versenkt worden, ehe du das Haus deines Dienstherrn betreten und seine Kinder zum Lügen und Stehlen, ja sogar zur Unsittlichkeit angeleitet hast! Wenn es nun Gottlob doch nur wenige Dienstboten sind, die zu dieser entsetzlichsten aller Arten von Untreue sich verleiten lassen, dann fehlt es doch nicht an solchen, denen die übrigen Arten der Untreue zum Vorwurfe gemacht werden können. Sie stehlen, wie die Raben, und tragen aus dem Hause,

was sie erwischen können, sie lassen Andere stehlen und leisten ihnen noch Beistand, sie sind voll Trägheit und versäumen halbe und ganze Tage, sie laufen bei jedem Anlasse aus dem Dienste und bereiten ihren Herren die peinlichsten Verlegenheiten, sie sind jeden Augenblick bereit, alle Geheimnisse des Hauses zu verrathen und soviel auszuplaudern, daß man über das Leben ihrer Herrschaft bis in die kleinsten Punkte unterrichtet ist. Ja sie schreiten sogar bis zur Lüge vor und bürden ihrer Herrschaft auf, was sie nicht gesagt und gethan. Daher auch die zahllosen und bittern Klagen der Herrschaften gegen die Dienstboten. Sind an vielen, vielleicht an den meisten Mißständen, wie ich letzthin behauptet, die Herrschaften selber schuld, so ist es doch nicht minder wahr, daß ein großer Theil der Schuld auch auf Seite der Dienstboten selber liegt. Eines Theils sind sie schlecht gezogen, und dieser Vorwurf trifft ihre Eltern, anderntheils sind sie voll Stolz und Unzufriedenheit, und dieser Vorwurf trifft sie selbst. Der Geselle und Knecht will ein Herr, und die Magd ein Fräulein sein, und man kann sie nicht genug ehren, anstatt von ihnen geehrt zu werden. Sie sind voll von Ansprüchen und gehen fast darauf aus, ihre Herrschaft an Kleiderpracht und Noblesse zu überbieten. Was Wunder, wenn ihnen das Dienen schlecht schmeckt, und der Lohn nicht ausreicht? Dafür kann doch die Herrschaft nichts, die heutzutage wahrlich Lohn genug bezahlen muß, mehr als sich mit ihrem Einkommen vertragen mag. O Dienstboten, euer Uebermuth wird bitter gestraft werden. Wenn ein Stand sich überhebt, dann folgt ihm in der Regel die Strafe auf dem Fuße nach. Vielleicht ist die Zeit schon nahe, da man euch entbehren kann und durch Maschinen arbeiten läßt, was sonst ihr gethan. Ihr werdet dann Arbeit suchen und keine finden, mit niederm Lohne euch begnügen und den nicht erhalten.

Darum schränket euch ein und sparet, seid zufrieden und erfüllet euere Pflichten. Ihr müßt euch plagen, das ist wahr, aber ihr seid in euerm Stande doch glücklicher als in jedem andern. Macht euch ansässig und ihr habet mehr Plage und mehr Sorge. Jetzt müßt ihr arbeiten, aber ihr wißt auch, wann ihr ruhen dürft; jetzt müßt ihr gehorchen, aber ihr setzet euch zu Tische und sorget nicht, wie ihr die Speise verschaffet; jetzt müßt ihr auf den Vortheil eueres Herrn bedacht sein, dürft aber nur für euere eigene Seele Sorge tragen. Gott hätte euch auch zu Ministern und

Präsidenten, zu Königinnen und Kaiserinnen machen können, allein er hat euch nur zu Knechten und Mägden gemacht, weil er so euer ewiges Heil sichern wollte. Darum seid zufrieden und danket ihm; denn euer Stand ist der Stand Christi, der ein ehrfurchtsvoller, gehorsamer und treuer Diener war, solange er lebte. In diesem Stande könnet ihr leichter, als in jedem andern selig werden, und wenn ihr um Gotteswillen dienet, zur höchsten Seligkeit gelangen. Darum seid unterthänig, gefällig und treu in Allem und zwar wegen Gott. Amen.

Zwölfte Predigt.

Die Pflichten der Unterthanen.

„Jedermann unterwerfe sich der obrigkeitlichen Gewalt; denn es gibt keine Gewalt außer von Gott.“ Rom 13, 1.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

Dreimal nacheinander läßt jetzt in der heiligen Adventzeit die Kirche die ehrwürdige Prophetengestalt des heiligen Johannes auftreten, der auch uns, wie einst die Juden, durch sein ernstes Wort und durch seine strenge Buße auf die nahe Ankunft des Erlösers vorbereiten soll. Heute finden wir ihn im Gefängnisse, von dem aus er zwei seiner Jünger entsendet, um sie mit Christus bekannt zu machen und zum Anschluße an ihn zu bewegen. Wie Johannes in den Kerker kam, das ist uns bekannt. Er verdankt diese Ehre dem Herodes, an dessen Hofe er erschienen ist, nicht in weichlicher Kleidung, wie die Höflinge sie trugen, und nicht als ein Schilfrohr, das nach jedem Winde sich bewegt, sondern als ein freimüthiger Prophet, um ihm die Wahrheit zu sagen. Diese ist aber nirgends weniger angenehm, als gerade an fürstlichen und königlichen Höfen, obwohl sie als die beste und aufrichtigste Freundin angesehen werden sollte in Anbetracht der Lügen und Ränke, die gerade in den Häusern der Großen sich am breitesten machen und am tiefsten einnisten. Dadurch geschieht es, daß diese, von Täuschungen aller Art umsponnen, sich zuletzt gar nicht mehr auskennen und, durch Schmeichler geblendet, voll Sorglosigkeit werden und auf die erhabenen Pflichten vergessen, welche sie für ihre Untergebenen haben. Auch Fürsten und Herrscher haben ihre Berufspflichten und stehen deßhalb unter der Auktorität des vierten Gebotes. Sie bilden die Häupter, den Mittelpunkt des dritten Familienkreises, der die Grenzen des Hauses überschreitend die Gemeinden

und Völker umfaßt. Darum werden sie auch Landesväter genannt. Da sie aber nicht an allen Orten ihres Landes zugleich sein und persönlich all ihren Verpflichtungen nachkommen können, so haben sie ihre Stellvertreter, die Obrigkeiten. Diesen stehen dann die Unterthanen gegenüber. Um nun das vierte Gebot erschöpfend zu behandeln, müssen wir auch noch eingehen auf das Verhältniß der Obrigkeiten zu den Unterthanen und der Unterthanen zu den Obrigkeiten. Ich lege euch aber nur den letzten Punkt zur Betrachtung vor und zwar deßhalb, weil ich nur zu Unterthanen rede. Ich will mich zwar nicht rühmen, mit einem Johannes an Muth wetteifern zu können; allein das glaube ich behaupten zu dürfen, daß ich Herz genug hätte, auch Fürsten und Obrigkeiten gegenüber ein unerschrockenes Wort zu sprechen; allein was würde es helfen, deren Pflichten noch so weitläufig zu erörtern und ihre Fehler noch so freimüthig zu rügen, wenn sie nicht hören, was ich sage? Auf der andern Seite, welches Interesse könnte es für euch haben, von Pflichten zu hören, die mit keinem aus uns im Zusammenhange stehen? Es ist genug, zu wissen, was wir als **Unterthanen schulden**, und davon werden wir heute hören. Beginnen wir im Vertrauen auf die makellose Jungfrau und Mutter Maria!

Unter Obrigkeit verstehe ich alle jene Personen vom Könige bis zum letzten Beamten und alle jene Staatsinstitute, Behörden, welche die Bestimmung haben, die bürgerliche Gesellschaft in Ordnung zu erhalten und deren Wohlfahrt zu besorgen, und die deßhalb Macht haben, über uns zu gebieten und uns auch zu bestrafen, mögen sie nun heißen, wie sie wollen, Polizei oder Stadtgericht, Bezirksamt oder Landgericht, Bezirks- oder Appellationsgericht, Regierung oder Ministerium. Diese Obrigkeit ist nun vor Allem nothwendig. Das folgt schon aus der eben gegebenen Begriffsbestimmung; denn wie könnte ohne Obrigkeit die bürgerliche Gesellschaft in Ordnung erhalten und jedem sein Recht gewahrt werden? Ohne Obrigkeit herrscht die rohe Gewalt und der Ungestüm der Leidenschaften. Die Obrigkeit ist also für uns sogar eine Wohlthat; denn ohne sie gäbe es keine Sicherheit des Eigenthumes, des Rechtes, der Person und des Lebens. Darum sagt der heilige Geist: „Wo kein Regent ist, da geht das Volk unter". Ganz treffend vergleicht der hl. Chrysostomus die Obrigkeit mit dem Gebälke eines Gebäudes und sagt: „Wie die Wände von sich selbst zusammen-

fallen, wenn du das Gebälke hinwegnimmst, ebenso müssen auch Häuser und Städte und Völker in lauter Ausgelassenheit gerathen und zusammenstürzen, wenn du die Obrigkeiten und die Furcht vor denselben aus der Welt hinwegräumen wolltest, weil Niemand da wäre, der die Völker zusammenhielte." Also die Obrigkeit ist nothwendig. Sie ist aber auch von Gott gesetzt; denn in der heiligen Schrift heißt es: „Neiget die Ohren, die ihr der Völker Menge beherrschet und euch gefallet in den Schaaren der Nationen: denn von dem Herrn ist euch die Herrschaft gegeben und die Macht von dem Allerhöchsten" (Sap. 6, 3). Salomon betet zu Gott: „Du hast mich zum Könige über dein Volk erwählt und zum Richter über deine Söhne und Töchter" (Sap. 9). „In Gottes Hand," sagt der weise Sirach, „steht die Herrschaft über ein Land: er erweckt ihm zu rechter Zeit einen tauglichen Regenten" (10, 4). Dieselbe Wahrheit rief der Prophet Daniel dem Könige Nabuchodonosor zu: „Der Gott des Himmels hat dir das Reich die Macht, die Gewalt und die Herrlichkeit gegeben" (2, 37). Ebenso bestimmt drückt sich endlich der heilige Paulus aus, da er schreibt: „Es gibt keine Gewalt außer von Gott, und die, welche besteht, ist von Gott angeordnet." Diese Lehre wurde fortan in der Kirche festgehalten und verkündet. So lehrt der geistreiche Tertullian: „Daher kommt der Kaiser, wo auch der Mensch herkommt, ehe er Kaiser ist; daher kommt seine Gewalt, wo auch sein Leben herkommt." Der kirchliche Schriftsteller will sagen: Der Kaiser ist zwar nur ein Mensch, aber er hat seine Gewalt von Gott, dem Herrn des Lebens. „Gott allein," sagt der heilige Irenäus, „kommt es zu, sowohl die Fürsten auf den Thron zu setzen, als die Menschen zu erschaffen," und der heilige Optatus lehrt: „Ueber dem Kaiser ist Niemand, als Gott, der den Kaiser gemacht hat." Daher hat die Kirche die Regenten von jeher als Stellvertreter Gottes angesehen und von Gottes Gnaden genannt, und nie wird sie der verwerflichen und dem ganzen christlichen Bewußtsein widersprechenden Behauptung beipflichten, daß die Herrscher von Volkes Gnaden und nur die Werkzeuge und Vollstrecker des sogenannten souverainen Volkes seien. Ach ja, das souveraine Volk! welch eine blendende Phrase und wie verführerisch für die Eitelkeit des Pöbels! Nach dieser Phrase stünde obenan der zügellose und leidenschaftliche Wille einer wandelbaren Nation, und der Regent wäre nur der erste Diener dieses Volkes, das ihn auf den Thron erheben und wieder

absetzen könnte. Nein, das Gegentheil ist der Fall, der König steht über dem Volke, und seine Gewalt ist aus Gott. So ist es Lehre des Christenthumes.

Diese beiden Sätze: Die Obrigkeit ist nothwendig und die Obrigkeit ist von Gott gesetzt, bilden das Fundament unserer heutigen Betrachtung. Auf ihnen gründen die Pflichten gegen die Obrigkeit. Ist dieselbe von Gott gesetzt, dann müssen wir sie achten und ihr gehorchen; und ist sie nothwendig, dann müssen wir sie unterstützen durch die Abgabe, die wir entrichten, durch den Beistand, den wir in Gefahren ihr leisten. So haben wir also der Obrigkeit gegenüber eine vierfache Pflicht: Hochachtung, Gehorsam, Entrichtung der Abgaben und Beistand in Noth und Gefahr. Der Unterthan muß vor Allem die Obrigkeit hochachten. Das fordert ihre Stellung und Würde. Sie ist aufgestellt zu seinem Wohle, mit dem göttlichen Ansehen umkleidet und steht über ihm. Mag sie auch ihrem Berufe nicht entsprechen, ihre Befugnisse überschreiten oder versäumen, sogar lasterhaft und ungerecht sein, sie muß doch geachtet werden; denn sie bleibt trotzdem Obrigkeit und Stellvertreterin Gottes. Gleichwie ein Vater deßhalb, weil er vielleicht schlecht ist und mitunter seine Gewalt mißbraucht, nicht aufhört, Vater zu sein, so hört auch die Obrigkeit wegen ihrer Fehler und wegen des Mißbrauchs ihrer Rechte nicht auf, Obrigkeit zu sein. Ist sie aber noch Obrigkeit, so ist sie auch von Gott und muß immer noch geachtet werden. Wir brauchen ihre Fehler nicht gut zu heißen und noch weniger nachzuahmen; aber wir müssen sie ehren und das uns zugefügte Unrecht geduldig ertragen in der Ueberzeugung, daß Gott es so zuläßt zu unserm Besten. Sünde wäre es darum, wenn wir deßhalb die Obrigkeit hassen, wenn wir gegen sie uns trotzig benehmen, sie schmähen und tadeln oder wohl gar verfluchen würden. Der Obrigkeit schulden wir immer ein ehrfurchtsvolles Benehmen und eine hochachtende Gesinnung. Schaut hin auf den göttlichen Heiland, der sich den Händen eines ungerechten Richters überliefert sieht. Was thut er? Ergrimmt er über Pilatus, begegnet er ihm mit Ungestüm, macht er ihm Vorwürfe, weil er ihn zu Herodes geschickt und einen Räuber und Mörder vor ihm freigegeben und sogar der Geißlung ihn überliefert hat, obwohl er erklärte, daß er keine Schuld an ihm finde? Nein, er schweigt und achtet selbst diesen willkürlichen Richter, er gibt ihm ruhige Ant-

worten und unterwirft sich ihm mit den Worten: „Du hättest keine Gewalt über mich, wenn sie dir nicht von Oben gegeben wäre." Wie werden sich diesem Beispiele gegenüber jene Christen rechtfertigen, die bei jeder Gelegenheit ihren bittersten Tadel gegen die Obrigkeit und ihre Verordnungen aussprechen? Es kann sein, daß diese Verordnungen lästig oder ungeeignet, vielleicht selbst verkehrt und nachtheilig sind; denn die Obrigkeit ist nicht irrthumsfrei und allweise. In diesem Falle mögen die Unterthanen die gesetzlichen Schritte thun, um solche Anordnungen wieder rückgängig zu machen, keineswegs aber dürfen sie darüber schmähen und witzeln und die Obrigkeit dem Gespötte preisgeben. Wozu soll das auch dienen, da gewöhnlich hinter dem Rücken der Obrigkeit geläftert und gespöttelt wird. Viele ballen die Faust nur, solange sie die Hand im Sacke haben, sind aber voll Respekt, wenn sie vor der Obrigkeit selbst stehen. Welch' eine niederträchtige Heuchelei! Ist es nun schon Sünde, der Obrigkeit die Hochachtung zu versagen, wenn sie eines Versehens, eines Fehlers, eines Unrechtes sich schuldig gemacht hat, dann ist es offenbar noch weit mehr gefehlt, sie zu verachten und zu verunehren, wo sie nur ihrer Pflicht nachgekommen ist. Diese besteht in der Handhabung der Gesetze. Was kann die Obrigkeit dafür, wenn dieselben lückenhaft und ungenügend sind? Sie hat diese Gesetze nicht gemacht, sie ist mit denselben vielleicht selber nicht einverstanden. Woher stammen diese denn? Die Mehrzahl stammt aus den Ständekammern, und in diesen sitzen die Vertreter des Volkes. Die Abgeordneten sind die Männer eueres Vertrauens, ihr habt sie ja gewählt. Seid ihr nun mit den Gesetzen, wie sie heutzutage in den Ständekammern wie in einer Fabrik schockweise gemacht werden, nicht zufrieden, dann seht euch um wackere und verständige Abgeordnete um, wählet Männer, welche Religion haben und die Zustände der Gesellschaft auch kennen; aber schmähet nicht über die Obrigkeit, welche die Gesetze des Landes zur Ausführung bringen muß. Was kann sie dafür, wenn sie dich bestrafen muß, weil du gegen die Gesetze gehandelt hast? Soll sie dich loben, soll sie dich ungeahndet durchlassen? Ja gerade da wäre sie tadelnswerth, während sie Anerkennung und Ehre verdient, weil sie nach dem Gesetze verfahren ist. Darum wenn du vernünftig bist, wenn du Gott fürchtest, dann ehre deine Obrigkeit; denn der Apostelfürst sagt: „Fürchtet Gott und ehret den König!" (1 Pet. 2, 17.)

Die Hochachtung genügt aber noch nicht, an sie muß auch der

Gehorsam sich anreihen. So lange sie nichts gebietet, was gegen das Gewissen und die Lehre des Erlösers ist, müssen die Unterthanen gehorsam sein, d. h. die Befehle der Obrigkeit vollziehen, ihren Vorschriften sich fügen und in Unterwürfigkeit verharren. Diese Pflicht ist begründet in der Natur der Sache, im Worte Gottes, im Beispiele Jesu Christi und der Heiligen. Was soll eine Obrigkeit sein, die nicht gebieten darf, und wie kann Jemand ein Unterthan genannt werden, der nicht unterthänig ist? Der Gehorsam der Unterthanen liegt schon in der Einrichtung, im Interesse eines Staates; denn nimmer kann Ordnung und Friede herrschen, wenn nicht die Obrigkeit das Recht hat, Gesetze zum Besten des allgemeinen Wohles vorzuschreiben, wenn nicht die Unterthanen die Pflicht haben, denselben zu gehorchen. Wenn schon ein Haus, eine Familie ohne den Gehorsam der Kinder und Dienstleute nicht regiert, und ein Schiff ohne Willfährigkeit der Matrosen nicht geleitet werden kann, dann kann unmöglich ein Staat ohne die Unterwürfigkeit der Unterthanen auf einer guten Bahn bleiben. Was somit schon die Vernunft fordert, das wird uns durch die heilige Schrift überdieß auf das Dringendste eingeschärft. „Jedermann," schreibt der Apostel, „unterwerfe sich der obrigkeitlichen Gewalt; denn es gibt keine Gewalt, außer von Gott, und die, welche besteht, ist von Gott angeordnet. Wer sich der obrigkeitlichen Gewalt widersetzt, der widersetzt sich der Anordnung Gottes, und die sich dieser widersetzen, ziehen sich selbst Verdammung zu." Gegen diese Worte läßt sich durchaus nichts einwenden; denn einmal sind sie Worte eines Apostels, dessen Briefe unter Eingebung des heiligen Geistes geschrieben sind, und dann bestehen sie in einem Schlusse, der ganz und gar den Denkgesetzen der Vernunft angemessen ist. Also müssen wir der Obrigkeit gehorchen bei Gefahr unseres ewigen Heiles. Die ihr von Gott gegebene Gewalt ist so bindend, daß sogar Christus durch dieselbe sich gebunden erachtete; denn weit entfernt, das Volk, wie man ihm lügenhafter Weise vorwarf, wider den Kaiser aufzureizen, hat er sich vielmehr demselben unterworfen, noch ehe er den Schooß seiner Mutter verlassen hatte. Der Befehl des Kaisers Augustus, das ganze Land zu beschreiben, nöthigte Joseph und Maria, von Nazareth nach Bethlehem sich zu begeben und veranlaßte die Geburt Jesu in einem Stalle. Wie sollte der Herr ungehorsam gewesen sein gegen die Obrigkeit, da er nur auf die Erde herabgekommen war, um nach allen Seiten hin sich ge-

horsam zu zeigen? Darum unterwarf er sich sein ganzes Leben lang den Anordnungen der Obrigkeit und ließ sich, obwohl unschuldig, doch ohne Klage und Widerrede zum Tode verurtheilen. Damit hat er aber allen Anhängern seiner Lehre das leuchtende Beispiel gegeben, das allzeit, besonders von den Christen der ersten Jahrhunderte nachgeahmt wurde. Obwohl Ungeheuer auf dem kaiserlichen Throne zu Rom saßen, den sie auf die unerlaubteste Weise an sich gerissen hatten; obwohl von ihnen Verfolgungen ausgingen, die den Untergang des Christenthums herbeizuführen schienen: so ließen sich die Christen auch da, wo sie bereits mächtig geworden, doch nie in eine Verschwörung ein, erklärten vielmehr jede Empörung gegen die bestehende Obrigkeit für unerlaubt und blieben diesem Grundsatze selbst bis zum Verluste des Lebens treu. Beherzigenswerth sind in dieser Beziehung die Worte Tertullians. „Wollten wir Christen als offene Feinde gegen euch (Heiden) auftreten, würde es uns wohl an Macht fehlen? Für welchen Krieg wären wir nicht stark, nicht gerüstet gewesen, die wir frei uns hinschlachten lassen, wäre durch unsere Religion nicht eher gestattet, zu sterben als zu tödten." Darum konnte den Christen niemals der Vorwurf des Ungehorsames gemacht werden, im Gegentheile mußten ihnen selbst die Heiden das Lob spenden, daß sie die ruhigsten Unterthanen und die treuesten Soldaten seien.

Nach christlicher, nach katholischer Anschauung ist also durchaus keine Empörung gegen die bestehende Obrigkeit, durchaus keine Revolution gegen den Regenten des Landes erlaubt, und kein frommer und gewissenhafter Katholik hat sich noch an einer Rebellion betheiliget; denn ihm gilt dieselbe als ein Verbrechen, das die ewige Verdammniß nach sich zieht. Solange deßhalb die Kirche ihren Einfluß auf die Völker ausüben konnte, fast bis zum Ende des Mittelalters, wußte man nach dem Zeugnisse der Geschichte nichts oder nur wenig von Revolutionen. Die Zeit derselben ist erst gekommen mit der großen Glaubensspaltung, die nicht bloß eine Revolution gegen die Kirche selber, sondern auch gegen das deutsche Kaiserthum war. Beide, Kirche und Reich, verloren an Ansehen und Macht. und seitdem hat auch die Revolution festen Boden gewonnen. Fast alle europäischen Länder haben seit dreihundert Jahren ihre Revolutionen durchgemacht, mehrere davon, namentlich Frankreich, schon zu wiederholten Malen Man hat sogar Hand an die geheiligte Person der Könige gelegt, hat sie

nicht bloß vom Throne gestürzt, man hat sie auch auf das Blutgerüst geschleppt. England und Frankreich sind die Mörder ihrer Könige geworden. Heutzutage scheint die Revolution sogar permanent, beständig andauernd zu werden und hat ihre Lobredner, die sie als das Heil der Völker bezeichnen. Allein, wer sind diese Leute? Sind es die eifrigen Anhänger des Katholicismus? Gegen eine solche Behauptung müssen wir feierlich protestiren. Die Helden der Revolution stehen auf Seite des Liberalismus und sind zusammengesetzt aus Leuten, die mit Gott und mit der Religion gebrochen haben und an Leib und Seele, an Vermögen und Ehre abgehauft haben, die nichts zu verlieren und vielleicht zu gewinnen haben, wenn es drüber und drunter geht. Diese sind's, die „den letzten König mit den Gedärmen des letzten Priesters" erwürgen möchten, und die man sagen hört: Wenn's nur einmal wieder los ginge, dann wollten wir Alles todtschlagen. Raub- und mordlustige Leute, Betrüger und Bankrotteurs, Müßiggänger und Freimaurer, ehrgeizige und glaubenslose Professoren oder Advokaten und ein verthierter Pöbel wünschen und lehren die Revolution und arbeiten für dieselbe; aber dem glaubenstreuen Katholiken gilt sie noch heutzutage als ein Verbrechen, das furchtbar und thöricht zugleich ist. Furchtbar ist es, weil es in einem Meineide besteht; denn die Revolution ist die gewissenlose Verletzung des dem Regenten geschworenen Eides der Treue; weil es eine allgemeine Verwirrung und den plötzlichen Umsturz aller Verhältnisse herbeiführt; weil es den Frieden des ganzen Landes stört; weil es zahllose Ungerechtigkeiten und blutige Gräuel im Gefolge hat und weil es alle Leidenschaften entfesselt, namentlich der Rachsucht, dem Zorne, dem Ehrgeize, der Habgier und der Wollust alle Zügel frei gibt. Wollt ihr diese Behauptung begründet sehen, dann leset nur die Geschichte der französischen Revolution, die euch tausend haarsträubende Scenen vorführen wird. Die Revolution ist aber auch ein thörichtes Verbrechen, weil sie keinen Gewinn, sondern nur Nachtheile bringt. Das beweisen euch die verschiedensten Länder rings um euch. In unsern Tagen hat Frankreich revoltirt, was hat es gewonnen? Es trägt jetzt eine ungeheuere Schuldenlast und kann nicht Abgaben genug zahlen. Es hat Italien revoltirt und was hat es gewonnen? Es ist noch uneiniger als zuvor, zerrissen durch Parteien, gefährdet durch Diebe und Räuber, überbürdet mit Steuern und am Rande des Bankerottes, den auch die Einziehung der Kirchen und Kloster-

güter nicht aufhalten wird. Es hat Polen revoltirt, das unglückliche Polen, und was hat es gewonnen? Eine noch größere Knechtung als zuvor. Nachdem seine waffenfähige Jugend auf dem Schlachtfelde gefallen und nach allen Weltgegenden auseinandergesprengt ist, wird der Ueberrest derselben conscribirt und im unermeßlichen Russenreiche an die äußersten Punkte versetzt, während Tausende und Tausende nach dem trostlosen Sibirien, diesem Grabe der Lebendigen, geschleppt wurden, und zu guter Letzt den noch in der Heimath Weilenden durch drückende Maßregeln aller Art nicht nur ihre nationale Sprache, sondern auch ihr katholischer Glaube geraubt werden soll. Armes Polen, das ist der Gewinn deiner Revolution! Aber, sagt man, soll denn ein Volk sich nicht erheben und sich Freiheit verschaffen dürfen, wenn es unter dem Drucke der Tyrannei schmachtet? Ja, es darf sich erheben zum Gebete, es darf sich freimachen durch unablässiges Flehen zum Herrn aller Herrscher, aber es darf nicht Gewalt anwenden, es darf sich nicht empören. Gott ist's, der die Schicksale aller Völker leitet, der die Regenten aufstellt und entthront. An ihn also muß man sich wenden. Gleichwie es dem einzelnen Menschen, wenn er durch Andere in seinen Rechten verletzt und in seiner Ehre gekränkt wird, nicht erlaubt ist, sich selber Recht zu verschaffen, so darf ein ganzes Volk, mag es von seiner Obrigkeit noch so gewaltsam mißhandelt werden, niemals sich selber helfen, sondern muß an den Herrn der Könige sich wenden, wie der einzelne Unterthan bei der gesetzlichen Behörde seine Rechts- und Ehrenklage anzubringen hat. Gott kann und wird ihm helfen, wenn es anders der Hilfe würdig und bedürftig ist. Gewaltsame, verschwenderische, wollüstige, kriegslustige Herrscher sind nicht selten eine Strafe Gottes für die Sünden des Volkes. Gott selber hat schon durch seine Propheten gedroht, daß er den treulosen Völkern Knaben zu Fürsten und Weichlinge zu Herrschern, daß er ihnen Könige geben wolle, die nach Willkür regieren und das Gut des Landes verprassen in Gelagen und mit schlechten Weibern. Sache der Völker ist es also, sich zu bekehren und Gott um Hilfe zu bitten, dann wird ihnen auch geholfen werden, dann werden sie glücklich sein unter frommen, weisen und gerechten Regenten. Der Aufruhr dagegen wird für sie nur eine neue Geißel und der Anfang zu ihrem gänzlichen Untergange. Doch genug über diesen Punkt. Betrachten wir noch die beiden andern Pflichten der Unterthanen, zuerst die Steuerpflicht.

Steuern sind Geldbeiträge, öffentlich gebotene Abgaben zum Wohle des Staates. Wie in jedem Hause, so sind auch in jedem Lande Ausgaben nothwendig, die für Alle gemacht werden, zur Sicherstellung der gemeinsamen Wohlfahrt und der Rechte Aller. Es müssen Beamte da sein, um Recht zu sprechen und Ordnung zu halten. Es muß ein Heer da sein, um das Land gegen innere und äußere Feinde zu schützen. Es müssen Straßen, Brücken und öffentliche Gebäude angelegt und unterhalten, es muß für die Unterhaltung von Kirchen, Schulen und andern nützlichen Anstalten gesorgt, es müssen Priester, Lehrer und Aerzte besoldet werden Das Alles kostet Geld, und dieß Geld müssen vernünftigerweise diejenigen herbeischaffen, die auch den Nutzen dieser Anstalten haben Darum sind die Unterthanen zum Steuerzahlen verpflichtet und zwar nach Maßgabe des Kostenaufwandes, den die Verwaltung des Landes erheischt. Steuer und Abgaben sind schon eine uralte Einrichtung, sie bestehen, so lange es Staaten gibt, und sie werden bleiben bis zum Ende der Welt. Sterben und Steuerzahlen sind zwei Dinge, die nie außer Curs kommen. Steuer hat darum sogar derjenige bezahlen müssen, der ärmer war, als die Füchse und die Vögel sind; denn auch von ihm hat man die Zinsmünze gefordert. Und er hat den Petrus abgesendet, um sie aus dem Munde des Fisches zu holen und zu geben Damit hat er im Werke gethan, was er mit dem Worte gelehrt hat: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist. Auf diese Lehre und dieses Werk des Heilandes fußend, gibt deßhalb der heilige Paulus die Mahnung: „Gebet Jedem, was ihr schuldig seid; Steuer, wem Steuer, Zoll, wem Zoll gebührt!" Wer deßhalb die vorgeschriebene Steuer nicht entrichtet, wer sich derselben zu entziehen sucht; wer einer Unterschlagung der vorgeschriebenen Abgaben sich schuldig macht, indem er den bestimmten Aufschlag nicht bezahlt, sein Vermögen, seine Einnahme und Renten gar nicht oder viel zu gering angibt, der ist mit Recht strafbar vor Gott und vor der Obrigkeit, weil er ein Betrüger ist. Es soll aber diese Steuer nicht bloß vollständig, sondern auch willig gegeben werden: denn was hilft das Murren? Dadurch werden wir von der Abgabe nicht frei, dadurch wird sie nicht geringer. Liegt den Unterthanen daran, sie zu vermindern, dann mögen sie nur auf Ordnung und Frieden bedacht sein. Je folgsamer und gesitteter sie sich erweisen, desto weniger Beamte und Strafanstalten werden dann nöthig sein, und je mehr Friede in den Ländern herrscht, desto weniger Soldaten werden sie

zu unterhalten haben. Das Mittel, die Steuern zu verringern, liegt also in der Hand der Unterthanen, die durch ein wahrhaft christliches Leben in Unschuld und Einfalt alle Beamten und alle stehenden Heere überflüssig machen können. Dadurch würde ein bedeutender Theil der Abgaben hinwegfallen, die sich steigern durch die häufigen Gesetzesübertretungen und Streithändel und besonders durch die kochende Empörungssucht. Darum aber müssen sie auch bezahlt werden.

Endlich sind die Unterthanen auch noch verpflichtet, der Obrigkeit und vor Allem ihrem Fürsten in Noth und Gefahr beizustehen und gegen die Feinde des Vaterlandes mit Gut und Blut ihn zu vertheidigen. Dazu verpflichtet ja auch die Liebe zum Vaterlande. Von jeher hat Vaterlandsliebe als eine edle Tugend gegolten, und sind jene, die dem Vaterlande Opfer brachten, als Helden betrachtet worden. Mit Recht; denn wer keinen Patriotismus kennt, der muß auch keinen Gemeinsinn, kein großes Herz haben und keiner Begeisterung fähig sein. Gibt es doch nach der Liebe zur Kirche keine heiligere Liebe als die Liebe zum Vaterlande, das unsere Geburtsstätte, die Heimath unserer Eltern und Brüder ist. Wer demnach ruhig zusehen kann, wie dasselbe ungerechter und muthwilliger Weise von einer andern Nation angegriffen und verwüstet oder wohl gar in seiner Selbstständigkeit bedroht wird, der ist ein gefühlloser, ein roher Mensch, wer da sogar zum Verräther wird und es mit den Feinden hält, der ist ein nichtsnutziger Mann, der auch seinen Vater verrathen kann, und ein schandvoller Bube, der den Tod verdient hat. Darum müssen wir entschlossen sein, in Zeiten der Gefahr Alles aufzubieten und sogar außerordentliche Opfer zu bringen; daher dürfen wir nichts sagen oder thun, was den Feinden Vortheil brächte, und noch weniger durch irgendwelche Geldsummen oder Versprechungen uns zur Treulosigkeit, zu einem Verrathe an König und Vaterland uns verleiten lassen. Diese Treue gegen den König und das Vaterland können wir vielleicht bald zu erproben haben; denn kommen nicht Angriffe von Außen, dann öffnet sich vielleicht bald der Krater der Revolution. Dieß läßt die ganze Zeitrichtung, dieß läßt namentlich das zügellose Gebahren der aufruhrsüchtigen Vereine und Zeitblätter befürchten. Und geliebte Zuhörer! die Revolution hat Aussicht auf Erfolg; denn seit Jahren hat sie den Boden sich zubereitet und den Zündstoff aufgehäuft. Darum ist es für uns eine doppelte und dreifache Nothwendigkeit, unsere Unterthanenpflichten vollkommen zu erfüllen.

O lassen wir uns doch nicht irre machen durch die schönen Phrasen der Aufwiegler und durch ihre blendenden Vorspiegelungen. Es ist ihnen nicht Ernst, wenn sie vom Völkerwohle und von der Freiheit der Unterthanen reden Sie lästern König und Obrigkeit nur, weil dieselben ihnen im Wege stehen, und weil sie nicht hoffen dürfen, durch dieselben zur Erreichung ihrer eigennützigen Absichten zu gelangen. Dazu soll ihnen nun das Volk und namentlich der Arbeiterstand verhelfen, dem sie deßhalb vorzugsweise schmeicheln, den sie durch die verschiedensten Ränke aufzustacheln suchen. Wer der Revolution das Wort redet, der ist entweder ein Lump, verzeiht mir das Wort, oder er ist auf dem Wege, ein solcher zu werden. Laßt euch also nicht bethören! Wir leben in einem Lande, das sich unter die glücklichen Länder zählen darf. So behaupten es Alle, welche die Zustände bei uns und in anderen Ländern kennen. Wir haben gesetzliche Zustände; denn für Alle, für die Hohen, wie für die Niedern, gilt dasselbe Gesetz, — und wir haben seit Langem eine ununterbrochene Friedenszeit gehabt. Ist auch bei uns nicht Alles golden, sind auch nicht alle Zustände vollkommen, haben wir auch viele Steuern, unverbesserliche Strolche und manch verwickelte Einrichtung, so sind wir doch weit besser daran, als andere Staaten. Was wir beklagen, das wird durch die Revolution nicht besser. Ja, wenn wir uns selbst gram sind, wenn wir vom Regen in die Traufe kommen wollen, dann mögen wir dem Aufruhre uns anschließen. Dann wird es uns aber auch ergehen, wie den Gliedern eines Leibes, die gegen den Magen sich empören. Wenn sie für ihn keine Speise mehr besorgen, dann schneiden sie sich selbst die Lebenssäfte ab. Wie aber die Glieder eines Leibes sich gegenseitig lieben, wie sie einander dienen und für einander einstehen, so müssen auch die Unterthanen mit der Obrigkeit sich einen und verbinden, um zu vervollkommnen, was noch mangelhaft ist, und die bedauernswerthen Zustände in preiswürdige zu verwandeln. Das erheischt nicht nur ihr Nutzen, sondern noch weit mehr der Wille Gottes, ausgesprochen in dem Worte des Apostels: „Seid allen menschlichen Obrigkeiten unterthänig, sowohl dem König, weil er das Oberhaupt ist, als auch den Vorstehern, welche von ihm geschickt sind, die Bösen zu strafen, die Guten aber zu loben; denn das ist der Wille Gottes." Euere Pflicht ist es, unterthan zu sein, nicht nur um der Strafe, sondern auch um des Gewissens willen. Amen.

Dreizehnte Predigt.

Von den Pflichten gegen die geistliche Obrigkeit.

„Fürchte den Herrn von deiner ganzen Seele und halte seine Priester in Ehren."
Sir. 7, 31.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

Nachdem wir im heutigen Evangelienabschnitte die Antwort vernommen haben, welche Johannes der Täufer der zweifelsohne vom hohen Rathe an ihn geschickten Gesandtschaft, bestehend aus Priestern und Leviten, ertheilt, können wir es auch erklären, warum er so muthvoll vor Herodes, den königlichen Wüstling, tritt, und weßhalb der Heiland ihm die vor acht Tagen vernommenen Lobsprüche spendet. Das hat die tiefe und aufrichtige Demuth des Täufers bewirkt. Weit entfernt, sich die Messiaswürde anzumaßen, ja sich mit Christus auch nur vergleichen zu wollen, erklärt er sich bloß für die Stimme des Rufenden in der Wüste, für ein Werkzeug, dessen Gott sich bedient, um der Welt zuzurufen und ihr die Ankunft des Erlösers zu verkünden mit dem steten Mahnrufe zur Buße: „Bereitet den Weg des Herrn!" Obwohl Johannes der größte aller Propheten ist, so will er doch weder Elias noch überhaupt ein Prophet genannt werden; obwohl er dem Heilande am Nächsten steht und der Engel ist, der den Weg vor ihm bereitet, so erklärt er sich doch für unwürdig, ihm auch nur die Schuhriemen aufzulösen. Diese gründliche Demuth macht ihn nun so unerschrocken, daß er unbekümmert um fürstliche Ungunst, um Kerker und Tod dem Herodes das strafende Wort zuruft: Es ist dir nicht erlaubt, das Weib deines Bruders zur Ehe zu haben; diese Demuth zieht ihm auch das erwähnte, beneidenswerthe Lob aus dem Munde des Gottmenschen zu, der damit die von ihm aufgestellte Wahrheit

bestätigen wollte: „Wer sich selbst erniedriget, wird erhöhet werden". Diese Demuth veranlaßt endlich den Täufer, der an ihn abgeordneten Gesandtschaft Rede zu stehen und Antwort zu geben. Es kommt ihm nicht in den Sinn, sich gekränkt zu zeigen, weil der hohe Rath ihn um sein Amt und seinen Charakter befragt mit den Worten: „Wer bist du?" Er hält es für keine Beleidigung, daß er ihn um seine Legitimation für das Lehramt befragt: „Warum lehrest du, wenn du weder Christus, noch Elias, noch der Prophet bist?" Er weiß, daß der hohe Rath der geistige Mittelpunkt des Judenthums ist und darum das Recht hat, über seine Sendung ihn zu fragen, er ehrt in ihm die geistliche Obrigkeit. Neben der weltlichen hat es zu allen Zeiten und bei allen Völkern auch noch eine geistliche Obrigkeit gegeben, welcher die Sorge für die Religion und das geistige Wohl zukam, wie für die weltliche Obrigkeit die Sorge für den Staat und das zeitliche Interesse der Unterthanen Pflicht war. Diese geistliche Obrigkeit hat mit dem Ende des alten Bundes wohl gewechselt, aber nicht aufgehört Die Gewalt des Hohenpriesters erlosch in demselben Augenblicke, da er dem Heilande gegenüber sein Gewand von oben bis unten zerriß, und wurde vom Herrn übertragen auf Petrus und seine Nachfolger, die das Haupt der ganzen Kirche bilden sollten bis an's Ende der Welt. Diese Kirche bildet den vierten und weitesten Kreis der Familie, weil sie nicht bloß einzelne Häuser und Dörfer, einzelne Gemeinden und Länder, sondern alle Gläubigen der Erde in einer heiligen Einheit umschließt. Alle Nationen der Welt bilden nur eine einzige Familie unter der Leitung des Papstes, der darum auch der Vater der Christenheit oder der heilige Vater genannt wird. Wie nun der weltliche Monarch seine Stellvertreter hat, so hat auch der heilige Vater seine Gehilfen, und diese sind die Bischöfe, denen wieder die Priester helfend zur Seite stehen. Priester und Bischöfe bilden also in Vereinigung mit dem Papste die geistliche Obrigkeit, gegen die wir Pflichten haben, wie gegen die weltliche Obrigkeit. Von den **Pflichten gegen die geistliche Obrigkeit** soll nun heute die Rede sein. Möge der heilige Geist uns beistehen mit seiner Gnade, und Unsere Liebe Frau uns helfen durch ihre mütterliche Fürsprache!

Nicht ohne Bedenken und erst nach langer Ueberlegung gehe ich daran, euch die Pflichten der Laien gegen ihre geistlichen Obern

auseinander zu setzen. Da ich die Verdächtigungssucht kenne, die gegen den geistlichen Stand namentlich heutzutage im Schwunge ist, so fürchtete ich, man möchte sagen, ich rede im eigenen Interesse. Allein ich kann dieß Thema nicht übergehen, wenn ich das vierte Gebot vollständig behandeln will. Anderseits erkannte ich es als dringend nothwendig, Pflichten zu besprechen, denen so oft geradezu entgegengehandelt wird, und durch deren Verletzung so viele und nicht unbedeutende Sünden begangen werden. Damit aber Niemand mich der Parteilichkeit beschuldige, berufe ich mich auf den Eid, den ich bei Uebernahme des Predigtamtes geschworen, und erkläre, daß ich Nichts sagen werde, was nicht mit demselben und darum auch mit der katholischen Wahrheit sich verträgt. Auf meinen Eid Rücksicht nehmend heute wie immer, sage ich nun: Die geistliche Obrigkeit kann von ihren Untergebenen, den Gläubigen, vier Rechte beanspruchen, und diese Rechte der Obrigkeit sind für die Gläubigen Pflichten. Diese schulden der geistlichen Obrigkeit wegen ihrer Würde Ehrfurcht, ihrer Gewalt halber Gehorsam, ihres Amtes wegen Gebet, ihres Wirkens halber Sorge für ihren Unterhalt.

Fassen wir die Würde der geistlichen Obern in's Auge, dann gebührt ihnen Ehrfurcht; denn sie sind Gottes Stellvertreter in der vorzüglichsten Weise, mehr als die weltliche Obrigkeit, mehr als die Herrschaften und Väter. Warum? Weil sie Gottes Stellvertreter sind nicht in der Ordnung der Natur, sondern in der Ordnung der Gnade. Was ist der Papst, der Bischof, der Priester? Lassen wir den heiligen Paulus diese Frage beantworten! Er thut es, indem er sagt: „Jedermann betrachte uns als Diener Christi und als Ausspender seiner Gnadengeheimnisse!“ Der Priester vertritt also Christus im Reiche der Gnade und theilt diese in den Heilsgeheimnissen aus; darum hat man den Priester auch einen alter Christus, einen zweiten Christus genannt. Mit Recht, denn er ist dessen Stellvertreter und der Fortsetzer des von ihm begonnenen Erlösungswerkes. Gleichwie Christus gekommen ist, um als Lehrer, Priester und Hirt die Menschheit zu unterrichten, mit Gott zu versöhnen und auf den Weg zum Himmel zu führen, so ist auch der geistliche Obere Lehrer, Priester und Hirt; denn er ist gesendet in derselben Weise, wie Christus gesendet war. „Wie mich der Vater gesendet hat,“ sagt der göttliche Heiland zu seinen Aposteln, „so sende ich euch.“ Der Priester trägt also an sich kraft der Weihe die Würde Christi.

Wenn nun Christus Ehrfurcht gebührt, dann kommt sie auch seinem Gesandten und Stellvertreter zu. Darum ermahnen die Schriften des alten und des neuen Bundes zur Ehrfurcht gegen die Priester. „Fürchte den Herrn von deiner ganzen Seele," sagt der weise Sirach, „und halte seine Priester in Ehren!" — „Priester," schreibt der heilige Paulus, „Priester, die gut vorstehen, halte man doppelter Ehre werth, besonders solche, die in Wort und Lehre sich bemühen." „Wir bitten euch, Brüder," schreibt derselbe Apostel an die Thessalonicenser, „daß ihr die anerkennet, welche unter euch arbeiten und euch im Herrn vorstehen und euch ermahnen, daß ihr sie achtet in überschwenglicher Liebe wegen ihres Werkes." Alle diese Mahnungen werden aber noch übertroffen durch den Ausspruch Jesu Christi: „Wer euch verachtet, der verachtet mich." Dadurch ist unzweideutig ausgesprochen, daß jede Unehrerbietigkeit gegen die geistliche Obrigkeit eine Verunehrung und Verachtung Jesu Christi selber und somit eine strafbare Sünde ist. Diese den geistlichen Obern schuldige Ehrerbietung steigert sich, je höher die geistliche Würde ist. Müssen schon Priester geehrt werden, dann gebührt dem Bischofe eine noch höhere Ehre; denn er ist durch die Bischofsweihe über alle einfachen Priester gestellt und der unmittelbare Nachfolger der Apostel. Die höchste Ehre muß aber dem Papste erwiesen werden, der Stellvertreter Christi ist im vollsten Sinne des Wortes. Diese Ehrerbietung muß dann eine *aufrichtige* und nicht bloß eine erheuchelte sein und muß sich auch im Werke zeigen. Die Gläubigen dürfen von ihren geistlichen Vorgesetzten nur mit Hochachtung sprechen, müssen ihnen bescheiden entgegenkommen und freundlich sie behandeln. So haben die Heiligen sich gegen die Priester betragen. Der heilige Antonius, der Einsiedler, stand im Rufe vorzüglicher Heiligkeit und in so großem Ansehen, daß Kaiser und Fürsten sich seinem Gebete empfahlen und seinen Rath einholten. Aber deßungeachtet ehrte er doch das Priesterthum dergestalt, daß er sich vor jedem Priester, dem er begegnete, auf die Knie niederwarf und sich nicht eher, als nach empfangenem Segen, von der Erde erhob. Der heilige Franz von Assis trug eine solche Ehrerbietung gegen die Priester, daß er in seiner Demuth sich nicht dazu bestimmen ließ, die Priesterweihe anzunehmen. Er pflegte zu sagen, wenn ihm ein Priester und ein Engel mitsammen begegnen würden, dann würde er den Priester vor dem Engel grüßen, weil die Gewalt von jenem größer als von diesem wäre. Von andern Heiligen wird erzählt, daß sie

die Fußspuren der Priester zu küssen pflegten. Ich bin weit entfernt, solches oder ähnliches von meinen Zuhörern zu fordern. Aber man sollte dem Priester doch nicht begegnen ohne das allergewöhnlichste Zeichen der Hochachtung. Und doch findet das Gegentheil statt. Nicht bloß Männer und Frauen, sondern auch bartlose Jünglinge, Schüler aller Anstalten, bis herab zu dem ABC-Schützen gehen an ihm vorüber, wie an jeder andern gewöhnlichen Person; man grüßt ihn höchstens dann, wenn man ihn persönlich kennt. Man ehrt also nur mehr seinen Charakter, nicht aber seine Würde. Und doch ist es diese, der wir Ehrfurcht schulden, nicht seine Person, nicht sein Charakter, nicht seine Wissenschaft und nicht seine Tugend. Als Gesandten Christi müssen wir ihn ehren, nicht als einen gebildeten, gefälligen und liebenswürdigen Menschen. Das sind Eigenschaften, die wir allerdings gleichfalls schätzen sollen, denen aber seine Würde noch weit vorgeht. Ist es nun schon gefehlt, wenn wir die Zeichen der Ehrfurcht ganz verabsäumen, weil darin zum Mindesten eine große Gleichgiltigkeit gegen die priesterliche Würde sich kundgibt, dann muß es natürlich noch sündhafter sein, wenn wir ihm geradezu unsere Verachtung zu erkennen geben. Kommt das wohl vor? Ich sage: Ja, und sage es aus eigener Erfahrung. Gar oft darf der Priester froh sein, wenn er auf dem Wege nicht offen insultirt wird. Daß man ihm höhnisch ins Gesicht lacht, daß man beim Vorübergehen brummt oder spitzige Worte fallen läßt, daß man in seiner Gesellschaft gerade über das witzelt, was ihm heilig ist, das darf ihn gar nicht geniren; denn das kann er erleben, so oft er will. Die aber solches sich erlauben, diese sind noch keineswegs die schlimmsten; ärger noch sind jene falschen Menschen, die in Gegenwart des Priesters als Freunde des Priesterthums sich geberden und voll Ehrerbietung sich zeigen, um dann hinterher dasselbe anzuschwärzen und mit Spott und Schmähung wider dasselbe zu Felde ziehen. Das sind die ächten Söhne des verrätherischen Judas, die mit diesem auch gleichen Lohn theilen werden. Sie werden höchstens noch übertroffen von jenen eingefleischten Priesterfeinden, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, alles Ansehen und alle Wirksamkeit des Priesterstandes zu untergraben durch die gemeinsten Verdächtigungen und durch die schlechtesten Verleumdungen. Wo nur der geringste Anlaß sich ergibt, da wird nicht nur über Priester, sondern auch über Bischöfe und Papst losgezogen sowohl in öffentlicher Gesellschaft, als auch mittelst der Presse. Heute wird

in den schlechten Blättern ein Priester an den Pranger gestellt, morgen ein Bischof heruntergekanzelt gleich einem Schulbuben, und am nächsten Tage wird der Papst selber im Kothe herumgeschleift. Da wird gespöttelt, vermuthet, verdächtigt, gelästert und gelogen, daß die Druckerschwärze selbst erröthen möchte, und welch ein Halloh erhebt sich, wenn man einmal einen wirklichen Skandal ausgespürt hat und in die Welt hinausposaunen kann, natürlich mit pikanten Zusätzen und Ausschmückungen.

Aber, sagt man, soll es denn nicht erlaubt sein, die Fehler zu besprechen und zu rügen, die wir an unsern geistlichen Obern sehen? Wir achten jene, die ihren Stand halten; aber wir sehen auch unwürdige Priester, die ihren Stand schänden, und über diese beklagen wir uns und drücken unsern Abscheu aus. Von diesem ganzen Einwande kann ich nur einen Satz zugeben, nämlich den, daß es auch unwürdige und sogar schlechte Priester gibt. Warum denn nicht? Der Priester hört mit dem Eintritte ins Priesterthum nicht auf, Mensch zu sein. Er muß also wachen, beten und streiten wie andere Leute, sogar mehr noch, — und thut er das nicht, dann kann, ja dann muß er unterliegen und, einmal von der Höhe seines Berufes herabgestürzt, einem noch größern Verderben anheimfallen, als der Laie; denn für ihn ist es schwerer, sich zu erheben, weil er trotz der großen Gnade gestürzt ist. Darum gab es selbst unter den Aposteln einen Verräther, der verstockt blieb gegenüber den liebevollsten Mahnungen und schrecklichsten Drohungen des Herrn. Also es gibt geistliche Vorgesetzte, die ihre Würde schänden; aber nicht diese sind es in der Regel, die geschmäht und in den schlechten Zeitungen herumgezogen werden, vielmehr finden sie nicht selten Lob, weil sie den Bestrebungen der kirchenfeindlichen Schreier nicht hinderlich im Wege stehen. Sie werden darum als einsichts- und taktvolle, als gebildete und duldsame Männer gepriesen. Aber gesetzt auch, daß man nur sie, nicht auch die treuen und eifrigen Arbeiter im Weinberge des Herrn angreifen würde, kann doch ein solcher Tadel nicht zugegeben werden. Warum? Das ist leicht anzugeben. Einmal weil derselbe den Tadlern selber und überhaupt den Gläubigen keine Ehre macht. Es gilt hier jenes Wort, das die heilige Schrift den Kindern bezüglich ihrer Eltern zuruft, daß nämlich die Schande des Vaters für sie keine Ehre sei. Auch die geistlichen Obern sind die geistigen Väter der Gläubigen. Wird es für diese ehrenvoll sein, wenn sie

von jenen Schlechtes zu sagen wissen? Ich meine, sie thun am besten, wenn sie schweigen. Das fühlen die Andersgläubigen viel mehr, als manche Katholiken; denn von ihnen hört ihr nie oder doch höchst selten ein tadelndes Wort über ihre geistlichen Vorgesetzten, obwohl sie vielleicht da und dort Manches auszustellen wüßten. Fürs zweite kann den Gläubigen keine Berechtigung zum Tadel selbst unwürdiger Priester zugestanden werden, weil es überhaupt nicht erlaubt ist, die Fehler des Nächsten aufzudecken und zu verbreiten. Gilt dieß allen Menschen gegenüber, dann um so mehr gegenüber den geistlichen Obern. Was wird gewonnen, wenn ihre Fehler stadt- und landkundig werden? Es wird nur das Aergerniß vergrößert, das ohnedieß schon traurig genug ist, es wird die Religion beschimpft, und das Ansehen des ganzen Standes geschwächt; denn wie viele Leute sind, die in ihrer Beschränktheit oder Bosheit das Böse, das Einer thut, auf Alle übertragen und sagen: Ja seht, so sind sie Alle. Das ist gerade so, als wenn ich behaupten würde: Alle Schneider sind Revolutionäre, weil Einer aufrührerisch unter ihnen gesinnt ist, oder: Alle Kaufleute sind Betrüger, weil Einer betrogen hat, oder alle Beamte sind parteiisch, weil einmal Einer parteilich gehandelt hat. Endlich kann die Berechtigung zu einem solchen Tadel nicht zugestanden werden, weil die Laien nicht die Richter ihrer geistlichen Vorgesetzten sind. Wer hat sie denn dazu aufgestellt? Wer sind denn diese Schreihälse, Tadler und Lästerer? Schaut sie euch an! Es sind junge, ausgelassene Leute, die kaum dem Religionsunterrichte entkommen sind, nicht weil sie genug und gründlich belehrt, sondern weil sie schon alt genug sind; es sind verkommene Subjekte, die durch alle Wasser gegangen und im Laster erstickt sind; es sind gewissenlose Hausväter, die selber keine ihrer Pflichten erfüllen und zumal nicht durch Häuslichkeit, Fleiß und keusche Lebensweise sich auszeichnen; es sind Zeitungsschreiber, die nur den Skandal lieben, weil ihr ganzes Leben ein ununterbrochener Skandal ist, und weil sie dadurch die beste Einnahme zu machen suchen. Wie können solche Menschen sich anmaßen, einen Bischof zu kritisiren und über den Papst abzuurtheilen? Sie haben dazu weder ein Recht, noch ein Bedürfniß. Sie sollen zuerst Steine werfen auf ihr eigenes, ungeordnetes Leben und das Wort Christi beherzigen: „Arzt, heile dich selbst!" Dann werden sie aber auch die priesterliche Würde wieder zu schätzen wissen und ihr Ehre erzeigen.

So groß aber die Würde des Priesters, so groß ist auch seine Gewalt. Um dieser Gewalt willen müssen wir den geistlichen Obern gehorsam sein. Ich will hier Nichts sagen von jener furchtbaren Gewalt, welche das Priesterthum über Jesus Christus hat, der auf das Wort der Consecration vom Himmel herabsteigt und die Elemente des Brodes und Weines umwandelt in die Wesenheit seines Fleisches und Blutes, sondern ich erinnere nur an jene Gewalt, welche die geistlichen Obern haben über die Seelen der Gläubigen durch ihr Gebet, durch die ihnen verliehene Segenskraft und durch die Binde- und Lösegewalt. Sie sind von Christus verordnet als die Lenker, als die Hirten der Seelen. Darum sagt er aber auch: „Wer euch höret, der höret mich.“ Daraus folgt doch offenbar, daß wir ihnen Gehorsam schuldig sind, daß wir ihren Anordnungen, Mahnungen und Befehlen, namentlich den von der heiligen Stätte aus und im Beichtstuhle uns ertheilten Lehren und Aufträgen nachkommen müssen. Das gilt natürlich nur in Sachen des Heiles und nur insoweit, als diese Vorschriften mit den Geboten Gottes übereinstimmen; denn das brauche ich wohl nicht jedesmal aufs Neue zu wiederholen, daß die Untergebenen ihren Vorgesetzten, mögen diese Väter oder Hausherrn oder Obrigkeiten oder Priester heißen, nur solange Gehorsam schuldig sind, als die Befehle derselben nicht dem Willen Gottes widersprechen. Das wird aber gerade bei den geistlichen Vorstehern am wenigsten zu befürchten sein, weil es ihr ausschließlicher Beruf ist, die Sache Gottes zu vertreten. Deßhalb müssen wir ihnen gehorchen, auch wenn sie selbst nicht thun sollten, was sie sagen. So gebietet es der göttliche Heiland selber. „Auf dem Lehrstuhle Mosis“, sagt er, „sitzen Schriftgelehrte und Pharisäer: Alles nun, was sie euch sagen, das haltet und thuet; aber nach ihren Werken sollt ihr nicht thun“ (Matth. 23, 2, 3.) „Gehorchet euern Vorstehern“, schreibt der heilige Paulus, „und seid ihnen unterthänig; denn sie wachen für euere Seelen als solche, die Rechenschaft geben werden, damit sie dieß mit Freuden thun und nicht mit Seufzen; denn das würde euch keinen Nutzen bringen“ (Hebr. 13, 17.) In diesen Worten gibt der Apostel vier Beweggründe zum Gehorsame gegen die geistlichen Obern an. „Gehorchet“, sagt er, „denn sie wachen für euere Seelen“. Thuet, was sie lehren, und richtet eueren Lebenswandel nach ihren Vorschriften ein, da Gott sie als Wächter über euere geistige Wohlfahrt aufgestellt hat. Sie geben sich viele Mühe, Alles, was euch nützen kann, euch zu- und Alles,

was euch schaden kann, von euch abzuwenden. Darum beweiset ihnen euere Dankbarkeit durch pünktlichen Gehorsam. Ihr glaubet den Aerzten des Leibes Gehorsam schuldig zu sein, weil sie für euer leibliches Wohlbefinden sorgen, warum wolltet ihr den Aerzten der Seele nicht noch mehr gehorchen? Gehorchet, denn sie haben Rechenschaft zu geben. Betrachtet ihre Anordnungen und Verbote nicht als gleichgiltige, willkürliche Verfügungen, sondern als Befehle, die ihnen die umsichtigste Sorge für euer Seelenheil zur Pflicht macht. Zürnet ihnen also nicht, wenn sie mahnen, warnen, strafen. — Gehorchet, damit „sie mit Freuden und nicht mit Seufzen" über euch wachen. Auf diese Weise will er sagen, erleichtert ihr eueren geistlichen Vorstehern das ihnen obliegende, beschwerliche Amt der Seelsorge; denn nichts muntert sie mehr auf, nichts bereitet ihnen süßeren Trost, als die Wahrnehmung, daß ihre Verordnungen ungesäumt und genau vollzogen werden, und dadurch das leibliche und geistige Gedeihen ihrer Untergebenen befördert wird. Gehorchet endlich: denn „es würde euch keinen Nutzen bringen," wenn euere geistlichen Obern nur mit Seufzen über euch wachen müßten. Durch Ungehorsam schadet ihr nicht sowohl eueren Vorgesetzten, denen Gott einst ihren Lohn geben wird, nicht nach ihren Erfolgen, sondern nach ihrem Eifer und Streben, ihr schadet vielmehr euch selbst, weil ihr aus ihren Lehren und Ermahnungen keinen Nutzen ziehet und euerem geistigen Fortschritte selber in den Weg tretet. Wer dabei Nachtheil hat und die Rache Gottes fürchten muß, das seid ihr selbst. Darum gehorchet, wenn euer eigener Nutzen euch lieb ist! Gewiß, meine Zuhörer, es müßte uns selbst Gewinn bringen, wenn wir unseren geistlichen Obern uns in Allem bereitwillig und genau unterwerfen würden; denn was sie rathen, was sie gebieten, das ist immer wohlgemeint; sie sind weit mehr die Freunde des Volkes, als jene Schreier, die immer vom Joche der Herrscher und Priester reden, aber selbst die ärgsten Tyrannen ihrer Angehörigen und Untergebenen und dazu die willenlosen Sklaven der gemeinsten Lüste sind. Darum gehorchet eueren geistlichen Vorstehern.

Seid ihr nun von diesen beiden Pflichten der Ehrfurcht und des Gehorsames recht überzeugt, dann ergeben sich die beiden andern von selbst, und ich kann sie kurz behandeln. Da ist vor Allem die Pflicht des Gebetes, die sich ergibt aus dem priesterlichen Amte. Dasselbe ist ein schweres und ein verantwortungsvolles Amt. Wer freilich Alles nur von der Außenseite betrachtet und allzeit nur an

der Oberfläche hängen bleibt, der meint, das Priesterleben bestehe aus lauter guten Tagen. Er weiß eben nichts von den verschiedenen Sorgen, die auf dem Priester lasten, und von den Arbeiten, die sich dem öffentlichen Anblicke entziehen, weil sie im abgeschlossenen Raume des Zimmers hinter dem Schreibtische und an dem Studiertische geschehen. Er unterschätzt außerdem jene Arbeiten, die der Priester vor seinen Augen verrichtet, weil er nicht bedenkt, daß der Priester erst nach sorgfältiger Vorbereitung und nach ernstem Nachdenken die Kanzel betreten kann, daß er im Beichtstuhle zu einem ununterbrochenen Denken angehalten ist, die verschiedensten Fälle beurtheilen und bescheiden und dazu allerlei Unbequemlichkeit und die winterliche Kälte ertragen, daß er außerdem in der Schule, am Kranken- und Sterbebette thätig und bei Tag und bei Nacht bereit sein muß, denen, die seiner Hilfe bedürfen, beizuspringen. Alle diese Arbeiten werden als eine geringe Sache betrachtet, die sich nach und nach erlernen und dann mechanisch ausüben lasse. Ja, wenn es der Priester nur nicht mit wechselnden Personen, mit ungleichartigen Anliegen und mit den verschiedensten Gewissensfällen zu thun hätte! Versucht es nur ein Vierteljahr hindurch und prediget, sitzet Beicht, besucht die Schule und das Krankenbett — und ich bürge dafur, daß ihr saget: das hätte ich nicht gedacht, daß dieß so beschwerliche und anstrengende Geschäfte sind; da bleibe ich lieber bei meiner Arbeit. Ich versichere euch, daß mancher Priester lieber Holz hauen, als in den Beichtstuhl gehen oder manch anderen Geschäften sich unterziehen möchte. Da wäre er doch von der Verantwortung frei, die auf seinem Amte lastet. Dasselbe verpflichtet ihn zu größerer Reinheit, und darum muß er gar manches Vergnügen sich versagen, das der Laie sich erlauben, und manchen Ort fliehen, den dieser betreten darf. Für ihn wird oft zur Todsünde, was am Laien kaum als ein Fehler zu betrachten ist. Und hat er einmal in die Sünde sich verwickelt, wie soll er wieder herauskommen? Ehe er sich's versieht, häufen sich die Sakrilegien auf seiner Seele; denn jedes Sakrament, das er spendet im Stande der Ungnade, wird, während es euch Leben bringt, für ihn eine Quelle des Todes. Mit einer Todsünde geht er in den Beichtstuhl und zwanzig, dreißig, kurz so viele Sakrilegien fügt er hinzu, als er Absolutionen gespendet und Kommunionen ausgetheilt hat. Wenn er nun überdieß seinen zahllosen Verpflichtungen nicht treu nachkommt, die Sakramente nicht gewissenhaft verwaltet, die von der

Kirche vorgeschriebenen Ceremonien und Gebete nicht genau einhält, — o wie vieler Sünden kann er sich schuldig machen! Geliebte Zuhörer, ich gestehe euch offen, daß mir schon oft der Gedanke gekommen ist, das Priesterthum sei der nächste Weg zur Hölle. So große Güter dem Priester anvertraut sind, so schrecklich ist die Verantwortung, die er leisten muß. Kein anderer Stand hat eine so strenge Rechenschaft zu erwarten. Wenn nun deßungeachtet stets wieder neue junge Männer den priesterlichen, mühereichen und verantwortungsvollen Stand sich erwählen, dann können, dann dürfen sie dazu sich nur entschließen im Interesse der unsterblichen Seelen. Verdienen aber diese euere geistlichen Obern nicht euer inbrünstiges Gebet? Was wollt ihr ihnen geben für die Opfer, welche sie bringen, und für die Gefahren, die sie auf sich laden. Ihr könnet für sie nur beten, und das müßt ihr auch, das ist euere Pflicht. Euere geistlichen Vorgesetzten beten für euch in jeder heiligen Messe, bringen diese an allen Sonn- und Feiertagen für euch dar und gedenken eurer im Breviergebete. Die Dankbarkeit gebietet, daß auch ihr für sie oft Gebete verrichtet. Gleich dem heiligen Paulus, der gar häufig die Gemeinden zum Gebete für sich auffordert, beanspruche ich auch euer Gebet für alle Hirten der Kirche, vom Papste bis zum letzten Priester. Benützet dazu besonders die gegenwärtige Quatemberwoche und betet zumal auch für diejenigen, die auf den Eintritt in das Priesteramt sich vorbereiten. Würden alle Gläubigen nur in den Quatemberwochen der Absicht der heiligen Kirche entsprechen und um gute Priester flehen, dann würden bald alle Klagen über laue, sittenlose und habgierige Seelsorger verstummen. Wahrlich recht hat jener kirchliche Lehrer, der sagt: „Wenn die Untergebenen so bereitwillig wären, für die Oberen zu beten, als sie bereit sind, sie zu tadeln, dann würde es bald besser in der Welt aussehen.“

Die vierte und letzte Pflicht der Laien ist endlich die Sorge für den Unterhalt der geistlichen Obern; dazu verbindet sie das Wirken derselben. Dieß besteht in der Sorge für die Seelen. Diese aber fordert Studium, ist eine Arbeit des Geistes, die mit körperlichen Beschäftigungen und einem zerstreuenden und zeitraubenden Handwerke sich nicht verträgt. Da nun der Priester nicht von der Luft leben kann, müssen die Gläubigen seinen Unterhalt besorgen. Schon die Juden mußten deßhalb für den Unterhalt der Priester und der Leviten sorgen; deßhalb hatte Gott selbst die Bestimmung getroffen, daß sie einen Theil der dargebrachten Opfer

erhielten, und für sie den Zehent angeordnet. Als Christus seine Apostel aussendete, befahl er ihnen, für den leiblichen Bedarf sich nicht vorzusehen, sondern die Sorge dafür den Gläubigen zu überlassen; „denn der Arbeiter ist seiner Nahrung werth" (Matth. 10, 10). Wenn ihr in ein Haus kommet, so bleibet in demselben und esset und trinket, was sie haben; denn der Arbeiter ist seines Lohnes werth. In gleicher Weise schreibt auch der heilige Paulus: „Wer dient je auf eigene Kosten im Kriege? Wer pflanzt einen Weinberg und genießt nicht von seiner Frucht? Wer weidet eine Heerde und nährt sich nicht von der Milch der Heerde? Wenn wir euch das Geistige gesäet haben, ist es etwas Großes, wenn wir euer Leibliches ärnten? Wisset ihr nicht, daß die, welche im Heiligthume beschäftigt sind, vom Heiligthume auch essen, und daß die, welche dem Altare dienen, vom Altare ihren Theil empfangen? Also hat auch der Herr verordnet, daß die, welche das Evangelium predigen, vom Evangelium leben sollen" (1 Cor. 9, 7—14). Also ist es Gottes Befehl, daß die Gläubigen ihren geistlichen Vorstehern einen standesmäßigen Unterhalt gönnen und gewähren, und eine Forderung der Gerechtigkeit ist es, daß sie die herkömmlichen Gebühren gewissenhaft entrichten. Wie unsere gegenwärtigen Verhältnisse liegen, ist ohnehin das Einkommen der geistlichen Obern genau geregelt, und nicht selten ist es nur ein kleiner Beitrag, den die Gläubigen dazu zu leisten haben.

Mögen sie darum desto opferwilliger für das Haus des Herrn und seine Zierde sich zeigen und besonders dem Oberhaupte der Kirche zu Hilfe kommen. Seine Bedrängnisse haben sich noch keineswegs vermindert. Im Gegentheile, seit man den heiligen Vater seines Landes und damit auch der zu seinem Unterhalte nothwendigen Einkünfte beraubt hat, ist er lediglich auf die Liebesgaben der katholischen Christen angewiesen. Darum höret nicht auf, ihm euere Unterstützung angedeihen zu lassen, sondern gebet vielmehr bei der nächsten Sammlung, wenn es sein kann, eine noch höhere Gabe. Leget sie in seine Hände, dem heiligen Jesukinde zu Ehren! Dasselbe wird dann am heiligen Weihnachtstage zu euch kommen mit den gnadenvollsten Gaben, mit seinem reichsten Segen. Amen.

Vierzehnte Predigt.

Die Bruderliebe.

„Siehe, wie gut und lieblich ist's, wenn Brüder in Eintracht beisammen wohnen."
Ps. 132. 1.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

„Alles Fleisch wird das Heil Gottes sehen!" Diese prophetischen Worte sollen, wenn wir anders seit drei Wochen den Weg des Herrn bereitet und voll Sehnsucht auf den Erlöser geharrt haben, schon nach wenigen Stunden in Erfüllung gehen. Morgen, ja schon in der nächsten weihe- und gnadenvollen Nacht, wird das süße Jesukind mit dem Heile Gottes uns beglücken. Das Heil Gottes, welch' eine Fülle von Licht und Leben, von Freuden und Frieden, von Liebe und Lust liegt in diesem Worte, dessen Inhalt unschätzbar und unbeschreiblich ist! Möchte nur dieses Heil Gottes auch allem Fleische zu Theil werden, möchte es sich ausbreiten über alle Menschen! Möchte es besonders denen beschieden sein, die bisher da saßen im Schatten und in der Finsterniß des Todes, die geächzt haben unter dem verschiedenartigsten Wehe und Kummer und besonders gekostet haben vom Unheile der Sünde! O liebreiches Jesukind! komm und klopfe morgen mit deinem Gruße und mit deinem Heile an jedes Herz und geh' nicht weiter, bis dir aufgeschlossen und Aufnahme gewährt wird! Kehre aber mit deinem Heile zumal ein in jedes Haus und ordne auf's Neue die Familien, die dich und mit dir auch allen Segen verloren haben! Stünde es in meiner Macht, dann dürfte es von morgen an kein Haus mehr geben, in dem nicht Jesus wieder Herr und Gebieter geworden wäre. Dann würde aber auch wieder Licht und Friede in allen

Kreisen und in allen Ständen weitum in Kirche und in Staat; denn alsdann würde die rechte Ordnung wiederhergestellt allüberall, weil jede Pflicht erfüllt würde, die zu erfüllen ist von den Vätern und von den Kindern, von den Herren und vom Gesinde, von den Vorgesetzten und von den Unterthanen, von Priestern und von Laien. Indem wir nun in zwölf Betrachtungen die vier Kreise der Familie durchwandert, haben wir auch alle diese Pflichten kennen gelernt. Gott gebe, daß wir ihnen mit bestem Willen und nach Kräften zu genügen suchen und so allen Anforderungen des vierten Gebotes entsprechen! Doch kann ich, obwohl es manche vielleicht ermüdet hat, so lange von ein und demselben Gebote zu hören, von ihm noch nicht scheiden. Vielmehr kehre ich noch einmal zum ersten und engsten Familienkreise zurück. Derselbe umfaßt, wie bekannt, die Eltern und die Kinder. Haben wir nun von ihren beiderseitigen Pflichten gehört, so ward doch keineswegs noch Erwähnung gethan von den Pflichten, welche sie untereinander, das heißt Vater und Mutter als Gatten und die Kinder unter einander als Geschwister haben. Da aber die gegenseitigen Pflichten der Eltern als Eheleute einem anderen Gebiet angehören, nämlich in das Bereich der Lehre über die christliche Ehe fallen, so will ich heute gleichsam noch als Anhang zum vierten Gebot die **gegenseitigen Pflichten der Geschwister** oder die **Bruderliebe** euch vor Augen führen. Beginnen wir unter dem Schirme der makellosen Gottesmutter Maria!

Was Geschwister sich unter einander schulden, das läßt sich aussprechen mit dem einzigen Worte Liebe. Sie müssen sich lieben. Das bedarf gar keines Beweises; denn muß ein Mensch den andern lieben, und sind wir verpflichtet, selbst diejenigen zu lieben, die uns feindselig begegnen, dann müssen wir doch weit mehr diejenigen lieben, die uns Brüder und Schwestern sind. Ihnen gegenüber haben wir nicht bloß das allgemeine Gebot Christi, sondern auch besondere Gründe, welche die Liebe uns zur Pflicht machen. Wir können diese Gründe in drei Klassen theilen, indem wir sagen: Wir müssen unsere Geschwister lieben 1) wegen der Eltern, 2) wegen ihrer und 3) wegen unser selbst.

Der erste Grund liegt also auf Seite der Eltern. Wer sind unsere Brüder und Schwestern? Sie sind die Abbilder unserer Eltern. Wenn wir nun die Eltern selber lieben müssen mit einer unwandelbaren und unaufhörlichen Liebe, dann müssen wir auch ihr Abbild

lieben. Was saget ihr von einem Kinde, welches das Porträt seiner Eltern gleichgiltig und verächtlich auf die Seite wirft, vielleicht sogar beschimpft und mit Füßen tritt? Ihr entsetzet euch über ein so ruchloses Benehmen und betrachtet jeden Menschen, der sich Aehnliches herausnimmt, mit Recht als ein gottloses und rohes Kind. Ist es nun nicht erlaubt, das leblose Bild der Eltern zu verachten und zu entehren, wie wirst du deinen Bruder, deine Schwester beschimpfen und hassen dürfen, in denen das lebendige Abbild deiner Eltern mit einer unsterblichen Seele dir gegenübertritt? Die Geschwister sind sodann die Freunde der Eltern. Diese sind ihnen von ganzem Herzen zugethan und lieben sie nicht weniger, als dich. Ihr wisset und sehet es täglich, wie aufrichtig und innig, wie freigebig und großmüthig die Liebe der Eltern zu den Kindern ist. Dürfen nun diese selber gegen einander gleichgiltig sein? Nimmermehr, wenn sie nicht die Eltern auf's Tiefste betrüben wollen dadurch, daß sie gerade jene verachten, denen die Eltern mit herzlichster Liebe zugethan sind. Die Geschwister sind die Gehilfen der Eltern, sie stehen ihnen bei in der Verwaltung des Hauses, unterstützen sie im Geschäfte, besorgen ihre Arbeiten. Wie kann aber das in ersprießlicher Weise geschehen, wenn sie den ganzen Tag und die ganze Woche über mit einander im Zwiste sind? Da werden die einen den Gehorsam verweigern, die andern necken und hindern, da ist keine Harmonie und kein Zusammengreifen und darum auch kein Friede und kein Fortschritt im Hause möglich. Also müssen Geschwister sich lieben, wenn sie es wirklich gut mit ihren Eltern meinen, wenn sie dieselben lieben mit jener Liebe, zu der Natur und Dankbarkeit sie verpflichten.

Wie aber an den Eltern, so finden wir an den Geschwistern selber Gründe zur Liebe. Wer sind unsere Brüder und Schwestern? Sie sind unser Fleisch und unser Blut. Durch die gleiche Abstammung stehen wir mit einander in der engsten Verwandtschaft, sind mit ihnen verbunden durch Bande, die nur der Tod einst lösen wird. Wir bleiben die Brüder und Schwestern unserer Geschwister, ob wir uns von ihnen trennen durch Meere und Wüsten oder noch so innige, andere Verbindungen eingehen; denn allzeit wird in uns dasselbe Blut rollen, wie in ihren Adern. Wie also können Geschwister im gegenseitigen Hasse erglühen, ohne gegen sich selber zu wüthen und gleichsam dem eigenen Selbst zu zürnen? Geschwister sind Glieder Eines Leibes. Wann hat ein Glied schon dem andern

geflucht, es geschlagen und mißhandelt? Helfen sie nicht alle zusammen und tragen in Vereinigung Lust und Schmerz und arbeiten für einander und schützen sich gegenseitig? Was Glieder aus Fleisch und Blut thun, das werden wohl Geschwister, die vernunftbegabten Glieder ein und derselben Familie noch mehr thun müssen! Sie sind Freunde, welche die Natur oder vielmehr Gott selber dir zugeführt, zu Vertrauten dir gegeben und zu deiner Unterstützung verpflichtet hat. Unsere Geschwister haben deßhalb auch das Recht, von uns eine freundschaftliche Gesinnung, eine freundliche Theilnahme und ein freundliches Betragen zu beanspruchen. All das verlangen wir auch von ihnen und darum müssen auch wir es ihnen gewähren nach dem Grundsatze: Was du willst, daß man dir thue, das thue auch du den Andern.

Endlich verpflichtet uns zur Geschwisterliebe auch unser eigenes Interesse. In wiefern? Weil die Geschwister unsere Hausgenossen sind. Wir leben mit ihnen viele Jahre hindurch unter demselben Dache, wachsen an ihrer Seite auf, essen mit ihnen am selben Tisch und athmen gleichsam dieselbe Luft. Was wird es nun sein, wenn wir mit ihnen uns nicht vertragen, wenn wir stets im Unfrieden und Hader sind? Da wird uns das Leben recht verbittert, oder vielmehr wir vergällen es selber alle Tage. Nicht nur, daß wir der schönsten und edelsten Freuden entbehren, wie nur die häusliche Eintracht und das innige Aneinanderschließen der Familienglieder sie gewähren kann, bereiten wir uns tausend Verdrießlichkeiten und gegenseitige Neckereien, die das Elternhaus zu einer Hölle machen. Welch eine Thorheit, da die Geschwister, anstatt selbst den Hausfrieden zu stören, vielmehr zusammenstehen und mit vereinten Kräften arbeiten sollten, um jede Störung desselben durch andere abzuwehren! Würden sie sich geschwisterlich lieben, dann hätten sie am Elternhause eine stille Friedensbucht, in welche sie immer wieder freudig zurückkehren und in der sie aufathmen und auf Alles vergessen könnten, was ihnen das Leben auswärts, der Verkehr mit der Welt an Schmerz und Bitterkeit, an Leid und Theilnahmelosigkeit zugefügt hat. Am häuslichen Herde, umgeben von theilnahme- und liebevollen Geschwistern könnten sie wieder vergessen auf ihren Gram und ihre Sorge, könnten wieder froh werden und leicht sich fühlen bei den traulichen Gesprächen, bei den unschuldigen Scherzen und Spielen im Kreise ihrer Lieben. Aber nein, diesen Trost, diese Freude verschmäht

man und bereitet sich im Hause noch trübere und verdrießlichere Stunden, als jene sind, die durch Auswärtige bereitet werden, weil man mit den widerwärtigen und verhaßten Geschwistern in nächster Nähe leben und sie immer hören und sehen muß. Dadurch leidet aber nicht bloß der Friede des Herzens, sondern auch der zeitliche Vortheil.

Uneinige Geschwister hemmen den Fortschritt des Hauses und untergraben seinen Wohlstand. Darum werden sie einst auch wenig zu erben haben. Und dieses geringe Erbe wird noch geschmälert durch die Treulosigkeit, womit deine Geschwister, weil du sie zurückgestoßen und dir entfremdet hast, nun für sich und ihren Vortheil sorgen und, falsch und betrügerisch, sich aneignen, was sie unentdeckt und unberufen sich verschaffen können. Was kümmert's sie, wenn du verkürzt wirst, zu dem sie keine Zuneigung und noch weniger eine Liebe haben können? Also wenn du auch nur auf dein Interesse bedacht sein, nur den zeitlichen Gewinn, die häusliche Ruhe in's Auge fassen willst, dann mußt du aller Liebe zu deinen Geschwistern dich befleißen, die du aber noch mehr um ihrer selbst und um der Eltern willen lieben sollst. Darum sagt der königliche Sänger, der ohne Zweifel alle diese Gründe in Betrachtung genommen hatte: „Siehe, wie gut und wie lieblich ist es, wenn Brüder beisammen wohnen.“ Ja wenn Geschwister beisammen wohnen, d. h. wenn sie in Liebe zusammenleben und zusammenwirken, dann ist es gut und lieblich. Es ist gut, weil sie sich gegenseitig geben, was sie einander schuldig sind, nämlich Liebe, weil sie dem Gebote Gottes und der Natur entsprechen, die sie verbunden hat in der Einheit desselben Blutes. Es ist aber auch lieblich; denn alsdann wird die Familie zu einem Paradiese und zu einer Stätte des Friedens. Wer in ein solches Haus eintritt, der fühlt sich wohl im ersten Augenblicke und würde sich glücklich preisen, wenn er daselbst für immer seine Hütte aufschlagen könnte. Mag es draußen noch so stürmisch sein, und Leidenschaft mit Leidenschaft kämpfen an allen Orten, mag man nirgends sicher sein vor List und Verstellung, vor Falschheit und Verdächtigung, — im Kreise liebender Geschwister herrscht die Wahrheit und die Ruhe, da blüht der Frieden und die Freude, da breitet sich der Segen aus. „Dahin“, sagt deßhalb der gekrönte Psalmendichter, „sendet der Herr Segen und Leben bis in Ewigkeit.“ Das kann gar nicht Wunder nehmen; denn in einem solchen Bruderkreise findet sich

Christus selber ein. Wie sollte er da fehlen, wo man in Liebe und im Frieden lebt, in jenem Frieden, den er gebracht, und in jener Liebe, die er so oft geboten hat? Waren es nicht liebende Geschwister, bei denen er einst am liebsten weilte, in deren Mitte er sich am meisten heimisch fand nach dem trauten Hause zu Nazareth? Lazarus und seine beiden Schwestern Martha und Magdalena dürfen sich einer besonderen Auszeichnung von seiner Seite rühmen; denn mit ihnen verkehrt er in freundschaftlicher Weise, mit ihnen freut, mit ihnen betrübt er sich. Da Lazarus schwer erkrankt, dürfen die Schwestern nur zu ihm schicken und ihm sagen lassen: „Siehe, den du liebest, der ist krank", — und diese einfache Botschaft, aber von besorgten Schwestern ihm zugeschickt, reicht hin, den Herrn zur Reise nach Bethanien zu bewegen. Wie er aber Lazarus im Grabe findet und die Trauer seiner Schwestern sieht, da wird sein Herz so ergriffen, daß er Thränen vergißt und den Lazarus mit lauter Stimme aus dem Grabe ruft. So ehrte unser lieber Herr und Erlöser die geschwisterliche Liebe. Wie kann es deßungeachtet so viele Brüder und Schwestern geben, die fast allzeit miteinander streiten und oft sogar in offener Feindschaft sich bekämpfen? Muß man nicht annehmen, daß sie von Christus und seiner Lehre nichts wissen wollen? Sein Hauptgebot ist die Liebe. Liebet einander; denn daran wird man erkennen, daß ihr meine Jünger seid. Dieß Wort gilt doch zunächst für die Geschwister. Wenn diese auf einander zornig sind, wie können sie Jünger des Erlösers, wie können sie sich Christen nennen? Wer für seine Geschwister keine Liebe hat, der wird für andere noch weniger Liebe fühlen; denn die Bruderliebe ist die Grundlage und das Vorbild, der Maßstab für die allgemeine Menschenliebe. Im Schooße der Familie muß der Mensch es lernen, sein Herz der Liebe zu erschließen, alle Menschen zu lieben gleich Brüdern und Schwestern.

Nachdem wir nun die Pflicht der geschwisterlichen Liebe im Allgemeinen betrachtet haben, wollen wir sie uns noch näher beschauen, indem wir ihre Eigenschaften kennen lernen. Es sind ihrer drei, sie muß herzlich, geduldig und werkthätig sein. Was nicht von Herzen kommt, das ist nur Lüge. Dieser Grundsatz gilt namentlich von der Liebe, die ja vorzugsweise im Herzen ihren Sitz hat. Eine Liebe also, die nur in schönen Worten und in einem gleißenden Betragen besteht, ist keine Liebe, sondern bloße

Verstellung. Muß aber jede Liebe herzlich sein, dann umsomehr die Bruderliebe, die über die allgemeine Nächstenliebe sich zu erheben hat, weil Brüder sich näher stehen, als gewöhnliche Nebenmenschen. Diese herzliche Liebe ist ja bei Geschwistern schon eine Forderung der Natur. Wie können sie einer Falschheit gegen einander sich schuldig machen, da das verwandte Blut ihrer Herzen schon für einander schlägt, ihre Herzen sich durch das Band des gemeinsamen Blutes zu einander hingezogen fühlen müssen. Wenn Brüder einander nicht mehr trauen dürfen, dann möchte man an der Aufrichtigkeit überhaupt verzweifeln. Ist nun aber die Liebe der Geschwister herzlich, dann werden sie sich hüten, einander zu verachten, einander zu beneiden, zu beargwöhnen oder gar zu hassen. Das Alles streitet gegen die Bruderliebe und ist Sünde und an Brüdern eine größere Sünde, als an andern Menschen. Ist nicht die Verachtung deines Bruders eine Verachtung deiner selbst, da du in ihm gleichsam dein zweites Ich verachtest? Ist es nicht überaus niedrig und häßlich, den zu beneiden, dessen Freude und Glück, dessen Erhöhung und Auszeichnung auch für dich eine Quelle der Freude und des Ruhmes sein soll? Ist es nicht Beweis von einem schlechten Herzen, am eigenen Bruder grundlos allerlei Böses und schlechte Absichten zu vermuthen, und geradezu widernatürlich, gegen ihn von heftigem Hasse erfüllt zu sein? Und dennoch finden sich solch abscheuliche und ungeheuerliche Bruderherzen! Ja schlug denn nicht das erste Bruderherz auf Erden, die gottlose Seele Kains im Neide und im Zorne wider seinen Bruder Abel? Seitdem haben tausende und tausende von Geschwistern die Wege Kains eingeschlagen und, wenn sie auch nicht gleich ihm zu Brudermördern geworden sind, so haben sie doch ihre Nebengeschwister verächtlich angesehen, sobald sie dieselben durch ihre Kenntnisse oder ihren Stand zu übertreffen glaubten, sie beneidet um jeder, auch der geringsten Sache willen, alles Schlechte von denselben gedacht und gesagt und viele Jahre hindurch in offener Feindschaft gelebt. Ich selbst weiß zwei Brüder, die in ein und derselben Stadt wohnen, und beide schon im tiefen Alter stehen, aber auch seit langer Zeit im verbissensten Hasse miteinander leben. Anstatt sich gegenseitig zu ehren und zu erfreuen, feinden sie seit Jahren sich schon an und gehen ohne Gruß aneinander vorüber. Ja der Eine hat sogar eine Schmähschrift wider den Andern verfaßt und in Druck gegeben, worauf dieser ihn bei Gericht belangt hat. So schändet

Einer den Andern zum Aergernisse der ganzen Stadt, und der Gewinn, den sie machen, besteht in der Verachtung ihres unnatürlichen Benehmens, in das sie auch ihre Angehörigen und beiderseitigen Anverwandten mit verflochten haben. Seht, da hat der Mensch aufgehört und das Thier begonnen. Doch was sage ich? Nein, solche Brüder stehen noch unter dem Thiere; denn so roh und wild es sein mag, so wüthet es doch nicht gegen die gleiche Art. Der Löwe kämpft wohl mit dem Tiger, aber nicht wieder mit dem Löwen. Unmenschliche Geschwister! ihr seid nicht werth, daß euch die Erde trägt, daß euch der Sonne Licht bescheint!

Aber woher kommt solch feindseliges Wesen selbst unter Brüdern? Nicht selten stammt es aus der Ungeduld; es fehlt an der geduldigen Liebe. Unsere Geschwister sind ebenso wenig Engel, als wir selbst, und darum müssen wir mit ihnen und ihren Fehlern Geduld haben, gleichwie sie die unserigen zu tragen haben. Für Geschwister ganz besonders gilt die Mahnung des Apostels: „Einer trage des Andern Last!“ Man muß nicht gleich Alles tadeln, nicht immer mit harten Worten rügen, nicht sogleich bei den Eltern klagen und nicht jedes Wort auf die Goldwage legen, sondern man muß Geduld haben. Mittelst derselben und mit den sanften Worten, die man dem Bruder gibt, kann man ihn gewinnen und nicht bloß seinen Angriffen wehren, sondern auch seine Unarten beschämen und ihn so auf bessere Wege bringen. Neckereien, wie sie unter Geschwistern sich finden, Zurechtweisungen, die sie einander ertheilen, und selbst Schmähungen, welche sie gegenseitig sich zuwerfen, sind zwar niemals recht, aber doch auch so ernst nicht aufzufassen, weil sie im Grunde doch so böse nicht gemeint sind, als sie aussehen. Darum schweige, wenn dir solches von deinen Geschwistern zu Theil wird. Bald werden sie vielleicht ihren Fehler wieder erkennen und ihn durch Freundlichkeit und Dienstleistungen gut zu machen suchen. Erwiderst du aber, dann wird es ohne die nothwendige Ruhe und Ueberlegung geschehen, du wirst Gleiches mit Gleichem vergelten und durch deine Worte nur Oel in die Flammen schütten. Ein Wort gibt das andere, und die Schmähung erzeugt die Gegenschmähung. Aus dem Wortwechsel wird ein Streit, aus dem Streite entsteht eine Abneigung, und die Abneigung reift endlich zu Haß und Feindschaft. Wie oft kann man sagen hören: Diese Geschwister leben in beständigem Unfrieden, das eine mag das andere nicht; sie haben aber schon als Kinder zum größten Leidwesen ihrer

Eltern beständig mit einander gestritten, und Eins das Andere verklagt und nie recht gut auskommen können. Was war der Grund, und was ist noch jetzt die Ursache ihrer Gehässigkeit? Es ist der Mangel an Geduld, mit der sie sich lieben und in Eintracht erhalten sollten.

Wo aber die geduldige Liebe fehlt, da wird auch die werkthätige Liebe fehlen. Und doch müssen Geschwister ihre Liebe auch durch die That beweisen, indem sie sich gegenseitig helfen und ihre leibliche und geistige Wohlfahrt fördern. „Schäme dich," sagt der heilige Geist, „deinen Blick von dem Verwandten abzuwenden!" Sind wir Verwandten überhaupt Hilfeleistung und Unterstützung schuldig, dann gilt das in noch weit höherem Grade von den Geschwistern, die unsere nächsten Verwandten sind. Deßhalb sollen dieselben sich unterstützen in ihren Arbeiten, bereitwillig Eines sich um das Andere annehmen, sich gegenseitig vertheidigen und, wenn sie groß geworden sind und einen eigenen Hausstand gegründet haben, sich einander aus- und aufhelfen, soweit nicht andere Pflichten im Wege stehen. „Brüder," sagt der weise Sirach, „helfen einander zur Zeit der Trübsal." Und wieviel vermögen sie nicht, wenn sie aufrichtig zusammenstehen! Einer kann den Andern empfehlen, Einer dem Andern Vortheile zuwenden und vielleicht ein gesichertes Unterkommen verschaffen. Ich kenne einen Bruder, der allen seinen Brüdern geholfen hat, sich ansässig zu machen und mit Erfolg ihr Geschäft zu betreiben, und das Alles geschah, wie es sein muß, ohne Benachtheiligung der Rechte eines Dritten. „Wenn ein Bruder dem andern zu Hilfe kommt, dann ist es wie eine feste Stadt", heißt es deßhalb im Buche der Sprüchwörter. (Prov. 18, 19.) Ein recht hochherziges Beispiel hat in dieser Beziehung der ägyptische Joseph gegeben. Obwohl er von seinen neiderfüllten Brüdern war als Sklave verkauft worden, so gab er ihnen doch, als sie die Noth nach Aegypten trieb, reichlich Getreide und verschaffte ihnen sogar ein Unterkommen in diesem Lande. Er gab ihnen, wie die heilige Schrift erzählt, Besitzungen in Aegypten, im besten Orte des Landes, und nährte sie. Ebenso edel ist auch, was von Mosis Schwester erzählt wird. Sie blieb, als die Mutter das Knäblein im Nilstrome ausgesetzt hatte, von ferne stehen, um den Ausgang der Sache zu sehen. Und als der Binsenkorb mit dem Knaben in die Hände der Königstochter gerieth, eilte sie herbei und sprach zu Pharaos Tochter: „Willst du, daß ich

hingehe und ein hebräisches Weib rufe, welches säuge das Kindlein?" Und als diese antwortete: „Geh hin, da holte sie jubelnd ihre Mutter." Aehnliche Züge von werkthätiger Bruderliebe erzählt auch die Profangeschichte, die uns von Geschwistern berichtet, die für einander sogar die Freiheit und das Leben geopfert haben. Aber daneben laufen auch grauenhafte Erzählungen von grausamen Brüdern, die ihre Geschwister hungern ließen, während sie selber im Ueberflusse praßten, und sie nicht nur nicht vertheidiget, sondern geradezu angeklagt und verrathen haben. Und diese Sorte von unedlen und ungeheuerlichen Geschwistern ist leider bis auf den heutigen Tag noch nicht ausgestorben. Schaut euch nur um in der Welt und ihr werdet deren finden an allen Orten und in allen Ständen.

Doch fühlloser noch, als gegen das leibliche Elend, zeigen sie sich für die geistige Noth ihrer Brüder und Schwestern. Während sie ihnen vielleicht dann und wann ein mageres Almosen geben, denken sie doch nicht im Mindesten an den grauenhaften Zustand ihrer Seele. Und doch gehörte dieser die erste Sorge und die eifrigste Hilfe. Sagt ja der Erlöser ausdrücklich: „Hat dein Bruder gesündigt, so gehe hin und verweise es ihm." Ich weiß wohl, daß diese Stelle vom Nebenmenschen überhaupt gilt; aber werden wir dem leiblichen Bruder, den wirklichen Geschwistern vorenthalten dürfen, was wir dem Nächsten ohne Unterschied schuldig sind? Wie kannst du, wenn du deinen Bruder liebst, gleichgiltig bleiben, wenn du die Abwege siehst, die er einschlägt; die Gewohnheiten, denen er sich ergibt, die schlechten Verbindungen, die er anknüpft; das glaubenslose und lastervolle Leben, mit dem er der Hölle täglich näher kommt? Wie kannst du seine Fehler verbergen helfen und sogar den Rathgeber und Genossen seiner Sünden machen? Muß dir denn nicht das Herz im Leibe brennen, wenn du an seine und an deine Ewigkeit dich erinnerst? Seid ihr jetzt Brüder in der Sünde, wie werdet ihr euch einst in der Hölle auf ewig quälen und verfluchen? Wandelst du aber auf dem Wege zum Himmel, während dein Bruder, deine Schwester an ihrer Verdammung arbeiten, wie schneidend und herzzerreißend muß für dich der Gedanke sein: Ach wir gehen nach entgegengesetzten Wegen und am Gerichtstage werden wir auf entgegengesetzten Seiten stehen und entgegengesetzte Urtheile hören, um nie mehr als Bruder und Schwester uns zu begrüßen! Mußt du da nicht von einem heiligen Eifer

entflammen und die sündhaften Geschwister zur Buße und zum Guten mahnen mit allen Worten und durch dein Beispiel erbauen auf allen Wegen und für dieselben flehen in allen Weisen? O nimm dich der Seele deines Bruders an, du kannst, du wirst sie retten, du hast ja Gebete, die du darbringen; Almosen, die du für ihn geben; Fasten, das du an seiner Statt dir auferlegen; Messen und Kommunionen, die du für ihn aufopfern kannst, wenn deine Worte und Beispiele nicht ziehen wollen. Blick hin auf Jakob, der durch sein Gebet den zornigen Esau bewog, wenigstens vom Brudermorde abzustehen; blick hin auf Andreas, der seinen Bruder Simon ruft, sobald er Jesum gefunden und als den Messias erkannt hat; blick hin auf die machabäischen Brüder, die sich gegenseitig zur standhaften Beobachtung des Gesetzes ermuntern; blick hin auf Lazarus und Martha, die durch ihr Beispiel auch Magdalena für die Tugend gewinnen. So könnte auch jetzt noch mancher Bruder, manche Schwester zum Seelenheil ihrer Geschwister nicht wenig beitragen, dieselben dem Laster und dem ewigen Tode entziehen, wenn sie nur wollten. Darum gibt es wohl selten eine Familie, in der, mag sie noch so verkommen sein, nicht wenigstens ein frommes Glied sich fände. Ist es nicht der Vater, oder die Mutter, so ist es eine fromme Tochter. Diese hat von Gott besondere Gnade, um wiederum die Retterin ihrer Angehörigen zu werden. Möge sie dieselbe gebrauchen zu ihrem und der Geschwister Heil! Und hat sie das gethan, dann möge das heilige Jesukind morgen sie erfreuen durch seine süße Einkehr.

Doch nicht bei ihr allein, bei euch Allen soll es erscheinen mit seinen köstlichen und himmlischen Gaben! Möge es Frieden und Liebe bringen euch, ihr Geschwister, die ihr jetzt im Hader gewesen, euch, ihr Gatten, die der Haß getrennt; euch, ihr Kinder, die der Zorn mit den Eltern entzweit, euch, ihr Eltern, denen der Undank der Kinder das Herz gespalten hat, Friede in jedem Hause, Friede in jeder Seele. Amen.

Fünfzehnte Predigt.

Die Gebrechen in unserm Familienleben.

„Da sie Alles nach dem Gesetze des Herrn vollendet hatten, kehrten sie nach Galiläa in ihre Vaterstadt Nazareth zurück."
Luk. 2, 39.

Andächtig in Christo versammelte Zuhörer!

Niemals noch hatte der Tempel zu Jerusalem, soviele fromme und heilige Seelen zu ihm auch gewallfahrtet waren und in ihm gebetet hatten, eine so erlauchte Gesellschaft gesehen, als diejenige war, die der heilige Evangelist uns heute dort versammelt zeigt. Das sind vor Allem zwei hochbetagte Personen, die beide um ihrer Tugend willen hochgepriesen werden. Von Simeon heißt es, daß er gerecht und gottesfürchtig war und auf den Trost Israels wartete, daß der heilige Geist in ihm war und ihm sogar geoffenbart hatte, er werde den Tod nicht sehen, bis er den Gesalbten des Herrn geschaut hätte. Auf der anderen Seite erblicken wir eine ehrwürdige Matrone, die als Jungfrau und Gattin ein Muster war und besonders als Wittwe ausschließlich dem Dienste Gottes lebte. Sie, die vierundachtzigjährige Anna, kam nimmer vom Tempel und diente Gott mit Fasten und Beten Tag und Nacht. Aber noch heiliger und edler, als diese beiden Personen, sind die drei Glieder der heiligen Familie. Da ist Joseph, der gerechteste und reinste aller Männer; da ist Marie, die fleckenloseste Jungfrau und die hochgebenedeite Mutter; da ist endlich Jesus, das göttliche Kind. Diese fünf liebeglühenden Seelen treffen vom heiligen Geiste geführt zusammen, um zu beten und zu opfern. O wer schildert die Empfindungen derselben, die heilige Gluth ihrer Andacht und

die süße Innigkeit, womit sie sich begrüßten! Wer da hätte Zeuge sein dürfen, der hätte sicher eine seiner schönsten Lebensstunden gehabt und zu heiliger Begeisterung sich hingerissen gesehen. Wer aber dann erst, als Alles nach dem Gesetze des Herrn vollendet war, der heiligen Familie hätte nach Nazareth folgen können, um mit ihr die stille Hütte dortselbst zu bewohnen, der würde in einem Paradiese zu sein vermeint haben; denn mehr Liebe, mehr Friede, mehr Eintracht und Freundlichkeit läßt in keinem andern Hause sich denken, so wohlgeordnet es auch sein mag, und so innig und friedsam seine Bewohner auch sein mögen. Dort zu Nazareth ist die Mutterfamilie. Vergleichen wir damit den Zustand unserer Familien, — o wie traurig fällt dieser Vergleich nicht selten aus! Gar vielfach läßt sich auch nicht die mindeste Aehnlichkeit herausfinden, vielmehr gilt das gerade Gegentheil von dem, was von der heiligen Familie sich sagen läßt. Davon haben wir bisher uns sattsam überzeugen können. Sollte aber das Alles uns nicht genügen, dann mögen wir uns noch gründlicher überzeugen durch die Erforschung der **Gebrechen unseres Familienlebens.** Dasselbe kränkelt an einem dreifachen Mangel, am Mangel der Religion, am Mangel der Auktorität und am Mangel des häuslichen Sinnes. Die Untersuchung dieses dreifachen Mangels kann uns noch als eine Nachlese über das vierte Gebot gelten, mit dieser Untersuchung wollen wir aber auch nicht bloß das alte Jahr, sondern auch die Betrachtungen über das vierte Gebot selber beschließen. Beginnen wir unter Anrufung der heiligen Familie in den preiswürdigen Namen: Jesus, Maria, Joseph!

I.

Unsere Familienverhältnisse würden eine viel günstigere Gestaltung gewinnen, wenn nicht gerade das dreifache Fundament der Familie, nämlich die Religion, die Auktorität und der häusliche Sinn fehlen würden. Es fehlt vor Allem die Religion. Ohne Religion ist der einzelne Mensch nichts, ohne Religion ist die Familie noch weniger. Wo keine Religion ist, da ist auch kein Halt, kein Halt gegenüber den Leidenschaften, gegenüber den schwankenden Zeitströmungen; denn der Mensch ohne Religion hat keine Grundsätze und keine Gnaden. Wo keine Religion ist, da findet sich auch keine Gewissenhaftigkeit, keine Berufstreue; denn der religionslose Mensch hört nicht die Stimme der Pflicht, folgt

nicht den gottgeoffenbarten Lehren, sondern den Gelüsten seines verdorbenen Herzens. Wo keine Religion ist, da ist auch kein Glück und kein Segen; denn es fehlt Gott, und wo Gott fehlt, da fehlt Alles. Ich meine aber da nicht eine unbestimmte Religion, die zwar eine Gottheit annimmt, aber nur eine solche, die der Mensch sich selbst gemacht und seiner Willkür zurecht gerichtet hat, keine bloß innerliche Religion, die nie in einem Werke sich kund gibt, und auch keine Phrasenreligion, die nur in schönen Redensarten besteht, keine Mode- und Gelegenheitsreligion, die sich gleich Gummielastikum ausdehnen und zusammenziehen und nach Zeit und Umständen beliebig modeln läßt, sondern ich meine die von Christus geoffenbarte und von der katholischen Kirche verkündete Religion sammt all ihren Glaubenslehren und Sittengesetzen. Diese allein stellt den Menschen auf festen Boden, weil sie ihm feste Grundsätze gibt, die allzeit Geltung haben, an denen allein die irrthümlichen Zeitmeinungen wie an einem unveränderlichen Felsen zerschellen. Diese allein treibt ihn zu gewissenhafter Erfüllung seiner Berufspflichten an, weil sie ihm ewige Belohnungen in Aussicht stellt, wenn er denselben nachkommt, und ewige Strafen androht, wenn er sie vernachlässiget. Diese allein verhilft zum Glücke und zum Segen, weil sie alle denkbaren Gnadenmittel im Besitze hat. Wo diese Religion herrscht, da wandelt man nicht in Nacht und Nebel, sondern im Lichte und in der Wahrheit. Sollen also in einer Familie sich Licht und Wahrheit finden, soll sie rein und aufrichtig sich gestalten, dann muß sie von dieser Religion sich durchdringen lassen und nach ihren Grundsätzen sich gestalten. Da wird dann jedes Glied der Familie die ihm zukommende Stelle einnehmen und pünktlich seinen Pflichtenkreis auszufüllen bestrebt sein, da wird dann Ordnung und Verträglichkeit, gegenseitige Achtung und Liebe herrschen. Wenn wir nun aber in den meisten Familien das gerade Gegentheil wahrnehmen; wenn wir die Eltern im beständigen Kriege unter einander und voll Gleichgiltigkeit gegen die zeitliche und noch mehr gegen die geistige und ewige Wohlfahrt der Kinder sehen; wenn der Vater rauh und mürrisch, verschwenderisch und ausschweifend, und die Mutter eitel und putzsüchtig, zornmüthig und zänkisch ist; wenn die Kinder keine Pietät und Dankbarkeit gegen die Eltern kennen, gegen dieselben sich widerspenstig und gefühllos betragen, sogar in der unnatürlichsten und empörendsten Weise gegen die Eltern vorgehen und durch gegenseitigen Zwist, durch feindselige

Reibereien und Neckereien unter einander ihnen einen fast ununterbrochenen Verdruß bereiten; wenn das Gesinde gewissenlos seine schuldige Arbeit versäumt, mit diebischer Hand das Eigenthum seiner Herrschaft veruntreut, in allen Lastern sich bewegt und auf jede Mahnung und Zurechtweisung mit offenem Trotze und Verweigerung alles Gehorsams antwortet, — dann liegt die Schuld im Mangel der Religion.

Seht, es ist keine Religion im Hause. Man darf Wochen und Monate lang in einer solchen Familie sein, so könnte man doch, soferne man es nicht schon im Voraus wüßte, nicht sagen, welcher Confession die Glieder derselben zugethan sind. Da ist kein christ-katholisches Zeichen in der Wohnung zu erblicken, kein Weihwasser, kein Crucifix, kein religiöses Bild; da wird nicht gebetet, man sieht und hört von keinem Gebete, weder am Morgen, noch am Abend, weder vor noch nach Tisch, da fällt nie ein Wort von Gott oder über religiöse Dinge. Man wendet mir da vielleicht ein: Das sind nur äußerliche Dinge, die eigentlich nur Nebensache sind; deßhalb kann in einem solchen Hause doch Religion herrschen, wenn auch seine Bewohner damit nicht prunken. Darauf antworte ich: Das muß mir eine schöne Religion sein, von der gar keine Spur zu entdecken ist. Der Jude offenbart seine Religion, indem er vom Schweinefleisch sich enthält, der Muhamedaner zeigt sie, indem er täglich mehrmals nach Osten gewendet den Namen Gottes spricht und bestimmte Gebete sagt, und der Heide zeigt sie, indem er vor seinen Götzen niedersinkt und dieselben anbetet. Es gibt keine bloß innerliche Religion, und hat keine gegeben. Was der Mensch im Herzen glaubt, das muß er auch durch Werke an den Tag legen. Das ist ein Bedürfniß des Herzens, das seine Gesinnung auch nach Außen hin kundgibt, das ist eine Vorschrift des Glaubens, der neben der inneren Gottesverehrung auch die äußere zur Pflicht macht. Darum hat auch der katholische Christ seine sichtbaren Zeichen und Handlungen, wodurch er seine Religion zu erkennen gibt. Wenn wir nun von denselben keine Spur finden in seinem eigenen Hause, dann wollen wir suchen gehen, um vielleicht außerhalb desselben ein Kennzeichen seiner Religion zu entdecken. Wir suchen da natürlich die Familienglieder in der Kirche; denn da werden wir am ersten von ihrem Glauben uns Gewißheit verschaffen. Ja sucht nur, ich sage nicht an den Werktagen, sondern nur an den Sonn- und Festtagen, an denen die Theilnahme am

Gottesdienste eine schwer verbindliche Pflicht der Religion ist, sucht nur; aber ihr werdet nicht finden, was ihr suchet. O wie viele Familien gibt es, deren Angehörige nicht einmal an Sonntagen einer heiligen Messe beiwohnen und diese Pflicht nicht etwa hie und da, sondern regelmäßig versäumen! Wenn es noch gut geht, dann kommen sie wenigstens zu spät und betragen sich im Hause des Herrn in einer Weise, daß man sagen möchte, sie seien nur gekommen, um die Religion zu verspotten und ihren Mitchristen Aergerniß zu geben. Sollen etwa das Beweise ihrer Religiosität sein? Für diese danke ich schönstens, ich kann sie euch ganz erlassen.

Aber können sie deßungeachtet nicht wenigstens in ihrem Herzen religiös sein? Ich will mich auch auf diese Gegenfrage noch einlassen und führe euch, um sie zu beantworten, wieder in's Haus zurück. Ihr wißt, daß Christus einst gesagt hat: „Aus der Fülle des Herzens redet der Mund"; ein guter Mensch bringt Gutes hervor aus dem guten Schatze seines Herzens, ein böser Mensch aber bringt Böses hervor. Diese Worte drücken dasselbe aus, was das bekannte Sprichwort behauptet: Wovon das Herz voll ist, davon geht der Mund über. Man kann also die Gesinnung eines Menschen bemessen aus seinen Reden. Nun merket einmal einen Tag lang auf die Gespräche jener Familienglieder! Was höret ihr? Ihr höret reden vom Gelde und vom Vergnügen, von der Mode und von den Neuigkeiten des Tages. Das ist aber noch nicht Alles; denn nach diesen eitlen Gesprächen kommen erst die sündhaften. Ehrabschneidungen wechseln mit Zoten und Possen, auf die Schimpfnamen folgen Flüche und Verwünschungen, an die Streitigkeiten reihen sich die gemeinsten Lieder, und wenn die Liebesgeschichten und schmutzigen Gespräche ein Ende erreicht haben, dann beginnen die Spöttereien und Schmähungen gegen die Kirche. Lassen etwa diese Gespräche auf eine religiöse Gesinnung schließen? Wer das glauben mag, der kann Alles glauben, der kann den Teufel selber zu den Heiligen zählen Darum ist es gewiß, daß es in vielen, ich sage nicht in allen, aber in recht vielen Familien an der Religion fehlt, die gänzlich abhanden gekommen ist aus dem Herzen und aus dem Leben. Darum ist aber auch der Zustand dieser Familien so traurig und trostlos, und wenn er es noch nicht ist, dann wird er es noch werden. Soll es wieder anders kommen, dann muß die Religion wieder Geltung erlangen: die Familien

müssen wieder beten und zwar gemeinschaftlich, sie müssen wieder eine christliche Ordnung und eine christliche Sitte beobachten, sie müssen die Gebote der Kirche nicht minder als die Gebote Gottes halten, müssen an dem öffentlichen Gottesdienste sich betheiligen und das kirchliche Jahr mit seinen Fest- und Gnadenzeiten in der Kirche und im Hause mitfeiern durch lebendige Theilnahme an den Geheimnissen der Religion, durch den Empfang der heiligen Sakramente, durch fromme Uebungen und entsprechende Andachten. Dann wird auf ihnen wieder Segen ruhen, und der Geist der Liebe und des Friedens in ihnen walten. So wäre ein Mangel gehoben, mit dem aber auch der zweite beseitigt würde, der Mangel an Auktorität.

II.

Unter Auktorität verstehe ich das Ansehen, welches Allen zukommt, die Gottes Stellvertreter und Sachwalter sind, also auch den Eltern. Als Trägern der göttlichen Würde und Gewalt, steht ihnen ein großartiges Ansehen zur Seite, das ihre Kinder durch Ehrfurcht und Gehorsam anerkennen, das sie aber auch selber bewahren müssen. Es ist euch vielleicht aufgefallen, daß bei den verschiedenen Standespflichten, die ich euch bisher vorgeführt habe, immer die zwei Punkte, Ehrfurcht und Gehorsam, sich wiederholt haben. Die Kinder schulden sie ihren Eltern, die Dienstboten ihren Herrschaften, die Unterthanen ihrer Obrigkeit, die Laien ihren Priestern. Das ist ganz natürlich; denn Ehrfurcht und Gehorsam sind nur die Anerkennung der Auktorität, welche die Vorgesetzten jeder Art als Statthalter Gottes besitzen. Gerade diese Auktorität aber ist heutzutage bis auf den Grund erschüttert. Das beweiset die tägliche Klage über die zunehmende Rohheit und Unbotmäßigkeit. Man respektirt keine Würde mehr, man will keine Gewalt über sich mehr anerkennen. Woher kommt dies gefährliche Uebel unserer Zeit, das selbst die Revolution in Kirche und Staat geboren hat? Es stammt aus der Familie. Das Kind verachtet zuerst die Eltern und lehnt sich gegen sie auf, um dann später auch gegen die Obrigkeit sich zu erheben. Diese Wahrheit hat einst in sehr eigenthümlicher und handgreiflicher Weise ein Mann ausgesprochen, dessen irdische Ueberreste dieser Dom birgt, und dessen Name euch Allen theuer ist, nämlich der hochselige Bischof Wittmann. Am Schlusse einer Schulprüfung in Stadtamhof zählte er auf, wie viele Knaben während des Jahres Schläge bekommen hatten wegen unerlaubten

Badens, wegen Trägheit im Lernen und namentlich wegen Ungehorsam gegen den Lehrer und dessen Präparanden, und setzte dann mit erhöhter Stimme hinzu: Ja für störrige Kinder sind Schläge durchaus nothwendig; denn wer dem Präparanden nicht folgt, folgt später dem Hilfslehrer nicht; wer dem Hilfslehrer nicht folgt, folgt später dem Lehrer nicht; wer dem Lehrer nicht folgt, folgt später dem Pfarrer nicht, und wer dem Pfarrer nicht folgt, folgt später dem Landrichter nicht, und wer dem Landrichter nicht folgt, folgt später dem Präsidenten nicht, und wer dem Präsidenten nicht folgt, der mordet den König. Der Gottesmann beginnt die Stufenleiter des Ungehorsams und der Rebellion, seinem Zwecke entsprechend, mit dem Ungehorsame in der Schule, wir müssen aber noch um eine Stufe tiefer steigen und in der Familie beginnen. Wer die häusliche Auktorität nicht achtet, der achtet auch die der Schule nicht, wer diese nicht achtet, der achtet auch die der Kirche nicht, wer diese nicht achtet, der verachtet auch die des Staates bis hinauf zum Könige. Erkennt nun, wie unheilvoll es wird, wenn die Auktorität der Eltern keine Geltung mehr hat.

Und doch wie oft ist das der Fall. Wie viele Kinder gibt es, die für ihre Eltern nicht mehr einen Nagelbreit Hochachtung haben, die von ihnen nicht mehr das Geringste sich einreden lassen und, obwohl noch unmündig an Geist und Leib, doch schon ihre eigenen Herren und die zügellosen Lenker ihres unvernünftigen Willens sein wollen! Dem jungen Rosse gleich schäumen sie und schlagen nach allen Seiten aus, so oft man sie an den Zaum des Gehorsames binden und mit dem Gebisse der Auktorität lenken will. Wie kommt das? Die Schuld tragen die Eltern! Erst dulden sie alle bösen Neigungen des Kindes oder treten denselben nur leise entgegen, sie wehren seinem Zorne, seinem Eigenwillen nicht, bis derselbe erstarkt ist, ja sie dienen demselben in thörichter und affenartiger Liebe und Anhänglichkeit an das Kind, dessen Sklaven sie sind, bis dasselbe ihnen den Fuß auf den Nacken setzt, Verdruß um Verdruß bereitet und namentlich ihre Geldbörse immer offen erhält. Sie können ihm nichts versagen, seinem Ungestüme niemals widerstehen, seine Unarten und Fehler nie bestrafen, bis aus dem Wildling ein grober Wildfang und ein herzloser Tyrann geworden ist. Jetzt erst erinnern sich diese feigen und verblendeten Eltern an ihre Auktorität. Aber was hilft das? Der Baum läßt sich nimmer biegen, während man das Bäumchen in jede Stellung

hätte bringen können. Jetzt ist es zu spät, um die Auktorität ist es ein für allemal geschehen. Vielleicht haben die Eltern sie auch geradezu hinweggeworfen. Wenn sie unter sich selber uneins, sich gegenseitig ihre Fehler zum Vorwurfe machen und in jeder Weise beschimpfen; wenn sie verschiedenen Lastern ergeben bei keinem ehrlichen und sittsamen Menschen einer Hochachtung sich erfreuen; wenn der Vater ein Trunkenbold, die Mutter eine Verschwenderin ist; wenn sie in allem mit dem bösen Beispiele vorangehen, ohne Schamgefühl, ohne Glauben, ohne Redlichkeit, ohne Ehrgefühl sich zeigen, und das Kind sich ihrer schämen muß, wie soll es sie ehren und auf ihre Worte hören? So muß es sie verachten und ihnen trotzen. Da ist ja die Auktorität weggeworfen, es ist kein Wunder, wenn das Kind sie verachtet und ihnen Trotz bietet. Seht, jetzt erklärt sich das empörende Benehmen, das sie ihren Eltern gegenüber an den Tag legen; die Gefühllosigkeit, womit sie dieselben im Stiche lassen; die Geringschätzung, womit sie von ihnen reden; die Rohheit, womit sie dieselben sogar mißhandeln, und all die unnatürlichen Greuel, die man nicht selten in den Familien finden kann. Das Alles kommt dort nicht vor, wo die Eltern ihr Ansehen in Acht genommen und mittelst desselben von Jugend an ihre Kinder gezügelt haben. Da bleibt die Achtung und der Gehorsam der Kinder bis zum Tode. Darum, ihr Eltern, vergeßt doch nicht, was ihr seid; betraget euch allzeit, wie Eltern sich zu betragen haben, und hütet euch, euere Auktorität zu schädigen durch thörichte Nachsicht und irgend eine sittliche Blöße! Gewöhnet euere Kinder von Jugend auf an Gehorsam und lehret sie jene schätzen, in denen sie außer euch die Stellvertreter Gottes zu erblicken haben!

III.

Endlich gewöhnet sie auch noch an häuslichen Sinn! Darunter verstehe ich Freude und Anhänglichkeit an das Haus und den häuslichen Kreis im Gegensatze zu dem Streben und Drängen nach der Außenwelt. Wer zur Familie gehört, der muß sich am wohlsten und heimischsten fühlen im Kreise der Familie. Wiederholt habe ich schon den Werth der Familienfreuden gepriesen. Da mag man sich vergnügen, soviel man will, da mag man scherzen und singen, tanzen und lustig sein, — Niemand wird dagegen Etwas zu erinnern haben, solange Anstand und Sitte gewahrt werden. Da sind ja die beisammen, die zusammen gehören. Sie

lernen es, sich als Angehörige zu betrachten und gegenseitig das Leben sich zu versüßen durch die Freuden, die sie sich bereiten, durch die Hilfe, die sie sich gewähren. Suchen sie aber ihre Erholung, ihr Vergnügen auswärts, dann werden sie einander entfremdet werden. Sie schließen Freundschaften, wodurch sie von ihren Angehörigen abgezogen und gehindert werden, ihnen die gehörige Aufmersamkeit zuzuwenden, sie leben sich in Kreise hinein, deren Sitten und Interessen verschieden sind von denen des eigenen Hauses, sie werden unzufrieden mit dem Leben in der Familie. Und so geschieht es, daß jedes Familienglied seine eigenen Wege geht, seine eigenen Cirkel und sogar eine Menge von Geheimnissen vor den anderen hat. Im Hause sind Alle unter der elterlichen Aufsicht, das Eine überwacht, das Eine hält nnd stützt das Andere. Da sind keine besonderen Exzesse, keine sittengefährlichen Verbindungen, da sind gar viele Versuchungen nicht einmal zu fürchten. Wie für den Trunkenbold nur das Wirthshaus gefährlich ist, so für die Familienglieder nur der Verkehr mit der Außenwelt. Wer zu Hause sich nie betrinkt, der thut es vielleicht regelmäßig, so oft er ins Wirthshaus kommt. Wer zu Hause sittsam und keusch ist, der wird leicht ein Wüstling, wenn er unnöthiger Weise außer dem häuslichen Kreise sich bewegt. Da treten die lockendsten Verführungen und das böse Beispiel Anderer ihm entgegen, da hat er mehr Gelegenheit zur Sünde und keinen Warner an der Seite. Zu Hause wird die Zeit sorgsam benützt und eingetheilt. Da gibt es Stunden der Arbeit und Stunden der Ruhe, und durch diese Ordnung bleibt auch das ganze Haus in Ordnung. Alles geschieht zu seiner Zeit und an seinen Orten. Durch das Herumschweifen außer dem Hause werden aber die kostbarsten Stunden vertändelt und Unregelmäßigkeit, Verwirrung und Saumseligkeit lugen aus allen Winkeln des Hauses hervor. Zu Hause wird auch die zeitliche Habe besser in Acht genommen. Man begnügt sich mit geringerer Kleidung, man ist sparsamer in den Ausgaben, und selbst der Ueberfluß, den man sich gestattet bei Gelegenheit von Namenstagen und kirchlichen Festen, kommt nicht so hoch zu stehen, als an den Orten des Vergnügens. Da muß man theurer bezahlen, weil der Gastwirth auch einen Gewinn machen will, da ist der Aufwand bedeutend größer, da wird manche Mark noch hinausgegeben, die daheim erspart worden wäre. Diese Mark machen nach und nach eine anständige Summe aus, mittelst deren man

daheim sich ein herrliches Vergnügen ein ander Mal hätte bereiten können. Also wie wir die Sache uns betrachten mögen, immer liegt der Vortheil, der irdische und der geistige, auf Seite des Hauses. Warum aber verweilt man deßungeachtet lieber auswärts und benimmt sich so, als ob man gerade in der Familie am meisten Fremdling wäre? Das ist ein bedeutender Uebelstand, ein arges Gebrechen unserer häuslichen Gesellschaft. Und doch nimmt dasselbe immer größere Ausdehnung an. Der Vater kann kaum die Feierstunde erwarten, ja er legt seine Arbeit unvollendet auf die Seite, um an die öffentlichen Plätze, zu seinen Gesellschaften und Vereinen zu eilen — und erst gegen Mitternacht und wohl auch noch später nach Hause zurückzukehren. Die Mutter kann gar nimmer fertig werden mit den Visiten, welche sie zu machen hat, und sieht allwöchentlich sich aus dem Hause und aus dem Kreise ihrer Kinder gerufen durch Einladungen, welche sie natürlich auf große Unkosten des Hauses später zu erwiedern hat. Von den Söhnen hat jeder seine besondere Gesellschaft, und die Töchter haben ihre Freundinnen überall, nur nicht im Familienkreise, wo sie dieselben zu allererst suchen sollten. Kein Ball kann abgehalten, kein Theaterstück gegeben werden, bei dem sie sich nicht einfinden, und seit einigen Jahren bringen Viele die Zeit, welche der Spiegel, schlüpferige Romanlektüre, die Claviermarter und das Theater noch nicht verschlungen hat, nun gar noch auf dem Eise zu. Muß denn Alles nachgeahmt werden, was eine gewisse Kaiserin thut? Wahrhaftig, ich kann mir kein ungeeigneteres Vergnügen denken für ein Mädchen. Ich weiß zwar, daß man dasselbe zu rechtfertigen sucht durch die Behauptung, dadurch solle die Gesundheit gestärkt und manchen Leiden vorgebeugt werden, die das Sitzen zu Hause hervorruft; aber diese Behauptung scheint eher Spott, als eine Rechtfertigung zu sein. Sie ist eine Beleidigung für die Mütter und für die Töchter. Für diese, weil man sie als verkümmerte Geschöpfe darstellt, und für die Mütter, weil diese ihnen ein so kraftloses Dasein gegeben haben. Läßt man diesen Schimpf sich gefallen, dann sollte man doch einsehen, daß man zur Kräftigung ein Mittel wählt, das gegen den Anstand ist und noch größere Uebel mit sich bringt, als diejenigen sind, denen abgeholfen werden soll. Daß Schlittschuhlaufen gegen den Anstand ist, bedarf gar keines Beweises, das fühlt selbst der gemeine Mann, kurz Jeder, der noch einiges Zartgefühl besitzt. Es ist ein zwangloses und keckes Heraus-

treten aus der weiblichen Sphäre und somit gegen alle weibliche Bescheidenheit und Sittsamkeit. Ich kann mir nicht denken, daß die allerseligste Jungfrau oder sonst irgend eine heilige Jungfrau es für erlaubt gehalten hätte, den Tummelplatz des Eises zu besuchen. Indessen ist es nicht der Anstand allein, der mich dagegen zu sprechen nöthigt, sondern noch weit mehr die Gefahr, die mit diesem Vergnügen verbunden ist. Abgesehen von der Gesellschaft, unter die euere Töchter auf dem Eise sich mischen, finden sie da auch die beste Gelegenheit, Bekanntschaften anzuknüpfen und die angeknüpften zu bestärken und zu erhalten. Und wirklich, wie man mit Augen sehen kann, fehlt es ihnen nicht an männlicher Gesellschaft, während sie auf dem Eise herumtummeln und nach Hause gehen. Dort angekommen sind sie geistig aufgeregt und überreizt und körperlich ermüdet; werden sie da Lust zu einer häuslichen Arbeit haben? So sind also die Stunden auf dem Eise und die nächsten Stunden nach ihrer Heimkehr der Arbeit verloren; das Leben euerer Töchter wird ein beständiger Müßiggang. Wozu führt derselbe? So lassen sie sich also in allerlei Verhältnisse ein, vertrödeln und vertändeln den ganzen lieben Tag, verlieren alle Arbeitslust und gehören der Familie nur an, solange sie schlafen, essen und sich putzen. Welche Hausfrauen werden aus solchen Töchtern werden? Wäre es nicht vernünftiger und besser, sie fleißiger in der Haushaltung zu beschäftigen, als den ganzen Tag müßig oder dem Vergnügen nachgehen zu lassen? Auf diese Weise hätten sie körperliche Bewegung genug zur Kräftigung ihrer Glieder und würden es lernen, ein Hauswesen zu besorgen. Sie würden in ihrem Kreise bleiben, der das Haus ist, und verstünden dann auch die Arbeiten und Geschäfte, denen eine Hausfrau sich zu unterziehen hat. Es gäbe weniger unglückliche Ehen, weil es weniger Mode-, Thee- und Kaffeedamen gäbe. Das sind allerdings strenge, und wenn ihr wollt, harte Worte, aber sie sind eine bittere Wahrheit, die von keinem Vernünftigen bestritten werden kann, und die ich nicht widerrufe, wenn man sich darüber auch noch so sehr ereifern mag. Besser wäre es, wenn man sich dadurch belehren ließe, und anstatt sich noch mehr an die Außenwelt hinzugeben, um den Herd des Hauses und seine Reinlichkeit sich kümmern würde. Dem weiblichen Geschlechte vor Allem kommt es zu, den häuslichen Sinn wieder zu pflegen und dann auch die Söhne und Gatten wieder mehr an die Familie zu ketten. Je mehr es sich aber der Familie

entfremdet, desto trostloser wird seine Lage sich gestalten. Das Weib wird doch nie zum Manne, wenn es sich auch in alle seine Arbeiten und Vergnügen mengt; aber es wird vom Manne verlassen und verachtet sein. Die Zahl der unversorgten Töchter wird sich mehren, weil den Männern die Lust vergeht, eine Zierpuppe sich antrauen zu lassen, deren größte Kunst darin besteht, alle Einnahmen des Mannes in wechselnden Kleidern am Leibe herumzutragen. Manche, die eine Familie nähren könnten, werden dem verheiratheten den ehelosen Stand vorziehen, obwohl derselbe bei Vielen weder eine Tugend ist, noch zur Tugend führt.

Darum ihr Eltern wahret und pfleget den häuslichen Sinn, bereitet eueren Kindern von Zeit zu Zeit eine häusliche Freude oder Ueberraschung und thut Alles, sie im Hause zu erhalten und dasselbe ihnen zur liebsten Stätte zu machen. Dann wird euere Familie jener heiligen Familie in Nazaret ähnlich werden. Dort blühte der häusliche Sinn; denn die drei heiligen Personen verließen das Haus nur, wenn es Noth that. Sonst arbeiteten, beteten und ruhten sie unter dem stillen Obdache und fühlten sich froh und glücklich. Dort fand sich die Auktorität; denn der heilige Joseph gebot und Maria und Jesus folgten seinem Worte. Der göttliche Knabe ehrte seine Eltern und diese waren voll Zufriedenheit und Sorge für ihn. Dort hatte die Religion ihren Sitz aufgeschlagen; denn Gott war Anfang und Ende eines jeden Tages, und seine Verherrlichung das Ziel aller Werke. Unter dem ärmlichen Dache ertönten nur fromme Psalmen, und in den beschränkten Räumen vernahm man nur heilige Worte und inbrünstige Gebete. Nach diesem Muster richtet euch euere Häuser ein, — dann wird ein gesegnetes, ein glückseliges, gnadenreiches Jahr erscheinen. Amen.

Fünftes Gebot.

Erste Predigt.

Der Werth des zweifachen Lebens.

„Zerstöre nicht das Werk Gottes!"
Rom. 14, 20.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

Wenn ich den Inhalt des heutigen Evangeliums bei mir überdenke, dann kann ich nicht umhin, den Wunsch zu wiederholen: O daß doch alle Familien unserer Stadt, ja des ganzen Erdkreises jener heiligen Familie immer ähnlicher werden möchten, die wir heute voll Andacht nach Jerusalem wallfahrten und voll Ruhe dann wieder nach Nazareth zurückkehren sehen! Dann würde in jedem Hause die Frömmigkeit obenan stehen; denn wie die drei heiligen Personen zu Hause und im Tempel gemeinsam Gott dienten und jeder Vorschrift des Gesetzes pünktlich nachkamen, so würden auch Eltern und Kinder gemeinschaftlich und zu gegenseitiger Erbauung dem Dienste Gottes sich ergeben, den häuslichen und kirchlichen Andachten nachkommen und allen Anordnungen und Wünschen der Kirche entsprechen. Dann gäbe es nur gewissenhafte Väter und Mütter; denn gleichwie Joseph und Maria auf das heilige Kind Acht hatten und voll Betrübniß nach ihm suchten, als es sich von ihnen entfernt hatte, so würden auch alle Eltern emsig Sorge für ihre Kinder tragen, sie genau überwachen und ihnen nachgehen und um ihre Wege und Werke sich erkundigen, damit sie nicht in Sünde gerathen und vielleicht ewig verloren gehen. Dann gäbe es nur mehr folgsame Kinder; denn gleichwie der göttliche Knabe unterthan war und allen Aufträgen seiner Eltern sich fügte, obgleich es bei ihm gestanden wäre, nicht bloß Maria und Joseph, sondern die ganze Welt zu beherrschen: so würden auch alle Kinder den pünkt-

lichsten Gehorsam als ihre unerläßliche Pflicht betrachten und allzeit den erlaubten und billigen Befehlen ihrer Eltern sich genau unterwerfen. Dann aber würde eine neue Zeit, ein goldenes Zeitalter angebrochen sein. Doch das werden wir nicht erleben. Darum bleibt uns nichts anderes übrig, als es beim frommen Wunsche bewenden zu lassen, nachdem wir unserer Pflicht Genüge geleistet und das vierte Gebot ausführlich genug betrachtet haben. Wir gehen nun an die Erklärung des **fünften** Gebotes. Dasselbe lautet: „Du sollst nicht tödten!" Es schützt also das Leben, und zwar das eigene und das des Nächsten; denn dieß Gebot lautet allgemein. Es heißt nicht: du sollst den Nächsten oder du sollst dich selbst nicht tödten! sondern es heißt: Du sollst überhaupt nicht, also Niemanden, weder dich selbst noch einen anderen tödten! Das Leben des Menschen ist aber wiederum ein zweifaches, ein leibliches und ein geistiges. Dieses zweifache Leben wird durch das fünfte Gebot in Schutz genommen, und zwar sowohl in Betreff unser selbst, als auch in Betreff des Nächsten. Ehe wir nun die verschiedenen Uebertretungen, denen man sich diesem Gebote gegenüber schuldig machen kann, näher untersuchen, wollen wir zuvor den **Werth des Lebens** betrachten. Wir thun dieß sogleich, indem wir beginnen unter Anrufung der makellosen Gottesmutter Maria.

I.

Von hohem, von einem unschätzbaren Werthe ist schon das leibliche Leben des Menschen. Es ist eine Gabe Gottes. Um seine Hoheit und Macht kund zu geben, sprach Gott einst zum Volke Israel: „So sehet nun, daß ich allein es bin, und daß kein anderer Gott außer mir ist: ich tödte und mache lebendig" (Deut. 32, 39). An der Herrschaft über Leben und Tod sollte Israel erkennen, daß sein Gott der wahre und wirkliche Gott sei. Er allein kann tödten und lebendig machen; also stammt auch unser Leben von ihm her. Muß es uns nicht werthvoll sein? Die Gabe empfängt ihren Werth von dem Geber. Je höher derselbe steht, desto werthvoller und kostbarer ist die Gabe. Ein ganz kleines Andenken, das ein Fürst dir überreicht; ein unbedeutendes Bildchen, eine einfache Medaille, welche der Papst dir geben würde, würde dir überaus theuer sein, weil die Hand des Gebers ihm einen hohen Werth verleiht. Nun aber seht, unser Leben ist von Gott, dem höchsten Herrn, uns gegeben; darum müssen wir es achten und aller Ehre

werth halten, und zwar um so mehr, als er in jedem Augenblicke, mit jedem Athemzuge dasselbe aufs Neue schenkt. Er ist's, der uns das Leben auch erhält durch die Ordnung und Regelmäßigkeit, durch das harmonische und künstliche Ineinandergreifen aller Theile und Organe unseres Leibes, durch die Luft, die er uns zu athmen, und durch die Speisen, die er uns zur Nahrung gibt, durch die beständige Bewegung, die er in uns erhält, und durch Schutz in Gefahren, die er von uns abwendet. Dieses Leben, das er uns gab und das er erhält, ist sodann auch an und für sich keine geringe, sondern eine große Gabe. Dadurch sind wir ja herausgezogen aus dem Nichts, in dem wir begraben waren; dadurch sind wir hingestellt über alle anderen Geschöpfe, die ein schwaches oder doch unvollständiges Leben haben ohne Bewegung oder doch ohne Selbstbewußtsein; dadurch sind wir aufgewacht und zum Denken, zur Erkenntniß Gottes, der Welt und unser selbst gelangt; dadurch sind wir — wir selbst, d. h. vernünftige Menschen geworden. Ohne dieses Leben wären wir weniger als das Thier, weniger als der Baum im Walde, weniger als der Sand am Meere, weniger als zur Staub, den wir mit Füßen treten. Dieses Leben ist somit werthvoller, als alle anderen Güter, die wir außerdem haben, werthvoller als alle Schätze und Ehren; denn diese können wir uns, wenn sie verloren, wieder erringen, das Leben selber aber kann kein Mensch weder sich noch den anderen mehr verschaffen. Es ist werthvoller sogar als alle anderen Glieder und Sinne unseres Leibes; denn was helfen diese, wenn das Leben entwichen ist? Der Mensch kann einen seiner Sinne entbehren und doch glücklich sein; aber er kann das Leben nicht entbehren und thätig sein. Er kann ein verlorenes Glied durch die Kunst oder die Geschicklichkeit eines anderen ersetzen; aber er kann das Leben nicht durch ein anderes Gut, durch keine Kunst und Wissenschaft ersetzen. Mit dem Leben hat er offenbar das höchste der Erdengüter verloren. Das nackte Leben allein, das er aus dem Schiffbruche, aus Feuer- oder Wassergefahr gerettet hat, wiegt alle anderen Güter und Schätze auf.

Mit dem Leben hat uns also Gott eine große Gabe gegeben; er hat sie uns auch zu einem großen Ziele gegeben. Das Leben ist ja das Mittel zu seiner Verherrlichung. Weil wir leben, wissen wir um ihn; weil wir leben, können wir ihn auch lieben; weil wir leben, können wir ihm auch dienen, ihn als unseren

Schöpfer preisen, ihm als unserem Wohlthäter danken, ihm als unserem Gotte uns von ganzem Herzen hingeben. Zwar würden wir in einer anderen Gestalt, als Staub und Asche ihm auch dienen und ihn verherrlichen müssen; denn Alles hat der Herr um seiner selbst willen, zu seiner Ehre gemacht; aber wir würden dann ihm dienen unbewußt und ihn verherrlichen nur gezwungen nach den Gesetzen, die er in uns gelegt hat, während wir vermöge unseres Menschenlebens ihn ehren mit Bewußtsein und Freiheit. Das Leben ist ein Mittel zum Dienste des Mitmenschen. Wie viel Nutzen und Gewinn können wir Anderen bereiten, weil wir leben! Schaut euch einen Familienvater, eine Mutter an, wie viel verdanken ihnen die Kinder an Leib und Seele! Welchen Werth haben ihre Wohlthaten, ihre Unterweisungen und Zurechtweisungen! Schaut euch einen Gelehrten an! Wieviel verdankt ihm die Mitwelt und die Nachwelt! Neue Erfindungen, die manche Zeit und Mühe, manche Kosten und Gefahren ersparen, sind von ihm ausgegangen, und die Welt ist bereichert worden durch neue Künste, die sich gut verwerthen lassen, und durch neue Kenntnisse, die Licht über manches Dunkel verbreitet haben. Schaut euch einen Heiligen an! Wie viele hat er durch seinen Wandel erbaut und durch sein Werk für Gott gewonnen! Welch heilsame Anstalten, Orden und Wohlthätigkeitsorte hat er ins Leben gerufen, durch welche er der Retter, Tröster und Schirmer von Tausenden geworden ist. Das Alles ist nur möglich geworden durch sein Leben; das Alles müßte die Menschheit vielleicht entbehren, wenn er nie ins Leben getreten wäre. Das Leben ist für uns selbst die Quelle der Freude und des Genusses. Daß wir uns ergötzen an der Pracht des Himmels und an der Fülle der Erde, daß wir empfinden und lieben, daß wir uns regen und thätig sind, das verdanken wir dem Leben.

Das Leben ist endlich der Kaufpreis des Himmels. Ach, welch eine unermeßliche Bedeutung hat es doch, wenn es von dieser Seite aufgefaßt wird! Und von derselben muß es aufgefaßt werden; denn die Erlangung einer ewigen Seligkeit ist das Endziel unseres Lebens. Eine ewige Seligkeit! Bedenkt doch, was dieß sagen will! Es verkündet euch ein Loos, das alles Neides, alles Strebens, aller Opfer werth ist; es nennt euch Freuden, die kein Maaß kennen, und Genüsse, die das Herz kaum zu fassen weiß; es verheißt euch eine Ruhe ohne Störung, einen Glanz

ohne Schatten, einen Frieden ohne Unterbrechung, einen Reichthum ohne die Gefahr eines Verlustes, kurz ein grenzenloses Meer von Licht und Wonne, von Besitz und Genuß. Und das Alles kannst du gewinnen durch das Leben, durch dieß kurze Leben, ja durch einige flüchtige Augenblicke desselben. Sieh das Kind, das eben zur Welt geboren wird: Jetzt ist es arm und elend nach allen Seiten, voll Schwäche und Hilflosigkeit und befleckt mit der Sünde Adams, ein Greuel und Abscheu in Gottes Augen; aber im nächsten Augenblicke rinnt die heilige Fluth der Taufe über sein Haupt, und nun ist es rein und heilig. Noch einen Augenblick, und dann haucht es seine Seele wieder aus und zur Stunde ist es ein Bürger des Himmels, ein lichtvoller Engel, dessen Seligkeit kein Ende mehr zu befürchten hat. Ein paar Augenblicke Lebenszeit haben hingereicht, ihm die himmlische Glorie zu verschaffen. Betrachte jenen Sünder dort! Er hat sich befleckt mit allen Lastern und gesündiget wider Gott und wider die Welt, er ist ein Scheusal und steht an Verruchtheit kaum den bösen Geistern nach. Doch warte noch eine Stunde, und dann will ich ihn dir vorführen als einen Heiligen. Er darf nur diese Stunde benützen zu wahrer Reue und zu einer aufrichtigen Beicht, dann ist er vollends umgewandelt, aus einem Sünder ein Gerechter, aus einem verlorenen Sohne wieder der Liebling seines ewigen Vaters geworden und hat die Furcht vor der Hölle vertauscht mit der Hoffnung auf den Himmel. O wie unendlich werthvoll erscheint da auch der kleinste Theil der Lebenszeit, eine einzige Stunde, ja eine einzige Minute, die vielleicht hinreicht zur Erweckung einer vollkommenen Reue und zur Wiedergewinnung des ewigen Lebens. Wenn wir aber die ewige Freude in so kurzer Zeit gewinnen können, wie werden wir sie erst erhöhen, wenn wir die Tage, die Monate und Jahre wohl benützen! Du hast jetzt einen frommen Gedanken, schickst einen frommen Seufzer zum Himmel, und dieser Gedanke, dieser Seufzer wird dir einen ewigen Lohn bereiten. Du betest eine Stunde lang, und diese Stunde wird sich zu einer endlosen Seligkeit ausdehnen. Du unterziehst dich um Gottes willen einer Beschwerde deines Standes, übst eine freiwillige Abtödtung, trägst ergeben einen Verlust, einen Schmerz, gibst ein Almosen, hilfst deinem Nebenmenschen; aber das Alles wird dir ewig vergolten werden. Und ist diese Vergeltung auch noch so gering, wie riesengroß wird sie durch die endlose Dauer? Und wie viele solcher Belohnungen kannst du dir

bereiten in einem Monate, in einem Jahre, in einem Jahrzehnt, wenn du dein Leben recht gebrauchen willst! Welch eine Krone kannst du dir verschaffen, wenn du nur den Rest deiner jetzigen Tage noch gut verwerthen willst, magst du auch deine bisherigen Jahre vergeudet und sogar zur Erhöhung der Höllenpein aufgeboten haben! Stirbst du jetzt, dann bist du unrettbar verloren und leidest tausendfache Höllenqual, bekehrst du dich aber in der nächsten Stunde, dann kannst du nach einem Jahre die Seligkeit eines Cherubs theilen. Und die hast du errungen durch das Leben. Wie unermeßlich, wie unberechenbar ist deßhalb der Werth des Lebens!

Aber warum setze ich euch denselben auseinander, da er sich von selbst versteht? Wer zweifelt denn am Werthe des Lebens? O sehr Viele; denn sonst würde es mehr geschätzt. Gewiß das Menschenleben wird nicht nach dem Werthe geschätzt, den es hat. Unsere Gesetzgebung scheint seinen Werth nicht zu kennen, weil sie es nicht besser schützt, und Tausende scheinen seinen Werth nicht zu kennen, weil sie den Lauf des Lebens beschleunigen oder ihm gar ein gewaltsames Ende bereiten. Es ist offenbar ein Mißverhältniß und eine Unterschätzung des Lebens, wenn ein Diebstahl weit strenger bestraft wird, als die Tödtung eines Menschen. Und doch kommt das bei uns nicht selten vor. Hat Einer schon zu wiederholten Malen über einem Diebstahle sich ertappen lassen, dann kommt er auf sechs und acht und noch mehr Jahre in den Kerker, wegen einer verhältnißmäßig geringen Summe, während ein streit- und rauflustiger Mensch, der seinen Mitbruder, und noch dazu am Tage des Herrn, an einem hohen Festtage erstochen hat, bloß zu einigen Jahren verurtheilt wird. Ja beide, der Dieb und der Todtschläger, verdienen Strafe, aber die Strafe soll sich nach dem Verbrechen richten. Dasselbe wird aber um so größer sein, je höher das Gut ist, an dem man sich vergriffen hat. Wenn nun der Diebstahl strenger als der Todtschlag bestraft wird, dann hat man thatsächlich den Werth des Eigenthums über den Werth des Lebens gestellt. Was Wunder, wenn dasselbe nicht mehr geachtet wird, wenn die Zahl der Raufbolde sich mehrt, die bei jeder Gelegenheit mit dem Messer bei der Hand sind. Wenn sie nur Trunkenheit oder Zorneshitze nachweisen können, dann haben sie so viel nicht zu fürchten, wenn sie auch den ganzen Tag über nach Exzessen gesucht und gedroht haben: Heute muß noch Einer kalt

werden. Das sind ja Unmenschen, um kein schlimmeres Wort zu gebrauchen, Unmenschen, die auf Lebensdauer hinter Schloß und Riegel gehören, wenn man ihre Rohheit und Wildheit ihnen nicht durch Stockschläge auspeitschen will. Was aber noch mehr Wunder nehmen muß, ist der Umstand, daß so Viele das eigene Leben nicht in Acht nehmen, sondern auf dasselbe losstürmen, als müßten sie in rasender Eile sich ihr Grab bereiten, ja daß die Zahl der Selbstmorde von Jahr zu Jahr in schauerlicher Weise wächst. Thut es da nicht Noth, an den Werth des Lebens zu erinnern? Möchten wir es demnach zu schätzen wissen und an uns und Anderen zu erhalten suchen! Wir dürfen aber dann nicht nur keinen unmittelbaren Angriff auf dasselbe machen, sondern wir müssen auch Alles meiden, wodurch es verstümmelt und verkürzt werden kann, jede Beeinträchtigung des Leibes und der Gesundheit des Nächsten und unser selbst. Darum höre die Mahnung des Apostels: Zerstöre nicht das Werk Gottes! Dieselbe gilt aber noch mehr vom geistigen Leben, das dem leiblichen erst Werth verleiht. Darum auch noch vom Werthe des geistigen Lebens!

II.

Unter dem geistigen Leben verstehe ich hier nicht das natürliche Leben der Seele, das die Grundlage unseres leiblichen Lebens ist, sondern das übernatürliche Leben der Seele, das in der heiligmachenden Gnade besteht. Was die heiligmachende Gnade ist, das brauche ich euch wohl nicht erst zu sagen; denn ihr wisset, daß sie ein freies Geschenk der erbarmenden Liebe Gottes ist, wodurch unsere Seele erst einen Werth für Gott erhält. Ohne die heiligmachende Gnade ist sie unrein und todt in den Augen Gottes und eine Beute des Fürsten der Finsterniß, mit dem sie ohne Erlösung einst in der Hölle modern soll im ewigen Tode. Durch die heiligmachende Gnade aber wird sie wieder aufgeweckt und gereinigt, und nicht allein das, sondern auch geschmückt mit dem Kleide der Rechtfertigung und Anmuth. Die Seele kommt wieder in Verbindung mit Gott, von dem sie durch die Todsünde losgerissen war, sie wird aus einer Sklavin eine Freie, aus einer Sünderin eine Gerechte, aus einer Verstoßenen eine Freundin Gottes, sein Kind, seine Erbin. Wie groß also muß der Werth des geistigen Lebens sein, das in dieser heiligmachenden Gnade besteht! Wir erkennen ihn wenigstens theilweise, wenn wir unter-

suchen, woher dieß geistige Leben stammt und zu was es uns macht.

Also zuerst, woher stammt dieses übernatürliche Gnadenleben? Wir haben es bereits gehört. Es stammt gleich dem leiblichen Leben von Gott. Wie aber kommt Gott dazu, dasselbe uns mitzutheilen? Dazu bewegt ihn seine Güte. Aber wird denn diese Güte nicht zurückgehalten durch unsere Sünden, müssen diese nicht vorerst gesühnt sein, ehe uns Gott die heiligmachende Gnade geben kann? Gewiß, seiner Gerechtigkeit und Heiligkeit muß Genüge geschehen, ehe er uns reinigen und heiligen, d. h. das übernatürliche Leben der Seele mittheilen kann. Als er das leibliche Leben uns gab, da stand seiner Güte nichts im Wege, aber das geistige Leben kann er uns erst geben, wenn seine Gerechtigkeit befriediget ist. Wer wird sie nun zufrieden stellen? Das thut Jesus Christus oder vielmehr er hat es gethan. Was er einst durch seinen Gehorsam und durch seine Schmerzen bis zum Tode verdient hat, das bringt er für uns dar, das wendet er uns zu, und die Folge dieser Zuwendung ist die heiligmachende Gnade. Diese oder das übernatürliche Leben unserer Seele ist also nichts weniger als die uns zugewendete, unserem Herzen mitgetheilte Erlösung. Nun bedenke, um den Werth desselben einzusehen, den Werth der Erlösung. Er ist unendlich; denn er ist die Frucht des ganzen Lebens Jesu Christi. Was er gethan von seiner Geburt bis zu seiner Auferstehung, was er innerhalb dieser Zeit gebetet und geredet, was er gelitten hat von der Krippe bis zum Kreuze; alle Seufzer seines Herzens und seines Mundes, alle Schweiß- und Blutstropfen, alle Geißelstreiche und Faustschläge — das Alles, Alles hat dazu gehört, um dir die heiligmachende Gnade zu verdienen. Nur Christus hat sie dir erwerben können; du selber konntest sie nicht verdienen, wenn du dich auch bis ans Ende der Welt und sogar eine Ewigkeit hindurch allen Mühen und Kreuzigungen unterzogen hättest. Du wärest todt geblieben, so sehnsuchtsvoll die Güte Gottes auch verlangte, dir das Leben mitzutheilen. Die Gerechtigkeit würde ihr immer wieder in den Weg getreten sein. Und todt wirst du aufs Neue, wenn du die heiligmachende Gnade wieder verlierst, und todt bleibst du so lange, als du die schwere Sünde auf dir hast, die der heiligmachenden Gnade dich beraubt hat. Todt! welch ein entsetzliches Wort, wenn es von der Seele gilt. Es bedeutet die gänzliche Verwüstung der-

selben und die Verwerfung des ganzen Menschen. Umsonst sind all deine Gebete; umsonst all deine guten Werke; nmsonst ist dein Fasten, umsonst sind deine Opfer und Almosen, umsonst sogar Geißlungen und Wallfahrten. Und überrascht dich in diesem geistigen Tode der leibliche, — dann ist deine Verwerfung vollendet, und unheilbar deine Verzweiflung. Verstehst du jetzt den Werth des geistigen Lebens? Es ist soviel werth, als das Blut Christi werth ist, von dem es stammt. Allein betrachte auch noch, wozu es dich macht! Nun wozu denn? Weißt du es nicht? Soll ich dir's erst sagen? Es macht dich zum Kinde Gottes, zum Bruder Christi, zur Wohnstätte des heiligen Geistes, zum Genossen der Heiligen, zum Erben des Himmels. Das sind zwar lauter Ausdrücke, die du schon oft gehört hast; aber hast du sie auch schon wohl erwogen?

Ein Kind Gottes! Hast du schon einmal fürstliche oder königliche Prinzen gesehen und bist ihnen nicht neidisch geworden wegen des Adels ihrer Geburt, wegen der Ehre, des Reichthumes und der Majestät ihres Vaters? Denke dich einmal an ihre Stelle; denke dir, dein Vater säße auf einem Königsthrone, deine Mutter trage eine Krone! Bist du da schon ein Kind Gottes? O nein, o nein, du bist nur ein vergängliches Menschenkind. Du mußt höher, du mußt über der Erde, über den Sternen deinen Vater suchen und da wiederum nicht auf dem Throne der Engel, sondern zu alleroberst auf dem Throne der allerheiligsten Dreieinigkeit. Sieh' da ist er, der ewige Vater und der Quell' alles Lebens, dessen Kind du bist, wenn du das geistige Leben in dir trägst.

Du bist der Bruder Christi: Siehst du ihn dort sitzen und herrschen zur Rechten Gottes! Siehst du, wie in seinem Namen sich alle Kniee beugen im Himmel, auf Erden und unter der Erde? Hörst du, wie die Chöre der Engel ihm unaufhörlich Lob singen und alle Heiligen ihn anbeten. Zu ihm, dem ewigen Gottessohne darfst du hintreten und sagen: Mein Bruder! darfst es ohne Scheu, wenn das Leben der Gnade in dir ist.

Du bist die Wohnstätte des heiligen Geistes. Dieser Geist, der einst ordnend schwebte über den Wassern des Abgrundes, der einst das Wunder der Menschwerdung wirkte im fleckenlosen Schooße der Jungfrau, der im flammenden Feuer kam über die Apostel, der alles Große auf Erden gewirkt, die Geister der Lüge, die Götzen des Aberglaubens überwunden und die Kirche bisher auf

dem Wege der Wahrheit erhalten und durch alle Stürme hindurch geführt hat, dieser nämliche Geist begnügt sich mit deinem Herzen und macht aus dir einen Tempel, der noch heiliger ist, als dieß großartige Gotteshaus, wenn deine Seele lebendig ist.

Du bist der Genosse der Heiligen. Wenn die drei göttlichen Personen sich zu dir herablassen und dich durch die zartesten Bande mit sich verbinden, dann werden wohl die Heiligen um so mehr als ihren Genossen dich erkennen. Sieh an ihre unabsehbare Schaar, betrachte all die edlen und reinen Seelen, die sich jetzt sonnen im Glanze des göttlichen Lichtes und geschmückt sind mit dem Sternenmantel der Ewigkeit, sie alle vom letzten bis hinauf zu Unserer Lieben Frau, ihrer Königin, begrüßen und ehren dich als ihren Freund und lassen dich Theil nehmen an den Verdiensten, die sie erworben haben. Wie reich bist du, wenn du das übernatürliche Leben hast!

Du bist der Erbe des Himmels. Nicht ein Land, in dem die Sonne untergeht und auf den Tag wieder die Nacht folgt; nicht ein Reich, das Grenzen hat; nicht eine Herrschaft, die vergänglich ist, sondern den Himmel sollst du besitzen, das Land des Lichtes und der Glorie, das Reich ohne Grenzen und ohne Ende. Wie großartig sind deine Hoffnungen, wenn du lebendig bist!

Also schau dich um, ob deine Seele das Leben der Gnade hat. Darfst du hoffen, daß du im Stande der Gnade bist? Wirft dein Gewissen dir keine schwere Sünde vor? Wenn es das thut, dann ruhe und raste nicht, bis du davon frei geworden und aus dem Tode zum Leben erwacht bist. Dann aber zerstöre nimmer das Werk Gottes, weder in dir, noch in Anderen! So gebietet es dein Gott und Herr mit den Worten: Du sollst nicht tödten! Du darfst weder dir, noch Anderen das leibliche Leben nehmen; denn es ist Gottes Gabe und das Mittel zu einem großen Ziele. Furchtbar und entsetzlich ist es, ein solches Leben zu tödten oder zu verkürzen. Noch weniger aber darfst du weder dir, noch Anderen das geistige Leben rauben; denn es ist die Frucht des Blutes Christi, und in ihm liegt die unbeschreibliche Größe des Menschen sammt allen seinen Hoffnungen. Ein Verbrechen ohne Namen, einen ungeheueren Frevel begeht demnach, wer eine Seele mordet, sei es die eigene oder die seines Bruders. Und doch wiederholt sich diese Mordthat alle Tage tausend- und millionenmal; denn wer

kann die Todsünden zählen, die alle Tage neu begangen werden! Man würde um keinen Preis sich dazu verstehen, den Mordstahl sich selber oder Anderen ins Herz zu stoßen, man entsetzt sich, so oft man von einem Selbstmorde oder Todtschlage hört; allein unbesorgt und sogar frohlockend vergiftet, erwürgt und erschlägt man die eigene und des Nächsten Seele und überliefert dem Tode ein Leben, das kostbarer als die ganze Erde ist. Ach, man weiß es nicht zu schätzen, man kennt nicht den Werth der Seele. Möchten wenigstens wir ihn kennen und Alles thun und Alles meiden, um ihr Leben zu erhalten, das zum ewigen Leben werden soll. Amen.

Zweite Predigt.

Die Sünden wider das leibliche Leben des Nächsten.

„Du sollst dich wider deines Nächsten Blut nicht erheben.“ 3. Mos. 19, 16.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

Den Inhalt des heutigen Evangeliums möchte ich zur Betrachtung besonders Denjenigen empfehlen, welche wähnen und behaupten, das Christenthum verurtheile den Menschen zu einem freudelosen Kopfhängen und zu einem finsteren Hinbrüten. Ganz das Gegentheil zeigt ihnen heute der göttliche Heiland, der Gründer des Christenthumes. Er freut sich selber und erhält die Freude Anderer. Er, der Sohn Gottes, verschmäht es nicht, einem Hochzeitsmahle beizuwohnen und dasselbe zu verherrlichen durch seine Gegenwart und zu versüßen durch sein erheiterndes Wort. Er billiget auch die Freude Anderer und schafft, um sie zu verlängern, sogar Wein herbei und zwar auf wunderbare Weise. Dieser Wein war an und für sich gar kein Bedürfniß; denn die Gäste hatten ja ihren Durst bereits gestillt. Dieß dürfen wir schließen aus den Worten des Speisemeisters: „Jedermann setzt zuerst den guten Wein auf und dann, wenn die Gäste genug getrunken haben, den geringeren: du aber hast den guten Wein bis jetzt aufgespart.“ Der Erlöser verwandelte also das Wasser in Wein, nachdem die Gäste das dringende Bedürfniß des Durstes bereits gestillt hatten, und sorgt für die Verlängerung ihres Vergnügens. Daraus folgt offenbar, daß es keinem Christen verwehrt sei, sich eine Freude zu erlauben, nur muß sie zur rechten Zeit und in der rechten Weise

genossen werden. „Alles", sagt der Schriftweise, „hat seine Zeit . . . es ist eine Zeit des Weinens und eine Zeit des Lachens." Diese Zeit darf nicht verkehrt werden, und darum ist es unerlaubt, sich zu vergnügen und zu jubeln zu jenen Stunden, die Ernst und Thätigkeit im Berufsleben erheischen. Und Alles hat seine Weise und sein Maaß; darum ist Ausgelassenheit und Frechheit keine Freude, sondern eine Sünde. Deßhalb gebietet die Kirche mit dem Apostel: „Freuet euch im Herrn!" Das ist die rechte Freude, die das Herz erhebt, dem Leben eine süße und heilige Weihe verleiht. Die Kirche allein hat das Leben in seiner vollen Bedeutung erfaßt, sie allein kann uns dieselbe erklären und begreiflich machen. Würde ihre Stimme gehört, würde das Menschenleben in ihrem Geiste betrachtet, dann würde es nicht nur behutsam und gewissenhaft erhalten, sondern auch durch die reinsten Freuden verschönert werden. Da würde dann vollständig Genüge geleistet der Vorschrift des fünften Gebotes: Du sollst nicht tödten! Indem man aber ihr Wort verachtet und ihren Grundsätzen zuwiderhandelt, verbittert man sich das Leben, ja untergräbt und zerstört man es vollends. Diese Versündigungen gegen das Leben haben wir nun zu betrachten. Wir fassen zuerst das leibliche Leben und heute das leibliche Leben des Nächsten ins Auge. Untersuchen wir nun, **wie** wir das **Leben unseres Nebenmenschen beeinträchtigen können** und **wie sündhaft diese Beeinträchtigung** ist.

Ich beginne in jenem süßen und kraftvollen Namen, den die heilige Kirche heute feiert, im hochheiligen Namen Jesu und unter dem Schirme der unbefleckten Gottesmutter Maria.

I.

Gewiß hat sich mancher von meinen Zuhörern, als er den Inhalt der heutigen Betrachtung ankündigen hörte, gedacht: Die heutige Predigt steht mit mir wohl in keinem Zusammenhange; denn gegen das Leben des Nächsten habe ich mich noch nicht versündigt. Nun ja, ich will es ja zugeben, daß unter euch auch nicht ein einziger ist, der eine Mordthat auf seinem Gewissen hat; allein gemach! es könnte das Gewissen durch eine andere Sünde beschwert sein, die gleichfalls wider das fünfte Gebot streitet; es könnte euch gehen, wie jenem Neger, der einst ebenso dachte, als ihm das fünfte Gebot genannt wurde. Als der Missionär die Gebote erklärte, da sagte er beim ersten: Ich bin schuldig! beim zweiten: Ich bin

schuldig; beim dritten: Schuldig; beim vierten: Schuldig; beim fünften aber dachte er: Nein, nicht schuldig, ich habe ja noch Niemanden ums Leben gebracht. Doch bald wurde er eines anderen belehrt, und mußte zuletzt gestehen: Ich hätte nicht gedacht, daß ich so schlecht wäre. Vielleicht müssen auch wir das Bekenntniß ablegen: Ich hätte nicht gedacht, daß ich mich an einem fremden Leben versündigt hätte, wenn wir vorerst untersucht haben, wie man dagegen sündigen kann. Das kann aber auf dreifache Art geschehen: 1) wenn man es geradezu zerstört, 2) wenn man es beschädiget, 3) wenn man die Anlässe zu solchen Beschädigungen und Zerstörungen eines Menschenlebens nicht ferne hält.

Die erste Sünde besteht in einem unmittelbaren Angriffe auf das Leben, in einer Handlung, wodurch das Leben des Nächsten geradezu zerstört wird. Wer absichtlich und unbefugter Weise solche Handlungen begeht, von denen er voraussieht und es auch ernstlich will, daß sie den Tod des Nächsten herbeiführen, der ist ein Mörder. Dieser Name kommt also allen denen zu, welche den Nächsten erschlagen, erstechen, erschießen, vergiften, ertränken oder ersticken, mögen sie nun selbst Hand angelegt, oder solches nur befohlen, angerathen oder gut geheißen haben. Deßhalb war David, der seinem Feldherrn Joab befahl, den Urias in die vorderste Reihe der Streiter hinzustellen, woselbst er getödtet werden mußte, ebenso gut ein Mörder, als Kain, der mit eigener Hand seinen Bruder Abel erschlagen hat; deßhalb waren die Pharisäer und Hohepriester, die den Heiland gefangen genommen und falsch angeklagt hatten, an seinem Tode ebenso schuld, wie Pilatus, der das Urtheil sprach, und die Kriegsknechte, die es vollzogen. Wer bedachtsamer und unberechtigter Weise den Tod eines Menschen herbeiführt durch Rath oder That, der ist ein Mörder. Mag der Ermordete sein, wer er will: Freund oder Feind, verwandt oder fremd, Kind oder Greis, Gatte oder Vater, Mutter oder Tochter. Der Unterschied liegt nur in der Schwere des Verbrechens, das um so gräßlicher sich gestaltet, je näher die getödtete Person dem Mörder gestanden ist.

Anders aber verhält sich die Sache, wenn die Tödtung eines Menschen weder freiwillig, noch ungerecht ist. Wer nicht den Willen hat zu tödten, der begeht auch keinen Mord, wenn er nicht etwa einer sträflichen Unvorsichtigkeit sich schuldig gemacht hat. Und wer das Recht hat zu tödten, der sündigt auch nicht gegen

das fünfte Gebot, wenn er sich dieses Rechtes bedient. Dieß Recht steht aber zu allererst der Obrigkeit zu. Sie ist nach den Worten des Apostels Gottes Dienerin und trägt nicht umsonst das Schwert; denn sie ist eine Rächerin zur Bestrafung für den, der das Böse thut. Darum ist sie berechtigt, solche Verbrecher, die ihr Leben nur zum Schaden der menschlichen Gesellschaft mißbrauchen, sogar mit dem Tode zu bestrafen. Gott selbst hatte durch Moses schon den Befehl gegeben: Wer Menschenblut vergißt, dessen Blut soll auch vergossen werden, und hatte überdieß auf manche andere Verbrechen die Todesstrafe gesetzt, deren Vollziehung die Obrigkeit zu besorgen hatte. Sie ist ja die Stellvertreterin Gottes und kann daher gleich ihm tödten, weßhalb der heilige Augustin sagt: Das Ansehen der Obrigkeit ist Gottes Ansehen, wenn sie tödtet, so tödtet Gott. Das Recht zu tödten steht sodann dem Soldaten im Kriege und überhaupt Allen zu, die das Vaterland vertheidigen; jedoch dürfen sie nur den bewaffneten Feind, nicht aber den wehrlosen und verwundeten Gegner und noch weniger Kinder, Weiber und Greise tödten. In diesem Falle würden sie Mörder genannt werden müssen. Das Recht zu tödten steht endlich einem Jeden zu, der einen ungerechten Angriff auf sein eigenes Leben zu bestehen hat. Mein eigenes Leben hat für mich größeren Werth, als das meines Nächsten. Werde ich an demselben widerrechtlich bedroht, dann steht es mir zu, mich zu vertheidigen, ich befinde mich im Stande der Nothwehr. Kann ich mich nicht anders retten, dann darf ich dem Angreifenden auch das Leben nehmen. Ich muß es aber schonen, so lange ich kann, und darf ihn darum nicht tödten, wenn ich ihn durch eine Verwundung oder auf andere Weise unschädlich machen kann, und wenn es sich nicht um mein Leben, sondern bloß um mein Geld und Eigenthum handelt; denn alle Habe eines Menschen erreicht noch nicht den Werth des Lebens. Also nur unter der zweifachen Bedingung, daß es sich um mein eigenes Leben handelt, und daß ich dasselbe auf keine andere Weise schützen kann, ist es mir erlaubt, einen Angreifer zu tödten. Außerdem wäre ich des Mordes schuldig, so oft ich wissentlich und unbefugt durch irgend eine Handlung das Leben nehmen würde. Nun was diesen Punkt betrifft, so können wir mit dem erwähnten Neger mit frohem Herzen sagen: Da bin ich nicht schuldig.

Sehen wir uns also den zweiten Punkt an! Er besteht in der Beschädigung des Menschenlebens, darin, daß dasselbe ver-

stümmelt, verkürzt und allmählich untergraben wird. Man kann und muß diese Sünde einen stillen oder feinen Mord am Nächsten nennen, und die Zahl dieser Mörder ist schon bedeutender als die Zahl derjenigen, die durch einen groben oder offenen Mord sich versündigen; denn vielfach ist die Art und Weise, eines stillen Mordes sich schuldig zu machen. Es begehen ihn Alle, die den Nächsten ungerechter Weise schlagen, verwunden oder sonst körperlich mißhandeln. Wie oft trägt er dadurch große und bleibende Nachtheile davon! Eines seiner Glieder, einer seiner Sinne ist und bleibt verstümmelt und verdorben, und seine ganze Gesundheit ist vielleicht von dieser Zeit an zerrüttet. Einen stillen Mord begehen diejenigen, welche durch harte, unmenschliche Behandlung, durch übertriebene Anstrengung, durch Ungerechtigkeit und Bedrückung das Leben Anderer verbittern und verkürzen. Wie Wenige, die auf solche Weise manchen Nagel zum Sarge des Nächsten geschmiedet haben, denken an ihr schreckliches Unrecht! Einen stillen Mord begehen jene Kinder, die ihre Eltern durch Widerspenstigkeit und schlechte Aufführung so kränken und ärgern, daß der Gram offenbar ihr Lebensende beschleunigen muß. O Gott, wie viele Kinder sind wohl hiedurch heimliche Vater- und Muttermörder geworden! Einen stillen Mord begehen jene Mütter, die in gewissen Umständen sich nicht in Acht nehmen und dadurch ein Kindesleben zerstören oder vergiften, das noch nicht das Licht der Welt erblickt hat, und jene Mütter, die ihre ganz kleinen Kinder mit sich ins Bett nehmen und der Gefahr aussetzen, daß dieselben ersticken oder von ihnen im Schlafe erdrückt werden. Ein warnendes Beispiel ist jene Mutter, von welcher die heilige Schrift erzählt, und die jenes weise Urtheil Salomons veranlaßt hat. Sie hatte ihr Kind im Schlafe erdrückt und es dann mit dem lebenden Kinde einer anderen Mutter ausgetauscht. Eine jede behauptete, das lebende sei das ihrige, bis Salomon befahl, ein Schwert zu bringen und das Kind zu theilen. Da offenbarte sich die rechte Mutter, indem sie bat, es ganz zu lassen und der Nachbarin zu übergeben, während diese mit der Theilung einverstanden war. Einen stillen Mord begehen jene Eltern, die ihre Kinder verzärteln von Jugend auf oder sie vernachlässigen in Speis und Trank, in Kleidung und Wohnung und nicht Acht haben auf die Lebensgefahren und Waghalsereien, denen dieselben sich aussetzen. Einen stillen Mord begehen jene ausschweifenden und sittlich verkommenen Mädchen, die

um der Schande zu entgehen, die Frucht ihrer Ausschweifung vertilgen, nicht erst, wenn sie bereits das Tageslicht erblickt hat, sondern noch ehe sie geboren ist. Der gleichen Sünde machen sich theilhaftig jene, die dazu rathen oder Mittel zu diesem Zwecke herbeischaffen. Mag ihre höllische Absicht erreicht werden oder nicht, so laden sie insgesammt nach den in unserer Diözese geltenden Bestimmungen ein Verbrechen auf sich, das ihnen die Exkommunikation zuzieht, und dessen Lossprechung dem Bischofe vorbehalten ist. Einen stillen Mord begehen jene unerfahrenen Aerzte, welche entweder nicht die nöthigen Kenntnisse zur Behandlung einer Krankheit besitzen oder nicht die nöthige Sorgfalt darauf verwenden; jene Apotheker, welche aus Gewinnsucht oder sträflicher Arglosigkeit unrechte oder verdorbene Arzneien verkaufen, und jene Krankenwärter, welche nicht die nöthige Aufmerksamkeit auf die ihnen anvertrauten Kranken verwenden und durch ihre Nachlässigkeit oder Nachgiebigkeit Schuld sind, wenn diese Kranken sich erkälten oder durch ungehörige Speisen und andere Dinge einen tödtlichen Verlauf der Krankheit herbeiführen. Einen stillen Mord begehen diejenigen, welche ungesunde oder gefälschte Nahrungsmittel verkaufen. Wenn das wahr ist, was man von der Bereitungsweise mancher Speisen und namentlich der Getränke sagt, wenn wirklich die behaupteten Bestandtheile, die nicht selten das pure Gift sind, dazu verwendet und daruntergemengt werden, dann unterhält mancher habsüchtige Gewerbeinhaber eine wirkliche Gifthütte und ist Schuld an den Krankheiten, am Siechthume und am vorzeitigen Tode von Tausenden. Als ein tausendfacher Mörder wird er einst von Gott gerichtet werden, wenn auch die irdische Obrigkeit wider ihn nicht eingeschritten ist, weil sie seinen Giftmischereien trotz chemischer Untersuchungen nicht auf die Spur kommen konnte. Einen stillen Mord begehen jene Hartherzigen, die dem Nächsten in Noth und Gefahr nicht beistehen und so Schuld werden an ihrem Siechthum oder an ihrem Untergange. Einen stillen Mord begehen unreinliche Hausfrauen, Mägde und Köchinnen, welche namentlich Küchen- und Kellergeschirr nicht sauber und rein erhalten und dadurch langsame Vergiftungen durch Grünspann oder andere Dinge herbeiführen, kurz Alle, die in irgend einer Weise Leben und Gesundheit ihrer Mitmenschen benachtheiligen. O wie viele Mörder und Mörderinnen wird uns der Gerichtstag zeigen, die hienieden als ehrliche Leute galten, und die Niemand des Mordes zu zeihen gewagt hätte.

Prüfen wir uns in dieser Hinsicht, dann schwindet vielleicht der frohe Muth, womit wir vorhin gesagt haben: Nicht schuldig! und in Reue müssen wir an unser Herz klopfen und sagen: Mea culpa, ja ich bin schuldig, denn wenn ich auch kein anderes Verbrechen wider das Leben des Nächsten mir vorzuwerfen habe, dann muß ich wenigstens gestehen, daß ich meinen Eltern oft Verdruß bereitet und dadurch vielleicht ihr Leben benachtheiliget habe.

Wir haben aber noch einen dritten Punkt, und dieser besteht in den Anlässen zur Beschädigung und zur Zerstörung des Lebens Anderer. Nicht nur die wirkliche That gegen das Leben des Nächsten ist durch das fünfte Gebot untersagt, sondern auch Alles, was zu dieser That führt und verleitet. Daher ist verboten der Zorn, weil er einer der Hauptanlässe zum Todtschlage ist. Wieviele haben von ihm sich schon verleiten lassen zu Angriffen auf Andere und sind dadurch Mörder geworden. Ein weiterer Anlaß zum Todtschlage und darum verboten durch das fünfte Gebot ist auch der Haß, dieser andauernde und mit Abneigung verbundene Zorn wider den Nächsten. „Jeder, der seinen Bruder hasset", schreibt der heilige Johannes, „ist ein Menschenmörder." Wie richtig diese Worte sind, beweiset Esau, der aus Haß seinen Bruder Jakob morden wollte; das beweisen die Pharisäer, die aus Haß Jesum ans Kreuz gebracht, und die Juden, die aus Haß den Stephanus zur Steinigung verurtheilten. Und wie viele Menschenleben sind sonst noch dem Hasse und der von ihm aufgestachelten Rachgier zum Opfer gefallen. Gleich dem Hasse arbeitet auch der Neid zum Morde. Durch den Neid des Teufels ist der Tod überhaupt in die Welt gekommen, durch den Neid des Kain hat die Erde zum erstenmal Menschen- und zwar Bruderblut getrunken. Eine reiche Quelle zu körperlichen Verletzungen und selbst zum Todtschlage sind auch Zank, Schimpf- und Fluchworte; denn sie reizen zum Zorn des Nächsten, entflammen seine Rachsucht und verursachen Raufereien, heimliche Nachstellungen und zuletzt rasche oder wohl ausgesonnene Vergewaltigungen und Tödtungen. Alle diese Sünden, Zorn, Haß, Neid, Streit, Beschimpfungen und Verwünschungen sind also zugleich durch das fünfte Gebot untersagt, und zwar nicht durch eine menschliche Meinung, sondern durch den klaren Befehl Christi selber. Er hat einstmals das fünfte Gebot selbst erklärt mit den Worten: Ihr habet gehört, daß den Alten gesagt worden ist: Du sollst nicht tödten, wer aber tödtet,

der soll des Gerichtes schuldig sein. Ich aber sage euch, daß ein Jeder, der über seinen Bruder zürnt, des Gerichtes schuldig sein wird. Wer aber zu seinem Bruder sagt: Raca! wird des Rathes schuldig sein, und wer sagt: Du Narr! wird des höllischen Feuers schuldig sein. Der Erlöser erklärte also Zorn und Haß, Schimpf- und Scheltworte als Sünde gegen das fünfte Gebot und zwar, weil sie zum wirklichen Todtschlage verleiten. Ist aber das nicht der Fall, dann machen sie doch den Menschen im Herzen zum Mörder. Wie oft wünscht er Anderen den Tod und mit welch entsetzlicher Freude würde er es vernehmen, daß sie ums Leben gekommen sind, — je elender, desto angenehmer für ihn. Prüfen wir uns nun auch über diesen Punkt, dann haben wir vielleicht noch mehr Ursache, uns schuldig zu bekennen und wohl gar mit dem erwähnten Neger auszurufen: Ich hätte nicht gedacht, daß ich so schlecht wäre. „Massa!" d. i. Lehrer, rief er dem Missionär zu, als ihm dieser das fünfte Gebot erklärt hatte, „Massa, ich glaube, noch vor dem Frühstück habe ich schon zehn Personen todtgeschlagen." Und du, mein Christ, hast vielleicht noch mehr getödtet, weil du heute schon die ganze Welt verwünscht und in die Hölle hinab verflucht hast. Darum erkenne dein Unrecht und meide es künftighin. Damit du das um so standhafter thust, so betrachten wir auch noch die Schwere dieser Sünde wider das Leben des Nächsten.

II.

Wie sündhaft jede Beeinträchtigung des Lebens Anderer ist, das haben wir schon vor acht Tagen kennen gelernt durch die Betrachtung des Werthes, den das Leben hat. Wir haben es als das kostbarste der zeitlichen Güter kennen gelernt. Je größer der Werth eines Gutes, desto größer ist auch die Frevelthat, die an demselben sich vergreift. Doch betrachten wir wenigstens die entsetzliche Sünde des gewaltsamen Mordes noch etwas näher und zwar in sich selber und in ihren Folgen. Der Mord, namentlich der vorsätzliche, ist eine entsetzliche Sünde, die zur Lossprechung in unserer Diözese dem Bischofe vorbehalten ist, eine himmelschreiende. „Die Stimme von deines Bruders Blut", sagt Gott zu Kain, „schreiet zu mir von der Erde." Ja der Todtschlag fordert die Rache Gottes heraus wegen seiner Schwere; denn der Menschenmörder greift frevelhaft in die Rechte Gottes ein. Gott ist der Urheber des Lebens; nur durch seinen Willen wird es gefristet und ohne ihn

kehrt es nicht zurück. Ich tödte, sagt er, und mache lebendig. Während wir ein anderes Gut, das wir dem Nächsten geraubt haben, ihm wieder erwerben und ersetzen können, sind wir dagegen nicht im Stande, das Leben ihm zurückzustellen. Mehr als jedes andere zeitliche Gut ist darum das Leben Gottes Eigenthum, weil er allein es geben kann. Wie darf also ein Mensch sich vermessen, dasselbe zu morden, ohne daß er eine der allerschwersten Sünden begeht? Er greift in die Rechte Gottes ein, weil er sein Eigenthum ihm entwendet und dazu noch einen seiner Diener. Der Zweck des Lebens ist, daß der Mensch für den Himmel sich vorbereite und Gottes Ehre fördere. Dadurch wird er der Lehensträger oder Diener und Knecht Gottes. Wer ihn tödtet, der beraubt Gott somit seines Dieners. Wie nun derjenige, der eines Andern Knecht in die Unmöglichkeit versetzt, fernerhin noch seinem Herrn zu dienen, in die Rechte dieses Herrn eingreift, so greift auch der Mörder vermessen in die Rechte Gottes ein.

Doch er versündigt sich auch gegen die Rechte der menschlichen Gesellschaft. Er untergräbt ja die Sicherheit derselben. Um kein Gut ist der Mensch so sehr besorgt, als um sein Leben. Ist nun dieses höchste aller Güter nicht gesichert, dann herrscht statt der Freude nur die Angst und der Schrecken, der Verkehr wird gestört, weil man das Leben keiner Gefahr aussetzen will, und an die Bethätigung der Liebe wird nicht mehr gedacht, weil man für sein Leben sorgen zu müssen glaubt. Ein einziger Raubmörder erhält eine ganze Gegend, ein muthwilliger Brandstifter versetzt eine ganze Stadt in Entsetzen und Verwirrung. Noch mehr aber sündigt der Mörder an einzelnen Gliedern der Gesellschaft, an den Angehörigen dessen, dem er das Leben genommen, und denen er damit einen Familienvater, einen Sohn, der die Stütze und der Trost seiner Eltern und kleineren Geschwister war, einen Wohlthäter und Erzieher, einen Rathgeber und Ernährer entrissen hat. Den größten Nachtheil aber bereitet der Mörder dem Gemordeten selber. Er nimmt ihm das kostbare Leben, mit dem kein anderes Gut in Vergleich kommt, und mit dem leiblichen Leben nimmt er ihm vielleicht auch das ewige. Ohne Vorbereitung, im Zustande der Ungnade schickt er ihn hinüber in die andere Welt, stürzt ihn in ein endloses Verderben, aus dem keine Reue, keine Buße, auch die größten und verdienstvollsten Werke des Mörders ihn nicht mehr befreien

können. Und wenn er selbst sich als Opfer seines gemordeten Bruders anbietet, wenn er für ihn sich verdammen läßt, er kann ihn nicht mehr erlösen. Hätte er das Leben ihm geschont, dann hätte er vielleicht noch Buße gethan und wäre selig geworden; aber nein, unbarmherzig hat er ihn hingeschlachtet und dadurch der göttlichen Langmuth und Barmherzigkeit sich in den Weg gestellt. Welch ein schauerilcher Frevel, der nur die entsetzlichsten Folgen haben kann.

Diese Folgen bestehen in einer dreifachen Strafe, in der Strafe des Gewissens, in der Strafe der Obrigkeit und in der Strafe Gottes. Mit dem Morde hat für den Mörder das letzte Stündlein der Ruhe und des Friedens geschlagen, das Brandmal ist seiner Seele aufgedrückt, und der Fluch ist über ihn hereingebrochen. „Du sollst verflucht sein auf Erden, die ihren Mund aufgethan und deines Bruders Blut von deiner Hand empfangen hat. Unstät und flüchtig sollst du auf Erden sein!“ — Dieß Urtheil, das Gott einst über Kain verhängt hat, empfindet auch der Mörder und irrt nun ohne Ruhe und ohne Rast umher. Es ergeht ihm, wie jenem gottlosen Kaiser Constans, der seinen Bruder Theodosius hatte morden lassen und der ihn nun immer zu sehen glaubte, einen Kelch voll Blut in der Hand und ihm zurufend: Trink, Bruder, trink! Und was er auch that und wohin er sich begab, er konnte dieser grauenhaften Vorstellung nicht mehr los werden. Aehnlich ist es noch allen Mördern ergangen. Ihre Unthat verfolgte sie bei Tag und bei Nacht, und Schrecken war ihr ganzes Leben; denn immer glaubten sie den sterbenden Blick ihres Schlachtopfers zu sehen und seine wimmernde Stimme zu vernehmen, immer schien der Erschlagene ihnen zu drohen und gleichsam ihnen auf dem Nacken zu sitzen. Ich weiß von einem solchen Mörder, daß er an die zehn Stunden weit fortrannte und nicht wagte umzuschauen, weil ihm war, als ob der Ermordete ihm nacheile, ja auf seinem Rücken sei. Diese Gewissensbisse haben schon Hunderte bewogen, entweder aus Verzweiflung sich selbst das Leben zu nehmen, oder ihre eigenen Ankläger bei der Obrigkeit zu werden. Wie diese den Mord bestraft, das wißt ihr selbst. Sie entzieht dem Mörder seine körperliche Freiheit, und wenn sie ihn nicht sterben läßt auf dem Schafotte, dann sperrt sie ihn doch ins Zuchthaus. Ueberlebt er auch seine Strafzeit, dann ist er doch bürgerlich

todt, ehrlos und gefürchtet sein Leben lang. Er ist unfähig zu einem jeden öffentlichen Amte und muß es sich gefallen lassen, wenn alle rechtschaffenen Leute mit scheuen Blicken ihm aus dem Wege gehen. So kommt der Mörder, wenn nicht um seine leibliche, so doch um seine bürgerliche Existenz, und diese irdische Strafe hat er zu fürchten, auch wenn er sein Verbrechen noch so verborgen begangen und Alles gethan hat, um es verborgen zu halten. Es ist wahrhaft auffallend, wie sich Gott der kleinsten Dinge bedient, um es an den Tag zu bringen. Ein Blutstropfen, ein Splitter, ein Streifen Papier, ein Haar, der Abdruck eines Schuhes reichen hin, den Mörder zu entlarven. Und wohl ihm, wenn die irdische Gerechtigkeit ihn ereilt; denn sonst ist es ewig um ihn geschehen, wenn er in die Hände des lebendigen Gottes fällt. Er hat Anderen den Tod gegeben, nun wird er selbst dem ewigen Tode überliefert und in jenem Kerker eingeschlossen werden, wo der Wurm nicht stirbt und das Feuer nicht erlischt. Wie furchtbar mag die Höllenqual eines Mörders sein! Aber kann er denn sein Verbrechen nicht sühnen und Gnade erlangen? Allerdings kann er das, aber nur durch eine schwere und lange Buße. Auch eine Mordthat kann, wenn sie reuig gebeichtet wird, vergeben werden; aber sie erheischt eine große, eine lebenslängliche Buße, und zudem muß der Mörder auch allen Schaden gut machen, den er zugefügt hat, muß für den Getödteten, weil er durch alle Mittel ihn nicht mehr lebendig machen kann, wenigstens fleißig beten und seinen Angehörigen vergüten, was sie an und mit dem Gemordeten vielleicht verloren haben. Trotzdem aber wird die Ruhe nie vollständig zurückkehren in die Seele des Mörders, ein Stein wird ihm immer auf dem Herzen liegen, und ein Wurm an seiner Seele nagen. Das ist auch eine Buße, die der Ewige über ihn verhängt bis zum Tode. Darum mag er sie tragen in der Hoffnung, daß er wenigstens nach dem Tode Frieden finden soll.

Glücklich wir, daß wir von dieser Seelenpein nichts wissen, und diese dreifache Strafe nicht zu fürchen haben, weil kein Menschenblut an unsern Händen klebt. Allein wer steht, der sehe zu, daß er nicht falle! Es ist schon Mancher zum Mörder geworden, der früher gar nicht daran dachte. Darum hüten wir uns vor jedem ungerechten Angriffe auf den Nächsten und vor Allem, was zum Morde führt. Bändigen wir den Zorn, dulden wir keinen Haß und Neid im Herzen, wünschen wir Niemanden Böses, fliehen

wir Zank und Streit und alle Schmähreden! Bieten wir Alles auf, um mit dem Nächsten im Frieden und Eintracht zu leben, sein Dasein zu erhalten und zu versüßen. So verlangt es das fünfte Gebot, das wie jedes andere nicht bloß verbietet, sondern auch gebietet. Dann werden wir gute Tage sehen auf Erden und ewige Jahre erleben im Himmel.

Dritte Predigt.

Die Sünden gegen das eigene Leibesleben.

„Thu dir selbst kein Leid an.“ Ap.-Gesch. 16, 18.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

Wenn der Aussätzige sich dem göttlichen Heilande naht mit der demüthigen und glaubensvollen Bitte: Herr, wenn du willst, kannst du mich reinigen, dann nimmt mich das nicht Wunder; denn es handelt sich um die Befreiung von einem lästigen Uebel, um seine eigene Heilung; aber staunen muß ich, wenn ich den heidnischen Hauptmann kommen sehe und ihn bitten höre für seinen Knecht. Ein Musterbild des Glaubens und der Demuth ist er auch das Muster eines besorgten und liebevollen Hausvaters. Seine Sorge und seine Liebe dehnt sich bis auf seinen Knecht aus, der an einer schmerzlichen Krankheit darniederliegt. Weit entfernt, denselben, weil er nicht nur keine Arbeit verrichten kann, sondern auch Pflege erheischt, aus dem Hause zu stoßen und seinem weitern Loose zu überlassen, sieht er sich für ihn vielmehr um Hilfe um und sucht sie da, wo sie am ersten gefunden werden kann. Er eilt zu Jesus und bewegt ihn nicht nur durch die eigenen Tugenden, sondern auch durch das Lob, das er seinem Diener spendet, zu dessen Heilung. Er hilft ihm von seinen Schmerzen, er verschafft ihm die Gesundheit wieder. Dadurch aber hat er sich auch als einen treuen Beobachter des fünften Gebotes erwiesen, das uns verpflichtet, für das Leben und für die Gesundheit des Nächsten Sorge zu tragen.

Während ich aber den Hauptmann lobe, will ich den Aussätzigen keineswegs zurücksetzen. Indem er mit flehentlicher und

vertrauensvoller Bitte die Befreiung von seinem Aussatze verlangt, kommt auch er der Vorschrift des fünften Gebotes nach. Was wir dem Nächsten schulden, das schulden wir auch uns selber nach dem Grundsatze: Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst. Wir dürfen, wir müssen auch um unser eigenes Leben und seine Gesundheit besorgt sein; aber auf eine ordentliche und vernünftige Weise, die sich ferne hält von jeder Gesundheitspedanterie, die pflichtschuldige Arbeiten und anbefohlene Andachtsübungen unterläßt, unter dem Vorwande, daß die Gesundheit Nachtheil erleiden könnte, und die sich alle möglichen Leiden einbildet und alle Aerzte befragt und alle möglichen Mittel gebraucht. Diese ängstliche und übertriebene Sorgfalt, hervorgerufen durch eine unordentliche Anhänglichkeit an die Welt und ihre Güter, ist Thorheit und Sünde. Davon aber zeigt unser Aussätziger im Evangelium keine Spur, sondern er bittet um Hinwegnahme eines wirklichen Leidens und diese Bitte ist gerecht und weise. Während wir deßhalb den Hauptmann uns zum Vorbilde nehmen in unserm Verhalten gegen das Leben des Nächsten, wollen wir den Aussätzigen nachahmen in der Sorge für unser eigenes Leben. Dann werden wir uns frei erhalten von jenen Versündigungen wider das fünfte Gebot, deren man am **eigenen Leibe und Leben** sich schuldig machen kann. Von diesen **Versündigungen** soll nun heute die Rede sein. Wir beginnen, wie immer, unter dem Beistande unserer makellosen Mutter Maria.

Die Versündigung gegen das eigentliche Leben heißt Selbstmord, und dieser Selbstmord kann ein dreifacher sein: 1) ein grober Selbstmord, der in der gewaltsamen und plötzlichen Zerstörung des Lebens, 2) ein feiner Selbstmord, der in der allmählichen Untergrabung der Gesundheit oder in der Beschädigung und Verstümmelung des Leibes, und 3) ein innerlicher Selbstmord, der im Wunsche nach dem Tode besteht. Betrachten und entwickeln wir nun näher diese drei Arten! Die größte Versündigung besteht unstreitig im groben Selbstmorde. Dieser besteht darin, daß Jemand wissentlich und vorsätzlich eine Handlung unternimmt, die sein Leben enden muß; also, wenn er sich erschießt, erhängt, vergiftet, ertränkt, von der Eisenbahn überfahren läßt oder sonst auf eine andere Weise sich den Tod gibt. Ich habe gesagt: wissentlich und vorsätzlich; denn Selbstmord kann es nicht genannt werden, wenn Jemand

verunglückt, ohne daß er es gewollt und vorausgesehen hat. Ebenso ist es zwar Selbstmord, aber keine Sünde, wenn Jemand im unverschuldeten Wahnsinne sich das Leben genommen hat. In diesem Zustande ist er ja nicht zurechnungsfähig gewesen. Dagegen aber entschuldiget ein Wahnsinn, der durch unsittliches Leben herbeigeführt worden und gleichsam das äußerste Ende der Lasterhaftigkeit gewesen ist, den Selbstmörder nicht. Wer aber, um sein Leben zu erretten, zu einer sehr schmerzhaften Kur oder Amputation sich nicht entschließen mag, besonders wenn das Resultat sehr zweifelhaft und sein Leben nicht von höchster Wichtigkeit ist, der kann gleichfalls nicht zu den Selbstmördern gezählt werden, weil er nicht absichtlich das Ende des Lebens herbeiführen will. Endlich sind auch die nicht als Selbstmörder zu betrachten, die, um einer Sünde, z. B. einem Angriffe auf die Keuschheit, zu entgehen, sich in Todesgefahr stürzen. Aber Selbstmörder sind ohne allen Zweifel diejenigen, die in einem Duelle fallen. Duell oder Zweikampf nennt man den Kampf zweier Personen nach vorhergegangener Verabredung oder Uebereinkunft. Jemand ist oder hält sich für beleidiget und fordert seinen Beleidiger heraus, zu einer bestimmten Zeit, an einem bestimmten Orte, mit dieser oder jener bestimmten Waffengattung sich mit ihm zu schlagen. Nimmt nun jener die Herausforderung an und kommt es wirklich zum Kampfe, so ist dieß ein Zweikampf oder Duell. Ein solcher Kampf ist in jedem Falle, auch wenn er nicht auf Leben oder Tod geht, ein großes Verbrechen. Er ist ein Akt der Selbstrache, ein trauriges Ueberbleibsel des Faustrechtes und eine Verletzung aller weltlichen und göttlichen Gesetze, abgesehen von seiner Thorheit, die darin besteht, daß gerade der Beleidigte in diesem Kampfe den Kürzeren ziehen und nicht bloß mit einem Gliede seines Leibes, sondern mit seinem eigenen Leben büßen kann. Dann aber gilt er als Selbstmörder, weil er selbst unnöthiger Weise, aus Rachgier und Stolz seinen Tod herbeigeführt hat. Bleibt er aber Sieger und wird der Beleidiger getödtet, dann ist er ein Mörder, weil er einem Andern das Leben geraubt hat. Deßhalb hat die Kirche von jeher solche Duelle verworfen und zum Zeichen ihres Abscheues gegen dieselben verordnet, daß nicht nur die Kämpfenden selber, sondern auch alle, die einen solchen Kampf begünstigen und daran als Helfer oder absichtliche Zuschauer sich betheiligen, augenblicklich mit der schweren Strafe des Kirchenbannes belegt, und daß jene, die im Duell fallen, des kirchlichen

Begräbnisses beraubt sein sollen. Deßungeachtet besteht diese unsinnige, barbarische und durchaus unchristliche Unsitte fort und gerade in jenen Ständen, die sich der Bildung und Aufklärung rühmen wollen. In diesem Punkte stellen sie sich aber auf dieselbe Stufe mit Bauernburschen, die nach dem Messer oder nach dem Maßkruge greifen, wenn sie beleidigt werden, und in Balgerei und Rauferei die vermeintliche Schmach auslöschen wollen. Zwischen ihnen und zwischen Duellanten finde ich weiter keinen Unterschied, als den der Waffen; denn was die einen mit Stuhlfüßen und Messer thun, das thun die andern mit Pistolen und Degen, sie verwunden oder tödten, indem sie Rache nehmen und Faustrecht üben. Darum zählen sie auch unter die Mörder und häufen die Zahl der Selbstmörder. Und doch wäre diese schon an sich groß genug. Namentlich in großen Städten vergeht ja keine Woche, ohne daß nicht ein paar Selbstmorde begangen werden. Das darf aber auch nicht Wunder nehmen; denn je mehr die Religion mit Füßen getreten, und je eifriger das Laster gepflegt wird, desto häufiger muß das unnatürliche Verbrechen des Selbstmordes werden. Ohne Religion hat der Mensch keinen Halt und keinen Trost, und durch das Laster stürzt er sich in Abgründe, in denen Armuth oder Schmach ihn zu ersticken drohen. Er greift also zum Selbstmorde, um ein Leben zu enden, das ihm vor Uebersättigung zum Ekel oder durch Gewissensbisse zur Qual geworden, das durch Unterschlagungen und Verbrechen dem Gefängniß verfallen oder durch leibliches Siechthum zerrüttet ist. Auch die Romanleserei und der Spieltisch, Sinnlichkeit oder sogenannte unglückliche Liebe, sowie Verzweiflung in Folge von verfehlten Spekulationen und Unternehmungen liefern alljährlich ein bedeutendes Heer von Selbstmördern. Doch immer läßt sich auch bei ihnen der Selbstmord auf Mangel an Religion oder auf vorausgehende Lasterhaftigkeit zurückführen.

Neben diesem gewaltsamen oder grobem Selbstmorde läuft aber noch der stille oder feine einher, der in der Beschädigung der Gesundheit und in der allmählichen Untergrabung des Lebens besteht nnd mehr oder minder bewußt vollbracht wird. Ein solch feiner Selbstmord wird begangen durch jede freiwillige Verstümmelung seiner selbst. Werthvoll ist jedes unserer Glieder, jeder unserer Sinne und eine Gabe Gottes, die uns heilig sein muß, und die wir erhalten müssen, solange wir können. Wer sich also wissentlich

eines solchen Gliedes beraubt oder einen dieser Sinne verdirbt, der begeht eine Sünde. Diese Sünde haben schon Manche auf sich geladen, um der Militärpflicht sich zu entziehen. Aber nicht minder sündiget auch, wer nicht die gehörige Vorsicht anwendet, wenn er mit Feuer und Licht, mit Maschinen und Gewehren, mit Pulver und andern Dingen umgeht, durch die man leicht beschädiget und vielleicht auch getödtet werden kann. Ein feiner Selbstmord wird begangen durch kühne Unternehmungen und Wagnisse, bei denen oft das Leben selber auf dem Spiele steht. Wie verwegen zeigen sich da gar Viele! Sie klettern an Gegenständen hinauf, die zu wenig fest und stark sind, um sie zu tragen, sie besteigen Felsen und Berge, auf denen ein einziger Fehltritt unvermeidlichen Tod bringt, sie gehen sorglos auf Baugerüsten umher, die nicht sorgfältig genug hergestellt sind, und wagen sich in schwindelnder Höhe bis auf die äußersten Spitzen hinaus; sie tummeln sich noch auf dem Eise, wenn es gleich unter ihren Füßen kracht, und baden an Orten, an denen sie leicht ertrinken können. All diese Waghalsereien sind Sünde, und diejenigen, welche dabei das Leben verlieren, müssen Selbstmörder genannt werden. Nie darf man sein Leben unnöthiger Weise einer Gefahr aussetzen, sondern nur, wenn die Pflicht es gebietet. Eine solche Pflicht aber hat der Seelsorger, der jedem Kranken ohne Unterschied und ohne Rücksicht auf Ansteckung die heiligen Sakramente spenden und Beistand leisten muß, dann der Arzt, der keine Krankheit scheuen darf, und der Soldat, der bereit sein muß, auf dem Schlachtfelde auch sein Leben einzusetzen. Für die genannten Personen ist die Gefährdung des eigenen Lebens bei Ausübung ihres Berufes in den angedeuteten Fällen sogar heilige Pflicht. Ein stiller Selbstmord aber wird ferner begangen durch übertriebene Anstrengung. Der Mensch muß in Allem, so auch in der Arbeit ein bestimmtes Maaß beobachten; denn die Kräfte können so wenig als die Sehne eines Bogens in beständiger Spannung sein. Werden sie nicht gestärkt durch Erholung und Ruhe zu rechter Zeit, dann müssen sie erschlaffen, und ein vorzeitiger Tod ist die Folge. Dieser Tod aber ist selbst verschuldet und eine Sünde.

Ein feiner Selbstmord wird begangen durch Vernachlässigung der zu beobachtenden Gesundheitsregeln. Jedermann weiß, daß es nachtheilig ist, sich rasch abzukühlen oder schnell hineinzutrinken, wenn man vorher durch anstrengende Bewegung sich erhitzt hat.

Eine solche Unvorsichtigkeit kann augenblicklichen Tod oder doch unheilbares Siechthum, jedenfalls eine langwierige Krankheit zur Folge haben. Wie viele Leben sind auf diese Weise, namentlich bei Tanzgelegenheiten schon zerstört worden! Man hat die Lungen- oder Schwindsucht in sich hineingetanzt und hineingetrunken, die noch befördert worden ist durch das thörichte Schnüren. Wie viele Selbstmörder hat nur die Eitelkeit eines schlanken Leibes und überhaupt die Modesucht gemacht! Ein feiner Selbstmord wird begangen durch Unmäßigkeit und Genuß von ungesunden Nahrungsmitteln. Gar Mancher weiß, daß diese Speise, jenes Getränk mit seiner Gesundheit sich nicht vertrage, daß das Rauchen ihm schädlich sei, daß besonders gewisse geistige Getränke ein wahres Gift sind; allein deßungeachtet steht er davon nicht ab, genießt sie sogar im Uebermaße, fröhnt überhaupt der Eßlust und der Trunkenheit, obwohl alle Aerzte und alle Erfahrungen das Wort des weisen Mannes bestätigen müssen: „Auf den Genuß vieler Speisen folgt Krankheit . . . wegen Unmäßigkeit sind schon viele gestorben.“ (Sir. 37.) So haben Tausende und Tausende es kaum bis zur Hälfte ihres Lebens gebracht und die andere Hälfte gemordet. Wie werden sie einst für diese verlorene Zeit Rechenschaft geben können? Ein stiller Selbstmord wird begangen durch heftige Gemüthsbewegungen, ungestüme Begierden und herrschende Laster und Leidenschaften. Wer zählt die Unglücklichen alle, die dadurch ein frühes Grab sich bereiten? Jeder ungezügelte Affekt ist ein Gehilfe des Todes. Das gilt von der Traurigkeit, die schon Viele getödtet hat, vom Zorne, durch den der Mensch sich langsam vergiftet, vom Neide, der die Gebeine vertrocknet, vom Geize, der nicht satt wird, bis er darbend sein Leben verzehrt, von der Ehrfurcht, die den Menschen zu Tode spornt, vom Haße, der ihn nach und nach verbrennt, und ganz besonders von der Wollust, die den ganzen Leib in Fäulniß wandelt. Wer zählt die Todesopfer, die durch Unlauterkeit gefallen sind, die durch heimliche Sünden und durch offenkundige Ausschweifungen sich erst entkräftet und das Mark aus ihren Gebeinen gezogen und dann noch lebend den Würmern zum Fraße hingeworfen haben? Sie alle sind Selbstmörder gewesen.

Einen feinen Selbstmord begehen endlich jene, die in Krankheitsfällen nicht für ihre Genesung sorgen, weil sie Pfuscher statt des Arztes befragen, obwohl die heilige Schrift gebietet: „Ehre den Arzt um der Noth willen; denn der Allerhöchste hat ihn er-

schaffen" (Sir. 38), weil sie keine Arzneien nehmen wollen, obwohl dieselbe heilige Schrift sagt: „Der Allerhöchste schuf die Arzneien, und der weise Mann hat keinen Abscheu davor"; weil sie den erhaltenen Vorschriften in Bezug auf Diät nicht nachkommen und durch ihre Unenthaltsamkeit am tödtlichen Ausgange ihrer Krankheit Schuld sind. Wer wird es bestreiten können, daß solche sich selber getödtet haben? Seht da wie verschieden und wie zahlreich die Sünden gegen das eigene Leben sind!

Dazu kommen auch diejenigen noch, die ich einen innerlichen Selbstmord genannt habe. Darunter aber verstehe ich das ungerechtfertigte Verlangen nach dem Tode. Ist es auch erlaubt, den Tod sich zu wünschen und zu ersehnen aus Liebe zu Gott, damit man ihn nicht mehr beleidige, damit man seiner Anschauung theilhaftig werden und ihn noch besser lieben möge, wie einst der heilige Paulus that mit den Worten: „Ich verlange aufgelöst zu werden und mit Christo zu sein", so ist es doch Sünde, aus Unmuth, wegen Mangel an Geduld und Ergebung, in Kreuz und Elend, wegen Armuth und Mißgeschick oder aus Verzweiflung sich das Sterben zu wünschen. Ein solcher Wunsch ist eine Beleidigung Gottes, der das Leben uns gab und erhält, und dessen Willen wir uns zu unterwerfen haben, auch in Trübsal und Schmerz. Wie thöricht ist ein solches Verlangen nach dem Tode, der dich unvorbereitet treffen würde, wenn Gott dir willfahren wollte, und wie schaudererregend ist es, wenn dasselbe etwa gar mit einer Verwünschung und mit dem Fluche verbunden wäre, daß dich der böse Feind holen solle! Wie kann doch ein Mensch so lieblos gegen sich selber sein und nicht bloß sein Leben, sondern auch seine Seligkeit verwünschen! Und doch geschieht es täglich tausendmal. Und so sündigt man gegen das eigene Leben, im Herzen und im Werke, durch Wort und That. Wie schwer diese Sünde sei, davon im 2. Theile.

II.

Was ich jetzt sage, gilt zwar zunächst vom gewaltsamen Selbstmorde; aber es hat seine Bedeutung auch für den feinen Selbstmord, der mehr oder minder an den groben streift und darum verhältnißmäßig auch seine Sündhaftigkeit theilt. Betrachten wir diese, dann stellt sie sich überaus schwer dar, weil der Selbstmord ein dreifaches Verbrechen ist, ein Verbrechen gegen Gott, gegen sich selbst und gegen die Gesellschaft.

Der Selbstmörder tödtet ein Leben, das Gott gehört. Wir nennen zwar das Leben unser Eigenthum, wir sagen: „mein Leben"; allein dieser Ausdruck gilt nur insoferne, als wir Nutznießer desselben sind. Das Leben ist nur ein geliehenes Gut und muß als solches wohl in Acht gonommen werden. Viele von euch besitzen kein eigenes Haus, sondern leben nur in einer gemietheten Wohnung. Wenn sie nun dieselbe deßungeachtet die ihrige nennen und sagen: „meine Wohnung", so bedeutet das nur, daß sie dieselbe für eine bestimmte Summe zur Nutznießung haben, nicht aber, daß sie unumschränkte Eigenthümer derselben sind. Deßhalb aber müssen sie diese Wohnung in Acht nehmen, dürfen darin nichts verderben, nichts ohne Einwilligung des Hausherrn abändern, noch weniger sie ganz zerstören. Würden sie das thun, so würden sie die Rechte des wirklichen Eigenthümers verletzen und müßten sich schwere Strafen gefallen lassen. Gerade so verhält es sich mit dem Leben. Wer es untergräbt oder zerstört, der greift in die Rechte Gottes ein, der der wirkliche Herr desselben ist, und muß sich auf dessen strenge Strafe gefaßt machen. Diese verdient er umsomehr, als er frech ihm auch den Dienst aufkündet, welchen er seinem Herrn und Schöpfer schuldet. Gott hat uns ins Leben gerufen mit der Bestimmung, daß wir unsern Schöpfer durch treuen Dienst verherrlichen, so lange er es haben will. Was thut nun der Selbstmörder? Indem er sein Leben zerstört, spricht er zwar nicht mit den Worten, aber durch die That: Ich unternehme jetzt eine Handlung, wodurch ich dir, o Gott, unwiderruflich und ein für allemal meinen Dienst aufkünde; ich bewirke die Unmöglichkeit, dir je noch einmal dienen zu können. Eine solch vermessene Sprache, eine so freche Handlung, ein so frevelhafter Eingriff in die Majestätsrechte Gottes muß aber doch wohl als eine schwere Sünde betrachtet werden.

Und diese Todsünde ist das letzte Werk des Selbstmörders. Mit ihr erscheint er vor seinem Richter im Jenseits, erscheint, ohne sie bereut zu haben, ohne sie je mehr bereuen zu können. Was kann er da anders erwarten als die ewige Verdammung. Ich weiß von Selbstmördern, welche die Sache recht klug anzustellen glaubten, indem sie vor ihrer schrecklichen That die heiligen Sakramente empfingen. Allein wozu sollte das dienen? Dieser Empfang der Heilsgeheimnisse war offenbar ungiltig und unwürdig, weil sie eine schwere Sünde, nämlich den beabsichtigten Selbstmord, nicht bereut

und gebeichtet haben. Hätten sie das gethan, dann würden sie ja von diesem Verbrechen abgestanden sein. Nehmen wir aber auch an, sie hätten die heiligen Sakramente giltig empfangen, dann konnte das ihnen doch nicht nützen, weil sie durch den Selbstmord wieder eine neue schwere Sünde begangen haben, mit der sie in die Ewigkeit eingetreten sind. Solche Leute kommen mir vor, wie ein Mensch, der, um sein Haus vor Schaden zu bewahren, alle brennbaren Stoffe aus demselben entfernt, nur ein Pulverfäßchen nicht, in das er vielmehr den glühenden Schwamm steckt. Das wird hinreichen, ihn und sein Haus in die Luft zu sprengen. So reicht auch die einzige Sünde des Selbstmordes hin, einen Menschen in die Hölle zu stürzen. Unbedenklich dürfen wir deßhalb sagen: Der Selbstmord ist der sicherste und kürzeste Weg zur Hölle. Seht dieser Ort der Verzweiflung ist es, den der Mensch sich erwählt statt der irdischen Schande, die er durch wahre Besserung nach und nach wieder auslöschen könnte; statt eines schmerzlichen Leidens, das nach wenigen Jahren selber enden würde; statt eines Verlustes, den er verschmerzen oder wieder ergänzen könnte; statt einer Strafe, die er noch abbüßen könnte. Nein, das will er nicht, lieber macht er aus dem zeitlichen Uebel ein ewiges, lieber wählt er ewige Strafe, ewigen Schmerz, ewige Schande. Er verwirft sich selber. Soll ihn da die Welt, soll ihn die Kirche noch ehren? Mit Recht wendet sich von ihm schaudernd und verachtend jeder Rechtschaffene, und mit Recht versagt ihm die Kirche die Ehre des christlichen Begräbnisses und ihr Gebet. Warum soll sie beten und opfern für eine Seele, die voraussichtlich verdammt ist, und was soll sie einen Leib ehrenvoll begraben, der sich selbst entehrt hat? Der Selbstmörder hat gefrevelt gegen seine eigene Natur, hat gethan, was allen Gefühlen widerspricht, indem er zerstörte, was doch dem Menschen von Geburt an das Liebste ist, und dessen Erhaltung er alle Sorge gewidmet hat. Mit Recht entsetzt sich die ganze Menschheit über ein solch unnatürliches Verbrechen; daher erklärt sich auch das Grauen, das unheimliche Gefühl, das uns ergreift beim Anblicke der Leiche eines Selbstmörders und jedesmal, so oft wir den Ort betreten, wo er sein unseliges Ende sich gegeben hat. Eine Stimme in unserm Innern, ein peinliches Gefühl sagt uns gleichsam: Siehe, hier hat ein fluchwürdiger Mensch die fluchwürdigste That begangen, indem er selber das eigene Leben entzwei geschnitten hat.

Damit aber hat er auch an der Gesellschaft gesündiget. Er hat ihr ein Mitglied geraubt, das durch kein anderes noch ersetzt ist, er hat der Obrigkeit Trotz geboten, die ihn bestrafen wollte, er hat sich Verbindlichkeiten entzogen, denen er noch zu genügen hatte, er hat allgemeines Aergerniß gegeben. Er hat gesündigt wider seine Kirche, die er gekränkt und als ungerathenes Kind mit Schmach überhäuft hat; er hat gesündiget an seinen Angehörigen und Verwandten, denen er vielleicht die nöthige Stütze raubt, auf jeden Fall unsäglichen Kummer und Schmerz, in gewissem Sinne auch Schande bereitet; denn gar oft trägt die Welt jene Schande, die den Selbstmörder trifft, auch auf dessen Angehörige über. Und welch ein qualvoller Gedanke muß es für diese sein, sich sagen zu müssen: Auf ewig werden wir getrennt sein von denjenigen, die wir unsern Vater, unsern Bruder nannten und als Mutter oder Schwester liebten!

Das ist also mit den Augen der Vernunft betrachtet das dreifache Verbrechen des Selbstmordes. Was soll man nun sagen, wenn es Leute gibt, die dasselbe deßungeachtet vertheidigen und sogar loben? Von christlicher Gesinnung kann da keine Rede mehr sein; aber auch die Vernunft hat da aufgehört. Diese Vertheidiger und Lobredner sind so unmenschlich, wie der Selbstmörder selbst, der eine That vollbringt, deren selbst das Thier und der wilde Tiger nicht fähig ist. Kein Thier zerfleischt sich selbst. Und doch will man diese Unthat des Selbstmordes rechtfertigen? Nun womit denn? Hören wir noch kurz diese Einwände!

Das Leben dieses Menschen, sagt man, ist so freudeleer und elend gewesen, daß er am besten that, es zu enden! Unvernunft, die solches sprechen und behaupten kann, daß es besser sei, das ewige Elend dem zeitlichen vorzuziehen. Ja wenn es besser ist, aus dem Regen sich unter die Traufe zu begeben, dann hat er weise gehandelt. Dieser Mensch heißt es, war so in der Klemme, daß er keinen andern Ausweg hatte, als den Selbstmord. Aber hat er denn dadurch sich nicht in eine weit größere und ewige Klemme gebracht? Das menschliche Leben, sagt ein Anderer, ist so vielen Zufällen Preis gegeben; der Eine kommt auf diese, der Andere auf jene Weise um. Soll nun der Mensch sich das nicht selbst anthun dürfen, was ihm durch Unfall geschehen kann? Diese Einrede behauptet, wenn wir sie uns genau ansehen, daß der Mensch dasselbe thun darf, was Gott thut, denn was haben wir unter dem

Unfalle zu verstehen, der uns den Tod bringen kann? Offenbar eine Schickung der göttlichen Vorsehung; denn Alles geschieht nach Gottes Leitung und Willen, nichts durch einen sogenannten Zufall. Verlieren wir also unser Leben durch einen Unfall, dann ist es Gott, der es genommen hat. Er hatte das Recht dazu, wir aber nicht. Da wir, sagt ganz treffend der heilige Lactantius, nicht durch unsern eigenen Willen in diese Welt gekommen sind, so dürfen wir auch nicht aus ihr gehen ohne den Befehl Gottes.

Das Leben, wendet man wiederum ein, ist ein Geschenk. Jedes Geschenk kann ich, wenn es mir nicht mehr gefällt, zurückgeben, also auch das Leben. Das ist ganz richtig, aber damit muß ich auch verzichten auf allen Gewinn, den ich mit diesem Geschenke machen konnte. Der Gewinn, den uns das Leben bringen soll, ist nun aber die ewige Seligkeit. Auf diese muß ich also verzichten, wenn ich Gott das Geschenk des Lebens wieder vor die Füße werfe. Ja wer verdammt werden will, dem steht es allzeit frei, sich selbst zu tödten!

Kein Selbstmörder ist zurechnungsfähig, sagt ein Anderer, weil er offenbar im Zustande des Wahnsinnes handelt. Wäre er seiner selbst mächtig, dann würde er sich an sich selber nicht vergreifen. Ja, daß der Selbstmord ein Wahnsinn ist, das gebe ich zu, aber nicht, daß jeder Selbstmörder im Wahnsinne handelt. Wie kann das sein, wenn er mit voller Ueberlegung Zeit und Ort und Mittel zu seinem Verbrechen aussucht, wenn er bis zur letzten Stunde sich vollkommen zurechnungsfähig gezeigt hat? Hätte man ihn noch eine Stunde vor seinem Tode als einen Narren erklärt, dann würde dieß als die ärgste Beleidigung gegolten haben. Erst nachdem er sein düsteres Werk vollbracht hat, muß er ein Narr gewesen sein. Ja, das ist er in einem gewissen Sinne, weil er als ein vernünftiger Mensch die That eines Narren verübt hat.

Endlich heißt es noch: Der Selbstmord ist ein Zeichen von Heldenmuth: denn es gehört Muth dazu, eine Pistole zu laden, an seinen Mund zu bringen und loszudrücken; das thut kein Feigling. Diese Behauptung wird namentlich in Romanen in den verschiedensten Weisen breit getreten und dem Selbstmörder die Lorbeerkrone der Tapferkeit aufs Haupt gesetzt, die er doch ebenso wenig verdient, als der Soldat, der von seinem Posten gewichen und aus der Schlacht geflohen ist. Warum hat er denn nicht Stand gehalten? Ja, weil er den Tod gefürchtet hat, er floh, weil er keinen Muth

besaß. Und weßhalb hat denn der Selbstmörder sich den Tod gegeben? That er das, solange sein Leben von Ehre und Vergnügen umflossen war? Ach nein, diesen Schritt unternahm er erst, als die Tage kamen, die ihm nicht mehr behagten, als die Freudenbecher erschöpft und die Hefe zu schlürfen war, als seine Veruntreuungen und Schlechtigkeiten ans Licht gezogen wurden, als er sich verantworten und die verschuldete Kerkerhaft antreten, kurz als er für seine Sünden einstehen und ihre Folgen tragen sollte. Statt dieß zu thun, und dadurch sich mannhaft zu zeigen, lief er davon und sogar hinaus aus der Welt. Und ein solcher Ausreißer wird nun als Held gepriesen! Wißt ihr nun, wo ihr die Helden zu suchen habt? Nicht im Schlachtgetümmel, mitten im Pulverdampfe, sondern dort weit hinter den Schlachtreihen, wo die Flüchtlinge laufen, um aus der Kugelweite zu kommen. Die am schnellsten laufen, sind natürlich die größten Helden. Das kommt euch lächerlich vor? Es ist auch wirklich lächerlich; aber ebenso lächerlich ist auch, was man zur Beschönigung des Selbstmordes vorbringt, dem man vernünftiger Weise nie das Wort reden kann, den man allzeit verabscheuen muß als ein ungeheuerliches Verbrechen. Gott bewahre uns vor demselben. Amen.

Vierte Predigt.

Das Aergerniß.

„Wehe dem Menschen, durch welchen Aergerniß kommt!“ Matth. 18, 7.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

Keiner von uns kann sagen: „Es hat uns Niemand gedungen“; denn schon von Jugend auf, schon in der heiligen Taufe sind wir eingeführt worden in den Weinberg des Herrn, unter dem wir, wie bekannt, die katholische Kirche zu verstehen haben. Da ist Jedem von uns sein Wirkungskreis angewiesen worden, indem er für die Ehre Gottes und das Heil des Nächsten arbeiten muß. Nur wenn er dieß eifrig sich angelegen sein läßt, darf er den Zehner hoffen am Abende seines Lebens. Bleibt er aber unthätig, dann wird er auch ohne Lohn bleiben, und nicht blos das, er hat auch gerechte Strafe zu erwarten. Was aber wird erst erfolgen, wenn er auch seine Mitarbeiter verreizt zu gleicher Unthätigkeit, wenn er den Weinberg sogar verwüstet und auch Andere zu Genossen dieser Verwüstung macht? Und doch wie Viele scheinen in den Verband der Kirche nur eingetreten zu sein, um sie zu schänden durch einen ganz unkirchlichen Wandel, und damit noch nicht zufrieden, auch Andere zu verleiten zur gleichen Entehrung des katholischen Weinberges? Welch ein entsetzlicher Frevel, der nie vollständig geschildert werden kann! Nicht nur bringen sie sich selbst, sondern auch Andere um die Gnade der Auserwählung, weil sie mit vermessener Hand hinschlachten das geistige Leben der Seele. Und dieser Seelenmord ist noch furchtbarer als der Leibesmord, um so viel mal schrecklicher, als der Werth der Seele den des Leibes überragt. Ganz natürlich untersagt ihn deßhalb das fünfte

Gebot mit aller Strenge. Laßt uns darum, nachdem wir von den Versündigungen gegen das leibliche Leben geredet haben, auch die gegen das geistige Leben noch kennen lernen! Sie bestehen im Aergernisse, das wir geben oder nehmen. Im ersteren Falle sündigen wir an der Seele Anderer, im zweiten an der eigenen. Es wird aber genügen, wenn wir nur den ersten Fall ins Auge fassen; alsdann wissen wir, was wir meiden müssen, um nicht Aergerniß zu nehmen. Wir betrachten demnach bloß das **gegebene Aergerniß**, indem wir untersuchen, worin es besteht und wie sündhaft es sei. Der heilige Geist möge uns helfen mit seiner Gnade und unsere liebe Frau durch ihre mächtige Fürsprache!

I.

Das Wort „Aergerniß“ kommt her von dem Worte „arg“, das schlimm oder böse bedeutet. Jemanden ärgern heißt also, ihn ärger, das ist schlimmer oder schlechter machen, als er ist. In der gewöhnlichen Umgangssprache bezeichnen wir mit dem Worte ärgern *einen* Verdruß oder Zorn, den wir Jemanden bereiten; allein in diesem Sinne haben wir hier dasselbe nicht zu verstehen, sondern müssen es in seiner ursprünglichen Bedeutung nehmen, nämlich in dem Sinne: Jemanden schlecht machen. Das geschieht nun offenbar durch die Sünde, zu der man ihn verleitet. Deßhalb versteht man unter Aergerniß eine Rede oder Handlung, wodurch man Jemand absichtlich zur Sünde verführt oder ihm doch freiwillig Anlaß und Gelegenheit dazu gibt. Man kann also die Sünde des Aergernisses auf sich laden durch absichtliche Verführung des Nächsten und durch freiwillige Anlässe zur Sünde. Die größte Schuld zieht sich natürlich derjenige zu, der geradezu darauf ausgeht, seinen Nächsten zu verschlechtern. Dieß geschieht dadurch, daß er ihn zur Sünde reizt. So thun es namentlich jene Verführer, die in Wort und That auf den Fall der Unschuld ausgehen, und jene Wüstlinge, die ihre unlauteren Begierden auch in Andern anzuregen und dieselben für ihre häßlichen Absichten zu gewinnen suchen, indem sie ihnen sagen, die Sünde der Unkeuschheit sei so schwer nicht gefehlt, sie sei nur eine menschliche Schwäche, bloß Befriedigung natürlicher Triebe oder der gesunden Sinnlichkeit. Damit verbinden sie vielleicht noch die verschiedensten Schmeicheleien und Geschenke und erklären sich bereit, die ganze Sünde auf sich zu nehmen und Alles einstmals zu verantworten. O die niederträchtigen Heuchler und Lügner!

Diese absichtliche Verführung des Nächsten geschieht ferner dadurch, daß man ihm zur Sünde räth. Und wie oft ist das der Fall. Und diesen Rath geben in der Regel gerade diejenigen, die wir für unsere Freunde halten. Sie ermuntern zu dem, was der Sinnlichkeit schmeichelt, rathen also zu Bekanntschaften, zu Veruntreuungen, zum Betruge, zur Lüge, kurz zu Allem, nur nicht zur Tugend. Da dürfte wohl Mancher beten: Gott bewahre mich vor meinen Freunden, gegen meine Feinde will ich mich selber schützen. — Diese absichtliche Verführung des Nächsten geschieht weiter dadurch, daß man ihm zur Sünde hilft. Wer deßhalb einem Diebe beisteht bei Entwendung fremden Eigenthums, indem er Wache hält, das Gestohlene verbirgt oder aufbewahrt, kauft oder verkauft; wer Bekanntschaften unterhalten hilft, indem er für Zusammenkünfte der betreffenden Personen sorgt, ihre Grüße und Briefe überbringt und solche Verhältnisse den Eltern und Vorgesetzten verheimlicht: der gibt Aergerniß, weil er durch diese Mithilfe Andere zur Sünde reizt und in der Sünde bestärkt. — Diese absichtliche Verführung des Nächsten geschieht auch dadurch, daß man die Sünde gebietet. Auf diese Weise fehlen jene Vorgesetzten, welche ihre Untergebenen zur Entheiligung der Sonn- und Festtage anhalten oder eine andere Uebertretung der göttlichen und kirchlichen Gebote ihnen befehlen. O der entsetzlichen Gewissenlosigkeit, die Jene sündigen heißt, die gegen die Sünde in jeder Weise geschützt werden sollen! — Diese absichtliche Verführung des Nächsten geschieht endlich dadurch, daß man seine Sünde gutheißt, indem man sie entweder geradezu billiget oder doch nicht hindert und bestraft. Was soll denn geschehen, wenn der Fehlende hört: Da hast du gerade recht gethan; wenn dem, der Andern Beleidigungen oder Schmähungen zugefügt hat, gesagt wird: Recht so! Ich hätte es gerade so gemacht. Muß ihn eine solche Sprache nicht ermuntern, ein andermal noch kecker und unverschämter aufzutreten? Was soll geschehen, wenn das Kind, der Diener, nicht mit Ernst und Nachdruck zurechtgewiesen wird seiner Unordnungen und Fehler wegen, wenn er weiß, daß ihm Alles durch die Finger gesehen wird? Er wird noch zügelloser fortlaufen auf dem Wege zur Hölle, weil ihm von Eltern und Vorgesetzten kein Hinderniß in den Weg gelegt wird. Diese Eltern und Vorgesetzten geben offenbar absichtliches Aergerniß, weil sie ihren Pflichten nicht nachkommen.

Zu dieser absichtlichen Verführung des Nächsten oder zum

direkten Aergernisse kommen dann noch die freiwilligen Anlässe zur Sünde, die man das indirekte Aergerniß nennen kann. Dasselbe besteht in Reden und Handlungen, wodurch man zwar die Verschlechterung des Nächsten nicht geradezu beabsichtiget, aus denen man aber im Voraus sehen kann, daß er dadurch zu Sünden veranlaßt werden kann. Ein solches indirektes Aergerniß geben überhaupt Alle, die gottlose und unsittliche Reden führen. Wie viele sind auf diese Weise schon geärgert worden! Sie haben die Fluchworte nachgesprochen, welche sie gehört hatten; die glaubenslästerlichen Reden haben Eingang gefunden in ihrer Seele und auch sie glaubenslos gemacht; die unzüchtigen Worte sind wie ein Pfeil in sie eingedrungen und haben all ihr Denken und Verlangen verdorben; die schamlosen Scherze, die abscheulichen Gespräche, die fluchwürdigen Lieder haben sich festgesetzt in ihrem Gedächtnisse und tausendmal schon die schmutzigsten Vorstellungen und Begierden und vielleicht auch die verworfensten Werke erzeugt. Und an alledem ist derjenige Schuld, der diese Worte zuerst gesprochen, zuerst diese Lieder gesungen und diese Geschichten erzählt hat. Wehe ihm; denn er hat Aergerniß gegeben. Ein indirektes Aergerniß geben jene, die sich unehrbar kleiden. Eine unehrbar gekleidete Frauensperson ist, wie der heilige Bernard gesagt, ein Werkzeug, dessen sich der böse Feind bedient, die Seelen zu Grunde zu richten. Wie viele Begierden entflammt sie, wie viele Seelen richtet sie zu Grunde! All diese Sünden konnte sie bei einiger Ueberlegung voraussehen und darum muß sie dafür einstehen. Wehe ihr, denn sie hat Aergerniß gegeben.

Ein indirektes Aergerniß geben jene, die schlechte Bücher und Bilder verbreiten und noch mehr natürlich diejenigen, welche sie verfassen und drucken; der Letzteren Aergerniß muß sogar geradezu ein absichtliches genannt werden. Wie viele Sünden bloß durch die schlechte Presse, durch eine einzige Zeitung, durch ein einziges Buch veranlaßt, wie viele Laster durch das Anschauen eines einzigen schlüpfrigen Bildes hervorgerufen werden können, das ist Gott allein bekannt! Wie kann man ein solches Bild noch länger an der Wand und zwar im Wohnzimmer hängen lassen, ein solches Buch herleihen und von Hand zu Hand geben, wie können Obrigkeiten den Verkauf solcher Verführungsgegenstände dulden! Wehe ihnen, wenn sie das thun; denn sie geben Aergerniß. — Ein indirektes Aergerniß geben jene, welche Dieben, Säufern, Spielern

oder andern lasterhaften Personen zu unerlaubten Zusammenkünften ihr Haus öffnen. Das Laster könnte gar oft nicht gedeihen, wenn es nicht seine Schlupfwinkel hätte; allein so findet jeder Dieb seinen Hehler; jeder Trunkenbold noch eine Kneipe, die ihn aufnimmt, wenn man ihn anderwärts fortgewiesen hat, jeder Spieler immer wieder eine neue Spielhölle und jeder Wollüstling ein Haus, eine Gelegenheit zur Befriedigung seiner thierischen Lüste. Fehlt es ja nirgends an Häusern und an verkommenen Personen, die mit der Unzucht sogar einen Handel treiben. Wehe und abermal wehe, die solches thun; denn sie geben entsetzliches Aergerniß.

Ein indirektes Aergerniß geben alle Vorgesetzten durch jedes schlechte Beispiel, das sie an sich blicken lassen. Wir haben schon wiederholt gehört von dem Einfluße, den das Beispiel ausübt. Doppelt wirksam ist aber das böse Beispiel. Welch ein schweres Aergerniß geben da jene Eltern, die in Uneinigkeit und Zank leben und ihr Haus mit Fluch- und Scheltworten erfüllen, die keine ihrer religiösen Pflichten erfüllen und in Gegenwart ihrer Kinder nicht nur das Fastengebot übertreten, sondern auch im Spotte über die Kirche und ihre Diener sich ergehen. Es läßt sich denken, daß dieß Alles auch die Kinder nachahmen werden. „Unglückselige Eltern," ruft der heilige Chrysostomus aus, „wäre es nicht besser, ihr hättet euere Kinder in der Wiege erstickt, als daß ihr sie auf solche Weise für die Hölle heranziehet!" Aehnliches gilt auch von dem bösen Beispiele aller Andern, die Stellvertreter Gottes sein und deßhalb vor Allem ihren Untergebenen mit einem guten Beispiele voranleuchten sollten. Wehe ihnen, wenn sie Aergerniß geben! Ein indirektes Aergerniß geben diejenigen, welche leichtfertige Tänze und Schauspiele veranstalten, zum Hohne der Kirchengebote an Buß- und Fasttagen Bälle und Gastereien abhalten und die Tage des Herrn mit weltlichen und ausschweifenden Lustbarkeiten entheiligen. Es läßt sich nicht leugnen, daß dadurch gar Viele zur Sünde verleitet und in sittliches und oft auch ewiges Verderben hineingezogen werden. — Indirektes Aergerniß geben endlich auch jene Personen, die zwar häufig in der Kirche und am Tische des Herrn sich zeigen, viel beten und oft beichten, aber nicht demgemäß leben. Es ist vielleicht Alles nur Aeußerlichkeit und Schein, Mechanismus und Heuchelei. Ihr müßt mich aber recht verstehen. Ich meine hier nicht jene Personen, die ein ernstliches Verlangen nach der Vollkommenheit haben und mit Ehrfurcht der heiligen Sakra-

mente sich bedienen, sondern ich meine jene gewissenlosen Seelen, die auf der einen Seite wie Heilige sich geberden und auf der andern alle möglichen Fehler zur Schau tragen, namentlich ihrer giftigen Zunge freien Lauf lassen, von keinem Gehorsame wissen wollen und voll Bitterkeit und Bosheit sich zeigen. Sie klagen sich über eine unfreiwillige Zerstreuung im Gebete an, aber sie schweigen über die Ehrabschneidungen und Verleumdungen, die aus ihrem Munde ausgegangen sind; sie sind voll Aengstlichkeit über einen kleinen Verdruß, aber sie getrauen sich fast täglich zur heiligen Communion zu gehen, obwohl sie nicht erst seit Wochen, sondern schon seit Monaten und Jahren in Feindschaft leben und solche durch ihre Schwätzereien veranlaßt haben. Seht, diese Leute sind es, welche die Frömmigkeit in Verruf und ins Gespött bringen und nicht Wenige abschrecken, sich den Uebungen der Vollkommenheit hinzugeben. All den Spott, womit Beicht und Communion, Gebet und Kirchenbesuch begeifert wird, all den Abbruch an Ehre, die Gott entgeht durch die eitle Menschenfurcht, wodurch so Manche von der Tugend sich zurückschrecken lassen, haben sie veranlaßt; darum gehören sie unter die Aergernißgeber. Wehe ihnen, weil sie sogar das Heilige zum Anlasse der Sünde machen!

Allen denen, die auf solche Weise absichtlich zur Sünde verführen oder freiwillig dazu Anlaß geben, gilt das Wehe, das der göttliche Heiland über die Aergernißgeber ausgesprochen hat. Ein Wehe aus dem Munde des Erlösers, — welch eine Noth! Wie begründet aber dieses Wehe sei, das werden wir ersehen, wenn wir auch die Schwere des Aergernisses betrachtet haben.

II.

Um zu erkennen, wie sündhaft das Aergerniß sei, dürfen wir uns nur die zwei Fragen beantworten: Was thut der Aergernißgeber und was bewirkt er? Also was thut er? Er mordet eine Seele, er bringt sie um das kostbare übernatürliche Gnadenleben, das Jesus unter Mühe und Schmach, mit seinem Schweiße und Blute ihr erworben hat. Eine Seele morden heißt also an ihr das ganze Werk des Erlösers vereiteln und noch mehr, es heißt, ihre ewige Bestimmung vereiteln und sie einer endlosen Qual überantworten. Welch ein grauenvolles Werk, wodurch dem Erlöser eine theuer erkaufte Seele entrissen und der Hölle geweiht wird! Wer wird zu demselben sich verstehen? Das kann nur derjenige,

der auf der Seite des bösen Feindes steht. Der Aergernißgeber ist also in Wahrheit ein Gehilfe des Satans, der es auf die Verführung der Seelen und ihren ewigen Untergang abgesehen hat. Unablässig geht er nach den Worten des Apostels umher und sucht zu verschlingen, wen er kann; darum nennt ihn auch Christus den Mörder von Anbeginn. Wie er nun einst sein Mordwerk angefangen hat, indem er sich hinter die Schlange steckte, die Eva verführte, so setzt er es fort nicht in eigener, sondern in fremder Gestalt. Träte er selbst auf, dann würde man sich entsetzen und ob seiner namenlosen Häßlichkeit schleunigst die Flucht ergreifen. Deßhalb wählt er sich Werkzeuge, die dieses Entsetzen nicht einflößen, und diese Werkzeuge sind die Aergernißgeber. Sie weihen sich dem Dienste Satans, sie werben für ihn, sie morden an seiner Statt. Mensch, wie kannst du solches thun, wie also tief dich erniedrigen und anstatt deinem Gotte dem verruchtesten aller Geschöpfe dienen!

Doch höret! Nicht bloß ein Diener des Satans ist der Aergernißgeber, er ist Satan selber. Wer ist denn Satanas? Er ist der Widersacher Christi. Das ist auch der Aergernißgeber; denn er tritt auf als Gegner Christi, bekämpft ihn in seiner Kirche, in seinen Gliedern. Als einst Petrus dem göttlichen Heilande rieth, nicht nach Jerusalem zu gehen, weil ihn dort der Tod erwarte, da gab ihm dieser zur Antwort: „Hinweg von mir, Satan, du bist mir zum Aergernisse" (Matth. 16.) Er nennt Petrus einen Satan, weil er, wenn gleich aus Liebe zu seinem Meister, den der Menschheit so ersprießlichen Kreuzestod hindern wollte. Um wie viel mehr nun verdient diese Benennung derjenige, der wissentlich und absichtlich nicht nur Gutes verhindert, sondern sogar Böses erzeugt! Der Verführer und überhaupt der Aergernißgeber ist also ein Satan. Ja, er ist ärger als Satan; denn er streitet wider Christus, der sein Freund und Wohlthäter ist und Alles gethan hat, ihm eine himmlische Seligkeit zu verschaffen. Warum also arbeitet er ihm entgegen? Er hat keinen Grund außer seiner Bosheit, während dagegen der Satan in Christus seinen strengen Richter bekämpft, der ihn auf ewig angebunden hat im Höllengrunde. Wenn er die Seelen zu sich herabziehen will in die gleiche Pein, dann geschieht es aus Haß gegen sie und aus Neid wegen der Gnaden, womit sie Gott ausgezeichnet, und wegen der Ehren, die er ihnen zugedacht hat. Der Aergernißgeber

dagegen richtet Seelen zu Grunde, die seinen Brüdern angehören, und mit denen er vielleicht sogar durch die Bande des Blutes und der Liebe verknüpft ist. Und dazu stehen ihm weit mehr Mittel und Wege zu Gebote, als dem Satan. Dieser darf dem Menschen nur soweit nahekommen, als Gott es ihm gestattet, und in der Regel kann er nur durch böse Einflüsterungen zur Sünde reizen; der Aergernißgeber dagegen kann dieß durch Wort und That und in einer Weise thun, die dem Laster einen unwiderstehlichen Reiz gibt. Tausend Verführungsarten und die lockendsten Mittel stehen ihm zu Gebote. Aus diesen Gründen kann man ihn unbedenklich über den Satan stellen, wenn er diesem auch an Verstockung und Bosheit noch nicht gleichgekommen ist. Darum die Drohung Christi: Wehe dem Menschen, durch welchen Aergerniß kommt!

Dieß Wort findet aber auch seine Berechtigung, wenn wir die zweite Frage beantworten: Was bewirkt der Aergernißgeber? Er bringt Folgen zu Tage, die in jeder Hinsicht entsetzlich sind. Sie bestehen ja, wie wir wiederholt schon hörten, im Morde einer Seele. Er raubt derselben die kostbarste Gabe, die heiligmachende Gnade, bringt sie um alle bisherigen Verdienste, entzieht ihr die Möglichkeit, neue zu erwerben, und setzt sie der Gefahr eines ewigen Todes aus. Diese Folgen gestalten sich noch um so entsetzlicher, weil sie meistentheils vielfältig und unersetzlich werden. Habt ihr schon gesehen, was geschieht, wenn man einen Stein ins Wasser fallen läßt? Es bildet sich da, wo er hinabsank, ein Kreis: dieser treibt um sich einen weitern Kreis und dieser wieder einen weiteren und so fort, bis die Kreise ans Ufer schlagen. Seht dieser ins Wasser geworfene Stein ist das Aergerniß. Wenn es nur mit der Sünde, zu der dasselbe Anlaß gab, abgethan wäre, dann möchte man sich noch einigermaßen beruhigen können; aber nein, diese Sünde pflanzt sich fort in immer größere Kreise, die vielleicht erst stille stehen mit dem Ende der Welt. Der Verführte verführt gewöhnlich wieder Andere, und Jeder von diesen wieder mehrere, und so wuchert die Sünde des Aergernißgebers fort durch Generationen und Jahrhunderte und treibt stets neue Aeste und gedeiht immer mächtiger, je länger der Verführer bereits im Grabe liegt, und je gründlicher seine Asche sich löset. Aber all diese Sünden fallen auf seine Rechnung und treffen seine Seele in der Ewigkeit; denn er hat ja den Keim dazu gelegt. Wollt ihr euch diese vervielfältigten Folgen des Aergernisses begreiflich machen, dann denkt euch einen Menschen, der zwanzig Jahre

hindurch alljährlich nur eine einzige Seele zur Sünde verleitet. Wenn nun jeder dieser Verführten alljährlich wiederum nur einen Einzigen und dieser abermal einen Einzigen verführt, dann beträgt die Anzahl dieser Verführten in zwanzig Jahren über eine Million und 48 Tausend Seelen. Man sage nicht, das sei nur eine leere Voraussetzung. Nein, es ist leider oft Wirklichkeit. Woher kommt es denn, daß in manchen Städten und Gegenden gewisse Sünden so allgemein und in einigen Familien gleichsam erblich sind? Nur die Wirksamkeit des Aergernisses kann diese Erscheinung erklären. Und wurde nicht durch Kains Nachkommenschaft die Sittenlosigkeit über das ganze Menschengeschlecht verpflanzt? Wir haben aber erst die Zahl der Verführten, nicht auch die Zahl ihrer Sünden berechnet. Wie schauerlich mag erst diese sein? Der böse Gedanke, die häßliche Begierde, welche du durch eine unreine Rede, durch ein schlechtes Lied oder Buch oder Bild in die Herzen geschleudert hast, hat sich vertausendfacht; denn täglich ist dieser Gedanke, diese Begierde seitdem wieder erwacht, er hat sich ausgewachsen in die schmutzigsten Reden und Werke, die längst zur Gewohnheit geworden sind. Versteht ihr jetzt die vervielfältigten Folgen des Aergernisses, die geradezu unwiderruflich sind? Wir sind zwar Herren unseres eigenen Willens und können mit Hilfe der Gnade vom Wege des Verderbens zurückkehren; aber wir haben nicht Macht über den Verführten, und es steht nicht in unserer Hand, ihn beliebig auf den Weg der Tugend zurückzulenken. Da sind oft Bitten, Mahnungen, Strafen und die heißesten Gebete umsonst. Vielleicht kann der Aergernißgeber gar nicht mehr zu ihnen kommen, weil sie durch weite Entfernungen getrennt sind; vielleicht sind Manche, die er geärgert, schon gestorben, und er kann sie nur der göttlichen Barmherzigkeit empfehlen; vielleicht kennt er jene Seelen nicht einmal, die er gemordet hat, und ist daher unfähig, auf ihre Besserung einzuwirken. Wie unersetzlich das gegebene Aergerniß ist, das zeigen uns jene Irrlehrer, deren falsche Behauptungen nicht bloß Tausende vom Schooße der Kirche losgerissen, sondern sie auch Jahrhunderte hindurch nicht bloß in der Trennung, sondern im fortwährenden Kampfe gegen die Braut des Herrn erhalten haben.

Ueberdenken wir das Alles, dann können wir uns nicht mehr wundern über den Ausruf des Erlösers: „Wehe dem Menschen, durch den Aergerniß kommt!“ Das ist noch nicht sein schrecklichstes Wort; schrecklicher noch ist der Ausspruch: „Wer eines von diesen

Kleinen, die an mich glauben ärgert, dem wäre es besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt und er in die Tiefe des Meeres versenkt würde. Wehe der Welt um der Aergernisse willen!" Das ist das fürchterlichste Wort, das je aus dem Munde des Erlösers gekommen ist. Er, der Allen das Leben brachte, wünscht dem Aergernißgeber, besonders dem Jugendverführer, den Tod! Und welchen Tod! Er soll ertränkt werden im Meere. Warum denn nicht in einem Fluße oder in einem andern Wasser? Weil es nicht tief genug ist. Darum soll er in die Tiefe des Meeres versenkt werden. Nicht am Ufer, nicht an jeder beliebigen Stelle, sondern in der Tiefe des Meeres. Ja warum das? Weil sein Leichnam sonst wieder zum Vorschein kommen und er sogar leblos noch Aergerniß geben könnte. Darum soll ihm ein Stein an den Hals gehängt werden und zwar nicht ein beliebiges Felsenstück, sondern ein zentnerschwerer Mühlstein, der ihn gewiß hinabzieht auf den Grund. Und dieser Mühlstein soll ihm an den Hals, nicht an die Füße gehängt werden, damit er kopfüber ins Meer stürzt, damit er gewiß ertränkt und im Schlamme unten auf immer begraben wird, wenn nicht die Ungeheuer des Meeres ihn verschlingen. Der Aergernißgeber soll also getödtet und ein für allemal aus der Welt und aus dem Anblicke aller Geschöpfe hinweggenommen werden. So lautet das Urtheil Jesu Christi, mit solcher Strenge diktirt er die zeitliche Strafe, mit welchen Worten wird er die ewige verkünden? Ach, ich will darauf nicht näher eingehen, es ist schon erschütternd genug, was wir bisher betrachtet haben. Aber das erlaubt mir noch, daß ich meine Verwunderung ausspreche darüber, daß das Aergerniß trotz seiner entsetzlichen Schwere so häufig ist. Ich finde es ja überall; allenthalben begegnet man Reden und Handlungen, Personen und Gegenständen, an denen man Anstoß nehmen kann. Schon das Kind wird zum Verführer und verdirbt all seine Geschwister, vielleicht eine ganze Schule; die Erwachsenen geben Aergerniß, und selbst der Greis ist nicht frei davon. Welch schreckliches Aergerniß geht von jener Werkstätte, aus jenem Zecherkreise, aus jenen Orten des Vergnügens und des Tanzes aus zumal in diesen Wochen der Raserei und des Wahnsinnes. In vieltausend Zeitungsartikeln und Büchern überschwemmt dasselbe täglich das ganze Land! Ich finde ärgerliche Kleidung und Sitte, anstößige Gemälde und höre das Aergerniß sogar noch gepriesen und verherrlichet. Verführung! heißt das Loosungswort

der Geheimbündler, der Männer des Umsturzes. Ich treffe das Aergerniß auf der Gasse und zu Hause, und selbst im Heiligthume. Wer ist frei von dieser Sünde, wer muß nicht gestehen: Auch ich habe Aergerniß gegeben. Ja bekennen wir es nur offen und ehrlich! Und seht, ich bin der Erste, der es laut eingesteht: Mea culpa! ich bin nicht frei von dieser Sünde und habe euch vielleicht schon oft zur Sünde Anlaß gegeben. Deßhalb bitte ich euch um Verzeihung und beschwöre euch, das böse Beispiel nicht nachzuahmen, das ich irgendwo oder irgendwie euch gegeben.

Was müssen wir aber thun, um unsere Sünden wieder gut zu machen? Wir müssen alles Aergerniß, das wir gegeben, von Herzen bereuen und aufrichtig beichten, wir müssen das Aergerniß selber aufheben und die zur Sünde Verleiteten wieder zu bessern trachten durch Ermahnungen und Bitten, durch Gebete und gute Beispiele. Auf solche Weise dürfen wir dann trotz unseres argen Frevels von der göttlichen Barmherzigkeit Gnade hoffen und das ewige Leben. Amen.

Fünfte Predigt.

Rechter und unrechter Gebrauch der Thiere.

„Du hast ihn gesetzt über die Werke deiner Hände." Ps. 8, 7.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

Würde das Wort Gottes fleißig angehört, in einem guten Herzen behalten und in Geduld befolgt, dann müßte es freilich die besten und reichsten Früchte bringen und alle Menschen in kurzer Zeit umwandeln in Heilige, an denen Nichts zu tadeln, sondern Alles zu loben wäre. Das Wort des Herrn ist ja ein kräftiger Same und „lebendig und wirksam und schärfer als jedes zweischneidige Schwert und dringet durch, bis daß es Seele und Geist, auch Mark und Bein scheidet, und ist ein Richter der Gedanken und Gesinnungen des Herzens" (Hebr. 4.) Deßhalb hat es auch die härtesten Herzen schon erschüttert, die staunenswerthesten Bekehrungen bewirkt und selbst Wölfe in Lämmer umgewandelt. Das Wort des Herrn wird dann oft genug verkündet. In wie vielen Sprachen erklingt es auf dem ganzen Erdenrunde an allen Tagen des Herrn! Es ist fast kein Dörflein, in welchem man es nicht wenigstens wöchentlich hören kann, und es gibt keine Stadt, in der es nicht an den verschiedensten Tagen und wegen der mannigfaltigsten Anlässe auch unter der Woche geprediget wird. Das Wort des Herrn belehrt über die verschiedensten Pflichten und erklärt die höchsten Wahrheiten. Wer nur will, der kann vom Kinde bis zum Greise, vom Könige bis zum Bettler vernehmen, was er zu wissen braucht und was er zu thun hat, um des Heiles sicher zu werden. Das Wort des Herrn wird sodann nicht in Gleichnissen, nicht in einer hohen oder wohl gar fremden Sprache vorgetragen,

so daß nur jene es verstehen, die eine gewisse Bildungsstufe sich angeeignet haben, sondern in klaren, allgemein verständlichen Worten, so daß auch der Ungebildete es begreifen und daraus Nutzen schöpfen kann. Das Wort des Herrn wäre also kräftig, häufig, ausführlich und verständlich genug, um die ganze Menschheit umzugestalten und Alles zu heiligen. Wie kommt es nun, daß dieß nicht geschieht? Die heutige Parabel gibt die Antwort auf diese Frage. Das Wort Gottes wird nicht befolgt, es wird von der Mehrzahl nicht einmal angehört. Darin aber liegt auch die Verurtheilung der großen Menge und der Grund für die kleine Zahl der Auserwählten. Man wird sich einst am Tage des Gerichtes nicht entschuldigen können mit den Worten: Ich habe nicht gewußt, was ich zu glauben und zu thun hatte; man wird sich nicht ausreden können mit dem Vorwande: Ich hatte nicht Kraft genug, ich wurde nicht oft genug angespornt zum Guten, sondern man wird eingestehen müssen: Ja, ich hätte fünfzig und hundertfältige Frucht bringen können, wenn ich nur die Anhörung des göttlichen Wortes nicht versäumt haben würde. Damit nicht auch wir einst dieses traurige Geständniß ablegen müssen, wollen wir fortfahren Freunde und Pfleger des göttlichen Wortes zu sein und namentlich die Pflichten zu beherzigen, welche dasselbe aus den Geboten des Herrn ableitet. Wir sind bis zum fünften Gebote vorgeschritten, ja wir sind mit der Erklärung desselben schon zu Ende, weil wir die Pflichten gegen das eigene und des Nächsten Leibes- und Seelenleben betrachtet haben. Wir wollen aber in einem Anhange zum fünften Gebote auch noch untersuchen, wie wir gegen das Leben der übrigen Geschöpfe, die es außer dem Menschen noch gibt, uns zu verhalten haben. Diese lebenden Wesen außer dem Menschen sind die **Thiere**. Welche Rechte besitzen wir auf dieselben, was ist uns untersagt ihnen gegenüber? Diese beiden Fragen beantworte ich heute, indem ich rede vom **erlaubten** und vom **verbotenen Gebrauche der Thiere**.

Der heilige Geist möge uns erleuchten und unsere liebe Frau für uns bitten!

I.

In seinem achten Psalme vergegenwärtiget sich der königliche Sänger die Größe des Menschen und bricht dann in die Worte aus: „Mit Herrlichkeit und Ehre hast du ihn gekrönt und ihn

gesetzt über die Werke deiner Hände. Alles hast du seinen Füßen unterworfen, Schafe und Rinder allzumal, dazu auch die Thiere des Feldes, die Vögel des Himmels und die Fische des Meeres, welche die Wege des Meeres durchwandeln." Nach diesen Worten des Psalmisten hat also der Mensch ein Recht auf die Thiere der Erde, und dieses Recht ist ihm übertragen von Gott. Diese Behauptung erleidet keinen Widerspruch; denn sie ist begründet in den Worten des Schöpfers selber. Als dieser an die Bildung des Menschen ging, da sprach er: „Lasset uns den Menschen machen nach unserm Bild und Gleichniß, der da herrsche über die Fische des Meeres und das Geflügel des Himmels und die Thiere und über die ganze Erde und alles Gewürm, das sich reget auf Erden." Und als die ersten Menschen erschaffen waren, da segnete sie Gott und sprach: „Herrschet über die Fische des Meeres und über das Geflügel des Himmels und über alle Thiere, die sich regen auf der Erde." Der Mensch hat also nicht bloß ein Recht auf die Thiere, er ist zu ihrem Könige und Herrscher bestellt, und sie sind seine Diener und Leibeigenen. Die Thiere haben auch alsbald die Herrschaft des Menschen anerkannt und ihre Huldigung ihm dargebracht, indem sie kamen und von Adam sich ihren Namen geben ließen. Freilich haben sie diese Anerkennung und Huldigung ihm nachmals wieder verweigert; denn als der Mensch sich gegen Gott empörte, da haben die Thiere sich auch wenigstens zum großen Theile gegen den Menschen empört; aber das Recht auf sie und die Herrschaft über sie hat deßhalb der Mensch nicht verloren. Er ist also als König noch immer Herr über Leben und Tod der Thiere und kann sie nöthigenfalls zwingen, ihm unterthan und dienstbar zu sein; aber er muß ein weiser König sein und deßhalb mit Vernunft sich ihrer bedienen. Das wird der Fall sein, wenn er die Thiere gebraucht zu seiner **Belehrung**, zu seinem **Nutzen** und selbst zu seiner **Erheiterung**.

Die ganze Schöpfung nennt man treffend ein großes Buch, in welchem Jeder lesen kann, der nur Augen zum Schauen und einen Verstand zum Betrachten hat. Jedes Geschöpf ist ein Blatt in diesem Buche, das einen gar tiefen Sinn in sich schließt. Folglich ist auch jedes Thier so ein sinnreiches Blatt, das uns vielseitig Stoff zur Belehrung und Betrachtung gibt. Nicht nur erzählen sie uns von den Wundern der Allmacht, welche sie so verschiedengestaltig erschaffen und so weise ausgestattet hat, sondern

sie lehren uns auch verschiedene Tugenden; denn am Lamme bewundern wir die Sanftmuth und Geduld, am Hunde die Treue und Ergebenheit, an der Taube die Einfalt und Reinlichkeit, am Löwen die Großmuth, am Schafe die Folgsamkeit, am Storche die eheliche Treue und die Sorge für seine Eltern, an der Ameise den rastlosen Fleiß, an der Henne die mütterliche Zärtlichkeit und am Haushahne die Wachsamkeit. Wieviele Lehren ertheilt uns ein einziger Bienenstock! Wir haben an ihm das Muster eines wohlgeordneten Staates. Alle gehorchen einer Königin, und während die einen im Hause thätig, die andern zum Schutze aufgestellt sind, tragen wieder andere den süßen Blüthenstaub herbei, den sie aus zahllosen Blumen gesammelt haben. Jede Biene hat ihren bestimmten Wirkungskreis und jede begnügt sich mit ihrem Stande. Wie reinlich halten sie ihr Haus, wie klug bauen sie ihre Zellen, wie geschickt füllen sie dieselben mit Honig aus, wie treu halten sie zusammen, wie ehrfurchtsvoll behandeln sie ihre Königin. Es gibt nicht leicht eine interessantere und lehrreichere Beobachtung als das Walten und Weben in einem Bienenkorb. An jedem Thiere finden wir irgend eine Eigenschaft, das Musterbild irgend einer Tugend und selbst von den wilden Thieren können wir noch lernen; denn indem sie ihresgleichen schonen, predigen sie uns Nächstenliebe, und indem sie ihr Leben zu erhalten, und bei Beschädigungen ihre Gesundheit wieder herzustellen suchen, fordern sie uns auf zur vernünftigen Liebe unser selbst. Darum weiset uns die heilige Schrift selber auf die Thiere hin, stellt sie uns als Muster vor, gebraucht sie zu Bildern und Vergleichen. „Geh hin zur Ameise, du Fauler!" heißt es in dem Buche der Sprichwörter, „und betrachte ihre Wege und lerne Weisheit. Sie hat keinen Führer, noch Lehrmeister, noch Herrn und doch bereitet sie im Sommer ihre Speise und sammelt in der Ernte ihren Vorrath" (6, 6). Der Prophet Isaias vergleicht den leidenden Heiland mit einem Schäflein, das sich geduldig und schweigsam zur Schlachtbank führen läßt, und Johannes der Täufer nennt Jesus das Lamm Gottes. Der Erlöser weiß für seine zärtliche Liebe zu Jerusalem kein besseres Gleichniß als die Henne mit ihren Küchlein und fordert alle ängstlichen Seelen auf, die Vögel des Himmels zu betrachten, die nicht säen und nicht ärnten und dennoch vom himmlischen Vater ernährt werden, und ermahnt seine Apostel, klug zu sein wie die Schlangen und einfältig gleich den Tauben. So können wir also selbst von den

Thieren Tugend lernen und durch ihre Betrachtung zur Vollkommenheit angeleitet werden. O wären wir so vollkommen in unserer Art, als es jedes Thier in der seinen ist!

Sie sind da zu unserer Belehrung, aber auch zu unserm Nutzen. Kein Thierlein, nicht einmal das kleinste ist zweck- und nutzlos, sondern alle bilden sie eine vielgliedrige Kette zum Wohle des Menschen. Nutzen sie ihm nicht unmittelbar, so doch mittelbar. Den Beweis liefert folgende Thatsache. Friedrich der Große von Preußen liebte zum Nachtische schönes Obst, besonders Kirschen. Da nun die Sperlinge bekanntlich denselben Appetit theilen, so befahl der König, diese Thiere überall wegzufangen, todtzuschießen und sonst zu vertilgen und setzte auf den Kopf eines jeden Sperlings einen Preis von 6 Pfennigen. Alsbald begann die Jagd gegen dieselben, die in zwei Jahren einige Tausend Thaler kostete. Hatten nun die Kirschen des Königs Ruhe? Mit Nichten. Es gab zwar keine Sperlinge mehr, aber dafür um so mehr Raupen, welche die Blüthen und Blätter der Bäume fraßen. Es mußten nun die Sperlinge aus weiter Ferne wieder herbeigeschafft und gehegt werden, damit sie das Ueberhandnehmen der Raupen verhinderten. Der Sperling verzehrt nämlich eine Unzahl von Raupen. Gleich ihm nützen uns auch andere, scheinbar lästige Thiere, ohne daß wir es wissen. Wie viele Thiere aber sind's, die uns ihre Dienste leisten vor unseren Augen! Den Einen laden wir unsere Lasten auf, spannen sie an den Pflug, lassen uns selber von ihnen ziehen oder auf ihrem Rücken tragen. Andere stellen wir als unsere Wächter auf, damit sie uns schützen, während wir im süßen Schlummer unsere Kräfte stärken. Wieder Andere müssen für unsere Kleider sorgen, indem sie uns Wolle oder Seide geben, oder sie müssen uns vertheidigen, indem sie andere Thiere und namentlich Insekten vertilgen, die uns schaden könnten. Wieder Andere müssen endlich uns Speise geben, indem sie uns Milch und Fleisch verschaffen, oder indem wir ihre Vorrathskammern leeren. All diese Rechte stehen dem Menschen zu, wenn gleich dadurch das Thier zur Arbeit und Mühe verurtheilt wird, seine Jungen verlieren und sein eigenes Leben uns geben muß. Es ist einmal zum Nutzen des Menschen da, der es tödten kann, wenn es ihm Nachtheil bereiten würde, oder wenn er seines Fleisches, seines Felles, seines Pelzes zu seinem Schutze und Unterhalte bedürftig ist. „Alles, was sich reget und lebet," hat Gott selbst gesagt, „sei euch zur Speise: wie das grüne

Kraut gebe ich euch Alles." (Gen. 9, 3.) Daraus folgt offenbar, daß es erlaubt ist, ein Thier des Unterhaltes wegen zu tödten. Zwar lebten die Menschen der ersten Zeit zunächst nur von Vegetabilien, d. h. von Pflanzenkost; aber das beweiset noch nicht, daß es unerlaubt sei, einem Thiere das Leben zu nehmen, um mit seinem Fleische sich zu nähren. „Alles ist euer Eigenthum," sagt der Apostel und darum auch das Fleisch der Thiere, insoweit wir dasselbe nöthig haben und genießen dürfen, ohne das Gebot der Kirche zu übertreten, die dessen Genuß für gewisse Tage uns verboten hat zur Prüfung unseres Gehorsames und zur Bethätigung der Buße und Abtödtung.

Endlich sollen die Thiere auch noch zu unserer Erheiterung dienen. Deßhalb hat Gott sie in so großer Mannigfaltigkeit geschaffen und durch verschiedene Kunstfertigkeiten, durch bunte Farbe, durch melodischen Gesang und andere Eigenthümlichkeiten ausgezeichnet. Sie sollen dir eine angenehme Unterhaltung gewähren, sobald du deinen Fuß hinaussetzest ins Reich der Natur, sie sollen deinem Geiste eine süße Beschäftigung geben, wenn du ihr Thun und Treiben siehst, sie sollen deine Sorgen bannen durch ihre Munterkeit und Lebenslust, deinen Gram vertreiben durch ihre Lieder und Laute. So sind sie dir gleichsam zu Gesellschaftern gegeben, die dich trösten und beruhigen, die dir wieder Muth und Freude schaffen und dich erholen nach des Tages Mühen und Beschwerden. O wie gut, wie besorgt und lieb zeigt sich da dein Gott, indem er durch vernunftlose Thiere für jenen Trost, für jene Erholung und Erheiterung gesorgt hat, welche Menschen dir versagen. Wie mancher Gefangene hat stundenlang sich vergnügt und froh gelächelt beim Anblicke einer Spinne, die in der Lichtritze seines Kerkers ihre Netze spann! Sie ist das einzige Wesen gewesen, das ihn erheitert hat. Um wie viel mehr muß deine Seele aufleben, wenn du frei hinaustrittst auf die Flur und ringsum das rege Leben von tausend Thieren schaust und die geschäftige Eile, womit sie ihre Nahrung suchen oder für die Zukunft sorgen, wenn du tausend Käfer schwirren und summen hörst und sehen so viele Vögel, die zwitschern und singen und flöten, als böten sie all ihre Kräfte auf, den Herrn zu loben und dich zu entzücken! O das ist ein Vergnügen, das mit keinem Golde zu bezahlen ist und das den Menschen immer edler macht. Schade nur, daß der Mensch es am wenigsten schätzt und so oft die reine Lust, die es gewährt, mit der unreinen Lust vertauscht, die das Herz

erschwert. Daher kommt es dann, daß er die Bedeutung dieser Thiergeschöpfe nicht versteht und so von seinen Rechten einen unerlaubten Gebrauch macht, von dem ich noch rede im zweiten Theile.

II.

Wie nicht Jeder, der König sein soll, auch wirklich königlich sich benimmt, so ergeht es auch dem Menschen, dem Könige der lebendigen Thiere. Gleich dem Könige über die Menschen kann auch er fehlen durch eine sündhafte Schwäche und durch eine übertriebene Strenge. Es ist tadelnswerth, wenn ein König durch jeden seiner Unterthanen sich beeinflußen läßt; denn alsdann ist er nur Spielball aller Launen und Leidenschaften, ebenso ist es gefehlt, wenn er rücksichtslos herrscht; denn dann wird seine Herrschaft zur Tyrannei. Ebenso kann auch der Mensch seine Obergewalt über die Thiere mißbrauchen durch eine ungeordnete Anhänglichkeit an dieselben oder durch eine übertriebene Härte gegen dieselben. Das Eine, wie das Andere ist Sünde. Die Thiere sind uns nur Mittel zur Erreichung des ewigen Zieles, sie sind nicht das Ziel selber. Wenn wir also von irgend einem uns so fesseln lassen, das unser Heil Schaden leiden muß, dann ist das eine ungeordnete Anhänglichkeit, weil wir das Irdische mehr als das Ewige, das Mittel mehr als das Ziel, wozu es uns gegeben ist, lieben. Und wie thöricht ist eine solche Liebe, die ein vernunftloses Wesen vorzieht den edelsten Freuden des Himmels und den Schöpfer preisgibt eines niedrigen Geschöpfes wegen. Wie thöricht ist es, einem Wesen zu dienen, das doch zu unseren Diensten geschaffen ist! Ist es nicht, als wenn ein König seinen Nacken beugte und auf seinem Rücken trüge den Thron, der doch ihn tragen soll? Und doch lebt Mancher mit einem Thiere sich so zusammen, als ob sie nur eine Seele hätten. Er macht es zu seinem Abgotte, indem er ohne Unterlaß an dasselbe denkt, am liebsten von ihm spricht und nicht empfindlicher beleidigt werden kann, als wenn man sich gleichgiltig gegen diesen seinen Götzen zeigt. Derselbe ißt mit ihm am nämlichen Tische zum Aerger aller Hausgenossen, schläft mit ihm im selben Bette und erhält, damit ihm gar nichts abgehe, sein eigenes Fleischgericht, während alle Bewohner des Hauses Fasttag halten. Und dieser Götze ist ein Hund oder eine Katze. Wahrlich das mahnt stark an jenen Götzendienst, den einst die Aegyptier trieben, bei denen jede Katze

als Gottheit galt und darum unverletzlich war. Ist es nicht empörend, wenn ein Christ nicht weiser handelt, wenn er für ein Luxusthier mehr Thaler ausgibt, als er Kreuzer für die Armen hat, wenn er dasselbe liebkoset, während er voll Härte gegen seine Nebenmenschen ist; wenn er es auf den Händen trägt, während er mit Seinesgleichen nicht einmal reden mag, wenn er bei einem Unglücksfalle, der so einem Lieblingsthiere zustößt, sich betrübt und weint, während er bei dem Leiden und Elende der Armen gefühllos bleibt; wenn er ihm die bequemste Lagerstätte bereitet und überhaupt für seine Weichlichkeit sorgt, während er für die Noth der Menschen auch nicht einen Heller hat und das unvernünftige Thier mehr Rechte im Hause hat, als der Dienstbote mit seiner unsterblichen Seele? Man möchte diese Fälle für unmöglich halten, weil sie der menschlichen Vernunft und Würde zur Schmach gereichen, allein leider sind sie Wirklichkeit. Das Pferd gilt nicht selten mehr als der Reiter, der Hund mehr als die Magd, und die Katze mehr als die Verwandten. So habe ich von einer Närrin gelesen, die ihrer Spielkatze nicht nur einen Jahresgehalt vermachte, sondern auch verordnete, daß ihre Verwandten derselben einen wöchentlichen Besuch abzustatten hätten, widrigenfalls sie des ausgesetzten Vermächtnisses verlustig sein sollten. Sie fingen deßhalb Prozeß an, den natürlich die Katze verlor. Vom Kaiser Honorius wird erzählt, daß er anfangs ganz bestürzt worden sei, als man ihm sagte, daß er Rom verloren habe. Diesen Namen hatte er seinem Lieblingshahne beigelegt. Er beruhigte sich aber alsbald, da man ihm sagte, daß nicht dieser, sondern die Stadt Rom gemeint sei, die Alarich im Jahre 410 erobert und ausgeplündert hat. Aehnliche Beispiele von ungeordneter und verächtlicher Anhänglichkeit an Thiere werden aber alljährlich von den öffentlichen Blättern beberichtet, und wie viele mögen es sein, die nicht zur öffentlichen Kenntniß gelangen!

Doch häufiger noch als diese übertriebene Liebe zu den Thieren ist die übertriebene Strenge gegen dieselben. Nicht selten sind sie nur Gegenstand einer langsamen und schmerzlichen Marter. Man überbürdet sie durch Lasten, denen ihre Kräfte nicht gewachsen sind, und treibt sie an, im schnellen Laufe Wege zurückzulegen, welche offenbar ihre Glieder erschöpfen müssen. Der Grund, weßhalb dieß geschieht ist nicht nothwendige Eile und Mangel an Zeit, sondern nur Trägheit und Prahlerei. Man ver-

nachlässiget ihre Pflege, indem man sie hungern läßt oder der Kälte Preis gibt, bloß um ein Vergnügen nicht unterbrechen, von einer Gesellschaft sich nicht trennen zu müssen. Man läßt sie zumal, wenn ihr Tod nicht mit einem besonderen Geldverluste verbunden ist, im Siechthume liegen und in Schmerzen hinschmachten. Das ist der Dank für ihre Dienste, welche sie geleistet haben. Man mißhandelt und quält sie im Zorne, indem man sie schlägt und stößt, peitscht und verwundet. Wie oft müssen sie unter den Launen des Menschen leiden, wie oft die Unvorsichtigkeit und Ungeschicklichkeit desselben büßen, indem sie die Schläge erhalten, welche eigentlich dem Schlagenden gehörten, der nicht selten weit unverständiger sich gezeigt hat, als das Thier. Endlich fehlt es auch nicht an rohen Leuten, die sich ein Vergnügen daraus machen, ein Thier zu martern, und das thun häufig sogar Kinder, bei denen man eine solche Verwilderung am wenigsten erwarten sollte. All diese Handlungen sind Sünde; denn Gott hat das Thier wohl zu unserm Dienste, aber nicht erschaffen, damit wir an ihm unsere Grausamkeit auslassen. Er liebt Alles, was da ist, und hasset nichts von dem, was er gemacht. In seiner Güte will er also, daß es auch dem Thiere wohl ergehe und daß es sich des Lebens freuen möge. Darum denkt er ihrer und kümmert sich auch noch um den Sperling, der vom Dache fällt. Darum hat er ihm Nahrung bereitet und den Instinkt und verschiedene Waffen gegeben, damit es sein Leben schützen und gegen seine Feinde sich wehren möge. Darum hat er dem Menschen ausdrücklich aufgetragen, seiner Thiere sich anzunehmen, sie zu pflegen und für deren Futter zu sorgen. „Hast du Vieh", heißt es in der heiligen Schrift, „so warte sein, und bringt's dir Nutzen, so behalte es." (Sir. 7.) „Schau fleißig nach", mahnt der heilige Geist an einer andern Stelle (Prov. 27), „wie dein Vieh aussieht, und gib auf deine Heerde Acht." „Der Gerechte", so lautet ein anderes Wort des heiligen Geistes, „sorgt auch für das Futter und die Ruhe seines Viehes." Ja die Sorgfalt Gottes für die Thiere ging so weit, daß er die Stadt Ninive verschonte auch um der vielen Thiere wegen, die sich dort befanden, und dem Volke Israel sogar verbot, Thiere verschiedener Gattung zusammen zu spannen, weil bei der ungleichen Kraft das eine mehr als das andere angestrengt würde. „Du sollst nicht pflügen mit einem Ochsen und Esel zusammen!" (5. Mos. 22.) Wer also gegen die Thiere hart und grausam ist,

der sündigt gegen den Schöpfer, der sie gemacht hat und ihnen Gutes will, der kann unmöglich den Namen eines Gerechten verdienen. Die heilige Schrift selbst nennt ihn gottlos mit den Worten: „Der Gerechte sorgt für sein Vieh, aber das Herz des Gottlosen ist grausam" (Prov. 12.) Wer aber gegen die Thiere grausam ist, der wird es auch gegen die Menschen sein. Darum lehrt auch die Erfahrung, daß Kinder, die an der Qual der Thiere sich ergötzt, sie mißhandelt, verstümmelt oder langsam getödtet haben, nachmals sich auch gegen die Menschen roh und ungestüm betragen haben und Raufbolde und nicht selten Mörder geworden sind. Ganz mit Recht verurtheilten deßhalb die Athener einstmals einen Knaben zum Tode, weil er einer Krähe zu seiner Belustigung die Augen ausgerissen hatte; denn sie schlossen daraus, daß ein Knabe, der fähig wäre, einem Thiere aus Muthwillen zu schaden, ein für seine Mitmenschen gefährlicher Mann werden würde. Von Kaiser Domitian wird erzählt, daß er schon als Knabe grausam gegen die Thiere war. Er fand besonderes Vergnügen daran, in seinem Gemache die Fliegen mit einem spitzigen Griffel zu spießen. Diese Gewohnheit behielt er auch als Kaiser bei, nur fügte er auch noch die gleiche Grausamkeit gegen die Menschen hinzu; denn er war einer der blutdürstigsten Tyrannen Roms und ein wüthender Christenverfolger. Darum, ihr Eltern, duldet niemals die harte Behandlung eines Thieres von Seite euerer Kinder!

Zeigen wir uns mitleidig und edel auch gegen die vernunftlosen Geschöpfe! Gebrauchen wir sie; aber mit Vernunft und Mäßigung. Sie sollen uns ergötzen, sie sollen uns nützen, besonders aber belehren. So haben die Heiligen sich der Thiere bedient. Sie haben sie geschont, sie haben sich gehütet, auch auf den Wurm zu treten, der vor ihnen im Staube kroch. Sie haben sich erzählen lassen von der Macht und Güte Gottes und die Tugenden bewundert, die sie auch am Thiere fanden. Besonders lieblich war in dieser Beziehung das Benehmen des heiligen Franz von Assisi, der alle Geschöpfe Bruder und Schwester nannte, dafür aber auch von allen wieder geehrt wurde. Der Wolf vergaß seine Wildheit bei seinem Anblicke, ein Fisch wollte nicht mehr von seiner Seite, die Schwalben schwiegen auf sein Geheiß, ein Falke weckte ihn täglich durch sein Pochen am Fenster, und ein Lamm folgte ihm überall auf dem Fuße nach. Weil er nur Gott suchte in den Geschöpfen und durch ihre Betrachtung sich immer mehr in Liebe zu ihm ent-

zünden und zu seinem Dienste aneifern ließ, darum besaß er auch eine Herrschaft über die Thiere, welche jener ähnlich war, die der Mensch einst im Paradiese über sie ausgeübt hatte. Auch wir werden diese Herrschaft besitzen, und um so mehr, je sorgfältiger wir uns der Thiere bedienen zur Verherrlichung Gottes und zur Förderung unseres Heiles. Dann aber werden wir uns auch frei erhalten von allen Versündigungen gegen das Leben und gegen Alles, was das fünfte Gebot untersagt. Dann sind wir wahrhaft ihre Herren und, jetzt gesetzt über die Werke der Hände Gottes, werden wir einst auch herrschen ewig im Himmel. Amen.

Sechstes und neuntes Gebot.

Erste Predigt.

Die Würde des Menschen.

„Mit Herrlichkeit und Ehre hast du ihn gekrönt."
Ps. 8 6.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

Um uns zu zeigen, welche Versuchungen wir zu bestehen, und um uns zu belehren, wie wir sie zu überwinden haben, läßt sich der göttliche Heiland selber versuchen. In dreimaligem Angriffe bestürmt ihn der böse Feind und müht sich, ihn zu reizen durch die Begierlichkeit des Fleisches, dann durch die Hoffart des Lebens und endlich durch die Lust der Augen. Indem er ihn auffordert, die Steine in Brod zu verwandeln, möchte er die sinnliche Lust in ihm erregen, die noch unterstützt werden soll vom Hunger, den das vierzigtägige Fasten erzeugt hat. Indem er ihm zumuthet, sich hinabzustürzen von der Zinne des Tempels, will er ihn zum Hochmuthe verleiten, der geschürt werden soll durch die Bewunderung, die man dem Herrn zollen würde wegen des Engelschutzes, der seine Glieder vor Verletzung bewahrt; — und indem er ihm die Reiche der Welt und ihre Pracht zeigt, will er die Habsucht reizen und mittelst derselben ihn zum schändlichsten Götzendienste, zur Anbetung des Teufels verleiten. Doch vergebens sind alle Mühen des Versuchers; denn der göttliche Heiland überwindet ihn jedesmal mit dem Worte Gottes. Es steht geschrieben: Nicht vom Brode allein lebt der Mensch, sondern von jedem Worte, das aus dem Munde Gottes kommt. Es steht geschrieben: Du sollst Gott deinen Herrn nicht versuchen. Es steht geschrieben: Du sollst Gott, deinen Herrn anbeten und ihm allein dienen. Indem er so den Worten des Satans immer ein Wort der heiligen Schrift

gegenübersetzt, das gerade das Gegentheil von dem gebietet, wozu der Versucher aufgefordert hat, zerreißt er sein listig angelegtes Netz und scheucht ihn von dannen. Mit dem Worte Gottes also müssen auch wir uns waffnen, um zu siegen in unsern Versuchungen, welche dieselben sind, wie die des Erlösers; denn „Alles, was in der Welt ist," schreibt der heilige Johannes, „das ist die Begierlichkeit des Fleisches, die Begierlichkeit der Augen und die Hoffart des Lebens." Die dreifache Lust ist es, durch welche Satan uns ohne Unterlaß versucht und bekämpft, und die nun während der heiligen Fastenzeit von uns überwunden werden soll. Waffnen wir uns mit dem Worte Gottes, um über sie, wenigstens über die Fleischeslust den Sieg zu erringen! Mit ihr haben wir ja eben jetzt den Kampf aufzunehmen, wenn wir den Zusammenhang mit unsern bisherigen Betrachtungen festhalten wollen. Wir kommen nämlich zum sechsten Gebote, das gerade der Fleischeslust entgegentritt und dadurch die Würde des Menschen in Schutz nimmt. Darum können wir ganz geeignet mit der Erklärung dieses Gebotes während der heiligen Fastenzeit uns beschäftigen. Für heute wollen wir uns einen Ueberblick über dasselbe verschaffen, indem wir die **Würde des Menschen** und die derselben gegenüberstehende **Entwürdigung** betrachten. Beginnen wir im Namen des leidenden Erlösers und seiner schmerzhaften Mutter Maria!

Ihr erinnert euch ohne Zweifel noch an jene Stelle des königlichen Sängers, in welcher er die Größe des Menschen schildert, und die ich euch vor 14 Tagen zum Theile vorgetragen habe. „Was ist der Mensch", redet er Gott an, „daß du sein gedenkest, oder der Menschensohn, daß du ihn heimsuchest? Du hast ihn nur wenig unter die Engel gemindert, mit Herrlichkeit und Ehre ihn gekrönt und ihn gesetzt über die Werke deiner Hände." Derselbe Sänger nun, der jubelnd diese Worte ruft, bricht im 48. Psalme wiederholt in die Klage aus: „Der Mensch, der in Ehre ist, bedenkt es nicht: er gleicht den unvernünftigen Thieren und ist ihnen ähnlich." Der Psalmist bedauert es also, daß der Mensch seiner Größe sich unwürdig zeigt, sie wegwirft, ja bis zu den unvernünftigen Thieren herabsteigt. Warum? Weil er seine Ehre, seine Würde nicht bedenkt oder vielmehr gar nicht erkennt. Und er hat Recht mit dieser Behauptung; die meisten Menschen suchen ihre Würde da, wo sie nicht zu finden ist, und übersehen das, worin sie zu suchen ist.

Schaut euch nur, um davon überzeugt zu werden, die Welt an! Was versteht man unter der Würde des Menschen? Die Einen verstehen darunter den Vorrang einer hohen und edlen Geburt. Je älter und berühmter das Geschlecht ist, dem sie ihre Abstammung verdanken, je angesehener und klangreicher der Name ihrer Eltern ist, desto mehr Würde glauben sie zu besitzen. Die Andern setzen ihre Würde in die Ehrenstellen, welche sie einnehmen. Je höher der Posten, zu dem sie sich aufschwingen, und je einflußreicher die Stellung, welche sie behaupten, desto mehr Würde messen sie sich zu. Wieder andere suchen endlich ihre Würde in dem Reichthume, welchen sie besitzen. Je größer die Summen sind, über welche sie verfügen, je ausgebreiteter der Besitzstand ist, den sie als ihre Habe bezeichnen, desto mehr Würde glauben sie beanspruchen zu dürfen. Allein in alledem besteht die Würde des Menschen nicht und kann darin nicht bestehen. Es handelt sich ja um Vorrechte, deren nur ein ganz winziger Theil der Menschheit sich zu erfreuen hätte. Die Niedrigen und Armen wären da ohne alle Würde. Es handelt sich um Vorrechte, die mit der Persönlichkeit des Menschen in gar keinem Zusammenhange stehen; denn was kann der Eine dafür, daß seine Eltern unangesehen, dürftig und arm sind, und der Andere, daß sein Vater ein Graf, ein Minister oder Millionär ist? Die Verdienste seiner Eltern haben mit seiner Person nichts zu schaffen. Es handelt sich um Vorrechte, die äußerst vergänglich sind. Der Adel des Namens, die ausgezeichnete Stellung, der Born des Reichthumes können rasch und unverschuldet verloren gehen. Der Mensch muß als Mensch eine Würde haben, die unabhängig ist vom Wechsel der Zeit, von den Aeußerlichkeiten der Geburt und Stellung. Wie der Werth eines Vogels in seinem Gesange und nicht darin liegt, ob er in einem goldenen oder eisendrähtigem Käfige und in einem fürstlichen Palaste oder in einer Taglöhnershütte genährt wird, so muß auch die Würde des Menschen nicht in den äußeren Umständen seiner Geburt und seiner Verhältnisse, sondern in Vorzügen ruhen, die ihm angeboren und die deßhalb jeder besitzt, der zum Geschlechte des Menschen gehört.

Worin besteht nun diese Würde? Sie besteht in der Seele des Menschen. Der Mensch hat eine Seele, d. h. er besitzt ein geistiges Wesen, das ihm Leben und Bewegung gibt. Wollt ihr den Werth dieser Seele erkennen, dann betrachtet einen Leichnam! Derselbe

sieht, hört, spricht, fühlt und bewegt sich nicht mehr. Er ist jetzt eine todte Masse, die der Fäulniß und dem Staube anheim fällt, wenn er früher auch noch so beweglich, empfindungsvoll, gesprächig und geschäftig, noch so schön und einnehmend gewesen ist. Das Alles hatte er der Seele zu verdanken, die nun entflohen ist. Damit haben auch all die äußerlichen Würden ein Ende gefunden. Eine Seele hat nun aber auch das Thier; denn sonst würde es nicht leben und sich bewegen; aber welch ein unermeßlicher Abstand ist zwischen der Thier- und der Menschenseele! Der Mensch hat eine vernünftige Seele, die denkt, die ihrer selbst sich bewußt ist, die das Gute und Böse unterscheidet, die die Werke Gottes betrachten und bewundern kann; die Seele des Thieres aber ist ohne Vernunft und weiß Nichts von Gott und Ewigkeit, von Recht und Unrecht. Der Mensch hat eine freie Seele, die wählen kann zwischen Tugend und Laster, zwischen Hölle und Himmel; das Thier dagegen ist der Sklave der Nothwendigkeit und des ihm eingepflanzten Naturtriebes. Der Mensch hat eine unsterbliche Seele, die von keinem Ende weiß, mag auch der Leib seit Jahrtausenden modern, und sein Name längst vergessen und ausgetilgt sein aus allen Jahrbüchern und von den dauerhaftesten Monumenten. Der Mensch hat eine gottebenbildliche Seele, die hervorgegangen ist aus dem Hauche, aus dem Herzen des dreieinen Gottes, der, ehe er den Menschen schuf, sich erst in sich selbst zurückzog und berathschlagend sprach: „Lasset uns den Menschen machen nach unserm Bild und Gleichniß.“ Diese vernünftige, freie, unsterbliche, gottähnliche Seele, ein Kleinod, wie die ganze Erde kein zweites aufzuweisen hat, wenn sie auch eine Auslese aus dem Schönsten und Edelsten veranstaltet, was sie besitzt, ist jedem Menschen angeboren, und darin besteht seine Würde. Allein gerade diese Ehre bedenkt er nicht und gleicht darum den unvernünftigen Thieren und ist ihnen ähnlich, obwohl seine Würde noch höher steht durch den Umstand, daß seine Seele auch eine christliche ist. Eine christliche Seele! das ist ein Wort, welches gleich nach dem Worte Engel kommt. Ach, wo ist die Sprache, welche Worte und Bilder genug hat, um diese Würde einigermassen faßlich zu machen! Eine christliche Seele, das ist der furchtbar erhabene Ausdruck, wodurch ich gleichsam die Allmacht des dreieinigen Gottes erschöpft habe; denn mehr konnten selbst die drei göttlichen Personen nicht thun, als sie gethan haben, meine Seele zur christlichen zu machen. Durch die Hingabe des ewigen

Wortes hat der Vater, durch die bittersten Leiden hat der Sohn, durch den Reichthum der Gnade und Liebe der heilige Geist Alles gethan, was er konnte, um meine Seele christlich zu machen, um sie nicht bloß vom ewigen Tode zu erretten, sondern auch in die engsten Beziehungen, in die innigste Verwandtschaft mit dem dreieinigen Gotte zu bringen. Wenn ich das bedenke, dann tritt Alles in den Hintergrund, was Himmel und Erde an Größe und Erhabenheit besitzen und nur stammelnd kann ich beten: „Was ist der Mensch, daß du sein gedenkest, und der Menschensohn, daß du ihn heimsuchest?

Von dieser würdevollen Seele empfängt nun auch der Leib des Menschen seine Würde. Als Werkzeug und Träger der Seele hat ihn Gott ausgezeichnet vor allen andern Geschöpfen der Erde. Aufrecht gebaut steht er da mit zum Himmel gerichtetem Blicke und unterscheidet sich von dem vollendetsten Thiere. Harmonisch und edel und kunstvoll und schön ist jedes seiner Glieder geformt und befähiget zu den mannigfaltigsten Verrichtungen. Sein Antlitz ist der Spiegel der Seele und sein Auge das Fenster, aus dem der ihm innewohnende Geist blickt und seine Vorgänge, seine Gefühle kund gibt. Kein anderes Geschöpf besitzt diesen Ausdruck in Blick und Antlitz, wie der Mensch. Er allein kann Lachen und weinen. Während das Thier nur unartikulirte Laute hat, ist dem Menschen die Sprache gegeben, diese Verkörperung seiner Gedanken und dieses Mittel zur Mittheilung seiner Empfindungen. Welch eine Würde ist da jedem Menschen schon von Natur aus verliehen! Nun kommt aber erst noch hinzu, was die Gnade aus ihm gemacht hat. Durch sie ist unser Leib das Gefäß des heiligen Geistes geworden, eine lebendige Kirche voll Heiligkeit und Ansehen. In der heiligen Taufe ist er feierlich eingeweiht, dem Leibe Christi verbunden und vom heiligen Geiste in Besitz genommen worden. Welche Ehrfurcht gebührt ihm, der zugleich das Organ zur Mittheilung aller sakramentalen Gnade ist. Er ward benetzt mit der lebenspendenden Fluth, er ward gesalbt mit dem heiligen Chrysame des Heiles, er darf berühren und tragen jenes süße Brod, nach dem die Engel lüstern sind. Er, der Knecht der Seele, ist zu ihrem Freunde geworden und soll einst der Genosse ihrer ewigen Seligkeit und Glorie sein, wenn er auferstehen wird im Glanze der Verklärung und Unsterblichkeit. Obwohl nur Staub und Asche soll er einst doch die Wohnung der allerhöchsten Majestät betreten und frohlocken dürfen

im Reiche der Geister. Wahrhaftig eine Würde, die ihn edler macht, als die höchste Schönheit und Wohlgestalt, und höher kleidet als Purpur und Hermelin. Darum bezeigt aber auch die Kirche dem Menschenleibe so große Achtung, trägt ihn unter Gebet und Glockengeläute, in feierlicher Begleitung und unter priesterlichen Segnungen zu Grabe und bettet ihm seine Ruhestatt in verwahrter und geweihter Erde. Und wenn dieser Leib das ist, was die Natur und Gnade aus ihm gemacht haben, dann faßt sie ihn als Reliquie in Gold und Edelgestein und legt ihn sogar auf den heiligen Altar des Herrn. Erkennet ihr nun die Würde des Menschen, den Adel, den er in seiner Seele und in seinem Leibe besitzt? Dann erkennet aber auch die Verpflichtung, die ihr dieser Würde gegenüber habet!

Sie besteht in der strengsten Heilighaltung dieses Leibes und dieser Seele, in der lautersten Reinheit des ganzen Menschen. Was könnte aber dieser Reinheit und Heiligkeit mehr widerstreiten, als gerade die Nachgiebigkeit gegen die fleischliche Lust, als die Sünde der Unlauterkeit. Indem also das sechste Gebot für die Würde des Menschen eintritt, untersagt es vor Allem jene Werke, die den Leib beflecken, also alle unzüchtigen Handlungen an uns und Andern, welcher Art sie immer sein mögen, und allen Mißbrauch unserer Sinne durch unanständige Berührungen unserer selbst und Anderer, durch Anhören schlechter Gespräche, Lieder und Erzählungen, durch Betrachtung unsittlicher Gegenstände und Bilder, durch Lesung schlüpfriger Bücher, durch Anfertigung unreiner Werke und durch unflätige und zweideutige Reden, Mienen oder Geberden. „Unreinigkeit", mahnt der Weltapostel, „werde unter euch nicht einmal genannt." (Eph. 5, 3). Rein und ehrbar muß jedes Glied an uns und an Andern gehalten werden. Was dagegen ist, was auf Eingebung der bösen Lust geschieht, das ist Sünde und zwar Todsünde eben wegen der unbeschreiblichen Würde unseres Leibes. Da aber in unserer Seele eine noch größere Würde ruht, so muß mit der äußeren Reinheit auch die innere Hand in Hand gehen. Deßhalb verbietet das sechste und ganz besonders noch auch das neunte Gebot jede Befleckung der Seele durch unkeusche Gedanken, durch unkeusche Vorstellungen und Begierden. Nur die ein reines Herz haben, können nach der Lehre Christi zur Anschauung Gottes gelangen. Also schließen auch unreine Gedanken und noch mehr unreine Vorstellungen und Begierden vom Himmel aus. Das ist aber nur möglich, wenn sie eine schwere Sünde sind. Wir haben es demnach

beim sechsten Gebote nur mit Todsünden zu thun. Alles, was gegen die innere und äußere Reinheit freiwillig gefehlt wird, das ist schwere Sünde. Mögen diese Sünden auch unter einander nicht gleich sein, schwer sind sie alle, und der Unterschied besteht nur darin, daß die eine durch ihre Natur oder durch die sie begleitende Umstände noch entsetzlicher sein kann, als die andere. Wie könnte auch von einer läßlichen Sünde die Rede sein, wenn der Mensch sich freiwillig an seiner unermeßlichen Würde vergreift, wenn er sich dem Thiere gleichstellt und Leib und Seele hinwälzt im Schmutze der fleischlichen Lust? Was würde man denn sagen, wenn Jemand die Gebeine eines Heiligen vom Altar oder aus dem sie umschließenden Schreine reißen und hinstreuen würde auf den Boden, damit sie mit Füßen getreten und von allen Wesen besudelt werden? Es wäre eine unnennbare Frevelthat. Dieselbe erlaubt sich aber der Unkeusche und zwar nicht bloß einem Todten, sondern einem von der Seele noch bewohnten und belebten Leibe gegenüber, der eben deßhalb noch mehr Heiligkeit besitzen soll. Welch eine furchtbare Entwürdigung, die wir erst vollständig einsehen werden, wenn unsere Augen erhellt sind im Lichte der Ewigkeit.

Möchten wir's aber jetzt schon einsehen, daß unsere Würde uns verpflichtet zur fleckenlosesten Lauterkeit an Leib und Seele, möchten wir uns jener Keuschheit befleißen, die unserm Stande angemessen ist! Das sechste Gebot gilt ja allen Ständen, dem ledigen, dem verheiratheten und dem verwittweten, und gebietet die standesmäßige Keuschheit. Die ledig sind, haben sich von Allem zu enthalten, was nur irgend wie gegen die heilige Schamhaftigkeit ist. Ihnen gilt das Wort der heiligen Schrift. „Hüte dich, mein Sohn, vor aller Unkeuschheit" (Tob. 4, 13.) Den Verheiratheten ist nur erlaubt, was dem Zwecke des Ehestandes entspricht, keineswegs aber dürfen sie in Unzucht und Schamlosigkeit dahinleben. Es sündigt ja nicht bloß derjenige, der Wein stiehlt aus einem fremden Keller, sondern auch derjenige, der in seinem eigenen Keller sich berauscht. Daher schreibt der Apostel: „Der Ehestand soll durchweg ehrwürdig und das Ehebett unversehrt bleiben; denn die Unkeuschen und Ehebrecher wird Gott richten. Ein Jeder soll seinen Leib unschuldig und ehrbar zu erhalten wissen, nicht in begierlichen Leidenschaften wie die Heiden, die um Gott nichts wissen" (Hebr. 13, 4 und 1 Thess. 4—5.) Die endlich dem Wittwenstande angehören, haben dieselbe Verpflichtung zu

allseitiger Ehrbarkeit wie die Ledigen. „Ehre die Witwen“, schreibt der Apostel, „welche wahrhaft Witwen sind. — Die wahrhaft eine Witwe ist und in der Einsamkeit lebt, hoffet auf Gott und beschäftigt sich Tag und Nacht mit Beten und Flehen. Die aber, welche in Wollüsten lebt, ist lebendig todt“ (1 Tim. 5, 3 und 5, 6.)

Damit wir nun zu dieser standesmäßigen Keuschheit gelangen, wenn wir sie bisher verletzt haben sollten, oder damit wir sie bewahren, wenn wir sie bisher schon gepflegt haben, wollen wir während der heiligen Quadragesima das kirchliche Fastengebot gewissenhaft beobachten; denn gerade das Fasten ist es, wodurch die Lust des Fleisches zumeist eingedämmt und gebunden wird. Kreuzigen wollen wir unser Fleisch sammt seinen Lüsten, damit wir bewahren und vermehren die Herrlichkeit und Ehre, mit der der allgütige Schöpfer uns gekrönt hat. Amen.

Zweite Predigt.

Werth der Jungfräulichkeit.

„O, wie schön ist ein keusches Geschlecht im Glanze! Unsterblich ist sein Andenken, bei Gott und bei den Menschen ist es in Ehren;"

Buch der Weisheit 4, 1.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

Hat die heilige Kirche uns im letzten Sonntags-Evangelium die Aufgabe bezeichnet, welche wir durch Ueberwindung der dreifachen bösen Lust während dieser gnadenvollen Fastenwochen zu lösen haben, so weiset sie heute hin auf den beneidenswerthen Gewinn, den wir für den Fall des Sieges zu erwarten haben. Er besteht in der Verklärung unseres ganzen Wesens und in der besondern Huld, womit Gott uns zugethan sein wird. Dieß ist offenbar der Grundgedanke, welcher aus dem heutigen Sonntagsevangelium spricht, in dem die Thatsache der Verklärung Christi berichtet wird. Dort auf Tabor bricht ein lichter Strahl der Gottheit durch die menschliche Hülle des Erlösers und läßt sein Antlitz leuchten wie die Sonne, und seine Kleider schimmern gleich dem Schnee; dort dringt die gewaltige Stimme des ewigen Vaters durch die umschattende Wolke und erklärt den verachteten Meister in Israel für seinen geliebten Sohn, an dem er sein Wohlgefallen hat. Zeugen dieser Verklärung und göttlichen Lobeserhebungen sind zwei fromme und hervorragende Führer und Propheten des alten Bundes und drei auserwählte Apostel des neuen Bundes. Gleich dem verklärten und verherrlichten Heilande werden auch wir im Glanze der Heiligkeit und im Schmucke der Gnade dastehen, wenn wir den dreifachen Feind der Fleisches- und Augenlust und der Hoffart des Lebens

niederkämpfen, und gleich dem vom Vater anerkannten und gepriesenen Sohne werden auch wir uns die Lobpreisung verdienen: Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe, — und Zeugen dieser Verherrlichung und Lobpreisung werden alle Engel und der ganze Himmel sein. Dieser Ehre werden wir ganz besonders uns zu erfreuen haben, wenn wir die Fleischeslust überwältigen, jenen Feind, zu dessen Bekämpfung uns gerade die gegenwärtigen Betrachtungen über das sechste Gebot auffordern. Dadurch gelangen wir zu jener Tugend, die den Menschen vorzugsweise über die Erde erhebt, vergeistiget und verklärt. Diese Tugend ist die **standesmäßige Keuschheit** und vor Allem die **jungfräuliche Reinigkeit**; durch sie wird die Würde des Menschen erst vollendet. Darum wollen wir diese Tugend der Keuschheit und Jungfräulichkeit auch zum Gegenstande unserer heutigen Betrachtung machen und untersuchen 1) **ihren Werth**; 2) **ihre Folgen**. Beginnen wir unter dem Beistande der allerreinsten Jungfrau und Mutter im Namen Jesu!

I.

Die Keuschheit, namentlich die Jungfräulichkeit, verklärt den Menschen, denn sie erhebt ihn über die Erde und macht ihn erst zum Menschen, sie erhebt ihn über die Menschen und macht ihn zum Christen, ja sie stellt ihn den Engeln gleich und erhebt ihn sogar über dieselben. Sie erhebt ihn zum Menschen und stellt ihn vor Allem über die Erde; denn sie entzieht ihn den niedrigen Lüsten dieser Welt. Wer nun ein wenig denken will, der muß zugestehen, daß gerade jene Sünde, die der heiligen Schamhaftigkeit gegenübersteht, den Menschen am meisten herabwürdiget und, wie wir letzthin schon gehört haben, den unvernünftigen Thieren gleichstellt und ähnlich macht. Er ist ja der Knecht unreiner Triebe und Begierden, ein willenloses Werkzeug der Sinne und ihrer gemeinen Lust. Er dient dem Fleische und ist Fleisch, während dagegen der Enthaltsame und Sittenreine der Seele ihre angeborne Herrschaft über den Leib behauptet. Gerade dadurch, daß wir die ungestümen und unedlen Triebe meistern, zeigen wir erst unsern Vorrang vor dem Thiere und das Dasein der Vernunft. Die Reinigkeit erhebt uns auch über die Sorgen und Unruhen dieser Welt; denn sie gibt einen Frieden, mit dem wir alle andern Kämpfe und Beschwerden überwinden können, während ein Wandel in Ausgelassenheit und

Schande auch tausend Verlegenheiten, peinliche Aengsten und Betrübnisse, bittern Gram und Kummer im Gefolge hat. Der Ausschweifende ist der Spielball alles Jammers und stößt auf Dornen, wohin er immer sich wenden mag. Die tiefsten und schmerzlichsten aber sind die Gewissensbisse, die seine Seele martern Tag und Nacht. Von diesen innern und äußern Nöthen ist der Eingezogene frei und steht somit auf festem Grunde über den Wechselfällen des Tages. Die Reinigkeit erhebt uns auch über die Vergänglichkeit dieser Welt. Zwar kann sie uns nicht schützen vor dem Tode, dem Alles unterworfen ist, was der Erde angehört; aber sie erhält die Kraft des Menschen, stärkt seine Gesundheit und sein Wohlergehen und hilft uns das Leben verlängern bis zu dem Zeitpunkte, den Gott festgesetzt hat. Wer in Sittsamkeit seine Tage verlebt, der kann am Ende seiner irdischen Laufbahn sagen: Ich habe meine Vergänglichkeit nicht beschleuniget durch entnervende Ausschweifung, ich sterbe nicht als Mörder meiner selbst, sondern nach dem Willen Gottes und nach den Gesetzen der Natur. Indem so die Reinheit ihn über die schmutzigsten Lüste, über die weltlichen Sorgen, über die rasche Vergänglichkeit erhebt, macht sie ihn zum Menschen, d. h. zu einem vernünftigen, lebensfrohen und seiner selber mächtigen Wesen.

Noch mehr! Sie macht uns erst zu wahren Christen. Sie ist dem Christenthume so wesentlich, daß ein wahrer Christ gar nicht denkbar ist ohne Keuschheit. Wir haben letzthin schon den Ausspruch des Apostels gehört: „Unreinigkeit soll unter euch gar nicht genannt werden." Warum? Der Apostel gibt auch den Grund an: Weil es Heiligen nicht geziemt. Der Christ ist zur Heiligkeit bestimmt; denn „das ist Gottes Wille, euere Heiligung;" er ist zur Heiligkeit verpflichtet: „Ich bin heilig, und auch ihr sollt heilig sein;" er ist zur größten Heiligkeit verbunden: „Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist," er ist wirklich geheiliget worden in der heiligen Taufe. Von jeher hat man deßhalb die Christen die Heiligen Gottes genannt. Wie dürfte er da sich der Ausschweifung und einem unreinen Leben ergeben? Das geziemt sich gewiß nicht für Heilige. So oft deßhalb der Völkerapostel von der Unreinigkeit spricht, bezeichnet er sie als das Merkmal der Heiden. Mit Recht, denn wie kann derjenige sich einen Christen nennen, der nichts wissen will von der klaren und bestimmten Forderung Christi: Wer mir

nachfolgen will, der verleugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach? Nur, wer sich selbst verleugnet, wer allen verkehrten und sinnlichen Regungen, also insbesondere der Begierlichkeit des Fleisches gegenübertritt, der ist ein Christ. Wer aber dem Fleische die Zügel läßt, der mag wohl getauft und gefirmt sein und äußerlich dem Christenthume angehören, ein Christ ist er in Wahrheit nicht. Deßhalb hielten fromme Seelen und namentlich die ersten Christen die Verletzung der Reinigkeit für ebenso sündhaft, als den Abfall vom Glauben, und waren eher bereit, tausend Leben hinzuopfern, als der holdseligen Tugend der Herzensreinigkeit untreu zu werden. Die Kirchengeschichte berichtet uns in dieser Beziehung die hochherzigsten Beispiele, von denen ich nur das der heiligen Agnes erwähne, die in einem Alter von dreizehn Jahren lieber all ihre Habe und ihr jugendliches Leben hingab, um dem Erlöser die jungfräuliche Treue zu bewahren, die sie gelobt hatte, als daß sie in eine eheliche Verbindung mit dem Sohne des damaligen Statthalters in Rom eingewilligt hätte. „Nicht so freudig," sagt der heilige Ambrosius, „eilet eine Braut zur Hochzeit, als diese heilige Jungfrau zur Stätte ihrer Todesmarter." Die zuschauende Menge fühlte Mitleid, der Scharfrichter zitterte. Agnes aber sprach: „Scharfrichter, was zögerst du? Immerhin sterbe der Leib, der jenen Augen nur gefallen kann, denen ich mißfallen will. Lasse meinen himmlischen Bräutigam nicht länger auf mich warten. Ich will zu ihm, zu ihm will ich." Betend und mit gesenktem Haupte empfing sie 304 den Todesstreich — das Muster einer wahren Christin. Ja noch mehr, das Muster eines Engels; denn die Keuschheit macht den Engeln gleich.

Fürchtet nicht, daß ich etwa zuviel behaupte, ich spreche nur nach, was Christus selber versichert hat mit den Worten: „In der Auferstehung werden sie weder heirathen noch verheirathet werden, sondern sie werden sein wie die Engel Gottes im Himmel." Die jungfräulichen Seelen, die nicht heirathen und verheirathet werden, sind also jetzt schon den Engeln gleich. Darum nennt man die Jungfräulichkeit geradezu eine englische Tugend. „Wie glücklich", ruft deßhalb der heilige Bernardus, „ist der Zustand des jungfräulichen Menschen. Er genießt schon zum Voraus die Vorrechte der Auferstehung; er ist schon jetzt, was wir dereinst sein werden, an Würde und Adel steht er den Engeln

gleich." Der heilige Ambrosius sagt zu den Jungfrauen: „Wundert euch nicht, wenn die Engel für euch kämpfen, ihr kämpfet ja auch selbst mit den Engeln, indem ihr unter der Fahne der Jungfräulichkeit kämpfet; die Keuschheit macht die Engel. Wenn die seligen Geister die Jungfrauen des Himmels sind, so sind die jungfräulichen Menschen die Engel der Erde. Die Einen leben ohne Fleisch, die Andern triumphiren in dem Fleische." Mit diesem letzten Satze hat aber der Mailändische Kirchenlehrer sogar noch mehr ausgesprochen, als er beweisen wollte. Er hat den jungfräulichen Menschen geradezu über die Engel gestellt; denn wenn diese keusch sind, so ist das nichts Wunderbares. Sie sind nicht, wie wir, aus Fleisch und Blut zusammengesetzt, und sie sind nicht, wie wir, den Stürmen der Begierlichkeit unterworfen, sie sind nicht zugänglich für soviele Versuchungen von Außen, wodurch wir gereizt werden. Es ist darum weit ruhmvoller, Jungfrau zu sein, weil dieß Kämpfe voraussetzt, als ein Engel zu sein, der von dem Sieg der Jungfrau nichts weiß. Zur Zahl der Engel zu gehören ist ein Glück, aber Jungfrau zu sein ist eine Tugend; denn sagt der heilige Chrysologus, was der Engel von Natur hat, das behauptet die Jungfräulichkeit durch ihre Kraft. Deßhalb hebt uns diese Tugend bis zu Gott selbst empor. Ich würde es nicht wagen, diese Behauptung aufzustellen, wenn nicht der heilige Geist selber sie ausgesprochen hätte im Buche der Weisheit mit dem Worte: „Die Reinigkeit führt ganz nahe zu Gott" (6, 20). Wieso? Weil wir dadurch in uns ein Bild der Unversehrtheit Gottes darstellen und als würdige Kinder des dreieinen Gottes uns zeigen, von dem der heilige Gregor von Nazianz sagt: Die erste Jungfrau ist die heilige Dreieinigkeit, in der wir eine unendlich fruchtbare Jungfräulichkeit und eine jungfräuliche Fruchtbarkeit anbeten. Wie groß also ist der Adel, den die Keuschheit dem Menschen gibt, indem sie ihn verklärt, zum Menschen, zum Christen, zum Engel und sogar Gott ähnlich macht! Was Wunder also, wenn sogar die heilige Schrift bei Betrachtung dieser Tugend in Entzücken geräth und voll Verwunderung ausruft: O wie schön ist ein keusches Geschlecht im Tugendglanze! Von allen irdischen Dingen läßt sich nichts mit ihm vergleichen. „Alles, was man schätzt," sagt der heilige Geist, „ist mit einer enthaltsamen Seele nicht zu vergleichen" (Eccl. 26, 10). Darum wird es auch geehrt. „Unsterblich ist sein Andenken, und bei Gott und Menschen ist es in Ehre."

II.

Die Keuschheit wird also nach Versicherung der heiligen Schrift geehrt von den Menschen. Schon das Heidenthum, das selbst dem Laster Tempel erbaute und Altäre errichtete, konnte doch der Keuschheit seine Bewunderung nicht versagen. Mehr als wegen seiner Siege ward Cyrus wegen seiner Enthaltsamkeit gefeiert, weil er sich weigerte, eine Fürstin, die ihm bei seinem Siege über die Assyrier in die Hände gefallen war, auch nur zu sehen, und befahl, ihr mit Würde und Anstand zu begegnen. Dem Eroberer Asiens, Alexander, ward die Bewunderung der Welt zu Theil, weil er mit zartem Anstande gegen die Gemahlin und gegen die Töchter des gefangenen Perserkönigs Darius sich benahm. Er wollte sie, wie erzählt wird, nicht einmal sehen, indem er äußerte, die persischen Frauen schadeten den Augen. Der harte eiserne Römer selbst, dem nichts über Waffenruhm ging, wußte nicht Lobsprüche genug dem tapfern Scipio zu spenden, weil er einer gefangenen Fürstentochter in Spanien edel begegnete. Er hieß sie nämlich ihrem Vater und ihrem Verlobten zurückstellen Diese Handlung erfüllte die Spanier mit solcher Bewunderung, daß sie ihm einen silbernen Schild verfertigen ließen, auf dem diese Scene dargestellt war. Wer hätte dann noch nichts gehört von jenen heidnischen Priesterinnen, die im Tempel der Göttin Vesta zu Rom ein beständiges Feuer zu unterhalten hatten? Diese Vestalinnen, wie man sie nannte, mußten der strengsten Jungfräulichkeit sich befleißen. Dafür genossen sie aber auch das Vorrecht der größten Auszeichnungen, so zwar, daß selbst die Senatoren ihnen Ehrfurcht zu erweisen hatten, und man von ihrer Tugend das Glück des Staates erwartete. Begegneten sie einem zum Tode Verurtheilten, so wurde derselbe sofort begnadigt. Wenn schon das vorchristliche Heidenthum für die Tugend der Enthaltsamkeit und Jungfräulichkeit soviel Anerkennung hat, dann ist dieß ein Beweis dafür, daß dieselbe einen Werth haben muß, der schon in ihrer Natur begründet ist und von Jedem gefühlt wird, der noch vernünftig und billig denkt. In der That kann deßhalb der ärgste Wüstling, der als Sclave am Wagen unreiner Lüste und Gewohnheiten zieht, einem Menschen seine Achtung nicht versagen, dessen Leben rein und ehrbar ist. Wenn er auch äußerlich über ihn und seine Tugend spöttelt, ihn einen Thoren und Sonderling nennt, so sieht er sich doch getrieben, innerlich ihn hochzuachten und dem Wunsche Raum zu geben: O wäre mein Wandel dem seinen gleich!

Nicht selten kommt es vor, daß der verkommenste Wollüstling, dessen Mund nur überströmt von Zoten und Possen, auch nicht das leiseste Wort der Unlauterkeit zu sprechen wagt in Gegenwart einer sittenreinen Person. Solchen Respekt flößt ihm ihre Tugend ein. Wer aber von alledem nichts empfindet, wer selbst die Unschuld nicht mehr ehrt und achtet, der ist ein verthiertes Wesen, der ist, verzeiht mir den Ausdruck, ein Unmensch, ein unverbesserlicher Wüstling, ein Satan in Menschengestalt.

Wenn aber schon das Heidenthum den Werth der Keuschheit erkannte, was wird erst das Christenthum auf dieselbe halten? Ihm gilt sie als die bewunderungswürdigste Tugend, und diejenigen, welche sie pflegen, werden als die Blüthe der Religion, der Reichthum und das Mark der Kirche, die Ehre der menschlichen Natur, der edelste Theil der Heerde Christi genannt. In zahllosen Reden schon ist diese Tugend gepriesen, in den schwungvollsten Lobliedern verherrlichet und ihre Größe geschildert worden. Die jungfräulichen Seelen sind der Stolz und die Freude der Kirche, die durch die größten Vorrechte sie ehrt. Ihnen allein erkennt sie den ehrenvollen Kranz zu und stellt sie auf gleiche Stufe mit den heiligen Blutzeugen, indem sie von jungfräulichen Märtyrern sagt, daß sie eine doppelte Siegespalme errungen haben. Wie viele Gesetze und Vorschriften hat sie nicht erlassen zu Gunsten jener Seelen, die in klösterlicher Abgeschiedenheit und Eingezogenheit einer lebenslänglichen Keuschheit sich zu Eigen geben wollen? Die schwersten Strafen hat sie ausgesprochen gegen diejenigen, welche es wagen, in die von ihnen bewohnten Räume einzudringen oder sie selbst zu verletzen und zu mißhandeln. Solcher Frevel zieht augenblickliche Ausschließung aus der kirchlichen Gemeinschaft nach sich und gilt als eine dem Papste vorbehaltene Sünde. Sie selber und der Ort, den sie bewohnen, sollen gegen jeden Angriff gesichert sein. Wem ist sodann der heilige Dienst Gottes, die Verwaltung der Heilsgeheimnisse übertragen? Ist es nicht das zur Jungfräulichkeit verpflichtete Priesterthum? O könnte ich euch all die Mahnungen und Gebote vortragen, womit die Kirche den Priester zur fleckenlosesten Reinigkeit verpflichtet, und die Warnungen und Drohungen auseinandersetzen, womit sie ihm eine furchtbare Verantwortung und die entsetzlichste Höllenpein verkündet, wenn er diese Reinheit verletzt, — ihr würdet dann erkennen, welchen Werth die heilige Kirche von jeher der Keuschheit beigelegt hat und noch immer bei-

legt. Wie könnte sie auch anders, da diese Tugend nicht bloß bei den Menschen, sondern bei Gott selber in Ehre ist?

Dieß ersehen wir klar, wenn wir das Verhältniß Jesu Christi zu dieser Tugend ins Auge fassen. Dasselbe hat aber am bündigsten und treffendsten der heilige Bonaventura ausgesprochen in folgenden Worten: Christus virgo, virginis filius, virginum sponsus, d. h. Christus wollte selbst jungfräulich sein, er wollte der Sohn einer Jungfrau, er wollte der Bräutigam der Jungfrauen sein. Christus ist die Reinheit selber. Als er seine Gottheit mit unserer Menschheit vereinigte, da gab er seiner Seele eine unumschränkte Gewalt über den Leib und ließ ihm von unsern Schwächen nichts als die Leiden und den Tod. Die Jungfräulichkeit ist ihm so natürlich, wie der Lilie die weiße Farbe, und nicht die kleinste Makel hat sie je befleckt. Ehrbar und lauter ist sein ganzes Leben, jedes seiner Worte, jeder seiner Gedanken, und eine Gotteslästerung wäre es, auch nur den Gedanken aufkommen zu lassen, daß er je auch nur die geringste Unsittsamkeit innerlich oder äußerlich sich erlaubt hätte. Er ist allzeit und in Allem jungfräulich von seiner Geburt bis zu seinem Tode. Er ist auch der Sohn der Jungfrau. Ich sage nicht einer Jungfrau, sondern der Jungfrau, d. h. jener Jungfrau, von der schon der Prophet Isaias geweissagt hat, daß sie auf wunderbare Weise empfangen und einen Sohn gebären werde, den man Emanuel, d. i. Gott mit uns nennen wird. Christus ist auf eine ganz jungfräuliche Art geboren, sowohl in der Ewigkeit, als auch in der Zeit. Der Schooß, in welchen er von Ewigkeit empfangen wurde, ist die Gottheit seines Vaters, derjenige, in welchem er in der Zeit gebildet wurde, ist die Jungfräulichkeit seiner Mutter. Deßhalb nennt ihn auch der heilige Leo den Sohn der Jungfräulichkeit. Weil Maria sich weigert, die göttliche Mutterschaft zu übernehmen, wenn diese sich nicht vereinigen läßt mit ihrem Entschlusse, allzeit Jungfrau zu bleiben, gerade deßhalb wird sie die Mutter Gottes. Die rechte Mutter für den göttlichen Sohn war diejenige, die allzeit jungfräulich sein wollte. Um zu zeigen, wie hoch er die Tugend der Reinigkeit schätzt, die von so vielen Menschen so leichtfertig und so oft verletzt wird, begnügte Jesus sich nicht damit, daß seine Mutter heilig, daß sie unbefleckt war, sowohl in ihrer Empfängniß als in ihrem ganzen Leben, sie mußte überdieß auch noch eine Jungfrau sein und bleiben wollen. Das ist jene herrliche Eigenschaft, wodurch sie jeder andern Creatur vorgezogen

und in die innigste Lebensgemeinschaft mit dem ewigen Worte gebracht wird; ihre Jungfräulichkeit ist, wenn man so sagen darf, der Zauber, der den Sohn Gottes in ihren Schooß herabzieht, durch welchen sie die unbegreifliche Würde einer Mutter Gottes verdient, insoferne nämlich dieselbe verdient werden konnte. Weil sie Jungfrau war dem Leibe wie der Seele nach und als Jungfrau sich bekannte, darum schickte, wie der heilige Bernhard sagt, Gott den Erzengel an sie, der sie als die Gnadenvolle grüßen und mit der großen Absicht Gottes bekannt machen mußte.

Der Sohn der Jungfrau, ist aber Christus auch der Bräutigam der Jungfrauen. Die reinen Seelen erfreuen sich der besonderen Gunst des Erlösers, dürfen ihm am nächsten kommen und haben sogar ein Recht auf die Worte des hohen Liedes: „Mein Geliebter ist mein und ich bin sein.“ Weil sie Verzicht leisten auf alle Geschöpfe der Erde und auf all deren Genüsse und Freuden, darum schenkt sie ihnen Jesus selber und nennt sie seine Freunde und Bräute. Um das zu beweisen, darf ich euch nur aufmerksam machen auf jene, die einst der besonderen Freundschaft des Erlösers sich rühmen durften. Wer war nach Maria von ihm in so hohem Grade geliebt als der heilige Joseph, der seiner jungfräulichen Reinigkeit halber zum Nährvater des Weltheilandes und zum Schützer unserer lieben Frau bestellt war? Unter den Aposteln, welche sich der besonderen Vorliebe des Erlösers erfreuten, ist einer, welcher es verdiente, daß ihm die Freundschaft des Herrn in vorzüglichster Weise zu Theil wurde; es ist Johannes, welcher sich dieser Auszeichnung durch die Jungfräulichkeit würdig machte. Wenn derselbe beim letzten Abendmahle sich erlaubt, sein Haupt an die Brust des Herrn zu lehnen, wenn er ohne Furcht Fragen stellt, welche selbst Petrus nicht vorzubringen wagt; wenn ihm die Geheimnisse der Zukunft enthüllt werden, so sind alle diese Begünstigungen nichts anderes, als die Belohnung seiner beständigen Jungfräulichkeit. Er ist, sagt der heilige Hieronymus, jungfräulich geblieben und darum wird er auch vom Herrn mehr geliebt. Dasselbe gilt von der hohen Ehre, die für ihn darin lag, nach dem Tode Jesu dessen Stelle bei seiner Mutter zu vertreten. Dem jungfräulichen Jünger empfahl der Herr die jungfräuliche Mutter. Es war dem Erlöser bekannt, daß Maria die Jungfräulichkeit so hoch schätzte, daß, wenn je der Verlust eines Sohnes, welcher Gott war, ausgeglichen werden könnte, dieses nur möglich war durch die

Annahme eines Sohnes, der jungfräulich war. So sehen wir also die jungfräulichen Seelen vom Heilande während seines Erdenlebens besonders bevorzugt und ausgezeichnet.

Der gleichen Ehre erfreuen sie sich aber noch immer; denn wenn man die Geschichte der Heiligen durchgeht, dann findet man, daß der göttliche Heiland bei Austheilung der Gnaden besonders diejenigen begünstigte, die durch eine besondere Liebe und Pflege der Reinigkeit sich hervorthaten. Leset, um das einzusehen, nur die Lebensgeschichte eines heiligen Bernard, Antonius von Padua, Aloysius oder einer heiligen Magdalena von Pazzis, einer heiligen Katharina von Siena oder einer heiligen Theresia. In welch innigem Verkehre stehen sie mit dem Herrn, welch eine Fülle von Gnaden wird ihnen zu Theil! Das darf aber keineswegs Wunder nehmen; denn gerade diese Reinheit des Herzens und des Wandels ist geeignet, den Menschen seinem Heilande stets näher zu bringen durch die Liebe zu göttlichen Dingen, durch die Liebe zum Gebete und besonders durch die Liebe zum Kreuze. Wo findet sich mehr Sinn für die Wahrheiten des Heiles, für die Geheimnisse des Christenthums als in einem jungfräulichen Herzen? Beati mundo corde! „Selig, die ein reines Herz haben!" ruft der Heiland in der Bergpredigt aus, „selig, die ein reines Herz haben, sie werden Gott anschauen", nicht nur dereinst im Himmel, sondern auch auf Erden schon, indem sie eindringen in die Wahrheiten des Glaubens, soweit dies sterblichen Menschen nur möglich ist! Wo erhebt sich die Seele leichter und frischer zum Gebete und sehnt sich mehr nach himmlischer Betrachtung als in einem reinen Leibe? — Wer ist ergebener im Leide und umfängt liebglühender das Kreuz, als der jungfräuliche Mensch? Dadurch aber macht er sich dem Heilande immer ähnlicher und verdient auch seine besondere Zuneigung und Freigebigkeit.

Aber der Lohn für diese bewunderungswürdige Tugend beschränkt sich nicht bloß auf dieses irdische Leben. Im Jenseits ist ihr eine besondere Ehre und Auszeichnung vorbehalten, denn die jungfräulichen Seelen werden dort eine Stufe der Ehre erreichen, die Niemand sonst mit ihnen theilen wird. So hat es Gott der Herr schon im alten Bunde verheißen; denn also spricht er durch den Mund des Propheten Isaias: „Allen, welche erwählen, was mir wohlgefällt, und meinen Bund bewahren, will ich in meinem Hause und in meinen Mauern einen besonderen Ort anweisen und einen bessern Namen als Söhne und Töchter geben, einen ewigen Namen, der

nicht erlöschen soll.“ (Is. 56, 4 und 5.) Deutlicher noch spricht der Seher des neuen Bundes, der uns kund gibt den Namen nicht minder wie den Ort, durch welche Gott die Herzensreinen im Himmel auszeichnet: Im vierzehnten Kapitel (1—4) seiner geheimen Offenbarung heißt es: „Und ich sah: und siehe, ein Lamm stand auf dem Berge Sion und mit ihm 144000, die seinen Namen und seines Vaters Namen auf ihren Stirnen geschrieben hatten. Und ich hörte eine Stimme vom Himmel, wie das Rauschen vieler Wasser und wie das Rollen eines starken Donners, und die Stimme, die ich hörte, war wie von Harfenspielern, die auf ihren Harfen spielten. Und sie sangen ein neues Lied vor dem Throne und vor den vier Thieren und den Aeltesten. Und Niemand konnte das Lied singen, als jene 144000, die von der Erde erkauft worden sind. Diese sind's, die sich mit Weibern nicht befleckt haben: denn sie sind Jungfrauen. Sie folgen dem Lamme, wohin es geht. Sie sind erkauft aus den Menschen als Erstlinge für Gott und das Lamm.“ Mit dem Lamm stehen sie auf dem Berge Sion, auf dem Gipfel der himmlischen Herrlichkeit. Allzeit dem Lamme nahe, dürfen sie demselben folgen, wohin es geht, und singen ein Lied, gewaltig, wie das Rauschen der Wasser und das Drohen des Donners, dabei aber wunderbar lieblich, wie Harfenspiel, ein Jubellied, das selbst der Engel Chor an Lieblichkeit übertrifft und nur von jungfräulichen Seelen gesungen wird. Als Bräute des Lammes gehen sie den Söhnen und Töchtern vor und tragen den Namen des Lammes selbst an ihrer Stirn geschrieben. Ja, von der Wonne der Herzensreinen gilt ganz besonders, was der heilige Paulus von des Himmels Freuden überhaupt sagt: „Kein Auge hat es gesehen, kein Ohr hat es gehört, in keines Menschen Herz ist es gedrungen, was Gott denen bereitet hat, die ihn lieben“ mit reinem Herzen, mit jungfräulicher Seele.

„O wie schön ist also ein keusches Geschlecht mit Ruhmesherrlichkeit. Unsterblichkeit ist sein Andenken. Bei Gott ist es in Ehren und bei den Menschen . . . Ewig prangt es mit der Siegeskrone und trägt den Preis für den Kampf unbefleckter Reinheit davon!“ (B. d. Weish. 4, 1 und 2.) Wer sollte nicht verlangen nach diesem Preise? Wer sollte nicht streben nach diesem Adel? Darum lasset uns streiten wider die Lust des Fleisches und unter Aufwand aller Kräfte nach Reinheit streben. Gilt zwar, was ich

sagte, zunächst von der beständigen Keuschheit, so findet es theilweise doch auch seine Anwendung auf Alle, die von den Wegen des Fleisches zurücklenken auf die Wege des Geistes. Auch ihnen wird die Entsagung, welche sie sich auferlegen, hoch angerechnet werden. Seht! auch eine Magdalena durfte dem Heilande nahen, durfte unter seinem Kreuze stehen, in Gesellschaft seiner Mutter sein und ihn den glorreich Auferstandenen anpreisen. Auch sie gilt der Kirche als eine große Heilige und wird von ihr in besonderer Weise geehrt. Was sie verscherzt hatte durch ihren Leichtsinn, das hat sie hereingebracht durch ihre Buße. Durch ihre heldenmüthige Buße reiht sie sich zunächst den jungfräulichen Seelen an, und ist jetzt beneidenswerth glücklich. Dasselbe Loos können Alle, auch die tief Gefallenen theilen, wenn sie ihr folgen in der Buße und von jetzt an ein reines Leben führen, wie es dem Stande, dem sie angehören, angemessen ist. Wer es also fassen kann, wem es gegeben ist vom Vater, der ahme die jungfräulichen Seelen nach und enthalte sich nicht nur der unerlaubten Genüsse, sondern auch der Ehe. Denn so gut die letztere an und für sich betrachtet auch sein mag, besser ist und bleibt der jungfräuliche Stand, wie uns ausdrücklich der heilige Paulus versichert: „Heirathen ist gut, nicht heirathen ist besser." Wer den jungfräulichen Stand Gott zu Liebe erwählt, der erfüllt nicht bloß ein Gebot, sondern entspricht einem Rathe, den der göttliche Heiland Allen gegeben, die sich eines vollkommenen Lebens befleißen wollen.

„Glückselig darum Alle, die makellos bewahren ihre Wege, die da wandeln im Gesetze des Herrn!" (Ps. 118, 1.) „Sie werden hinansteigen zum Berge des Herrn und stehen an heiliger Stätte." (Ps. 23, 3.) „Sie werden den König zum Freunde haben. (Eccl. 22, 11.) „Sie werden Gott anschauen." Amen.

Dritte Predigt.

Die Sünden gegen das sechste Gebot.*)

„Die Priester sollen mein Volk lehren und ihm zeigen, was für ein Unterschied ist zwischen dem Heiligen und Unheiligen, zwischen dem Reinen und Unreinen."

Ezech. 44, 23.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

So lieblich und anmuthig das Bild war, das am vergangenen Sonntag von dieser heiligen Stätte aus vor euren Augen entrollt wurde, da euch die Herrlichkeit der schönsten aller Tugenden, der heiligen Herzensreinheit geschildert wurde, ebenso traurig und grauenerregend wird die Schilderung des jener Tugend entgegengesetzten Lasters sein, wie sie mir heute aus Anlaß der Erklärung des heiligen sechsten Gebotes obliegt. Der Auftrag des Herrn, das Volk zu lehren und ihm zu zeigen, was für ein Unterschied ist zwischen dem Heiligen und Unheiligen, zwischen dem Reinen und Unreinen, ist wie kein anderer geeignet, dem Priesterherzen Bangen zu verursachen, und wenn je so bedarf ich in dieser Stunde des göttlichen Beistandes, damit der heilige Geist meine Zunge leite, und ich das Rechte euch verkünde. Ueber eine Sünde soll ich sprechen, von welcher zu reden gefährlich ist, während es noch weit

*) Unter den Busl'schen Manuscripten fand sich leider die Predigt über diesen Gegenstand nicht mehr vor. Der Herausgeber hat das Fehlende zu ersetzen gesucht unter Beuützung der Notizen, die ihm seiner Zeit ein befreundeter Missionär zur Einsicht überlassen hat. Die verhältnißmäßig lange Einleitung bei dieser Predigt dürfte durch den Gegenstand, der zu behandeln war, gerechtfertigt sein.

gefährlicher ist, sie mit Stillschweigen zu übergehen. Rede ich, so wird mir bange, ich möchte unschuldige Seelen beleidigen; schweige ich, so muß ich fürchten, mein Schweigen möchte unzähligen Sündern, die in den Banden dieses Lasters verstrickt sind, die Ursache ihrer ewigen Verdammniß sein. Was bleibt mir da übrig, als von zwei Uebeln das kleinste zu wählen und mit dem frommen Job zu sprechen: „Ich will nicht schonen meines Mundes, ich will reden in der Drangsal meines Geistes und Rede führen in der Bitterkeit meiner Seele." (Job 7, 11.) Einst beklagte sich der Herr durch den Propheten Isaias über jene Priester und Lehrer, welche ihres Mundes schonten und seine Satzungen dem Volke nicht verkündeten: „All ihre Wächter", so sprach er, „sind blind, stumme Hunde sind sie, die nicht zu bellen verstehen." (Is. 56, 10.) Könnt ihr's mir verargen, geliebte Zuhörer, wenn ich Alles aufbiete, um diesen Vorwurf mir zu ersparen? Nein, um Alles in der Welt will ich kein blinder Wächter sein und nicht schweigen, sondern so reden, daß wenn einst meine Lippen erblassen und mein Auge bricht, ich das frohe Bewußtsein in mir trage: Du warst kein stummer Hund, der nicht zu bellen verstand. Nein, „rufen will ich ohne Aufhören und wie eine Posaune erheben meine Stimme und verkünden dem Volke seine Laster und dem Hause Jakobs seine Sünden", wie der Herr es den Propheten und allen Priestern aufgetragen hat. — Wohl weiß ich, daß meine Rede heute Manchem nicht gefallen wird. Dies aber kann und darf mich nicht abhalten, zu sagen, was heilige Pflicht von mir verlangt. „Wir reden ja nicht", um mich der Worte des Völkerapostels zu bedienen, „wir reden nicht um Menschen zu gefallen, sondern Gott, der unsere Herzen prüft; denn niemals haben wir uns schmeichelhafter Worte bedient." Manche werden heute nach dem Gottesdienste sprechen: Das war keine Rede für einen so heiligen Ort. Die aber also zu räsonniren versucht sind, die mögen beherzigen die Worte des weisen Sirach, der da sagt: „Hört ein Verständiger eine weise Rede, so nimmt er sie an; hört sie ein Muthwilliger, so mißfällt sie ihm, und er wirft sie hinter seinen Rücken." (Sir. 21, 18.) Wollt ihr wissen, welche es sind, die sich zum Schmähen veranlaßt fühlen? Es sind gerade jene, welche durch die heutige Predigt am meisten getroffen, aber in ihren Sünden und Lastern nicht gerne beunruhigt werden! Statt daß sie über ihre Schandthaten weinen, hüllen sie sich in den Mantel der zartesten Gewissenhaftigkeit und sagen: Solches zu predigen, ist unpassend;

das schickt sich nicht; dadurch wird die Kanzel entweiht. Ja die elende Heuchelei ist unverschämt genug, die Worte des Apostels zu mißbrauchen: „Unreinigkeit soll unter euch nicht einmal genannt werden, wie es Heiligen geziemt" (Eph. 5, 3.) O diese Scheinheiligkeit! Nicht wahr! diese Dinge darf man überall vorbringen, nur nicht auf der Kanzel. In Gesellschaften darf man kühn die niederträchtigsten Zoten zum Besten geben, das Gift der unzüchtigen Reden rücksichtslos ausspritzen und dadurch zahllose unreine Gedanken und Begierden in den Herzen Anderer entzünden; aber dies Laster an heiliger Stätte rügen, das ist gegen alles Zartgefühl! In Gesellschaften und bei der Arbeit, in der Werkstatt oder Fabrik durch schlüpfrige Zweideutigkeiten unsterbliche Seelen morden, das ist Nichts, das gehört zur Mode; aber diese Niederträchtigkeit brandmarken, das verstößt gegen den Anstand! Wie — der Diener Jesu Christi soll schweigen, wenn sein geliebter Herr und Meister tausendmal an's Kreuz geschlagen wird, wenn tausend und aber tausend Seelen verloren gehen? Nein, und ewig nein, brandmarken werden wir Priester das Laster, so lange wir können, brandmarken mit jenem Brenneisen, das einst der heilige Paulus gebraucht, der nämliche Apostel, der da schrieb: „Solche Dinge sollen unter euch nicht genannt werden." Derselbe hat auch die Worte gesprochen und in dem Briefe an die Gemeinde zu Corinth niedergelegt: „Weder die Unzüchtigen, noch die Ehebrecher, noch Knabenschänder, noch Wollüstlinge werden das Himmelreich besitzen" (1. Cor. 6, 9 und 10.) Ohne Furcht und Scheu werden wir Priester solange dem heiligen Paulus diese Worte nachsprechen, als die Welt nicht aufhören wird, solche Scheußlichkeiten zu begehen, vor deren Namen sie bei öffentlicher Predigt zurückschaudert; wir werden solange gegen die Unkeuschheit zu predigen fortfahren, als die Welt fortfährt, Unkeuschheit zu treiben. Und wahrlich, ich möchte mir heute eine Stimme wünschen dröhnend wie die Weltgerichtsposaune und stärker wie der rollende Donner, um der ganzen Welt die Worte des Herrn zuzurufen: „Ich bin der Herr dein Gott! Du sollst nicht ehebrechen, du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib." Wohl weiß ich, daß ich heute nicht für alle spreche und ich möchte wünschen, daß die wenigsten von euch durch meine Worte sich getroffen fühlten. O seid mir willkommen ihr keuschen Seelen, deren Herz und Hände noch nicht entweiht sind durch irgend eine Unlauterkeit! Seid mir willkommen ihr Jünglinge, deren Seelen noch unschuldig, ihr züchtigen

Jungfrauen, die ihr den kostbaren Schatz der Herzensreinheit Euch bewahrt; ihr christlichen Eheleute, die ihr mit freudigem Blicke auf die Jahre eurer Jugend, eures sündenreinen Brautstandes zurückschauen könnt, die ihr am Altare reine Hände ineinander legtet, seid mir willkommen und fürchtet nicht, daß ich euere keuschen Ohren verletzen werde. Wenn ihr aber reden höret über die Gräuel der Finsterniß, dann seufzet über das Elend der Adamskinder, danket dem Herrn, daß er euch bewahrte, betet mit aller Inbrunst zum heiligsten Herzen Jesu, daß es in seiner unendlichen Barmherzigkeit meine Worte in ein zweischneidiges Schwert und jeden Laut, den ich ausspreche, in einen feurigen Pfeil verwandeln möge, damit die Herzen der Sünder heilsam verwundet und zerknirscht werden. Helfet mir durch euer frommes Gebet; denn ich will nicht schonen meines Mundes, sondern reden in der Bitterkeit meiner Seele. Und wäre nur ein Einziger in dieser Versammlung, der ein unreines Herz hat, so würde es mich in Ewigkeit nicht gereuen, um dieser einen Seele willen mich abgemüht und meiner widerstrebenden Zunge Gewalt angethan zu haben. Und wenn durch die heutige Predigt auch nur eine einzige Sünde gegen das heilige sechste Gebot verhütet würde, wäre das nicht schon Lohn genug für meine Mühe?

Doch ich frage, werde ich denn wirklich nur für Wenige sprechen? Ist das Laster der Unkeuschheit so wenig verbreitet? Ach, daß es so wäre! Aber das gerade Gegentheil ist der Fall! Gerade dieses Laster ist es, das die Hölle bevölkert; gerade in dieser Sünde zeigt sich am meisten die verdorbene Natur des gefallenen Menschengeschlechts. „Von den unschuldig gestorbenen Kindern abgesehen,“ sagt ein heiliger Vater, „werden von den Erwachsenen nur wenige gerettet wegen der Unkeuschheit.“ „Alle Verdammten in der Hölle,“ sagt der heilige Alphons, „sind entweder verloren gegangen blos wegen der Unkeuschheit oder wenigstens nicht ohne dieselbe.“ „Zweidrittheil der Menschen geht verloren durch das Laster der Unkeuschheit,“ behauptet der heilige Philippus Neri.

Begreift ihr jetzt, geliebte Zuhörer, warum der seeleneifrige Priester nichts Angelegentlicheres zu thun hat, als die seiner Obhut anvertrauten Gläubigen vor diesem mörderischen Laster zu warnen?

Ehe ich beginne, sei mir noch eine Bemerkung gestattet: Seid versichert, geliebte Zuhörer, während ich hier im Dienste Gottes

stehe und eifere für das Heil eurer unsterblichen Seelen, wird auch die Hölle nicht rasten, sondern ihre Missionäre aussenden, um in der nämlichen Stunde eure Seelen ins Verderben zu stürzen. Unser Widersacher der böse Feind, der umher geht, wie ein brüllender Löwe, und sucht, wenn er verschlingen kann, er weiß auch bis ins Heiligthum zu dringen und selbst an heiliger Stätte seid ihr nicht frei von seinen Anfechtungen. Er wird Alles aufbieten, um jene Worte, die euere Seele heilsam verwunden sollen, in Giftpfeile zu verwandeln, um das Gift unlauterer Gedanken in eure Herzen zu spritzen. Darum bitte ich euch: Sursum corda! Empor die Herzen, empor die Augen zum Himmel! Laßt uns ergreifen die mächtige Waffe des Gebetes, um die Anfeindungen der Hölle abzuwehren. Wer seine Seele liebt, der rufe mit mir voll Inbrunst: Mein Jesus Barmherzigkeit! Süßes Herz Mariä sei meine Rettung! Jesus, du Ueberwinder der Hölle, halte mit deiner göttlichen Macht den Andrang der Hölle zurück: sende herab deine heiligen Engel, daß sie uns beschützen. Unbefleckte Jungfrau, die du der Schlange den Kopf zertreten, halte deinen Fuß auf ihren Nacken gestemmt, daß sie uns nicht zu schaden vermag. Heiliger Michael, der du einst Lucifer mit seinem Anhange in die Hölle gestürzt, schlage mit deinem Flammenschwert den Teufel der Unzucht in die Flucht und bitte für uns, damit seine feurigen Pfeile uns nicht verwunden. Ich beginne im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit und lege meine Worte in die reinen Hände der unbefleckten Jungfrau und Gottesmutter Maria!

Bevor wir uns die Bosheit und Schändlichkeit des Lasters der Unkeuschheit klar machen, müssen wir uns fragen, welche Sünden unter dieses Laster fallen. Den **Sünden** gegen das heilige **sechste Gebot** gilt also heute unsere Aufmerksamkeit. Das heilige sechste Gebot, wie es vom lieben Gott auf dem Berge Sinai ist verkündet worden, lautet: „Du sollst nicht ehebrechen." Wir würden uns gewaltig täuschen, wollten wir gemäß dem Wortlaute dieses Gebotes behaupten, dasselbe verbiete nur, daß Eheleute irgend etwas Unkeusches begehen mit einer andern Person dem heiligen Versprechen zum Trotz, daß sie am Altare einander gegeben, durch welches sie sich auf Lebenszeit zu gegenseitiger Treue verpflichtet haben. Nein, unsere heilige katholische Kirche, die in Sachen des Glaubens und der Sitte unfehlbar ist, hat, gestützt auf die Aus-

sprüche der heiligen Schrift und der heiligen Väter, auf das Bestimmteste allzeit gelehrt, daß mit dem Ehebruch alle Sünden der Unkeuschheit gemeint sind. Der Ehebruch ist nur als eine der schwersten besonders hervorgehoben, wie dies ja auch beim fünften Gebote der Fall ist, das seinem Wortlaute nach nur den Mord verbietet, während es in Wirklichkeit alle Sünden untersagt, durch welche man dem Nächsten oder sich selbst am Leben des Leibes oder der Seele schadet. Darum heißt es im großen Katechismus: Das sechste Gebot verbietet den Ehebruch und alle Sünden der Unkeuschheit, nämlich unkeusche Blicke, Reden, Scherze, Berührungen und was sonst noch die Schamhaftigkeit verletzt, ferner Alles, was zur Unkeuschheit verleitet.

Was aber ist unter Unkeuschheit zu verstehen? Unkeuschheit ist jede unerlaubte Befriedigung der Fleischeslust, ferner jedes Werk, jeder Gedanke, jede Begierde, jedes Wort, das auf eine solch unerlaubte Befriedigung der Fleischeslust hinzielt. O selige Zeit der Paradiesesunschuld, wo der Mensch von dieser Lust nichts wußte, wo das Fleisch dem Geiste vollkommen unterthan war! Die Sünde unserer Stammeltern hat leider diesem seligen Zustande ein jähes Ende bereitet. Von der Schlange überlistet übertraten Adam und Eva das göttliche Gebot, sie aßen von der verbotenen Frucht. Und siehe da, ihre Augen wurden geöffnet, sie merkten, daß sie nackt waren, sie flochten Feigenblätter und machten sich Schürzen daraus, ihre Blößen zu bedecken. Von jenem Zeitpunkte an merkten sie ein Gesetz in ihren Gliedern, „das dem Gesetze ihres Geistes widerstreitet und sie gefangen hält unter dem Gesetze der Sünde, das in ihren Gliedern ist." (Röm. 7, 23.) Und dieses unheilvolle Gesetz, es ist in allen ihren Nachkommen wirksam; in allen streitet das Fleisch wider den Geist. Unsere Aufgabe, unsere heiligste Pflicht ist es, die Rechte des Geistes wider die Forderungen des Fleisches zu wahren; denn was Gott zum bösen Kain gesprochen, das gilt auch uns: „Der Sünde Begierlichkeit soll unter dir sein, du sollst über sie herrschen." (Gen. 4, 7.) Wer sich zu schwach fühlt, das Gesetz der Glieder zu unterdrücken, für den hat der liebe Gott den Ehestand angeordnet, damit durch denselben „die unerlaubten Gelüste und die hieraus entspringenden Laster beseitigt und doch der Schwachheit des Fleisches geziemend begegnet werde." (Rituale Ratisb.)

Diese kurze Erklärung vorausgeschickt wird es einem Jeden

möglich sein, zu beurtheilen, was Sünde gegen das heilige sechste Gebot ist. Damit aber Niemand sich täusche und in heilloser Verblendung für erlaubt halte, was wirklich unerlaubt und durch das heilige sechste Gebot untersagt ist, will ich, so hart es mir ankommt, noch weiter gehen und im Einzelnen anführen, was Alles Unkeuschheit genannt und deßhalb auf's Sorgfältigste von jedem Christen gemieden werden muß. Einst führte Gott der Herr dem Propheten Ezechiel die Sünden des Volkes vor Augen; nach jeder Gräuelthat, die der Prophet erblickt, sprach der Herr: „Menschensohn, wenn du dich wendest, wirst du noch größere Gräuel sehen." Aehnlich ergeht es auch mir in diesem Augenblicke. Immer furchtbarer zeigen sich mir die Gräuel menschlicher Bosheit. O dürfte ich schweigen! Doch nein, ich will meines Mundes nicht schonen!

So höret nun: Sünde gegen das heilige sechste Gebot ist zunächst der Ehebruch. „Du sollst nicht ehebrechen," spricht der Herr. Durch den Empfang des heiligen Sakramentes der Ehe hat Gott durch ein heiliges, unauflösliches Band die Herzen der Brautleute mit einander verknüpft. Die Eheleute selbst haben dabei feierlich einander Treue und Liebe auf Lebenszeit versprochen. Dieses heilige, von Gott geknüpfte Band lösen, diesen heiligen Schwur brechen, um anderweitig der Fleischeslust zu fröhnen, ist eine der schrecklichsten Sünden; eine solch scheußliche Bosheit liegt in ihr, daß selbst die verkommenen Heiden dies Verbrechen mit dem Tode bestraften; so die Aegyptier und die Griechen. Bei den Arabern wurde der Ehebrecher sammt dem Genossen seiner Sünde enthauptet, bei den Einwohnern von Peru beide verbrannt, Vater und Mutter und die nächsten Blutsverwandten aber getödtet, damit Nichts übrig bleibe von der Familie, in der solche Gräuel geschehen. In der ersten Christenzeit mußte ein Ehebrecher vier Jahre vor der Kirchthüre Buße thun, dann durfte er die folgenden fünf Jahre nur die Predigt, weitere vier Jahre die heilige Messe auf dem Angesichte liegend anhören. Gelten auch diese Straf- und Bußbestimmungen heutzutage nicht mehr, die Strafwürdigkeit jenes Frevels ist dieselbe geblieben und wird dereinst vom göttlichen Richter, sei es in der Hölle für den Unbußfertigen, sei es im Fegfeuer für den Reuigen, nach Gebühr berücksichtigt werden; denn „die Unzüchtigen und Ehebrecher wird Gott richten," sagt der heilige Paulus. (Hebr. 13, 4.) Ja, Gott wird die Ehebrecher richten, das mögen sich Jene merken, welche diesen Frevel

zwar begangen, aber nicht gebeichtet, sondern durch sakrilegische Beichten und Kommunionen das Siegel der Verdammniß zehn-, zwanzig-, dreißigmal ihrer Seele eingeprägt haben. Den Priester kann man täuschen, Gott den Allwissenden nicht. Darum rufe ich jenen Unglücklichen das Wort des Apostels zu: „Täuschet euch nicht .... Ehebrecher werden das Reich Gottes nicht besitzen" (1. Cor. 6 - 9.)

„Wenn du dich wendest," spricht der Herr, „wirst du noch größere Gräuel sehen." Ja, so ist es geliebte Zuhörer! Wendet euch weiter rückwärts euren Jugendjahren zu. Sagt mir, könnt ihr ruhig und freudig auf dieselben zurückblicken? Treten nicht insbesondere die Verlobungsjahre mit den schwersten Anklagen gegen euch auf? Sind sie nicht gebrandmarkt mit den Sünden, von denen der heilige Paulus sagt: „Die Unzucht treiben werden das Himmelreich nicht erlangen?" (Gal. 5, 19 und 21.) Das ist die zweite Sünde, die wider das heilige sechste Gebot streitet. Ist sie euch fremd geblieben? Frage dich, mein Christ, bist du als reiner Jüngling, als reine Jungfrau an die Stufen des Altars getreten? Verdientest du noch den Myrthenkranz, den man jungfräulichen Bräuten um die Stirne schlingt? Einst trat eine Person mit ihrem Bräutigam an den Altar, geschmückt mit dem Zeichen der Jungfräulichkeit. Mehrere aus der Gemeinde wußten bestimmt, daß sie gefallen sei. Da sprang eine Jungfrau aus der Mitte der Zuschauer und riß der Braut den Schmuck vom Kopfe. — Wenn allen denen, die mit dem Abzeichen der Jungfräulichkeit das heilige Sakrament der Ehe empfangen, obschon sie die kostbare Perle dieser Tugend verloren, wenn allen diesen der Myrthenkranz von der Stirne gefallen wäre, ach, wie viele würden dann mit Schamröthe übergossen worden sein, von denen die Umstehenden sagten: „Wie sah die Braut so unschuldig aus!" Erforsche dich, mein Christ, wie früh du die Zierde deines jugendlichen Herzens um schnöder Lust willen preisgegeben. Du hast dich vielleicht beruhigt und die scharfen Gewissensbisse zu beschwichtigen gesucht mit der leeren Ausrede: „Das ist erlaubt, wir heirathen ja!" Gewiß, das Heirathen ist erlaubt, wer aber vor dem Empfang des heiligen Ehesakraments mit dem Bräutigam oder der Braut anders lebt, als mit Bruder und Schwester, der sündigt gegen das heilige sechste Gebot; und wer solche Sünden in der Beichte aus irgend welchem Grunde verschweigt, dem ist

die Hölle gewiß; denn „Unzüchtige werden das Himmelreich nicht erlangen."

Ihr Jünglinge und Jungfrauen, saget mir nun, verdient ihr noch diesen schönen Namen? Ach, bei wie Vielen liegt der Jungfrauenkranz längst zerrissen zu ihren Füßen! Ob auch Niemand Ahnung hat von dem Schmutz, der an ihrer Seele klebt, die Finsterniß, unter deren Schutz sie ihre schwarzen Werke vollbracht, zeugt gegen sie, das blasse Mondlicht klagt sie an, und was das Schrecklichste ist, die Gesetze der Natur, gegen welche sie gefrevelt, um nicht vor aller Welt zu Schanden zu werden, sie schreien zum Himmel um Rache wider sie. Gar oft kann man selbst in verkommenen Gemeinden die Aeußerung hören: „Bei uns muß es gut aussehen im Punkte der Sittlichkeit, ist doch hiefür das Tauf-Register und die in demselben verzeichnete Anzahl der unehelichen Kinder ein Maaßstab." O täuschet euch nicht! Wenn einst der Herr zum Gerichte kommen wird, dann wird sich zeigen, wie unzuverlässig dieser Maaßstab gewesen, dann werden das Gegentheil beweisen die Gesetze der Natur, die man mit Füßen getreten. Sie werden Zeugniß ablegen gegen jene Sklaven der Wollust, deren Bosheit der Schande vor der Welt zu entgehen wußte, sei es dadurch, daß sie die Sünde in einer Art und Weise vollbrachten, welche deren natürliche Folge überhaupt nicht eintreten ließ; in diesem Falle haben sie eine unnatürliche Wollustsünde begangen und sind verpflichtet, diesen Umstand in der Beichte zu offenbaren — sei es dadurch, daß sie die eingetretene aber noch nicht offenkundige Folge zu unterdrücken wußten, indem sie zum Morde eines zarten Lebens ihre Zuflucht nahmen. Von manchem Mädchen weiß man, daß es die Unschuld verloren; es hat an der Wiege des Kindes gesessen, das der Sünde sein Leben verdankt; aber jene, deren Fall offenbar geworden, auf welche man mit dem Finger zeigt, sind nicht immer die schlimmsten, o bei Weitem nicht. Du aber, elendes Menschenkind, von dessen geheimen Unzuchtssünden die Welt nichts weiß, schaust mit Verachtung auf jene herab, die vielleicht nur einmal gesündigt haben; doch laß dir sagen: Wenn einst die Posaune ertönt, dann wird Alles auferstehen, was da lebte und für den Himmel erschaffen war, mag es das Licht der Welt erblickt haben oder nicht; auch du und dein Verführer; dann wird dieser oder jener Winkel ungeweihter Erde sich öffnen, in dem eine ungetaufte Seele von ihrem dort heimlich verscharrten Leibe Besitz

genommen hat, dessen Leben du erstickt, noch bevor es vollkommen entwickelt war. Diese ungetaufte Seele wird dich als Rabenmutter anklagen bei Gott; und wenn diese arme Seele nie zur Anschauung Gottes gelangen kann, um wieviel schrecklicher wird dann das Loos deiner Seele sein, die, trotz des unauslöschlichen Merkmales der heiligen Taufe, deiner Unzucht und des Kindsmordes wegen in die ewigen Flammen der Hölle wird verstoßen werden, wo der Wurm nicht stirbt und das Feuer nicht erlischt. Unglückseliges Menschenkind! bekenne deine Schuld und suche Barmherzigkeit, so lange du deine arme Seele noch nicht ausgehaucht hast. Es bleibt dir keine andere Wahl: Entweder bekennen — oder ewig brennen. Wähle zu deinem Heile!

Vielleicht wird Mancher denken: Soweit habe ich mich nicht vergangen, so gemein habe ich nicht gehandelt. Danket Gott, der euch durch seine Gnade bewahrt. Aber so frage ich, seid ihr deßhalb frei von Sünden wider das heilige sechste Gebot? Ist es denn gerade nothwendig, bis zum Aeußersten es zu treiben? Tausende liegen in der Hölle, die also sprechen können, die niemals solche Gräuel der Fleischeslust sich zu Schulden kommen ließen. Höret was Christus der Herr sagt: „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt worden ist: Du sollst nicht ehebrechen; Ich aber sage euch, daß ein Jeder, der ein Weib mit Begierde nach ihr ansieht, schon die Ehe mit ihr gebrochen hat im Herzen." Also nicht bloß die äußere That, nein, auch die Begierde nach derselben, die unreine Belustigung, den unreinen Gedanken hat Gott verboten. Könnte hierüber noch ein Zweifel bestehen, so würde ihn der Wortlaut des neunten Gebotes verscheuchen, das eine Ergänzung des sechsten ist und lautet: „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib" (Prov. 15, 25); verscheuchen würde ihn auch das Wort des heiligen Geistes: „Ein Gräuel sind dem Herrn böse Gedanken." (1 Reg. 16, 7.) „Der Mensch sieht eben nur, was nach Außen scheint, Gott aber sieht das Herz." Dieses aber ist bei den Gedanken und Begierden fast in demselben Maaße betheiligt, wie bei den Werken. Wenn Gott heilig und gerecht ist, so muß er eben deßhalb nothwendig die bösen Gedanken und Begierden ebenso unter Strafe verbieten, wie die bösen Werke. Es bleibt also bei dem Gesagten: Auch die unlauteren Gedanken und Begierden sind Sünde und müssen in der heiligen Beichte bekannt

werden. Das will freilich die Welt nicht gelten lassen. „Gedanken sind zollfrei", so kann man hundert- und tausendmal leichtfertige Menschen reden hören. Gewissermaßen haben sie Recht. Zollfrei sind sie schon, aber nicht höllenfrei. Bei der weltlichen Polizei sind Gedanken zollfrei, nicht aber bei dem, der Herz und Nieren durchforscht; zollfrei sind sie auf dem breiten Wege, der zum Verderben führt. Auf diesem kommt man mit bloßen Gedanken schon zum Ziele. Die bösen Werke sind selbst dort nicht zollfrei, für letztere muß gar oft schweres Wegegeld gezahlt werden: Der Trunkenbold zahlt sein Vermögen, der Wollüstling seinen guten Namen und seine Gesundheit. Nichts von alledem hat man bei bösen Gedanken und Begierden zu fürchten, sie verunstalten nur die Seele und kommt Jemand mit solch verunstalteter Seele zur Höllenpforte, dann heißt es: „Schwarz genug, der taugt fürs ewige Feuer!" Darum ist der Teufel schon zufrieden, wenn er das Gift der unlauteren Gedanken und Begierden einträpfeln kann, er läßt es nicht an Versuchen fehlen; selbst die heiligsten Seelen belästigt er mit seinen unreinen Einflüsterungen. Manch brave und von heftigen Versuchungen geplagte Seele unter meinen Zuhörern wird darum denken: Wenn dem so ist, wenn das Alles Sünde ist, dann wehe mir! Täglich werde ich von den schmutzigsten Gedanken bestürmt; so droht auch mir das ewige Verderben! Nein, geliebte Zuhörer, tröstet euch; was ihr erleidet, das haben die heiligsten Seelen durchgemacht, ohne deßhalb Schaden an ihrer Seele zu erleiden. Ihr müsset wohl unterscheiden zwischen Versuchung und Einwilligung, zwischen empfinden und empfinden wollen. So lang euer Wille bei den unreinen Gedanken und Begierden nicht betheiligt ist, seid ihr frei von jeder Sünde. Erst wenn ihr bei den Gedanken und Begierden verweilt, obwohl das Gewissen euch mahnt und auf deren Sündhaftigkeit aufmerksam macht, erst dann habt ihr euch einer Gedankensünde schuldig gemacht. Das freiwillige, bewußte Verweilen bei den sündhaften Gedanken macht die Sünde aus.

Wenn nun schon die unlauteren Gedanken Sünde und zwar Todsünde sind, kann es dann noch einem Zweifel unterliegen, daß unanständige Reden gleichfalls unter das heilige sechste Gebot fallen und durch dasselbe strengstens untersagt sind? Sind doch die Reden nichts anderes, als Gedanken in Worte gekleidet. Noch vielmehr gefehlt sind aber alle Blicke, Berührungen und sonstige Freiheiten, die aus unlauterer Absicht hervorgehen, bei welchen in den meisten

Fällen nicht nur das Herz von dem Feuer der Unlauterkeit entbrennt, sondern auch äußerlich die abscheulichsten Werke vorkommen. Mag die Welt noch so oft dies bestreiten, Christi Wort bleibt ewig wahr: Wer ansieht mit der Begierde, der hat schon gesündigt. Ich gebe zu, daß manche von derartigen Vertraulichkeiten, wenn sie die gewöhnlichen Regeln des Anstandes nicht überschreiten und nur einen Augenblick andauern, ohne Sünde durchlaufen, gefährlich sind sie immerhin, namentlich bei jungen Leuten verschiedenen Geschlechts, ganz besonders bei Verlobten, aber Sünde sind sie, wenn man dabei die Sinnenlust aufkommen läßt.

Manche meiner Zuhörer werden nun sagen: Wenn das Alles Sünde ist, dann kommen gar Wenige in den Himmel. Sie haben Recht, der heilige Philippus Neri bestätigt ihre Ansicht: „Zweidrittel der Menschen geht verloren durch das Laster der Unkeuschheit; sie gehen verloren, weil sie der bösen Welt und dem Verführer mehr glauben, als dem heiligen Evangelium. — Aber, so höre ich weiter einwenden, der Mensch ist doch schwach. Gewiß überaus schwach sind wir; aber — gibt es denn keine Gnaden, die unserer Schwachheit zu Hilfe kommen? Warum betet man so wenig um die nothwendige Gnadenhilfe? Betet eifrig und auch ihr werdet euch von der Wahrheit jenes Wortes des Völkerapostels überzeugen: „Ich vermag Alles in Dem, der mich stärkt." Gewiß der Mensch ist schwach und gebrechlich, das Ungestüm der Leidenschaft ist groß — aber was folgt daraus? Etwa, daß man sich der menschlichen Schwachheit wegen dieser Sünde leichter und freier hingeben darf? Diesen Schluß kann nur die größte Unvernunft ziehen; einzig richtig und vernünftig und dem heiligen Evangelium entsprechend ist vielmehr folgender Schluß: Doppelt strafbar ist derjenige, der seine Schwachheit kennt, deßungeachtet aber nicht die nothwendige Vorsicht anwendet. Einzig richtig ist der Schluß: Weil der Mensch an und für sich so schwach und gebrechlich, weil die böse Lust so leicht erregbar ist, darum muß er jede gefährliche Gelegenheit mit aller Sorgfalt fliehen, seinen Sinnen einen scharfen Zaum anlegen, über sein Herz desto sorgsamer wachen, sich dem vertraulichen Umgange, den nächtlichen Zusammenkünften, den Scherzen mit Personen des andern Geschlechts entziehen, das Gebet um den Schutz und Beistand des Himmels verdoppeln. „Wachet und betet", mahnt darum der göttliche Heiland, „damit ihr nicht in Versuchung fallet."

Ach könnte ich jetzt wenigstens schweigen, statt in Worten, wollte ich lieber mit bitteren Thränen die Blindheit, die Bosheit und Verruchtheit der armen Menschenkinder beklagen, allein ich darf nicht schweigen, ich muß reden in der Bitterkeit meiner Seele; denn also spricht der Herr: Wende dich weiter und du wirst noch schrecklichere Gräuel sehen." Vor meinem Geiste erscheint eine große Schaar von Unglücklichen, die an jener geheimen Sünde kranken, von der Niemand Zeuge ist, als sie allein. O schreckliches Laster der stummen Sünde, von dem der heilige Paulus sagt: „Wollüstlinge (die sich selbst beflecken) werden das Himmelreich nicht besitzen." (1. Cor. 6, 9.) Ach, wie lange schon sind sie verstrickt in den schmachvollen Fesseln dieses Lasters! Früher kannten sie dasselbe nicht, wären auch nie auf den Gedanken gekommen, wenn nicht ein niederträchtiger Mensch, ein Satan in Menschengestalt, sie in der Jugend, vielleicht schon in den Kinderjahren verführt hätte. Schrecklich ist der Gedanke! Sclaven der fluchwürdigsten Gewohnheit sind sie jetzt, die in den schrecklichsten Sünden die Kräfte und Säfte ihres Leibes vergeuden, das Mark ihrer Gebeine verzehren, den Körper vor der Zeit ins Grab, die Seele ins ewige Verderben bringen. O danket dem Herrn, daß ihr nicht schon in der Hölle eure Frevel und Schandthaten büßet! Raffet euch auf, zersprenget die fluchwürdigen Ketten dieser abscheulichen Gewohnheit, bekehret euch!

Vielleicht, ach, mich schaudert beim bloßen Gedanken, vielleicht seid ihr noch tiefer gesunken! Ihr habt vielleicht erneuert jene fluchwürdige Sünde, deretwegen Sodoma durch Feuer und Schwefel vom Erdboden vertilgt wurde, habt mit Euresgleichen der sündhaften Lust gefröhnt; vielleicht trifft sogar zu, was der heilige Sänger schreibt: „Der Mensch, der in Ehren ist, bedenkt es nicht, er hat sich den unvernünftigen Thieren gleich gemacht und ist ihnen ähnlich geworden." Vielleicht brennt solch eine unnatürliche Sünde, die mit Recht den Namen der Bestialität trägt, schon Jahre lang auf der Seele dieser Unglücklichen, weil falsche Scham in der Beicht ihren Mund verschlossen hat. Ach, ihr Unglücklichen, habt Erbarmen mit euren unsterblichen, durch Christi Blut erkauften Seelen! Auch diese Sünde muß bekannt, es muß dem Beichtvater geoffenbart werden, daß ein unvernünftiges Thier der Gegenstand des sündhaften Begehrens, das Mittel zur Befriedigung der sündhaften Lust gewesen.

Bekennen oder brennen! Staub und Asche des verfaulten Thieres werden einst im Gerichte den Sünder anklagen, der hier auf Erden das reuige Bekenntniß im Richterstuhle der Buße gescheut und versäumt hat.

Ach, wer wird sie aufzählen die Gräuel der Verwüstung, die der unreine Geist unter den Menschenkindern anrichtet! Ist doch selbst der Ehestand für so Viele voll Gefahren zu schrecklichen Sünden. Ich rede hier nicht von solchen Vergehen, durch welche die eheliche Treue verletzt wird, nicht von unreinen Werken oder Begierden in Beziehung auf andere Personen, sondern von Sünden, welche unter Eheleuten selbst begangen werden. Auch für Eheleute, bedenkt dieses wohl, gibt es eine standesgemäße Keuschheit, und nur die Hölle kennt und billigt den Grundsatz, daß im Ehestande Alles erlaubt sei. Nein und ewig nein, erlaubt ist den Eheleuten nur, was Gott gestattet. Zieht nur euer eignes sittliches Gefühl zu Rathe und ihr werdet selbst urtheilen können, ob jene unnatürlichen Werke der Wollust erlaubt sind, ob sie nicht vielmehr in den Augen Gottes ein gräuliches Verbrechen sein müssen. Wozu hat denn der liebe Gott den Ehestand eingesetzt? Zu dem Ende, damit die Zahl der Gläubigen auf Erden und der Auserwählten im Himmel vermehrt werde. Dies ist der vornehmste Zweck. Wer daher aus Wollust die allheiligen Absichten Gottes zu vereiteln sucht, der hat es mit Gott zu thun; schwer wird seine Verantwortung im Gerichte sein. Einst sprach der junge Tobias zu Sara: „Sara, stehe auf und laß uns heute und morgen und übermorgen Gott bitten .... denn wir sind Kinder der Heiligen und können nicht also zusammenkommen, wie die Heiden, welche Gott nicht kennen." (Tob. 8, 4.) Sie beteten beide inständig, daß ihnen Gott Wohlfahrt verleihen möge. Und Tobias sprach: „Herr, du Gott unserer Väter! Dich sollen loben Himmel und Erde, das Meer ... die Flüsse und alle deine Creaturen, die in denselben vorhanden sind. Du hast den Adam aus Lehm der Erde gemacht und ihm die Eva zur Gehilfin gegeben. Du weißt, daß ich nicht der Wollust wegen meine Schwester zum Weibe nahm, sondern allein aus Liebe zur Nachkommenschaft, durch welche dein Name von Ewigkeit zu Ewigkeit soll gepriesen werden!" Desgleichen sprach Sara: „Erbarme dich unser, Herr, erbarme

dich unser und laß uns Beide in Wohlfahrt zu gutem Alter gelangen!" Ist das die Gesinnung aller Verehelichten? O wäre es so! Aber Gott sei es geklagt, man will in der Ehe die Sinnlichkeit pflegen, ohne die mit ihr verbundenen Lasten des Ehestandes zu tragen, man erfrecht sich, dem Herrn des Himmels und der Erde Vorschriften zu machen über die Zahl der Kinder, die er schenken soll. Man spricht: Nicht dein, sondern unser Wille geschehe! Soviele Kinder wollen wir haben und nicht mehr. Man will das Vermögen nicht unter zu viele Erben vertheilen. Würde man dem entsprechend in der Ehe enthaltsam leben, so hätte es keinen Anstand. Aber nein, statt dessen ahmet man den gottlosen Onan nach, von dem im Buche Mosis geschrieben steht: „Darum erschlug ihn der Herr, weil er eine abscheuliche That beging, damit ihm keine Kinder geboren würden" (1. Mos. 38, 9 und 10.) Von solchen Eltern gilt, was der Engel Raphael zu Tobias sagte: „Ich will dir zeigen, welche diejenigen sind, über welche der Teufel Gewalt hat. Diejenigen nämlich, welche so in den Ehestand treten, daß sie Gott von ihrem Herzen ausschließen und dergestalt der Wollust fröhnen, wie Roß und Maulthier, die keinen Verstand haben" (Tob. 6, 16.) Der Fluch Gottes lastet auf solchen Eheleuten. Wer Ohren hat zu hören, der höre darum, was der heilige Augustin sagt: „Es werden oft mehr Sünden begangen im Ehestande, als außer demselben." Ist Jemand im Zweifel, was Eheleuten erlaubt ist oder nicht, so frage er den Beichtvater. Christliche Eheleute! Seid auf eurer Hut, haltet Gott vor Augen, damit nicht die letzten Dinge schlimmer, als die ersten, die Sünden im Ehestande schlimmer und schrecklicher als jene des ledigen Standes werden!

Im Herzen Jesu geliebte Zuhörer! Mit Gottes Hilfe hätte ich nun meine Aufgabe gelöst, euch das Wesen des Lasters der Unkeuschheit sammt den Sünden, welche unter dasselbe fallen, klar gemacht, um einen recht tiefen Abscheu gegen dieses mörderische Laster, das abscheulichste und verbreitetste von allen, in euren Herzen zu erwecken. Ach, wer gibt meinem Haupte Thränen und Wasserbäche meinen Augen, auf daß ich weine Tag und Nacht über die Sünden meines Volkes! Ihr dürft mirs glauben, seit Langem ist mir keine Predigt so schwer geworden', wie die heutige. Wenn ich bei derselben ohne Erbarmen das Widerstreben meines Herzens

und meiner Zunge niedergedrückt habe, so möge euch dies ein neuer Beweis meiner unbegrenzten Liebe zu euren unsterblichen, durch Christi Blut erkauften Seelen sein. Wenn ich schonungslos die schwarze Sünde aufgedeckt und dabei vielleicht Manchem meiner Zuhörer recht wehe gethan, so zürnet mir nicht; ich habe gethan, was heilige Pflicht von mir forderte. Wer sich durch eins meiner Worte getroffen fühlt, der gehe nunmehr mit sich selbst zu Gericht, decke ebenso schonungslos dem Seelenarzte, der sein Vertrauen genießt, die Eiterbeulen seines bis zu Tode verwundeten Herzens auf, damit dieser als barmherziger Samariter die Wunden reinigen und den lindernden Balsam der Gnade und des Friedens in dieselben träufeln kann. Ja, ich bitte und beschwöre euch bei dem unendlich kostbaren Blute Jesu Christi, das zur Vergebung eurer Sünden am Kreuze geflossen ist: Rettet eure Seelen! Reinigt sie im Blute des Lammes von allem Wuste und Schmutz der Sünden. Und wären diese auch roth wie Scharlach, Jesu Blut wird euch rein waschen, wofern ihr eure Verirrungen mit der erforderlichen Bußgesinnung beichtet. Noch einmal rufe ich: Rettet eure Seele! Noch währt die Zeit der Gnade; eilet, eilet, sie zu benutzen, ehe die Nacht euch überrascht, in der Niemand mehr wirken kann. Rettet eure Seele, damit sie nicht vor Gott und der Welt zu Schanden werde.

O ihr Heiligen des Himmels, die ihr von Gott erflehtet, lieber von dem bösen Geiste besessen, als von der Unzucht überwunden zu werden, ihr heiligen Martyrer, die ihr euch die Zunge abgebissen, um sie dem Unzüchtigen ins Gesicht zu speien und dadurch seine sündhaften Zumuthungen zurückzuweisen; ihr heiligen Jungfrauen, die ihr euch freudig in den Gluthofen gestürzt, um dem Feuer der Unzucht auszuweichen, euch rufe ich heute aus dem tiefsten Grunde meines Herzens an: Erflehet mir und allen meinen Zuhörern innige Liebe zur Herzensreinheit und tiefen Abscheu vor Allem, was an das Laster der Unzucht streift.

O Maria, rein vor Allen,
Die Du Gott gefallen.
Schuldlos laß auf Erden
Sanft und keusch uns werden! Amen.

Vierte Predigt.

Bosheit und Abscheulichkeit der unkeuschen Sünde.

„Täuschet euch nicht! Kein Unzüchtiger, kein Ehebrecher, kein Wollüstling wird Erbe des Himmelreichs sein!" 1. Cor. 6, 9 und 10.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

Die Absicht, in welcher unsere heilige Kirche uns heute das Wunder der Brodvermehrung zur Betrachtung vorlegt, fällt von selbst in die Augen. Sie will uns erinnern an jene geheimnißvolle und wunderbare Brodvermehrung, die immerdar auf unsern Altären gewirkt wird. Auch jetzt ist, wie damals, Ostern, das Hauptfest des ganzen Jahres, nahe. Der göttliche Heiland läßt Alle, die seinen Namen bekennen, zu sich kommen, um sie zu kräftigen mit einer überaus kostbaren Speise, die in seinem eigenen Fleische und Blute besteht. So ist denn die körperliche Speisung jener viertausend Menschen dort in der Gegend von Tiberias ein Sinnbild der geistigen Speisung im allerheiligsten Sakramente jetzt während der österlichen Zeit. O, daß nun auch Alle, die da zum heiligen Tische kommen, der göttlichen Speise würdig sein und das Brod des Lebens mit reiner Seele genießen möchten! Mit reiner Seele muß es genoßen werden. Denn sonst bringt es nicht Leben, sondern Tod. „Wer unwürdig dieses Brod ißt", sagt der Völkerapostel, „oder den Kelch des Herrn trinkt, der ist schuldig des Leibes und Blutes des Herrn . . . der ißt und trinkt sich das Gericht, indem er den Leib des Herrn nicht unterscheidet." (1. Cor. 11, 27—29.) Dieses Gericht haben ohne Zweifel diejenigen am meisten zu fürchten, die in den Banden jener Sünde liegen, die vorzugsweise die Seele verunreinigt und deßhalb auch bezeichnend die

Sünde der Unlauterkeit und Unreinigkeit genannt wird. Gerade diese Sünde ist die Ursache der meisten unwürdigen Kommunionen; denn sie bewirkt die meisten ungiltigen Beichten, weil sie entweder nicht wahrhaft bereut oder nicht aufrichtig gebeichtet oder gar gänzlich in der Beichte verschwiegen wird. Was unkeusche Sünde ist und wie vielgestaltig die Sünden gegen das heilige sechste Gebot sind, das hat uns unsere letzte Betrachtung gezeigt. Ist auch schon der bloße Name und das Wesen der unkeuschen Sünde darnach angethan, uns mit tiefem Abscheu gegen dieselbe zu erfüllen, so wollen wir diesen Abscheu doch noch zu verstärken suchen, indem wir die grenzenlose Bosheit und Abscheulichkeit dieses Lasters uns vor Augen halten. Ich sage darum: **Unkeuschheit** ist 1) eine **schwere,** 2) eine **überaus verabscheuungswürdige** und endlich 3) eine **gar verderbliche Sünde.**

Möchte es mir mit Hilfe der göttlichen Gnade gelingen, euch hiervon zu überzeugen, damit ihr fortan der Mahnung des Apostels treu entsprechet, die da lautet: „Fliehet die Unzucht!" Ich beginne im heiligsten Namen Jesu und unter dem Beistande der allzeit makellosen Jungfrau Maria.

I.

Es ist eine traurige Thatsache, daß die Welt, ungeachtet des klaren Wortlautes des heiligen sechsten und neunten Gebotes, sich vermißt, die Sündhaftigkeit der unreinen Gedanken, Worte und Werke oder doch wenigstens die Schwere ihrer Schuld in Abrede zu stellen. Was Sünde, Todsünde ist, nennt man „gebräuchliche Artigkeiten", „Nuthwendigkeit der Natur", gesunde Sinnlichkeit"; ja noch mehr; das schönste und heiligste Wort mißbraucht man, um das schändlichste Laster zu bezeichnen. Man nennt Unzucht — Liebe. „Ist denn Liebe ein Verbrechen", so fragt man, um den Frevel voll zu machen, „darf man denn nicht zärtlich sein?" Unzucht soll Liebe sein? Heiliger Johannes, du Jünger der Liebe, sage du uns, was Liebe ist! „Deus est charitas! Gott ist die Liebe!" (1. Joh. 4, 16), gibt er uns zur Antwort. Und die niederträchtigste Wollust soll Liebe sein? Sie belegt man mit diesem herrlichen Namen, der sich mit der allerheiligsten Wesenheit Gottes deckt? Schrecklicher Frevel! der es dem Priester in unsern Tagen zur Pflicht macht, den Nachweis zu liefern, daß Etwas Todsünde ist, was unter Heiligen nicht einmal genannt werden soll.

Unkeuschheit in Gedanken, Worten und Werken ist Sünde, schwere Sünde, Todsünde; das sagt uns die Stimme des Gewissens, das die Stimme Gottes bei der Gesetzgebung auf Sinai, das der menschgewordene Gottessohn im heiligen Evangelium, mag die gottlose Welt, mag die blinde Leidenschaft hiergegen sagen, was sie will.

Gott, der Allerreinste und Allerheiligste, hat jedem Menschen bei der Erschaffung das Gewissen als treuen Führer und Begleiter beigesellt. Das Gewissen ruft ihm durch eine unverwüstliche Stimme im Innern unabläßig zu: Du darfst nichts Unkeusches thun weder mit dir selbst, noch mit andern, weder mit Menschen noch mit Thieren, weder in Gedanken noch in Worten oder Werken. Das natürliche Schamgefühl ist der äußerlich wahrnehmbare Ausdruck dieser Stimme, die sich kund gibt bei jedem Menschen. Am kräftigsten zeigt sich dies Zartgefühl bei unverdorbenen, unschuldigen Seelen. Das zarte Roth, das sich auf den Wangen eines keuschen Jünglings zeigt, der verlegene Blick, den man bei einer züchtigen Jungfrau wahrnehmen kann, so oft in ihrer Gegenwart das Laster auch nur genannt wird, alles Dieß, ist es nicht ein lautredender Beweis, daß Unzucht nichts Gleichgiltiges sei? Und wie scharf nagt nicht der Wurm des Gewissens nach vollbrachter böser That? Gewiß, das Alles wäre nicht erklärlich, wenn es nicht etwas gar Schlimmes um die Sünde der Unkeuschheit wäre. Freilich, diese Schamhaftigkeit verschwindet in dem Maaße, als der Mensch sich dem Laster ergibt; die öfters wiederholte Sünde erstickt langsam die mit schwerer Strafe drohende Stimme des Gewissens; das Zartgefühl, der verschämte, bescheidene Blick verwandelt sich allmählich in eine gewisse Frechheit, je länger Jemand der Sünde der Finsterniß sich ergibt; und diese Frechheit der jungen Leute beiderlei Geschlechts ist in den meisten Fällen ein sicheres Zeichen, daß ihr Herz nicht mehr rein ist. Das Wort des Propheten findet Anwendung: „Du hast die Stirne einer Buhlerin bekommen und willst dich nicht mehr schämen" (Jer. 3, 3.) Eltern merkt es euch! Wenn euer Sohn, euere Tochter, die sonst so gehorsam, freundlich und zuvorkommend waren, mit einem Male anfangen, euch grob zu begegnen, euch mit Schimpfreden zu dienen, glaubt mir, diese sind nicht mehr keusch, der Geist der Unzucht hat von ihrem Herzen Besitz genommen. Doch ganz läßt sich die kostbare Schöpfergabe, das Schamgefühl nicht verleugnen; mag man

es durch fortgesetzten Lasterdienst auch noch so sehr abstumpfen, völlig ersticken wird man es nie. Warum anders scheuen selbst die verkommensten Lasterknechte so sehr das Licht? Warum verkricht und verbirgt sich das Laster unter dem Deckmantel der Finsterniß? Warum schämt sich der Unkeusche vor seines Gleichen? Warum verachtet Einer den Andern? Woher der unbesiegbare Respekt vor einer reinen Seele? Der Unkeusche fühlt seine Verkommenheit, die Nähe, der Anblick des Herzensreinen ist eine ernste Strafpredigt für ihn. Nur unverschämte Lüge kann darum die Behauptung wagen: Die Unkeuschheit ist etwas Natürliches und deßhalb keine Sünde oder doch keine Todsünde.

Nicht nur die Stimme des Gewissens, auch die Offenbarung protestirt gegen diese infame Lüge. Unter Blitz und Donner hat der Herr auf Sinai gesprochen: „Ich bin der Herr, dein Gott! Du sollst nicht ehebrechen, du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib." Himmel und Erde werden vergehen, aber diese Worte werden nicht vergehen, und diese Gebote ihre Geltung nicht verlieren, sie werden ewig zu Recht bestehen und verurtheilen die Werke der Finsterniß. Wie schwer aber die Verletzung dieser Gebote wiegt, das möge euch der heilige Paulus sagen, der da schreibt: „Wisset und erkennet, daß kein Wollüstling und Unzüchtiger ein Erbtheil an dem Reiche Gottes habe", (Ephes. 5, 5), das lehrt uns auch die geheime Offenbarung des heiligen Johannes, in der es heißt: „Der Unzüchtigen Antheil wird sein im Pfuhle, der von Feuer und Schwefel brennt" (Apoc. 21, 8.) Der läßlichen Sünde wegen wird Niemand ewig vom Himmel ausgeschlossen und in den Ort unaufhörlicher Qual verbannt. Wenn das Volk Israel erbebte, als Gott der Herr unter Blitz und Donner ihm jene Vorschriften gab, wie wird es erst den Verächtern der göttlichen Gebote zu Muthe sein, wenn der Menschensohn mit großer Macht und Herrlichkeit einst wieder kommen wird als heiliger Richter, um die Ehebrecher und Wollüstlinge zu verdammen? Glaubt ihr, Christus der Herr werde seinem Gerichte einen andern Maaßstab zu Grunde legen, als die Gebote seines Vaters? O täuschet euch nicht; zu klar sind des Heilandes Worte: „Ich bin nicht gekommen das Gesetz aufzuheben, sondern es zu erfüllen" (Matth. 5, 17). „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt worden ist: „Du sollst nicht ehebrechen;

Ich aber sage euch: ein Jeder, der ein Weib ansieht mit Begierde nach ihr, der hat schon die Ehe mit ihr gebrochen im Herzen" (Matth. 5, 27.) Im Auftrage Jesu Christi verkündet der Völkerapostel der ganzen Welt: „Das ist der Wille Gottes, eure Heiligung, daß ihr euch enthaltet der Unzucht, daß ein Jeder von euch seinen Leib heilig und unbefleckt zu erhalten suche; denn der Herr ist Rächer von alledem; denn nicht hat uns Gott zur Unlauterkeit berufen, sondern zur Heiligung. Wer daher nicht darauf achtet, der verachtet nicht einen Menschen, sondern Gott, der seinen heiligen Geist uns gegeben hat" (1. Theff. 4, 3—8.)

Fürwahr! eine Unverschämtheit sondergleichen gehört dazu, angesichts dieser Beweise der Unkeuschheit ihre Sündhaftigkeit absprechen zu wollen. O täuschet euch nicht, so rufe ich darum allen Jenen zu, die sich durch die lügenhaften Vorspiegelungen der Welt irre führen ließen, täuschet euch nicht: „Kein Unzüchtiger, kein Ehebrecher, kein Knabenschänder wird Erbe des Himmelreiches sein."

II.

Nicht nur Sünde und zwar Todsünde, sondern auch die abscheulichste und verderblichste Sünde ist die unkeusche. Sie ist die abscheulichste von allen, weil sie, wie keine andere den Menschen, die Krone der sichtbaren Schöpfung, verunstaltet. Der Mensch ist als ein Kind des himmlischen Vaters, als ein Ebenbild seiner heiligen Wesenheit aus Gottes Schöpferhand hervorgegangen. Nur ein wenig unter die Engel hat Gott den Menschen gestellt. Im Christen ist durch die in der heiligen Taufe mitgetheilte heiligmachende Gnade diese Ebenbildlichkeit noch mehr vervollkommnet und zu einer übernatürlichen erhoben worden. O könntet ihr die Seele eines Kindes sehen, das eben das Bad der Wiedergeburt verlassen hat und mit der heiligmachenden Gnade ausgeschmückt worden ist! Ihr würdet den Anblick, den Glanz, welchen seine Seele ausstrahlt, nicht ertragen. Daher der Ausruf des heiligen Geistes: „O wie schön ist ein keusches Geschlecht im Tugendglanze! . . . Bei Gott ist es in Ehren und bei den Menschen!" (Sap. 4, 1.) Was aber wird aus solch einem Kinde Gottes durch die Sünde der Unkeuschheit? Der heilige Ambrosius soll es statt meiner euch sagen. Er richtet an eine Jung-

frau, die in eine Sünde der Unkeuschheit gefallen, Worte, die auf jede Seele anwendbar sind, welche das Gewand der heiligmachenden Gnade durch unkeusche Sünden verloren hat: „Unglückseliges Weib," so spricht der Heilige, „in welchen Abgrund der schändlichsten Abscheulichkeit hast du dich gestürzt! Deinen Leib hast du den Hunden zur Speise gegeben, und die kostbare Perle der Ehrbarkeit hast du den Schweinen vorgeworfen. Zu dir wende sich meine Rede, du Armselige, die du den herrlichen Namen und die herrliche Ehre der Jungfrau verloren hast. Du warst eine Jungfrau im Paradiese des Herrn, eine vielgeliebte Braut Jesu Christi, ein herrlicher Tempel Gottes. Und so oft ich sage, „du warst," so oft solltest du über dich bitterlich weinen, weil du nicht mehr bist, was du warst. Unglückseliges Kind! Aus einer Jungfrau des Herrn bist du eine Sklavin des Teufels geworden, aus einer Braut Christi eine schandvolle Dirne, aus einem Tempel Gottes ein abscheulicher Stall der Unlauterkeit. Die Taube in der Kirche wurde umgestaltet in eine scheußliche Nachteule, und du, die du zuvor wegen deiner unschätzbaren Reinheit wie das feinste Gold schimmertest, bist jetzt gleichsam vom Himmel gestürzt und in eine schwarze Kohle verwandelt! Wehe dir! du Armselige, wehe dir, die du die Glieder Jesu Christi zum Leibe einer Ehebrecherin gemacht hast!" So der heilige Ambrosius. Gewiß, das sind grelle Farben, in denen der Heilige aufträgt; aber sie sind noch nicht grell genug, um die Gräuel der Verwüstung zu zeichnen, welche dieses Laster an heiliger Stätte, an der durch die Taufe geheiligten Seele des Menschen anrichtet; sie zu schildern, das ist der menschlichen Sprache schlechterdings unmöglich. Ein jedes Laster verunreinigt zwar die Seele, aber keines dergestalt, wie die Unzucht, darum wird sie vorzugsweise Unreinigkeit oder Unlauterkeit genannt. Die Unzucht macht das Kind Gottes zum Sklaven der Hölle, das Ebenbild der hochheiligen Dreieinigkeit dem Thiere ähnlich, den Menschen zur Bestie. Das Thier wird naturnothwendig von der Sinnlichkeit beherrscht, weil ihm der Verstand mangelt, der die sinnlichen Triebe regeln könnte; der Unzüchtige aber verläugnet gewissermaßen seinen Verstand, er folgt nicht dem

Geiste, sondern der Sinnlichkeit ganz so wie das Thier. Darum sagt auch treffend der heilige Bernhard: „Stolz ist das Laster der Engel, Habsucht das der Menschen, Unzucht das der Thiere." „Der Mensch, da er in Ehren ist, bedenkt es nicht, er macht sich unvernünftigen Thieren gleich." Ja noch mehr, er erniedrigt sich unter das Thier. Kaum ein Thier handelt unnatürlich; gegen die Natur zu freveln, das ist fast ausschließlich menschlicher Bosheit vorbehalten. Kein Wunder ist es darum, daß Gott der Herr beim Anblick solcher Bosheit wie von tiefem Schmerz ergriffen ausrief: „Es reut mich den Menschen geschaffen zu haben. Mein Geist wird in Ewigkeit nicht mehr bei ihnen wohnen" (Gen. 6, 3).

Wie das Werk des allmächtigen Schöpfers, so zerstört die Unzucht auch dasjenige unseres Heilandes und Erlösers. Durch die Annahme der menschlichen Natur hat Gott Sohn die Menschheit hoch erhoben und gewissermaßen zu einem göttlichen Geschlechte gemacht. Durch die Taufe sind wir als Glieder dem mystischen Leibe Jesu Christi einverleibt worden; durch die heilige Kommunion hat sich endlich Christus auf's innigste mit uns vereinigt. „Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der bleibt in mir und ich in ihm." Wir Alle, die wir am himmlischen Gastmahle Theil genommen, können mit dem heiligen Paulus ausrufen: „Ich lebe, doch nicht mehr ich, sondern Christus lebt in mir." Ja, wir sind durch die heilige Kommunion eine lebendige Monstranz, ein lebendiges Tabernakel geworden. Dieselbe heilige Hostie, vor der wir anbetend auf unsere Kniee sinken, die da aufbewahrt wird in kostbaren Gefäßen von Gold und Silber, dieselbe Hostie nehmen wir bei der heiligen Kommunion in uns auf. Die Monstranz, das Ciborium mit ekelhaftem Straßenkoth besudeln, welch schrecklicher Frevel! Eines ungleich größeren Frevels aber machen sich alle Diejenigen schuldig, welche die lebendige Monstranz ihres Leibes mit dem Unflathe der Unzucht besudeln. Sollte man es für möglich halten, daß Christen solche Frevel begehen? Und ach, wie Viele tauchen die Zunge, die vom Blute Christi geröthet ist, in den Koth der abscheulichsten Reden! wie Viele, die den Heiland in ihr Herz aufgenommen, machen eben dasselbe Herz zum Tummelplatz der niederträchtigsten Leidenschaft! Wie Viele freveln durch die schmachvollsten Werke an ihrem eigenen Leibe, der Jesu Fleisch und Blut zur Nahrung der Seele in sich aufgenommen hat!

Wenn das Verbrechen der Juden, die das allerheiligste Antlitz Jesu Christi verspieen, seinen heiligen Leib bei der Geißelung zerfleischten, groß und himmelschreiend war, wird das Verbrechen, die Glieder Christi zur Unzucht zu mißbrauchen nicht noch furchtbarer und himmelschreiender sein? Das eben thut der Unzüchtige. „Wisset ihr nicht", so ruft der heilige Paulus aus, „wisset ihr nicht, daß euere Leiber Glieder Christi sind? Soll man nun die Glieder Christi nehmen und sie zu Gliedern einer Buhlerin machen?" (1. Cor. 6, 15.) Ja, so ist es, die Schande des Gliedes fällt auf das Haupt zurück. Christi Glied, das Glied des Allerreinsten und Allerheiligsten, das Glied einer Buhlerin! Wer schaudert nicht zurück vor dem bloßen Gedanken?

Glieder Christi sind wir geworden durch die Gnade des heiligen Geistes. Er hat in der Taufe unser Herz sich zum Wohnsitz erwählt. „Wisset ihr nicht", fragt darum der heilige Paulus, „daß ihr ein Tempel Gottes seid und daß der Geist Gottes in euch wohnt?" Im Menschen ist Alles vereinigt, was zu einem Tempel gehört. „Das Herz ist der Altar, der Verstand ist der Priester, der auf diesem Altare opfert, und die gegenwärtige Gottheit ist der heilige Geist. Eine Kirche bestehlen ist eine schwere Sünde, ein Gottesraub; weit mehr noch gefehlt ist es, die Kirche zu entweihen. Wenn man aber auf dem Altare des dreieinigen Gottes eine feile Dirne hinstellte, wäre das nicht ein Gräuel sonder Gleichen? — Unzüchtiger, du begehst diesen Frevel? Schau hinein in deine Seele und du wirst alldort die Götzenbilder Aegyptens wieder finden. Die Gedanken und Begierden sind die kriechenden Thiere, die schmutzigen Bilder deiner Phantasie das sind die giftigen Schlangen, die du, den Heiden gleich, anbetest; jene feile Dirne, der du anhängst, ist das Götzenbild auf dem Throne deines Herzens, dem du Weihrauch streust. Der heilige Geist ist verbannt aus deinem Herzen" (P. Pottgeißer). Erfüllt hat sich an dir, was beim Propheten geschrieben steht: „Der Geist der Unzucht wohnt unter ihnen und den Herrn erkennen sie nicht" (Os. 5. 4.); „sie haben Gott verbannt aus ihrem Herzen." Und das soll nur eine Kleinigkeit sein? Höret was der Apostel den Unzüchtigen zuruft: „Wenn Jemand den Tempel Gottes entheiligt, so wird ihn Gott zu Grunde richten; denn der Tempel Gottes ist heilig und der seid ihr" (1. Cor. 3, 17.) Geliebte Zuhörer! Gott wird den

Unzüchtigen zu Grunde richten. Beherziget dieses Wort, es ist wie kaum ein anderes geeignet, uns mit heilsamer Furcht zu erfüllen und mit Erfolg vor dieser abscheulichen Sünde zu warnen.

III.

„An den Früchten erkennt man den Baum," sagt der göttliche Heiland. Sollte einer meiner Zuhörer durch das bisher Gesagte sich noch nicht hinlänglich von der inneren Bosheit und Abscheulichkeit der unkeuschen Sünde überzeugt haben, so werden ihm vielleicht die Augen aufgehen, wenn ich ihn auf deren schreckliche Folgen und Strafen hinweise. Die Sünde der Unkeuschheit ist nämlich nicht nur die abscheulichste, sondern auch die verderblichste.

Gott läßt keine Sünde ungestraft, das ist wahr; aber ebenso wahr ist, daß sich keine Sünde aufweisen läßt, der die Strafe in gar vielen Fällen so bald auf dem Fuße folgt, die so schwer von Gott geahndet wird sowohl in dieser als in der andern Welt. Gott straft die Unkeuschheit schon hienieden zunächst am Sünder selbst. Wiederholt habe ich das Laster ein mörderisches genannt; es verdient diesen Namen voll und ganz; denn es richtet den Leib des Menschen zu Grunde. Die Unzucht, das lehrt die Erfahrung, ist eine Quelle unsäglicher Qualen und Leiden, ist die Ursache der schmerzlichsten und qualvollsten Krankheiten und eines vorzeitigen Todes. O könnte ich euch in diesem Augenblicke in gewisse Lazarethe und in die Spitäler der Unheilbaren führen, um euch jene Unglücklichen zu zeigen, die bei lebendigem Leibe verfaulen, denen das faulende Fleisch in Stücken vom Leibe fällt, die in ihren rasenden Schmerzen fast verzweifeln, ihr würdet buchstäblich in Erfüllung sehen das Wort des weisen Sirach: „Wer Buhlerinnen anhängt, wird ein Bösewicht; Fäulniß und Würmer sind sein Lohn; er wird zur großen Warnung dienen und aus der Zahl der Lebendigen genommen werden" (Sir. 19, 3.) Doch ein Besuch dieser Spitäler ist nicht einmal nöthig. Wer Augen hat zu sehen, der wird bald gewahren die verheerende Wirkung dieses Lasters. Er wird aus seinen Zeitgenossen die Lasterknechte herausfinden, die da einherschleichen mit welken Knochen, faulem Marke, trüben Augen, mit erschöpften Lebensgeistern: Leichenblaß, abgezehrt, voll der Uebel können sie kaum den nöthigen Athem schöpfen; „das Aussehen ihres Gesichtes zeugt wider sie! Wehe ihrer Seele; denn das Böse

wird ihnen vergolten!" „Es ist keine Gesundheit in ihrem Fleische und kein Friede in ihren Gebeinen." (Ps. 37. 4.) Das Laster hat sein Brandmal dem Leibe aufgedrückt, den sie zur Sünde mißbraucht. Damit will ich nicht behaupten, daß jede Entnervung der Wollust zuzuschreiben sei; aber manchem Mädchen, manchem jungen Manne, die mit schlotternden Knieen, einer Leiche gleich, dahinwanken, ohne Feuer und Glanz in den Augen, ohne Lust und Kraft zum Arbeiten, hinwelkend wie eine geknickte Pflanze, würde man sagen können: Du würdest noch Jahre lang ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft sein können, wenn nicht das Gift der Unzucht das Mark in deinen Gebeinen verzehrt hätte.

Gleich verheerend ist die Wirkung, die dieses Laster auf den Geist des Menschen ausübt. „Unzucht und Trunkenheit", sagt der Prophet Oseas, „rauben den Verstand" (Os. 4. 13.). „Der fleischliche Mensch erfaßt nicht, was des Geistes ist," schreibt der heilige Paulus, „denn es ist ihm Thorheit, er kann es nicht verstehen" (1. Cor. 2. 14.). Abgestumpft für alles Edle und Schöne hat der Unkeusche nur Sinn für das niedere Gelüste seines verdorbenen Herzens. Geschwunden ist bei ihm alle Heiterkeit des Gemüthes; statt ihrer zeigt sich düstere Schwermuth, trübsinniges Hinbrüten; sein stierender Blick zeugt für die Stumpfheit seines Geistes.

Unheilvoller noch wirkt das Laster auf den menschlichen Willen ein; dieser, ohnehin zum Bösen allzu geneigt, verliert alle Kraft zum Guten, ein Umstand, der die Bekehrung des Sünders nicht nur schwer, sondern fast unmöglich macht. „Wer Sünde thut, ist ein Knecht der Sünde." Die Wahrheit dieses Ausspruches ist nirgends augenfälliger als bei diesem Laster. Der Unzüchtige ist wahrhaft der Knecht und Sklave seiner Leidenschaft; die Sünde wird ihm zur Gewohnheit, ja zur Natur; blind gehorcht er ihrem Geheiß, er kann ihr ohne außerordentliche Gnade nicht mehr widerstehen. Es erfaßt mich mit Entsetzen, wenn ich höre, was der Prophet Oseas von den Unzüchtigen versichert: daß sie nämlich nicht nur nicht den Entschluß fassen, sich zu bekehren, daß sie vielmehr daran gar nicht denken: „Sie richten ihre Gedanken nicht auf die Rückkehr zu ihrem Gott; denn der Geist der Unzucht ist in ihrer Mitte" (Os. 5. 3.). Werden sie aber vom Seelsorger gemahnt, so fehlt ihnen die Kraft und der

Muth, die Fesseln ihrer fluchwürdigen Gewohnheit abzuwerfen. — Ein Priester bemühte sich einst auf alle nur mögliche Weise, durch die liebevollsten Ermahnungen und durch die ernstesten Drohungen einen Wollüstling zu bekehren und zur Buße und Besserung zu bringen. Der Sünder schien gerührt; er brach in Thränen aus; aber unter Weinen und Schluchzen sprach er die schrecklichen Worte: Wenn Sie mir, ehrwürdiger Vater, die Pforten der Hölle öffnen und mich dort die Teufel zu meinem Empfange in Bereitschaft stehend schauen lassen könnten — ich würde mich doch nicht von meiner Gewohnheitssünde bei der nächsten Gelegenheit, die sich mir darböte, enthalten können, wäre es auch gewiß, daß ich sofort nach der Sünde sterben und ewig verdammt werden würde. Ach, es ist dieser Unselige nicht der Einzige, der also spricht; man kann selbst Greise treffen, die mit einem Fuße schon im Grabe stehen, während sie den andern erheben zur Unlauterkeit, Greise, die vom Feuer der bösen Lust gequält werden bis an ihr Ende. Könnt ihr Schrecklicheres euch denken, als die Verheerungen dieses Lasters an Leib und Seele des Menschen?

Jedes Laster schadet auch dem guten Namen; doch keines so sehr, wie die Unlauterkeit. Wenn es heißt: Diese Person ist stolz, prahlerisch, eifersüchtig, jähzornig u. s. w., so zuckt man zwar die Schultern, doch man gibt nicht viel darum. Heißt es aber: „sie ist unzüchtig," dann ist es um ihren guten Ruf geschehen, jeder ehrliebende Mensch geht ihr aus dem Wege, man flieht ängstlich ihre Gesellschaft. Mag sie auch noch so edel von Geburt, noch so reichlich mit Glücksgütern gesegnet sein, mag sie auch in Sammt und Seide gekleidet erscheinen, alles dies ist nicht im Stande, ihr Achtung zu erzeugen. „Wer ein Ehebrecher ist," sagt darum die heilige Schrift, „der sammelt sich Unehre und Schande, und seine Schmach wird nimmer ausgetilgt" (Sir. 6, 32, 33.) Daher erklärt sich auch wohl die ängstliche Sorgfalt, mit der man dieses Laster zu verheimlichen sucht. Doch dieses ist eitle Mühe; es läßt sich nicht verbergen, es spiegelt sich ab in den Augen, in den Gesichtszügen, in der ganzen Haltung. „Das Aussehen ihres Angesichts zeuget wider sie," sagt der Prophet.

Nicht nur an dem einzelnen Menschen, nein auch an ganzen Familien, an Ländern und Völkern rächt sich das Laster der Unkeuschheit. Woher das Elend in so manchen Familien, woher die zerrütteten Vermögensverhältnisse? Man hetzt sich ab bei Tag und

Nacht, in Sorge und Arbeit, und dennoch herrscht Armuth und Elend. Wollt ihr das Räthsel gelöst haben, so sage ich euch: In der Unkeuschheit ist alle Noth begründet: Der Vater ist ein Ehebrecher, die Mutter eine Treubrüchige, der Sohn treibt geheime Sünden, die Tochter unterhält sündhafte Bekanntschaft. In Familien, wo solche Gräuel daheim sind, kann auf die Dauer kein Wohlstand herrschen, Armuth und Schande können da nicht ausbleiben. O, daß man dieses doch erkennen, daß man hierin den wahren Grund jenes Elendes erblicken möchte, das in so vielen Familien heimisch geworden ist! Statt dessen aber klagt man über schlechte Zeiten, über ungünstige Erwerbsverhältnisse, über Mangel an Arbeit und Verdienst. Ich will dieser Klage nicht jegliche Berechtigung absprechen, allein ich bleibe deßungeachtet bei meiner Behauptung: Das Laster der Unkeuschheit ist die Mutter bei weitem der meisten Uebel. Rottet das Laster aus und vieler Armuth, vieler Noth und vielem Elend wird mit einem Male abgeholfen sein.

Woher ferner der stete Unfriede in so manchen Familien? Es fehlt an der aufrichtigen und wahren Liebe der Gatten zu einander. Warum aber fehlt denn diese Liebe? Weil die gegenseitige Achtung mangelt; denn ohne Achtung ist keine Liebe möglich; die gegenseitige Achtung aber hat man verscherzt durch die Sünden im Brautstande. Alles Glück der Familie hängt vom Segen Gottes ab. Warum müssen so viele desselben entbehren? Der Unlauterkeit wegen: denn wie kann Gott denjenigen seinen Segen ertheilen, die Gott von ihrem Herzen ausgeschlossen haben, die sich vor und in der Ehe vom Geiste der Unlauterkeit leiten und regieren lassen? „Ueber diese,“ sagt die heilige Schrift, „hat der Teufel Gewalt.“ Daher der Unfriede, daher das Unglück in den Familien.

Was die Familien, das haben auch ganze Völker und Länder erfahren: sie sind der Unzucht wegen von Gott aufs Schwerste gezüchtigt worden. Fraget die Engel, die Diener des göttlichen Zornes, aus welchem Grunde sie die Schleusen des Himmels öffneten, damit die Sündfluth sich über das ganze Menschengeschlecht ergieße, um es zu vertilgen bis auf Noe und seine Familie, ihr werdet hören, daß dieß furchtbare Strafgericht um der Unzucht willen von Gott dem Herrn über die Menschheit ist verhängt worden. Gewiß hat es zur damaligen Zeit auch an andern Lastern nicht gefehlt; denn „der Menschen Bosheit war groß auf Erden, und alles Dichten ihres Herzens immerdar zum Bösen gerichtet“

(1. Mos. 6, 5); es gab Diebstähle, Meineide, Lästerungen, ja, die Abgötterei ausgenommen, standen alle Laster in Blüthe. Doch der Unzucht wegen „reute es den Herrn, daß er den Menschen gemacht, es that ihm innerlich im Herzen leid. Und er sprach: Ich will den Menschen, den ich geschaffen, von der Erde vertilgen, vom Menschen bis zum Vieh, vom Gewürme bis zu den Vögeln des Himmels; denn es reut mich, daß ich sie gemacht" (ebend. 6 und 7). Die heilige Schrift gibt auch den Grund an, warum es den Herrn gereut hat; sie sagt: „Alles Fleisch hatte seinen Weg verdorben auf Erden" (12). Feuer und Schwefel ließ ein anderes Mal der Herr vom Himmel regnen, um jene einst so blühenden Städte Sodoma und Gomorrha ihrer Unzucht wegen vom Erdboden zu vertilgen. Mit feuriger Schrift hat Gott der Herr es in die Erde hineingeschrieben den kommenden Geschlechtern zur Warnung, daß alle Unkeuschheit ein Gräuel in seinen Augen ist, daß er um ihretwillen „die Menschen heimsucht und sich rächt an einem solchen Volke" (Jer. 59). „Menschensohn", so ruft er darum auch durch den Mund des Propheten uns zu, „Menschensohn, wenn ein Land wider mich sündigt und Missethat auf Missethat häuft, so strecke ich meine Hand darüber aus und zerbreche ihm die Stütze des Brodes und schicke ihm Hunger zu und tödte darin Menschen und Vieh" (Ezech. 14, 13). Beherziget diese Drohung und ihr habet die Erklärung für die mannigfachen Landplagen, für die vielen Mißernten, Feuersbrünste, Ueberschwemmungen, ansteckenden Krankheiten, die bald in diesem, bald in jenem Lande die Völker heimsuchen. „Das Land ist vergiftet von seinen Einwohnern", so müssen wir mit dem Propheten Isaias (24, 5) klagen, „denn sie übertraten die Gesetze, brachen den ewigen Bund. Darum wird der Fluch das Land fressen und seine Einwohner werden die Schuld tragen." Ja vergiftet ist das Land durch die unzüchtigen Scherze und niederträchtigen Zoten, durch schamlose Begierden und durch die schmachvollsten Werke. Daher kommen unsere betrübten, armseligen Zeiten.

Sollte vielleicht Jemand bei sich denken: Es muß doch nicht so schlimm sein, wie es uns geschildert wird; denn ich kenne Lasterknechte, die ungestraft ihre finstern Wege wandeln, Familien, in denen das schwarze Laster heimisch ist, ohne daß man irgendwie etwas von schlimmen Folgen wahrnimmt, Häuser, die dem Laster

dienen, Städte und Länder, die an ihm kranken, ohne daß ein Strafgericht Gottes sie ereilt, so möchte ich ihn erinnern an das Wort des Weisen: „Sage nicht, ich habe gesündigt, was ist mir Uebles geschehen? — Der Herr ist ein langmüthiger Vergelter" (Sir. 5, 4). Die eigentliche Vergeltung des Guten und Bösen findet ja nicht in dieser, sondern in der andern Welt statt. So ist es möglich, daß Gott die Lasterknechte hier auf Erden unbehelligt ihre Wege wandeln läßt. O es ist dieß allein schon eine furchtbare Strafe; würden sie heimgesucht von Gott, sie kehrten vielleicht um von ihren gottlosen Wegen, jetzt aber ist gar sehr zu fürchten, daß ihr scheinbares Wohlergehen der Anfang ihres ewigen Verderbens ist. „Sie essen und trinken und leben lustig beim Schalle der Musik und in einem Augenblicke fahren sie in die Hölle." Nicht umsonst heißt es: Wen Gott lieb hat, den züchtigt er; den züchtigt er in diesem Leben, um ihn im andern nicht ewig züchtigen zu müssen; denn die schwerste Strafe trifft den Wollüstling in der anderen Welt. „Der Unzüchtigen Antheil wird sein im Pfuhle, der von Feuer und Schwefel brennt", so heißt es in der geheimen Offenbarung (21, 8). Es versteht sich dies ganz von selbst; denn Alles, was mit voller Erkenntniß und freiem Willen gegen das heilige sechste Gebot begangen wird, ist schwere Sünde; wer aber mit einer einzigen Todsünde aus diesem Leben scheidet, der ist unrettbar dem höllischen Feuer verfallen, verfallen einem Feuer, so schrecklich und peinigend, daß selbst der Schwefelregen von Sodoma und Gomorrha mit ihm gar nicht in Vergleich gebracht werden kann, verfallen einem Feuer, das niemals erlischt, in dem der Rauch der Qualen aufsteigt in Ewigkeit. Theilt auch der Wollüstling diese Feuerqual mit allen übrigen Verdammten, so ist sie deßungeachtet für ihn besonders peinigend. Worin Jemand gesündigt, darin wird er auch gestraft, dieser Grundsatz hat ganz besonders auf die Verdammten Anwendung. Hat der Wollüstling seinen Leib in Weichlichkeit gepflegt und der Fleischeslust gefröhnt, so muß auch die Qual des Leibes, des sündigen Fleisches eine eigene, eine besonders scharfe sein; ihm wird das peinigende Feuer besonders scharf zusetzen, weßhalb auch ausdrücklich der brennende Pfuhl als sein Loos und Antheil hingestellt wird. Schrecklich ist die Schilderung, welche uns die geheime Offenbarung von der Strafe der Unzüchtigen im Jenseits entwirft. Dasselbe Kapitel, welches dem Her-

zensreinen einen hervorragenden Antheil an des Himmels Wonne und Seligkeit in Aussicht stellt, beschreibt auch die Aussichten der unbußfertigen Wollüstlinge. Ich will den heiligen Seher selbst erzählen lassen, was er gesehen: „Und ich sah einen anderen Engel mitten durch den Himmel fliegen, der hatte ein ewiges Evangelium, es zu verkündigen den Bewohnern der Erde und allen Völkern und Stämmen und Sprachen und Nationen, und er sprach mit starker Stimme: „Fürchtet den Herrn und gebet ihm die Ehre; denn die Stunde seines Gerichtes ist gekommen. Betet den an, der den Himmel und die Erde, das Meer und die Wasserquellen geschaffen hat." Und ein anderer Engel folgte und rief: „Sie ist gefallen, Babylon, die Große, die mit dem Zornwein ihrer Unzucht alle Völker getränkt hat!" Und ein dritter Engel folgte ihnen und rief mit lauter Stimme: „Wenn Jemand das Thier und sein Bild anbetet, und das Malzeichen an seine Stirne oder an seine Hand nimmt, auch der wird trinken von dem Zornweine Gottes, der stark gemischt ist im Kelche seines Zornes, und er wird gequält werden mit Feuer und Schwefel vor den heiligen Engeln und dem Lamme, und der Rauch ihrer Qual wird aufsteigen in alle Ewigkeit, und es werden keine Ruhe haben bei Tag und Nacht, die das Thier anbeten und sein Bild, und wer das Malzeichen seines Namens annimmt" (14, 6—11)

Soll ich jetzt euch noch im Geiste hinführen an den Rand der Hölle, damit ihr höret das Heulen und Wehklagen, das Zähneknirschen der unglückselig Verdammten, die sich wälzen in dem Flammenmeer, das Gottes Allmacht zur Qual der Gottlosen geschaffen? Nein, geliebte Zuhörer, ich verzichte darauf, und bitte euch nur noch, einen Blick zu werfen auf den Gekreuzigten. Schaut ihn an und saget mir, ob ein Schmerz wohl dem Seinigen gleich kommt. Vom Scheitel bis zur Sohle ist kein Flecken heil an ihm; überall Wunden und blutige Striemen. So höret denn, was uns der Prophet von diesem Manne der Schmerzen sagt: „Dieser ist zerschlagen wegen unserer Sünden und zerfleischt um unserer Missethaten willen." Glaubt es mir, keine Sünde hat so großen Antheil an den Schmerzen und Wunden Jesu Christi, als die unreine, die Fleischessünde. Jesus Christus hat in seinem Fleische büßen wollen, was der Mensch durch

Fleischeslust gefrevelt. Ach, könnten wir alle doch ausrufen: Ich bin unschuldig am Blute dieses Gerechten. Allein ich fürchte gar sehr, daß mancher sich sagen muß: Ich habe unschuldiges Blut vergossen; ich habe durch meine Sünden dem Heiland den blutigen Schweiß ausgepreßt, mit zahllosen Geißelstreichen seinen heiligen jungfräulichen Leib zerfleischt, sein Haupt mit Dornen verwundet. Meine lieben Zuhörer! Wenn dem so ist, dann weiß ich keinen anderen Rath, als werft euch dem Gekreuzigten zu Füßen, mischet euere Reuethränen mit seinem heiligen kostbaren Blute; so hat es jene große Sünderin Magdalena gemacht, die wir am Fuße des Kreuzes erblicken, der der göttliche Heiland selbst die Versicherung gegeben hat: Dir wird viel vergeben, weil du viel geliebt hast. Sind wir der heiligen Magdalena auf dem Wege der Sünde gefolgt, so wollen wir ihr nunmehr auch auf dem rauhen und beschwerlichen Pfade der Buße folgen. Im Blute des Lammes gereinigt von Schuld, wollen wir fortan fliehen jede Unlauterkeit in Gedanken, Worten und Werken, weil wir erkannt, daß Alles dieß dem Herrn mißfällt und uns für Zeit und Ewigkeit unglücklich macht. Unser Wahlspruch sei fortan: Lieber sterben als durch Sünde befleckt werden.

Gekreuzigter Herr Jesus, erbarme dich unser, du hast das Wollen gegeben, gib auch mir und allen meinen Zuhörern gnädig das Vollbringen, damit wir alle würdig werden, an deinem Liebesmahle hier auf Erden Theil zu nehmen, in welchem wir genießen das Brod der Auserwählten, den Wein, der Jungfrauen sproßt, damit die Theilnahme am eucharistischen Mahle uns allen werde ein Unterpfand der zukünftigen Auferstehung und ewigen Seligkeit. Amen.

Fünfte Predigt.

Die Gefahren für die Reinigkeit.

„Wer die Gefahr liebt, kommt darin um."
Sir. 3, 27.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

Welch heillose Verblendung zeigt uns das eben verlesene Evangelium auf Seite der Juden! Jesus, den Eingebornen des ewigen Vaters, dessen Wundermacht sie so oft erfahren, nennen sie einen Samaritan und versteigen sich sogar zu der furchtbaren Lästerung, daß er einen Teufel habe. Der göttliche Heiland macht sie liebreich auf ihre Verblendung aufmerksam und zeigt ihnen den Grund derselben, indem er spricht: „Wenn ich mich selbst ehre, ist meine Ehre nichts. Mein Vater ist es, der mich ehrt, von welchem ihr sagt, daß er euer Gott sei. Doch ihr kennet ihn nicht." O gewiß, hätten die Juden den Vater im Himmel gekannt uud geehrt, sie würden auch dem Sohne, der von ihm ausgegangen und in die Welt gekommen, der mit dem Vater gleicher Wesenheit ist, mit Ehrfurcht begegnet sein. Jetzt aber lästern sie ihn. Gott sei es gedankt, daß wir vom Lichte des Glaubens erleuchtet vor solch heilloser Verblendung bewahrt sind! Allein, geliebte Zuhörer, so hell und klar auch den Christen das Licht des Glaubens leuchtet, wir finden doch auch hin und wieder eine Verblendung, ähnlich jener, die uns bei den Juden auffällt. Von solch einer Verblendung war erst am vergangenen Sonntage die Rede, als es galt, den Nachweis zu liefern, daß jegliche freiwillige Uebertretung des heiligen sechsten Gebotes schwere Sünde sei, ein Nachweis, der lediglich durch die Verblendung mancher Christen, welche anders hievon denken und reden, nothwendig ist. Wir haben

uns von der göttlichen Gnade unterstützt bei dieser Gelegenheit auf's Neue überzeugt, wie abscheulich, wie verderblich die unkeusche Sünde ist. Gebe Gott, daß der Abscheu gegen diese Sünde mit jedem Tage wachse, dann werden wir sicherlich allzeit mit aller Sorgfalt die Reinheit unseres Herzens zu bewahren suchen. Zu dem Ende genügt es aber nicht, dasjenige zu meiden, was wirklich unkeusch ist, wir müssen auch Alles fern halten, was die Reinheit unseres Herzens gefährden könnte; denn also mahnt der Weise im alten Bunde: Wer die Gefahr liebt, kommt darin um.

Auf zwei besonders gefährliche Klippen, an denen die Unschuld gar Vieler schon gescheitert ist, möchte ich heute euere Aufmerksamkeit lenken; es sind 1) die **unehrbaren Schauspiele und Tänze** und 2) die **unerlaubten Bekanntschaften.**

Ich beginne unter Anrufung der heiligsten Namen Jesu und Maria!

I.

Das Schauspiel könnte und sollte zur Veredelung des menschlichen Herzens dienen, eine Schule der Tugend sein. Wenn nämlich der Gegenstand der Darstellung ein sittlich reiner und erhabener ist und lediglich auf die Verherrlichung der Tugend abzielt, wenn die Darstellungsweise sich streng in den Grenzen des Anstandes und der Sittlichkeit hält, dann muß ein solches Schauspiel wohlthuend auf das Herz des Zuschauers einwirken und dasselbe zur Nachahmung der in demselben verherrlichten Tugend anspornen. Leider treffen diese Bedingungen bei den allerwenigsten Schauspielen unserer Zeit zu: Zur Schule des Lasters hat sich heutzutage das Theater entwickelt. Obgleich wir in unserer Stadt kein Schauspielhaus besitzen, so halte ich es doch für meine Pflicht, vor der Theilnahme an unanständigen Schauspielen zu warnen, damit meine Zuhörer wissen, was ihnen die Rücksicht auf ihr Seelenheil gebietet, sollten sie an einen Ort kommen, wo ihnen Gelegenheit geboten wäre, das Theater zu besuchen. Von den meisten Schauspielen unserer Zeit gilt, was früher von der Lesung schlechter Bücher gesagt wurde, nur mit dem Unterschiede, daß die Leidenschaft auf der Bühne mit ungleich größeren Reizen auftritt und mächtiger noch auf Sinn und Herz einwirkt. Manche Stücke mögen nicht ausdrücklich und offen die Sittlichkeit verhöhnen, allein hören sie deßhalb schon auf gefährlich zu sein? In den meisten begegnet man Liebeshändeln und Ränken, das über die Romane Gesagte findet darum auch hier seine Anwendung. Ist

das stille Lesen gefährlich, warum sollte es nicht das Anhören sein, namentlich wenn der Ausdruck der Stimme und die Geberden der Spielenden die Leidenschaft noch steigern, wenn äußere Pracht das Auge besticht und weichliche Musik dem Ohre schmeichelt und das Gefühl aufregt. Man sage mir nicht, daß in diesen Bühnenstücken ja doch sehr oft das Laster in seiner Häßlichkeit geschildert und mit der verdienten Strafe heimgesucht dargestellt wird. Wieviele moralische, Abscheu vor dem Laster bezweckende Stücke zählt man denn auf zehn unmoralische? Und wieviele unter den sogenannten moralischen Stücken stellen nicht das Laster, das am Ende seine Strafe erhalten mag, zuerst mit allen Reizen als so liebenswürdig dar, daß es belacht und beklatscht wird und der Zuschauer sich mehr angezogen, als abgestoßen fühlt? Wieviele endlich bieten neben gesunder Nahrung nicht auch das verderblichste Gift? Sucht man Erbauung, so könnte man sie ohne die Kosten des Theaters in der Lehre des Evangeliums, die von der Kanzel verkündet wird, oder im Leben der Heiligen finden; allein die Meisten, die Geschmack am Theater haben, verschmähen die Predigt und die fromme Lesung. Sie müssen darum offenbar im Theater etwas Anderes suchen, als Erbauung und Moral. Deßhalb hat die katholische Kirche dem Theater nie das Wort geredet, sondern allzeit vom Besuch desselben abgemahnt und wider unchristliche und unsittliche Darstellungen mit allem Nachdruck geeifert.

Der fromme und gelehrte Bischof Bossuet stand ganz auf dem Boden der Kirche, als er dem Könige Ludwig XIV., der ein Freund des Theaters war und ihn frug, ob der Besuch desselben erlaubt sei, die Antwort gab: „König, es gibt große Beispiele dafür, aber unwiderlegliche Gründe dagegen.“ Man kann, wollte er sagen, zwar große Männer anführen, welche das Theater besucht haben, aber diese Männer können doch die Gründe nicht widerlegen, die man gegen den Besuch desselben vorbringen muß. Auch auf die Schauspiele unserer Zeit läßt sich anwenden, was einst Tertullian von denen seiner Zeit geschrieben hat: „Die Sittenlehre der Schauspiele stimmt mit der Sittenlehre des Evangeliums nicht überein. Bei den Schauspielen kommen nur zu oft Unanständigkeiten, Reden, Blicke, Handlungen vor, welche das Evangelium verdammt, die Gebote Gottes verbieten, das Wort Gottes als Sünde erklärt.“ Was diejenigen wollen, die heutzutage so schwungvoll dem Theater das Wort reden, dasselbe an die Stelle des Gottes-

hauses setzen möchten und Alles thun, um die Zahl der Schauspielhäuser zu vermehren, das könnt ihr aus dem Gesagten euch selber leicht entziffern. Die Hebung der Sittlichkeit haben sie sicher nicht im Auge, denn diese erleidet durch die Schauspiele gewaltige Einbuße.

Nicht minder gefährlich als die Schauspiele sind die Tänze. Wenn der Seelsorger es wagt über den Tanz zu predigen, so darf er sich gefaßt machen auf manch' saures Gesicht, auf manche unwillige Aeußerung seitens der tanzlustigen Jugend. „Der gönnt uns auch nicht eine Freude! Der möchte uns alle zu Betschwestern machen!" So und ähnlich kann man leichtsinnige Burschen und Mädchen reden hören. Freilich wäre es mein Wunsch, daß alle meine Zuhörer die Uebung wahrer, ächter Frömmigkeit sich angelegen sein ließen; wenn man dieß Betschwesterei nennt, so habe ich nichts dagegen; die Heiligen waren alsdann auch alle mitsammen Betschwestern, und ihrer Gesellschaft braucht sich gewiß Niemand zu schämen, und wenn ich euch zu den Gesinnungen der Heiligen verhelfe, so thue ich weiter nichts, als meine Pflicht; denn „das ist der Wille Gottes: eure Heiligung." Daß man nach Heiligkeit streben kann, ohne ein Kopfhänger zu sein, das bedarf wohl kaum der Erwähnung; sagt ja der heilige Paulus ausdrücklich: „Freuet euch allzeit im Herrn, noch einmal sage ich, freuet euch; jedoch so, daß euere Eingezogenheit jedermann vor Augen sei." Dieselbe Aufforderung richte ich an alle meine Zuhörer zum Beweise, daß ich ihnen nicht im mindesten ihre Freuden mißgönne. Nein, der Mensch bedarf der Aufmunterung und Erheiterung. Wenn ich deßungeachtet mit demselben Nachdrucke vor Tanzbelustigungen warne, so geschieht dieß einfach deßhalb, weil diese Belustigung von allen wohl die gefährlichste ist. Im Voraus weiß ich, daß manche meiner Zuhörer sich zum Widerspruche gegen diese Behauptung versucht fühlen, sie stellen das Tanzen als etwas ganz Harmloses und Unschuldiges hin. Sie haben Recht; das Tanzen an und für sich, das Hüpfen und Springen vor Freude — darin besteht ja das Tanzen — mag es nun mit oder ohne Musik, nach diesem oder jenem Takte geschehen, ich sage, das Hüpfen und Springen an und für sich ist etwas ganz Unschuldiges und, wenn nicht besondere sittengefährliche Umstände hinzukommen, etwas Erlaubtes, erlaubt selbst für die kleinsten Kinder, und ich für meine Person bin gewiß der Letzte, der dieses wehren und verbieten will.

Nein, mein Grundsatz ist und bleibt: Freude in Ehren kann Niemand wehren.

Doch machen wir die Probe, ob denn weiter beim Tanzen nichts ist. Heute noch will ich einen Ball arrangiren: hier für die Jünglinge und Männer, dort für die Jungfrauen und Frauen; ich will selbst an euren unschuldigen Freuden Theil nehmen. Doch, was sehe ich, abermals sauere Gesichter? Mein Vorschlag muß also das Richtige nicht getroffen haben. Ich glaube es gern. Nicht wahr, — bei einem Balle solcher Art würden wohl die Musikanten umsonst ihre schönsten Weisen zum Besten geben; es werden sich kaum Tänzer finden oder doch nur äußerst wenige. Nun gut, dieses Zugeständniß ist für mich von besonderm Werthe; es beweist mir deutlich, daß ich recht behauptet, daß nicht die Musik, nicht die taktmäßige Bewegung der Füße, nicht das Verweilen in einer größern lustigen Gesellschaft dem Tanz seine Zugkraft gibt, daß diese vielmehr in etwas ganz Andern liegt, nämlich in dem freieren Verkehr zwischen Personen verschiedenen Geschlechts! Alle die je an einem Tanzvergnügen Theil genommen oder demselben angewohnt haben, werden mir nicht ableugnen können, daß dieser Verkehr zwischen den Personen verschiedenen Geschlechts auf dem Balle ein gar freier ist, freier, als wir ihn bei allen übrigen, öffentlichen Lustbarkeiten wahrnehmen, ja dergestalt frei, daß solche Freiheit bei allen sonstigen Zusammenkünften als eine Verletzung der Sitte und des Anstandes gelten würde. Eben in diesem überaus freien Verkehr der Personen verschiedenen Geschlechts liegt eine große Gefahr für die Tugend der heiligen Herzensreinheit; wer das leugnen will, mit dem kann ich weiter nicht rechten; dieß leugnen heißt der Tinte die schwarze oder der Milch die weiße Farbe absprechen wollen. Wer dazu Lust hat, der mag es thun, schwarz wird deßhalb schwarz und weiß wird weiß bleiben; aber auch der beim Tanze übliche freie Verkehr wird gefährlich bleiben für die Reinheit des Herzens. Darum sagt mit Recht der heilige Franz von Sales: „Die Tänze gleichen den Schwämmen; von diesen aber behaupten die Aerzte, daß selbst die besten Nichts taugen." Der heilige Ephraem, weit und breit berühmt durch seinen Eifer für die heilige Herzensreinheit, fragt, wer die Christen das Tanzen gelehrt habe, und gibt alsogleich die rechte Antwort: „Nicht der heilige Petrus, nicht der heilige Paulus noch ein anderer heiliger Apostel; diese abscheuliche Gewohnheit zu tanzen kommt

vom Teufel, der die Menschen zur Unlauterkeit und Abgötterei verleitet hat." Den Tanz nennt derselbe heilige Vater der Männer Finsterniß, der Weiber Verderben, der Engel Trauer, der Teufel Freude. „Eine Jungfrau, die den Tanz liebt," sagt der heilige Ambrosius, „liebt die Schamhaftigkeit nicht mehr." „Mit einer Tänzerin," mahnt darum der heilige Geist, „pflege keinen Umgang und gib ihr kein Gehör, auf daß dich ihre Künste nicht zu Grunde richten — wende dein Angesicht von einem geputzten Weibe ab" (Sirach. 9, 4 und 8).

Die Gefahr, die in dem allzufreien Verkehre zwischen Personen verschiedenen Geschlechtes liegt, wird noch durch mannigfache andere Umstände vergrößert. Schon die Zeit, zu der in der Regel die Tanzvergnügen veranstaltet werden, die finstere Nacht birgt nicht geringe Gefahr in sich; wer wird da nicht unwillkürlich an das Wort des göttlichen Heilandes erinnert: „Ihr liebet die Finsterniß, weil eure Werke böse sind?" Freilich ist das Ball- oder Tanzlokal hell erleuchtet durch zahlreiche Lampen. Wer aber wüßte nicht, daß die hellen Lichtstrahlen mächtig unsere Phantasie aufregen? Das Licht reizt und die Nacht gewährt Schutz zur Ausführung der bösen Werke, zu welchen die überreizte Phantasie den Menschen hinreißt. Dazu kommt die rauschende Musik. Eine fast unwiderstehliche Gewalt übt die Musik auf des Menschen Gemüth, die gute wirkt veredelnd, die sinnliche macht sinnlich. Und welcher Art ist die Tanzmusik? Fürwahr, sie ist weit entfernt, die feinen Saiten des menschlichen Gemüthes anzuschlagen, dafür besorgt sie umsomehr das Anschwellen der sinnlichen Gefühle. Die berauschenden Getränke, die man während des Balles genießt, sind obendrein geeignet, den Verstand zu umnebeln, so daß er umsoweniger die Regungen der Sinnenlust beherrschen und bemeistern kann. Und schließlich noch das Tanzen selbst, muß es nicht das Blut in heftige Wallung bringen und schließlich zu sinnlichen, wollüstigen Anmuthungen stürmisch drängen? Das Alles, geliebte Zuhörer, bringt in Anschlag, und ich frage euch, gehört nicht ein Wunder dazu, um die Reinheit des Herzens beim Tanze unversehrt zu bewahren? Wunder kann nur Gott wirken; er wirkt sie auch zuweilen, aber sicherlich nicht zu Gunsten wilder Tänzer. Darum sagt mir, was ihr wollt, ich bleibe bei meiner Behauptung: Von allen Lustbarkeiten ist der Tanz die gefährlichste. Wer da sagt, er habe am Tanze Theil genommen, ohne daß das Geringste

in Gedanken, Worten und Werken vorgekommen, der täuscht sich selbst und Andere.

Wollt ihr meinen Worten keinen Glauben schenken, so fragt jene Unglücklichen, welche die Zierde ihrer Jugend verloren haben, sie werden einstimmig euch zur Antwort geben: Der Tanz ist Schuld an unserm Falle. Jeder Seelsorger, der nur ein Fünkchen Liebe zu den unsterblichen Seelen hat, muß darum mit allem Nachdruck die ihm anvertrauten Gläubigen vor der Theilnahme an Tanzlustbarkeiten warnen, weil sie zu den schwersten Sünden Anlaß gibt, mögen diese nun beim Tanze selbst, oder in den Zwischenpausen oder beim Nachhausegehen verübt werden. Und wer sich nicht warnen läßt, der hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn der Beichtvater in die traurige Lage versetzt wird, die Lossprechung verweigern zu müssen. Kein Beichtkind kann losgesprochen werden, das die Gelegenheit zu schweren Sünden nicht meiden will, weil es bei dieser Voraussetzung stets an der Reue mangelt, ohne die keine Sünde nachgelassen werden kann.

Es werden der Einwendungen gar viele gemacht, um das liebgewonnene Tanzvergnügen zu rechtfertigen. Es mangelt mir an der Zeit, um die leeren und einfältigen Ausreden aufzuzählen und abzufertigen. Nur eine derselben will ich erwähnen, weil sie dem Anscheine nach etwas Berechtigung hat. Man sucht das Tanzen zu rechtfertigen mit dem Hinweis: Unsere jungen Leute müssen sich doch kennen lernen. Versteh' ich's recht, so soll damit gesagt sein: Der Tanz solle den Ausgangspunkt für eine Bekanntschaft bilden, welche die Schließung des Ehebündnisses zum Zwecke hat. Meine lieben Zuhörer! Welcher Ort und welche Zeit eignet sich weniger als das Balllokal, das Tanzvergnügen, in zwei jugendlichen Herzen den ersten Funken jener züchtigen, christlichen Liebe anzuschüren, die eine künftige Ehe einleiten soll. Wer das nicht einsieht, der muß überhaupt dem Wahnsinn huldigen, daß ein Geschäft, welches die höchste Besonnenheit und die ungetrübteste Gemüthsruhe erfordert, am besten bei dem Blendlichte einer Zauberlaterne abgemacht werden könne. Vielleicht sind gerade deßhalb so viele Eheleute unglücklich, weil ihre Wahl, beim Tanz getroffen, eine gründlich verfehlte war. Meine lieben Zuhörer! Laßt euch warnen in euerem eigenen Interesse. Jünglinge und Jungfrauen laßt euch warnen! Liebet nicht die Gefahr, damit ihr nicht in derselben umkommt. Freuet euch! jedoch so, daß euere Bescheidenheit jeder-

mann vor Augen sei; der Herr ist nahe! Ihr Eltern laßt euch warnen! Gebet eueren Kindern niemals die Erlaubniß zur Theilnahme an solch gefährlichen Vergnügungen. Hilft alles Warnen und Verbieten euererseits nichts, dann begleitet euere Kinder und laßt sie nicht einen Augenblick aus den Augen. Durch eure Gegenwart und strenge Aufsicht könnt ihr wenigstens einen Theil der Gefahren, welche der Herzensreinheit eurer Kinder drohen, beseitigen. Als Seelsorger habe ich heute meine Pflicht gethan; ihr habts zu verantworten, wenn euere Seelen oder die Seelen euerer Kinder Schaden erleiden.

II.

Nun noch einige Worte über die Bekanntschaften. Bei diesem Punkte darf ich mich wieder kurz fassen, weil derselbe schon wiederholt bei den Vorträgen über das heilige sechste Gebot ist gestreift worden. Wer zum Ehestand berufen ist, der kann nicht die erste beste Person, die ihm begegnet, aufgreifen, um sie zum Altare zu führen; die größte Vorsicht ist bei einem solch wichtigen, für das ganze Leben entscheidenden Schritte geboten. „Es prüfe, wer sich ewig bindet, ob sich das Herz zum Herzen findet." Eine solche Prüfung ist natürlicher Weise nicht möglich ohne nähere Bekanntschaft. Diese muß darum unter gewissen Bedingungen erlaubt sein; zur Erlaubtheit ist ein Dreifaches erfordert, nämlich Einsicht, Aussicht und Aufsicht.

Vor allem muß die nöthige Einsicht vorhanden sein, um erlaubter Weise eine Bekanntschaft anknüpfen zu können. Daß Knaben und Mädchen, die kaum der Feiertagsschule entwachsen sind, dieser Einsicht noch entbehren, daß diesen darum das Anknüpfen und Unterhalten einer Bekanntschaft nicht gestattet werden kann, das dürfte wohl Jedem einleuchten. Diese Einsicht wird man umsonst im unreifen Alter suchen, fehlt sie doch selbst zuweilen bei Leuten, die schon dem reiferen Alter angehören. Wer Bekanntschaft schließen will, der muß wissen, um was es sich handelt, wie wichtig und ernst der Schritt ist, den man vorbereiten will, wichtig nicht bloß für diese Zeit, sondern sogar für die ganze Ewigkeit, wichtig nicht bloß für die Personen, welche Bekanntschaft schließen, sondern auch für alle jene, welche einer später zu schließenden Ehe ihren Ursprung verdanken; wer Bekanntschaft schließen will, der muß im Stande sein, die Verpflichtungen zu würdigen, welche Eheleute zu über-

nehmen haben, ja diese muß er nicht bloß würdigen, sondern auch übernehmen und, was das allerwichtigste ist, erfüllen können. Denn so lange das Letztere nicht zutrifft, mangelt jeglicher Grund zur Anknüpfung einer Bekanntschaft. Es fehlt eben die Aussicht auf eine baldige Eheschließung, und auch diese muß vorausgesetzt werden, soll die Bekanntschaft erlaubt sein.

Langjährige Bekanntschaften sind immer vom Bösen und führen wohl in der Regel zu den traurigsten Verirrungen. Hätten Alle, die in den Brautstand getreten sind, nach diesen Regeln gehandelt, manch' bittere Stunde wäre ihnen erspart geblieben, viele von ihnen würden nicht den Segen von Oben verscherzt haben durch Sünden, mit welchen sie den vieljährigen Brautstand befleckt haben, viele von ihnen würden eine andere Wahl getroffen haben, sie würden sich bei ihrer Wahl mehr von der Vernunft, als von der Leidenschaft haben leiten lassen. O, die Leidenschaft macht blind: das sollten namentlich jene sich merken, die sich zum Ehestande von Gott berufen fühlen; die Leidenschaft ist bei diesem Geschäfte der schlechteste Rathgeber und sollte bei einer Wahl, die für das ganze Leben gilt, gar keine Stimme haben, wenigstens keine entscheidende. Die Leidenschaft, wie sie namentlich im jugendlichen Alter sich mächtig regt, schaut auf nebensächliche Umstände, die für das Lebensglück, ja für das ewige Wohl ohne jeden Belang sind. Saget selber, kann es etwas Thörichteres geben, als eine Person um der Schönheit willen zu heirathen? Das heißt fast ebensoviel, als um der Rosen willen ein Landgut kaufen. Und doch wäre das letztere noch vernünftiger; denn die Rosenzeit kehrt alljährlich wieder. Nicht so die Schönheit der Gestalt, sie ist gar bald verschwunden, um nimmer wiederzukehren.

Zu der Einsicht und Aussicht muß endlich noch die Aufsicht der Eltern oder deren Stellvertreter hinzukommen. Brautleute dürfen niemals allein, oder wie man zu sagen pflegt, unter vier Augen zusammen kommen. Das wäre schon Sünde, wenn auch sonst nichts Böses vorkäme, und zwar deßhalb, weil man die Gelegenheit zur Sünde nicht gemieden hätte. Wollen Brautleute einander besuchen, so muß das in Gegenwart der Eltern oder doch älterer und christlich gesinnter Personen geschehen, diese Besuche sollen nicht allzu oft stattfinden, noch gar zu lange andauern. Stets ist zu berücksichtigen die Schwachheit des Menschen, die ja zum Bösen geneigt ist von Jugend auf, stets ist zu beherzigen das Wort

des heiligen Geistes: „Wer die Gefahr liebt, kommt darin um.“

Geliebte Zuhörer! Einen kostbaren Schatz tragen wir in gar zerbrechlichem Gefäße, dieser Schatz ist die Unschuld unseres Herzens. O hüten wir ihn mit aller Sorgfalt, damit er nicht verloren gehe. Unschuld verloren — Alles verloren! heißt es nicht umsonst im Sprichworte. Andere Sünden lassen sich mehr oder minder gut machen durch eine herzliche Reue, von der Sünde aber, die uns die Unschuld raubt, kann dies nicht gesagt werden. Wir können wohl durch den würdigen Empfang des heiligen Sakramentes der Buße Nachlassung derselben erlangen, selbst die verwirkte Strafe können wir durch Bußwerke und durch Gewinnung von Ablässen tilgen. Allein die verlorne Unschuld bleibt verloren in Ewigkeit. Wir mögen weinen über unsere Sünden bis an unser Lebensende, weinen blutige Thränen, weinen bis zum Erblinden der Augen, wir mögen, um sie zu büßen, fasten bei Wasser und Brod unser Leben lang, wir mögen uns geißeln bis auf's Blut, Alles ist recht und gut, allein die verlorne Unschuld kehrt nicht wieder. Ich schließe darum mit der Mahnung des jungfräulichen Johannes: „Bewahre was du hast, damit Niemand deine Krone dir raube.“ Amen.

Sechste Predigt.

Weitere Gefahren für die Reinigkeit.

„Geselle dich nicht zu den Ruchlosen, setze deinen Fuß nicht auf ihre Wege; denn ihre Füße laufen zum Bösen." Sprichw 1, 15.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

Es sind zwar nur zwei Worte, welche die heilige Schrift zum Lobe des heiligen Joseph vorbringt, aber diese beiden Worte sagen mehr, als zwei lange und sorgfältig gearbeitete Lobreden sagen könnten. Das eine Wort nennt ihn gerecht und bezeichnet seine Tugend, das andere heißt ihn den Gemahl Mariä und schildert seine Würde. Joseph war gerecht. Welch' eine Fülle von Tugend schließt dieses Wort in sich, indem es uns sagt, daß er Alles war und Alles besaß, was Gott an ihm suchte und von ihm verlangte, daß er vollkommen da stand in den Augen Gottes und seiner Liebe und Huld sich zu erfreuen hatte. Und wie groß ist dann die Würde, die zusammengefaßt ist in dem zweiten Worte: „Er war der Gemahl Maria." Also er allein war unter den Männern aller Zeiten auserkoren zum ständigen Begleiter und zum vertrautesten Freunde derjenigen, die gebenedeit war unter allen Weibern und die seliggepriesen werden sollte von allen Geschlechtern. „Joseph ist der Mann Mariä, von welcher Jesus geboren ist, der Christus genannt wird" (Math. 1, 16). Er kommt also auch mit dem Heilande, welcher Gottes Sohn ist, in die nächste und innigste Berührung und arbeitet mit an der Erlösung, indem er das göttliche Kind beschützt und ernährt und erzieht. Das ist eine Würde, vor welcher jede andere und sogar die königliche und kaiserliche Majestät zurücktreten muß. Was Wunder, wenn da alle

Augenblicke ein Engel vor ihm erscheint und ehrerbietig ihm die Aufträge Gottes entrichtet! Ist er ja selber ein Engel durch seine Würde und durch seine Tugend. Er ist der irdische, der sichtbare Schutzengel des heiligen Kindes und gleicht den reinen Geistern des Himmels durch seine fleckenlose Reinigkeit. Diese Tugend der Jungfräulichkeit bildet die Grundlage seiner Gerechtigkeit und ist die Ursache seiner Erhebung zum Gemahle Unserer Lieben Frau und zum Nährvater Jesu Christi. Die Lilie ist der größte Schmuck des heiligen Joseph. Wir können ihn nicht besser ehren, als dadurch, daß wir diese Lilie seiner Reinigkeit von Herzen bewundern und in Aufrichtigkeit nachahmen. Dazu haben wir, angeregt durch unsere bisherigen Betrachtungen, uns mit Gottes Hilfe entschlossen und dieser Entschluß soll durch das heutige Fest noch bestärkt und durch des heiligen Joseph Fürbitte auch zur Ausführung gebracht werden. Allein dazu gehört auch unsere eigene Mitwirkung und diese besteht darin, daß wir Alles meiden, was uns vom Wege der Reinheit abbringen und in die Schlingen der fleischlichen Lust verwickeln könnte. Einen Theil dieser Gefahren, dieser Anläße zu einem unsittlichen Leben habt ihr gestern schon kennen gelernt; heute nun will ich euch auf einige andere Gefahren, die uns von Außen her drohen, aufmerksam machen. Wir betrachten also die noch übrigen **äußern Anläße zur Unsittlichkeit** und hoffen bei dieser Betrachtung auf die Hilfe des heiligen Joseph und seiner makellosen Braut, der allerseligsten Jungfrau und Mutter Maria.

Wenn wir uns um die äußern Gefahren der Sittsamkeit und Reinigkeit umsehen, dann finden wir zu den bereits behandelten noch weitere drei Anläße, die zur Schamlosigkeit und Ausschweifung führen und diese sind: 1) unehrbare Kleidertracht, 2) schlechte Bilder und Bücher und 3) schlechte Gesellschaften. Als ein Reizmittel der Unlauterkeit habe ich d e unehrbare Kleidung bezeichnet. Dieselbe ist ohne Zweifel eine Sünde, da die Kleider uns gegeben sind nicht nur zum Schutze gegen die Elemente, sondern auch als eine Decke der leiblichen Blöße. Wer nun derselben sich bedient, und schamlos und absichtlich diese Blöße erst recht hervorzuheben, der handelt gegen den ausdrücklichen Willen Gottes, der den ersten Menschen selber Kleider gegeben hatte, um ihre Schande zu verdecken. Eine solche Person versündigt sich aber auch Andern gegenüber, weil sie ihnen Anlaß gibt zu unanständigen Gedanken, Vorstellungen, Blicken

und Begierden, und muß es sich gefallen lassen, wenn man ihr sogar unanständige Zumuthungen macht. Wäre ein Frauenzimmer — gerade beim weiblichen Geschlechte, das doch von Natur schon schamhafter sein sollte, findet sich die unsittliche Kleidung am häufigsten —, wäre ein Frauenzimmer, das sich unanständig kleidet, auch für sich selbst keusch und rein — eine Annahme, der entschieden widersprochen werden muß —, so sündigt sie dennoch, weil sie anstößig ist und Andere zur Sünde reizt. Und wenn sie auch das Verderben Anderer nicht beabsichtiget, so begeht sie deßungeachtet eine Sünde, weil sie freiwillig zur Sünde Gelegenheit gibt. Die heiligen Väter nennen unanständig gekleidete Frauenspersonen Werkzeuge des Satans, weil er durch sie, wie einst durch die Schlange, spricht; Festungen, aus denen er den Krieg gegen die Seelen führt. Deßhalb sagt der heilige Hilarius zu einer vornehmen Person: „Wenn du auch gleich eine Prinzessin bist, so hörst du deßwegen nicht auf, eine Christin zu sein; du mußt dich also wie eine Christin und nicht wie eine Heidin kleiden." Unmöglich kann man eine Person in sittenloser Kleidung rein und christlich nennen; denn wohnt die Tugend der Keuschheit im Herzen, so wird sie sich auch äußerlich kundgeben." „Die Sittsamkeit", schreibt der heilige Cyprian, „besteht besonders auch in dem Anstande und in der Züchtigkeit der Kleidung. . . Wenn du aber die Blicke Anderer nach dir ziehst und böse Begierden bei ihnen erweckest, so ist dein Anzug für Alle, die dich sehen, ein Dolch und ein tödtliches Gift und du kannst nicht entschuldiget werden, als ob du im Herzen rein und sittsam wärest."

Aber, wendet man ein, wir kleiden uns nur, wie es die Mode oder die Gewohnheit mit sich bringt. Darauf antworte ich: Nicht nach den Gesetzen der Mode, sondern nach denen des Evangeliums werden wir einstmals gerichtet werden. Was an und für sich sündhaft, was eine Quelle der Sünde ist, das kann durch keine Gewohnheit und Allgemeinheit gerechtfertiget werden. Uebrigens lehrt die Erfahrung, daß die Mode bei weitem nicht so unerbittlich ist, als Manche vorgeben möchten; denn jene, welche von ihren, die Sittsamkeit verletzenden Vorschriften abweichen, werden von jedem Vernünftigen nicht verachtet oder verhöhnt, sondern vielmehr geschätzt. Und sollten denn lasterhafte Personen, Verführerinnen der Unschuld, die Gesetze der Mode begründen können? Warum setzt man der schamlosen Mode nicht eine sittsame entgegen? Man unter-

wirft sich also ihren Gesetzen, weil man will, weil man selbst Unlauteres bezweckt und unlauter ist. Mit Recht haben daher mehrere Bischöfe, unter diesen auch der milde und menschenfreundliche heilige Franz von Sales, mehrere Synoden und selbst Päpste verboten, unanständig gekleideten Frauenspersonen die heiligen Sakramente zu spenden. Wie wäre der Lossprechung oder gar der heiligen Kommunion diejenige würdig, die den Herrn sogar an heiliger Stätte kreuzigt und den von ihm erkauften Seelen den Untergang bereitet! Ist nun auch heutzutage Niemand so frech, im schamlosen Anzuge in die Kirche oder gar zum heiligen Tische sich zu wagen, ist die gegenwärtige Mode im Allgemeinen decent und ehrbar, so soll es doch nicht, wie ich schon wiederholt gehört habe, fehlen an unsittlichen Anzügen bei Bällen und anderen Belustigungen. Welch eine Schmach für jede Person, die auch da ihr häßliches Fleisch gleichsam feilbietet und sich geberdet, als ob ihr das Geld nicht ausgereicht habe für einen vollständigen Anzug! — Welch eine Entwürdigung, wenn manche Frauen im eigenen Hause fast den ganzen Vormittag umhergehen im losen und anstößigen Anzuge, in dem sie das Bett verlassen haben. Möchten dieselben doch bedenken, wie arges Unheil sie stiften können, und nicht nur selber schon am frühen Morgen sich anständig und vollständig bekleiden, sondern auch Sorge tragen, daß ihre Kinder von Jugend auf schamhaft sind und nicht durch unsittliche Frechheit sich prostituiren; denn eine Prostitution muß man jede Unehrbarkeit in der Kleidung nennen. Alle aber, denen die Sittsamkeit ein heiliges Wort ist und als die duftigste Tugend gilt, werden beschämt ihre Augen abwenden von einer so niedrigen Person und verächtlich den Umgang mit derselben fliehen.

Was von der unehrbaren Kleidertracht gilt, das gilt zum Theile wenigstens auch von der übertriebenen, die nicht selten sündhaft wird aus dem doppelten Grunde, daß durch sie absichtlich oder doch wissentlich Andern Gefahr der Sünde bereitet wird, und daß sie überdieß nicht selten mit unerlaubter Gefallsucht verbunden ist. „Nur Mädchen, die aller Schamhaftigkeit bereits bar sind," schreibt der heilige Cyprian, „und nur Weibern von ganz verworfenen Sitten kommt es zu, in allzugezierten Kleidern und in zu großem Putze zu prangen und dabei die Reize ihrer Gestalt und die Form ihres Körpers zur Schau zu tragen." Und Tertullian sagt: „Das Verlangen zu gefallen, kommt keineswegs aus einem reinen Herzen;

man weiß nur zu gut, daß es ein Fallstrick ist, welcher gelegt wird, um Andere ins Laster zu ziehen." Allerdings ist ein standesmäßiger Aufwand nicht verboten; allein wie gerne geht man über die Grenzen hinaus! Eine Frau mag sich, um mit dem heiligen Thomas oder vielmehr mit dem Völkerapostel, dem heiligen Paulus, zu reden, immerhin schmücken, um ihrem Manne zu gefallen; aber sie muß auch die Mahnung desselben Apostels befolgen: „Die Weiber sollen sich in anständiger Kleidung, mit Schamhaftigkeit und Sittsamkeit schmücken, nicht mit geflochtenen Haaren oder Gold oder Perlen oder kostbarem Gewande" (1. Tim. 2, 9). Allzu große Pracht streitet gegen die evangelische Armuth, fesselt das Herz an irdische Eitelkeit, gibt Anlaß zu Ungerechtigkeiten und Veruntreuungen, nicht selten auch zur Eifersucht und stumpft das Mitleid ab. Jene, die über Gebühr sich schmücken, bringen auch ihre eigene Ehre in Gefahr. Eine römische Vestalin war angeklagt worden, ihrer Verpflichtung zur Keuschheit ungetreu geworden zu sein. Sie that ihre Unschuld dar. Nichtsdestoweniger machte ihr der Oberpriester den Vorwurf: „Wärest du in deinem Betragen und in deinem Anzuge sittsamer gewesen, so hätte man dich für keusch gehalten. Zu große Freiheit ziemt nicht für eine Jungfrau, der die Schamhaftigkeit und der gute Ruf am Herzen liegt." Schon der heidnische Kaiser Augustus pflegte zu sagen: „Eine durch Aufwand und Weichlichkeit auffallende Kleidertracht sei die Fahne der Hoffart und ein Behälter der Liederlichkeit." Darum suchen wir eine anständige und einfache Kleidung und wir werden unsers sittsamen Lebens halber nicht bloß den Menschen, sondern auch, was weit mehr ist, Gott selber gefallen.

Nach der unehrbaren Kleidertracht habe ich die schlüpfrigen Bücher und Bilder als Reizmittel der Unsittlichkeit genannt. Was zunächst die offenbar unanständigen Bücher betrifft, so unterliegt dieß keinem Zweifel. Wenn es gefährlich und unerlaubt ist, mit einem Verführer oder mit einem Menschen, der unlautere Reden führt, zu verkehren, wie wäre es gestattet, mit dem Verfasser eines unanständigen Buches Stunden und Tage lang umzugehen und sich von ihm zu allem Unerlaubten anleiten zu lassen? Und ist man verpflichtet, unreine Gedanken und Vorstellungen zu meiden, wie dürfte man Schlüpfriges lesen, denn Lesen ist doch wohl nichts Anderes, als Gedanken und Vorstellungen in sich auf-

nehmen. Ja, gefährlicher als der Verführer selbst, ist gewöhnlich ein Buch. Vor dem Verführer würde man erröthen, man würde ihn vielleicht wegen seiner unangenehmen Persönlichkeit, der das Laster aufgedrückt ist, verachten. Aber mit dem Buche verkehrt man ungescheut, man liest und liest wieder jene Stellen, über welche man vielmehr wie über glühende Kohlen hinweggehen sollte. Ueber diese offen unsittlichen Bücher will ich mich denn auch nicht weiter auslassen, sie zu lesen ist an und für sich eben so sündhaft, wie es unreine Reden sind. Ich weise vielmehr auf jene Bücher hin, die nicht so sehr im Ausdrucke unanständig sind, oft sogar Anstand heucheln, aber nichtsdestoweniger die Einbildungskraft mit üppigen Bildern füllen und die Leidenschaften des Herzens entzünden, kurz sich mit Liebeleien befassen, wie soviele Romane, d. h. Bücher, die außerordentliche, aber erdichtete Begebenheiten in unterhaltender Weise erzählen. Die Lesung solcher Bücher, nämlich der meisten Romane und zahlreicher für die Bühne geschriebener Stücke ist, wenn nicht an und für sich sündhaft, wenigstens immer gefährlich, weil durch sie die Leidenschaft der Liebe, die unbändigste von allen, im Herzen entwickelt wird. Das ist schon ein großes Unglück für das jugendliche Alter, welches nun seine Unbefangenheit, seine Frische verliert. Ferner sind dergleichen Schriften deßhalb so gefährlich, weil sie die Leidenschaft mit allen Reizen umgeben, um ihren Helden liebenswürdig zu machen. Wer weiß nicht, wie sehr eine leidenschaftliche Schreibart für jeden auch an sich noch so verächtlichen Gegenstand zu begeistern vermag! Eine weitere und gewiß nicht die geringste Gefahr besteht darin, daß man in solchen Büchern der Leidenschaft das Sündhafte zu benehmen sucht. Das unrechtmäßigste Verhältniß, eine ehebrecherische oder auch sakrilegische Leidenschaft wird in das Gewand der Unschuld gekleidet, und als rechtmäßig, ja heilig wird das dargestellt, was nach früheren und strengeren Gesetzen das Beil oder ein Brandmal von Henkers Hand verdiente. Rousseau, dieser berüchtigte Freidenker des letzten Jahrhunderts, nahm keinen Anstand, die Behauptung aufzustellen: „Eine keusche Tochter hat nie Romane gelesen." Mag dieses Urtheil wegen seiner Allgemeinheit zu hart scheinen, so dürfte doch der Satz gelten: Wer die Gewohnheit hat, Romane zu lesen, der besitzt kein reines Herz. Dazu kommt noch, daß durch solche Lektüre bei Vielen die Phantasie zerrüttet, jede Lust zu ernster Beschäftigung benommen, auf jeden Fall der Sinn

für wahrhaft christliche Frömmigkeit erstickt wird, wenn nicht noch größere Uebel folgen: Geistesverwirrung, Ueberdruß am Leben, das sich ganz anders gestaltet, als man es in den Romanen geschildert findet, und zuletzt der Selbstmord. Ein warnendes Beispiel für die Gefährlichkeit dieser Bücher ist die heilige Theresia, die von sich selber sagt: „Ich las jene Bücher, die man als unterhaltend ausgibt, und bald verlor ich allen Geschmack an den Andachtsübungen, ich entfernte mich vom Tische des Herrn, mein Herz sagte mir nichts mehr für Gott; ich fing an zu lieben die Welt, zu lieben die Lustbarkeiten, zu lieben den Putz. O Gott! wie weit wäre ich gegangen, wenn du mich nicht zurückgehalten hättest!"

Was von den Büchern gilt, das gilt auch von den Bildern. Sie sind um so gefährlicher, je schlüpfriger sie sind. Clemens von Alexandria wirft den Heiden seiner Zeit vor, daß sie wegen Aufstellung unanständiger Bildsäulen täglich in Blicken Ehebruch begingen. Möchten nicht zuweilen auch Christen von diesem Vorwurfe getroffen werden! Eitel ist es, wenn man die Liebe zur Kunst vorschützen will, um den Besitz solcher Bilder zu rechtfertigen. Ein unanständiges Bild kann ich wenigstens nimmer als ein Kunstwerk erklären; es fehlt ihm ja die Hauptsache, die Schönheit und Reinheit. Mag es sonst noch so meisterhaft gefertiget sein, was hilft der etwaige Kunstgewinn, wenn die Unschuld darüber verloren geht. Uebrigens sind solche Behauptungen gar oft nur leere Ausreden. Nicht des Kunstgenusses wegen, sondern zur Befriedigung der Leidenschaft hält man gar oft unanständige Gemälde und hängt in den schönsten Zimmern die unsittlichen Bilder auf, für die im Stalle noch jede Stelle zu heilig wäre. Man säubert die Wohnungen sorgfältig von Staub und Schmutz, aber die eckelhaftesten Darstellungen auf Bildern läßt man als Zier an den Wänden prangen. Wie kann da von einer Keuschheit die Rede sein?

Ich komme nun noch zu den schlechten Gesellschaften, bezüglich deren ich mich aber kurz fassen kann, weil ohnehin Jedermann einsieht, daß sie der Sittsamkeit gefährlich sind. Gleichwie ein einziger fauler Apfel hundert frische ansteckt, so kann auch ein einziger böser Kamerad zallose Unschuldige verderben. „Ein böser Geselle," sagt das Sprichwort, „führt Viele in die Hölle." Wenn du nun aber gleich unter eine ganze Gesellschaft dich mengst und Freundschaft und Umgang pflegst mit Leuten, deren Hauptaufgabe

nur in anstößigen Gesprächen, in unehrbaren Witzeleien und Liedern zu bestehen scheint, wie kann es da anders kommen, als daß da rasch alles Schamgefühl erstickt wird, wenn es auch anfangs noch so zart und rege war, daß du dann Freude hast an diesen Zoten und sie gerne hörst, endlich sie selbst mitmachest und zuletzt im Schlamme der Unlauterkeit dich von einem Laster zum andern wälzest? Du magst noch so feste Vorsätze haben und dich noch so oft auf deine festen Grundsätze berufen und sagen, du seiest groß genug, um unterscheiden zu können, es wird sich doch das Wort des Psalmisten bewähren: „Mit den Auserwählten wirst du auserwählt sein, mit den Verkehrten aber verkehrt" (Ps. 17, 27).

Darum folge der Mahnung des heiligen Geistes: „Mein Sohn, wenn dir die Sünder locken, so folge ihnen nicht" (Sprichw. 1, 10). Schließ dich nur an gute Freunde an! Sei sorgfältig in der Auswahl derselben! Fliehe besonders vor jenen Menschen, die dir schmeicheln und mit glatter Zunge deine Vorzüge dir in's Angesicht rühmen! Sie sind Verführer, gleich der Schlange im Paradiese. Sie meinen es nicht redlich, sondern wollen dich nur berücken und für ihre schlechten Absichten ausbeuten, um hinterher hohnlachend dich im Elende sitzen zu lassen. Willst du dieß Elend nicht kosten, dann fliehe aber auch alle andern Gefahren, die der Unschuld den Untergang drohen. Ahme nach das Beispiel des heiligen Joseph, der zweifelsohne alle die heute und gestern genannten Anlässe zur Sünde gemieden, aber eben deßhalb auch die Lilie der Reinigkeit ganz unbefleckt erhalten hat. An ihm wirst du auch einen bereitwilligen und mächtigen Freund und Fürsprecher haben, wenn du nur seinem Schutze dich täglich empfehlen willst. Ja, erwählen wir Alle, die wir nun zu einem reinen Leben uns allen Ernstes entschlossen haben, erwählen wir ihn zu unserm Vorbilde und Führer und rufen wir fort und fort, bis wir alle Gefahren glücklich bestanden und das ewige Heil errungen haben: Bitt für uns, o heiliger Joseph, damit wir würdig werden der Verheißung Christi. Amen.

Siebente Predigt.

Mittel zur Erhaltung der Herzensreinigkeit.

„Da ich wußte, daß ich nicht anders enthaltsam sein könnte, es würde mir denn von Gott gegeben, .. so trat ich vor den Herrn und bat ihn!"
Weish. 8, 21.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

Den heutigen Tag können wir betrachten als Sonntag und als den Gedächtnißtag der Menschwerdung Jesu Christi; aber von welcher Seite wir ihn auch betrachten mögen, jedesmal erinnert er uns an einen Einzug, den der Herr feiert. Dort zieht er in Jerusalem ein, umgeben von einer Menge, die ihre Kleider vor ihm ausbreitet und, Zweige auf seine Bahn streuend, ihm zujubelt: „Hochgelobt, der da kommt im Namen des Herrn." Hier zieht er im Schooße der Jungfrau ein, angekündet von einem grüßenden Engel und begleitet vom heiligen Geiste, dessen überschattende Kraft ihn mit der menschlichen Natur bekleidet. Der eine Einzug ist feierlich und öffentlich, der andere still und verborgen; Jerusalem betritt er unter dem Geschrei des Lobes, im Schooße der Jungfrau erscheint er unter den Fittichen der Demuth. Wo wird er nun besser wohnen? Diese Frage ist für uns nicht schwer zu beantworten; denn wir wissen Alle, daß er im Schooße der allerseligsten Jungfrau viel besser aufgehoben war, als in dem volkreichen Jerusalem. Während er hier erbitterten Feinden entgegengeht, die den reiflich erwogenen Plan seines Todes jetzt um jeden Preis und in jeder Weise zu verwirklichen streben, findet er dort unter dem Herzen unserer lieben Frau eine sichere Ruhestätte und an ihr selber eine liebevolle Mutter, die ganz und gar seinem Dienste sich weihen will

durch alle Tage ihres Lebens. Mit dem Einzuge in die Judenhauptstadt betritt er den Schauplatz aller Laster, mit dem Einzuge in den Schooß seiner Mutter ist er ins Heiligthum der Reinheit eingetreten. Darum kann es uns auch nicht schwer fallen zu wählen, mit welchem Einzuge wir uns beschäftigen sollen. Wir ziehen den im Schooße der allerreinsten Jungfrau dem andern in der mordlustigen Judenstadt vor und beschäftigen uns mit dem Geheimnisse der Menschwerdung. Dasselbe führt uns ja auch zum Zusammenhange mit unsern bisherigen Betrachtungen, indem es in Maria die fleckenloseste Jungfrau zeigt, die ihre jungfräuliche Reinheit nicht preisgeben will, selbst nicht um die Würde einer Mutter Gottes. Aber eben deßhalb darf sie beide Vorzüge mitsammen in ihrer Person verbinden. Sie wird die Mutter des göttlichen Sohnes und sie bleibt die allerkeuscheste Jungfrau. Ist es uns unmöglich, ihr in der ersten Würde zu folgen, so können wir sie doch in der zweiten nachahmen. Wir können wenigstens von jetzt an ein sittenreines Leben führen, wenn wir gleich unserer lieben Frau die Mittel gebrauchen, die zur Erhaltung der Reinigkeit beitragen. Diese **Mittel** sollen denn auch den Gegenstand unserer heutigen Betrachtung und zugleich den Schlußstein unserer Erwägung über das sechste Gebot bilden. Damit unsere liebe Frau uns helfe durch die Macht ihrer Fürsprache, grüßen wir sie noch mit dem Gruße des Engels: Ave Maria!

Da der Erzengel Gabriel die allerseligste Jungfrau aufsucht, um sie mit dem größten Werke der göttlichen Barmherzigkeit bekannt zu machen, findet er sie nicht auf dem offenen Markte, sondern in der stillen Kammer, und nicht in Gesellschaft, sondern allein. Ihr reiner Sinn heißt sie Alles fliehen, was ihr und ihrer Tugend gefährlich werden könnte. Sie ist wachsam auf alle Gefahren, die der Jungfräulichkeit drohen. Diese Wachsamkeit bezeichne ich denn auch als das erste Mittel zur Erhaltung der innern und äußern Reinigkeit. Wer keusch sein will, der muß auch wachsam sein, vor Allem wachsam über seine Augen. Ihr habet schon oft gehört, wie gefahrvoll ihr Vorwitz für die Tugend der Sittsamkeit ist. Darum schloß Job, wie er sagt, einen Bund mit seinen Augen, um nicht durch unachtsame Blicke unreine Gedanken in sich zu veranlassen, und David betete: „Wende ab meine Augen, daß sie nicht Eitelkeit sehen." Wie eingezogen war in seinen Blicken

jener englische Jüngling Aloysius, von dem man zu sagen pflegte, es wisse kein Mensch, von welcher Farbe sein Augapfel sei, und der, obwohl anderthalb Jahre der tägliche Begleiter der Kaiserin, nicht anzugeben wußte, wie sie aussehe. Als man die gottselige Klara von Montefalko fragte, warum sie den Leuten, mit denen sie rede, nie in's Gesicht sehe, antwortete sie: Wozu ist das gut, da man doch nur mit der Zunge redet? Davids Augen hätten nicht so viele Thränen vergossen, wenn er seine Blicke hätte beherrschen können. So dachten und redeten fromme Seelen, die von Jugend auf die Reinheit des Herzens bewahrten; um wieviel mehr also müssen wir wachen über unsere Blicke, die wir aus Erfahrung wissen, wie leicht dieselben Verderben bringen!

Wer keusch sein will, der muß wachsam sein über seine Gedanken. Der Gedanke gleicht einem Feuerfunken, der sich noch leicht mit einem Fußtritte schon auslöschen läßt. „Tödte den Feind," sagt darum der heilige Hieronymus, „da er noch klein und schwach ist"; „denn die Unkeuschheit entzündet sich," wie der heilige Gregorius sagt, „in einem unbehutsamen Herzen wie Feuer im Stroh; löscht man es nicht bald, so entsteht alsbald eine unlöschbare Flamme." Wie das zugeht, erklärt der heilige Bernhard mit den Worten: „Verwerfet ihr den bösen Gedanken, so wird er euch verlassen, oder wenn er euch nicht verläßt, wird er euch doch nicht beflecken, solange ihr ihn verabscheuet. Der Gedanke, wenn man ihn nicht ausschlägt, verursacht das Vergnügen; aus dem Vergnügen entsteht die Einwilligung; auf die Einwilligung folgt die That; von den wiederholten Thaten kömmt die Gewohnheit; aus der Gewohnheit entspringt eine Art von Nothwendigkeit, welche endlich die Seele in die Unbußfertigkeit und Verzweiflung stürzt." So dieser Heilige. Nimmermehr also wird ein eingezogenes Leben derjenige führen können, der es mit den unreinen Gedanken leicht nimmt und zehn und zwanzigmal des Tages an unsittlichen Vorstellungen sich ergötzt. Er ist ein unkeuscher Mensch auch ohne die unkeuschen Werke. Wie derjenige, der einer giftigen Schlange nicht aus dem Wege geht, sondern sie sogar noch aufhebt, gewiß sein darf, daß er gebissen wird, so wird ein Mensch befleckt, welcher nicht auch schon den leisesten unsittlichen Gedanken sich aus dem Sinne schlägt.

Wer keusch sein will, der muß wachsam sein über seine Gesellschaft. Der heilige Hieronymus spricht den Satz aus, den die allgemeine Erfahrung bestätiget, daß man gewöhnlich so wird, wie jene

sind, mit denen man umgeht. Schon ein heidnischer Philosoph erklärte: „Sage mir, mit wem du gehst, dann sage ich dir, wer du bist." Wenn du nun einem sittenlosen Freunde dich anschließest, mit einer leichtfertigen Kamerädin vertraut verkehrest, wirst du dann wohl reinen Herzens sein? „Kann Jemand," fragt der weise Mann, „auf glühenden Kohlen gehen, ohne seine Fußsohlen zu verbrennen?" (Prov. 6.) Verkehrest du nun gar mit Personen, die deiner Sittsamkeit geradezu nachstellen, verweilest du in der nächsten Gelegenheit zur Sünde, indem du die bisherige Bekanntschaft fortsetzest und die heimlichen Zusammenkünfte nicht aufgibst, dann kann von einem sittsamen Wandel nimmermehr die Rede sein. „Bist du etwa Stahl und Eisen?" fragt der heilige Hieronymus und antwortet: „Nein, du bist ein schwacher Mensch, gleich dem Heu, das sogleich brennt, wenn es mit dem Feuer in Berührung kommt." „Im Kampfe mit der Sinnlichkeit," sagt der heilige Philippus Neri, „tragen die Furchtsamen den Sieg davon, d. h. diejenigen, welche die Flucht ergreifen." Denn hier gilt das Wort der heiligen Schrift: „Wer die Gefahr liebt, wird darin umkommen" (Eccl. 3, 27). Darum wache über dein Herz, über deine Augen, über deinen Umgang gleich unserer lieben Frau, die sogar den Worten des Engels nicht sogleich getraut hat. Nachdem sie aber von seiner göttlichen Sendung sich überzeugt hat, hört sie nicht nur aufmerksam seine Worte an, sondern williget auch in seinen Antrag mit den demüthigen Worten: „Siehe, ich bin eine Magd des Herrn, mir geschehe nach deinem Worte." Im Augenblicke ihrer größten Erhöhung erniedriget sie sich so tief sie kann. Diese Demuth ist das zweite Schutzmittel ihrer jungfräulichen Reinigkeit.

Nur durch Demuth können auch wir die Reinheit des Herzens bewahren. Demuth ist die Mutter aller Tugenden und der Keuschheit insbesondere. Mit Recht nennt sie der heilige Augustin das Wachthaus der Jungfräulichkeit, und sagt der heilige Cassian, daß derjenige nicht keusch sein kann, der nicht demüthig ist. Er vertraut zu viel auf sich selbst, er hält sich für stärker, als er ist, und trotzt deßhalb der Gelegenheit. Dazu entzieht Gott, wie die heilige Schrift behauptet, dem Stolzen seine Gnade, während er sie den Demüthigen im Ueberflusse zuwendet. Ganz sicher muß sich deßhalb am Hoffärtigen das Wort des Erlösers bewähren: „Wer sich erhöhet, der wird erniedriget werden." Diese Erniedrigung besteht darin, daß der Mensch gerade den fleischlichen Lüsten, also der schmutzigsten Sünde und der schmach-

vollsten Knechtschaft preisgegeben wird. Darum findet ihr mit der Unlauterkeit auch immer den Stolz gepaart und dürft hinwiederum überzeugt sein, daß ein stolzer Mensch nicht sittenrein ist, auch wenn von unerlaubten Werken noch nichts ruchbar geworden ist. Sobald eine junge Person der Eitelkeit huldigt und sich mit dem Putze abgibt, liefert sie auch den Beweis, daß das häßliche Verderben ihr bereits ins Herz gedrungen ist, und wenn sie fortfährt in ihrem eitlen Tande, dann wird auch die äußere Schande nicht lange auf sich warten lassen. Hoffart kommt vor dem Falle. Wie oft schon habe ich dieß alte Sprichwort bestätiget gefunden! Eher, als man es sich träumen ließ, stand manches eitle Mädchen entehrt da und lieferte den traurigen Beweis, daß Hoffart und Sittsamkeit sich nicht miteinander vereinen lassen. So wenig man aber die Keuschheit bewahren kann ohne Demuth, ebensowenig kann man sie wieder erlangen ohne diese Tugend. Darum befleißen wir uns der Demuth, damit wir lauter bleiben oder doch es wieder werden!

Der Erzengel findet die allerseligste Jungfrau im Gebete. Sie ist vertieft in fromme Betrachtungen, sie ruft um die Hilfe des Allerhöchsten. Gebet ist denn auch das dritte Schutzmittel der Keuschheit. Da diese Tugend nach dem Ausspruche des weisen Salomon ein göttliches Gnadengeschenk ist, so ist das Gebet zu ihrer Erlangung und Bewahrung überhaupt nothwendig. Mehr als je aber thut es Noth zur Zeit der Versuchung. Sobald du ihren Stachel empfindest, dann rufe auch mit aller Inbrunst: „Hab Acht auf meine Hilfe, Herr, eile mir zu helfen." „Auf dich Herr, hoffe ich, laß mich nicht zu Schnden werden ewiglich." „Befreie mich und erlöse mich." Diese und ähnliche fromme Anmuthungen wenden nicht bloß den Geist von den sinnlichen, verführerischen Gegenständen ab und Gott zu, sondern bestimmen auch den Allmächtigen, dem Flehenden reichliche Gnade zum kräftigen und beharrlichen Widerstande zu verleihen. Besonders ersprießlich aber wird es sein, in schweren Versuchungen zu jenen Heiligen seine Zuflucht zu nehmen, die einst durch ihre Reinigkeit sich ausgezeichnet haben. Wende dich an den heiligen Aloysius, an den heiligen Josef, auch an deinen heiligen Schutzengel, zumal aber an die Königin der Makellosigkeit, an die allerseligste Jungfrau Maria. Da sie eine mächtige Helferin aller zu ihr rufenden Christen ist, so ist sie es gewiß noch mehr den keuschen Seelen, die ihrem mütterlichen Schutze sich empfehlen. Ihnen muß sie zu allererst bei-

springen, da es sich um jene liebliche Tugend handelt, die sie selber am meisten gepflegt hat. „Wie viele ihr seid, o heilige Seelen", sagt deßhalb der heilige Chrysostomus, „nehmet euere Zuflücht zu der erhabenen Mutter des Herrn; denn sie wird diesen schönsten, kostbarsten Schatz der Reinheit unter ihrem Schirme bewahren." Als der heilige Thomas von Aquin von einer frechen Person versucht wurde, rief er sogleich: „Laß nicht zu, o Jesus und du heilige Jungfrau, daß ich mich mit diesem Laster versündige", und er erlangte solche Stärke, daß er die Versucherin voll Abscheu mit einem glühenden Brande in die Flucht jagte und zugleich erhielt er die Gnade, ganz frei zu sein von allen Regungen der Sinnlichkeit. Alle reinen Seelen waren deßhalb inbrünstige Verehrer unserer lieben Frau, und alle unreinen Seelen wurden nur rein, wenn sie unter ihren Schutzmantel sich flüchteten. Wer kann da sagen, wie viele durch ihre Hilfe frei wurden von den gefährlichsten Versuchungen und von den zwingendsten Gewohnheiten. Also verabsäumen wir nicht das Gebet und rufen wir vor Allem recht eifrig zur allerreinsten Mutter! Indem wir sie aber verehren, müssen wir sie auch nachahmen im Gebrauche der weiteren Schutzmittel gegen die sinnliche Lust. Außer der Wachsamkeit, der Demuth und dem Gebete übte unsere liebe Frau auch die Abtödtung.

Zu dieser hätte sie schon die Armuth verpflichtet, wenn sie dieselbe auch nicht freiwillig gesucht hätte. Mäßig in Speise und Trank, einfach in Kleidung und Wohnung brachte sie ihre Tage in Mühe und mit vieler Arbeit hin und ertrug die bittersten Schmerzen. Ihr ganzes Leben war eine ununterbrochene Abtödtung, die jede sinnliche Regung ersticken mußte, wenn sie je einer solchen fähig gewesen wäre. Die Abtödtung benimmt dem Fleische seinen Uebermuth und zieht gleichsam seine unreinen Säfte aus, während sie den Geist nüchtern, kampfgeübt und kräftig macht. Wie die wilden Thiere durch Hunger zahm gemacht werden, so wird auch die Bestie im Menschen, die thierische Lust, durch Mäßigkeit im Fasten gebändigt. Leiden und Beschwerden, körperliches Ungemach und Schmerz sind gar mächtige Kampfgenossen gegen das Ungestüm des Fleisches. Die böse Lust schweigt, sobald der Schmerz zu reden anfängt. Daher sollen wir jede Krankheit und jedes leibliche Ungemach mit Dank gegen Gott aufnehmen, besonders aber Mühe und Arbeit nicht scheuen. Wer viel beschäftigt ist, der wird wenig versucht sein. Darum gibt der heilige Hieronymus der Jugend den Rath: Der Teufel

soll dich niemals müßig finden! Sonst wird er dir eine Arbeit geben, und diese wird natürlich eine schlechte sein. Diesen Rath konnte er umsomehr geben, als er an sich selbst seine Wirksamkeit erprobt hatte. Fasten und in Thränen durchwachte Nächte waren nicht im Stande gewesen, ihn von den heftigen Versuchungen zu befreien, die ihn bestürmten sogar in der Einsamkeit. Als er aber seine Arbeiten vermehrt und verlängert und namentlich recht mühevollen und ersprießlichen Beschäftigungen sich unterzogen hatte, da konnte er sagen: Ich danke Gott, daß meine Mühen und Arbeiten mir endlich eine angenehme und tröstliche Ruhe verschafft haben. Bisweilen, wenn die unreinen Versuchungen heftiger und anhaltender sind, wird es auch noth thun, eine freiwillige körperliche Bußübung auf sich zu nehmen. Wenn wir auch nicht so weit gehen, wie der heilige Benedikt, der einer unreinen Versuchung halber sich in scharfe Dornen stürzte, oder wie der heilige Franziskus, der aus gleichem Grunde sich in Schnee versenkte, oder wie so viele Heilige, die zum Bußgürtel oder zur Geißel griffen, so sollen wir doch ein Werk wählen, das dem Fleische wenigstens einigen Schmerz bereitet, um mit dem heiligen Paulus sagen zu können: „Ich züchtige meinen Leib und bringe ihn in Dienstbarkeit." Sagt ja derselbe Apostel: „Die, welche Christo angehören, haben ihr Fleisch gekreuziget sammt den Lastern und Lüsten."

Doch kehren wir wieder zu unserer lieben Frau zurück! Hatte sie durch die zuverlässigsten Mittel die fleckenlose Reinheit erhalten bis zur Verkündigung des Engels, dann mußte dieselbe nachmals noch gesteigert werden durch den beständigen Umgang und Verkehr mit dem göttlichen Sohne. Mit ihm lebt sie fortan zusammen, trägt ihn nun in ihrem Schooße und wohnt dann mit ihm im selben Hause zu Nazareth. Seine Reinheit mußte auch die ihrige adeln und vermehren. O wenn auch wir eines ähnlichen Glückes uns zu erfreuen hätten, — wie leicht würde es uns dann werden, keusch zu sein! Und nun, was seufzen wir? Steht uns denn dieses Glück nicht zu Gebote? Wir dürfen ja nur die heiligen Sakramente fleißig empfangen. Der öftere würdige Empfang des Bußsakramentes dient nicht nur dazu, unserer Schwachheit uns besser bewußt zu werden und die zur Sittsamkeit nothwendige Gnade zu vermitteln, sondern verhilft uns auch zu heilsamen Belehrungen, kräftigen Ermahnungen und väterlichen Aufmunterungen. Dadurch werden wir vor den Gefahren gewarnt und den Netzen der Sünde

entrissen. Schon der Gedanke, die unreine Sünde immer wieder bekennen zu müssen, ist schon eines der wirksamsten Verwahrungsmittel gegen dieselbe. Ganz richtig ist deßhalb die Belehrung, welche der heilige Philippus Neri einem Jünglinge einst gab. „Siehe mein Sohn", sagt er, „es hilft ganz besonders, wenn man dem Beichtvater die unkeuschen Gedanken offenbart. Hat man die Versuchung mitgetheilt, so ist sie schon zur Hälfte überwunden. Wer das Unglück hatte, in irgend eine Sünde gegen die Keuschheit zu fallen, der muß sogleich beichten." Wollte Gott, diese Mahnung würde recht befolgt, dann gäbe es nicht so viele Gewohnheitssünder, die erst nach furchtbaren Anstrengungen sich wieder herausarbeiten aus dem unreinen Laster.

An das Sakrament der Buße reiht sich ja auch noch jenes andere an, durch das wir in die innigste Lebensgemeinschaft kommen mit dem Erlöser, das Sakrament des Altares. Dasselbe erhält und befestiget immer mehr den reinen, keuschen Sinn. Gleichwie die leibliche Speise, wenn sie gut ist, gute Säfte macht, so bringt diese göttliche Speise in uns die reinsten Säfte des Blutes Christi hervor. Ein angesehener Lehrer sagt daher, es gäbe kein wirksameres Mittel, die Menschen ehrbar zu erhalten, als die öftere andächtige Kommunion. Auf sie wendet die heilige Kirche die Worte des Propheten Zacharias an, und was der Herr einst dem auserwählten Volke verhieß: „Das Getreide der Auserwählten und den Wein, aus dem Jungfrauen sprossen." Darum rufe ich dir mit dem heiligen Franz von Sales zu: Empfange die heilige Kommunion oft, so oft es dir nur möglich ist, jedoch mit Zustimmung deines geistlichen Vaters und glaube mir: Gleichwie in unserm Gebirge die Hasen im Winter weiß werden, weil sie nichts sehen und essen als Schnee, so wirst auch du durch beständige Anbetung und Genießung der Schönheit, Güte und Reinigkeit ganz schön, ganz gut und rein werden." Fängst du aber an, den Empfang dieses Sakramentes zu vernachlässigen oder immer weiter hinauszuschieben, dann bist du der Unreinigkeit entweder schon verfallen oder wirst ihr doch demnächst anheimfallen. Darum, ihr Eltern, wollt ihr über den sittlichen Zustand euerer Kinder euch auskennen, dann gebet nur Acht, ob sie gerne zur heiligen Beicht und Kommunion gehen! Thun sie das, dann wird ihr Wandel ehrbar sein und zugleich werden sie der allerseligsten Jungfrau nachfolgen in Erweckung heiliger und ernster Gedanken, die ich als das sechste und letzte Schutzmittel der Reinigkeit bezeichne.

Unsere liebe Frau gewährte nie dem Leichtsinne Raum, sondern trug immer himmlische Gedanken in ihrem Herzen; denn zu wiederholten Malen versichert uns die heilige Schrift, daß sie all die frommen Worte in ihrem Herzen bewahrte, welche sie vernommen hatte. Ach, das sollten auch wir thun; denn nichts ist gefährlicher für die Schamhaftigkeit als Leichtsinn und Weltliebe. Dagegen aber gibt es kein vortrefflicheres Mittel zur Heiligkeit als das häufige Andenken an Gottes Gegenwart, an die letzten Dinge, und besonders an das bittere Leiden unsers Erlösers. Das Andenken an Gottes Allgegenwart verschließt nach der Behauptung des heiligen Hieronymus jeder Sünde die Thüre. Dieser Gedanke hielt den keuschen Joseph aufrecht in der Versuchung. „Wie sollte ich", entgegnete er Putiphars Frau, „ein so großes Uebel thun und sündigen wider meinen Gott!" Dieser Gedanke stärkte die keusche Susanna, als die zwei Verbrecher ihr nur die Wahl ließen zwischen der Sünde und dem Tode. „Ich will lieber", sprach sie, „ohne die That in euere Hände fallen, als sündigen vor dem Angesichte des Herrn." Dächten auch wir allzeit so, dann würden wir ehrbar sein auch im abgelegensten Winkel. Nicht minder heilsam wäre der Gedanke an den Tod. Was wird derselbe aus dem jetzt so wollüstigen Leibe machen? Einen häßlichen Leichnam, vor dem man Entsetzen hat. Und jene Person, die dir nur Gefahren bereitet und die du nicht meiden zu können meinst, was wird sie nach dem Tode sein? Nur Moder und Fäulniß und die ekelhafte Speise der Würmer. Und um diese entsetzliche Veränderung herbeizuführen, ist nur ein Augenblick nöthig. Einen Augenblick nur währt auch die sinnliche Ergötzung, aber eine Ewigkeit hindurch die Qual. Wer ist thöricht genug, für einen Augenblick niedriger Genüsse eine Ewigkeit reinster Freuden hinopfern zu wollen. Solche und ähnliche Gedanken sind der Tod aller bösen Regungen, vor ihnen fliehen die unreinen Lüste, wie die bösen Geister vor dem Weihwasser. Sollten sie aber noch nicht ausreichen, die Versuchung zu überwinden, dann denke an die blutigen Schmerzen deines Heilandes! Nimm sein Kreuzesbild zur Hand und sag zu dir: Von der Sohle bis zum Scheitel ist kein heiler Fleck an dir, o mein Jesus! Grausame Geißeln haben dir namenlose Schmerzen bereitet. Und wie, ich sollte abermals dich zerfleischen, indem ich durch Befriedigung meiner Lust neue Geißeln wider dich schwinge? Nein, das kann, das will ich nicht thun! Eher sterben, als sündigen!

Und dann küsse ehrerbietig die Wunden des Gekreuzigten, und du wirst sehen, die Versuchung ist verschwunden.

Da fehlt es also wahrlich nicht an Mitteln zur Beobachtung der standesmäßigen Reinigkeit, in reicher Auswahl und voll Wirksamkeit stehen sie uns zu Gebote: Die Wachsamkeit, die Demuth, das Gebet, die Abtödtung, der öftere Empfang der heiligen Sakramente und die ernsten Erwägungen der göttlichen Allgegenwart, der letzten Dinge und des bittern Leidens. O gebrauchen wir diese Mittel und zeigen wir uns als würdige Kinder unserer lieben Frau, indem wir ein reines Leben in Ehrbarkeit, und Lauterkeit von nun an unsere erste Sorge sein lassen. So mächtig die Lust des Fleisches auch locken und so listig sie auch umgarnen mag, dennoch können wir ihr widerstehen. Und das wollen wir, nachdem wir einerseits den unvergleichlichen Werth der Reinigkeit und andererseits die Schande und den Schaden des entgegengesetzten Lasters, sowie die Gefahren für die Keuschheit und ihre Schutzmittel nun kennen gelernt haben. Was Andere gekonnt, das vermögen auch wir mit Hilfe der göttlichen Gnade, die uns Allen überreich zu Theil wird. Ein reines Herz uns zu verschaffen, uns zu bewahren, das sei fortan unser Streben. Diese lieblichste aller Tugenden wollen wir lieben mehr als Gesundheit, mehr als Hab und Gut; kein Preis sei uns zu theuer, wenn es gilt, die Reinheit des Herzens zu wahren.

O Jungfrau ohne Sünde empfangen, makellose Braut des heiligen Geistes, und du, heiliger Joseph, der reinsten Jungfrau reinster Bräutigam, stehet uns bei im heißen Streite! Ihr heiligen Engel, ihr seligen Bewohner des Himmels bittet für uns, daß wir bis an unser Ende in dieser Tugend beharren und uns täglich mehr und mehr in ihr vervollkommnen. Amen.

Siebentes und zehntes Gebot.

Erste Predigt.

Die katholische Lehre vom Eigenthumsrechte.

„Du sollst nicht stehlen.“ 5. Buch Mos. 5, 19.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

„Siehe ich lege vor euch heute Segen und Fluch; Segen, wenn ihr die Gebote des Herrn, eueres Gottes, haltet, die ich euch heute gebiete; Fluch, wenn ihr diese Gebote nicht haltet, sondern abweichet von dem Wege, den ich euch zeige.“ Mit diesen Worten schloß einst der Gesetzgeber des alten Bundes seine Mahnungen an das israelitische Volk, nachdem er ihm auf's Neue jene heiligen Gebote eingeschärft hatte, welche Gott der Herr auf Sinai gegeben. Mit denselben Worten möchte ich nochmals hinweisen auf die ernsten Mahnungen, zu welchen die Erklärung des heiligen sechsten Gebotes mir während der heiligen Fastenzeit Anlaß bot. So hart es mir auch wurde, diesen schwierigen Gegenstand ausführlich zu behandeln, ihr werdet mir das Zeugniß nicht versagen können, daß ich meines Mundes nicht geschont habe. An euch ist es jetzt, den ertheilten Lehren und Mahnungen gemäß euer Thun und Lassen einzurichten, damit jene Laster, die unter Christen nicht einmal genannt werden sollen, aus euerer Mitte ganz verschwinden. Keiner von euch kann für die Zukunft Unwissenheit vorschützen. Handelt er deßungeachtet der bessern Erkenntniß zuwider, so wird seine Verantwortung desto größer sein. Jedes der Worte, die ich im Namen des dreimal Heiligen zu euch gesprochen, wird am jüngsten Tage als Zeuge wider euch auftreten und euere Verdammung fordern; denn des Unzüchtigen Antheil ist im Pfuhle, der von Feuer und Schwefel brennt. „Fliehet“, so mahne ich darum nochmals mit dem Völkerapostel, „fliehet die Unzucht!“ fliehet jede

Unlauterkeit in Werken, meidet alle unkeuschen und zweideutigen Reden, bekämpfet jede unreine Begierde, schlaget aus jeden unanständigen Gedanken, der sich in euerem Innern reget. Wandelt heilig und unbefleckt einher, wie es sich für ein durch die Taufe geheiligtes, durch Jesu Fleisch und Blut genährtes Volk geziemt, damit Gottes Segen euch für Zeit und Ewigkeit zu Theil werde.

Wir gehen nunmehr zur Erklärung des siebenten Gebotes über. Mein heutiger Vorspruch hat euch den kurzen Wortlaut desselben auf's Neue in die Erinnerung gerufen. Diente das fünfte Gebot dazu, das Leben des Nächsten wie das eigene und zwar das natürliche nicht minder wie das übernatürliche gegen ungerechte Angriffe zu sichern, war das sechste Gebot zum Schutze der Unschuld des Leibes wie der Seele gegeben, so soll durch das siebente das Eigenthum des Nächsten gewahrt werden. Darum ruft Gott der Herr uns zu: „Du sollst nicht stehlen!“ Dieses Gebot hat für unsere Zeit besondere Bedeutung erlangt, da man in ihr Lehren aufstellt und vertheidigt, die demselben schnurstracks widersprechen, Lehren, welche die Berechtigung des Eigenthums rundweg leugnen und zur Lösung der sogenannten socialen Frage eine völlige Umgestaltung der bestehenden Verhältnisse hinsichtlich des Privatbesitzes fordern.

Christliche Zuhörer! Nichts liegt mir ferner, als das Vorhandensein der socialen Frage zu leugnen oder die Nothwendigkeit, an ihrer Lösung nach Kräften zu arbeiten, in Abrede zu stellen; ich erachte es vielmehr als eines jeden Priesters heilige Pflicht, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zur Lösung dieser brennenden Frage mitzuwirken. Ist doch jeder Priester ein Diener der katholischen Kirche; eben die Allgemeinheit seiner Kirche legt ihm diese Pflicht auf. Allgemein heißt ja unsere Kirche nicht nur deßhalb, weil sie für alle Zeiten und für alle Völker bestimmt ist, sondern auch besonders deßhalb, weil sie und sie allein im Stande ist, alle Bedürfnisse der Menschheit zu befriedigen. Nach der Absicht ihres Stifters soll sie „Allen Alles werden.“ Zielt auch ihre Hauptaufgabe und Hauptsorge auf die Befriedigung der Bedürfnisse des menschlichen Herzens, so vernachlässigt sie deßhalb keineswegs das leibliche und zeitliche Wohl ihrer Angehörigen. Ja, wollte man unsere heilige Kirche frei und ungehindert arbeiten lassen an der ihr von Jesus Christus gestellten Aufgabe, ihr dürft sicher sein, die sociale Frage wäre bald gelöst, so weit ihre Lösung überhaupt in diesem fluchbeladenen Jammerthale möglich ist. Oder

glaubt ihr, daß es lediglich Zufall sei, wenn in unsern Tagen, wo man allerorts die Kirche in Fesseln zu legen bemüht ist, die sociale Frage eine solche Bedeutung gewonnen hat, so brennend geworden ist, wie nie zuvor, seit Jesus Christus das tröstliche Wort gesprochen hat: „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, alles Uebrige wird euch alsdann hinzugegeben werden?" Nicht Zufall ist dies, sondern natürliche Folge der Knechtung unserer heiligen Kirche. Jeder tiefer Blickende wird mir in dieser Ansicht beipflichten. Die Kirche ist an erster Stelle zur Lösung der socialen Frage berufen, sie allein hat die ausreichenden Mittel dazu in den Wahrheiten, die sie lehrt, und in den kostbaren Gnadenmitteln, die sie spendet.

Was hat denn aber die sociale Frage mit den Lehren und Gnadenmitteln der katholischen Kirche zu thun? So wird Mancher meiner Zuhörer denken. Ich verarge es ihm nicht im Mindesten; denn gang und gäbe ist die Ansicht, die sociale Frage sei lediglich eine Frage des Magens, dessen Hunger gestillt werden soll. Ist diese Ansicht auch noch so sehr verbreitet, sie ist eine grundfalsche; ihr gegenüber kann nicht oft und nicht scharf genug betont werden, daß die sociale Frage an erster Stelle eine religiös-sittliche ist. „Man klagt laut über Massenarmuth und Massenelend, über Ausbeutung der arbeitenden Klasse durch das Kapital u. s. w. Alle diese Klagen sind gewiß berechtigt. Aber was ist denn die Ursache der beklagten Uebel? Ist es nicht die Wirkung des vom Christenthum abgefallenen, dem kalten, habsüchtigen Eigennutz ergebenen Geistes, der kein anderes Lebensziel kennt, als die Befriedigung seiner selbstsüchtigen Leidenschaften, der diesen Zweck unbekümmert um Gottes Gebot und das Wohl seiner Mitmenschen rücksichtslos dienstbar macht? Und das tiefe Elend der Arbeiter, hat es nicht abgesehen von der eben erwähnten Ausbeutung vor Allem auch in der maßlosen Genußsucht und Sittenlosigkeit seine Quelle? Schon die Trunksucht allein verursacht den Ruin unzähliger Familien, die ohne diesen Krebsschaden zufrieden und glücklich leben könnten. Ich wiederhole deßhalb: die sociale Frage ist vor Allem eine religiös-sittliche und ohne die Kirche ist eine gedeihliche Lösung derselben nicht möglich, ja die Kirche ist an erster Stelle zur Mitarbeit an dieser Lösung berufen" (Christl.-soc. Blätter 1883.) Daraus ergibt sich nun von selbst, daß eine Lösung der socialen Frage im Widerspruche mit den Lehren und den Geboten der katholischen

Kirche niemals bewerkstelligt werden kann. Das wichtigste der auf die sociale Frage bezüglichen Gebote Gottes ist das siebente. Indem ich mir nun dessen gründliche Erklärung angelegen sein lasse, suche ich als Diener der katholischen Kirche meiner Pflicht, an der Lösung der socialen Frage nach Kräften mitzuarbeiten, wenigstens nach einer Seite hin gerecht zu werden.

Das siebente Gebot, nach seiner negativen Seite hin betrachtet, verbietet alle Sünden, durch welche man dem Nächsten an seinem Eigenthume schadet; nach seiner positiven Seite gebietet es, Jedem das Seinige zu geben und wohlthätig gegen den Nächsten zu sein. Zum bessern Verständnisse dieser beiden Forderungen ist es rathsam, vorerst die **katholische Lehre vom Rechte des Eigenthums** auseinanderzusetzen. Voll Vertrauen auf den Beistand der göttlichen Gnade beginne ich im süßen Namen Jesu, in dem allein Heil zu finden ist.

Blicken wir um uns, so gewahren wir, daß die Erdengüter in der gegenwärtigen Zeit ganz ungleich unter die Erdenbewohner vertheilt sind. Auf der einen Seite finden wir einige Wenige, die ihren Besitz nach Hunderttausenden und Millionen zählen, auf der andern Seite Tausende und sogar Millionen, die Bettler sind, die nicht wissen, was sie essen, womit sie sich und ihre Kinder kleiden sollen. Der sonst so kräftige und däftige Mittelstand schwindet immermehr, und die Verarmung wächst mit jedem Tage und erstreckt sich über ganze Volksschichten. So groß die Ungleichheit der Vermögensverhältnisse, ebenso groß ist auch die Unzufriedenhei bei weitem der Meisten, die der irdischen Glücksgüter entblößt sind. Reich und Arm, Besitzende und Nichtbesitzende stehen sich vielfach schroff und feindlich gegenüber; der Grund dieser Feindseligkeit liegt in den auf beiden Seiten vorherrschenden, falschen Ansichten bezüglich des Eigenthumsrechtes. Auf Seiten der Reichen finden wir vielfach ein engherziges, starres Festhalten an dem Rechte des Eigenthums, ein übertriebenes Pochen auf dasselbe, sie betrachten sich als die unumschränkten Herren der in ihrem Besitze befindlichen irdischen Güter, mit denen sie schalten und walten können nach ihrem Belieben; auf Seiten der Armen begegnen wir nicht minder oft einem ebenso entschiedenen grundsätzlichen Leugnen dieses Rechtes. „Eigenthum ist Diebstahl", so lautet die Parole der Letzteren. Die Wahrheit ist weder auf der einen noch auf der anderen Seite, sie liegt

vielmehr in der Mitte; und die katholische Kirche ist es, welche durch ihre Lehre vom Eigenthume die richtige Mitte innehält und eben dadurch zwischen den eben erwähnten, schroffen Gegensätzen vermittelt. Welches ist nun die katholische Lehre vom Rechte des Eigenthums? Unter Eigenthum überhaupt versteht man das Recht der unbeschränkten und ausschließlichen Herrschaft über eine Sache. Halten wir an dieser Begriffserklärung fest, so läßt es sich leicht darthun, daß Gott allein der unumschränkte Herr und Eigenthümer aller geschaffenen Dinge ist, daß von einem Eigenthume des Menschen nur insofern und insoweit die Rede sein kann, als Gott der Herr dasselbe ihm zugestanden hat.

Das erste Wort der heiligen Schrift schärft uns die Thatsache ein, daß Gott der Herr Himmel und Erde und Alles, was darin ist, durch das Wort seiner Allmacht aus dem Nichts in's Dasein gerufen hat. „Im Anfange schuf Gott Himmel und Erde," so heißt es im 1. Verse des 1. Buches Mosis. Dieselbe Wahrheit finden wir auch im neuen Testamente, im 1. Kapitel des Evangeliums, welches uns der heilige Johannes aufgezeichnet hat, hervorgehoben: „Im Anfange war das Wort", heißt es dortselbst, „und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort .... Alles ist durch dasselbe gemacht worden, und ohne dasselbe wurde Nichts gemacht von dem, was gemacht worden ist." Nicht ohne Grund ist diese Lehre im alten wie im neuen Bunde an die Spitze der schriftlich auf uns gekommenen Offenbarung gestellt worden. Es ist die Hauptlehre der ganzen Offenbarung. Gott war von Ewigkeit, alles Uebrige ist geworden in der Zeit, ist aus dem Nichts hervorgezogen worden durch Gottes allmächtigen Willen. Daraus ergibt sich nun mit Nothwendigkeit eine für unsere Frage höchst bedeutungsvolle Folgerung, die Wahrheit nämlich, daß Gott der wahre und ausschließliche Eigenthümer aller Geschöpfe, der lebenden wie der leblosen ist. Dieß bestätigend ruft der heilige Sänger aus: „Des Herrn ist die Erde und Alles, was sie erfüllt" (Psalm 23, 1). Das Eigenthumsrecht des Allerhöchsten ist schlechthin unveräußerlich, weil es eben mit dem Dasein der Geschöpfe auf's Innigste verknüft ist; keine Gewohnheit, kein Besitz, kein Gesetz kann dasselbe irgendwie schmälern oder einschränken. Es fragt sich nun, hat Gott, der unumschränkte Herr des Himmels und der Erde, dem Menschen aus freien Stücken

irgend ein Recht auf die ihm eigenthümlich zugehörigen Geschöpfe zugestanden und eingeräumt?

Auch diese Frage finden wir klar und bestimmt in der Offenbarung beantwortet; denn also steht geschrieben im 1. Buche Mosis: „Gott schuf den Menschen nach seinem Ebenbilde: nach dem Bilde Gottes schuf er ihn; Mann und Weib schuf er sie. Und Gott segnete sie und sprach: „Wachset und vermehret euch und erfüllet die Erde und machet sie euch unterthan und herrschet über die Fische des Meeres und über das Geflügel des Himmels und über alle Thiere, die sich regen auf der Erde .... Siehe, ich habe euch gegeben alles Kraut, das sich besamet auf Erden, und alle Bäume, die in sich selbst Samen haben nach ihrer Art, daß sie euch zur Speise seien." Nicht minder deutlich drückt sich der heilige Sänger aus, wenn er sagt: „Der Himmel des Himmels ist des Herrn. Die Erde aber hat er den Menschenkindern gegeben" (Ps. 113, 16). „Du hast ihn (den Menschen) nur wenig unter die Engel erniedrigt, mit Herrlichkeit und Ehren ihn gekrönt und ihn gesetzt über die Werke Deiner Hände" (Ps. 8, 7). Ganz dasselbe predigt der weise Sirach: „Gott schuf den Menschen aus der Erde, und versah ihn mit Kräften nach seiner Art ... Er machte ihn furchtbar über alle Geschöpfe und zum Herrscher über Thiere und Vögel" (Eccl. 17, 1—4). Aus diesen Worten geht deutlich hervor, daß Gott der Herr dem Menschen ein gewisses Recht über die irdischen Güter eingeräumt hat, dessen dieser sich unter der Oberhoheit seines Schöpfers bedienen darf. Will man dieses Recht ein Eigenthumsrecht des Menschen auf die Geschöpfe nennen, so ist dagegen nichts einzuwenden, so lange man nur daran festhält, daß das wahre und volle Eigenthumsrecht nur Gott allein zustehen kann, daß das Eigenthumsrecht des Menschen immer ein beschränktes bleibt, beschränkt nämlich durch die Anordnungen, welche Gott, der höchste und unumschränkte Herr aller Kreaturen, getroffen hat. Welches diese Anordnungen sind, das ist schon in den Worten enthalten: „Siehe, ich habe euch gegeben alles Kraut und alle Bäume, daß sie euch zur Speise seien."

Die Geschöpfe sollen demgemäß dem Menschen zur Befriedigung seiner leiblichen Bedürfnisse dienen. Er kann und darf also nicht nach

Willkür mit denselben schalten und walten, am allerwenigsten dieselben ihrem natürlichen Zwecke ganz entfremden, er ist und bleibt vielmehr immer und überall in der Ausübung seines Rechtes an die von Gott gesetzte Ordnung gebunden. Sehr treffend nennt darum der heilige Thomas von Aquin (Sum. theol. II. 2. quaest. 66) das Recht des Menschen ein Nutzungsrecht, um anzudeuten, daß Gott dem Menschen keineswegs das volle Eigenthumsrecht über die vernunftlose Kreatur, sondern nur das Recht der Benützung behufs Befriedigung seiner leiblichen Bedürfnisse übertragen habe. Das, geliebte Zuhörer, ist die von Gott geoffenbarte Lehre der katholischen Kirche vom Rechte des Eigenthums. So einfach und natürlich dieselbe uns zu sein scheint, so bleibt sie doch unverständlich einer Welt, die den Glauben an den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde über Bord geworfen hat. Wie in ihrem Sein, so will sie auch in ihrem Besitze unabhängig sein von dem Herrn des Himmels und der Erde. „Seit jene Männer", so sagt treffend der hochselige Bischof von Mainz, Emanuel v. Ketteler, „seit jene Männer, die sich Volksfreunde nennen, obwohl sie nur an dem Verderben des Volkes arbeiten, in ihren geistigen Vorfahren den Gottesglauben in der Menschheit erschüttert haben, konnte auch die gottlose Lehre vom Rechte des Eigenthums, durch welche der Mensch sich selbst zum Gotte seines Eigenthums macht, mehr und mehr verbreitet werden. Von Gott getrennt, sahen die Menschen sich selbst als die ausschließlichen Herrn ihres Eigenthums an und betrachteten es nur als Mittel zur Befriedigung ihrer stets wachsenden Genußsucht. Von Gott getrennt machten sie den Lebensgenuß und die sinnliche Freude zum Ziele ihres Daseins und die Güter zum Mittel, dieses Ziel zu erreichen, und so mußte sich eine Kluft zwischen Reichen und Armen bilden, wie sie die christliche Kirche noch nicht gekannt hat. Während der Reiche in überreizter, raffinirter Sinnlichkeit Unermeßliches verschwendet, läßt er arme Mitbrüder in der Entbehrung des Allernothwendigsten dahinschmachten und entzieht ihnen, was Gott zur Nahrung der Menschen bestimmt hat. Auf dem so mißbrauchten und gegen die natürliche und übernatürliche Ordnung verwendeten Eigenthume liegt ein schwerer Fluch, ein Berg von Ungerechtigkeit. Nicht die katholische Kirche, sondern der Unglaube und die Gottlosigkeit haben diesen Zustand hervorgerufen; und so wie sie die Arbeitslust bei den Armen vernichteten, so zerstören sie bei dem Reichen den Geist der werkthätigen Liebe."

Ernste, aber wahre Worte dieses großen Bischofs, der sein ganzes Leben der Lösung der sozialen Frage gewidmet hat.

Mit dem Ergebniß unserer bisherigen Erörterungen dürfen wir uns aber noch nicht zufrieden geben; eine gar wichtige Frage harrt noch der Lösung, die Frage nämlich, in welcher Weise soll die Menschheit das ihr vom Schöpfer zugestandene Eigenthums- oder Nutzungsrecht ausüben, damit die allweisen und liebevollen Absichten des himmlischen Vaters erreicht, und des Menschen Bedürfnisse wirklich befriedigt werden. Ein Zweifaches könnte allenfalls möglich sein. Die Menschen üben gemeinschaftlich ihr Recht aus, verwalten gemeinschaftlich die ihnen vom allgütigen Schöpfer überlassenen Erdengüter und theilen schließlich unter sich gleichheitlich die gemeinsam erzielten Früchte; oder aber die irdischen Güter werden vertheilt unter die Menschen, so daß ein Jeder den ihm zugefallenen Theil zu verwalten und dementsprechend auch die Frucht seiner Mühe zu genießen hat. Eine solche Theilung ist wirklich nach dem Sündenfalle eingetreten und hat von jener Zeit an fortgedauert bis auf die gegenwärtige Stunde. Die einzelnen Besitzer wahren ängstlich ihr Recht auf den in ihrem Besitze befindlichen Theil der Erdengüter. Geschieht dieß mit Recht, ist die Theilung von Gott gewollt? Gar Viele bestreiten das Recht auf Privatbesitz und fordern mit Ungestüm, daß demselben ein Ende gemacht und alles wieder Gemeingut werde; zum Wenigsten soll die ungleiche Vertheilung der Erdengüter durch eine neue gleichheitliche Theilung verbessert werden. Da auf gütlichem Wege weder das Eine noch das Andere zu bewerkstelligen ist, so trägt man kein Bedenken, einer gewaltsamen Aenderung das Wort zu reden, ja man hat sogar bereits an manchen Orten den Versuch gemacht, mit Gewalt einer neuen Ordnung Eingang zu verschaffen. Die erzielten Erfolge waren aber stets derartig, daß es jedem Einsichtsvollen einleuchten mußte, daß auf diesem Wege kein Heil für die menschliche Gesellschaft zu finden ist. Blut ist reichlich geflossen, der helle Feuerschein brennender Städte und Dörfer hat weithin geleuchtet, zerstört ist gar Vieles worden, gebessert aber Nichts: Kein Armer ist reich, wohl aber sind viele Reiche bei diesen Versuchen arm geworden.

Doch sehen wir von diesen verunglückten Besserungsversuchen sowie von den augenblicklich bestehenden Besitzverhältnissen gänzlich ab, untersuchen wir, ob eine gemeinsame Verwaltung der Erden-

güter durch die Menschen, wie sie seit dem Sündenfalle einmal sind, durchführbar ist. Wenn auch einige Gottesgelehrte die Ansicht vertreten, Gott habe es im Paradiese dem Belieben des Menschen anheimgestellt, eine Gütertheilung einzuführen oder bei der ursprünglichen Gütergemeinschaft zu verharren, so verneinen sie doch wohl einhellig unsere Frage in Anbetracht des stattgehabten Sündenfalles und der durch ihn hervorgerufenen Aenderung sowohl im Menschen als auch in der ihn umgebenden Natur und behaupten einstimmig, daß ohne persönliches Eigenthum sich die Existenz des Menschen in der Gesellschaft gar nicht denken lasse. Mit den triftigsten Gründen stützen und vertheidigen sie diese Ansicht. Der heilige Thomas von Aquin (Sum. theol. II, 2. qu. 66 art. 2) führt deren drei ins Feld. Nachdem er in der weiteren Erörterung des dem Menschen zustehenden Nutzungsrechtes scharf und treffend unterschieden hat zwischen dem Rechte der Fürsorge oder Verwaltung einerseits und dem Rechte des Genusses der durch mühevolle Arbeit erzielten Früchte anderseits, sagt er: In Bezug auf die Verwaltung müsse dem Menschen ein persönliches Eigenthumsrecht auf die irdischen Güter zuerkannt werden; denn ein Jeder sorge besser für das was ihm allein gehöre, als für das, was er mit Allen oder doch mit Vielen gemeinsam besitze; da ein Jeder die Arbeit fliehe, so überlasse er leicht dem Andern, was gemeinschaftlich zu besorgen sei, wie sich dieß ja zeige bei einer großen Anzahl von Dienstboten. Auch wäre nur dann eine ordentliche Besorgung der nothwendigen Arbeiten möglich, wenn jedem Einzelnen ein Bestimmtes zur Besorgung überlassen sei, wohingegen die größte Verwirrung entstehen müsse, wenn ein Jeder nach Belieben schalten und walten würde. Endlich betont der englische Lehrer, daß auf diese Weise mehr als sonst der Friede unter den Menschen erhalten bleibe. Zank und Streit sei, wie die Erfahrung lehre, nur zu oft die Folge gemeinschaftlichen Besitzes. Das sind gewiß triftige Gründe, deren Stichhaltigkeit Niemand in Abrede stellen wird, wenn er die Erde und die Menschen auf der Erde betrachtet, wie sie durch die Sünde unserer Stammeltern geworden sind.

Aus dem Paradiese, in welchem der Mensch ohne mühevolle Arbeit Alles in reicher Fülle vorfand, was er zu seinem Lebensunterhalte bedurfte, ist bekanntlich durch die Sünde ein fluchbeladenes Jammerthal geworden. Seit unsere Stammeltern sich aufgelehnt gegen den strengen Befehl ihres Schöpfers, seit sie gegessen haben

von der verbotenen Frucht, liefert die Erde dem Menschen bekanntlich nur mehr Dornen und Disteln; will er genießbare Früchte, mittelst deren er seine leiblichen Bedürfnisse befriedigen kann, so so muß er sie durch mühevolle Arbeit der Erde abringen. Alle Nachkommen Adams leiden und werden leiden bis an's Ende der Welt unter dem Strafurtheile, das im Paradiese gleich nach dem Sündenfalle ist verkündet worden: „Weil du von dem Baume gegessen, von dem ich dir geboten habe, esse nicht davon, so sei die Erde verflucht in deinem Werke. Mit vieler Arbeit sollst du essen von ihr alle Tage deines Lebens. Dornen und Disteln soll sie dir tragen ... Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brod essen, bis du zur Erde wiederkehrst, von der du genommen bist“ (1. Mos. 3, 17—20). Die Erde muß also bearbeitet werden. Eine geregelte Bearbeitung der Erde ist aber nicht möglich ohne Theilung der zu bebauenden Erde, ohne Theilung der Arbeit, die zur zweckentsprechenden Bebauung der Erde und zur Verwendung ihrer Früchte erforderlich ist. Ohne eine solche Theilung würde das Wenigste von der nothwendigen Arbeit geschehen und demgemäß auch die meisten Bedürfnisse der Menschen unbefriedigt bleiben.

Betrachten wir ferner den Menschen, wie er durch den Sündenfall geworden ist. Zahlreich sind seine leiblichen Bedürfnisse. Er bedarf der Nahrung, Kleidung, Wohnung; um diese dem Menschen zu beschaffen, sind die verschiedensten Arbeiten nothwendig, Arbeiten, wie sie dem Menschen nicht von Natur geläufig sind, sondern durch Uebung erlernt werden müssen; dabei ist des Menschen Kraft und Fähigkeit überaus beschränkt; es kostet ihm Mühe und Zeit, sich nur mit der Verrichtung der einen oder anderen Arbeit vertraut zu machen; ein Ding der Unmöglichkeit ist es, von ihm jede Arbeit ohne Unterschied zu fordern; das wäre nur möglich, wenn alle Menschen Tausendkünstler wären, was aber in Wirklichkeit nicht zutrifft; man darf vielmehr froh sein, wenn der Mensch eine Kunst gründlich zu üben versteht. Darum ist die Theilung der Arbeit unumgänglich nothwendig. Getheilte Arbeit fordert aber auch Theilung des Besitzes, fordert persönliches Eigenthum, als Frucht der persönlichen Arbeit.

Der gefallene Mensch steht unter dem Einflusse der dreifachen Lust, der Augenlust, Fleischeslust und Hoffart des Lebens. Besitzen und genießen möchte er freilich, das sagt seiner sündhaften Natur

zu, allein die Arbeit, die ihm Besitz und Genuß verschaffen könnte, scheut er, seine Natur sträubt sich dagegen; eine große Selbstüberwindung kostet es ihm immerfort, soll er etwas thun zur Erhaltung und Erhöhung seines Lebens. Bestreitet dem Menschen sein Eigenthumsrecht, so raubt ihr ihm alle Lust und Kraft zur Arbeit, weil er nicht mehr auf den Ertrag seines Fleißes rechnen darf. Je mehr aber der Arbeiter fühlt, daß er seinen Schweiß nicht für Fremde zu vergießen braucht, daß die Frucht seiner Arbeit ihm und seiner Familie zu Gute kommt, desto mehr Kraft und Eifer wendet er seinen Unternehmungen zu. Ohne Eigenthum würden niemals Fleiß und Sparsamkeit blühen, würde niemals die mühsame Kultur dem Erdboden jenen Zuwachs von Fruchtbarkeit verschaffen, dessen wir bedürfen, soll nicht die menschliche Gesellschaft zu einem endlos sich gleichbleibenden Elende verurtheilt sein. Ueberaus mächtig ist im Menschen der Hang zu besitzen und zu genießen; soll dieser Hang ihn nicht zu unheilvollen Ausschreitungen hinreißen, so bedarf er einer kräftigen Schranke, diese aber bietet nur der Privatbesitz, das persönliche Eigenthum; dasselbe begründet ein persönliches Interesse des Einzelnen an der gesellschaftlichen Ordnung, indem diese die unerläßliche Bedingung des ungestörten Genusses seines persönlichen Erwerbes und Besitzes bildet. „Wenn unter den Menschen Friede und Ordnung bezüglich der Benützung und Verwendung der Güter der Erde bestehen soll, — und Liebe und Ordnung sind die erste Bedingung jedes Kulturlebens unter den Menschen, — so muß das Privateigenthum mit derselben Nothwendigkeit als ein Naturgesetz anerkannt werden, wie das Athemholen. Jedes Bestreiten desselben würde unmittelbar zum Kriege Aller gegen Alle führen und das Gedeihen auf allen Gebieten des Völker- und Menschenlebens zerstören. Der Satz „Eigenthum ist Diebstahl" ist daher zweifellos eine Verleugnung eines der ersten und nothwendigsten Naturgesetze," schreibt der bereits vorhin erwähnte Bischof Wilhelm Emmanuel von Mainz (v. Ketteler, die Arbeiterfrage und das Christenthum). Die meisten Gründe, welche für die Nothwendigkeit der thatsächlich vollzogenen Theilung der Erdengüter sprechen, fordern auch für die Aufrechterhaltung der durch dieselben geschaffenen Lage. Wollte man von Zeit zu Zeit behufs Gleichstellung der Einzelnen die Theilung vornehmen, so würde das nur eine heillose Verwirrung zur Folge haben.

Ergibt sich nun aus allen diesen Erwägungen die Nothwendig-

keit des Privatbesitzes, so steht es außer Frage, daß derselbe auch von Gott gewollt ist; denn wer den Zweck will, der muß auch die Mittel wollen, die zur Erreichung des Zweckes dienen, andernfalls handelt er unvernünftig. Gott hat die Arbeit des Menschen gewollt und durch dieselbe die Befriedigung seiner leiblichen Bedürfnisse, also muß er auch den Privatbesitz, das persönliche Eigenthum wollen, durch das allein die geordnete Verrichtung der nothwendigen Arbeiten gesichert ist. Gottes Weisheit „wirket von einem Ende zum andern mächtig fort und ordnet Alles lieblich an," so heißt es im Buche der Weisheit (8, 1.), sie will, daß auch in der menschlichen Gesellschaft Ordnung und Friede herrsche; das ist nur möglich unter Voraussetzung des Privatbesitzes, mithin ist dieser von Gott selbst gewollt. Daß unsere Schlußfolgerung eine richtige ist, das beweist uns die heilige Schrift. Fraget den Prediger des alten Bundes, und er sagt euch klar und bündig: „Also habe ich's gut gefunden, daß der Mensch esse und trinke und Freude habe von seiner Arbeit, womit er sich müht unter der Sonne die Zahl der Tage seines Lebens, die ihm Gott gegeben hat; denn das ist sein Theil. Und jeder Mensch, dem Gott Reichthum und Habe und Macht gegeben, daß er davon esse und seinen Theil genieße und sich freue von seiner Arbeit, hat es als Gabe Gottes." (Eccl. 5, 17 und 18.) Höret noch, was Gott der Herr auf Sinai befohlen und durch seinen Diener Moses der Welt verkündet hat: „Du sollst nicht stehlen." Wie wäre ein Diebstahl, wie die Wegnahme fremden Gutes möglich, wenn es keinen Privatbesitz gebe? Wie heilig das persönliche Eigenthum in den Augen des Allerhöchsten ist, das erhellt noch mehr aus dem zehnten Gebote, das sogar das unrechte Verlangen nach fremdem Gute dem Menschen untersagt: „Du sollst nicht begehren das Haus deines Nächsten, noch seinen Ochsen, noch seinen Esel, noch Alles was sein ist." Das vom heiligen Geiste geleitete unfehlbare Lehramt der Kirche hat darum mit Recht die im Laufe der Zeit aufgestellten Lehren von der anzustrebenden Gütergemeinschaft oder von der zu erneuernden Gütertheilung, sowie vom alleinigen Erbrechte der Gesellschaft (Communismus und Socialismus) als dem Willen Gottes und der Bestimmung des Menschen widersprechende, den Bestand der menschlichen Gesellschaft bedrohende Irrlehren verworfen.

So entschieden die Kirche für den Schutz des persönlichen Eigenthums auftritt, ebenso kräftig und nachdrücklich nimmt sie sich der Armen und Nothleidenden an. Ihre Lehre macht es den mit irdischen Gütern Gesegneten zur Pflicht, von ihrem Ueberflusse den Dürftigen mitzutheilen, damit auch diese ihren Hunger stillen und ihre Blöße bedecken können. Sie kann nicht anders lehren; denn Gott der Herr hat die Güter der Erde geschaffen und deren Verwaltung dem Menschen anvertraut, nicht damit dieser seiner Habgier oder Genußsucht fröhne, sondern damit die Bedürfnisse Aller befriedigt werden. Hat er auch den Einen mehr als den Anderen mit Glücksgütern gesegnet, so hat er doch Allen befohlen: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst." Wer unser Nächster ist, das hat der Heiland deutlich genug zu verstehen gegeben im Gleichniß vom barmherzigen Samaritan. Und wie die Liebe allen Menschen ohne Ausnahme erwiesen werden muß, das sagen uns die Briefe der Apostel: „Meine Kindlein," ruft der Jünger der Liebe uns zu, „lasset uns nicht mit Worten und mit der Zunge lieben, sondern mit der That und Wahrheit. Wer die Güter dieser Welt hat, und doch, wenn er seinen Bruder Noth leiden sieht, sein Herz vor ihm verschließt, wie bleibet die Liebe Gottes in ihm?" (1. Joh. 3, 17, 18.) „Wenn ein Bruder oder eine Schwester," so schreibt der Apostel Jakobus (II, 15), „von Kleidung entblößt wäre und Mangel litte am täglichen Unterhalte, Jemand aber aus euch spräche zu ihnen: Gehet hin in Frieden, wärmt euch und sättiget euch, ihr gäbet ihnen aber nicht, was zur Leibes-Nothdurft gehört, was würde das helfen?" „Warum bist du reich, ein anderer aber arm," fragt der heilige Basilius, „wenn nicht, damit du dir durch Freigebigkeit und Spendung deiner Güter Verdienste erwerbest, dieser aber zum Lohne für seine Geduld gekrönt werde?" „Das Vergehen, von dem, was man im Ueberfluß besitzt, dem Dürftigen nicht mitzutheilen," erklärt der heilige Ambrosius, „ist ebenso groß, als das Vergehen, dem Besitzenden das Seinige zu nehmen." Der heilige Thomas von Aquin, an dessen Ausführungen wir bereits vorhin anknüpften, behauptet darum mit Recht, der Mensch dürfe die durch seine Arbeit erzielten Früchte keineswegs als sein ausschließliches Eigenthum, sondern müsse dieselben als das Gemeingut Aller betrachten und von den-

selben dem Dürftigen gerne mittheilen. Er beruft sich dabei auf die Worte, welche der Völkerapostel an seinen Schüler Timotheus (I. 6, 17 und 18) richtet: „Den Reichen dieser Welt gebiete .... Gutes zu thun, reich zu werden an guten Werken, gerne zu geben und mitzutheilen." Wie strenge dieß Gebot die Reichen verpflichtet, das können wir deutlich aus dem Urtheilsspruche entnehmen, mit welchem der ewige Richter einst die Verworfenen der Höllenpein überantworten wird: „Weichet von mir, ihr Verfluchten," also wird derselbe nach des Heilands Voraussage lauten, weichet von mir in das ewige Feuer, das dem Teufel und seinen Engeln bereitet worden ist; denn ich war hungrig, und ihr habt mich nicht gespeist, ich war durstig, und ihr habt mich nicht getränkt, ich war ein Fremdling, und ihr habt mich nicht beherbergt; ich war nackt, und ihr habt mich nicht bekleidet, ich war krank und im Gefängnisse, und ihr habt mich nicht besucht .... Was ihr Einem dieser Geringsten nicht gethan habt, das habt ihr auch mir nicht gethan" (Matth. 25, 41—46). Ewige Pein haben demnach alle Jene zu gewärtigen, welche die ihnen anvertrauten Erdengüter anders verwalten, als Gott der Herr es ihnen zur Pflicht gemacht hat. Darum warnt der Heiland die Reichen ganz besonders, indem er versichert, daß ein Kameel leichter durch ein Nadelöhr gehe, als ein Reicher in's Himmelreich. Darum ergeht an alle Reichen die Mahnung: „Machet euch Freunde mittelst des ungerechten Mammons." (Luc. 16, 9.) Ja noch mehr, um seinen Mahnungen und Warnungen Nachdruck zu verschaffen, öffnet er vor unseren Augen den Ort ewiger Qual und läßt uns schauen den reichen Prasser vom höllischen Feuer gepeinigt, läßt uns hören des letzteren Jammerruf: „Vater Abraham, erbarme dich meiner und sende den Lazarus, daß er seine Fingerspitze in's Wasser tauche und meine Zunge abkühle, denn ich leide gar große Pein in diesen Flammen," läßt uns vernehmen den abweisenden Bescheid, der ihm zu Theil wurde: „Gedenke, Sohn, daß du Gutes empfangen hast in deinem Leben, Lazarus dagegen Uebles; nun aber wird dieser getröstet und du wirst gepeinigt. Ueber dieß Alles ist zwischen uns und euch eine große Kluft gesetzt, daß die, welche von hier zu euch hinübergehen wollen, nicht können" (Luk. 16, 24—26). Fürwahr, nicht auf Seiten Gottes liegt die Schuld, wenn der Arme darbt, die Schuld trägt allein des Menschen Bosheit, der durch seine maßlose Habgier und Genußsucht die liebe-

vollsten Absichten des allgütigen Schöpfers vereitelt. Das dürfte einem Jeden aus unserer heutigen Betrachtung und aus der Darlegung der katholischen Lehre vom Eigenthumsrechte klar geworden sein. Die katholische Kirche lehrt, ohne die Zulässigkeit und Nothwendigkeit des Privatbesitzes zu leugnen, eine Gemeinschaft der Güter, aber eine ganz andere, als die Weltverbesserer unserer Zeit fordern, sie lehrt einen Communismus, ähnlich jenem, den die ersten Christen in der vollkommensten Weise geübt haben, welche bekanntlich die überflüssigen Früchte ihrer Arbeit zur Linderung fremder Noth benutzten und an die Dürftigen austheilten. Ihre Lehre vermittelt eben dadurch in der lieblichsten Weise zwischen den beiden Gegensätzen, welche augenblicklich in der Welt hinsichtlich des Eigenthums im Kampfe liegen. Auf der einen Seite hält sie fest an der unumstößlichen Wahrheit, daß Gott allein, als der Schöpfer des Weltalls, ein unumschränktes Eigenthumsrecht über die Geschöpfe besitze; auf der anderen Seite tritt sie ebenso entschieden ein für den Privatbesitz des Menschen, ohne den keine gedeihliche Verwaltung der Erdengüter durch den gefallenen Menschen, keine Ordnung, kein Friede auf Erden möglich ist. Auf die allweisen und liebevollen Absichten des himmlischen Vaters weist sie endlich den Menschen hin, um ihn seiner Pflicht zu gemahnen, die Früchte seines Eigenthums, soweit er ihrer nicht zum eigenen Lebensunterhalte bedarf, zum Gemeingut Aller zu machen, damit Alle ihr Leben fristen können.

„Wie groß sind deine Werke, o Herr! Alles hast du mit Weisheit gemacht", „alles lieblich angeordnet", mit diesen Worten des heiligen Sängers und des Weisen schließe ich heute unsere Betrachtung. Weise hat der Herr Alles gemacht; denn die Erde bietet überreichlich alles, was der Mensch zu seinem Lebensunterhalte bedarf. Lieblich ist alles angeordnet; denn was Gott der Herr mit Naturnothwendigkeit hätte erzielen können, das zu verwirklichen hat er dem freien Willen des Menschen überlassen, damit dieser nicht nur durch die Herrschaft über die ihm anvertrauten Güter, sondern noch viel mehr durch ihren Gebrauch, durch ein Leben reich an Werken der Liebe sich bewähre als das Ebenbild Gottes, der nicht nur der höchste, sondern auch der liebreichste Herr, der die Liebe selbst ist. Uns Christen ist die Liebe Gottes in der Taufe eingegossen durch den heiligen Geist, der uns gegeben

ist; machen wir wirksam die Liebe in uns, und die Erde wird bald eine andere Gestalt erhalten. Die Hartherzigkeit auf Seiten der Reichen nicht minder wie die Unzufriedenheit auf Seiten der Armen wird ein Ende haben. Wohlan, lassen wir leuchten die Werke wahrer, uneigennütziger Nächstenliebe, auf daß alle Menschen den Vater loben, der im Himmel ist. Amen.

Zweite Predigt.

Die Sünden gegen das siebente Gebot.

„Der Herr verabscheut alle Ungerechtigkeit."
5. Mos. 25, 16.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

„Meister! wir haben die ganze Nacht gearbeitet und Nichts gefangen." So klagte der heilige Petrus dem Herrn, als dieser ihn aufforderte, in die Tiefe hinauszufahren und die Netze zum Fange auszuwerfen. Doch seiner Klage fügte er gleich die Worte bei: „Auf dein Wort will ich das Netz auswerfen." Wie reich sein Gehorsam, sein Vertrauen belohnt wurde, das erzählt das Evangelium. „Als sie dieß gethan hatten", so heißt es in dem eben verlesenen Abschnitte, „fingen sie eine große Menge Fische, so daß ihr Netz zerriß. Sie winkten ihren Gesellen, die im anderen Schiffe waren, daß sie kommen und ihnen helfen möchten. Diese kamen und füllten beide Schifflein, so daß sie beinahe versunken wären." Meine lieben Zuhörer! Wie mancher von uns könnte einstimmen in die Klage des heiligen Petrus: „Meister, wir haben die ganze Nacht gearbeitet und Nichts gefangen." So sehr sie sich mühen Jahr aus Jahr ein, so sehr sie sich plagen von früh bis spät, die Noth will aus ihrer Familie nicht weichen, die Sorge um das tägliche Brod und was sonst noch zum Lebensunterhalte gehört, nimmt kein Ende; trotz aller Anstrengung können sie auf keinen grünen Zweig kommen. Worin mag dies seinen Grund haben? Ich fürchte keinen begründeten Widerspruch zu erfahren, wenn ich sage: Der Herr ist ihnen fern; sie arbeiten nicht auf das Geheiß des göttlichen Meisters, darum mangelt ihrer Arbeit der Segen Gottes. An Gottes Segen aber ist Alles gelegen. Der

Segen Gottes wird uns nicht ohne Weiteres zu Theil, er muß durch eifriges Gebet erfleht werden. Wie Viele aber gibt es, die selbst die pflichtschuldigen Gebete leichtsinnig versäumen, von anderen Andachtsübungen, von der täglichen Beiwohnung der heiligen Messe gar nicht zu reden. „Mit Gott fang an, mit Gott hör auf, das ist der schönste Lebenslauf;" diese Regel haben sie wohl als Kind gelernt, daß sie aber nach derselben auch ihr Leben einrichten, daß sie nach diesem Grundsatze handeln, daran denken sie nicht. Kein Wunder, wenn ihnen der Segen Gottes fehlt. Andere würzen ihre Arbeit mit den schrecklichsten Fluchworten; der Name des Teufels, welcher der schlimmste Feind des Menschen ist, kommt kaum von ihren Lippen. Wie wollen diese auf Gottes Segen Anspruch machen? Unser Fluch schließt den Segen von Oben aus; wir müssen darum entweder die abscheuliche Gewohnheit des Fluchens ablegen, oder auf den Segen Gottes verzichten. Wieder Andere machen sich des göttlichen Segens unwürdig durch Entheiligung der Sonn- und Festtage; die trotzen dem strengen Gebote des Allerhöchsten, das uns die knechtliche Arbeit an Sonntagen untersagt. Sie werfen ihr Netz an gottgeweihten Tagen zum Fange aus entgegen dem ausdrücklichen Willen dessen, von dem aller Segen kommt. Andere endlich belasten ihr Gewissen mit fremdem Gute. Es gibt aber, wie der selige Pfarrer von Ars sagt, kein besseres Mittel, arm zu werden, als Sonntags arbeiten und stehlen. Habe ich euch bei der Erklärung des dritten Gebotes auf's Nachdrücklichste vor der Entweihung der Sonn- und Festtage durch knechtliche Arbeit gewarnt, so bietet mir das siebente Gebot willkommenen Anlaß, eine weitere Quelle des Unsegens zu verstopfen, indem ich euch die Heilighaltung alles fremden Gutes einschärfe, damit ihr euer Gewissen frei bewahrt von allen Sünden der Ungerechtigkeit, die Gott der Herr verabscheut.

Das siebente Gebot „du sollst nicht stehlen" ist von Gott dem Herrn eigens zu dem Zwecke gegeben, um das Eigenthum gegen jeden ungerechten Angriff zu schützen. In zweifacher Weise kann man sich am Eigenthume des Nächsten vergreifen: nämlich durch **ungerechte Aneignung** und durch **ungerechte Beschädigung fremden Gutes**. Wir wollen sehen 1) wie man sich durch Aneignung und Beschädigung fremden Gutes versündigt; 2) wie häufig und 3) wie nachtheilig in ihren Folgen diese Sünde ist.

Ehe wir beginnen, laßt uns flehen zu Maria, welche die Kirche uns als den Spiegel aller Gerechtigkeit vorstellt, damit sie uns durch ihre mächtige Fürbitte erwirke den gnadenreichen Beistand des heiligen Geistes.

Es wird euch vielleicht aufgefallen sein, daß ich von einer ungerechten Aneignung oder Beschädigung fremden Gutes sprach. Nicht ohne Grund ist dies geschehen. Es kann nämlich Fälle geben, wo die Aneignung nicht minder wie die Beschädigung fremden Gutes gerecht und darum auch erlaubt ist. Seht, ich komme zur Ertheilung des Religionsunterrichtes in die Schule und gewahre zu meinem größten Leidwesen, daß eins der Kinder unanständige Bilder oder schlechte Schriften, welche wider den Glauben und die guten Sitten verstoßen, mitgebracht hat. Ohne Weiters nehme ich diese an mich und lasse sie in's Feuer wandern. In diesem Falle habe ich mir allerdings zunächst fremdes Gut angeeignet, ich habe dasselbe obendrein auch noch beschädigt und sogar gänzlich zerstört. Wollt ihr mich etwa deshalb einer Sünde gegen das siebente Gebot zeihen und mich zum Ersatze des angestifteten Schadens verpflichten? Das fällt keinem Vernünftigen ein, im Gegentheil, wer gesunden Menschenverstand hat, der gibt zu, daß ich recht- und pflichtmäßig gehandelt habe. Der Schaden, den ich am Eigenthume des Kindes verursacht, war ein gerechter und dem Seelenheile des Kindes förderlich. Ein Jeder von euch dürfte in ähnlichen Fällen ohne Verletzung des siebenten Gebotes meinem Beispiele folgen. — Nehmen wir einen anderen Fall. Jemand ist durch den von der Obrigkeit bestellten Richter kraft eines bestehenden Gesetzes zur Zahlung einer Geldstrafe verurtheilt worden. Der Verurtheilte weigert sich indeß, die über ihn verhängte Strafe zu entrichten. Nun kommt der Gerichtsvollzieher und nimmt demselben dies oder jenes Möbel, um dasselbe öffentlich zu versteigern. Auch hier liegt keine widerrechtliche Aneignung fremden Gutes vor; weder der Richter, der das Urtheil gefällt hat, noch der Gerichtsdiener, der dasselbe vollstreckt, sündigt gegen das siebente Gebot. Beide waren zu ihrer Handlungsweise nicht nur berechtigt, sondern sogar verpflichtet. — Da ist ein Armer, dessen Noth auf's Aeußerste gestiegen ist, er muß Hungers sterben, wenn er nicht nach fremdem Gute greifen will. Auch in diesem Falle verstößt die Wegnahme dessen, was zur Abhilfe der dringendsten Noth erforderlich ist,

keineswegs gegen das siebente Gebot. Der liebe Gott hat ja die Erdengüter zur Befriedigung unserer Bedürfnisse erschaffen; ein Jeder von uns müßte einem solchen Armen von dem Seinigen mittheilen zur Hebung der schreiendsten Noth. Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß solch ein Fall äußerst selten eintrifft und nur dort das eben Gesagte Geltung hat, wo auf keinem andern Wege Hilfe zu finden ist; und selbst in diesem Falle darf der Nothleidende nicht mehr von dem fremden Gute sich aneignen, als zur Beseitigung der augenblicklichen äußersten Noth erforderlich ist. — Denkt euch endlich; es entsteht eine Feuersbrunst, ihr eilt zu der Unglücksstätte hin, um nach Kräften hilfreiche Hand zu leisten. Das Feuer droht, immer weiter um sich zu greifen. Ihr könnt demselben nicht anders Einhalt thun, als daß ihr dieses oder jenes Gebäude zerstört und auf diese Weise dem Feuer seine Nahrung und damit die Möglichkeit weiterer Ausbreitung nehmt. Ihr handelt nun dem entsprechend. Jetzt beschädigt ihr allerdings fremdes Gut, allein diese Beschädigung ist keine ungerechte, weil sie nur vorgenommen wurde, um größeren Schaden zu verhüten. Jeder Vernünftige wird euch Dank wissen für euere Hilfe. Das Wohl des Einzelnen muß in solchen Fällen zurücktreten vor dem Wohle der Gesammtheit. — Von der berechtigten Aneignung und Beschädigung fremden Gutes, die jeder Vernünftige, auch der Beschädigte, gutheißen muß, kann hier natürlich keine Rede sein. Wir wollen uns ja die verschiedenen Sünden klar machen, die man gegen das siebente Gebot begehen kann. In den kommenden Vorträgen haben wir es darum nur mit der ungerechten Aneignung oder Beschädigung fremden Gutes zu thun.

Was nun zunächst die ungerechte Aneignung fremden Gutes anbelangt, so kann man sich dieser durch Wegnahme und durch Zurückbehaltung fremden Gutes schuldig machen. Beides widerstreitet dem siebenten Gebote, das klar und bestimmt sagt: „Du sollst nicht stehlen" und uns gebietet, Jedem das Seinige zu lassen. Durch Wegnahme fremden Gutes sündigt vorzüglich der Räuber, der Dieb, der Betrüger und der Wucherer. Von den beiden letzteren wollen wir heute gänzlich absehen, da die Sünde des Betrugs und Wuchers an einem der kommenden Sonntage eigens und gebührend berücksichtigt werden soll. Geschieht die Wegnahme fremden Gutes heimlich, ohne Wissen und Willen des Eigenthümers, so wird sie Diebstahl genannt. Einen Diebstahl begeht demnach

Jeder, der auf fremden Aeckern heimlich Früchte wegnimmt, der in fremde Häuser einsteigt oder einbricht und mitgehen läßt, wessen er gerade habhaft werden kann, der die Unachtsamkeit Anderer benützt, um in ihre Taschen zu langen und sich deren Inhalt anzueignen. Wird bei der Wegnahme fremden Gutes Gewalt gegen den Eigenthümer angewandt, so haben wir es nicht mehr mit einem Diebstahl, sondern mit einem Raube zu thun. Der Unterschied zwischen Raub und Diebstahl ist also lediglich begründet in der Art und Weise, in welcher man sich fremdes Gut aneignet. Was darum fortan vom Diebstahl gesagt wird, das gilt in gleicher Weise auch vom Raube, nur daß die Sünde des Räubers allzeit schwerer wiegt wegen der damit verbundenen Gewaltthat.

Nicht nur der eigentliche und wirkliche Dieb, der seine Hände nach fremdem Gute ausstreckt, frevelt gegen das siebente Gebot, sondern auch alle Diejenigen, welche ihm bei seinen diebischen Handlungen irgendwie behilflich sind oder ihn zu denselben veranlassen, mithin Alle, die durch Befehl, durch Rath oder That beim Diebstahle mitwirken. Eltern zum Beispiel, die ihren Kindern Auftrag geben, auf fremden Aeckern Kartoffel auszugraben und diese heimzutragen, sündigen gerade so gut, ja noch weit schlimmer, als die Kinder, welche diesen sündhaften Befehl ausführen, und haben für den angerichteten Schaden an erster Stelle aufzukommen. Dienstboten oder Hauseinwohner, welche den Dieben zur Vollführung des Diebstahls Einlaß gewähren, ihnen die Zeit oder den Ort bezeichnen, da sie ungestört und mit Erfolg ihr diebisches Vorhaben ausführen können; Schlosser, welche die Diebe mit Dietrichen versehen oder ihnen Nachschlüssel zum Einbrechen in fremde Häuser und Kassen anfertigen, ferner Alle, welche beim Diebstahle selbst oder bei der Wegschaffung der gestohlenen Gegenstände hilfreiche Hand leisten, sei es, daß sie Wache halten zur Zeit des Diebstahls oder die zum Diebstahle erforderlichen Werkzeuge herbeischaffen, sei es, daß sie das entwendete Gut verbergen oder den Dieben selbst in ihrem Hause einen sicheren Schlupfwinkel gewähren, so daß sie geschützt sind vor Verfolgung durch die Polizei; endlich Alle, die den Diebstahl nicht hinderten, obwohl sie es konnten und kraft ihres Amtes hiezu verpflichtet waren, wie dieß bei Nachtwächtern und sonstigen Sicherheitsbeamten der Fall ist, die zum Schutze des Eigenthums von der weltlichen Behörde eigens aufgestellt sind; alle Diese haben Theil an der Sünde des Diebstahls, der mit ihrer Hilfe ist aus-

geführt worden. Ob sie für ihre Beihilfe entsprechend belohnt wurden oder nicht, darauf kommt es nicht an; ihre Mitwirkung allein macht sie mitschuldig, so daß sie dem Eigenthümer für das gestohlene Gut nach dem Maße ihrer Mitwirkung haftbar sind.

Der Sünde des Diebstahls machen sich weiter alle Jene schuldig, welche Sachen kaufen, von denen sie wußten oder doch wissen konnten, daß sie gestohlen waren. Manchem Diebe wäre bald das Handwerk gelegt, wenn ihm nicht die Gewissenslosigkeit Anderer zu Statten käme. Was wollte zum Beispiel ein Uhren- oder Juwelendieb mit den entwendeten Sachen anfangen, wenn er sie nicht durch Verkauf an den Mann zu bringen wüßte? Man wird mir vielleicht einwenden: Wie kann ich wissen, ob Dieß oder Jenes gestohlen ist, das mir zum Kaufe angeboten wird? Es kann allerdings Fälle geben, in denen es verwegen wäre, an Diebstahl auch nur zu denken. Allein wenn man uns auf ungewöhnlichem Wege und dazu noch bedeutend unter Werth Sachen zum Kaufen anbietet, so wird das einen jeden Vernünftigen nachdenklich machen. Ebenso wenn ein dahergelaufener Handwerksbursche kostbare Schmucksachen oder andere werthvolle Gegenstände, die man überall eher als bei ihm suchen sollte, feil bieten würde, so liegt gewiß der Gedanke nahe, daß derselbe nicht auf rechtmäßigem Wege in den Besitz derselben gelangt ist. In solchen und ähnlichen Fällen darf Niemand auf den angebotenen Handel eingehen, mag dieser auch noch so vortheilhaft sein; da kommt der Grundsatz des gottesfürchtigen Tobias zur Geltung: „Gestohlenes sollen wir nicht einmal anrühren"; um wie viel weniger dürfen wir dann dasselbe durch Kauf in unseren Besitz bringen?

Dem Diebe gleich zu achten sind auch Jene, welche leichtfertig Schulden machen, von denen sie voraus sehen, daß sie dieselben nicht bereinigen können; endlich noch alle unverschämten Bettler, welche ohne Noth die Wohlthätigkeit Anderer in Anspruch nehmen, mögen sie nun zu träge sein, um durch rechtschaffene Arbeit sich das zum Lebensunterhalte Nothwendige zu verdienen, oder mag die Unzufriedenheit mit ihren ärmlichen Verhältnissen oder gar der Geiz sie antreiben, durch unnöthiges Betteln ihre Lage zu verbessern oder ihren Besitz zu mehren. Solche Bettler begehen ein doppeltes Unrecht, zunächst gegen die wirklich Armen, denen sie das wohlverdiente Almosen entziehen, denen sie obendrein die Herzen der Reichen abgeneigt machen. Es verdrießt wohl einen Jeden, wenn

er erfahren muß, daß er durch sein Almosen Unwürdige unterstützt hat; die Folge davon ist keine andere, als daß er für die Zukunft zurückhaltender verfährt mit seinen Spenden an die Armen; auf diese Weise muß alsdann der Unschuldige für den Schuldigen büßen. Ein weiteres Unrecht begeht der unverschämte Bettler gegen die Wohlthäter selbst; denn diese wollen ihr Almosen nur wahrhaft Bedürftigen zuwenden.

Wie durch Wegnahme, so kann man auch durch widerrechtliche Zurückhaltung fremden Gutes das siebente Gebot übertreten. Das trifft zu, wenn man fremdes Gut findet und es dem Eigenthümer nicht zurückerstattet, obwohl man denselben kennt. Ist derselbe unbekannt, so hat man die Pflicht, nach demselben zu forschen. Man kann dieß in verschiedener Weise thun, durch Ausruf, durch Bekanntgabe in Zeitungen, durch Anschlag an die zu öffentlichen Betanntmachungen bestimmten Tafeln oder Bretter. Hat man sich vergeblich angestrengt, den Eigenthümer ausfindig zu machen, und ist auch keine Aussicht vorhanden, daß derselbe später aufgefunden wird, so darf man die Sache als eine herrenlose für sich behalten, wenn man es nicht vorzieht, sie an die Armen auszutheilen. Durch Zurückbehaltung fremden Gutes sündigen ferner Alle, welche entlehnte Sachen dem Eigenthümer nicht zurückstellen; es verschlägt dabei gar nichts, ob der Eigenthümer sich des Darlehens noch erinnert oder nicht. Fremdes Gut ruft nach seinem Herrn, heißt ein Grundsatz der katholischen Sittenlehre. Ein Jeder, der fremdes Gut besitzt, hat darum die Pflicht, dasselbe an den Herrn und Eigenthümer auszuliefern. Das gilt nicht nur von gefundenen und entlehnten, das gilt sogar, wie vorhin schon bemerkt wurde, von gekauften Sachen, um wie viel mehr dann von solchen, die durch Erbschaft in unseren Besitz gelangt sind. Würden wir gewahr, daß das uns zugefallene Erbe auf unrechtmäßige Weise von dem früheren Besitzer erworben sei, so verpflichtet uns das siebente Gebot, alles von dem Erblasser ungerecht Erworbene an die von Letzterem Benachtheiligten herauszugeben, das selbst dann, wenn von dem ganzen Erbe für uns gar nichts übrig bliebe. Eine besonders schwere Sünde ist endlich die Vorenthaltung oder Entziehung des Tages- oder Arbeitslohnes. Wir finden dieselbe im Katechismus sogar aufgezählt unter den himmelschreienden Sünden, die ebendeßhalb himmelschreiende genannt werden, weil ihre Bosheit so groß ist, daß sie gewissermassen zum Himmel schreit.

Es erübrigt uns nun noch, das Nöthige von der ungerechten Beschädigung zu sagen. Alle möglichen Beschädigungen fremden Gutes im Einzelnen aufzuzählen ist unmöglich, da diese so vielfach sind, als die irdischen Güter, welche sich im Besitze des Menschen befinden. Die Beschädigungen können durch Bosheit oder auch durch strafbare Nachlässigkeit herbeigeführt werden; in beiden Fällen liegt eine Sünde gegen das siebente Gebot vor; in beiden Fällen ist der Schadenstifter für den angerichteten Schaden verantwortlich. Der Katechismus hebt besonders hervor die Beschädigung fremder Wiesen, Saaten oder Bäume, die Verwundung oder Tödtung fremden Viehes, weil diese gar oft vorkommen, ohne daß man sich aus dem angerichteten Schaden etwas macht. Demgemäß ist auch Wild- und Holzfrevel als Sünde gegen das siebente Gebot zu betrachten; ich betone dieß eigens, weil gar oft das Gegentheil behauptet wird. Das Wild in Feld und Wald war allerdings ursprünglich herrenlos, so daß Jeder fangen oder schießen durfte, was ihm beliebte; allein der Ordnung halber hat die weltliche Obrigkeit den Gemeinden das Recht zugestanden, die Jagd auf das in ihren Bezirken befindliche Wild zu verpachten; der Pachtzins kommt der ganzen Gemeinde zu Gute. Der Pächter hat durch Erlegung des Pachtzinses ein Recht auf das Wild erlangt, jeder Wildfrevel schädigt ihn in seinem Rechte. Was den Holzfrevel angeht, so versteht es sich von selbst, daß Arme, welche dürres Reisig im Walde, das sonst nutzlos verfaulen würde, auflesen und heimtragen, noch nicht zu den Holzfrevlern zu zählen sind; anders aber gestaltet sich die Sache, wenn sie mit dem dürren Reisig nicht zufrieden auch nach grünen Stämmen greifen. Mag der Werth derselben im Augenblicke der Wegnahme auch noch so gering sein; der Schaden für den Eigenthümer des Waldes ist gar oft ein bedeutender, weil sein Holzstand und dem entsprechend auch der Ertrag des Waldes auf diese Weise gemindert wird. Noch einige andere Arten ungerechter Beschädigung verdienen besonders erwähnt zu werden: Väter machen sich derselben schuldig, wenn sie durch leichtsinniges Spiel, durch Verschwendung, durch äußerst gewagte Spekulationen ihre Familie in Noth und Elend stürzen; Dienstboten, welche ihre Zeit nicht gewissenhaft im Dienste der Herrschaft verwenden, die ihnen aufgetragenen Arbeiten vernachlässigen, das ihnen anvertraute Gut der Herrschaft nicht in Obacht nehmen; Handwerker und Kaufleute, welche gegen ihresgleichen Verleumdungen ausstreuen,

um diesen die Kundschaft zu entziehen; Vormünder, welche das Vermögen ihrer Schützlinge nicht gewissenhaft verwalten; Beamte, Richter und Rechtsanwälte, welche durch verschuldete Unwissenheit oder Nachlässigkeit die Parteien schädigen, deren Interesse sie wahren sollten; Prozeßkrämer, welche ungerechte Prozesse betreiben und diese absichtlich durch mannigfache Chikane und wiederholte Appellationen in die Länge ziehen, um dadurch einen für sie günstigen Vergleich zu erzwingen, alle diese sündigen gegen das siebente Gebot und sind verantwortlich für den Schaden, den sie verursacht.

Wir kommen nunmehr zum zweiten Punkte, der uns zeigen soll, wie häufig durch ungerechte Aneignung und Beschädigung fremden Gutes gesündigt wird. Es gibt wohl kaum ein Gebot, das so leichtsinnig mißachtet und so vielfach übertreten wird von Jung und Alt, von Reich und Arm, von Hohen und Niedrigen, als gerade das siebente. „Vom Geringsten bis zum Größten ergeben sich alle der Habsucht", klagt schon der Prophet Jeremias (6, 13), und selbst unter Fürsten befinden sich Diebesgesellen wie Isaias (2, 23) uns versichert. Es möchte fast scheinen, als wäre dem Menschen das Gefühl für Ehr- und Redlichkeit gänzlich abhanden gekommen, so daß man mit Grund sagen kann: Ehrlich währt deßhalb am längsten, weil es am seltensten gebraucht wird. Kein Tag vergeht, an dem die Zeitungen nicht zu melden wissen von kleineren oder größeren Diebstählen, wieviele aber laufen noch nebenher, von denen die Zeitungen keine Notiz nehmen, weil sie zu unbedeutend sind oder überhaupt nicht an die Oeffentlichkeit dringen. Wohnt ihr den Gerichtsverhandlungen bei, so werdet ihr alsbald die Ueberzeugung gewinnen, daß die meisten derselben durch Uebertretung des siebenten Gebotes veranlaßt sind.

Mancher denkt vielleicht, der Sünde des Diebstahls machten sich nur Arme schuldig, die sich durch ihre bedrängte Lage zur Aneignung fremden Gutes hinreißen lassen. Allein in Wirklichkeit freveln auch die Reichen gegen das siebente Gebot und dies oft in viel größerem Umfange, als es von den Armen geschieht. Oder waren es etwa Arme, welche zu den verschiedenen Zeiten sich ungerechter Weise in den Besitz der Kirchengüter setzten? Sind es etwa Arme, welche durch verschuldeten und künstlich herbeigeführten Bankerott ihre Mitmenschen um Tausende und sogar um Millionen bestehlen? Sind es etwa Arme, welche mit großen Deficit's in den ihnen anvertrauten Kassen verschwinden, um in einem andern Welttheil mit den gestohlenen

Geldern sich behaglich einzurichten? Nicht umsonst ruft der Heiland den Reichen sein Wehe zu: „Wehe euch, ihr Reichen" (Luc. 6, 24) und versichert uns, „daß ein Kameel leichter durch ein Nadelöhr gehe, als ein Reicher ins Himmelreich". (Ebds. 18, 25.) „Der Reiche verübt Unrecht und trotzet noch dazu", sagt der weise Sirach (13, 4 und 23), „der Arme muß beleidigt noch schweigen . . . . des Löwen Raub ist der wilde Esel in der Wüste, so sind die Armen eine Weide der Reichen." Nicht umsonst ist in dem allbekannten Sprichworte von großen Dieben die Rede. Ja, es ist wahr, die kleinen Diebe hängt man, weil man ihrer leicht habhaft werden kann; die großen Diebe läßt man laufen, weil ihnen die Polizei gar oft auch beim besten Willen nicht beikommen kann. „Wenn der Reiche wankt, so helfen ihm seine Freunde; fällt aber der Arme, so wird er auch von seinen Bekannten verstoßen." (Sir. 13, 25). Ungestraft gehen indeß auch die Reichen nicht durch. Dafür sorgt der allheilige, allgerechte und allmächtige Gott; bei ihm gilt bekanntlich kein Ansehen der Person. Er zieht die großen wie die kleinen Diebe zur Rechenschaft am Tage des Gerichts und keiner von ihnen wird ins Himmelreich eingehen, bis er den letzten Heller ungerechten Gutes bezahlt hat.

Von den großen Dieben, so zahlreich sie auch sein mögen, will ich weiter nicht reden; sie zählen nicht zu meinen Zuhörern, sie meiden das Haus Gottes und ganz besonders die Predigt. Könnte doch durch diese ihr Gewissen geweckt und aufgerüttelt werden. Das aber suchen sie auf alle nur mögliche Weise zu hintertreiben. Ich ziehe es vor, auf jene Diebstähle einzugehen, die in Unzahl begangen werden, ohne daß man sich des Unrechtes, das in ihnen liegt, so recht bewußt wird. Wie gar häufig bestehlen nicht die Angehörigen ein und derselben Familie einander! Die Kinder z. B. ihre eigenen Eltern! Oder sind die Näschereien, welche sie sich Tag für Tag zu Schulden kommen lassen, nicht auch durch das siebente Gebot untersagt? Wollte Gott, es hätte bei diesen Veruntreuungen sein Bewenden! Doch weit gefehlt: Mit Kleinem fängt man an, mit Großem hört man auf. Das Geld im Kasten, das Getreide auf dem Boden, der Flachs in der Truhe, die Waaren im Laden sind nicht sicher vor den Diebeshänden des ausschweifenden Sohnes, der putzsüchtigen Tochter. Dem ersteren reicht das Taschengeld nicht aus, um die Sonntagszeche zu zahlen, um jene Person, der er in sündhafter Liebe zugethan ist, mit Geschenken an sich zu fesseln.

Doch man weiß sich schon zu helfen, indem man heimlich den Eltern Geld nimmt oder deren Eigenthum veräußert, um auf diese Weise seine zahlreichen Bedürfnisse befriedigen zu können. Die putzsüchtige Tochter möchte alle Moden mitmachen. Das geht natürlich auch nicht ohne Geld; wahrlich, nicht geringe Summen fordert die Mode von ihren Sklavinnen. Vernünftige Eltern weigern sich, der Modesucht ihrer Tochter einen guten Theil ihres Einkommens zu opfern. Was diese nicht durch Schmeicheleien den Eltern abringen kann, das sucht sie nunmehr auf unerlaubtem Wege zu erreichen, indem auch sie ihre eigenen Eltern bestiehlt. Wie mancher Sohn, der beim Militär steht, schreibt einen Brandbrief nach dem andern an die Eltern, schützt bald dieses bald jenes Bedürfniß vor, um den Eltern Geld zu entlocken, das er aber keineswegs zur Bestreitung nothwendiger Ausgaben verwendet, sondern ins Wirthshaus trägt und mit liederlichen Kameraden verpraßt. Nicht besser machen es gar manche Söhne, welche ihrer weiteren Ausbildung halber die Hochschule besuchen; das Geld, das ihnen zur Anschaffung von Büchern, zur Belegung nothwendiger oder nützlicher Collegien anvertraut wird, verwenden sie zu ganz andern Zwecken. Sagt an, geliebte Zuhörer, gehören die Vorkommnisse, die ich eben berührt, etwa zu den Seltenheiten? Wer das Leben kennt, der wird mir beipflichten, daß sie keineswegs selten, sondern überaus häufig sind. Wäre das wohl möglich, wenn man sich des Unrechtes bewußt wäre, das man auf diese Weise gegen die Eltern begeht. Oder geschieht es vielleicht ohne Sünde, wenn man die Eltern bestiehlt? Höret was im Buche der Sprichwörter geschrieben steht: „Wer seinem Vater oder seiner Mutter etwas nimmt und sagt es, sei keine Sünde, der ist der Genosse eines Mörders" (28, 24). Dieses ernste Wort des Weisen mögen sich namentlich jene Kinder merken, welche den alten Eltern die ausbedungene Ausnahme nicht verabfolgen. Daß dieß gar oft geschieht, mögt ihr daraus ersehen, daß man sogar sprichwörtlich sagt: Ausnahmebrod ein saures Brod!

Wie vielfach sind ferner die Ungerechtigkeiten, deren sich selbst Eltern gegenüber ihren Kindern schuldig machen, indem sie ihre eigenen den Stiefkindern vorziehen und jene auf Kosten der letzteren bereichern? Wie manches Kind wird vom eigenen Vater, von der leiblichen Mutter um einen Theil seines Vater- oder Muttergutes gebracht, den jene ihrem bevorzugten Lieblinge zuzuwenden bemüht

sind? Ja man sollte es kaum für möglich halten, aber es ist Thatsache: auch die Gatten bestehlen einander. Oder habt ihr noch nicht gehört, daß genußsüchtige Männer das Heirathsgut ihrer Frau, das sie zu deren und der Kinder Besten verwalten sollten, in Saus und Braus verpraßt haben? Vor dem weltlichen Gesetze geht solch ein Diebstahl wohl ungestraft durch, nicht aber vor dem Richterstuhle Gottes; der ewige Richter wird solch einem ungerechten Verwalter einst zurufen: Gib Rechenschaft von deiner Verwaltung! und wird den ungerechten Verwalter dem Kerker überweisen, bis er den letzten Heller bezahlt hat. Der Mann ist der Verwalter der Familiengüter; ebendeßhalb steht es auch der Frau nicht zu, wider den vernünftigen Willen des Mannes unnöthige Ausgaben zu machen und zu bestreiten. Und doch geschieht dieß gar oft seitens solcher Frauen, die der Naschhaftigkeit oder gar dem Trunke ergeben sind, die das sauer erworbene Verdienst des Mannes in den Conditorladen oder in die Schnapsschenken vertragen, um ihre Gaumenlust zu befriedigen. Auch die Eitelkeit verleitet manche Gattin zu Diebstählen dem Gatten gegenüber: Sie selbst möchte etwas vorstellen, die feine Dame spielen, die Töchter sollen auch prunken, die nicht geringen Kosten hiefür werden alsdann heimlich ohne Wissen und Willen des Mannes gedeckt. Wenn Kinder ihre Eltern, wenn Vater und Mutter einander bestehlen, dann darf es uns nicht wundern, wenn Geschwister dem Beispiele der Eltern folgen und unter einander es nicht besonders gewissenhaft nehmen mit dem Mein und Dein, wenn sie namentlich bei der Theilung nach dem Tode der Eltern auf ihren Vortheil bedacht sind, jedoch so, daß die Seele wegen der untergelaufenen Unredlichkeit Schaden erleidet. „Niemand“, sagt der heilige Augustin, „hat einen ungerechten Gewinn ohne einen gerechten Schaden; wo der Gewinn, da ist auch der Schaden. Der Gewinn im Beutel, der Schaden im Gewissen.“

Wie mancher Diebstahl wird von unredlichen Dienstboten ausgeführt. Von den vielfach üblichen Näschereien will ich nicht einmal reden; weil geringfügig werden sie von Herrschaften wie Dienstboten nicht sonderlich hoch angeschlagen, manche Herrschaft ist sogar selbst Schuld an solch kleinen Veruntreuungen seitens der Dienstboten, indem sie dieselben, was Nahrung anbelangt, äußerst kurz hält, so anstrengend auch die Arbeit ist, die sie von ihren Untergebenen fordert. Gar mancher Dienstbote denkt aber nicht bloß an seine eigenen Bedürfnisse, er sorgt auch eifrig, daß den Seinigen

Nichts mangelt. Es wäre dieß sehr lobenswerth, wenn es nur nicht auf Unkosten der Herrschaft geschähe, welcher er Kaffee, Zucker, Mehl, Butter, Kartoffeln, Holz und Kohlen entwendet, um es nach Hause zu schleppen. Wird er mit Einkäufen seitens der Herrschaft betraut, so weiß er es nicht selten so einzurichten, daß er selbst das beste Geschäft macht, indem er die Preise der gekauften Waaren höher ansetzt und den auf diese Weise erzielten Gewinn für sich behält. Mancher schaltet und waltet sogar mit dem Gute der Herrschaft, als wäre es sein Eigenthum, indem er davon nach Belieben ausleiht oder gar an Arme Almosen austheilt. Solch ein Almosen, ohne Wissen und Willen der Herrschaft gespendet, kann niemals Gott wohlgefällig sein; denn „der Herr verabscheut alle Ungerechtigkeit". Stellt man Dienstboten wegen ihrer Veruntreuungen zur Rede, so kann man nicht selten erfahren, daß sie sich zu solch ungerechter Handlungsweise vollauf berechtigt halten. Sie machen nämlich geltend, daß der Lohn, den die Herrschaft bezahle, in keinem Verhältnisse stehe zu der Arbeit, die sie leisten. Das Letztere mag wohl oft seine Richtigkeit haben; in diesem Falle sind die Dienstboten berechtigt, höheren Lohn zu beanspruchen. So lange das nicht geschieht, müssen sie mit dem ausbedungenen Lohne zufrieden sein und dürfen sich in keiner Weise selbst bezahlt machen. Sonst müßte der Heiland auch zu ihnen sprechen: Freund! bist du nicht um einen Zehner mit deiner Herrschaft eins geworden? So wenig es den Dienstboten zusteht, sich selbst bezahlt zu machen, ebensowenig dürfen die Herrschaften sich durch Abzüge am Lohne der Dienstboten schadlos halten, wenn diese durch Unglück und ohne schuldbare Nachlässigkeit einen Schaden verursacht haben. Wie oft aber müssen Dienstboten, auch Handwerker und Arbeiter sich solche Verkürzungen ihres gerechten, ihres sauer verdienten Lohnes um der nichtigsten Gründe willen gefallen lassen! Ein schreiendes Unrecht, dessen Bosheit der heilige Geist mit der Bosheit des Mörders vergleicht, indem er durch den Mund des weisen Sirach (34, 25—27) spricht: „Das Brod der Armen ist dessen Leben; wer ihn darum bringt, ist ein Mörder. Wer das im Schweiße gewonnene Brod raubt, ist gleich dem, der seinen Nächsten tödtet. Wer Blut vergießt und wer einen Lohnarbeiter betrügt, das sind Brüder." „Siehe", so schreibt der Apostel Jakobus (5, 4) allen Herrschaften und Arbeitgebern zur Warnung, „siehe, der Lohn der Arbeiter, welcher von euch vorenthalten worden ist, schreiet, und

sein Geschrei ist zu den Ohren des Herrn der Heerschaaren gekommen."

Ja, unzählbar sind die Ungerechtigkeiten, die man sich tagtäglich zu Schulden kommen läßt. Wir haben uns zum Beweise hiefür bisher nur auf den engen Kreis der Familie beschränkt. Wollten wir über diesen Kreis hinausgehen, so würden wir uns noch mehr überzeugen, daß Redlichkeit eine seltene Pflanze ist, während das Unkraut der Ungerechtigkeit in allen Ständen und Altersklassen mächtig wuchert. Wir haben zudem erst der Hauptsache nach nur eine Art von Ungerechtigkeit ins Auge gefaßt, nämlich den Diebstahl. Wie wird es demnach erst aussehen, wenn wir auch die übrigen Sünden in Anschlag bringen, durch welche man sich an fremdem Gute vergreift?

Wie leichtfertig man heutzutage Schulden macht, die man nicht zahlen kann und auch gar nicht zahlen will, das könnten euch statt meiner viel besser die Kaufleute und Handwerker sagen und klagen, die in ihren Büchern schon seit Jahren rückständige Posten führen, die sie als verloren betrachten müssen, weil sie auf Deckung trotz wiederholter Mahnung vergebens warten; das beweisen ferner die zahlreichen Vergantungen und gerichtlichen Zwangsverkäufe, zu welchen die getäuschten Gläubiger ihre Zuflucht nehmen, um nicht den ganzen Betrag ihres Darlehens oder Guthabens einzubüßen. Wie schwungvoll das Betteln betrieben wird seitens Solcher, die auch ohnedieß bei Fleiß, Sparsamkeit und Bescheidenheit in ihren Ansprüchen ihr Leben fristen könnten, das beweist uns am Besten die Thatsache, daß sogar die Gesetzgebung sich der geplagten Bürger hat annehmen und durch eigene Strafparagraphen dem Stromer- und Landstreicherthum hat steuern müssen. Allein die Gesetze mit allen ihren Paragraphen erweisen sich als unzureichend, weßhalb man in jüngster Zeit durch Vereine gegen Hausbettel dem beklagten Unwesen ein Ende zu machen suchte. Mit welchem Erfolge, das beweisen die vielen Klagen, die noch immer laut werden über die Plage der Landstreicher. — Redliche Finder sind äußerst selten; man darf von Glück sprechen, wenn man einmal eine verlorne Sache zurückgestellt erhält; ja so selten sind die redlichen Finder, daß die Zeitungen sogar Notiz davon nehmen, wie von etwas Außergewöhnlichem, wenn gefundene Sachen, die einigen Werth haben, dem Eigenthümer ehrlich abgeliefert werden. — Wollt ihr euch überzeugen, wie vielfach die muthwilligen Beschädigungen fremden

Gutes sind, ihr braucht nur die Augen zu öffnen. Hier findet ihr Häuser, die in Folge frevelhafter Brandstiftung in Asche gelegt worden sind, dort zertrümmerte Fenster; hier zerstörte Baumpflanzungen, dort zertretene Aecker. Könnte das unvernünftige Vieh reden, wie laut würde es Klage führen gegen jene Unmenschen, die es muthwilliger Weise geschlagen, verwundet, getödtet haben, um sich an dessen Eigenthümern zu rächen. Wie manche Familie nagt am Hungertuche in Folge der Verschwendung ihres dem leidenschaftlichen Spiel und Trunk ergebenen Hauptes, in Folge boshafter Verleumdung durch neidische Concurrenten! Wie viele ungerechte Prozesse geführt, wie viel durch Bestechung von Beamten und Richtern zum Nachtheile Anderer gesündigt wird, das entzieht sich jetzt unserer Beurtheilung, am jüngsten Tage aber wird es offenbar werden, wenn der Herr auf den Wolken des Himmels erscheinen wird, um die Guten wie die Bösen zu richten, um alles Unrecht auszugleichen.

Wäre es wohl möglich, daß das siebente Gebot so leichtfertig übertreten würde, wenn man bedächte, wie verderblich in ihren Folgen die Sünden gegen dieses Gebot sich erweisen? Verderben bringen sie in dieser und in der andern Welt. Ich sehe ganz ab von den Strafen, mit welchen die weltliche Obrigkeit den Frevel an fremdem Eigenthum ahndet, von der Schande, die einen Jeden trifft, dessen Unehrlichkeit offenbar wird; „auf den Dieb wartet Schande", so heißt es schon im alten Bunde, und die tägliche Erfahrung lehrt uns, wie wahr dieses Wort ist; absehen will ich auch von der peinlichen Unruhe, die den Ungerechten beständig quält, weil er immer fürchten muß, daß sein unehrliches Treiben ans Tageslicht kommt. Alles dieß sollte uns schon von jeder ungerechten That abschrecken. Allein die Habsucht läßt den Menschen sich darüber hinwegsetzen. Darum möchte ich mit allem Nachdruck betonen, daß das ungerecht erworbene Gut dem Menschen keinen Nutzen, sondern großen Schaden bringt, Schaden für Zeit und Ewigkeit. Weit entfernt, den Sünder zu bereichern, zieht das Unrecht nicht selten sogar den Verlust des gerecht Erworbenen nach sich. Kennt ihr nicht die Sprüchwörter: „Wie gewonnen, so zerronnen", „Unrecht Gut gedeiht nicht", „der ungerechte Heller verzehrt den gerechten Thaler?" Ja, so ist es in Wirklichkeit. Wenn König David im Buche der Psalmen (36, 25) uns versichert: „Ich bin jung gewesen und alt geworden, aber den Gerechten habe ich

nicht verlassen gesehen und seine Nachkommen nicht nach Brod gehen", so hätte er mit demselben Rechte sagen können: „Ich bin jung gewesen und alt geworden, aber den Ungerechten habe ich nicht glücklich oder zufrieden gesehen." Wie könnte es auch anders sein? Wenn an Gottes Segen wirklich Alles gelegen ist, dann versteht es sich ganz von selbst, daß der Ungerechte kein Glück hienieden haben kann, weil er durch seine Ungerechtigkeiten sich des Segens Gottes unwürdig gemacht. Oder glaubt ihr, daß der allheilige und allgerechte Gott das Unrecht segnen und durch seinen Segen gewissermaßen noch belohnen könne? Das ist nicht möglich; denn nicht umsonst hat der heilige Geist die Versicherung gegeben: „Der Herr verabscheut alle Ungerechtigkeit." Voll und ganz eigne ich mir darum die Worte des frommen Pfarrers an, dessen ich im Eingange erwähnte: „Es gibt kein besseres Mittel arm zu werden als . . stehlen."

Wollt ihr meinen Worten nicht glauben, so nehmt die heilige Schrift zur Hand, alsdann werdet ihr meine Behauptung in den verschiedensten Wendungen bestätigt finden. Höret zunächst den weisen Sirach: „Vermögen," sagt derselbe, „ist gut, wenn das Gewissen von Sünden frei ist" (Sir. 13, 30). „Die Güter der Ungerechten versiegen, wie ein Bach, und verhallen, wie ein heftiger Donnerschlag im Regen" (ebds. 40, 13). „Wer sein Haus baut mit fremdem Gelde, gleicht dem, der Steine im Winter sammelt" (ebds. 21, 9.), nämlich um zu bauen; ein Haus zur Zeit des Frostes gebaut, stürzt bekanntlich bald in sich zusammen. Höret ferner, was im Buche der Sprichwörter geschrieben steht: „Wer Unrecht sät, wird Unglück ernten" (22, 8.) „Die Gerechtigkeit des Einfältigen ebnet seinen Weg; aber in seiner Bosheit wird fallen der Gottlose; . . . der Gottlose thut ein Werk, das nicht besteht; wer aber Gerechtigkeit sät, dessen Lohn bleibt nicht aus. . . . . Einige theilen das Ihrige aus und werden reicher, Andere rauben, was nicht ihnen gehört, und sind doch immer arm" (11, 5—24). „Weh'e dem", ruft der Prophet Habakuk aus, „wehe dem, der aus Geiz ungerecht Gut sammelt für sein Haus, damit in der Höhe sei sein Nest, der sich zu retten glaubt vor des Unglücks Hand!" (2, 9). Der Ausdruck „in der Höhe sein

Nest bauen" ist bildlich zu verstehen und heißt soviel wie „sich sicher stellen", der Prophet will sagen, wer auf unredlichem Wege seine Zukunft sichern will, der täuscht sich gewaltig; das Unglück wird sicher über ihn hereinbrechen. Der Prophet Zacharias stellt den Dieb auf gleiche Stufe mit dem Meineidigen: beide soll der Fluch des Herrn treffen; dieser Fluch soll kommen „in das Haus des fasch in meinem Namen Schwörenden: er soll bleiben mitten in seinem Hause und es verzehren, sein Holz sammt seinen Steinen" (Zach. 2, 5). Meine lieben Zuhörer, rieselt es euch nicht eisig kalt durch Mark und Bein, wenn ihr solche Drohungen vernehmt? Wer wollte so thöricht sein und sich der Gefahr aussetzen, daß solch furchtbare Drohungen an ihm sich erfüllen.

Doch mit dem zeitlichen Schaden ist es noch lange nicht abgethan. Die eigentliche Vergeltung hat sich Gott der Herr, wie uns allen bekannt ist, für das jenseitige Leben vorbehalten. Dort hält er Abrechnung mit Allen, die sein Gebot mißachtet haben. Wehe einem Jeden, der sein Unrecht nicht ernstlich bereut und nach Kräften gut gemacht hat! Er wird erfahren, was der Völkerapostel schreibt, daß „es furchtbar ist, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen." Das siebente Gebot ist ein höchst wichtiges, seine Verletzung darum schwer sündhaft, es sei denn, daß die Aneignung oder Beschädigung fremden Gutes nur unbedeutend war: doch ist wohl zu bemerken, daß auch kleine Diebstähle schwer sündhaft sein können, wenn nämlich der gestohlene Gegenstand gottgeweiht war, wegen des Sakrilegiums, das mit solch einem Diebstahle verbunden ist, oder wenn der Verlust der an sich geringfügigen Sache dem Nächsten großen Schmerz oder bedeutenden Nachtheil bereitet, oder wenn man durch kleine Diebstähle, die man zu gleicher Zeit an verschiedenen Personen ausführt, sich bedeutend bereichern, oder wenn man in kurzen Zwischenräumen kleinere Diebstähle an ein und derselben Person wiederholen, oder endlich dieselben in der Absicht vornehmen würde, dem Nächsten eine ansehnliche Summe zu entwenden. In allen diesen Fällen ist die Verletzung des siebenten Gebotes eine schwere Sünde, mag auch der entwendete Betrag, der verursachte Schaden an und für sich noch so geringfügig sein. Welch ein Betrag im Uebrigen als ansehnlich und Gegenstand einer schweren Sünde zu gelten hat, das läßt sich nicht für alle Fälle mit bestimmten Ziffern angeben; es müssen bei

der Beurtheilung die verschiedensten Umstände sowohl auf Seiten des Stehlenden als des Bestohlenen in Berücksichtigung gezogen werden. Ist z. B. der Bestohlene ein Armer, ein Taglöhner oder Handwerker, der sich kümmerlich mit seiner Hände Arbeit ernährt, so genügt ein viel geringerer Betrag zur Todsünde, als dies der Fall ist, wenn ein Reicher bestohlen wird; und umgekehrt ist ein größerer Betrag zur Todsünde erforderlich, wenn man sich am Eigenthume der nächsten Angehörigen vergreift, oder wenn man mehrere Personen zugleich, oder ein und dieselbe Person nach und nach bestiehlt. Darin aber sind die Gottesgelehrten wohl einig, daß die Wegnahme eines Betrages von zehn bis zwanzig Mark niemals ohne schwere Sünde erfolge, auch wenn der Bestohlene sehr reich, ja selbst ein Fürst sei. Daraus erseht ihr, daß nicht viel dazu gehört, um sich einer schweren Sünde gegen das siebente Gebot schuldig zu machen. Wer aber mit einer einzigen schweren Sünde behaftet aus diesem Leben scheidet, der geht für alle Ewigkeit verlustig der unaussprechlichen Freuden des Himmels, einer Wonne und Seligkeit, von welcher der Apostel schreibt: Kein Auge hat es gesehen, kein Ohr hat es gehört, in keines Menschen Herz ist es gekommen, was Gott denen bereitet hat, die ihn lieben.

Sagt an, geliebte Zuhörer, ist es nicht Thorheit sonder Gleichen, um ein paar Mark willen auf den Himmel zu verzichten und sich einer ewigen Qual Preis zu geben? Ja, die Hölle, das ewige Feuer ist der Lohn der Ungerechtigkeit. Der Völkerapostel versichert uns dies auf's Bestimmteste: „Wisset ihr nicht", so fragt er in seinem Briefe an die Gemeinde zu Corinth (1. Cor. 6, 9 und 10) „wisset ihr nicht, daß Ungerechte das Reich Gottes nicht besitzen werden? Täuschet euch nicht", fährt er dann fort, „weder Diebe . . noch Räuber werden das Reich Gottes besitzen." Wenn schon der reiche Prasser dem höllischen Feuer überantwortet wurde, weil er hartherzig gegen den armen Lazarus gewesen und diesem von seinem Ueberflusse nicht mitgetheilt hatte, um wievielmehr werden dann Diebe und Räuber die Höllenqual zu fürchten haben? Man wird nun vielleicht einwenden: So gefährlich ist es doch nicht, man kann ja das begangene Unrecht beichten und bereuen. Allerdings kann man dieses. Aber glaubt ihr, daß damit der Gerechtigkeit Gottes Genüge geschehe? Fast bei allen andern Sünden trifft das zu, nur nicht bei diesen, sowie bei allen Sünden, durch welche man dem Nächsten Schaden zu-

gefügt hat. Der Schaden muß gutgemacht, das ungerechte Gut muß zurückerstattet werden, sonst ist alles Beichten umsonst, es sei denn, daß in Folge gänzlichen Unvermögens der Dieb nicht im Stande wäre, Ersatz zu leisten; in diesem Falle muß er wenigstens den Willen haben, sobald als nur möglich dieses zu thun, und muß durch Fleiß und Sparsamkeit, durch Vermeidung jeder unnützen Ausgabe suchen, sich in den Stand zu setzen, das ungerechte Gut ganz oder doch zum Theil zu ersetzen. Bis ihm der Ersatz möglich ist, soll er ferner bemüht sein, durch Gebet und gute Werke die Gerechtigkeit Gottes zu versöhnen. So häufig aber die Sünden gegen das siebente Gebot sind, ebenso selten ist die Wiedererstattung ungerechten Gutes, das ist eine unbestrittene Thatsache. Der heilige Alphons von Liguori erzählt, ein Einsiedler habe einst Lucifer auf seinem Throne erblickt und vor ihm einen seiner Genossen, der eben von der Erde zurückgekehrt in den höllischen Abgrund. Auf die Frage Lucifers, warum er so spät zurückkomme, antwortete der Teufel: er habe gewartet, um zu verhindern, daß ein Dieb die schuldige Zurückerstattung leiste. Da sprach Lucifer: „O du Einfältiger! weißt du denn nicht, daß wer fremdes Gut genommen hat, es ohnehin nicht mehr zurückzugeben pflegt? Wie hast du nur so viele Zeit unnütz verlieren können. Wahrlich, du verdientest eine Züchtigung." Ihr seht, mit welchem Rechte der heilige Paulus versichert, daß Diebe und Räuber das Reich Gottes nicht besitzen werden; der Teufel betrachtet dieselben schon als seine Beute.

Doch gesetzt den Fall, wir hätten uns nur kleine Veruntreuungen zu Schulden kommen lassen, auch diese sind Sünde und schaden unserer Seele, so daß auf sie das Wort des göttlichen Heilandes sich anwenden läßt: „Was nützet es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, an seiner Seele aber Schaden leidet!" Welch eine Thorheit ist es demnach, um eines kleinen, zeitlichen Vortheils willen seiner Seele zu schaden. Auch kleine Veruntreuungen, die nicht schwer sündhaft sind, verpflichten uns zur Wiedererstattung. Wer dieselbe vernachlässigt, wird es im Fegfeuer büßen müssen; er wird nicht eher aus dem Orte der Reinigung herauskommen, bis er den letzten Heller ungerechten Gutes durch qualvolle Leiden abgezahlt hat.

Meine lieben Zuhörer! Wir Alle wünschen, daß es uns wohlergehe auf Erden, daß Gott uns segne in unseren Unternehmungen und Geschäften. Wohlan! üben wir Treue und Redlichkeit,

lassen wir einem Jeden das Seinige, und unser Wunsch wird in Erfüllung gehen. Der Gerechte wird nicht von Gott verlassen. „Der Segen des Herrn aber macht reich" (Sprüch. 10, 22). Wir Alle wünschen ganz besonders einen seligen Tod und ein gnädiges Gericht nach demselben. Wohlan! belasten wir unser Gewissen nicht mit fremdem Gute; ein gutes Gewissen, ein sanftes Ruhekissen, das gilt namentlich für die Todesstunde. „Sammeln wir uns nicht Schätze des Zornes für die letzte Zeit" (Jak. 5, 3), machen wir uns vielmehr „Freunde mittelst des ungerechten Mammons, damit, wenn es mit uns zu Ende geht, sie uns in die ewigen Wohnungen aufnehmen" (Luk. 16, 9). Sollte aber einer aus uns bisher unrechtes Gut sich angeeignet haben, so beherzige er, was der Apostel an die Ephesier schreibt: „Wer gestohlen hat, stehle fürder nicht mehr, sondern arbeite vielmehr und wirke mit seinen Händen Gutes, damit er habe, um dem, der Mangel hat, mitzutheilen" (Eph. 4, 28), und säume nicht länger, durch Wiedererstattung und würdigen Empfang der heiligen Sakramente sich mit Gott auszusöhnen, damit nicht der Tod ihn ereile und der verdienten Strafe im Jenseits überantworte; noch ist der Herr bereit, uns unsere Schuld nachzulassen, wenn wir vertrauensvoll zu ihm rufen: Habe Geduld mit mir, ich will dir Alles bezahlen. Erstatten wir, wie der Zöllner Zachäus, was wir auf ungerechte Weise erworben, und auch wir werden aus des Heilands Mund die tröstliche Versicherung erhalten: „Heute ist diesem Hause Heil widerfahren!" Amen.

Dritte Predigt.

Die Sünde des Betruges.

„Niemand gehe zu weit und übervortheile seinen Bruder im Geschäfte; denn alles dies rächt der Herr." 1. Theſſ. 4, 6.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

Die Pharisäer und Schriftgelehrten standen in hohem Ansehen beim jüdischen Volke wegen der guten Werke, die sie vor aller Welt verrichteten. Sie fasteten eifrig, beteten viel namenllich an öffentlichen Plätzen, gaben reichlich Almosen und zeigten sich stets als Eiferer für das Gesetz. Deßungeachtet vernehmen wir heute aus dem Munde des göttlichen Heilandes ihr Verdammungsurtheil. „Wenn euere Gerechtigkeit nicht größer ist, als die der Schriftgelehrten und Pharisäer", so spricht er zu den Jüngern, „so werdet ihr ins Himmelreich nicht eingehen." Fürs Erste möchte uns dieses Urtheil fast hart erscheinen, allein wenn wir den weiteren Verlauf der Rede des göttlichen Heilandes verfolgen, wenn wir namentlich berücksichtigen die Scheinheiligkeit der Pharisäer, wie der göttliche Heiland sie uns in der Bergpredigt schildert, aus welcher das eben verlesene Evangelium entnommen ist, dann müssen wir mit dem heiligen Sänger bekennen: „Gerecht bist du, o Herr, und recht ist dein Gericht." Die ganze Gerechtigkeit der Schriftgelehrten und Pharisäer war nur eine äußerliche, die sie nicht hinderte, Kameele zu verschlucken, so ängstlich sie die Mücken auch seihen mochten. Wer aber vor Gott gerecht sein will, der darf beim äußeren Wortlaute des Gesetzes nicht stehen bleiben, sondern muß auch Rücksicht nehmen auf den Geist desselben und diesem in seinem ganzen Thun und Lassen zu entsprechen suchen, denn der Buchstabe tödtet, der

Geist ist es, der lebendig macht. Das Geschlecht der Pharisäer ist leider noch immer nicht ausgestorben, es zählt Angehörige auch unter den Christen. Gar manche derselben, deren Gewissen beladen ist mit Sünden gegen das siebente Gebot, um von den anderen Geboten nicht zu reden, sind versucht, sich für gerecht zu halten, und mit dem stolzen Pharisäer aus dem Evangelium zu sprechen: „Ich danke dir o Gott, daß ich nicht bin, wie die übrigen Menschen, wie die Räuber und Ungerechten", weil sie ihre Hände frei bewahrt von Raub und Diebstahl. Als ob man nur durch Raub und Diebstahl sich am Eigenthume des Nächsten vergreifen könne. Das sind nicht gerade die größten Verächter des siebenten Gebotes, die schlimmsten Frevler am Eigenthume des Nächsten, welche zur Nachtzeit einbrechen und stehlen oder an offener Straße lauern, um zu rauben, es gibt noch andere Ungerechte, es gibt Betrüger und Wucherer, deren Unrecht das der Diebe und Räuber nicht selten weit übersteigt und dennoch nicht von ihnen erkannt noch geachtet wird. Das ist der Grund, weßhalb wir vom Betruge und Wucher eigens reden müssen. Heute will ich euch den **Betrug** in seinen verschiedenen Formen zeigen, um euch vor demselben zu warnen, damit Keiner von euch in Zukunft zu weit gehe und seinen Bruder im Geschäfte übervortheile und auf diese Weise der Rache des allheiligen und allgerechten Gottes anheimfalle.

Beginnen wir im Vertrauen auf den Beistand der heiligsten und liebreichsten Herzen Jesu und Mariä.

Durch Betrug sündigt man gemäß der Lehre des Katechismus, wenn man den Nächsten im Handel hintergeht mit falschem Maaß oder Gewicht, mit falschem Gelde oder schlechten Waaren. Der Betrug hat demnach große Aehnlichkeit mit dem Diebstahl. Wie der Dieb heimlich dem Nächsten von seinem Eigenthume entwendet, so ist der Betrüger darauf bedacht, im Handel die Unachtsamkeit oder Unwissenheit des Nächsten sich zu Nutzen zu machen; desgleichen ist der Wucher, von dem wir nächstens handeln werden, mit dem Raube verwandt, insofern der Wucherer die Nothlage des Nächsten mißbraucht, um sich Vortheil zu verschaffen. Der Betrug kann sich erstrecken auf den Preis, den man fordert, auf die Sache selbst, die man liefert, und endlich auf das Maaß oder Gewicht, nach welchem man eine Sache abgibt.

Was zunächst den Preis anbelangt, um welchen man irgend

eine Sache verkauft, so darf man bei Festsetzung desselben keineswegs nach Willkür verfahren, sondern muß sich stets innerhalb der Grenzen eines recht- und gesetzmäßigen Preises halten, wie diese durch die weltliche Obrigkeit oder durch allgemeine Schätzung der Leute bestimmt sind. Die Festsetzung der Preise durch die weltliche Obrigkeit, wie sie früher üblich war, ist in unseren Tagen fast ganz außer Brauch gekommen und eben dadurch der Habsucht gewissenloser Kaufleute und Handwerker Thür und Thor zu zahllosen Ungerechtigkeiten geöffnet. Mag die weltliche Obrigkeit Niemanden zur Verantwortung ziehen wegen unerlaubter Preise, die man im Handel fordert, der allheilige und allgerechte Gott verabscheut jegliches Unrecht und wird dasselbe rächen, gleichviel in welcher Weise es verübt wurde. Darum möge ein Jeder wohl Acht haben, daß er nicht zu weit gehe und seinen Bruder im Handel übervortheile, sei es, daß er beim Verkauf die Preise zu hoch stellt, sei es, daß er beim Einkauf auf ungerechte Weise sich niedere Preise erwirkt.

Da ein und dieselbe Sache oder Waare von Verschiedenen oft ganz verschieden geschätzt wird, so unterscheidet man für gewöhnliche Handelsgegenstände einen dreifachen Preis: den niedrigsten, unter welchen eine Sache gewöhnlich nicht geschätzt wird, den höchsten, welchen man nicht zu überschreiten pflegt, und den mittleren, welcher zwischen den eben genannten in der Mitte liegt. Auf den Kauf und Verkauf von Kunstwerken, Alterthümern und sonstigen Raritäten hat das Gesagte keine Anwendung. Für diese ist die Schätzung der Sachverständigen maßgebend, und in der Regel jener Preis als gerecht zu betrachten, um welchen Käufer und Verkäufer handelseinig geworden sind. Im Uebrigen aber gilt als Grundsatz: So lange Jemand beim Kauf oder Verkauf innerhalb der Grenzen des höchsten und niedrigsten Preises bleibt, so lange ist er von jeder Ungerechtigkeit frei. Wer dagegen beim Verkauf über den höchsten Preis hinausgeht oder beim Einkaufe irgend eine Sache unter dem niedrigsten Preis ersteht, der handelt ungerecht und ist zum Ersatze des ungerechten Vortheils verpflichtet; der erzielte Gewinn ist ein ungerechter und darf darum nicht behalten werden, es sei denn, daß bei einem sogenannten öffentlichen Verkaufe der betreffende Handel abgeschlossen worden wäre. Bei einem solchen Verkaufe wird die feilgebotene Waare stets dem Meistbietenden überlassen. Wer darum das höchste Gebot

gemacht hat und darauf hin in den Besitz einer Sache gelangt ist, der darf sie mit gutem Gewissen behalten, auch wenn er sie weit unter dem niedrigsten Preise erworben hätte. Dagegen wäre es Betrug, wenn man in einem Geschäfte oder sonst bei einem Handel jene Sache, die man käuflich erwerben will, absichtlich als schlecht und fehlerhaft, als wenig oder gar nicht brauchbar hinstellen würde, um auf diese Weise den Preis für dieselbe über Gebühr hinabzudrücken. Solch ungerechte Handlungsweise hat der Weise des alten Bundes im Auge, wenn er im Buche der Sprichwörter sagt (20, 14): „Schlecht ist's, schlecht ist's, sagt jeder Käufer; ist er aber hinweggegangen, dann rühmt er sich," nämlich des wohlfeilen Einkaufes halber.

Die Fälle, daß Jemand zu billig einkauft, sind verhältnißmäßig selten; viel häufiger dagegen geschieht es, daß man von Kaufleuten und Handwerkern überfordert wird, daß Letztgenannte Preise beanspruchen und entgegennehmen, welche der gelieferten Waare oder Arbeit weder an und für sich, noch nach der gewöhnlichen Schätzung entsprechen. Allen diesen möchte ich zur Warnung noch einmal die Worte des Weisen zurufen: „Vermögen ist gut, wenn das Gewissen von Sünden frei ist" (Eccl. 13, 30). „Wer aber mit fremdem Gelde sein Haus baut, ist wie Einer, der im Winter Steine sammelt," nämlich um im Winter zu bauen (ebendf. 21, 9). „Ein Mann, der reich zu weren eilt, ... weiß nicht, daß ihn Armuth überfallen wird" (Sprichw. 28, 22); denn „in Eil zusammengeraffter Reichthum nimmt ab, ein nach und nach mit Fleiß erworbener mehrt sich" (ebend. 13, 11). „Besser ist darum ein Wenig mit Gerechtigkeit, als viel Einkommen mit Unrecht" (ebendf. 16, 8). Das mögen sich namentlich jene Handwerker merken, welche in Folge getroffener Vereinbarung, obendrein vielleicht noch durch plötzliche Arbeitseinstellung, den Arbeitslohn über Gebühr zu steigern suchen, wie dies in unsern Tagen so häufig vorkommt; oder Arbeitsgeber, welche gleichfalls durch gemeinsame Verabredung den Arbeitslohn über die Grenze der Billigkeit hinabdrücken; auch Kaufleute, welche sich miteinander in Verbindung setzen, um einen übermäßig hohen und darum ungerechten Preis für ihre Waare zu erzielen. Alle diese gehen zu weit und benachtheiligen den Nächsten, weßhalb Gottes Rache sie treffen wird.

Der Betrug kann sich weiter erstrecken auf die Sache selbst,

indem man verdorbene oder unächte Waare für gute und ächte absetzt und dabei sich bezahlen läßt, als hätte man gute und vollwerthige Waare geliefert, oder indem man gute Waare fälscht. Wenn von Waarenfälschungen die Rede ist, so sind damit nicht jene Mischungen gemeint, welche Kaufleute vornehmen, um gewisse Waaren dem Wunsche der Käufer enſprechend billiger ablassen zu können. Diese Handlungsweise ist erlaubt, wofern man nur bei der Festsetzung des Preises gerecht und billig verfährt. Anders verhält es sich bei den Fälschungen, durch welche man den Nächsten hintergeht, um sich selbst einen ungerechten Vortheil zu verschaffen. Wahrhaft Unglaubliches liefert unsere Zeit auf dem Gebiete der Waarenfälschung. Alle hierhin gehörigen Fälschungen namhaft zu machen, ist ein Ding der Unmöglichkeit, so zahlreich sind dieselben. Nur von den gewöhnlichsten will ich einige erwähnen. Vielfach gefälscht sind die Stoffe, deren wir uns zur Bekleidung bedienen. Es gibt große Fabriken mit zahlreichen Arbeitern und Arbeiterinnen, welche aus abgetragenen Kleidungsstücken, aus zusammengekauften Lumpen sogenannte Kunstwolle verfertigen. Dagegen wäre noch Nichts einzuwenden, wenn nicht dieses wenig dauerhafte Fabrikat für ächte, frische Wolle verkauft würde. Bei der Anfertigung von Schuhen kommt statt des Leders nicht selten Holz und sogar Papier zur Verwendung; was mit starkem Garne zusammengefügt werden sollte, wird einfach mit Klebstoff aneinander befestigt, aber trotzdem als wasserdicht und unzerreißbar feilgeboten und verkauft. Sammet und Seide, Wollenstoff und Leinwand wird durch Beigabe von Baumwolle verschlechtert, deßungeachtet aber als reine Waare angepriesen und an die Käufer abgegeben. Selbst die nothwendigsten Lebensmittel unterliegen den verschiedensten Fälschungen, die so häufig sind, daß die weltliche Obrigkeit eigene Gesetze erlassen mußte gegen diesen Unfug. Es hält fast schwer, die nothwendigsten Nahrungsmittel rein und unverfälscht sich zu verschaffen. Das Brod, das wir täglich genießen, das aus reinem Roggenmehl hergestellt sein soll, enthält nicht selten fremde Zusätze, bestehend in gemahlenem Hafer, gemahlenen Bohnen und Lupinen oder sonstigen minderwerthigen und mindernahrhaften, oft auch gesundheitsschädlichen Substanzen. Das Weizenmehl wird sogar mit gemahlener Kreide oder gemahlenem Schwerspath vermischt und dadurch nicht nur zum Theil unverdaulich, sondern sogar giftig gemacht. Gewissenlose Metzger wissen das Fleisch kranker oder sogar verendeter Thiere

als gesundes an den Mann zu bringen, von anderen Betrügereien, die sie namentlich bei der Bereitung von Würsten und ähnlichen Präparaten sich erlauben, nicht zu reden. Der Rahmbutter wird Thierfett oder gar Kartoffelmehl beigefügt; die Milch, oft die einzige Nahrung kleiner Kinder, wird mit Wasser verdünnt oder durch Entrahmung entwerthet; Wein wird in den Handel gebracht, der kaum einen Tropfen natürlichen Rebensaftes enthält, sondern künstlich aus Blei- oder Traubenzucker, aus Spiritus und Heidelbeerensaft und aus anderen Mixturen hergestellt ist; würde man solche Fabrikate als Kunstwein bezeichnen und verkaufen, so läge nichts daran; allein man verheimlicht den wahren Ursprung dieser Getränke, man garantirt sogar deren Reinheit und Aechtheit. Aehnliche Fälschungen und Kunstgriffe erlauben sich hin und wieder Bierbrauer, um Hopfen und Malz zu ersparen, um sauer gewordenes Bier wieder schmackhaft zu machen. Wie schwungvoll in unserer Zeit die Wein- und Bierpantscherei betrieben wird, das beweist außer den zahlreichen Prozessen, die mit der Bestrafung der Pantscher endigen, schon der eine Umstand, daß es eigene Geschäfte gibt, welche die zu diesem Zwecke erforderlichen Surrogate herstellen und verschleißen. Mit großem Erfolge wird auch die Fälschung gewisser Gewürze betrieben. Staub und Asche wird dem gemahlenen Pfeffer beigegeben, Zimmet sogar aus den dünnen Brettchen der Cigarrenkistchen fabrizirt. Fürwahr, die Liebe zum Gelde, das Verlangen reich zu werden, hat den Menschen erfinderisch gemacht, leider auf Kosten der Redlichkeit und Nächstenliebe, ein Beweis, wie wahr das Wort ist, das einst der Völkerapostel an seinen Schüler Timotheus schrieb (1. 6, 9 und 10): „Die reich werden wollen, fallen in Versuchung und Fallstricke des Teufels und viele unnütze und schädliche Begierden, welche die Menschen in Untergang und Verderben stürzen; denn die Wurzel aller Uebel ist die Habsucht." Wie Mancher hat schon in Folge des Genusses gefälschter Lebensmittel Gesundheit und Leben eingebüßt! Wenn in unsern Tagen gewisse Krankheiten des Magens und der Eingeweide besonders häufig auftreten, so hat dieses gewiß auch zum Theil in der gewissenlosen Fälschung der Lebensmittel seinen Grund. Betrüger, welche sich derartige Fälschungen zu schulden kommen lassen, freveln darum nicht nur gegen das siebente Gebot, sie haben sich obendrein auch noch im fünften Gebote zu verantworten wegen des Schadens,

den sie dem Nächsten am Leben des Leibes durch ihre Fälschungen verursacht.

Als Betrug muß auch bezeichnet werden, wenn man schad- oder fehlerhafte Sachen in den Handel bringt, ohne daß man die Käufer auf solche verborgene Fehler aufmerksam macht, wofern dieselben wesentlich sind und die Brauchbarkeit oder den Werth einer Sache bedeutend herabmindern. Dabei ist es ganz gleichgiltig ob der Handel ein Kauf- oder Tauschhandel ist. Ist der Schaden oder Fehler einer Sache nur unbedeutend und liegt er offen zu Tage, so braucht man zwar den Käufer nicht darauf aufmerksam zu machen, immerhin muß man aber bei Festsetzung des Preises auf den vorhandenen Fehler oder Schaden gebührend Rücksicht nehmen. So wenig man wesentliche Fehler beim Verhandeln eines Gegenstandes verschweigen darf, ebensowenig darf man Vorzüge anpreisen, die in Wirklichkeit gar nicht vorhanden sind, um dadurch den Käufer zur Schließung des Handels und zur Zahlung eines unbilligen Preises zu bestimmen. Der Betrug dieser Art findet namentlich beim Viehhandel statt. Auch ist hier noch zu erwähnen der Betrug, dessen sich Falschmünzer schuldig machen, indem sie falsches Geld aus minderwerthigem Metalle anfertigen oder Geldscheine nachmachen und in Verkehr bringen. Betrug wäre es sogar, wenn man falsches Geld, durch das man getäuscht worden ist, weiter verausgaben würde, nachdem man die Fälschung erkannt hat. Den Schaden, der Jemandem aus der Annahme falschen Geldes erwachsen ist, muß dieser als Folge seiner Unachtsamkeit tragen, derselbe gewährt ihm nicht im Mindesten das Recht, Anderen den gleichen Schaden zuzufügen. Hier kommt der Grundsatz zur Anwendung: „Was du nicht willst, das man dir thu', das füg' auch keinem Andern zu," und: „Besser ist es, Unrecht leiden, als Unrecht thun."

Wir kommen nunmehr zur dritten Art des Betruges, die in der Anwendung falschen Maaßes und Gewichtes besteht. Nicht umsonst hat die weltliche Obrigkeit bestimmt, wie schwer das Gewicht, wie lang die Elle, wie weit das Schäffel sein soll. Ein Jeder ist im Gewissen verpflichtet, sich an diese Bestimmungen der Obrigkeit zu halten, sowohl beim Einkauf, wie beim Verkauf; wer beim Verkauf zu leichtes Gewicht, oder eine falsche Waage, zu kurze Elle oder zu kleines Schäffel anwendet, sündigt durch Betrug, übervortheilt seinen Nächsten, desgleichen ein Jeder, der beim Einkauf nach zu schwerem Gewichte oder zu großer Elle oder zu

großem Schäffel sich die Waare zutheilen läßt. Gibt der Verkäufer aus freien Stücken etwas zu, wägt oder mißt er reichlich, so ist das seine Sache, niemals aber darf der Käufer durch falsches Gewicht, falsche Waage oder falsches Maaß sich Vortheil zu verschaffen suchen. Es ist das so klar und einleuchtend für Jedermann, daß es überflüssig ist, hierüber weiter noch ein Wort zu verlieren. Die heilige Schrift warnt wiederholt und mit den nachdrücklichsten Worten vor solcher Ungerechtigkeit. Es wäre nur zu wünschen, daß ihre Mahnungen und Warnungen allerorts Beherzigung fänden. „Ihr sollet kein Unrecht thun in der Elle, im Gewichte, im Maaße. Richtige Waage, richtige Gewichte, richtiges Schäffel, richtiges Maaß!" so heißt es im 3. Buche Moses (19, 35 und 36). „Eine falsche Waage ist ein Gräuel vor dem Herrn, aber ein gerechtes Gewicht gefällt ihm wohl," „doppeltes Gewicht und doppeltes Maaß, beides ist ein Gräuel bei Gott." „Waage und Gewicht unterliegt dem Gerichte des Herrn," so mahnt der Weise im Buche der Sprichwörter (11, 1; 20, 10 und 16. 11). „Du sollst nicht zweierlei Gewicht haben, ein größeres und ein kleineres (das größere zum Einkauf, das kleinere zum Verkauf); auch sollst du in deinem Hause nicht ein größeres und ein kleineres Schäffel haben; gerechtes und wahres Gewicht sollst du haben, gerechtes und wahres Schäffel, auf daß du lange lebest im Lande, das der Herr, dein Gott, dir geben will; denn der Herr, dein Gott, verabscheut den, der solches thut, und er verabscheut alle Ungerechtigkeit," so heißt es wiederum im Buche Moses (V. 25, 13—16). Daß auch bei rechter Waage, rechtem Gewichte und rechtem Maaße noch mannigfache betrügerische Uebervortheilungen des Nächsten möglich sind durch gewisse Kunstgriffe im Messen und Wägen, das braucht wohl kaum besonders hervorgehoben zu werden. Was nützt der elende Gewinn, der in der einen oder andern Weise erzielt wird, den Betrügern? „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, an seiner Seele aber Schaden erleidet!" Wehe darum den Betrügern, die im Messen oder Wägen den Nächsten übervortheilen! Durch solche Ungerechtigkeit hat namentlich der Arme zu leiden, da dieser genöthigt ist, die zum Lebensunterhalte nothwendigen Gegenstände in kleinen Quantitäten, wie er sie gerade

braucht, zu kaufen. Gott der Herr, der sich nicht ohne Grund Vater der Wittwen und Waisen nennen läßt, wird solch schreiendes Unrecht, am Armen verübt, zu rächen wissen. Nicht umsonst hat er durch den Propheten gesprochen: „Verflucht sei, wer trüglich handelt!" (Mal. 1, 14). Höret noch, was der Herr durch den Propheten Michäas dem Betrüger androht (6, 8—15). „Ich will dir anzeigen, o Mensch, was gut sei, und was der Herr von dir fordert, nämlich: recht thun und Barmherzigkeit lieben und sorgfältig mit deinem Gott wandeln. Die Stimme des Herrn ruft zur Stadt, und Heil denen, die Deinen Namen fürchten! Höret ihr Stämme! Aber wer wird's annehmen? Noch ist Feuer im Hause des Gottlosen, Schätze der Ungerechtigkeit und zu kleines Maaß mit Zorn gefüllt. Soll ich gut heißen ungerechte Waage und trügerisches Gewicht im Säcklein, wodurch ihre Reichen voll des Unrechts werden? Ihre Einwohner reden Lüge und eine trügerische Zunge ist in ihrem Munde. Darum fang ich an, mit Verderben dich zu schlagen um deiner Sünden willen. Du wirst essen und nicht satt werden; deine Demüthigung wird in deiner Mitte sein. Du wirst nach Etwas greifen, aber es nicht retten, und was du rettest, gebe ich dem Schwerte. Du wirst säen und nicht ernten, du wirst Oliven keltern und dennoch dich nicht salben mit Oel, und Most, und doch keinen Wein trinken." Der Herr will sagen: So sehr ich auch mein Volk zur Gerechtigkeit gemahnt und vor Ungerechtigkeit gewarnt, es achtet nicht auf meine Mahnungen, es spottet meinen Drohungen. Darum bin ich genöthigt, strafend wider dasselbe einzuschreiten. Die ungerecht erworbenen Schätze sollen dem Feuer gleich des Betrügers Hab und Gut verzehren; vergeblich soll er sich mühen, umsonst bebauen seinen Acker, umsonst bestellen seinen Weinberg.

Die zeitliche Strafe ist natürlich nur das Vorspiel der ewigen. Im Gerichte wird es dereinst vom Betrüger heißen: „Du bist gewogen, aber zu leicht befunden." Die wenigen guten Werke können nicht aufwiegen die vielen Ungerechtigkeiten, welche den Betrüger in den höllischen Grund hinabziehen gemäß der Versicherung des heiligen Paulus: „Wisset ihr nicht, daß

Ungerechte das Reich Gottes nicht besitzen werden?" Ein schreckliches Beispiel zum Belege hiefür finden wir in der Geschichte des Cisterzienser-Ordens verzeichnet. Ein Kaufmann, der im Handel vielfach betrogen hatte, kam dem Tode nahe. Er ließ den Notar kommen, um sein Testament zu machen. Diesem diktirte er dann Folgendes: „Mein Leib soll der Erde übergeben werden, von der er genommen ist; meine Seele dem Teufel, dem sie gehört." Alle Anwesenden erschracken, als sie dies vernahmen, und glaubten das Fieber habe dem Kranken den Verstand genommen. Der Kranke aber wiederholte seine Worte und gab deutlich zu erkennen, daß er genau wisse, was er sage und thue. Er fügte obigen Worten noch die weiteren hinzu: „Meine Seele soll dem Teufel übergeben werden, ebenso die Seele meiner Gattin, meiner Kinder und meines Beichtvaters. Meine Seele, weil ich viel Unrecht gethan, die Seele meiner Gattin, weil sie mich hierzu angestachelt und genöthigt hat durch ihre Eitelkeit, die Seele meiner Kinder, weil ich Unrecht gethan, um sie zu bereichern, die Seele meines Beichtvaters, weil er mich losgesprochen hat, obschon ich unbußfertig und der Lossprechung unwürdig war." Alsdann starb er. Welches Loos ihn in der anderen Welt getroffen, daß ist unschwer zu errathen. Gewiß werden die Ueberlebenden sich sein trauriges Ende zu Herzen genommen und ihre Seele von allem ungerechten Gute frei gemacht haben. Möchten wir ein Gleiches thun, wenn wir mit ungerechtem Gut unser Gewissen beschwert!

Der größere Katechismus führt noch einige Arten von Betrug besonders an, die auch ich nicht mit Stillschweigen übergehen will. Es ist zunächst die Verrückung der Grenzsteine auf Feldern und Wiesen. „Du sollst nicht wegnehmen," spricht der Herr, „noch verrücken die Grenze deines Nächsten" (5. Mos. 19, 14). Die Sündhaftigkeit solcher Handlungsweise springt einem Jeden sofort in die Augen; sie ist um so größer, als sie in ihren Wirkungen zum Nachtheile des Nächsten fortdauert und für ewige Zeiten den Eigenthümer eines Theiles seiner Güter beraubt. — Als Betrug gilt auch jede Brandstiftung, die mit der Absicht verübt wird, von der Versicherungsgesellschaft die ausbedungene Entschädigungssumme zu erhalten. Alle derartigen Gesellschaften haften nur für solchen Brandschaden, der ohne Schuld des Versicherten entstanden ist. Wer darum absichtlich Feuer legt, verliert das Recht auf die Versicherungssumme; nimmt er sie deßungeachtet in

Empfang, so hat er die Gesellschaft um die ausbezahlte Summe betrogen. Dasselbe gilt auch von allen denen, welche bei einem zufällig entstandenen Brande den erlittenen Schaden höher angeben, als er in Wirklichkeit ist, oder welche für gerettete Sachen, die sie verheimlichten, sich die Entschädigungsgebühr entrichten lassen. Daß der Brandstifter obendrein auch noch für allen Schaden aufzukommen hat, den er den Nachbarn durch seine frevelhafte That verursacht, das versteht sich ganz von selbst; die heilige Schrift sagt dieß klar und bestimmt: „Wer Schuld daran ist, daß durch Feuer Schaden geschieht, der soll den Schaden ersetzen" (2. Mos. 22, 6). — Ferner machen sich noch der Sünde des Betrugs alle Jene schuldig, welche falsche Scheine oder Urkunden anfertigen; ein Beispiel hiefür liefert uns das Evangelium in dem Gleichniß vom ungerechten Verwalter, der die Schuldner seines Herrn zu sich kommen ließ und diese zur Fälschung ihrer Scheine zu bestimmen wußte. — Endlich Alle, welche unnöthige und ungerechte Prozesse führen oder die Richter und Zeugen bestechen, um sich in einem Prozesse ein günstiges Urtheil zum Schaden des Gegners zu erwirken. Ein furchtbares Wehe spricht der Herr durch den Mund des Propheten über die ungerechten Richter aus: „Wehe euch, die ihr das Gute bös und das Böse gut nennet, die Finsterniß zu Licht und das Licht zu Finsterniß machet, das Bittere in Süß und das Süß in Bitter verwandelt. . . . Wehe euch, die ihr dem Gottlosen Recht gebet um der Geschenke willen und dem Gerechten sein Recht nehmet. Darum, wie die Feuerflamme Stoppel frißt und der Flamme Hitze sie verzehrt, so wird ihre Wurzel zu Asche werden und ihr Sproß wie Staub auffliegen; denn sie verachten das Gesetz und lästern das Wort des Heiligen Israels. Darum ist ergrimmt der Zorn des Herrn wider sein Volk, er reckt die Hand dawider aus und schlägt es, daß die Berge beben und ihre Leichen wie Koth in den Gassen liegen. Und bei all dem wendet sich sein Zorn nicht ab, sondern seine Hand bleibt noch ausgestreckt. . . . Wehe denen, die Gesetze des Unrechts geben, die Beschlüsse fassen und Ungerechtigkeit vorschreiben, so daß sie im Gerichte die Armen unterdrücken und der Sache der Kleinen in meinem Volke

Gewalt anthun, die Wittwen zu ihrer Beute machen und die Waisen berauben. Was wollt ihr thun am Tage der Heimsuchung und des Unglücks, das von Ferne kommt? Zu wem wollt ihr fliehen um Hilfe?" (Js. 5, 20—25 und 10, 1—3). Werden etwa Jene, welche zu solchen Ungerechtigkeiten Anlaß geben, milder von Gott beurtheilt und gelinder bestraft werden? Wer das glaubt, der täuscht sich gewaltig; denn Gott nimmt furchtbare Rache an Allen, die Unrecht thun oder dazu verleiten.

O, könnte ich doch allen meinen Zuhörern diese Wahrheit recht tief ins Herz schreiben und sie mit heilsamer Furcht vor allem Betrug erfüllen, damit sie niemals im Handel und Wandel eine Ungerechtigkeit sich zu schulden kommen lassen! Wie manche Seele hat Satan dem höllischen Feuer gewonnen durch die Betrügereien, zu welcher er sie verführt hat! Die Sünde des Betrugs ist besonders gefährlich, einmal weil bei ihr das Unrecht auf scheinbar recht- und gesetzmäßigem Wege verübt wird; dann weil in Folge dessen solche betrügerische Ungerechtigkeiten ungestört fortgesetzt und vervielfältigt werden; die Folge davon ist endlich, daß das ungerecht erworbene Gut zu großen Summen anwächst, der Ersatz desselben allzeit überaus schwierig, und in vielen Fällen sogar unmöglich ist. Christliche Zuhörer! Ist euch euere Seele und deren ewiges Heil lieb und theuer, wollt ihr einst ruhig und selig sterben, o dann beherzigt, befolgt die goldene Regel:

Ueb' immer Treu' und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab;
Dann kannst du sonder Furcht und Grau'n
Dem Tod in's Auge schau'n.

Vierte Predigt.

Die Sünde des Wuchers.

„Mich jammert des Volkes." Mark. 8, 2.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

Möget ihr euch wundern, wenn in den Händen des göttlichen Heilandes sieben Brode dergestalt sich vermehren, daß viertausend Menschen gesättigt wurden, und staunen darob, daß sieben Körbe mit den Ueberbleibseln angefüllt werden konnten; ich meinestheils wundere mich weit mehr, wie es Gott vermag, seit Jahrtausenden schon täglich eine unzählbare Menge vernünftiger und vernunftloser Geschöpfe nicht allein zu speisen, sondern mit jener Nahrung zu sättigen, die dem Wesen und der Natur eines Jeden angemessen ist. Fürwahr, hiezu gehört nicht nur die göttliche Allmacht, sondern auch eine Güte, die keine Grenzen hat und auch durch Nichts sich ermüden läßt. Wenn Christus seine Zuhörerschaar in der Wüste mit Brod versah, so lag die Ursache im Erbarmen, das sein heiligstes Herz erfüllte, als er den Eifer bemerkte, mit welchem jene seine Lehre hinnahmen, drei Tage lang bei ihm verharrten, ohne an die Befriedigung ihrer leiblichen Bedürfnisse zu denken. Der himmlische Vater aber sendet Speise und Trank denen, die ihm ungehorsam und feindselig gesinnt sind und durch ihren Undank und ihre Laster ihn Tag für Tag mit neuen Beleidigungen überhäufen. War es bei Christus gewissermaßen eine Belohnung, die er dem geduldig und eifrig ausharrenden Volke erzeigen wollte, indem er zur geistigen Nahrung auch jene des Leibes noch hinzufügte, so ist es bei Gott reine Güte und eine unbegreifliche Barmherzigkeit, wenn er uns Sünder mit seinem Segen überschüttet.

Diese zärtliche Fürsorge, diese liebevolle Freigebigkeit, dieses unverdiente Erbarmen gegen uns, — welch andere Wirkungen soll es haben, als daß auch wir in ähnlicher Weise dem Nächsten gegenüber uns menschenfreundlich, hilfbereit und milde erzeigen? daß wir von dem, was uns gegeben ward, auch andern wieder geben und so vollkommen werden, wie unser Vater im Himmel vollkommen ist? Allein wer möchte es glauben, gerade diese freigebige Güte Gottes muß gar oft Anlaß zur Härte und Unterdrückung, zur Beraubung und Ausbeutung des Nächsten werden, der Segen Gottes wird umgewandelt in den Fluch des Armen, der Ueberfluß wird die Quelle der größeren Noth und des gräßlichsten Jammers Anderer. Und das geschieht zumal heutigen Tages in Folge eines Lasters, das, so verwerflich es von jeher der Menschheit erschien, dennoch immer mehr sich ausbreitet und dem nicht bloß herzlose Geizhälse, nicht bloß habgierige Judenseelen, sondern sogar solche sich ergeben, die doch sonst den Schein eifriger und gläubiger Christen verbreiten wollen. Dieses Laster aber heißt **Wucher.** Ob ich gleich schon einigemale dasselbe berührt und gelegenheitlich getadelt habe, so halte ich es dennoch der Mühe werth, einen eigenen Vortrag darauf zu verwenden, um Allen die Abscheulichkeit dieses Lasters klar zu machen. Dabei werde ich möglicherweise Manchem eine Sünde zeigen, die er, ohne es vielleicht zu wissen, begangen oder zu welcher er mitgewirkt hat. Drei Fragen stelle ich mir zur Beantwortung vor, die Fragen nämlich:

I. **Wer ist ein Wucherer?** II. **was thut ein Wucherer?** III. **was gewinnt er?**

Beginnen wir unter Anrufung der heiligsten Namen, uns empfehlend in die heiligsten Herzen Jesu und Maria! —

Es ist eine ausgemachte Thatsache, daß die Sünde des Wuchers gleich einer Krebskrankheit immer mehr um sich frißt und, so geheim sie auch zu Werke geht, um dem strafenden Arme der Gerechtigkeit sich zu verbergen, dennoch in ihren verderblichen Wirkungen immer deutlicher an's Tageslicht hervortritt. Es wird viel Wucher getrieben, das sagt uns täglich der Nothschrei und die zunehmende Verarmung, der gänzliche Ruin Vieler, die ihm in die Hände gefallen sind, das beweisen die vielfach künstlich herbeigeführten und hinaufgeschraubten Preise, das bestätigen die zahlreichen Urtheile, welche durch die irdische Gerechtigkeit über die des Wuchers Ueber-

wiesenen gesprochen werden. Trotzdem aber scheint man vielfach nicht im Reinen zu sein über den Begriff der Sünde, indem man manchen ehrlichen und erlaubten Gewinn einen Wucher nennt, während man umgekehrt einen offenbaren Wucher nur für eine günstige und wohlgelungene Spekulation hält. Darum beantworten wir uns zuerst die Frage: Wer ist ein Wucherer?

Einen mäßigen und billigen Gewinn für seine Mühen und Unternehmungen, für die gehabten Auslagen und auch für weggeliehenes Geld in Anspruch zu nehmen, ist erlaubt; denn wie sollten sonst gar viele Stände sich nähren und fortbringen? Wucher und somit Sünde wird es aber, wenn der Gewinn das erlaubte Maaß übersteigt oder aus der Noth Anderer gezogen wird. Ein Wucherer ist darum Jeder, der in theueren Zeiten das Getreide zurückhält und Andere hungern läßt, bis der Preis so hoch geworden ist, als er ihn Anfangs sich vorsetzte, der jede ungünstige Witterung, ein paar Tage der Trockenheit oder der Nässe, den Reif einer Nacht benützt, eine Steigerung der Preise hervorzurufen. Wohl wird es Niemand verwerflich finden, wenn der, welcher das Getreide baut, die Mühe der Aussaat und Aernte hat und tausend Beschwerlichkeiten sich unterziehen muß, sich hiefür Gewinn zu verschaffen sucht und zwar so viel, daß hiedurch die nöthig gewordenen Ausgaben gedeckt, Steuer und Abgaben bestritten und sein Schweiß bezahlt wird; Niemand wird fordern, daß man umsonst sich plage und zum eigenen Schaden die mühsam errungene Frucht eines ganzen Jahres losschlage; allein wenn das Getreide einmal in einem Werthe steht, daß es für denselben gebaut werden kann, soll es auch hingegeben werden, ohne daß man auf eine größere Theuerung warte. Behältst du es auch da noch auf dem Boden, dann darf man wohl in aller Wahrheit sagen, daß der Fluch über dir und in deinem Hause ruht, daß der Segen Gottes in die Sünde umgekehrt wird, und diese so lange dauert, als der Kornhaufe beieinanderliegt. Daß dem wirklich so ist, daß dieß nicht bloß eine vorgefaßte Meinung meinerseits ist, das sagt euch die heilige Schrift, welche hierin einen Wucher erblickt und mit den Worten sich äußert: „Wer Korn verbirgt, wird verflucht unterm Volke; aber Segen kommt aufs Haupt der Verkäufer" (Prov. 11, 26).

Eines Wuchers machen sich schuldig Alle, welche die Lebensmittel oder andere Bedürfnisse, Holz, Thiere zusammenkaufen oder ver-

hindern, daß sie dem öffentlichen Markte zugeführt werden, welche vielleicht mehr geben, als der Verkäufer verlangt, um dann selber diese Gegenstände späterhin theuerer zu verkaufen, um durch einen derartigen Aufkauf sich in den Stand zu setzen, allen andern die Preise zu machen und diese gerade nach Belieben hinaufzuschrauben, oder welche die Vorräthe, welche im Inlande nothwendig wären, in's Ausland liefern, weil dort mehr bezahlt wird, oder die endlich nur verkaufen zu den höchsten, unnatürlichen, für das Volk unerschwinglichen Preisen. Es ist wohl nicht zu läugnen, daß wir dieser Gattung von Wucher zum großen Theile die nunmehrigen hohen Preise zuzuschreiben haben, wenn auch sonst noch andere Ursachen mitwirken, die zu untersuchen ich mich nicht für berufen erachte; denn es ist ja heutzutage Alles Gegenstand der Spekulation geworden und es sind ihrer Hunderte, die im Großen, im Voraus schon einkaufen, bloß in der Absicht, Alles in die Höhe zu treiben, um wegen des schmutzigen Metalles den Wohlstand ganzer Städte und Staaten zu untergraben und die Noth bis auf die äußerste Spitze hinauszutreiben. Einzelne Unternehmer sind es, die Niemanden etwas kaufen lassen, was nicht sie zuvor gekauft, wovon sie nicht zuvor ihre Wucherprozente genommen haben.

Wucherer sind Jene, welche Geld ausleihen zu höheren Prozenten, als sie gestattet sind, oder einen Schuldschein fordern, der auf eine höhere Summe lautet, als sie hergeliehen ward. Jedermann weiß, daß es erlaubt ist, einen mäßigen Zins, etwa vier bis fünf, höchstens sechs Mark vom Hundert zu fordern und anzunehmen, letzteres nur bei besonders gefährlichen Geschäften, wo große Gefahr vorhanden, die dargeliehene Summe ganz zu verlieren, ein Zinsfuß, der meines Bedünkens schon hoch genug ist. Wer aber darüber hinausgeht, wer acht und zehn und vielleicht noch mehr Zinsen sich geben läßt, wer neunzig Mark gibt und Hundert sich verschreiben läßt, wer die Zinsen bei Auszahlung des Kapitals sogleich im Voraus zurückbehält, der ist ein Wucherer vor Gott und der Welt, mag auch der, dem er leiht, im Leichtsinn oder in der Bedrängniß eingewilligt, ja unaufgefordert höhere als die gesetzlichen Prozente geboten haben. Dasselbe gilt, wenn man sich Zinsen geben läßt vom Nächsten, der in der äußersten Noth sich befand und das entlehnte Geld sogleich zur Fristung seines Lebens verwenden mußte; denn so sagt die Schrift: „Deinem Bruder sollst du ohne Zinsen leihen, was er bedarf" (5. Mos. 23, 20).

Wucher ist es, wenn man die Noth des Nebenmenschen benützt, um ihm etwas weit unter dem Preise abzukaufen, absichtlich es darauf angelegt, dahin ihn zu bringen, daß er weggibt, was er außerdem hätte behalten dürfen, und es so ablassen muß, wie man gerade es zahlen mag. Dieß kann aber bei verschiedenen Dingen vorkommen und Gegenstände betreffen, die nicht bloß ihrem natürlichen Werthe nach höher stünden, sondern für den Verkäufer auch dadurch ein höheres Interesse haben, weil verschiedene Erinnerungen sich daran knüpfen, weil es ein Heiligthum oder Erbstück der Familie ist und darum desto unlieber und nur der größten Noth halber weggegeben wird.

Wucherer endlich möchte ich auch Jene nennen, welche darauf ausgehen, Güter zu kaufen, um sie zu zerstückeln und dann, also verkleinert und geschmälert, wiederum zu verkaufen zum eigenen Vortheil zwar, aber zum großen Schaden der Käufer, der Gemeinde und der ganzen Gegend. Alle diese und überhaupt alle Diejenigen, so die Verlegenheit und Dürftigkeit des Nächsten benützen, um sich zu bereichern und zu gewinnen, machen sich der fluchwürdigen Sünde des Wuchers schuldig. Fluchwürdig fürwahr darf ich sie nennen, da sie gegen Gott, gegen den Nächsten und gegen den Wucherer selber gerichtet ist. Wir werden das begreifen, wenn wir untersuchen, was der Wucher thut.

Ich weiß zwar, daß seine Ansichten in dieser Sache ganz andere sind, daß er sich zu entschuldigen und Vertheidigungsgründe für seine gewinnsüchtige Handlungsweise vorzubringen sucht, indem er sich einredet, daß er hier nur wieder gewinnen wolle, was er an andern Orten verloren habe, oder daß er nur klug und vorsichtig handle, den Bedürfnissen Anderer diene und zugleich den eigenen Vortheil sich wahre; allein so wenig Ungerechtigkeit er selber in seiner Handlungsweise auch finden will, er bleibt dennoch ein Ungeheuer und Blutsauger, ein höchst schändlicher und verachtungswürdiger Mensch. Welche Kühnheit oder vielmehr muß ich sagen, welcher Frevel! Was der gütige Vater im Himmel in seiner Liebe bescheert, womit er Alle erfreuen und ihnen das Leben auf Erden erheitern will, was der Gesammtheit gegeben ward, das wagt er für sich allein in Anspruch zu nehmen, um das entblödet er sich nicht, Andere zu betrügen und zu bestehlen. Frevelhaft und schmutzig ist zwar auch der Geiz; indessen kann der Geizige doch durch gerechte und erlaubte Mittel sich bereichert haben, und die Sünde, die er begeht, liegt

alsdann nur darin, daß er von seinem rechtmäßigen Eigenthume nicht den rechten Gebrauch macht, daß er nicht wohlthätig ist und mit der Armuth theilt. Frevelhafter und schmutziger ist aber ohne Widerrede noch der Wucher; denn nicht nur hält er beisammen, was er erwirbt, sondern er gewinnt nur durch die Ungerechtigkeit. Verachtungswerth und sündhaft sind Raub und Diebstahl; aber verachtungswerther und sündiger noch ist der Wucher; denn während der Dieb und der Räuber sich bloß an Menschen vergreifen, fällt der Wucherer Gott selber an, entreißt ihm, was er Andern zu geben entschlossen war, nimmt für sich hinweg, was für Andere gewachsen und bestimmt war. Er ist das gerade Gegentheil der Güte Gottes, da diese Allen wohlthun will, während er Alle zu unterdrücken und zu belästigen strebt, die göttlichen Gaben schändet und mißbraucht, indem er sie Andern verbittert und vertheuert. Wie sollte ich Anstand nehmen, ihn geradeaus einen Mörder des Nächsten zu nennen? Einen Mörder? Ja, einen Mörder, so viel dieses Wort auch in sich schließt und so schauerlich es auch klingen mag. Die heilige Schrift kann ich hiefür als Zeugen anrufen: „Das Brod des Armen ist das Leben des Armen; wer ihn darum bringt, ist ein Mörder. Wer das im Schweiße gewonnene Brod raubt, ist gleich dem, der seinen Nächsten tödtet" (Sir. 34. 25, 26). Aber er ist nicht einer jener Banditen, die mit einem einzigen Dolchstoße dem Leben eines Andern ein Ende machen, die nur ein- oder zweimal mit Menschenblut sich befleckt haben, sondern ein Ungeheuer, das mit Schlauheit und kluger Berechnung immer tiefer den Mordstahl in das Herz des Bruders zwängt und, je mehr derselbe zuckt und wimmert, je schmerzlicher er sich krümmt, desto innigere Freude empfindet und desto behaglicher sich fühlt und am ausgelassensten sich geberdet, wenn er recht Viele also getroffen hat. Die Sorgen, welche er den Familien bereitet, die Kümmernisse, die er seinen Opfern, jenen, welche ihm einmal in die Hände gefallen sind, verursacht, der Lebensüberdruß, welchen er in ihnen wachruft, wenn sie den unaufhaltbaren Rückschritt ihres Haushaltes sehen, die Thränen, welche die Wittwen vergießen, wenn er sie um das Ihrige gebracht und von ihren Häusern verjagt hat, der Jammer der Kinder, die Noth und Armuth, an der sie abzehren, das sind die Waffen, womit er die Tage des Nächsten verkürzt, vor der Zeit ihn in die Grube bringt, womit er zum Mörder wird.

Soll ich es aber hiebei noch nicht bewenden lassen, soll ich die Schilderung ganz vollenden, dann muß und kann ich eine solche Wucherseele nur mit dem Satan selber vergleichen. Herzlos ist der Wucherer dem Nächsten gegenüber, wie der Teufel; denn gleich ihm sinnt er darauf, Anderen nichts als Qual und Elend in Hülle und Fülle zu bereiten und daran sich zu ergötzen. Mit kaltem Blute beschwört er die bittere Noth künstlicherweise herauf über Tausende, herzlos untergräbt er die Ruhe und den Frieden unzähliger Familien, gleichgültig könnte er die halbe Welt neben seinen vollen Speichern und Kisten verhungern sehen, ohne eine Regung des Mitgefühls, ohne eine Thräne des Mitleides, und je gellender und erschütternder der allgemeine Hungerschrei zum Himmel aufdringt, um so süßer und erquicklicher tönt er in seinen Ohren wieder. Wo andere sich freuen, wo die Ernten gute Aussicht bieten, wo der Verkehr und Handel blühen, wo der Handwerksmann immer Lohn und Arbeit findet und überhaupt gute Zeiten sind, da schleicht der Wucherer finster und mißvergnügt umher, da gibt es für ihn allein schlechte Geschäfte und schlechte Zeiten; wo aber Mißwachs und Hungersnoth sich einstellen, wo die Arbeitslosigkeit auch Brodmangel nach sich zieht, da ist seine Freudenzeit gekommen; denn die schlechtesten Zeiten sind gerade für ihn die besten. Herzlos ist er, wie der Teufel; denn gleich ihm zeigt er sich gütig, hilfreich, nur um zu verderben. Wem der Satan eine freundliche Miene macht, wem er seine Dienste anbietet, der mag sich wohl vorsehen, da er gewiß nichts Gutes im Schilde führt und mit einer Judasmiene auf Verrath und Verderben ausgegangen ist; ebenso auch, wenn ein Wucherer sich irgend einem zugesellt oder freundlich thut. Hat der Wucherer einmal Jemanden mit der aufrichtigsten und wohlwollendsten Miene in sein Garn gelockt, so sucht er ihn immer mehr zu fesseln, bis schließlich kein Entkommen mehr möglich ist. Dem Vampire möchte ich ihn vergleichen; wie dieser dem Schlafenden mit seinen Flügeln Kühlung zuweht, um im Schlafe ihn zu erhalten, bis er alles Blut herausgesogen hat, so weiß auch der Wucherer seine Opfer mit Versprechungen und gleißenden Worten so lange hinzuhalten, bis er sie gänzlich ausgezogen und beraubt hat. „Alle Güter eines Wucherers,“ sagt darum der heilige Bernardin von Siena, „haben Zähne, sein Geld, sein Getreide, und mit denselben verzehren sie die Häuser, die Felder, die Kleider, das Geld, die Saat und alle Güter der Armen, und was noch schrecklicher ist, sie essen deren

Fleisch und Gebeine.“ Hat er nach und nach Jemanden so weit in Schulden gestürzt, daß dieser sich nimmer zu retten weiß, dann scheint er unter allen Aussprüchen des Evangeliums nur den einzigen sich gemerkt zu haben: „Bezahle, was du mir schuldig bist“ (Matth. 18, 28). Bei dieser Handlungsweise aber, das sieht wohl Jeder ein, bringt er sich selber um alle Ruhe des Herzens, da seine Berechnungen ihn allzeit in Spannung erhalten, beständige Sorgen ihn umgaukeln, und jeder auch noch so geringe Verlust mit herber Trauer ihn erfüllen muß; zugleich verliert er alle Achtung und Liebe, da man mit Abscheu ihn flieht, mit Verachtung von ihm redet und mit Verwünschungen ihn begrüßt. Somit ist er der erste Feind seiner selbst und der Zerstörer seiner Ehre und seines ehrlichen Namens.

Doch über die Nachtheile, die er sich selber zugefügt, wird uns die Beantwortung der dritten Frage noch mehr belehren. Also was gewinnt der Wucherer? Nun, was anderes, als wonach er dürstete, nämlich Geld, und zwar um so mehr Geld, je teuflischer er sein Handwerk treibt. Aber was soll er mit dem todten Mammon, der das Herz nicht sättigen und sein Verlangen nicht befriedigen kann, das er nicht mit in's Grab nehmen und an dem er jenseits das habgierige Auge nicht mehr wird sättigen können? O lasset ihn reich und vermöglich werden, so daß er Länder und Grafschaften kaufen und eine endlose Dienerschaft sich halten und alle Genüsse sich bereiten kann, nimmermehr wird es ihm genug sein, immer wird der fieberhafte Gelddurst ihn peinigen. Geld gewinnt er, aber ach, welch ein Geld! Klebt denn nicht der Fluch, das Blut, der Schweiß und die heiße Thräne des Armen daran? Kann er's berühren, ohne sich zu besudeln, kann er's betrachten, ohne sich im Innersten getroffen zu fühlen? Wiesen einst die Pharisäer den Verrätherlohn des Judas zurück, den dieser voll Entsetzen über seine verruchte That von sich geschleudert hatte, schauderten sie zurück vor dem Blutgelde, das sie selbst ausbezahlt hatten, wie kann der Wucherer seines Gewinnes sich freuen, den er zusammenraffte durch die Unterdrückung der Wittwen und Waisen und die Noth des Armen? Wenn er sich dem Vergnügen in die Arme wirft, muß nicht der Gedanke an die Seufzer und das Händeringen seiner Opfer alsobald es wieder vergällen? Wenn er bei vollbesetzter Tafel sitzt, muß nicht die Eßlust ihm vergehen, wenn er an die blassen und verzweiflungsvollen Mienen jener denkt, mit

deren Geld er sich jetzt eben Etwas zu gut thun will? Wenn er zu Bette geht, während der Nacht vom Schlafe erwacht oder Morgens wieder aufstehen will, wird nicht das Schreckgespenst verzweifelnder Armuth vor ihm stehen, wird ihm nicht einfallen, daß er Andere um ihre Lagerstätten, um ihr Obdach, um ihren sorgenfreien Schlummer gebracht hat? Und wie, wenn er auf dem Sterbebette sich herumwälzen wird, wenn die Sinne ihm schwinden und Leib und Seele anfangen werden, ihre Verbindung aufzulösen, ach wie müssen alle Verwünschungen, zu denen er Anlaß gab, all die traurigen Szenen, die er herbeiführte, in seinen Ohren wiederhallen, wie muß es seine eisige Seele zusammenschnüren, wenn er auf ewig von seinem Abgotte sich trennen soll, vom Gelde. Aber von was für einem Gelde! Ach, ein Geld, an dem der Fluch Gottes auf ewig haftet. Hat er wirklich seinen Reichthum bis dorthin erhalten, ward er ihm durch göttliche Zulassung nicht schon bei Lebzeiten entrissen, sind seine Thaler nicht zerronnen, wie sie gewonnen wurden, so wird doch das zusammengewucherte Vermögen seinen Erben nicht zu Gute kommen, sicherlich wird es nicht bis auf's dritte Glied hinausreichen. Ward der Fluch an ihm selber nicht erfüllt, so wird er um so deutlicher zum Vorschein treten an denen, die ihn beerben, indem das Unglück sie überall verfolgt, indem das erwucherte Geld in ihren Händen versiegt, wie eine Quelle im glühend heißen Sande, nachdem es zuvor ihnen zum Fallstricke geworden war, sie leichtsinnig und schwelgerisch, ausschweifend und träge gemacht und mit hundert Leidenschaften gegeißelt hatte.

Ist aber der Wucherer seinen Schätzen entrissen und eingetreten in die Ewigkeit, welch eine Qual mag er dort finden, zu welch ewigen Peinen verurtheilt werden; denn wer im Leben schon dem höllischen Geiste gleicht, der darf doch wohl im Tode nicht auf die Gesellschaft der Engel rechnen. „Wer auf Wucher gibt und darüber nimmt, — sollte der leben? Nein, er soll nicht leben; da er alle diese Greuel gethan, soll er des Todes sterben" (Ezech. 18, 13). Also hat es schon der Prophet Ezechiel ausgesprochen. Er hat der Güte des Herrn Gewalt angelegt, ist ihm in den Arm gefallen, da er freundlich austheilen wollte, hat an sich gerissen, was Andern zugedacht war, — soll er leben? Nein, er soll sterben und zwar den ewigen Tod. Er hat dem Dürftigen nicht nur nicht mitgetheilt, sondern sogar den letzten Bissen ihm noch zu entziehen und zu vertheuern ge-

trachtet, er hat tausend Thränen vergossen, den Säugling schmachten lassen, das Herz der Mütter mit düsterm Kummer erfüllt, viele Häupter in Sorge gebleicht, er hat den Nothschrei und Jammer seiner Mitmenschen gehört und dennoch ist er nicht weich geworden, dennoch fortgefahren in seinem Wucher, — soll er leben? — Nein, sterben soll er und zwar immer und immer erfüllt mit all dem Jammer, mit den Sorgen, mit dem Hunger und der Verzweiflung, die er Anderen bereitet hat. Er hat unter der Maske der Freundschaft den Verräther und Unterdrücker gemacht, hat Familien an den Bettelstab, Städte in Dürftigkeit, Reiche in Verfall gebracht, hat Vielen und Vielen die letzte Freude am Leben genommen und frühzeitig ihren Tod herbeigeführt, soll er leben? Nein, sterben soll er und ohne Aufhören sollen die Verwünschungen sein Herz zerreißen. O eine Seele, die nur am Gelde hing, nur an Gewinn dachte, Reichthum aus der Armuth zog und sonst nichts kannte, nichts scheute und keine Rührung empfinden mochte, kann nicht in den Himmel kommen, sondern findet nur im Abgrunde der Hölle ihre rechte Wohnstätte. Das ist der entsetzliche Gewinn, den der Wucherer für all seine Mühen hat, ein flüchtiges Entzücken am Glanze des Geldes, und darauf eine ewige Verzweiflung.

Christliche Zuhörer! Sollte wohl Jemand hier in dieser Schilderung sein eigenes Bild erkannt haben? Hätte sich vielleicht bei Einem das Gewissen geregt und ihm gesagt: Siehe, das hast du auch gethan, so hast du es auch schon gemacht, siehe, das bist du! Doch nein; weiß ich ja, daß Alle, welche diesem Laster dienen, nichts sorgfältiger meiden, als die Anhörung einer Predigt. Warum aber habe ich dennoch dieß Laster geschildert, wenn ich nicht hoffen darf, einen Wucherer zu bekehren! Es geschah, um euch zu warnen, daß ihr demselben keine Macht über euch einräumet. Diese erhält der Wucherer aber auf doppelte Weise: durch unsere Sünden und durch die Trägheit. Je lasterhafter eine Zeit wird, um so mehr sieht Gott sich genöthiget, sie zu strafen, um durch Noth und Theuerung die Menschen wieder zu sich zurückzuführen. Der Wucherer ist also eine Geißel in der Hand Gottes, womit er die Völker züchtiget, wenn sie ihn nicht mehr hören, wenn sie übermüthig werden, seine Gaben verachten oder zur Sünde mißbrauchen, wenn sie den Glauben verleugnen durch die Ausschweifung ihres Wandels. Bekehren wir uns zu ihm, dienen wir ihm von ganzem Herzen, dann wird er auch bessere Zeiten schicken und dem Wucher

schnell das Handwerk legen. Ein zweites Mittel, ihm zu entgehen, beruht im Fleiße. Wenn Alle ihre Hände regen und in ihrem Berufe thätig sein wollten, wenn man genügsam wäre und nicht in Nahrung und Kleidung über seine Standesverhältnisse hinaustreten würde, dann, wahrlich, würden Wucherer schlechte Geschäfte machen. Wo man aber statt zu arbeiten, die Zeit vertändelt in unnützen Besuchen, an Vergnügungsplätzen, wo durch leckerhafte Kost, durch kostspielige Kleidung mehr Geld verschwendet, als verdient wird, da wird man freilich von Wucherern borgen müssen, da ehrliche Leute solchen schlechten Wirthschaftern nichts mehr leihen mögen. Wo Gottesfurcht, Rührigkeit und Mäßigkeit in einem Hause herrschen, da hat der Wucherer keinen Zutritt, geschäftig zeigt er sich nur da, wo man selbst ihn herbeiruft durch Schwelgerei, Unglauben und Trägheit.

An uns also liegt es, allem Wucher schnell ein Ende zu machen und trotz aller seiner Anstrengungen ihn nicht aufkommen, uns von ihm nie umgarnen zu lassen, wenn wir nur immer des alten Spruches gedenken: Bet' und arbeit'; Gott gibt allzeit! Amen!

Fünfte Predigt.

Vom schuldigen Schadenersatz.

„Wie viel bist du meinem Herrn schuldig?"
Luc. 16.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

Wer gewissenloser genannt werden muß, der Verwalter des reichen Mannes oder dessen Schuldner, das möchte wohl schwer zu bestimmen sein; denn wenn diese so schnell bereit waren, zu ihren Gunsten einen falschen Schuldschein auszustellen, ohne Widerrede dem ungerechten Ansinnen des Verwalters nachzugeben, so mußten sie unstreitig ebenso schlecht sein, wie diese selbst. Klug im Sinne der Welt haben sie aber beide gehandelt; denn während die einen ihre Schuld um ein Beträchtliches vermindert sahen, mag wohl auch der Verwalter, als er seines Amtes wirklich entsetzt war, auf einige Zeit wenigstens bei dem einen oder andern seiner Betrugsgenossen ein Unterkommen gefunden haben; klüger aber hätten sie gethan und leichter wären sie gestorben und besser im Gerichte bestanden, wenn der Verwalter die früheren Veruntreuungen bereut und Ersatz zu leisten oder Nachlaß zu erlangen getrachtet hätte, und wenn die Schuldner lieber die ganze Summe bekannt, als zu einem solchen Unterschleife sich verstanden haben würden. So sehr nun auch ihre Handlungsweise den Grundsätzen des Rechtes und des Christenthums widerspricht, so wenig ihre Schlauheit für sie selber ersprießlich war, indem sie offenbar des göttlichen Segens sich beraubten und einer größeren Verantwortung sich schuldig machten, so steht dennoch ihre Handlungsweise keineswegs vereinzelt in der Welt, sondern wird täglich nachgeahmt; noch immer gibt es ungerechte Verwalter, welche veruntreuen und unterschlagen, wo sie

können, und Schuldner, welche anstatt von fremdem Gute sich frei zu machen, nur mehr noch an sich zu reißen suchen. Täglich hört man von Entwendungen und Betrügereien, von Beschädigungen und Uebervortheilungen; aber gar so selten sagt man uns von der Wiedererstattung und Zurückgabe des fremden Gutes. Fast keine Sache, wenn auch fest hinter Schloß und Riegel, ist sicher genug aufbewahrt, kein Eigenthum, ob werthvoll oder gering, gibt es, nach dem nicht die diebische Hand sich ausstreckt; von der unreifen Frucht des Feldes angefangen bis zu den Thalern in der eisernen Kiste und selbst bis zu den Opferpfennigen der Kirche unterliegt Alles der Veruntreuung. Wird nun das auch wieder gut gemacht? Habet ihr Alles, um was man euch betrog, wieder erhalten oder, was ihr selbst vielleicht nicht mit Recht besitzet, wieder zurückgegeben? Ich kann mich täuschen; aber mir scheint, es wird viel gestohlen und wenig gutgemacht. Wie muß darum die Abrechnung am jüngsten Tage einmal ausfallen und wie Viele wird der ungerechte Mammon ins Verderben stürzen; denn es steht unwandelbar fest, daß auch der letzte Heller bezahlt sein muß, ehe man in den Himmel eingehen kann: die Veruntreuung fremden Eigenthums hat nur dann aufgehört, wenn dieß wieder erstattet ist. Sicher wird es darum keine überflüssige Sache sein, wenn ich die **Grundsätze der Wiedererstattung** auseinandersetze und nach Kräften einzuschärfen suche. Der Inhalt des heutigen Evangeliums gibt mir deßhalb Anlaß, euch zu zeigen, **wer zum Rückersatze verbunden sei.**

Da indeß in dieser Beziehung nicht selten sehr leichtsinnige Grundsätze im Gange sind, so darf ich erwarten, daß Manche mit meinen Behauptungen nicht allemal einverstanden sein wollen; allein ich bemerke zum Voraus, daß ich nur das aussprechen werde, was Lehre der Kirche, was von der christlichen Sittenlehre, von allen Heiligen, von erleuchteten und gelehrten Männern, was von der Vernunft selber behauptet wird. Dagegen gibt es keinen Widerspruch, keine Ausrede. Zum Zeugniß für die Wahrheit meiner Aussprüche und zum Beistande rufe ich an die seligste Jungfrau Maria und meinen Herrn und Heiland Jesus Christus.

Zum Wiederersatze ist vor Allem Jeder verpflichtet, der sich im Besitze eines ungerechten Gutes weiß, gleichviel, auf welche Art er es erlangt, welchen Werth es hat, und wem es entfremdet ward. Es gilt hier der bekannte Grundsatz: Res clamat ad

Dominum, d. h. die Sache ruft nach ihrem Herrn, sie verlangt gleichsam immer aus des unrechtmäßigen Besitzers Händen zu ihm zu kommen, dem sie eigentlich angehört. Dieser hat das Recht, sein Eigenthum zurückzufordern, wo er immer es finden mag. Ungerechtes Gut kann man aber besitzen auf dreierlei Art: 1) indem man dasselbe rechtmäßig erworben glaubt, später aber vom Gegentheile sich überzeugt, 2) indem man wissentlich ungerechter Weise dasselbe sich zu eigen gemacht hat, 3) indem man zweifelt, ob es gerecht oder nicht gerecht sei.

Nehmen wir, um den ersten dieser drei Fälle uns deutlicher zu machen, ein Beispiel! Du hast meinetwegen von deinen Eltern ein Grundstück oder sonst etwas geerbt, hast dieses Erbe mit gutem Gewissen bisher für dein Eigenthum gehalten, überzeugst dich aber nunmehr, daß es früher mit Unrecht von deinen Eltern besessen wurde und eigentlich einem Andern gehört. Oder du hast etwas gekauft und später stellt sich heraus, daß es eine entwendete Waare gewesen ist. Mußt du nun dieß auch ersetzen? Es ist hier zu unterscheiden, ob die Sache noch vorhanden ist oder nicht. Im ersten Falle bist du gehalten, augenblicklich an den rechtmäßigen Eigenthümer sie zurückzugeben, kannst aber von denen, von welchen du sie gekauft oder erworben hast, Schadenersatz fordern; im zweiten Falle, wenn die Sache bereits verloren ging, verzehrt oder vertilgt ist, bist du zu keiner Wiedererstattung verpflichtet, aber wohl gemerkt, wenn du bis dahin mit gutem Gewissen sie als dein Eigenthum betrachtet hast. Nicht so aber verhält es sich, wenn du wissentlich ein fremdes Gut dir angeeignet oder besessen hast; denn in diesem Falle mußt du dasselbe nicht bloß zurückgeben, wenn du noch in dessen Besitze dich befindest, sondern auch es gut machen, wenn es zu Grunde ging, den einzigen Fall ausgenommen, daß es dem Eigenthümer zur nämlichen Zeit und auf dieselbe Weise oder eines inneren Fehlers halber zu Grunde gegangen wäre. Wie du nämlich einmal etwas unerlaubter Weise an dich gebracht hast, so stehst du für diese Sache ein und trägst allen Schaden, der daraus entsprungen ist oder den sie erlitten hat. Mag sein, daß die Sache ihrem Eigenthümer vielleicht auch zu Grunde gegangen wäre, daß er sie vernachlässigt und verdorben hätte; ihm steht es zu, mit derselben zu handeln und zu verfahren wie er will, während du nicht einmal das Recht hattest, sie an dich zu bringen, geschweige erst dieselbe zu verderben oder zu vernichten. Zu dieser Wieder-

erstattung sind somit verpflichtet Alle, welche mit Gewalt, also durch Raub, oder mit List und Schlauheit, heimlich und unbemerkt, also durch Diebstahl, fremdes Eigenthum sich verschafft haben, welcher Art dieß auch immer sei, Feldfrüchte, Hausgeräthe, Geld oder Geldeswerth; hiezu sind verpflichtet Alle, welche durch Betrug und Uebervortheilung sich Gewinn zu machen suchten, indem sie schlechte Waare statt der guten gaben, schlechte Arbeit lieferten, zu geringes Maaß und Gewicht gebrauchten, zu überhohen Preisen verkauften; es sind verpflichtet Jene, welche durch ungerechte Prozesse, falsche Schriften, unterschobene Scheine Andere um einen Theil ihres Besitzthumes, um Geld oder andere Dinge brachten; ferner Jene, die unnöthiger Weise dem Bettel sich ergeben und das Zusammengetragene verschlemmt haben, da sie bei Fleiß und Thätigkeit so viel hätten aufbringen können, um genügsam und ehrlich sich fortzubringen; es sind zur Wiedererstattung verpflichtet Alle, welche ihre leichtsinnig gemachten Schulden noch nicht bezahlt haben und keine Mühe sich geben, um sie zu tilgen; endlich Alle, welche des Wuchers sich schuldig gemacht haben, welche entlehnte Gegenstände, gefundene Sachen zurückbehalten, und überhaupt Alle, welche zum Nachtheile Einzelner oder Mehrerer mit einem Male oder nach und nach sich etwas verschafft haben, was nicht ihnen gehört, und was sie selber, wären sie die Beschädigten, Beraubten oder Uebervortheilten, als entwendetes und ungerechtes Gut erklären würden. Diese insgesammt haben ohne Zweifel die rechtswidrige Art ihres Erwerbes gewußt, können unmöglich eine Entschuldigung hiegegen vorbringen, wenigstens keine, die nach den Grundsätzen des Evangeliums und der Kirche, des allgemeinen Rechtes und der Vernunft giltig ist, und müssen somit ihren rechtswidrigen und unchristlichen Erwerb, das erstohlene und betrügerisch erworbene Gut bis zum letzten Pfennig wieder zurückgeben oder wenigstens ersetzen.

Außerdem kann man aber fremdes Gut auch noch im Zweifel besitzen. Zweifelt man schon beim Erwerbe an der Rechtmäßigkeit einer Sache, so soll man sie gar nicht sich aneignen. Wenn dir die Söhne eines Hauses Getreide zum Kaufe anbieten, wenn dir eine Tochter allerlei Gegenstände der Haushaltung, Mehl, Schmalz, Leinwand, Brod u. dgl. bringt, wenn die Dienstboten und sonst verdächtige Leute Holz, Eisen, Wäsche, Schmuckgegenstände, wenn dir Kinder Dinge anbieten, die wahrscheinlicher Weise nicht ihnen gehören, wenn sie dir Speisen und Anderes mittheilen, was wohl

die Eltern ihnen nicht geschenkt haben mögen, wenn sie für eine größere Summe Näschereien sich kaufen: dann sollst du so vernünftig sein und diese höchst wahrscheinlich entwendeten Gegenstände nicht kaufen oder annehmen, sondern sollst vielmehr deren Eltern und Vorgesetzte aufmerksam machen, damit sie gegen etwaige Veruntreuungen durch die eigenen Kinder und Dienstboten sich schützen können. Hast du ihnen aber dennoch abgekauft, dann bist du es deinem Gewissen schuldig, nachzuforschen, allen Fleiß anzuwenden, um herauszubringen, ob sie gestohlen sind oder nicht. Findest du, daß man sie veruntreut habe, dann mußt du Wiederstattung leisten und kannst dein Geld nicht vom wirklichen Eigenthümer, sondern von denen zurückfordern, denen du abgekauft hast. Erhältst du es von ihm nicht zurück, dann hast du doppelten Schaden zu tragen, indem du nicht nur nichts erworben, sondern auch dein ausgegebenes Geld noch verloren hast. Ich erkläre das noch einmal durch ein Beispiel. Du hast von einem Mann einen Schäffel Getreide um achtzehn Mark gekauft und erfährst hinterher, daß er ein Dienstbote sei, und da kommt dir der Gedanke, das Getreide könnte wohl entwendet sein; du besitzest es also im Zweifel. Du wirst hier dich nicht einfach beruhigen können mit dem gleichgiltigen Gedanken: Was kümmert das mich? sondern mußt dich erkundigen, und wenn deine Vermuthung sich als wahr herausstellt, so kannst du vorerst diesem Knechte auftragen, seine Veruntreuung zu ersetzen. Thut er's nicht, so mußt du, was du von ihm kauftest, dem wirklichen Eigenthümer zurückgeben, darfst aber deine achtzehn Mark von dem Diebe zurückverlangen. Gibt er sie, so ist es recht; gibt er sie nicht, so hast du den Schaden. Führen aber alle Nachforschungen nicht zur Lösung deines Zweifels, dann bist du gehalten, nach dem geringern oder größern Grade desselben, dem muthmaßlichen Eigenthümer oder den Armen wenigstens einen Theil zu geben für den Fall, daß der Zweifel schon vorhanden war, ehe die Sache erworben wurde; kam der Zweifel erst hintendrein, als du die Sache schon in gutem Glauben besaßest, so darfst du sie ruhig behalten. Das Beste ist, in zweifelhaften Fällen den Beichtvater um Rath zu bitten. Dieser wird in Folge der ihm zu Gebote stehenden Kenntnisse und Erfahrungen euch leicht helfen und, wenn ihr euch gehörig anklaget, richtig entscheiden können; steht diesem ja obendrein der heilige Geist mit seiner erleuchtenden Gnade zur Seite, damit er sein Amt zum Heile der Seelen verwalte.

Dieß sind die vorzüglichsten Grundsätze hinsichtlich der Rückerstattung, welche denen obliegt, die fremdes Gut sich angeeignet haben, es noch besitzen oder wieder verloren haben.

Es kann aber der Nächste benachtheiliget sein, ohne daß der Beschädigende einen Gewinn für sich hatte, und darum haben wir nun eine zweite Gattung von Ersatzpflichtigen zu betrachten, jene nämlich, die Schaden gestiftet haben. Ich muß aber hier, um nicht einseitig zu sein, und die Lehre vom schuldigen Schadenersatz euch vollständig vorzutragen, weiter ausholen, denn man kann Andere beschädigen nicht bloß an ihren zeitlichen Gütern, sondern auch in ihrer Ehre, an ihrem Leben, und an ihrer Seele. Welcherlei Art der Schaden nun auch sein mag, er muß allzeit nach Möglichkeit gutgemacht werden. Um nun zuerst vom Vermögen zu reden, so sind zum Ersatze des verursachten Schadens verbunden jene, welche dem Nächsten an seinen Aeckern, Gärten, Wiesen, Bäumen, in seinem Gewerbe und an seiner Wohnung einen Nachtheil bereitet haben, indem sie Bäume abschnitten oder abbrachen, über fremde Saatfelder gingen oder ihre Thiere auf denselben und in fremden Wiesen weiden ließen, die Früchte des Feldes irgendwie beschädigten oder verdarben, indem sie fremdes Vieh tödteten oder kränklich und krüppelhaft machten, indem sie seine Kundschaft ihm entzogen durch verleumderische Herabsetzung seiner Waaren oder Arbeit, indem sie seinem Hause Schaden zufügten, etwas daran verdarben, zerbrachen, zertrümmerten oder vernichteten. Da ihr mir unmöglich zumuthen könnt, die tausenderlei Arten muthwilliger, boshafter oder leichtsinniger und saumseliger Beschädigungen des Nächsten und insonderheit die zahllosen Nachtheile, welche den Herrschaften durch ihre Dienstboten zugehen, alle aufzuzählen, so will ich euch sogleich aufmerksam machen auf den Ersatz, den Diejenigen leisten müssen, welche Andern die Ehre gestohlen haben.

Dieß geschicht bekanntlich durch Verleumdung und Ehrabschneidung. Die Entwendung des guten Namens, die Entziehung der öffentlichen Ehre schlage ich wenigstens ebenso hoch und noch viel höher an, als manchen bedeutenden Diebstahl, für den man im Zuchthause büßen muß; denn die Ehre und das allgemeine Vertrauen ist ein geistiges Gut, daß Manchem, wenn es ihm gestohlen wird, nicht nur seine ganze Wirksamkeit raubt, sondern ihn auch sonst groß in Schaden versetzen kann. Und dennoch wird dieser Diebstahl täglich, am offenen Markte, von ganzen Gesellschaften und

an öffentlichen Vergnügungsorten, in Anwesenheit und unter Beistimmung vieler Menschen vollbracht. Ein giftiges Drachenzünglein sticht nach der Ehre eines Mitbruders, einer Mitschwester, und viele Zungen stechen nach, von Mund zu Mund, von Haus zu Haus bringt die verläumderische Rede weiter mit mancherlei Zusätzen, und bis sie dem Verläumdeten selber zu Ohren kommt, hat die Redseligkeit und die Zungendrescherei, das Geklatsche und die Niederträchtigkeit den letzten Rest seiner Ehre schon verzehrt. Mag ihn ein solches Unrecht, eine solch gewissenlose Verschwärzung noch so bitter kränken, — wer einmal schon verläumdet ward, weiß davon zu erzählen — die Verläumder und Verläumderinnen kümmern sich nicht darum. Aber einer ist, der sich darum kümmert und schreckliche Rache nehmen wird, der ewige Richter über den Sternen, dem keines jener schwarzen Worte entfallen wird. Um ihm zu entgehen, genügt es nicht, die Verläumdung bloß zu bekennen, sondern sie muß auch widerrufen und sonst gut gemacht werden durch zuvorkommendes und dienstfertiges Betragen, durch Hervorhebung der guten Eigenschaften und durch Gebet für die, so man verläumdet hat. Diesen Ersatz bist du schuldig, ob du die Verläumdung selbst aufgebracht, oder ob du sie weiter erzählt hast, und widerrufen mußt du, wenn auch zu deiner eigenen Schande, vor Allen, vor denen du verläumdest hast. Da es an Ehrendieben, an Verläumderzungen unter uns nicht fehlt, so gibt es nothwendiger Weise nicht Wenige, die hier Ersatz zu leisten haben. Möchte es bald geschehen, ehe es zu spät wird!

Eine weitere Beschädigung kann der Nächste erleiden an seinem Leibe, und dieser Schaden ist meist unersetzlich, weil der Beschädiger höchstens die Kurkosten, keineswegs aber den Verlust der Gesundheit oder eines Gliedes oder wohl gar des Lebens zahlen und vergüten kann. Wer im Zorne, in der Trunkenheit oder mit freier Ueberlegung, wer durch Herbeiführung einer Schlägerei oder Ueberbürdung mit Arbeit einen Anderen verstümmelt, krank, arbeitsunfähig gemacht hat, der muß, wenn dieser nicht darauf verzichtet, vor Gott und seinem Gewissen so viel ihm zum Ersatz reichen, als jener durch eine solche ungerechte Handlung verloren hat, und ihn erhalten, wenn er dadurch arbeitslos geworden ist, sowie dessen Angehörigen gewähren, was sie von dem Geschädigten bezogen hätten. Wie viele Kinder aber gibt es, die in Ewigkeit ihren Eltern die Gesundheit nimmer wieder geben und den Kummer ver-

süßen können, den ihr unordentliches und ungehorsames Betragen denselben bereitet hat! Wie viele gibt es, die durch den Verkauf schlechter und man darf fast sagen vergifteter Getränke, verdorbener Nahrungsmittel einer größeren Zahl ihrer Nebenmenschen bloß eines kleinen Gewinnes halber nach und nach das Leben abstehlen, wie viele, die anderen die Tage versauern und durch Verdruß, harte Behandlung das kurze Dasein noch mehr verkürzen, ohne dieß Alles je wieder gut machen zu können! An ihnen ist es, wenigstens durch Buße und gute Werke Gott zu versöhnen.

Der ärgste unter allen Diebstählen, den man an Gott selber und am Blute Jesu Christi begeht, durch welchen man mit Satan in einen Bund tritt, ist der Todtschlag, an der S e e l e des Nächsten verübt durch Verführung. Mußt du jeden Strohhalm ersetzen, um wie viel mehr die entwendete Seele deines Mitbruders! Aus deiner Hand wird sie Gott fordern, und wehe dir, wenn er sie nicht erhält; denn du hast sein Ebenbild und Christi Blut geraubt. Wenn du also Jemanden zu einer Sünde verführt hast, es sei durch eine ärgerliche Rede oder schlechte That und Lebensweise, durch unsittliche Gespräche und Lieder oder durch Fluchen und Schwören, durch Anreizung oder Ueberredung oder durch Drohung und Hinterlist, wenn du vielleicht die Veranlassung zu jahrelangen Gewohnheitssünden gewesen bist durch Unterhaltung einer Bekanntschaft, durch Leidenschaften, auf die du Andere aufmerksam gemacht, durch Laster, die du sie gelehrt hast, durch das schlechte Vorbild, das deine Kameraden, deine Kinder und Untergebenen an dir sehen, durch schlechte Bücher, die du ihnen zum Lesen gegeben, durch verführerische Zusammenkünfte und Gelegenheiten, die du geduldet hast, so mußt du ersetzen und zwar die Seele des Verführten. Wie aber? O des Jammers! Wie! das weiß ich selber nicht. Wenn der Verführte nicht auf deine Mahnungen hört, wenn er deinem Gebete sich widersetzt, dann kann ich keinen anderen Ersatz euch nennen, als daß ihr etwa andere, die williger sind, für Gott zu gewinnen suchet, durch Ermunterungen und durch die Anziehungskraft eines exemplarischen, ächt christlichen Wandels, und wenn auch das nicht möglich ist, dann bleiben nur Seufzer und zahllose Reuethränen mehr übrig. Der eine oder andere Ersatz muß aber geschehen.

Die Rückerstattung dehnt sich also, wie ihr seht, nicht bloß auf das zeitliche Gut, sondern auch auf die Ehre, auf den Leib und die Seele des Nächsten aus. Jeder ungerechte Besitz muß

zurückgegeben und jeder verursachte Schaden vergütet werden. Wir sind indeß noch nicht am Ende angelangt, sondern haben es noch mit einer dritten Gattung von Ersatzpflichtigen zu thun, nämlich mit den Theilnehmern am Diebstahle oder an der Beschädigung. Wie man aber theilnimmt, das sagen euch die sogenannten fremden Sünden. Ersatz sind demnach schuldig Alle, welche zwar die Beeinträchtigung Anderer nicht selber ausgeführt, aber doch sie befohlen haben, und dieser Punkt bezieht sich zunächst auf Herrschaften und Vorgesetzte; die gleiche Pflicht haben jene, welche hiezu Rath und Einschlag gegeben, die geeignete Zeit und Gelegenheit, den Ort und die Art der Beschädigung gerathen haben, wenn sie nicht vor Ausführung der That ihre Rathschläge zurückgenommen und widerrufen haben. Ersatz sind drittens Jene schuldig, welche mit Wissen und Willen in eine Benachtheiligung des Nächsten einstimmen, sowie Alle, welche hiezu durch Lob, Schmeichelei, Tadel ermuntern und auffordern. Ferner gehören hieher Jene, welche Dieben und Betrügern Aufenthalt gewähren, indem sie diese selbst oder die entwendeten Gegenstände in ihrem Hause verbergen, das veruntreute Gut kaufen oder verkaufen helfen, sowie Jene, die Antheil an der Erwerbung eines ungerechten Gutes oder an der Zufügung eines Schadens nehmen, indem sie selbst mithelfen oder Wache stehen oder sonst die Ungerechtigkeit begünstigen. Ersatz sind endlich jene schuldig, die stillschweigen, der ungerechten Handlung sich nicht widersetzen, sie nicht hindern, da sie doch könnten und sollten, und sie nicht aufdecken und offenbaren, da sie doch hiezu verpflichtet wären. Alle diese machen sich des Diebstahls, der Schadenstiftung mit theilhaftig und haben die Pflicht, für das zugefügte Unrecht, für den angestifteten Schaden einzustehen; jedoch ist zu unterscheiden, und sind folgende Regeln festzuhalten: Haben sie gemeinsam ein unrechtmäßiges Gut sich angeeignet und unter sich es vertheilt oder miteinander thatsächlich einen Schaden zugefügt, so müssen sie auch gemeinsam ersetzen und zwar nach Verhältniß ihres Antheiles, das heißt, so viel Jeder erhalten oder verdorben hat, so viel muß er auch gut machen. Thun sie dieses, so sind Jene, welche die Veruntreuung zwar begünstigt, aber für sich nichts genommen haben, von der Rückerstattung frei. Unterläßt aber Einer aus den Betheiligten, die ihn treffende Summe zu ersetzen, so haben die Andern für ihn einzustehen. Weigern sich Alle bis auf Einen, so hat wenigstens der Eine zu ersetzen und zwar auch das, was die übrigen trifft,

während er von diesen Schadenersatz fordern kann. Unterlassen aber Alle, die ungerechtes Eigenthum in Besitz nehmen, die Wiedererstattung, dann fällt diese Pflicht auf Jene zurück, die die Veruntreuung begünstigt oder nicht gehindert haben. Ich zeige euch diese Regel in einem Beispiele.

Nehmen wir an, daß etwa vier Personen mitsammen einen Schaden verursacht oder einen Betrug und Diebstahl im Werthe von sechzig Mark ausgeführt haben, während ein fünfter sie begünstigte, indem er hiezu gerathen oder die entwendete Sache aufbewahrt hat. Von diesen vier Personen hätten nun drei das gestohlene Gut unter sich so getheilt, daß der eine dreißig, der andere zwanzig und der dritte zehn Mark erhielt. Wie verhält es sich nun mit der Rückerstattung, und wer muß ersetzen? Offenbar diese drei und zwar der eine dreißig, der andere zwanzig und der dritte zehn Mark, das heißt, so viel als er genommen hat. Wenn aber der erste gewissenlos wäre und nicht ersetzen wollte, dann müßten die beiden Andern auch die ihn treffende Summe erstatten, indem sie die dreißig Mark halbiren, also Jeder fünfzehn Mark zu der ihrigen zurückgeben. Unterlassen aber dieß jene zwei, so muß der dritte, ob er gleich nur zehn Mark empfing, dennoch die volle Summe erstatten, kann aber von beiden Entschädigung verlangen. Würden aber diese drei insgesammt die Wiedererstattung unterlassen und lieber ewig verloren gehen, so müßte der vierte sie leisten, weil er mithalf, obgleich er nichts empfing. Versäumt auch dieser sie, dann fällt diese Pflicht auf den fünften, der zwar an der Entwendung keinen thätigen Antheil nahm, sie aber dennoch begünstigt hat. Es versteht sich von selbst, daß jene, denen die Ersatzleistung ursprünglich zugestanden ist, ihrer Verantwortlichkeit noch nicht enthoben sind und unmöglich ruhigen Gewissens sterben können, wenn auch andere für sie genug gethan haben; aber ebenso fest steht, daß diese für jene einzutreten haben, wenn jene nicht können oder nicht wollen; denn die ganze Sache muß an den Eigenthümer zurück, der ganze Schaden gut gemacht werden und nicht bloß ein Theil oder die Hälfte.

Das sind die Grundsätze, welche die Kirche von jeher aufgestellt hat, und die von der gesunden Vernunft gebilligt werden. Davon kann ich keine Silbe streichen und hinwegnehmen lassen, weil nicht ich sie gemacht, sondern nur die Forderungen des Rechtes ausgesprochen habe. Wer in der einen oder anderen Beziehung

sich schuldig weiß, wer unrecht Gut besitzt, am Eigenthume, an der Ehre, am Leibe oder an der Seele den Nächsten beschädigt hat, wer ein Mitgenosse oder Theilnehmer daran war, der muß ersetzen, daran läßt sich nichts ändern, von dieser Pflicht kann Niemand dispensiren. Steht es auch in der Vollmacht des Nachfolgers Petri, die schwersten Gräuel zu erlassen, von den verbindlichsten Geboten zu dispensiren, so reicht dennoch seine Gewalt nicht so weit, auch nur den Ersatz eines Pfennigs zu erlassen. So nothwendig ist derselbe, daß selbst der Empfang der heiligen Sakramente ein ungültiger oder unwürdiger wird, wenn die Veruntreuung einer Summe, die eine Todsünde begründet, nicht durch die Rückerstattung aufgehoben wird. Wäre aber eine Veruntreuung auch bloß eine läßliche Sünde, so wird es doch besser sein, sie gut zu machen, einmal, weil diese Summe wegen ihrer Niedrigkeit leicht zurückgegeben werden kann, dann weil es klüger ist, das fremde Gut jetzt und damit auch dessen Unsegen sich vom Halse zu schaffen, als unter den unaussprechlichsten Qualen im Fegfeuer erst es abzubüßen. Unrechtmäßiges Eigenthum, wenn auch ganz werthlos, kann man doch besitzen, so redlich man sonst zu sein sich müht, und darum befraget euch hierüber in dieser Woche, prüfet euch mit dem Zurufe: Was bist denn du vielleicht schuldig? Stellt sich dann auch ein Heller heraus, so trachtet ihn zurückzugeben, damit ihr ehrlich und redlich einst von hinnen scheiden könnet. Amen.

Sechste Predigt.

Gegenstand der Erstattung.

„O daß auch du, zumal an diesem deinem Tage, wüßtest, was dir zum Heile dient!" Luk. 19, 42.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

Jener Tag, welcher den göttlichen Heiland von Bethanien herkommend über den Oelberg in Jerusalem einziehen sah, war dennoch, so sehr es auch erscheinen möchte, nicht so fast des Herrn als vielmehr Jerusalems Tag. Umgeben von einer jubelnden und Hosannah rufenden Menge, spricht es der göttliche Heiland unter den mitleidvollsten Thränen aus: O daß auch du, zumal an diesem deinem Tage, wüßtest, was dir zum Heile dient! Ja, Jerusalem, öffne die Augen und sieh es, dein Tag ist angebrochen, jene letzte Gnadenfrist liegt vor dir ausgebreitet, deren treue Benützung dich vom unschuldigen Blute rein machen und vom Gottesmorde zurückhalten wird!

Wie Jerusalem, so hat auch jeder einzelne Mensch seinen Tag, einen Augenblick, in dem er den letzten Wurf thun und unwiderruflich sich entscheiden muß nach rechts oder links, nach oben oder unten. Zwar gibt es im Leben mehrere Zeitpunkte, von denen wir sagen können, sie seien unser, der Herr habe sie uns geschickt, damit wir einmal umkehren von den Wegen der Bosheit und von den Irrgängen der Sünde; so hatte ja auch Jerusalem mehr als einmal seinen Tag, indem seine Propheten, seine Feinde und verschiedene Unfälle oft und immer wieder zur Buße mahnten; allein wie mit jenem feierlichen Einzuge des Herrn für diese alte Sünderin der letzte dieser Gnadentage gekommen war, so kann auch derselbe für uns entweder schon vorübergerauscht oder vielleicht mit der

heutigen Sonne heraufgezogen sein. Niemand kann uns sagen, welches der letzte Tag in dieser Beziehung sein wird, an dem Gott in seinem Grimme die Hand von uns abziehen und uns der Verstockung anheimgeben wird. Wer möchte deßhalb, eingedenk jenes traurigen und schmerzvollen Ausrufes, jener heißen Thränen, jener liebenswürdigen Langmuth, welche das heutige Evangelium an Christus uns bewundern läßt, noch lange zögern und unentschlossen bleiben, wer wollte nicht wenigstens heute einsehen, was ihm zum Heile dienet; — heute, da die Kirche der ganzen katholischen Welt Verzeihung und Gnade und noch dazu den Nachlaß aller irdischen Sündenstrafen anbietet im Portiunkula-Ablasse? Um aber dessen und überhaupt eines vollkommenen Ablasses theilhaftig zu werden, genügt es noch lange nicht, bloß mechanisch und gewohnheitsgemäß die heiligen Sakramente zu empfangen, sondern es gehört dazu eine wahre, aus dem innersten Herzensgrunde hervorquillende Reue, eine entschiedene und standhafte Abkehr von der Sünde, wenigstens von jeder freiwilligen. Woran aber mag man diese ächte und aufrichtige Bußgesinnung am ersten und sichersten erkennen? was gibt uns Zeugniß, daß der Empfang der heiligen Sakramente nicht ein heuchlerischer und somit ungültiger, sondern ein aufrichtiger und wirksamer gewesen sei? — Von jeher hat man jener Buße das meiste Vertrauen ertheilt, die sich auch im Werke zeigte und namentlich bemüht war, die früheren Fehler wieder gut zu machen. Aussöhnung bei vorhergehenden Feindschaften, Lostrennung von bösen Gelegenheiten, Ablegung alter Gewohnheiten, die Zurückgabe des entwendeten Gutes, der Ersatz des verursachten Schadens gelten als die unzweideutigen Merkmale einer wahren Bekehrung. Bei einem davon wollen wir denn heute stehen bleiben und somit fortfahren in jenem Gegenstande, den wir vor acht Tagen behandelt haben. Ward uns dort klar, wer zur Wiedererstattung verpflichtet ist, so wollen wir heute untersuchen, **was zu erstatten sei.**

Wir beginnen im Vertrauen auf den Beistand des göttlichen Heilandes, indem wir rufen: gelobt und gebenedeit sei das allerheiligste Sakrament des Altars.

Vom Vogel Strauß erzählt man, daß er auf der Flucht vor dem, der ihm nachstellt, jedesmal, so oft er kein Entrinnen sieht, den ersten besten Busch, den nächsten Strauch benützt, darin sein Haupt zu verbergen, im Wahne, nun ganz versteckt zu sein und seinem

Verfolgern sich unsichtbar gemacht zu haben, wenn er selber sie nicht mehr sehen kann. In diesem thörichten Benehmen ahmen ihn manche Menschen nach, von deren Verstand man mehr Einsicht und Weisheit hoffen sollte. Haben sie nämlich ungerechtes Gut zu erstatten, werden sie verfolgt vom rufenden Gewissen, das dessen Herausgabe fordert, so knieen sie in den nächsten Beichtstuhl, bekennen halb und halb ihre Schuld, versprechen auch Rückersatz und heucheln Reue — wähnend, solchergestalt geborgen und gerechtfertigt zu sein, die ganze Pflicht der Rückvergütung abgethan zu haben. O des Unverstandes, als ob ein Werk durch einen Vorsatz schon abgethan, eine That durch ein Versprechen schon vollendet wäre! So wenig ein Haus aufgebaut ist, wenn ich dessen Aufführung bei mir beschlossen habe, ebenso wenig ist die Ersatzpflicht bereinigt durch Vorsätze und Versprechungen. Sie muß im Werke geschehen und da ist vor Allem das **ungerechte Gut** zurückzugeben, das man sich angeignet hat. Was du veruntreut hast, das mußt du zurückstellen: Geld, wenn du Geld, Früchte, wenn du Früchte, Thiere, wenn du Thiere, Geräthschaften, wenn du Geräthschaften genommen hast. Und wie diese Sache damals war, als du sie entwendet hast, du bist schuldig, sie in demselben Zustande zurückzugeben. Sollte sie deßhalb bei dir Schaden gelitten haben, oder sollte sie durch öftere Benützung schlechter geworden sein, solltest du sie zerbrochen, verstümmelt haben, so bist du gehalten, eine andere Sache, die den ursprünglichen Werth der unrechtmäßig erworbenen hat, an ihrer Stelle zu erstatten. Hätte also Jemand irgend ein Kleidungsstück sich angeeignet, dasselbe einige Zeit hindurch getragen, so würde es nicht hinreichen, in dem gegenwärtigen Zustande und in solch abgenützter Verfassung es zurückzugeben, sondern man müßte ein anderes dafür erstatten, das ebenso viel werth ist, als das entwendete zu der Zeit, da man es seinem Eigenthümer entzog. Wäre es aber nicht möglich, das fremde Gut, den nämlichen Gegenstand, den man zu sich nahm, wieder zurückzugeben, weil man ihn entweder verbraucht oder verloren hat oder in derselben Beschaffenheit nicht mehr auftreiben kann, so ist man doch gehalten, den Werth desselben in Geld oder andern Gegenständen oder auf sonst eine Weise zu erstatten. In diesem Falle — und das ist auch der gewöhnlichste — muß also die entfremdete Sache gewissenhaft geschätzt werden. Ich sage gewissenhaft; denn es würde natürlich nicht zureichen, wenn du hier zu deinem Vortheile rechnen würdest und

deine Wiedererstattung würde in diesem Falle vielleicht nur zur Hälfte oder zu drei Viertheilen erfolgen. Eine Quantität Holz, das du vielleicht, wäre es dein Eigenthum gewesen, nicht unter zehn Mark gegeben haben würdest, darfst du nicht zu sechs Mark oder noch geringer anschlagen; ein Kleid, das du, wäre es dir abhanden gekommen, zweifellos auf fünf bis sechs Mark verwerthet hättest, darfst du nicht auf drei bis vier Mark schätzen; denn hiebei würdest du neuerdings Ersatz schuldig bleiben. Daraus geht denn auch hervor, wie sehr diejenigen sich täuschen, welche leichtsinnig sich vernehmen lassen mit dem Worte: Es war etwas Unbedeutendes, etwas Geringes, was ich mir zugeeignet habe; es ist gar nicht der Rede werth gewesen und hat dem Besitzer keinen Schaden gebracht, er hat es kaum vermißt. Ja, du Schelm und Betrüger, weil du es nahmst, ist es werthlos; hätte man es aber dir selbst genommen, o dann weiß Gott, wie viel es werth gewesen wäre! Schlägst du schon einen solchen Lärm auf bei geringeren Dingen, kommst du also in Wuth und Zorn und sprichst so gräuliche Fluchworte, so fürchterliche Verwünschungen aus bei Kleinigkeiten, was hättest du erst gethan, wenn dir das entwendet worden wäre, was jetzt in deinen Augen freilich werthlos erscheint, da du es ersetzen mußt. O gewiß darf in den meisten Fällen die entwendete Sache noch einmal so hoch angenommen werden, als sie der Entwender selber angibt, wenn sie ihren eigentlichen Werth erreichen soll.

Das veruntreute Gut muß aber außerdem, daß es gewissenhaft geschätzt wird, auch noch zu jenem Preise angenommen werden, den es zur Zeit der Entwendung oder des Betruges hatte. Dieß gilt besonders von jenen Dingen, die mit der Zeit im Preise sinken oder steigen. Hätte also Jemand in einem Jahre, wo das Schäffel Getreide um sechzehn Mark verkauft wurde, so viel entwendet, daß man fünfzehn Mark daraus würde gelöst haben, so dürfte er nicht den gegenwärtigen Preis, der meinetwegen auf zwölf Mark steht, als Ersatzsumme berechnen, sondern er müßte den früheren Preis gelten lassen; — natürlich, denn er hat dem Eigenthümer ja mehr entzogen, er hätte, würde er schon früher gleich nach der That ins Gewissen gegangen sein, mehr ersetzen müssen.

Was ich bisher gesagt habe, das gilt nicht bloß von Dingen, die man unrechtmäßig in Besitz genommen, sondern auch von solchen, die man, ohne selbst einen Nutzen daraus zu ziehen, zerstört, also

von jedem schuldbaren Schaden, den man gestiftet hat. Es wird euch wohl noch frisch im Gedächtnisse sein, daß ich bei meinem letzten Vortrage euch darthat, daß man Andern an ihrem Vermögen, an ihrer Ehre, ihrem Leibe und ihrer Seele schaden könne. Was nun die drei letzten Punkte betrifft, so habe ich euch gleich angegeben, was zu ersetzen und wie dieser Schaden gut zu machen sei, nämlich bei Beschädigungen an der Ehre durch Widerruf, der auf gleiche Weise zu erfolgen hat, in welcher die Verläumdung ausgestreut wurde, mündlich oder schriftlich, und vor Allen, welche dieselbe vernommen haben. Bei Beschädigungen am Leibe sind die Heilungs- und andere daraus erwachsene Kosten zu tragen, und muß dem Beschädigten oder dessen Angehörigen, also wenn es ein Familienvater war, dessen Kindern so viel gereicht werden, als sie durch die ungerechte Handlung an ihrem Erwerbe, ihrem Unterhalte verloren haben. Bei Beschädigungen an der Seele, bei Verführungen zur Sünde aber ist man verpflichtet, die verführte Person wieder auf bessere Wege zu bringen oder wenigstens durch Gebet und gute Werke deren Bekehrung zu erflehen oder vielleicht Andere zu bekehren durch Wort und That, durch Zuspruch und gutes Beispiel. Hinsichtlich solcher Beeinträchtigungen aber, welche das Vermögen Anderer betreffen, gelten dieselben Grundsätze, die ich vorhin aufstellte, daß nämlich der verursachte Schaden gewissenhaft berechnet und dann durch Geld, Arbeit oder auf eine andere Art vergütet werden muß. Es kann hier auch der Umstand keine Ausnahme begründen, daß der entwendete oder beschädigte Gegenstand, wenn du ihn nicht entwendet oder beschädigt hättest, durch einen Andern entwendet oder beschädigt worden wäre; denn als der wirkliche unrechtmäßige Besitzer oder Beschädiger bleibst du verpflichtet zur Wiedererstattung, weil dadurch, daß ein Anderer eine Ungerechtigkeit würde begangen haben, die du wirklich begangen hast, deine Ungerechtigkeit nicht aufhört, Ungerechtigkeit zu sein. Einer müßte ersetzen, und offenbar trifft hier die Reihe denjenigen zuerst, der sich thatsächlich am Eigenthume des Nächsten vergriffen hat. So wenig du dich herbeilassen würdest, eine Veruntreuung, die du bloß beabsichtigt, die aber ein Anderer vollbracht hat, zu ersetzen, wie du vielmehr diesen als zur Rückerstattung verpflichtet erklären würdest, ebenso wenig kannst du in solchem Falle die Pflicht des Ersatzes von dir weisen und derselben dich entschlagen.

Hienach ist man also schuldig, die entwendete Sache selber oder

deren Werth und den verursachten Schaden in seinem ganzen Umfange zu ersetzen. Dazu kommt aber zweitens auch noch die Zurückgabe des **Gewinnes**, den du entweder selbst daraus gezogen hast oder den du Anderen entzogen hast. Was du auf unredliche Weise dir verschafft hast, das blieb, so lange du es auch inne haben mochtest, immer Eigenthum seines Herrn, dem es somit auch Früchte brachte, und der befugt ist, sie zurückzuverlangen. Ein Apfelbäumchen, das du mit Unrecht in deinen Garten pflanztest, trägt seine Früchte nicht dir, sondern dem, welchem es wahrhaft zugehört; denn es würde dieselben auch hervorgebracht haben und vielleicht in noch größerer Anzahl, wenn du es an seinem Platze belassen hättest. Sollte es aber dir auch keinen Gewinn abgeworfen haben, so folgt daraus noch keineswegs, daß es seinem Eigenthümer gleichfalls verdorben oder unter seiner pflegenden Hand gleichfalls früchtelos geblieben wäre. Dieser Gewinn, der gleichfalls erstattet werden muß, kann aber oftmals nicht unbedeutend sein und den Ersatz selber sehr erschweren. Ich will dieß in einigen Beispielen zeigen.

Nehmen wir an, es hätte Jemand eine Summe Geld, etwa einige hundert Mark, entwendet, dieses Geld nutzbringend angelegt, in seinem Geschäft verwendet und daraus reichen Gewinn gezogen. Offenbar ist er nun schuldig, mit der entwendeten Summe auch zugleich allen Gewinn zu erstatten. Würde er aber dieses veruntreute Geld ausgegeben, ohne Zinsen verbraucht oder wohl gar verschlemmt haben, so wäre er nichtsdestoweniger auch zum Ersatze der Zinsen verpflichtet, falls der Eigenthümer nicht etwa diese Summe todt hätte in der Truhe liegen lassen. Wenn nun seit dem Diebstahle zehn Jahre verflossen wären, so hätte er auch den Zins zu erstatten, den die zweihundert Mark innerhalb dieser Zeit abgeworfen hätten. Da aber derselbe zu vier Prozent gerechnet in einem Jahre acht und in zehn Jahren achtzig Mark betrüge, so wären statt der entwendeten zweihundert Mark zweihundertachtzig Mark zu ersetzen. Auf diese Weise müßte Einer, der ein Thier ungerecht in Besitz nahm, alle Jungen desselben innerhalb dieser Zeit ersetzen und hätte nach einigen Jahren vielleicht eine kleine Heerde zu erstatten. Unstreitig am höchsten würde aber die Summe sich belaufen, wenn man Getreide, das zur Aussaat gebraucht wird, sich angeeignet hätte. Da hier ein einziges Körnlein vielleicht einen Halm mit zwanzig und dreißig Körnern bringen, also um das Zwanzig- und Dreißigfache sich vermehren würde, so würde der

Ersatz schon im ersten Jahre das Zwanzig- und Dreißigfache vom Entwendeten betragen. Dieses wieder ausgesät, gäbe eine noch größere Vermehrung, so daß nach wenigen Jahren eine schreckenerregende Summe zu erstatten wäre. Hätte einer mit ungerecht erworbenem Gute zu wirthschaften angefangen und zu großem Reichthume es gebracht — was freilich selten sein mag, da, wie die Erfahrung uns sagt, unrecht Gut nie Nutzen bringt — so wärest du im Gewissen verpflichtet, Alles wieder abzutreten und arm zu werden wie vorher. Zur Zurückgabe des Gewinnes ist selbst derjenige verpflichtet, welcher mit gutem Gewissen eine Sache besessen hat. Kann man einen solchen auch nicht anhalten, die Sache selbst zu erstatten, wenn sie verloren oder zu Grunde ging, ehe er zur Einsicht seines unrechtmäßigen Besitzes gelangt ist, so hat er dennoch den erzielten Gewinn auch in diesem Falle hinzugeben und zwar einfach deßhalb, weil er nicht aus seinem Eigenthume ihn gezogen. Nur Eines darf abgerechnet werden, der bestrittene Aufwand und die erforderliche Mühewaltung. Jene Kosten, welche der Unterhalt einer entwendeten Sache verursacht hat, jene Mühe und Ausgabe, welche natürlicher Weise auf sie verwendet werden mußten, dürfen in Abzug kommen, da auch der Eigenthümer sie gehabt hätte. Wer ein Pferd geraubt hätte und dasselbe nach Verlauf eines Jahres wieder erstatten wollte, müßte zwar Alles das ersetzen, was er mit demselben gewann, könnte aber die Auslagen für Futter und andere Bedürfnisse, welche die Erhaltung eines solchen Thieres nothwendig mit sich bringt, abziehen.

Noch haben wir aber einen dritten Punkt zu berücksichtigen, der gleichfalls bei der Wiedererstattung in's Auge gefaßt werden muß, — der **Schaden** nämlich, der mit der Entwendung selber verbunden war oder daraus dem Eigenthümer erwachsen ist. Wer, um fremdes Gut sich anzueignen, erst noch verschiedene Beschädigungen sich erlauben mußte, indem er Schlösser verdarb, Thüren aufsprengte, indem er den das Haus bewachenden Hund tödtete oder sonst Schaden zufügte, der hat seiner Pflicht nur dann Genüge geleistet, wenn er auch diesen Schaden mit vergütet. Ebenso verhält es sich, wenn durch die Veruntreuung dem Besitzer ein besonderer Nachtheil zuging, wenn etwa eine Sache unbrauchbar geworden oder der rechtmäßige Eigenthümer in bedeutende Verlegenheit gekommen ist. Hätte also Jemand aus einem Gefäße, in dem irgend eine Flüssigkeit oder ein Getränk aufbewahrt wurde, eine Quantität desselben sich ange-

eignet, während die übrige entweder unbrauchbar und ungenießbar geworden oder ausgeronnen ist, oder würde man Einen, dem öffentliche und fremde Gelder anvertraut waren, durch Entwendung derselben in Untersuchung gebracht, von seinem Amte entfernt haben, so wäre man schuldig, alle diese Nachtheile zu ersetzen. Was Leute, die man durch eine ungerechte That an den Bettelstab brachte, an Almosen empfangen haben, das hat der Beschädiger eigentlich mitgestohlen und bleibt darum zu dessen Ersatz verpflichtet.

Fassen wir nun das Bisherige noch einmal zusammen, so beantwortet sich die Frage: Was muß ersetzt werden? kurz folgendermaßen: Man ist verbunden, das fremde Gut selber in dem Zustande, in dem es zur Zeit der Entwendung sich befand, oder statt dessen wenigstens den entsprechenden Geldwerth zurückzugeben, überdieß aber noch den damit erworbenen Gewinn auch dann, wenn man selber nicht, wohl aber der Eigenthümer einen solchen Gewinn daraus gezogen haben würde, und auch den Schaden zu vergüten, der jenem durch die ungesetzliche Aneignung seiner Habe zugefügt wurde.

Daß aber die Wiedererstattung also zu geschehen habe, das sagt schon die bloße Vernunft; denn was heißt denn wiedererstatten? Offenbar wohl nichts Anderes, als eine begangene Ungerechtigkeit wieder ausgleichen, ein verletztes Recht wieder gut machen. Diese Ausgleichung, diese Vergütung einer Ungerechtigkeit findet aber nur dann statt, wenn das Unrecht nach seinem ganzen Umfange, in allen seinen Theilen und Folgen aufgehoben ist. Würdest du nur einen Theil vergüten, so würde in Bezug auf den andern Theil die Ungerechtigkeit und somit auch die Sünde noch fortbestehen. Auf diesem Grundsatze beruhen auch die Gebote, welche Gott dem israelitischen Volke in Betreff der Wiedererstattung gab. Wenn Geld oder Geräthschaften gestohlen wurden, und der Dieb wurde entdeckt, so mußte er das Gestohlene oder dessen Werth doppelt ersetzen; beim Viehdiebstahl genügte aber dieses nur dann, wenn das gestohlene Vieh beim Diebe noch lebend vorgefunden wurde; war es schon verkauft oder geschlachtet, so mußte ein Schaf vierfach, ein Rind sogar fünffach ersetzt werden. Ein Verhehlen gefundener oder ein Verläugnen anvertrauter Sachen, wie überhaupt betrügerischer Erwerb zog zwar bloß einfache Wiedererstattung, jedoch um den fünften Theil vermehrt und dazu noch ein Schuldopfer nach sich. Alles dieses findet sich im zweiten Buche Moses auf-

gezeichnet, und daraus, daß Gott selbst eine höhere Ersatzsumme verlangt, als die entwendete betrug, folgt nicht bloß, wie sehr er den Diebstahl verabscheut, sondern auch, wie unabänderlich er darauf dringt, daß die ungerechte Handlung vollständig wieder gut gemacht wird.

Das, geliebte Zuhörer, soll denn auch vollständig und sobald als möglich geschehen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die Sünde, wie die Kirche mit dem heiligen Augustinus lehrt, so lange nicht aufgehoben wird, als das Entwendete nicht zurückgegeben ist. In einer Sünde aber verharren, das heißt gegen den heiligen Geist sich auflehnen, in der Unbußfertigkeit bleiben und dadurch eines Frevels sich schuldig machen, der nach dem Ausspruche Christi weder in dieser noch in jener Welt erlassen werden kann. In diesem Falle wirst du also höchst wahrscheinlich auch auf dem Sterbebette den schuldigen Ersatz nicht leisten wollen. Angenommen aber, daß du willst, wirst du dort auch können? Wird nicht die Ersatzsumme bis dorthin sich bedeutend vergrößert haben und dir noch schwerer fallen, da du jetzt eine geringere zu zahlen nicht über dein Herz bringen kannst? Mußt du nicht vielleicht als ein Todtkranker die Wiedererstattung deinen Angehörigen und Erben anvertrauen und bist du sicher, daß sie deinen Auftrag vollziehen werden? Wenn aber nicht, wie wird es mit dir stehen, da du schuldbarer Weise diese Pflicht so lange hinausgedehnt hast! O, es gibt Kinder, welche den Eltern nicht einmal die Seelenmesse stiften mögen, die Gottesdienste und Gebete nicht verrichten lassen, die ihnen aufgetragen wurden, und die sie selber zugesichert haben; — wie werden sie erst erstatten, zumal wenn die Summe von einiger Bedeutung ist?

Wenn du also etwas zu machen, ungerechtes Besitzthum zurückzugeben hast, so thu es bald und thu es selber, weil du eher deiner Sünde ledig wirst und auf Andere dich nicht verlassen kannst. Sonst möchte auch an dir die Drohung des Herrn sich erfüllen. Grimmigen Feinden gleich umzingeln vielleicht die Sünden wider das siebente Gebot dein Todtenbett, von allen Seiten werden sie dich ängstigen und kein Stein wird auf dem andern bleiben. Das ungerechte Gut wird an deinem Eigenthume fortzehren, bis es ganz von ihm verschlungen ist, bis es alle Steine deines Hauses aufgenagt hat, und dieses, wenn auch erst nach deinem Tode, in Schutt und Asche kehrt, während Kinder und

Kindeskinder den Bettelstab in der Hand von Thüre zu Thüre ziehen, lebendige Denkmäler deiner Ungerechtigkeit und warnende Beispiele des hiedurch ihnen bereiteten Fluches. Selig sollst, selig mußt du werden. Das ist aber unmöglich ohne vollständige Rückerstattung; denn noch weniger als der Tempel zu Jerusalem ist der Himmel eine Zufluchtsstätte für Diebe und Räuber. „Wisset ihr nicht," schreibt der Apostel (1. Cor. 6, 9, 10), „daß die Ungerechten nicht zum Besitze des Reiches Gottes gelangen werden? Hintergehet euch doch nicht selbst; denn weder Unzüchtige noch Götzendiener, weder Ehebrecher noch Diebe, noch Räuber werden das Reich Gottes besitzen." Wer solcher Sünde in seinem Gewissen sich anzuklagen hat, der möge doch heute und für alle Zeit der Thränen Christi, die auch ihm gelten, eingedenk bleiben und achten auf das Mahnwort: O daß auch du, zumal an diesem deinen Tage, wüßtest, was dir zum Heile dient. Amen.

Siebente Predigt.

Wem ist zu erstatten?

„Ich gebe den Zehent von Allem, was ich besitze."
Luk. 18, 12.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

Zum Sprechen ähnlich hat uns der göttliche Heiland in den wenigen Worten, die ihr eben vernahmet, das Bild aller Jener gezeichnet, die voll der Heuchelei und des Stolzes gleich den Pharisäern seiner Zeit verächtlich über Andere hinwegblicken, indem sie sich selber für gerecht halten. Wie viele gehen immer noch auf der Erde herum, sich brüstend und selbst überschätzend, da sie nach Außen hin den Schein der Ehrlichkeit und Rechtlichkeit zu wahren, alle gesetzlich strafbaren Handlungen und Excesse zu meiden und sogar dann und wann das Aushängeschild der Religion und des gottesdienstlichen Eifers anzubringen wissen? Weil sie eine gewisse Ordnung und Pünktlichkeit in ihrem Geschäfte, in ihrem Amte einhalten, weil sie mit der Polizei und dem Schwurgerichte noch nichts zu thun gehabt haben, weil man ihnen keinen Ehebruch und Meineid vorwerfen kann, und noch kein Gefängniß sie mit seinen Mauern umschloß, weil sie an gewissen Tagen des Jahres, und wenn es noch weiter kommt, sogar alle Sonntage um acht oder zehn Uhr einer heiligen Messe vom Credo bis zur heiligen Communion anwohnen, d. h. ein Viertelstündchen gaffend und gedankenlos in der Kirche stehen; darum sind sie mit sich selber unaussprechlich zufrieden, halten sich für die rechtschaffensten und religiösesten Leute und blicken höhnisch sowohl nach denen, die mehr thun, der Gleißnerei sie beschuldigend, als auch nach jenen, deren Vergehen stadtkundiger sind, der Schlechtigkeit und Nichtsnutzigkeit sie bezichtigend.

„Gott, ich danke dir, daß ich nicht bin wie andere Leute", spricht so ein rechtschaffener Mann, ein Räuber, ein Betrüger, ein Ehebrecher . . ich gebe Steuern und Abgaben, ich komme meinem Dienste nach, ich gehe in meine Kirche und Niemand kann mir Etwas nachsagen. O ja, Niemand, als Gott, der freilich auf den Grund der Herzen sieht und dort auch die schlechte Absicht, die Glaubensleerheit, den ekelhaften Hochmuth, die niedrigen Leidenschaften, den Abgang aller guten Werke und die geistige Erstorbenheit und Erstarrung erschaut. Doch es ist nicht nothwendig, bis in's Herz hinabzublicken, sondern wer nur mit seinem Auge manch abgelegenen Winkel erreichen und das nächtliche Dunkel durchdringen könnte, der würde den nach Außen rechtschaffenen Mann plötzlich als Ehebrecher kennen lernen, würde die schmutzigsten Begierden aus seinen Augen leuchten, die abscheulichsten Reden von seinen Lippen hervorströmen sehen; wer sein Vermögen sondern könnte, der würde den größten Theil desselben auf Seite des ungerechten Gutes zu thun haben; denn ob ihn gleich Niemand für einen Räuber und Betrüger hielt, hat er dennoch Wittwen und Waisen und Arme beraubt durch Wucher und Ungerechtigkeit und betrogen nicht nach Kreuzern, sondern nach Gulden. Meinet ihr, daß ein Solcher je in sich gehen und erstatten werde? Irret euch nicht; denn das wird er bei der Eingenommenheit von sich selbst, bei seiner Schein- und Weltgerechtigkeit nicht thun, ebenso wenig, als er auf dem Todbette Furcht vor dem Tode zeigen und sich bekehren wird. Gerade die größten Ungerechtigkeiten werden nicht gutgemacht, weil man sich hütet, sie als solche zu betrachten, und strebt, mit tausend Ausflüchten sie zu entschuldigen. Deßungeachtet, mag auch der Erfolg, den ich erziele, noch so gering sein, fahre ich fort in den Grundsätzen rücksichtlich der Wiedererstattung; denn gibt auch nur ein Einziger das fremde Gut zurück und rettet seine Seele, dann ist dieß Gewinn genug und reicher Lohn für meine Mühe. Darum beantworte ich euch die dritte Frage: **Wem ist zu erstatten?** und beginne allsogleich unter Anrufung der heiligsten Namen Jesus und Mariä!

Dem heiligen Medardus stahl ein Dieb ein Rind, das an seinem Halse eine Glocke trug. Aber o des seltsamen Ereignisses! die Glocke läutete, obgleich sie nicht bewegt ward, obgleich der Dieb, da es dunkel ward, sie mit Heu ausfüllte, immer fort. In der

Verzweiflung nimmt sie der Dieb dem Rinde ab, um sie im Kasten zu verschließen, aber horch, auch da hört sie nicht auf zu läuten und selbst vergraben in der Erde fängt sie nicht an zu schweigen, so daß der Dieb zuletzt sich genöthigt sieht, Rind und Glocke dem Eigenthümer zurückzustellen, bei dem sie allsogleich verstummt (Liguori).

Hat auch nicht jedes entwendete, unrechtmäßig erworbene Gut eine Glocke gleich dem Rinde, von welchem uns der heilige Alphons berichtet, die durch ihre Töne den Dieb und Betrüger zu Schanden machen könnte, fängt gleichwohl die widerrechtlich gesammelte Münze nicht zu klingen an, so ruft doch dieß Alles unabläßig zu Gott empor, und sein Ruf kann nur dann verstummen, wenn der Eigenthümer wieder seine Sache zurückerhalten hat; denn die Sache schreit nach ihrem Herrn. Demnach kann es nicht genügen, wenn du die schuldige Ersatzsumme an die Armen vertheilest oder zu guten Zwecken verwendest oder statt ihrer einige Vater unser betest. Bequem wäre dieß freilich, und besonders hätten wir Priester hiebei Ursache, uns Glück zu wünschen, indem das Beichtvateramt sehr erleichtert und manche Bedenklichkeit und Besorgniß hinweggenommen wäre: allein glaubet ihr denn, daß jene Glocke geschwiegen hätte, wenn der Dieb sie in einer Kirche aufgehangen oder einem Armen geschenkt hätte? Sicherlich nicht, denn dadurch wäre ja St. Medardus immer noch beschädiget geblieben, wäre das an ihm verübte Unrecht noch nicht verbessert worden. Muß auch in manchen Fällen, wie wir später hören werden, die Rückerstattung zu gemeinnützigen und edlen Zwecken angenommen werden, so gilt dieß doch nicht überall und geradezu; denn arme und wohlthätige Anstalten haben ebenso wenig Anspruch darauf, als du selber, weil die Sache ihnen ebensowenig gehört hat, als dir. Würde diese Annahme gelten, dann würde man ebenso wenig fehlen, wenn man Andern etwas entwenden wollte, um es dann den Armen zu schenken, wogegen aber der heilige Chrysostomus bemerkt: Gleichwie es große Ungerechtigkeit wäre, wenn man Jemandem sein Kleid nähme, um es Einem zu geben, der dessen bedürftig wäre, ebenso ist es gefehlt, wenn man Almosen gibt von einem Gute, das man wiedererstatten sollte. Sagst du aber: Ich will statt des Ersatzes gute Werke üben und Gebete verrichten, um denen, die ich betrogen, welchen ich veruntreut, die ich benachtheiligt habe, statt der zeitlichen — ewige Güter zuzuwenden, die ungleich größeren Werth haben, dann halte ich dir entgegen: Sorge nur für dich zuvor; denn es wird

vielleicht Mühe genug brauchen, bis du so viel Verdienste zusammenbringst, als zur Rettung deiner eigenen Seele nothwendig sind. Aber auch abgesehen davon, weißt du denn, ob Gott deine guten Werke und deine Gebete annimmt, ob der Andere sie braucht? kannst du mir sagen, wie viel du thun, wie lange du beten mußt, bis es genügen wird? Gib dagegen dem Eigenthümer, was ihm gehört, und du bist außer aller Sorge; denn nun hast du deine Pflicht erfüllt und brauchst nicht länger mehr zu zweifeln. Der erste Satz, den wir somit auf die Frage: Wem muß man erstatten? — aufstellen, lautet: Demjenigen, dem man das fremde Gut entzogen oder den man beschädiget hat. — Wie aber, wenn dieser selber es veruntreut hätte? Dann muß es an den zurück, dem es von Rechtswegen angehörte. — Wenn aber der Eigenthümer nicht mehr am Leben ist? — Dann gehört es dorthin, wohin seine übrige Hinterlassenschaft gefallen ist, es ist zu ersetzen an dessen Erben, also an seine Kinder und, wenn solche nicht vorhanden sind an seine Erben oder zu den Stiftungen, die er vielleicht gemacht hat.

Nun aber werde ich mich wohl nicht täuschen, wenn ich annehme, daß meine bisherigen Ausführungen mancherlei Gedanken in den Herzen meiner Zuhörer, die sich ersatzpflichtig wissen, hervorgerufen haben. Ich will versuchen, dieselben in Worte zu kleiden: Ja, denkst du, es ist so und es geht mir ein, daß ich dem Eigenthümer oder dessen Erben Ersatz schuldig bin, so soll es geschehen, weil Vernunft und Recht es so erheischen; allein wie bringe ich die Sache dahin zurück? Ich kann doch nicht hingehen, mich als Dieb oder Betrüger oder Beschädiger angeben und somit öffentlich mich ehrlos machen? Anders weiß ich aber keinen Ausweg. —

Ach und abermal ach, gerade das Wörtlein: wie?, so klein und so schnell es gesprochen ist, hat Manchem schon den Kopf heiß gemacht und viel Nachdenken verursacht. Wir wollen suchen, so weit es geht, darauf zu antworten. Daß du öffentlich hingehst und erstattest, das verlangt weder die Kirche noch sonst ein Mensch von dir, sondern nur, daß du heimlich erstattest, was du heimlich entwendet oder betrogen hast. Wie du eine Sache dir angeeignet hast, so, auf dieselbe Weise und auf dem nämlichen Wege kannst und sollst du sie zurückgeben, ohne daß du also verrathen oder entdeckt wirst. Du kommst vielleicht wieder in das Haus, in dem du Ungerechtigkeit verübtest, oder du wohnst noch in demselben; somit

kannst du leicht den veruntreuten Gegenstand oder dessen Werth an einen Ort bringen, wo er sicher in die Hände seines Herrn zurückkommt. Ist aber dieß nicht der Fall, dann kannst du vielleicht ihn heimlich senden oder sonst auf irgend eine Weise hinbringen oder vielleicht durch verschiedene Arbeiten, durch Gefälligkeiten, durch Geschenke, die gleichen Betrag haben, wieder ersetzen, natürlich indem du für dieses Alles nichts entgegennimmst. Sollte aber auch dieß nicht möglich sein, dann bleibt noch ein Ausweg übrig, indem du einem Priester, aber außerhalb der Beicht, die entfremdete Sache übergibst mit der Bezeichnung der Person, welcher sie angehört, damit er in deinem Namen, jedoch ohne dich zu verrathen, sie überliefere. Um Gewißheit von der durch ihn geschehenen Uebergabe zu erhalten, kannst du durch ihn dir eine Quittung besorgen lassen. Dieses letzte Auskunftsmittel mag aber nur dann gewählt und gebilligt werden, wenn der Thäter nicht selbst Gelegenheit findet, dem Eigenthümer Ersatz zu leisten.

Da Beispiele eine Sache immer deutlicher und verständlicher machen, so will ich die ausgesprochenen Behauptungen durch einige besondere Fälle noch anschaulicher machen. — Ich setze den Fall, ein Kind habe durch Näschereien, Unterschlagungen, Veruntreuungen nach und nach seinen Eltern die Summe von fünfzig Mark entwendet — es mag wohl oft noch mehr ausmachen, besonders wenn das Kind dem Trunke und der Ausschweifung ergeben ist oder Alles auf die Kleider- und Modefetzen hält — also die Summe von fünfzig Mark nehmen wir an, habe ein Kind seinen Eltern entwendet. Es ist dieß natürlich Diebstahl, wie die heilige Schrift es unverhohlen ausspricht mit den Worten: „Wer seinem Vater oder seiner Mutter etwas nimmt und spricht, es sei keine Sünde, der ist der Genosse eines Straßenräubers", das will sagen, er ist so schlecht und gewissenlos gleich einem Banditen und Räuber. Ist es aber Diebstahl, so muß es ersetzt werden und zwar den Eltern; denn wird ihr Besitzthum gleichwohl später Erbe der Kinder, so sind jene doch vor der Hand noch Eigenthümer und können mit dem Ihrigen thun, was sie wollen, abgesehen davon, daß sie ohne die Diebstähle der Kinder größern Aufschwung in ihrem Geschäfte erzielen, ihre Habe mehren und eher vorwärts kommen würden, anstatt in Schulden und zuletzt in Bankerott zu gerathen. Muß nun ein solches Kind ersetzen, wie wird es die Sache anstellen? Es fragt sich, ob es für sich Geld besitzt und gewinnen

kann oder nicht. Hat es vielleicht eine Sparkasse oder erhält es von Zeit zu Zeit Taschengeld oder verdient es sich nebenbei eine kleine Summe, so soll es hievon die verübten Veruntreuungen gut zu machen trachten, wenigstens nach und nach. Wäre aber das nicht der Fall, dann soll ein solches Kind wenigstens dadurch, daß es den Eltern Ausgaben für Kleidung und andere Bedürfnisse erspart, durch mancherlei Einschränkungen, durch Häuslichkeit und vermehrten Fleiß seine Schuld abzutragen suchen. Würde es das jedoch bei Lebzeiten der Eltern nicht mehr gethan haben oder nicht mehr thun können, dann ist zu unterscheiden, ob es das einzige Kind war oder ob es noch Geschwister hatte. Im ersten Falle fällt die Rückerstattung ganz hinweg, das Kind hatte durch seine Unterschleife zwar eine Sünde begangen, ist aber zu keinem Ersatze verpflichtet, weil der Eltern Eigenthum das seinige geworden ist. Dadurch, daß es jene betrog, hat es sich selbst bestohlen. Sind aber noch Geschwister da, so hat es diesen den auf ihre Person treffenden Theil zu ersetzen. Bleiben wir bei der vorhin genannten Summe und nehmen wir mit Einschluß des unredlichen Kindes fünf Geschwister an, so würden also die fünfzig Mark in fünf Theile zu zerlegen sein, wovon einer, nämlich zehn Mark, dem diebischen Kinde gehören, während die vier andern, nämlich vierzig Mark, den übrigen Geschwistern, jedem also zehn Mark zu ersetzen wären. Wie dieser Ersatz zu geschehen hätte, das kann wohl nicht lange zweifelhaft sein, da unter Brüdern und Schwestern gar mannigfache Gelegenheiten und verschiedene Weisen sich darbieten.

Gehen wir zu einem zweiten Beispiele über und nehmen wir an, ein Dienstbote hätte durch Trägheit in seiner Arbeit, durch Achtlosigkeit und Beschädigungen am Eigenthume seines Herrn, durch Entfremdungen von Eßwaaren, Geld und anderen Gegenständen oder dadurch, daß er gegen den Willen der Herrschaft etwas verschenkte, ohne deren Wissen Almosen gab, die Pflicht auf sich geladen, zehn Mark zu ersetzen. Offenbar wird er nun suchen müssen, die unrechtmäßig sich angeeigneten Dinge unvermerkt oder anstatt ihrer den Geldwerth zurückzugeben, und im Falle er dieß nicht kann, durch vermehrten Eifer und Fleiß zu ersetzen. Aber wohlgemerkt, dieser Eifer und Fleiß muß größer sein, als man ohnehin von ihm schon fordern kann, muß die Grenzen seines pflichtschuldigen Tagewerkes überschreiten und so lange andauern, bis hiedurch soviel gewonnen ward, als zu ersetzen war.

Wem und wie hätte aber Einer zu erstatten, der einige Zeit hindurch mit falschem Maaße und Gewichte, mit schlechter Waare betrogen hätte? Offenbar ist es schwer, hier die Uebervortheilten und die unrechtmäßige Summe ausfindig zu machen. In einem Laden, in einem öffentlichen Geschäfte gehen viele Leute ein und aus; wem hat man also Rückerstattung zu leisten? Die Moralisten sagen und die Kirche stimmt mit diesen Behauptungen überein, daß ein solcher den gewöhnlichen Käufern mehr an Maaß und Gewicht verabreichen oder seine Waare billiger zu geben habe, als er sonst es schuldig war, und 'zwar so lange, bis sein Betrug, soweit man ihn berechnen kann, wieder gedeckt ist. Rathsam wird es aber auch sein, wenn er eine gewisse Summe für fromme Zwecke verwendet, um hiedurch jene zu entschädigen, die sonst nicht gewöhnlich bei ihm zum Kaufe einkehren. — Noch schwieriger gestaltet sich aber die Sache, wenn es Veruntreuungen betrifft, die am Staate, an ganzen Gemeinden begangen wurden. Mag man auch bei Gemeinde-, bei Staatswaldungen sich entschuldigt halten mit der eitlen Ausrede, daß ja hieran Jeder Antheil habe, daß gerade Niemand einen Schaden dabei habe, es läuft dennoch jede ungerechte Handlung gegen das siebente Gebot: du sollst nicht stehlen. Dieses ist allgemein gefaßt und verbietet darum jede ungesetzliche Handlung am Gute Anderer, jede Zueignung von Dingen, die nicht dein sind. Deßhalb kann ich nicht begreifen, wie Arbeitsleute, da wo sie für eine Gemeinde, eine Kirche, ein Staatseigenthum arbeiten, deßhalb lässiger und saumseliger sein, die Arbeit schlechter verrichten und mehr, unverhältnißmäßig mehr aufrechnen mögen, als billig ist, indem sie gewissenlos sagen: Ah, das geht aus dem Staatssäckel, das wird von der Kirche bezahlt, und denen schadet es nichts. Ja, aber dir schadet es, der du solcher Weise unrecht Gut in Besitz nimmst und es wieder herauszugeben hast, indem du in einem ähnlichen Falle durch deine Arbeit den früheren Betrug wieder hereinbringst, weniger forderst, oder sonst etwas zum Besten des Staates, der Gemeinde, des Kirchengutes thust. Uebrigens wird auch hier, wie überhaupt in allen Fällen, in denen du zum Rückersatze verpflichtet bist, der Beichtvater entscheiden, vor dem du dich anzuklagen hast, auch wenn der Ersatz schon geleistet ist, weil mit dem Ersatze noch keineswegs die durch den Betrug, Diebstahl oder Nachtheil begangene Sünde schon erlassen ist, und dessen Entscheidungen du zu befolgen hast.

Wenn nun mit der Rückerstattung verschiedene Auslagen verbunden sind, wenn ein entfremdeter Gegenstand weiterhin, vielleicht in ein anderes Land versendet werden muß, wenn er auf dem Wege dahin vielleicht zu Grunde geht, zerbricht oder wieder veruntreut wird, wer hat die Ausgaben für Porto und Fracht zu tragen und wem stößt der Schaden zu, dem Eigenthümer oder dem Ersatzleistenden? Es ist augenscheinlich und handgreiflich, daß hiefür derjenige einzustehen hat, der zur Wiedererstattung verpflichtet war; denn einmal würden diese Auslagen dem Eigenthümer nicht nöthig geworden, oder es würde jene Beschädigung ihm nicht widerfahren sein, wäre die Sache in seinem Besitze geblieben, und dann haftet der Ersatzpflichtige solange dafür, bis sie in die Hände des rechtmäßigen Eigenthümers gelangt ist. Geht sie vorher noch verloren, oder wird die Ersatzsumme entwendet, so hat er zum zweitenmale Wiedererstattung zu leisten, kann aber von denen, welche die erste Ersatzsumme hinweggenommen, den ersten Ersatzgegenstand verdorben haben, Entschädigung hoffen und fordern.

Ist also der Eigenthümer noch ausfindig zu machen, sind er oder seine Erben noch am Leben, dann muß ihm auch volle Wiedererstattung geleistet werden und zwar mit Uebernahme aller daraus erwachsenden Kosten und Umstände, heimlich zwar, aber doch so, daß das ihm gestohlene und betrügerisch abgenommene Gut und der ihm erwachsene Schaden hereingebracht wird. An Andere, als an den Eigenthümer darf der Ersatz nur dann geleistet werden, wenn derselbe oder sonst Jemand von seinen Angehörigen nicht mehr lebt, wenn er nicht mehr ausfindig kann gemacht werden, und endlich wenn es geradezu unmöglich ist, ihn in Besitz seiner Habe zu setzen. Lebt weder er noch einer seiner Anverwandten, dann tritt Gott für ihn in den Besitz seiner Habe, und diese muß entweder zum Seelenheile des Beschädigten oder zum Besten der Armen und Dürftigen verwendet werden, die gleichsam als seine Erben gelten. Gleicherweise verhält es sich auch, wenn der Eigenthümer unmöglich mehr ausfindig gemacht werden kann. Wenn du einen landfremden Menschen in einer dir unbekannten Gegend etwas entwendet hättest und annehmen müßtest, daß du diesen Menschen nie mehr sehen, in jene Gegend nie mehr kommen wirst, oder wenn der jetzige Aufenthaltsort einer Person, die du zwar

gekannt hast, Niemanden bewußt ist und sich auch so leicht nicht erfragen läßt, dann hast du für milde, fromme Zwecke zu erstatten. Aber auch dann fällt die Wiedererstattung frommen Zwecken anheim, wenn es unmöglich ist, den Eigenthümer, ob man ihn auch weiß, zu erreichen, theils weil die Entfernung zu groß oder keine Gelegenheit zur Uebersendung der Summe geboten ist oder die Rückerstattung unter jeder Bedingung zur Entdeckung des Beschädigers führen und diesem nicht bloß Ehrlosigkeit, sondern auch anderweitige Nachtheile zuziehen würde. Aus einer Ungerechtigkeit darf und soll man nie Nutzen ziehen und darum ist man selbst in diesen Fällen Ersatz schuldig und wenn dieser auch dem Eigenthümer nicht zu Gute kommt, so daß er ihn wieder inne hat, gebrauchen, verkaufen und vertauschen kann, so soll doch dadurch einiger Vortheil ihm zukommen, daß sein Eigenthum zu heilsamen und verdienstlichen Werken verwendet wird. Er soll für die Güter, die er hier wider seinen Willen durch das Unrecht verloren, geistige Gnaden erhalten, und für das Jenseits sollen ihm himmlische Schätze sammt Zins und Zinseszins hinterlegt werden. Durch diese Grundsätze hilft ihm die Kirche entweder das eingebüßte und entwendete Eigenthum wieder zu erlangen oder sie tröstet ihn, wenn dieß unmöglich ist, daß sie andere, ungleich werthvollere Reichthümer, eine Entschädigung schon jetzt an seiner Seele und einst nach seinem Tode eine reiche Vergeltung ihm in Aussicht stellt. Gleichen Trost verheißt sie aber denen nicht, welche die Wiedererstattung versäumen. Zwar berücksichtiget sie alle Umstände, sucht die öffentliche Ehre und das Zutrauen solcher aufrecht zu erhalten, begünstiget eine Ersatzweise, welche den Dieb und Betrüger vor Verachtung, vor der gesetzlichen Strafe beschützt; allein allen Ernstes und mit der größten Genauigkeit dringt sie doch darauf, daß der Eigenthümer all das Seine unverletzt zurückerhalte, oder daß es wenigstens an seiner Statt und für ihn gewinnreich im Schooße der Armuth, zum Troste der armen Seelen, zur Erbauung des Nächsten, zur Ehre des Herrn angelegt werde. Der Dieb soll nichts, auch nicht einen Strohhalm davon für sich behalten; so lange es noch Ungläubige und von dem Lichte des Evangeliums nicht Erleuchtete gibt, so lange es noch Bedürfniß ist, daß sich die Liebe zum Besten der Nothleidenden im Werke zeige, so lange kann und darf das fremde Gut nie zurückgehalten werden.

Deßhalb lasset die Andeutungen und Winke, welche ich nun zum dritten Male euch gegeben habe, nicht unbenützt, lasset euch, wenn fremdes Gut auf euerer Seele ruht, weder durch die Habgier, noch durch die falsche Scham, noch durch die haltlosen Ausflüchte einer ungerechten und betrügerischen Welt, einer gewissenlosen und gottvergessenen Mehrzahl irre führen und zur Verweigerung der Rückerstattung verleiten! Seid überzeugt, daß nur das Wahrheit ist, was ich vorgetragen habe, nicht aber, was die Welt sagt. Getrost kann ich mich hier auf einen Wettstreit einlassen, der sogar von Gott selbst entschieden werden soll. Ja wer dem Gesagten widerspricht, wer es verdächtigen und verwerfen will, um andere Grundsätze aufzustellen, dem erkläre ich, daß ich meine Behauptungen nicht bloß auf dem Todtbette noch auszusprechen wagen werde, sondern auch vor Gottes Richterstuhl noch gerechtfertiget zu finden mit aller Gewißheit hoffe. Mag ein Anderer auch seine Grundsätze mit demselben Gewissen und der nämlichen Zuversicht vertreten, wenn er kann!

Der Pharisäer, mochte er auch keines ungerechten Gutes, keiner Gesetzesverletzung sich schuldig wissen oder wissen wollen, stieg dennoch, so prahlerisch er mit seiner Gerechtigkeit that, nicht gerechtfertiget herab, während der Zöllner, der wohl seines bisherigen Wuchers und seines Betruges gedenken mochte, vor Gott gerechtfertiget ward. So wird es wohl auch für uns heilsamer sein, wenn wir nicht zur Heuchelei der Pharisäer, sondern zur Offenheit und Zerknirschung der Zöllner uns halten. Deren werden aber besonders drei im Evangelium erwähnt, die unsere Nachfolge verdienen. Der erste ist Matthäus, der zweite jener im Tempel und der dritte — Zachäus. Sind wir seither neben Matthäus auf der Zollbank gesessen, d. h. haben wir widerrechtlich Anderer Eigenthum in Besitz genommen und zurückbehalten, so wollen wir mit ihm uns erheben und den Zuruf des Herrn bedenken: Folge mir nach, mir, der ich ganz arm und verlassen, dennoch auch nicht einen Heller veruntreue, sondern sogar die schuldigen Abgaben entrichte. Mit dem zweiten wollen wir sodann in den Tempel hinaufsteigen und hintretend zum Richterstuhle der Buße mit dem Worte: Gott sei mir Sünder gnädig! — alle Ungerechtigkeit genau bekennen und jede Uebertretung des siebenten Gebotes beichten, um dann mit Zachäus, ehe noch der

Herr im allerheiligsten Sakramente zu uns kommt, auszurufen: Herr, wenn ich Jemanden betrogen habe, so will ich es, wenn auch nicht vierfach, so doch zum Wenigsten einfach wieder ersetzen. Habet ihr dann keinen ungerechten Kreuzer mehr bei euch, dann wird einst die ewige Gerechtigkeit beim Gerichte sich schneller zurückziehen können, um bloß die Barmherzigkeit mehr walten zu lassen. Amen.

Achte Predigt.

Entschuldigungen gegen die Restitutionspflicht.

„Epheta, das ist: Oeffne dich!" — Marc. 7.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

An diesem Worte: Epheta! erkenne ich den Herrn der Natur, die Allmacht eines Gottes; denn Niemand als jener allein, der einst das Wörtlein: „Es werde!" in's Nichts hineinrief und dadurch Himmel und Erde schuf, — Niemand als nur dieser allein kann also gebieterisch auftreten mit dem klaren Bewußtsein, daß seinem Befehle augenblicklich Folge geleistet werde. Epheta! ruft er in's taube Ohr, mit diesem Worte gebietet er den stummen Lippen eines Krüppelhaften, und sogleich dringt der nie vernommene Schall menschlicher Rede, freudigen Erstaunens in's gehörlose Ohr und fühlt die Zunge sich fessellos und verständlicher Worte fähig; denn der Schöpfer der Natur hat geboten, und die Natur hat gehorcht. Doch nicht bloß die Natur, nicht allein alle Schmerzen und Krankheiten, für die es kein Heilmittel mehr gibt, Fehler, die von Geburt einem Unglücklichen ankleben, nicht bloß die Elemente und sogar der sonst unerbittliche Tod zeigt sich der Gotteskraft unterthänig, sondern auch die boshaftesten Geister der Finsterniß achten auf seine Stimme, fliehen, zittern und ziehen verzweifelnd aus den Leibern, die sie besessen haben, nicht minder, wie die Engel bereit stehen, jeden Wink augenblicklich zu erfüllen. Ueber drei Reiche herrscht die göttliche Allmacht, die Engel des Lichtes, die Geister des Abgrundes, die ganze Erde gehorcht ihr — nur ein Wesen gibt es, ein winzig kleines Ding, das er nicht bezwingt, mag er noch so oft sein Epheta rufen, das ihm widerstrebt, mag er bitten, mag er drohen; — es ist das Herz des Menschen. Verstocktes Herz, du

darfst es wagen, ganz allein der göttlichen Allmacht Trotz zu bieten und Grenzen zu setzen, weil sie frei dich schuf, den eigenen Willen dir gelassen hat, damit du wählest ohne Zwang das Gute und das Böse! Allgewaltiger Jesus, während du dem geschlossenen Ohre, der gebundenen Zunge dein „Oeffne dich!“ und dem modernden Leichname dein „Komm heraus!“ entgegenrufst: mußt du vor dem Herzen des ärmsten Bettlers bitter harren, ob dir Einlaß wird, und von dannen gehen, wenn er nicht hören will! Daher kommt es, daß so Viele geistig todt, daß sie taubstumm an der Seele bleiben, so oft auch Christus sie erwecken und heilen möchte. Besonders sind es aber zweierlei Herzen, an denen meist alle Bemühungen des Herrn scheitern, — die von Unreinigkeit angefressenen und die von der Habsucht entzündeten; denn diese bleiben stumm, wenn auch ihre Verschwiegenheit den Frevel eines zwei- und mehrfachen Gottesraubes nach sich zieht und zur Hölle führt, — sie bleiben taub gegen alle Einsprechungen von Oben, gegen die Stimme des eigenen Gewissens, gegen alle Beweise, Warnungen und Drohungen der eigenen Vernunft und der christlichen Lehre. Nichtsdestoweniger will ich aber den Habsüchtigen heute zum viertenmale ein Ephata zurufen, damit es Heilung bringe, wenn vielleicht dieser Zuruf dreimal sollte vergeblich erklungen sein. Wir wollen nämlich heute die **Entschuldigungsgründe** einer Prüfung unterwerfen, die man gegen die Ersatzpflicht gewöhnlich vorbringt. Wir stellen unsere Betrachtung unter den Schutz der heiligsten Herzen Jesu und Mariä.

In keiner Sache hört man leicht oberflächlichere Urtheile und Grundsätze, die willkürlicher und unvernünftiger sind, als wenn es gilt, ein begangenes Unrecht durch Ersatz oder Rückerstattung wieder zu verbessern. Im Voraus kann ich also schon bemerken, daß die Ausreden gegen die Wiedererstattungspflicht wenig Weisheit und noch weniger Gewissenhaftigkeit verrathen. Die leichtsinnigsten und seichtesten will ich gleich herausheben.

„Was von selber wächst, das braucht man nicht zurückzugeben“, so entschuldigen sich Viele, welche im Gebiete des Pflanzenreiches sich vergriffen haben, und damit halten sie sich beruhigt wegen ihrer Diebstähle an Holz und Früchten, an Gras und Futterkräutern. Also was von selber wächst, das soll man nehmen dürfen. Nun, was wächst denn von selbst? Ich habe schon reiflich hierüber nach-

gedacht und manche Pflanze, manchen Baum betrachtet, bisher aber noch nichts entdeckt, was von selber wächst; vielmehr gehören zum Wachsthume jedesmal wenigstens drei Dinge: ein Same, der Boden und Gottes Segen. In die Luft gestreut kann das Samenkörnlein keine Wurzel schlagen und keinen Keim hervorbringen, sondern es muß in den Boden gelegt werden, an den es gebunden ist, wie der Mensch selber und wie der Fisch an das Wasser. Der beste und fruchtbarste Boden kann aber an und für sich nichts hervorbringen, wenn er nicht besät wird durch des Menschen Hand oder durch die Winde, die die ausfallenden Samentheilchen ihm zuführen. Und endlich wird der beste und sorgfältigst angepflanzte Boden dennoch eine Wüste und Haide bleiben, wenn ihm der Herr die Triebkraft, Regen und Sonnenschein entzieht. Daraus folgt nun, daß Jemand Eigenthümer des Bodens sein, daß er die Anpflanzung desselben besorgen müsse, und daß darum Alles, was Gott darauf wachsen läßt, ihm allein mit Ausschluß eines jeden Anderen zugehöre. Wessen Eigenthum der Boden ist, dem gehört auch die darauf sprossende Frucht, dieselbe mag viel oder wenig Anstrengung erfordert haben. Stellt sich sonach der gebrauchte Einwand schon als unsinnig und allem Rechte widersprechend dar, weil nichts von selber und auf herrenlosem Grunde wächst, so wird er noch unsinniger, wenn wir in seinen Folgerungen ihn betrachten. Soll nämlich mit dem Ausdrucke „von selber wachsen" die organische, die natürliche, von Gott in den Keim gelegte Entwicklung bezeichnet werden, dann geht dieß nicht bloß das Pflanzen-, sondern auch das Thierreich und zuletzt selbst den Menschen an. Auch das Thier entwickelt sich aus sich in Folge der ihm verliehenen Lebenskraft und der Nahrung, und so wächst auch das Kind aus sich selber immer höher heran, ohne daß es etwa durch eines Menschen Gewalt größer gezogen, nur um eine Linie verlängert werden könnte. Ist es nun keine Sünde, zu nehmen, was von selber wächst, dann darf ich nicht nur deine Fluren ab- und deine Ställe ausräumen, sondern selbst Menschen hinwegnehmen, um sie als Sklaven zu gebrauchen oder zu verkaufen. So schaudervoll eine solche Behauptung klingt, und so sehr sie allem Völker- und Menschenrechte widerspricht, so würde ich sie dennoch aufstellen dürfen, wenn der leichtsinnig hingeworfene Satz: Ich brauche nicht zu erstatten, denn ich habe genommen, was von selber gewachsen ist, Geltung hätte! Doch du verbesserst dich, indem du sagst! Soweit will ich meine

Behauptung nicht ausgedehnt wissen und zumal nehme ich den Menschen davon aus; denn der hat von Natur ein unveräußerliches Recht auf sich selber, das Niemand antasten darf, ohne sich schwer zu versündigen; ich wollte nur sagen, daß Gott die Früchte der Erde für alle Menschen und nicht bloß für einzelne wachsen lasse. Darauf entgegne ich: Wer eine Behauptung aufstellt, muß sich alle Folgerungen, die daraus gezogen werden können, gefallen lassen. Dann aber bleibt selbst diese Berichtigung noch die Sprache eines jeden Tagediebes und Räubers. Der Träge, der sich, während Andere im Schweiße arbeiten, auf die faule Haut legt und den größten Theil des Tages verschläft oder in Schenken vertrödelt, wird zugreifen, wo er kann und sagen: Ich darf ohne Gewissensskrupel nehmen; denn Gott hat es für alle Menschen wachsen lassen, und der Räuber wird in seinem Geschäfte keine Ungerechtigkeit mehr erblicken, weil er mit Gewalt nimmt, was Gott für Alle erschaffen hat. Eine wahre Kopfabschneiderlehre, welche die Welt zu einem Wohnort von Strolchen, Dieben, Taugenichtsen und Mördern machen würde. Ja wohl läßt Gott für Alle wachsen; aber auch die Verschiedenheit der Stände, des Vermögens und Besitzthumes ist von ihm gewollt, und Jedweder hat die Verpflichtung, im Schweiße des Angesichtes diesen Reichthum und Ueberfluß der Natur sich anzueignen, der Eine, indem er auf dem Felde thätig ist, der Andere, indem er an seinem Handwerke, in seiner Gerichts- oder Studirstube sich abarbeitet, um durch das errungene Verdienst die von Anderen herangezogenen Thiere und Früchte sich verschaffen zu können.

Doch die deutlichste Widerlegung bestünde wohl darin, wenn man die Sache, deren Entwendung du als keine Sünde anerkennen willst, dir zum Geschenke machen würde. Wenn jene Waldung, die du gegenwärtig gewissenlos ausraubst, wenn jener Acker, von dem du entwendest, jene Wiese, auf der du veruntreuest, jener Baum, den du beschädigest, dir gehören würde, würdest du auch dann deine Grundsätze noch beibehalten, würdest du Jedermann es gestatten, zu nehmen, was er will, weil Alles von sich selber wächst? O bei Leibe nicht, im Gegentheile würde jetzt mit einem Male die geringste Beeinträchtigung Sünde sein; denn die Hinwegnahme fremden Gutes gilt nur so lange als keine Sünde, als man sie nicht selber erfährt. Seht nur die Parteilichkeit, zu welcher die Habsucht den Menschen verleitet!

Wenn nun aber dieser erste Einwurf in Nichts zusammenfällt, dann bleibt jeder Fruchtdiebstahl ebenso Sünde, wie der Haus- oder Gelddiebstahl; und ist er Sünde, so muß auch Ersatz geleistet werden. Muß aber Ersatz geleistet werden, so begreife ich nicht, warum solche Diebstähle gar so häufig vorkommen. Oder thäte es denn nicht beinahe Noth, zu jedem Kartoffelstocke, neben jeden Krautacker, zu jeder Rübe, an jedes Kleefeld, neben jeden Obstbaum eine Schildwache hinzustellen? Was ist sicher auf freier Flur draußen, ich sage nicht, wenn es reif geworden ist, sondern wenn es kaum Früchte angesetzt hat? Wo ist ein Garten, dessen Einfriedung nicht diebische Füße überschreiten, um die Lüsternheit ihres Gaumens zu befriedigen, wo ein Bäumchen, an dem nicht kleine und große Diebe herumrütteln und herumschlagen? Diese schaden aber nicht bloß ihrer Gesundheit durch den Genuß unreifen Obstes, sondern bereiten auch dem Besitzer Nachtheil durch mannigfache Beschädigungen. Von der öffentlichen Landstraße hinweg wird die Frucht der Bäume entwendet, an öffentliche Anlagen wird Hand angelegt, werden Gesträuche und Bäume verdorben, gestohlen und muthwillig beschädiget. Besonders versündigen sich hiebei aber Kinder, deren Naschhaftigkeit soweit gediehen, und deren Bosheit so groß geworden scheint, daß sie keiner Versuchung widerstehen und keine Pflanze unangetastet lassen können. Das ist aber traurig; denn abgesehen von der Ersatzpflicht, welche sie hiedurch auf sich laden, die sie selten leisten können und in ihrer Gleichgültigkeit selten leisten werden, liefern sie hiedurch den Beweis von Gefühllosigkeit und Härte und Rohheit, die mit den Jahren sich vergrößern wird, und geben der schrecklichen Vermuthung Raum, daß sie später ihrer Lüsternheit auch in andern Dingen nicht widerstehen, sondern von der Begierlichkeit des Gaumens zur Begierlichkeit des Fleisches überhaupt sich werden fortgerissen sehen, um in allen Arten von Ausschweifungen sich aufzuzehren an Leib und Seele. Ein naschhaftes Kind wird, wenn es nicht jetzt schon ein solches ist, unvermeidlich und noch dazu frühzeitig auch unkeusch werden und überdieß von den kleineren Diebstählen zu größeren, von Obstdiebstählen zu Geldveruntreuungen, von Baumbeschädigungen zu Schlägereien und Verwundungen übergehen. Darum, ihr Eltern, wachet in diesem Stücke sorgsam über euere Kinder, warnt sie allen Ernstes, und haben sie gefehlt, strafet mit aller Strenge und haltet sie an, daß sie jeden veruntreuten Apfel aus ihrer Sparkasse, von ihrem Verdienste oder

Taschengelde wieder ersetzen! Möge aber auch alle andere Furcht auf der Flur unberührt bleiben; denn es ist eine Niederträchtigkeit, das, was Andere mit großer Mühe und vielen Kosten, unter Schweiß und Anstrengung gebaut haben, hinwegzunehmen und so gleichsam ihren Schweiß zu essen.

Doch hält mir da Einer entgegen, ich nehme nur den Reichen, nie aber einem Armen Etwas und dadurch werde ich wohl keine große Sünde begehen, wenn es überhaupt gefehlt ist, da sie nicht einmal wissen und merken, daß ihnen Etwas abhanden gekommen ist. Es sind überdieß, so setzt ein Anderer vielleicht noch hinzu, solche Leute, die sonst kein Almosen geben. — Glaubet ihr wirklich, daß nur reiche Leute bestohlen werden? Nun dann seid wahrscheinlich ihr Alle reich, weil kaum Einer da sein wird, dem nicht schon Etwas entwendet worden wäre. Der Begriff reich scheint sehr elastisch, so daß man ihn ausdehnen und zusammenziehen und darunter ebensowohl Millionäre als Solche verstehen kann, die etwa um ein Paar Groschen mehr haben, als Einer, dessen Tasche auch nicht einmal einen Pfennig aufweisen kann. Nur so kann ich es mir erklären, wenn man einerseits uns sagt, daß nur Reiche bestohlen werden, und wenn man andererseits wieder hört, daß da einem Arbeiter die wenigen Gulden, die seine ganze Habe bilden, dort einem Dienstboten die sauer ersparten Kreuzer entwendet oder von einer Herrschaft, die selber groß thut, der mühsam verdiente Lohn nicht ausbezahlt worden. In der Wirklichkeit werden die Armen ebenso gut und gerade so oft bestohlen, als die Reichen. Allein sehen wir davon ab und wenden wir uns unserm Einwurfe wieder zu. Du nimmst nur Reichen sagst du. Wo aber steht denn geschrieben, daß man diese bestehlen darf? Soviel ich weiß, lautet das siebente Gebot nicht: Du sollst keinem Armen Etwas stehlen, sondern: Du sollst überhaupt nicht stehlen, weder dem Armen noch dem Reichen an seinem Eigenthume irgend welchen Schaden zufügen. Gott hat hier keine Ausnahme gemacht, hat durch dieses Gebot nicht bloß die Armen, sondern auch die Reichen schützen wollen vor Gewaltthat und Ungerechtigkeit an ihrer Habe; denn was sie vor dir voraus haben, das hat er ihnen gegeben, und weil er es gab, so will er es ihnen auch erhalten wissen. „Nun ja," sagst du, „das bestreite ich auch nicht; aber ich meine, es wird doch die Sünde so gar groß nicht sein." — Heiliger Gott, hörst du's, es wird die Sünde so gar groß nicht sein!

Wenn man deinem Willen entgegenhandelt, wenn man deinen Verboten Trotz entgegenstellt, wenn man dich beleidigt, da wird die Sünde so groß nicht sein! als ob nicht jede Uebertretung deiner Vorschriften ein ungleich größeres Uebel wäre, als alle Leiden und Uebel auf Erden mitsammen, wenn du gleich nicht allezeit mit der Hölle strafest! Sieh mein Erlöser, das ist die Liebe, welche man dir heuchelt, darin besteht der Abscheu gegen die Sünde, den man so oft mit dem Munde betheuert, daß man sorglos dich in dein heiliges Angesicht schlägt und deine Hände neuerdings ans Kreuz nagelt, wenn man nur nicht besorgen muß, verdammt zu werden. Daß du aber eine solche Beleidigung deiner Liebe zu uns mit den fürchterlichsten Qualen des Fegfeuers bestrafen, daß du eine kleinere Veruntreuung lange, lange Zeit hindurch im Brande des Reinigungsortes abbüßen lassen mußt, das beachtet man nicht. Du aber, der so spricht, glaubst du, daß es mit dem Fegfeuer ausgehen werde? So gewiß Himmel und Erde stehen, ebenso gewiß wirst du verdammt werden; denn wer das Kleine nicht achtet, wird allmählich immer tiefer sinken und zu Grunde gehen. Wieviel darfst du denn einem Reichen nehmen bis es eine Todsünde wird? und wenn es öfter geschieht, mußt du nicht fürchten, schon mehr als Eine schwere Sünde begangen zu haben? Man nimmt gewöhnlich einen Diebstahl als schwere Sünde an, wenn er soviel beträgt, als der Beeinträchtigte zum Unterhalte eines einzigen Tages gebraucht hätte. Wie bald wird aber da deine Entwendung zu einer Todsünde!

„Es sind Leute, welche sonst kein Almosen geben." — Das ist der letzte Strohhalm, an den du dich klammerst, um aus dem Wasser der Ungerechtigkeit herauszukommen; aber er ist leider nur ein matter Strohhalm. Ob jene, denen du veruntreut hast, Almosen geben oder nicht, das muß ich dahin gestellt lassen; denn sie können, wenn man auch nicht viel zu sagen weiß, heimlich manch gutes Werk verrichten und daran thun sie recht, weil man nicht immer die Trompete nehmen und ausblasen soll, was man gethan hat. Im Uebrigen gebe ich zu, daß manche Summe, welche die Reichen zerstreuenden und schlemmerischen Lustbarkeiten widmen, besser in der Hütte der Armuth niedergelegt wäre, daß es für den Reichen eine heilige Pflicht ist, nach Verhältniß seines Vermögens mehr oder weniger Almosen zu geben. Sind sie reich und karg, dann begehen sie eine

Sünde. Aber hat denn Gott dich zum Executor aufgestellt, so daß du gleichsam sie auspfändest für das Almosen, das sie verabsäumt haben, und woher hast du ein Recht, den Betrag für dich in Anspruch zu nehmen? Zeige deinen Ausweis vor, gib uns die Bevollmächtigung hiezu in die Hand! — Kannst du dieß nicht, dann gehen dich die Sünden der Reichen nichts an, dann sorge nur für dich und überlaß es Gott, der schon Rechenschaft fordern und das versäumte Almosen nachholen wird, ohne daß er deiner Habgier sich zu bedienen braucht. Somit kann auch diese zweite Ausrede nicht aufkommen und vom Schadenersatze, von der Rückerstattung dich nicht befreien. Ich gehe deßhalb zur dritten über, die also lautet:

Wenn das so genau geht, und dieß Alles Sünde ist, dann ist kein Mensch gerecht; denn gar Vieles ist allgemein Brauch und Herkommen, ganze Stände bedienen sich ihrer Handwerksvortheile und Niemand will deßhalb einer Unredlichkeit sich bezichtigen lassen; wenigstens die halbe Welt kommt dann in die Hölle. —

Ah, ich merke, wo das hinaus will! Dieser Einwurf soll mich schrecken, und die große Menge von großen und kleinen Dieben, Betrügern und Ungerechten soll mich zum Widerrufe bewegen, weil es ja doch unmöglich, wenigstens unwahrscheinlich sei, daß so viele zu Grunde gehen; doch hier hast du dein Pulver unnütz verschossen. Du meinst, die halbe Welt verfehle ihr Ziel. Das widerspricht dir mit Ausnahme der großen Sünder Niemand, am wenigsten aber die heilige Schrift, in der es vielmehr heißt: Viele sind berufen, wenige auserwählt; wenn das am grünen Holze geschieht, was wird erst dem dürren widerfahren, und wiederum: Eng ist die Pforte zum Himmel, und schmal der Weg, und Wenige sind's, die ihn finden; weit aber ist das Thor, und breit die Straße zur Hölle, und Viele wandeln auf ihr. — Vielleicht werden noch mehr verworfen, als die Hälfte. Jedenfalls bist du übel daran, wenn du mit der großen Menge gehst; denn auch der heilige Paulus hat darauf nicht Rücksicht genommen, da er schrieb: „Täuschet euch nicht; denn weder Schamlose noch Götzendiener, weder Ehebrecher noch Räuber, noch Diebe werden zum Besitze des Reiches Gottes gelangen. Ob ihrer nun Viele oder Wenige sind, darauf hat er nicht geachtet, sondern mit diesen Worten Allen, die sie angehen, den Himmel abgesprochen. Betrachten wir aber diesen Einwurf in sich selber, dann beweiset er gerade das Gegentheil von dem, was

du wolltest, er spricht für mich und wider dich. Offenbar gibst du damit zu, daß viel Unrecht auf Erden verübt wird, daß ganze Stände sozusagen vom Betruge leben. Du erklärst weiter, daß dieß Unrecht eine Sünde sei, meinst nur, Gott könne in Berücksichtigung der großen Zahl nicht so streng auf der Gerechtigkeit bestehen. Wenn nun aber dieß Unrecht Sünde ist, und Viele damit sich beflecken, so folgt nothwendig daraus, daß Viele Ersatz leisten müssen, daß meine seitherigen Behauptungen also durchaus wahrheitsgetreu gewesen sind. Die große Zahl wird der Gerechtigkeit Gottes keinen Einhalt zu thun vermögen, weil diese ewig und unwandelbar ist. Ganze Städte, wenn auch noch so volkreich, hat er in seinem Grimme vernichtet, ganze Länder hat er verworfen, ja das ganze Erdenrund mit einer allgemeinen Ueberschwemmung heimgesucht und dadurch gezeigt, daß seine Gerechtigkeit auf keine Zahl und keinen Stand und kein Ansehen Rücksicht nimmt. Sagst du indessen, daß Niemand, wenn die Sache also sich verhält, gerecht sei, dann muß ich zur Ehre der Menschheit dich Lügen strafen, denn es gibt — Gott sei gedankt — noch eine große Anzahl gewissenhafter Christen, die keinen ungerechten Heller zu berühren wagen und auf der Stelle nach Hunderten ersetzen würden, wenn man die Unrechtmäßigkeit dieser Summe ihnen darthun würde. Ferner gab es Zeiten, wo die heutigen Grundsätze nicht bekannt waren, wo man einen am Galgen aufgeknüpft hätte, würde er sie ausgesprochen haben, weil man jedes Eigenthum heilig hielt. Leset die Geschichte unserer Ahnen, und sie wird euch sagen, daß Raub und Diebstahl unter den alten Germanen eine unerhörte Sache waren, ja daß das deutsche Volk bis in die neuesten Zeiten herein durch seine Redlichkeit, Offenheit und Biederkeit immer noch sich ausgezeichnet habe. Unter König Alfred dem Großen konnte man in England kostbare und werthvolle Dinge an der Heeresstraße aufhängen, ohne daß sie herabgenommen wurden, und verlorne Gegenstände nach langer Zeit noch an derselben Stelle finden. Ganze Völkerschaften sind noch heute zu treffen, bei denen der Diebstahl als eine der schmachvollsten Sünden verabscheut und auf's Strengste bestraft wird. So wie heutzutage ist es also nicht immer gewesen, und so wie Viele handeln, handeln doch auch jetzt nicht Alle. Daß aber eine große Zahl aus dem Betruge und Diebstahle sich kein Gewissen mehr machen will, das ist die Folge der Spekulation und des modernen Erfindungsgeistes, das kommt vom Mangel an Glauben,

von der Abnahme der Gottesfurcht. Bei diesem Heißhunger nach Geld, bei dieser Anbetung des Reichthumes, bei diesem Materialismus und diesem Unglauben ist es wahrlich kein Wunder, wenn man alle Wege, seien sie auch noch so krumm und schmutzig, aufsucht, um zu gewinnen, wenn man offenbare Betrügereien und schändliche Unterschleife als Handwerksvortheile und schlaue Klugheit bezeichnet. Wer am meisten Geld hat, der regiert die Welt, wer am reichsten ist, der genießt das größte Ansehen, so heißt es jetzt, indem man des jenseitigen Lebens vergessen zu haben scheint, und während man einst sagte: Wer am redlichsten ist, der bringt's am weitesten — wird dagegen heutzutage der Grundsatz aufgestellt: Wer am schlauesten ist, der macht den größten Gewinn. Ach, welchen Gewinn! Hat denn ein Knabe gewonnen, wenn er eine Seifenblase aufgefangen oder des Meeres Schaum in ein Gefäß gesammelt hat? So zerrinnt und verkommt auch aller unrechtlich gemachte Gewinn; denn auf ihm ruht ja der Fluch und dieser zerstreut ihn in alle Winde, wie Israel nach allen Weltgegenden auseinandergeworfen ward. Es ist sichtbar und augenscheinlich, wie Gott selber das Unrecht unserer Tage haßt und verabscheut; mit der Zunahme der Ungerechtigkeit ist auch die Armuth gewachsen. Darum lasset euch vom verkehrten Beispiele Anderer nicht anstecken, weil dieses euch nicht entschuldigen wird.

Mit der Abfertigung dieser drei Einwürfe will ich es für heute genug sein lassen, indem ich noch die kurze Ermahnung hinzufüge: Seid ehrlich und redlich bis zur Aengstlichkeit und verschmähet unrecht Gut, wenn ihr auch Gelegenheit hättet, in großen Summen es euch anzueignen. Geld macht nicht glücklich, es bringt nur Sorgen und Kummer. Hast du es, so mußt du dich mühen, es zu erhalten, geht es verloren, so bist du untröstlich. Besser arm sein, aber einen ehrlichen Namen haben, als reich, aber mit dem Brandmale des Betruges an der Stirne und vom bösen Gewissen herumgepeitscht. Indeß läßt Gott Keinen im Stiche, der redlich ist und sich fleißig müht, und geht es oft auch hart, heizen dir die theueren Zeiten stark ein, und macht die Zahl deiner Kinder dir großes Bedenken und schwere Sorge, woher du nehmen sollst, ohne zu stehlen: bleib ehrlich und vertrau auf Gott; denn der wird sorgen, wird deine Tage nach und nach verbessern und dich sammt deiner Familie unterbringen. Er hat

ja gar viele Plätze und reichhaltige Quellen, und sein Arm ist nicht ohnmächtiger geworden. Hast du aber dich schon vergriffen, bist du nicht mehr frei von Ungerechtigkeit, dann fort mit dem fremden Gute, spare, darbe, arbeite, bis es ersetzt ist! Darum, du taubstummes Herz, vernimm es und gehorche: Epheta, das ist, öffne dich! Amen.

Neunte Predigt.

Entschuldigungen gegen die Restitutionspflicht.

(Fortsetzung.)

„Ich werde es dir bei meiner Rückreise erstatten."
Luk. 10, 35.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

Während das Thier an einen gewissen Naturtrieb gebunden ist, dem gemäß alle, die zu seiner Gattung gehören, handeln müssen, hat der Mensch ganz allein das traurige Vorrecht, aus seiner Art zu schlagen und sozusagen sich selber und sein natürliches Wesen zu verleugnen. Der Hase zeigt sich überall, wo du ihn auch treffen magst, als ein furchtsames Thierlein, und wie der eine sich geberdet, gleichergestalt wird es jeder andere thun. Umgekehrt zeigt wiederum die Hyäne eine unüberwindliche Mordlust, und der Blutdurst der einen ist ebenso auch der andern eigen, während dagegen das Lamm nicht nur durch seine äußere Gestalt, sondern auch durch sein Blöcken und seine Sanftmuth eben als Lamm sich zu erkennen gibt. Dieselben Anlagen, dieselben Eigenschaften, dieselbe Lebensweise finden wir an Thieren ein und derselben Art. Ganz anders aber zeigt sich der Mensch; denn obgleich alle Menschen von ein und demselben Elternpaar abstammen, obgleich alle vermöge ihrer äußern Gestaltung und innern Begabung einander gleichen und auch vermöge ihrer Nahrung und Erziehung zu gleicher Handlungsweise befähiget sind, scheint dennoch einer dem andern so unähnlich, daß man für ein anderes Wesen ihn zu halten sich versucht fühlt. Von der Härte des Granites, von der

51*

Grausamkeit eines Raubthieres angefangen vermag er alle Eigenschaften der übrigen Geschöpfe an sich wiederzuspiegeln und bis zu den erhabensten, edelsten Handlungen sich empor zu schwingen und nicht bloß die Tugenden eines Engels in sich zu vereinigen, sondern selbst ein Abbild seines dreieinen Gottes wiederzugeben. Beweis für diese Behauptungen liefert der heilige Evangelienabschnitt. Die Räuber, die einen Reisenden plündern, der Priester und der Levit, die theilnahmslos an ihm vorübergehen, der Samaritan, der voll Zärtlichkeit ihn aufhebt, — gehören mitsammen Einer Gattung an, sie sind Menschen; aber welche ungleiche Gesinnung, ein wie verschiedenes Benehmen! Alle haben vom Schöpfer dieselben Gefühle anerschaffen erhalten; aber nur Einer handelt diesen gemäß. Die einen fallen ihren Mitbruder an mit dem Ingrimme eines wilden Thieres, rauben seine Habe und verwunden seinen Leib, daß er einem Erschlagenen gleich daliegt, die andern gehen mit einem Felsenherzen an seinem Jammer vorbei — und nur Einer zeigt sich als Mensch. Seht so verunstalten uns die Leidenschaften. Wie aber mag wohl, um beim heutigen Evangelium zu bleiben, die geheißen haben, welche das Elend des armen Reisenden sowohl veranlaßte, als auch fortbestehen ließ? — Es war die Habsacht; denn diese verlockte die Räuber zu ihrer Frevelthat und hielt den Priester und den Leviten ab, des Unglücklichen sich zu erbarmen, da dessen Pflege nothwendige Auslagen mit sich brachte. O Habsucht, wer dich vertilgte, der hätte die Erde von einem Ungeheuer befreit, das verderblicher wirkt, als die Drachen und Ungethüme, von denen die Ammen den kleinen Kindern erzählen. Wird und kann es euch demnach lästig fallen, wenn ich auch heute noch einmal den Kampf gegen dieses Laster aufnehme, indem ich nochmal auf die bedeutendsten **Einwände gegen die Ersatzpflicht** zu sprechen komme, um dieselben zu widerlegen und zurückzuweisen? Erwäget deßhalb wohl, was ich euch sagen werde, unterstützt von Maria, der unbefleckten Jungfrau, und im Namen unseres Herrn Jesu Christi!

Die verschiedenen Ausreden, wodurch die Vergütung eines Unrechtes beseitiget und abgelehnt werden soll, lassen sich im Grunde in drei Classen theilen, welche die Aufschrift führen: Ich *will* nicht, ich *muß* nicht, ich *kann* nicht ersetzen. Die erste Classe mit dem Motto: Ich *will* nicht erstatten, — haben wir das Letzte-

mal schon abgethan; denn wenn man einer so heiligen Pflicht sich entschlagen will, weil Alles von selber wächst, oder weil man nur einem Reichen entwendet hat, oder weil es Viele gibt, die dergleichen und noch größerer Ungerechtigkeiten sich schuldig machen, so sagt dieß Alles im Grunde nichts Anderes, als: Ich bin eben nicht gesinnt, zu ersetzen. Das ist aber eben nichts weiter, als ein halsstarriges Wort, welches die Grundsätze des Rechtes und der Vernunft weder zu widerlegen noch aufzuheben vermag. Mehr Schein bieten indessen die Vorwände der zweiten und dritten Classe dar. Ich finde keine Verflichtung, keine Nothwendigkeit, Rückerstattung zu leisten, sagt man; denn ich habe ja nur Kleinigkeiten genommen, die der Mühe nicht werth sind, daß man davon redet.

Darauf ist nun vor Allem zu entgegnen: Jede Ungerechtigkeit am Eigenthume Anderer verübt, läuft dem siebenten Gebote zuwider und kann nur durch Vergütung ausgeglichen werden. Gestehst du einmal zu, daß du genommen hast, was nicht dein war und zwar gegen den Willen und ohne Wissen des rechtmäßigen Besitzers, dann hast Du damit auch schon deine Ersatzpflicht zugestanden, da es hiebei nicht auf die größere oder kleinere Quantität, auf die mehr oder minder bedeutende Summe, die man entwendet hat, sondern lediglich auf Recht oder Unrecht ankommt. Uebrigens besorge ich, daß du ein sehr parteilicher Schätzmann sein und aus Elephanten vielleicht Mücken machen möchtest. Eine Kleinigkeit sagst du; etwas Bedeutendes würde ein Anderer sagen. Wenn Einer Richter in der eigenen Sache ist, dann wird sein Spruch immer zu seinen Gunsten lauten. Das ist aber hier der Fall, da du selber Schätzmann und Schiedsrichter bist. Es ist eine Kleinigkeit, — so schätzest du; ich bin keinen Ersatz schuldig, — so richtest du. Beides aber mußt du Andern überlassen und darfst nur als Angeklagter erscheinen, um dem zuständigen, dem gesetzmäßigen Richter dich zu unterwerfen. Dieser aber wird dir sagen, daß du die Entwendung solcher Kleinigkeiten schon oft wiederholt hast, daß viele Pfennige eine Mark, viele Quellen einen Bach, Bäche aber Flüsse und zuletzt schiffbare Ströme bilden. Nimm alle Tage zwei Pfennige und du entwendest in einem Jahre mehr als sieben Mark und setz' das zehn und zwölf Jahre fort, dann kommst du der runden Summe von hundert Mark immer näher. Ist das eine Kleinigkeit? Betrüge bei jeder Elle, bei jedem Pfund um einen Pfennig und es wird täglich zwanzig bis dreißig Pfennige, in einem Jahre

schon sechzig bis siebenzig Mark betragen, und die Summe wird sich steigern mit jedem Jahre. Ist das eine Kleinigkeit? Allerdings scheint jede einzelne Ungerechtigkeit für sich betrachtet, nur unbedeutend; allein wer hält den nicht für einen Thoren, der bei einem Platzregen sagt, es sei nur wenig Wasser auf die Erde gefallen, weil er selber zufällig nur einen einzigen Tropfen aufgefangen hat. Wie du aber hier bei wirklichen Kleinigkeiten dich täuschest, indem du die oftmalige Wiederholung und die hiedurch entstandene Vermehrung übersiehst, so kannst du von einem abgestumpften Gewissen irregeleitet große Diebstähle wenigstens nach und nach für unbedeutend und gering halten. Du nimmst vorerst einen Pfennig — nun ja, dieß will nicht viel sagen. Ein andermal hast du Gelegenheit, ein Fünf-Pfennigstück dir anzueignen, indem du denkst: Es sind nur fünf Pfennige — hat auch noch nichts zu sagen. Wer fragt viel nach solch einem unbedeutenden Betrage? Das nächste Mal gehst du schon weiter und nimmst dir einen Groschen. Ah, ein Groschen, sagst du weiter, was ist da viel daran gelegen, und fügst zum ersten den zweiten und sofort; es dauert nicht gar lange, dann folgt dem Groschen das Markstück, dem Markstück alsdann der Thaler, bis schließlich große Summen, und hunderte und tausende Mark veruntreut werden. So stumpft sich das Gewissen allmählich ab, und je mehr du zuletzt nimmst, desto weniger und bedeutungsloser scheint es zu sein. Auf diese Weise wächst die Summe nicht nur durch Wiederholung, sondern durch progressives Ansteigen. Hast du aber wirklich seither nur Kleinigkeiten entwendet, so unterlaß es, hierin fortzufahren, um nicht bis zu großen Veruntreuungen dich fortreißen zu lassen, und ersetze jetzt, da du der geringen Summe halber es leicht kannst.

Ich habe nicht nothwendig, also lautet eine zweite Ausrede, zu ersetzen, da man mir das, was ich nahm, selber gegeben hätte, wenn ich den Eigenthümer darum würde gebeten haben. Wenn ich ein Wort gesagt hätte, so würde ich es ohnehin erhalten haben. —

Ich gebe das zu und weiß, daß manche Herrschaft dem Dienstboten bereitwillig, Mancher dem Nächsten oder einem Dürftigen gerne irgend eine Sache, ein Kleidungsstück, Fruchtgegenstände überlassen würde, zumal wenn er selber sie nicht besonders nöthig hat oder verwenden kann; allein warum bittest du nicht darum? warum zeigst du dem Besitzer nicht an, was du genommen hast?

Ich finde hier nur zwei Gründe, weßhalb du dieß versäumen kannst: Stolz oder Furcht. Du bist vielleicht zu eitel, um eine Bitte zu stellen, oder du fürchtest, es möchte dieselbe doch vielleicht den Besitzer beleidigen, deine Zudringlichkeit könnte ihm beschwerlich fallen und zuwider werden, er könnte deine Bitte dir abschlagen. Im ersten Falle wenn der Stolz dich hindert, sollst du gerade, um dieses Grundlaster zu bekämpfen, recht freundlich und unterwürfig bitten, und im letzten Falle bist du hierzu umsomehr verbunden, als deine Furcht vielleicht gerechtfertigt ist, und der Eigenthümer dir wirklich nicht gewähren wird, was du verlangst. Uebrigens bin ich der Meinung, daß du in diesem Punkte dich gar sehr täuschest und vielleicht die Erlaubniß zur Besitznahme einer Sache annimmst, wo dir dieselbe nimmer mehr ertheilt wird, daß du dir aneignest, was man rundweg dir abschlagen würde. Das wäre aber offenbar und ohne allen Zweifel ein Diebstahl, der überdieß noch die schlimmen Folgen nach sich ziehen kann, daß Andere hiedurch in Verdacht kommen. Was du hinwegnahmst, das hält man auf Andere, trägt Argwohn gegen sie im Herzen, verdächtiget ihre Redlichkeit bei Anderen und geräth nicht selten hierüber in Aufregung und heftigen Zorn. Deßhalb wandle immer den sicheren und gewissen Weg und frage vorher an, ob du dieß und jenes nehmen darfst oder nicht. Hast du aber seither schon dagegen gefehlt, dann gib entweder zurück, was du ohne Wissen des Eigenthümers genommen hast, oder gehe hin und ersuche ihn wenigstens nachträglich darum. Ist es wahr, daß er nichts entgegen hat, dann darfst du ja ohnehin dich nicht scheuen, und wird die Sache leicht abgethan sein!

Lassen sich Jene, welche auf die beiden bisherigen Einwände gestützt, an fremder Habe sich vergreifen, nach und nach bei einer näheren Erklärung überzeugen und zur Gutmachung ihres Unrechtes umstimmen, so geht dieß schon weit schwerer bei einer dritten Sorte von Menschen. Sagt man ihnen nämlich, daß sie schuldig seien zu erstatten, so fahren sie auf und im Tone der Beleidigung schnellen sie Einem den Einwurf entgegen: Ich? ersetzen? Eher umgekehrt! Ich muß mich plagen und abarbeiten und bekomme doch nicht, was mir gehört, bin viel zu gering bezahlt. Die Kost, sagt ein Dienstbote, ist gar so mager und schlecht, daß ich damit unmöglich bestehen könnte, wenn ich nicht da oder dort etwas nehmen oder mir Geld verschaffen würde, um etwas zu kaufen.

Die paar Mark Lohn sind keine Bezahlung für die viele Mühe und Anstrengung. Da bin ich wahrlich keinen Ersatz schuldig.

Nun mäßige dich doch und komm mit mir, damit wir das Evangelium ein wenig aufschlagen und dort über deinen Einwurf uns befragen. Nehmen wir etwa gleich jenen Abschnitt, den die Kirche am Sonntage Septuagesima verlesen läßt. Er handelt, wie du wissen wirst, von den Arbeitern im Weinberge. Der Hausvater sucht und dingt sie zu verschiedenen Zeiten, macht den Arbeitslohn mit ihnen, besonders mit den ersteren aus und zahlt ihnen am Abende jedem ohne Unterschied einen Zehner aus. Was? rufen die zuerst berufenen, auch diese da, die zuletzt gekommen sind, werden uns gleich gehalten, die wir doch die Last und Hitze des ganzen Tages getragen haben? So murren sie und finden die Zahlung für sich zu gering, — du freilich, wärest du dabei gewesen, hättest vielleicht ingrimmig mit einem bittersauern Antlitze stillgeschwiegen und dich gleich umgesehen, wo es etwas zu stehlen gibt, um dir dadurch höheren Lohn zu verschaffen. Was aber gibt ihnen der Hausvater zur Antwort? „Freund", spricht er, „ich thue dir nicht unrecht. Bist du nicht auf einen Zehner mit mir einig geworden?"

Hörst du, Dienstbote, Handwerksmann, Taglöhner! Bist du denn nicht mit der Herrschaft um einen bestimmten Lohn einig geworden? Hat man dich nicht zum Voraus gefragt: Wieviel verlangst du? und bist nicht du selber mit der gebotenen Summe zufrieden gewesen? Du hättest mehr verlangen oder um das Angebot den Dienst, die Arbeit nicht annehmen sollen. Nur was ausgemacht ist, das kannst und darfst du fordern, sonst keinen Heller darüber, und taugt dir dein jetziger Platz nicht, dann steht dir das Thor offen, du kannst einen andern suchen. Ich weiß zwar, daß es Dienstherrschaften gibt, die ihren Untergebenen weit mehr Lasten auferlegen, als mit dem Lohne derselben im Verhältnisse stehen, welche sie zu Geschäften verwenden, wozu sie nicht gedungen sind, und eine eigene Person erforderlich wäre, daß sie ihnen eine Kost reichen, die in gar mancher Beziehung, sowohl was Qualität als auch was Quantität anbelangt, gar viel zu wünschen übrig läßt, und daß sie nicht einmal das auszahlen, wozu sie anfangs sich verstanden haben — eine himmelschreiende Sünde fürwahr, den mit saurem Schweiße verdienten Liedlohn nicht zu geben: allein ich weiß ebenso gut, daß es Dienstboten gibt, deren ganzes Tagewerk nicht einmal diese Nahrung verdient, und die die Hälfte von dem

was sie arbeiten könnten, nicht einmal gehörig verrichten. Unter diese letzte Gattung von trägen, naschhaften, schlenderischen Dienstboten gehört aber die Zahl derer, welche des angeführten Vorwandes sich bedienen, um ihre Diebereien und Näschereien damit zu überkleistern. Doch eitle Mühe, auch diese sind Ersatz schuldig. Eine Ausnahme kann nur dann gemacht werden, wenn man wirklich den ausgedungenen Arbeitslohn dir nicht gegeben hat. Frei vom Ersatze bist du dann, wenn du nicht mehr genommen hast, als dir vor Gott und deinem Gewissen zugehört, und wenn Niemand dadurch in Schaden und Verdacht gekommen ist; aber das bemerke ich, und du präge es dir für alle Zeiten ein, ehe du selber dich entschädiget hast, hättest du vor Gericht deine Forderung geltend machen, auf gesetzmäßigem Wege deine Rechtsansprüche darthun sollen. Du hättest nicht selbst zugreifen sollen und darfst es für die Zukunft auch nicht mehr thun; ja merk' es, künftighin darf es nicht mehr geschehen! —

Wir kommen nun zur dritten Klasse der Entschuldigungen und Einwürfe gegen die Ersatzpflicht und diese können wir zusammenfassen mit dem Worte: Ich kann nicht ersetzen. Warum aber? Ja, weil ich so arm bin, daß ich nur von einem Tage auf den andern leben muß und bei dem besten Willen das Geld zur Zurückgabe nicht aufzubringen weiß. Freund, wenn das wirklich also sich verhält, wenn deine Lebensweise eine eingeschränkte und thätige ist, dann muß ich dein Wort gelten lassen: denn wo nichts ist, da hat selbst der Kaiser das Recht verloren. Bist du in diesem Falle von der Rückerstattung wenigstens zeitweilig frei, so meine ich, muß dennoch eine gewisse Last dein Herz beschweren; recht wohl kann es dir immerhin nicht werden, und die volle Heiterkeit kann nicht in dein Herz zurückkehren. Darum bete für die Beschädigten, Uebervortheilten und Beeinträchtigten, suche Gelegenheit, Gefälligkeiten ihnen zu erweisen, spare und mühe dich ab, so viel du kannst, um zusammenzubringen, was Andern gehört, oder noch Eines, — wenn es sein kann, bitte den Eigenthümer, daß er den Ersatz dir ganz erlasse. Auch in diesem Falle bist du dann frei. Die Pflicht der Wiedererstattung darf also nur in zwei Fällen unterbleiben: wenn der Beschädigte selber darauf verzichtet, und wenn sie wegen übergroßer Noth zur reinen Unmöglichkeit geworden ist. Letzten Falls hört sie aber nur zeitweilig, das heißt, so lange auf, als man in denselben bedrängten Umständen sich befindet. Bessern sich aber die

Verhältnisse, dann tritt auch die Ersatzpflicht wieder auf. Ebenso dauert sie fort, wenn die Verarmung eine selbstverschuldete, durch Ausschweifung, Trägheit, Schlemmerei und zu großen Aufwand herbeigeführt ist, während man durch Mäßigkeit, Fleiß und Häuslichkeit allerdings Einiges sich erübrigen könnte. — Du kannst nicht ersetzen. Warum? Ja, weil die Ersatzsumme mein Vermögen übersteigt, weil ich nicht so viel habe, als ich zurückgeben sollte. Daraus folgt aber nur, daß du den Ersatz nicht vollständig leisten kannst, keineswegs noch, daß du gänzlich befreit bist. Erstatte also vor der Hand so viel du kannst, und trachte das Uebrige nach und nach noch abzuthun! Unser lieber Herrgott wird dir schon helfen, wenn du redlichen Willen hast. Das haben sich Alle zu merken, welche durch den Bankerott oder im Gantwege mit ihren Gläubigern abgehandelt und diesen statt hundert etwa nur zwanzig Mark gegeben haben. Gar oft kann man in unserer Zeit die Wahrnehmung machen, daß hier und dort Jemand Bankerott macht und nach der Abwicklung desselben mehr Vermögen besitzt als zuvor; man hat den Gläubigern eine große Summe abgerungen und sie genöthigt, sich mit einer kleinen zu begnügen. Wer auf solchem Wege sich Vortheil verschafft hat zum Schaden der Gläubiger, ist ebenso gut ersatzpflichtig wie jeder Räuber und gewöhnliche Dieb und muß nach und nach den Gläubigern die volle Summe zustellen.

Du kannst nicht ersetzen? Warum? Weil du nicht weißt, wie viel die Sache beträgt, und dann keine Gelegenheit hast, sie an ihren Herrn zurückzubringen. Richtige Ausrede! Rechne nur und schätze, so gut du es vermagst, und füge lieber noch etwas zu der Summe hinzu, die dein Gewissen dir angibt. Was aber den Umstand betrifft, daß du keine Gelegenheit zum Ersatze findest, so hast du dich nach dem, was ich bei Beantwortung der Frage: Wem muß erstattet werden? gesagt habe und nach den Entscheidungen deines Beichtvaters zu richten.

Du kannst nicht ersetzen. So, warum? Weil ich dadurch meinem Geschäfte einen bedeutenden Schaden zufügen, meine Stellung und meine Ausgaben bedeutend einschränken müßte. — Wie? solltest du das wirklich im Ernste behaupten? Gehört denn ein Geschäft, das du mit fremdem Gelde betreibst, gehört eine Stellung, die du durch Ungerechtigkeit errungen hast, dein? sind sie nicht vielmehr eines Andern Eigenthum? Sonach erleidest du durch die Wiedererstattung nicht den geringsten Nachtheil an deinem Ge-

schäfte, an deiner Stellung, sondern verbesserst vielmehr einem Andern die Nachtheile, die du ihm bereitet hast. Und freilich mußt du dich einschränken in deinen Ausgaben und darfst nur den Aufwand machen, den du mit deinem Gelde bestreiten kannst.

Du kannst nicht erstatten, weil dieß den Leuten auffallen würde. Dagegen aber ist zu bemerken, daß der Ersatz heimlich und unvermerkt geschehen und auf eine Weise vollzogen werden kann, daß deine Ehre nicht im Geringsten dabei leidet. Wollte Gott, daß deine Betrügereien nicht offenkundiger wären und dir nicht mehr Schmach zugezogen hätten, als du von deiner Wiedererstattung besorgen mußt. Schau die ganze Stadt weiß es vielleicht, wie du es bisher getrieben hast und du bist oft schon der Gegenstand der Verachtung und des schärfsten Tadels gewesen. Das hat aber keinen Eindruck auf dich gemacht und jetzt, wo du die Achtung Anderer wieder gewinnen, ein Beispiel der Bekehrung geben kannst, willst du auf einmal so geschämig und um deine Ehre besorgt dich zeigen? Wolltest du aufrichtig sein, du würdest zugeben, daß nur die unordentliche Liebe zum Gelde es ist, die dich auf Gott und den Himmel vergessen macht, die dich die Hölle gering schätzen läßt und dich sicher dem ewigen Verderben und damit der Beschämung vor Himmel und Erde zuführt. Wenn es gilt, eine Sünde gut zu machen, dann darfst du nöthigenfalls den Spott der ganzen Welt nicht fürchten; denn man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen. Solange du also redest, solange hast du noch keine wahre Reue über deine Sünde empfunden, und muß ich alle deine Werke, Kirchgänge und Beichten als bloße Heuchelei bezeichnen. Der wahrhaft Reumüthige wirft den ersten Blick auf Gott, und was er als dessen Willen erkennt, darnach handelt er, ohne um die Urtheile der Welt sich zu kümmern, da nicht die Welt, sondern Gott über sein ewiges Wohl oder Wehe entscheiden wird.

Du kannst nicht ersetzen. Warum? Weil darunter deine Kinder leiden müßten, indem ein großer Theil deines Vermögens darauf ginge. Ich müßte sie, sagst du, bettelarm hinterlassen und das kann ich ein- für allemal nicht über mich bringen. Auf diese Entschuldigung will ich statt vieler Worte eine einfache Geschichte erzählen, die uns der heilige Alphonsus berichtet. Ein sehr reicher Mann, der einen Theil seines Vermögens schreienden Ungerechtigkeiten verdankte, ward gefährlich krank und konnte, obwohl er wußte, daß der Brand schon in seinen Wunden war, doch nicht zum Wie-

derersatze bewogen werden. Vielmehr wies er alle Aufforderungen hiezu einfach ab, indem er sprach: Was sollte aus meinen drei Kindern werden? Sie wären elend. Da man dieß einem Geistlichen hinterbrachte, so ließ dieser dem Kranken sagen, er hätte ein herrliches Mittel den Brand zu stillen. Dadurch hoffte er nämlich Zutritt zum Kranken zu erhalten und ward darin auch keineswegs getäuscht. Er ward gut aufgenommen, und da der Kranke ihn um das Mittel befragte, sprach er: Es ist unfehlbar sehr einfach und macht Nichts zu leiden; nur ist es theuer, sehr theuer. — Und kostet es auch tausend, ja fünftausend Gulden, es ist nicht zu theuer, entgegnete der Kranke, sagen Sie nur, worin es besteht? Nun, begann der Priester, das ganze Mittel besteht darin, daß auf die in Brand gerathenen Stellen etwas Fett von einem lebendigen und gesunden Menschen gegossen wird; man braucht nicht viel; findet sich Jemand, der sich für fünftausend Gulden nur für ein Viertelstündchen die Hand brennen lassen will, so reicht dieß zu. — Ach, sprach der Kranke, ich besorge sehr, es findet sich Niemand dazu. Fasset Muth, entgegnete der Priester, ihr wisset nicht, wie ergeben euere Kinder einem Vater sind, der ihnen ein so großes Vermögen hinterläßt. Lasset euern ältesten Sohn kommen, er liebt euch, und saget ihm: Du kannst mein Leben retten, wenn du dir eine Hand brennen lassen willst; ich hoffe, du wirst es thun, zumal wenn ich dich zu meinem Erben mache. Sollte er sich indeß weigern, so machet dem zweiten, und wenn auch dieser nicht will, dem dritten denselben Antrag. Die drei Söhne wurden gerufen; nacheinander ward allen dreien der Vorschlag gemacht; alle drei verwarfen ihn. Mein Vater soll ja nicht an so etwas denken, sprachen sie, und gingen fort. Mit ernster feierlicher Stimme wendete sich nun der Priester an den Kranken: Ich begreife euch nicht, wenn ihr für solche Kinder euern Leib und euere Seele verlieren wollt, um im Feuer der Hölle ewig gemartert zu werden, die, um euch zu heilen und euch das Leben zu retten, nicht einmal eine Viertelstunde lang die Qual des Feuers auf Erden aushalten wollen. Welche Thorheit! — Und das, seht, wirkte endlich auf den Kranken, er ließ einen Notar holen, beichtete und suchte in Uebereinstimmung mit dem Priester seine Ungerechtigkeiten gutzumachen, ohne Rücksicht darauf, was wohl aus seinen Kindern werden würde. Und glaubt ihr nicht, daß auch diese besser daran waren, wenn sie gleichwohl nur die Hälfte, den

vierten Theil der Erbschaft, aber mit Recht empfingen? Das ungerechte Gut bringt weder dem Erwerber, noch seinem Nachkommen Glück und Heil, es zieht vielmehr Beide in die Hölle. Unglücklicher, der du Ersatz schuldig bist, ziehe nicht auch deine Familie mit in's Verderben, lege nicht die Schlingen, in denen du dich gefangen, auch um den Nacken deiner Kinder, mache nicht auch diese mit für dich verantwortlich, sondern erstatte, ohne an sie zu denken, was du schuldig bist. Hättest du nicht Unrecht gethan, dann hätten sie ja von dir auch nichts zu hoffen, würden sie ebenso arm sein, als sie nun werden, wenn du ersetzest. Gerade diese Armuth wird sie aber antreiben, die Hände zu rühren und ihr Auskommen zu suchen, während die ungerechte Hinterlassenschaft sie zur Verschwendung und zum Müßiggange und obendrein zu Lastern aller Art verleitet. Wenn es sich darum handelt, zwischen deinem ewigen und dem irdischen Heile deiner Kinder zu wählen, dann mußt du vernünftiger Weise auf dich zuerst und dann erst auf deine Kinder denken. Um wiel mehr muß dieß aber geschehen, wenn das, was deine ewige Wohlfahrt befördert, auch noch deinen Kindern zeitlich eher Gewinn als Verlust bringt. So groß demnach deine Liebe zu deinen Kindern auch sein mag, so kann dieselbe doch von der Pflicht der Wiedererstattung nicht entbinden; größer noch soll die Liebe zu deiner Seele, die Liebe zu Gott sein.

Wer noch vernünftig denkt, der wird mir nun zugeben, daß keiner der Einwände, die man gewöhnlich vorbringt, um die Ersatzpflicht von sich zu wälzen, begründet sei und bestehen könne. Da ich hiermit meinen Zweck erreicht habe, so kann ich diesen Gegenstand nunmehr verlassen. Werden aber auch meine wiederholten Mahnungen die gewünschte Wirkung bringen? Wenn ich selbst die Antwort auf diese Frage geben soll, so muß ich offen gestehen, daß meine Hoffnungen nicht die rosigsten sind. Einige Wenige zwar werden sich daran kehren, die Mehrzahl aber, und darunter die großen Diebe und Betrüger, werden nichts darum sich kümmern, einmal weil die Habsucht bei ihnen zu sehr überhand genommen, dann weil ihr Gewissen bis auf's Aeußerste abgestumpft ist, und endlich, weil sie es nicht der Mühe werth fanden, diese Predigten anzuhören. Ist es ja doch schon vorgekommen, daß man da, wo man keine Widerlegung vorzubringen wußte, mit ein paar seichten Witzeleien sich über alle vorgebrachten Beweise hinwegzusetzen suchte. Es gibt eben Leute, die nichts glauben wollen, was mit ihrem

verkehrten Herzen nicht zusammenstimmt, wenn es auch sonst noch so vernunft- und schriftgemäß, noch so wahr und unwiderleglich ist, Leute, die, wenn sie nicht anders mehr können, wenigstens die Absicht zu verdächtigen suchen. So hat man auch diesen Vorträgen unterschieben wollen, als seien sie in irgend einem Interesse, aus irgend einem Auftrage abgehalten worden. Jawohl, im Interesse deiner Seele und im göttlichen Auftrage, nicht aber im menschlichen; denn sonst würde ich nimmermehr gewagt haben, im Namen Jesu sie anzufangen. Wie der Schelm ist, sagt das Sprichwort, so denkt er. Und wahrlich, Derjenige müßte selber sehr gewissenlos und bis zu einem tiefen Grade niedriger Denkart herabgesunken sein, welcher mir eine derartige Entweihung dieser heiligen Stätte zumuthen kann. Die Kanzel ist eine Stätte der Wahrheit, nicht der Parteilichkeit und des Interesses. Wer sie für etwas Anderes ansieht, der mag draußen bleiben. Bleibt er aber draußen und verschließt so der Wahrheit den Weg zu seinem Herzen, so hat er es sich selbst zuzuschreiben, wenn er zu Grunde geht. Das gilt denn auch von denen, welche immer noch mit ihren Ungerechtigkeiten fortfahren. Oder womit sollen sie sich entschuldigen? werden sie sagen können, daß sie die Sündhaftigkeit ihrer Handlungsweise nicht wußten? Nimmermehr; denn sie hätten Aufklärung erhalten, wenn sie gewollt hätten. Bei einem fleißigeren Predigtbesuche, bei einiger Wißbegierde, bei einigem guten Willen würden sie Aufschluß erlangt, und würde die Gnade sie gebessert haben. An ihnen, bei ihren Eltern und Vorgesetzten liegt also die Schuld. Ich meinestheils aber habe gesprochen und meine Seele bewahrt. Wer Ohren hat zu hören, der höre. Amen.

Achtes Gebot.

Erste Predigt.

Allgemeinheit der Lüge und ihre traurigen Folgen.

„Die Pharisäer hielten Rath, wie sie ihn in einer Rede fangen könnten." Matth. 22, 15.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

Arglistig und schlau, ein Meisterstück pharisäischer Schelmerei, ist die Falle angelegt, in welcher der göttliche Heiland sich fangen soll. Um ja keinen Verdacht zu erregen, kommen sie, die Erzheuchler, nicht selber, sondern senden ihre wohldressirte Brut, ihre ebenbürtigen Schüler, die unter dem Vorwande des Zweifels ihm eine Antwort entlocken sollen, die unheilvoll für ihn wird, ob er sie bejahen oder verneinen mag. Diese jungen Leute müssen dem Herrn zuvor schmeicheln und seine Wahrheitsliebe und die Offenheit rühmen, womit er seine Lehren ohne Rücksicht auf das Ansehen der Person vorzutragen pflegt. Um so argloser und bestimmter wird er dann — so hofften sie — ihren Zweifel lösen, denn sie anscheinend mit so viel Vertrauen und so redlichem Streben nach der Wahrheit ihm vortragen, in Wirklichkeit aber nur, um ihn entweder beim Judenvolke oder beim Kaiser gehässig zu machen und auf die eine oder auf die andere Art aus dem Wege zu schaffen; denn, sagt er: „Ja, es ist erlaubt, dem Kaiser den Zins zu geben," dann wird er die ganze jüdische Nation gegen sich haben, die im Wahne lebte, daß sie Gott allein einen Tribut schulde und außer der Tempelsteuer Niemanden eine Abgabe zu zahlen habe. Sagt er: „Nein, es ist nicht erlaubt," dann sind mit ihnen schon die Anhänger des Herodes gekommen, die wider ihn sich erheben und

ihn als Volksaufwiegler und Majestätsverbrecher behandeln werden; denn die Herodianer hielten zu den Römern, weil die Familie des Herodes den römischen Kaisern die Herrschaft verdankte. In jedem Falle also muß der göttliche Heiland anstoßen, und dann kann sein Verderben nicht ausbleiben. Dießmal also, meinen sie, müssen sie ihm eine Blöße abgewinnen. Doch, welch' eitle Berechnung! Das ganze Lügengewebe wird zerrissen durch den Denar mit dem Bildnisse des Kaisers und durch die bündigen Worte: „Gebet also dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist!" Wie sollen sie aber auch Jesus täuschen und fangen können, da er schon im Voraus all' ihre Pläne und Rathschläge kannte, ehe sie dieselben noch gefaßt hatten, und unmöglich in Verlegenheit kommen konnte, ihnen eine treffende Antwort zu geben? Das hätten die Pharisäer wissen können, wenn nicht der Neid sie blind gemacht und Leidenschaft ihre Vernunft getrübt hätte; denn vor ihren Augen hatte der Herr nicht nur die wunderbarsten Dinge vollbracht, sondern auch wiederholt bewiesen, daß er bis auf den Grund der Herzen schaue, also mit göttlicher Allmacht auch göttliche Allwissenheit verbinde. Aber auch abgesehen davon, wie sollen sie überhaupt mittelst der Lügenhaftigkeit und Ränkesucht zu einem guten Ziele kommen? Man gräbt sich ja selbst eine Grube, indem man Andern den Boden unter den Füßen unterwühlt, und erntet nur Vorwürfe und Schande, wenn man mit Heuchelei und Falschheit umgeht. O daß dieß besser beachtet würde; denn alsdann würden diese falschen Pharisäer sammt ihren Schülern nicht immer wieder neu auftreten in so vielen und vielen Christen, die der Lüge huldigen, wo es vortheilhaft zu sein scheint. Diese Lügenhaftigkeit, dieser Hang zur Täuschung, dieser Aufwand, mit dem man Ränke spinnt, ist eines der Hauptgebrechen unserer Zeit, und deßhalb halte ich es für dienlich, heute davon zu sprechen. Um euch davor zu warnen, um euch dagegen zu bewahren, wollen wir I. **die Allgemeinheit** und II. **die traurigen Folgen dieser Lügenhaftigkeit** betrachten. Ich beginne unter Anrufung der heiligsten Namen Jesus und Mariä.

Ein kühnes und übertriebenes Wort möchte man es nennen, wenn David sagt: „Alle Menschen sind Lügner;" allein nichtsdestoweniger hat David recht, wenn man nur etwas näher untersuchen und die innere Gesinnung der Menschen mit ihren Aeußerungen in Wort und That vergleichen will. Gewiß, die Lüge, dieses niedrige

und verächtliche Laster, das wir Alle an Anderen verabscheuen, das hundertmal in der heiligen Schrift getadelt und verworfen, sogar ein häßlicher Schmutzflecken am Menschen und ein Gräuel in den Augen Gottes genannt wird, ist dennoch so allgemein, daß der königliche Prophet die Behauptung wagen darf: „Alle Menschen sind Lügner." Ist dieses Laster auch nicht Allen zu einem Hange, gleichsam zu einer zweiten Natur geworden, so haben doch Alle mehr oder minder schon damit sich befleckt, denn wir finden es in jedem Alter. Der Anfang wird schon in frühester Jugend gemacht, Betrachtet das Kind! Es fängt eben an, ein wenig zu denken, und dämmernd erwacht das Selbstbewußtsein, es hat mühsam einige Worte sprechen gelernt, und noch will die unbehilfliche Zunge über manche Silben und sogar Buchstaben nicht ganz Herr werden, da stottert es auch schon manche Lüge mit hervor. Niemand hat es gelehrt, die Unwahrheit zu reden, Niemand hat es aufmerksam gemacht auf die Lüge, aus sich selbst holt es dieselbe hervor, aus sich selbst kommt es auf den Gedanken, einen Fehler zuzudecken, eine Strafe abzuwenden durch Leugnen und Lügen. Ach, die Schlange, welche die erste Lüge in die Welt und durch sie das erste Menschenpaar aus dem Paradiese gebracht, hat den Keim der Lüge mit der Erbsünde auch in das Herz eines jeden Kindes gelegt! Nur wenige Jahre hindurch ist dasselbe offen und redlich, nur kurze Zeit redet es die Wahrheit, auch wenn ihm diese zum Schaden und Nachtheile ist. Dann aber wendet es sich der Lüge zu und legt dabei eine solche Geschicklichkeit, soviel Scharfsinn und Gewandtheit an den Tag, daß man sagen möchte, der Vater der Lüge sei sein unmittelbarer Lehrmeister. Wird da nicht gleich anfangs ernstlich und entschieden entgegengewirkt, wird es nicht schon wegen der ersten Lüge strenge getadelt und im Wiederholungsfalle auch strenge gestraft, dann wird diese allmählig seines ganzen Wesens sich bemächtigen und gleichsam mit Fleisch und Blut sich verbinden. Laßt euch ja nicht irre machen, wenn auch das Kind anfangs noch plump sich anschickt und stottert und roth wird über seine Lüge, schneller und eher, als ihr da denken möget, wird es Fortschritte machen in der Lügenkunst und mit Unwahrheit, mit Schwänken und Ränken euch bedienen, die der Wahrheit so täuschend ähnlich sehen, wie ein Ei dem andern, und mit der offensten und unschuldigsten Miene wird es euch grausam täuschen und sein bitteres Spiel mit euch treiben. Hat es dann die Jahre des Jünglings-

alters erreicht, dann beginnt erst recht eigentlich die Periode der Lügenhaftigkeit.

Was der junge Mensch fehlt, was er versäumt: all seine tollen Streiche und Ausschweifungen, all seine Veruntreuungen und Schlemmereien sucht er wenigstens Denen, die ein mahnendes oder rügendes Wort sprechen könnten, zu verheimlichen und zu vertuschen mittelst der Lüge. Da schmiedet sich eine lange und vielgliederige Kette von Unwahrheiten und Täuschungen, die erst zerreißt, wenn es zu spät ist, wenn seine Schande hinausgewachsen ist über den Mantel der Gleißnerei, und sein Verderben nicht mehr abgewendet werden kann. Was das Kind begonnen, was der Jüngling zur Reife gebracht hat, wird das nicht auch noch fortdauern im Mannes- und Greisenalter? O da wird die Lüge erst recht fortgesetzt und erweitert sich in immer größern Kreisen, Schaden stiftend bald hier bald dort, ohne daß der Urheber derselben in irgend einer Weise sich Scrupeln machen würde, gegen die sein Gewissen ja längst schon sich verhärtet hat. Die schwersten Lügen und Täuschungen, die niederträchtigsten Verleumdungen und Betrügereien gelten nur mehr als eine Kleinigkeit, als alltägliche Dinge, die man im bürgerlichen Leben unmöglich vermeiden könne. Zuletzt lügt und betrügt er, ohne es zu wissen und zu glauben, weil er soweit gekommen ist, daß er die Wahrheit nicht mehr von der Lüge zu unterscheiden weiß. So ist denn die Lüge allgemein, weil ich sie in jedem Alter treffe; aber eben deßhalb kann ich sie auch in jedem Stande finden.

Sie ist daheim in jeder Werkstätte, in jedem Kaufladen, um sie zu treffen, kommst du zu jeder Zeit recht. Man versichert und betheuert, daß man eine Arbeit bestens besorgen und ganz gewiß bis zum bestimmten Tage fertigen werde; aber verlaß dich nur darauf, dann bist du verlassen. Man behauptet, daß man diesen und jenen Gegenstand, einen Handels- und Verkaufsartikel nicht billiger geben könne, daß man ohnehin schon Einbuße habe, wenigstens keinen Kreuzer daran gewinne; aber glaub' es nur fest, wenn du eine Lüge glauben willst; denn an all dem Gewäsch, das man dir vormacht, ist kein einziges wahres Wort. Begibst du dich von diesen Orten hinweg auf die Straßen, dann wird alsbald wieder die Lüge dir begegnen in Gestalt eines Menschen, der sich freundschaftlich und theilnehmend um dein Befinden und deine Lage erkundiget und sagt, daß ihn dein Glück erfreue und deine Trauer

zugleich mitbetrübe; aber diese Worte seines Mundes sind ganz verschieden von denen, welche sein Herz spricht, das gegen dich entweder ganz gleichgiltig ist oder dein Glück dir mißgönnt und an deinen Unfällen sich weidet und ergötzt. Steigst du hinab in die Hütten der Armuth, dann kannst du alsbald auch da die Lüge wieder treffen, die dir erzählt von einem Elende, das nicht so arg ist, als es geschildert wird, oder wenigstens nicht so arg wäre, wenn man wahrheitsgetreu alle Umstände angeben wollte, die es hervorgerufen haben. O wie oft ist es mit Recht verschuldet bis auf die gegenwärtige Stunde, wie oft wird es übertrieben, um desto mehr das freigebige Mitleid anzuspornen durch Erzählung von Umständen und Unfällen, die von Anfang bis zum Ende nichts als Dichtung sind! Steigst du hinauf in die Paläste der Reichen, so triffst du die Lüge erst recht in ihrem Elemente, nur nicht unter ihrem wahren und eigentlichen Namen, sondern geschminkt und aufgeputzt mit vornehmen und ausländischen Titeln. Bald erscheint sie unter dem Namen der Etikette, bald unter der Firma Anstand und Galanterie, bald im Staatsfracke der klugen Berechnung, bald im Galarocke der Diplomatie oder im Hausgewande der Intrigue. All diese hochtrabenden und fremden Worte bedeuten aber nichts Anderes als eine wohleinstudirte und feinausgesprochene Lüge. Zuletzt setzt sie sich gar noch auf Throne und läßt sich huldigen als einer liberalen Herrscherin, die Freiheit und Völkerwohl verspricht und vom Drucke der geknechteten Nationen, von ihrem civilisatorischen Berufe spricht in demselben Augenblicke, in welchem sie ihren eisernen Fuß auf den Nacken der Völker setzt, mit despotischer Willkür herrscht, alle Schranken einreißt, alle Verträge bricht, die heiligsten Rechte verletzt und die Kirche verfolgt. Je nobler der Lügner, desto dreister darf er der Lüge sich bedienen, wenn er nur eine schöne Phrase als Mantel ihr zu geben weiß. Ueberall daheim, weiß sie demnach sich auch in die verschiedensten Gewänder zu hüllen, erscheint sie in der verschiedensten Gestalt.

Sie bedient sich des Mundes, der als weiß darstellt, was schwarz ist, der die schönsten Versicherungen gibt, von denen das Herz nichts weiß, der schwört und Gott selber anruft zum Zeugen einer Sache, die gerade entgegengesetzt sich verhält, der selbst im Bußgerichte die Unwahrheit sagen muß und die Unschuld hintergeht mit falschen Vorspiegelungen und ränkevollen Grundsätzen. Sie bedient sich der Feder, die auf geduldiges Papier die gröbsten

Verleumdungen niederschreiben, das erhabenste Verdienst anschwärzen und die trügerischsten Verheißungen geben muß, an deren Erfüllung gar nie zu denken ist; sie bedient sich der Buchdruckerkunst, um ihre falschen Grundsätze an den Mann zu bringen, um bald da, bald dort der Kirche und ihren Einrichtungen einen Hieb zu geben, um eine Thatsache zu entstellen durch einige hinweggelassene oder hinzugefügte Worte, um durch die schamlosesten Verdrehungen jede Autorität zu erschüttern, die Religion zu untergraben, ihre Diener und Anhänger lächerlich zu machen und in's Geschrei zu bringen; sie bedient sich der Mienen, um Nächstenliebe oder Frömmigkeit zu heucheln, wo auch nicht die mindeste Spur von Theilnahme oder religiöser Gesinnung ist, sie bedient sich der Geberden, um das Gegentheil von dem darzustellen, was wirklich ist: Rührigkeit, wo die Trägheit herrscht; Genauigkeit, wo Alles hudlerisch genommen wird; Sorgsamkeit, wo die größte Unachtsamkeit ist; Freundlichkeit, wo der Haß glüht; Liebe, wo die Verachtung ihren Sitz aufgeschlagen hat. Alles muß der Lüge dienen und ihr helfen, was es nur immer sei. Es lügen heutzutage die Kleider, die nicht bloß körperliche Gebrechen verheimlichen müssen, sondern Denen, die in ihnen stecken, den Anschein eines höheren Standes, einer gründlicheren Bildung verschaffen sollen, und dieß auch solange thun, als nicht der maskirte Lügner seinen Mund öffnet und dadurch seine niedrige Stellung und seine Unwissenheit zu erkennen gibt. Es lügen sogar die Steine und Mauern der Häuser, die durch einen glänzenden Anstrich, durch eine prunkvolle Außenseite und wohlgeordnete Auslagen einen bedeutenden Wohlstand des Besitzers und ein glänzendes Geschäft anzeigen, in dessen Innern die Noth herrscht und der Bankerott schon mit tausend Augen umherspäht in allen Winkeln, wo und wie er die Gläubiger befriedigen soll. O mehr als je gilt das Sprichwort: „Es ist nicht Alles Gold, was glänzt,“ und mehr als Einer, der dem äußern Scheine traute, hat die bittere Erfahrung machen müssen, daß er um seine wenigen und sauer ersparten Groschen betrogen worden, weil er die Lüge für Wahrheit, den Schein für Wirklichkeit hielt. Der Teufel erscheint mittelst der Lüge noch immer in schillernder Schlangengestalt und nimmt alle erdenklichen Farben an, die zu seinen Plänen passen, und ist bemüht, sein Reich zu erweitern überall und die Wahrheit zu verdrängen, wo er sie findet. Verrätherisches Lob, giftiger Spott,

hartnäckiges Leugnen, freche Beschuldigungen, unwiderrufene Verleumdungen: alle Wege und Mittel, Bitten und Schmeicheleien, Trotz und Schmiegsamkeit sind ihm gelegen, wenn er nur die Lüge weiter fortpflanzen kann, und leider ist es ihm gelungen, dieß sein Unkraut mehr und mehr in üppiger Fülle allenthalben zur Blüthe zu bringen. Aber die **Folgen** dieser Lügenhaftigkeit, sieht man sie denn gar nicht? Dann wollen wir sie wenigstens theilweise betrachten.

II.

Wir können diese Folgen nur theilweise betrachten; denn wollten wir dieß ausführlicher und tiefer gehend thun, dann müßten wir wohl ganze Tage darauf verwenden, und da wiederum die verschiedensten Fälle in's Auge fassen, von denen der eine sich folgenschwerer darstellt, als der andere. Wir betrachten demnach nur die traurigen Folgen im Allgemeinen, wie sie aus der Lüge entspringen: 1) für die **Gesellschaft**, 2) für die **Belogenen** und 3) für den **Lügner** selbst.

Mit Recht klagt man heutzutage über das zunehmende Mißtrauen, das über alle Schichten der Gesellschaft mehr und mehr sich ausbreitet, alle Freundeszirkel zersprengt und alle Gemüthlichkeit und Herzlichkeit verbannt, selbst aus jenen Kreisen, in denen doch ehedem der reinste Frohsinn und die geselligste Freude zu Hause war. Einer traut dem Andern nicht; Jeder fürchtet überlistet zu werden, und sucht wiederum zu überlisten. Selten ist eine Gesellschaft, die offen mit einander verkehrt; denn Jeder hält zurück, läßt seine wahre Gesinnung nicht kund werden und wägt jedes Wort ab, damit er sich nicht etwa verrede und verrathe Denen gegenüber, die wieder jedes Wort kritisch nehmen und in ihm weit mehr suchen, als es aussprechen soll. Was ist Schuld? Die Lüge ist Ursache, daß uns heutzutage fast alle Herzlichkeit fehlt, und jene Gemüthlichkeit und Geradheit abhanden gekommen ist, die einst ein Grundzug unserer deutschen Nation gewesen ist und wesentlich zur Verschönerung des Lebens und zur Erleichterung des Verkehrs beigetragen hat. Jeder hat schon trübe Erfahrungen zu machen und verschiedene Unannehmlichkeiten zu erdulden gehabt; deßhalb traut er jetzt nicht mehr den bloßen Versicherungen, einem männlichen Handschlage, sondern will Alles schwarz auf weiß haben und fordert heilige Eide, wo man ehedem mit einem bloßen Jaworte sich begnügte. Hieß es früher: „Ein Mann — ein Wort,“

so heißt es heute: „Ein Mann — ein Schwur oder eine gerichtliche Urkunde.“ Wohin aber dieses gegenseitige Mißtrauen führen muß, das liegt auf flacher Hand. Die Gesellschaft zerklüftet sich, spaltet sich in Parteien, die einander befehden, und alle schönen Verhältnisse der Freundschaft und Liebe und des frohen Zusammenlebens gehen unter, indeß der Egoismus, die starre Selbstsucht die Oberhand gewinnt und ihre Wurzeln hineintreibt bis in's Herz der Familien, die in Neid und Zwist unrettbar ihrer Auflösung entgegengehen. Oder was soll da anders herauskommen, als der Verfall, wenn der Mann dem Weibe und das Weib dem Manne nicht mehr traut, wenn Mißtrauen und Eifersucht sie in beständiger Spannung erhalten, und die Kinder wiederum auf allen Wegen die Eltern zu hintergehen suchen? „Ein Haus, das in sich uneins ist, wird zerfallen.“ Führet die Wahrheit wieder in die Familien, öffnet ihr einen Weg in das Gemeindeleben und laßt sie wieder zur Geltung kommen im Staate, dann werden die Zeiten alsbald sich wieder besser gestalten. Dann habt ihr aber auch viel Kummer und Verdruß, viel Thränen und Schmerzen beseitigt, welche die Belogenen getroffen haben.

Schaut um euch und berechnet, wenn ihr's vermöget, den Schaden, welcher Tausenden durch die Lüge zugegangen ist, die Prellereien und Uebervortheilungen, welche sie hervorgerufen hat. In Handel und Wandel hintergangen, um namhafte Summen betrogen, weil sie den gleißenden Zusagen glaubten, schmähen sie nun über die Betrüger, tragen wider sie einen unversöhnlichen Haß und wünschen ihnen die tiefste Hölle mit den brennendsten Schmerzen. Ein andersmal sind sie untröstlich über die falschen Nachreden, die man boshaft über sie ausgesprengt und wodurch man sie vor einer ganzen Stadt oder Provinz an den Pranger gestellt hat. Wer kann die Nachtheile schildern und die Bitterkeit und Betrübniß messen und die Thränen zählen, welche die Lüge der Verläumdung veranlaßt hat? Wer kann die Sünden alle wissen und das Unheil bemessen, das wuchernd sich fortpflanzt, und die geistigen und leiblichen Schäden erklären, die durch die Lüge der Verführung hervorgerufen werden, durch jene schamlose und niederträchtige Lüge, die da sagt: „Ei, bedenke dich nicht, denn das ist keine Sünde,“ und dann mit allerlei Spott und Hohn die Unschuld und Gewissenhaftigkeit zu betäuben und auf die breite Straße des Verderbens zu locken sucht? Leider gelingt es nur zu oft und in so schreckhafter

Weise, daß die Bethörten nie mehr den Rückweg finden und auf die Bahn der Tugend einlenken. Diese Lügenbrut ist die eigentliche Sippschaft des Lügengeistes, der ganz besonders auf den Untergang der Seelen es abgesehen hat. Wollt ihr die traurigen, die entsetzlichen Folgen der Lüge kennen lernen, dann betrachtet das Heer der Gefallenen und Entehrten? Was hat jenes einst so brave und eingezogene Mädchen veranlaßt zu dem Schritte, der sie jetzt in eine verzweiflungsvolle Lage versetzt, der alle Lebensfreude ihr zerstört und so zu sagen für das ganze Leben sie unglücklich gemacht hat? Es waren die lügenhaften Vorspiegelungen und Betheuerungen, es war das trügerische Versprechen der Ehe und noch mancherlei andere Ränke, denen sie es zu danken hat, daß all' ihr Glück und ihre Ruhe untergraben ist. Glücklich sie, wenn sie doch wieder an Gott sich angeklammert hat und in Bußfertigkeit ihre traurige, sorgenschwere Lage trägt; aber wehe dem schändlichen Lügner, wenn sie, einmal verführt, immer tiefer sank von Stufe zu Stufe und aller Scham ledig nach und nach zum Abschaume der Welt und zu einer Geißel für die Gesellschaft geworden ist! Was für eine Strafe wird Jenen treffen, der durch seine Falschheit den Anstoß dazu gegeben hat!

Ja, auch der Lügner selbst geht nicht leer aus. Er bereitet sich Verwicklungen über Verwicklungen und Verlegenheit um Verlegenheit. Eine Lüge muß die andere decken, ein Uebel muß mit dem andern vertuscht werden, und wider Willen sieht er nicht selten sich ruhelos fortgerissen von Laster zu Laster, von Veruntreuung zu Veruntreuung, bis endlich der Krug zerbricht, der so lange zum Wasser gegangen ist und so viel Unheil geschöpft hat. Auf einmal sieht sich der Heuchler entlarvt, und seine Schande ist um so größer, je abscheulicher seine Lüge war. Wer wird ihm mehr glauben, wenn er auch die Wahrheit spricht, wer sich rühren lassen, wenn er auch noch so schmerzlich weint? Wer einmal betrogen hat, der kann es allzeit thun und verschmäht wohl kein Mittel, heilig oder unheilig, wenn es nur zum Ziele führt. Verächtlich wird daher der Lügner auf die Seite geworfen und mit Recht läßt man ihm keine Stimme mehr in der Gesellschaft. Ist er aber auf hohem Sitze, daß ihn der rächende Arm nicht erreichen kann, und unter seinem Worte Nationen sich beugen müssen, wenn es gleich als falsch erwiesen ist, dann wird doch auch die Stunde kommen, wo er sich fängt in den eigenen Schlingen, die er für Andere gelegt

hat; denn das ist gewiß, daß Untreue ihren eigenen Herrn schlägt und die Lüge nimmer zu einem ruhigen Ausgange führen kann. Wer Wind säet, wird Sturm ernten.

Lassen wir uns also nicht täuschen durch die falschen Prinzipien oder vielmehr durch die Willkürsätze unserer Zeit, durch den Lügen- und Phrasenpomp unserer Tage, der überall sich breit macht, sondern halten wir zum Rechte und bleiben wir bei der Wahrheit! Die Lüge kann wohl eine Zeitlang triumphiren, aber sie hat keine ewige Dauer. Sie kann wohl eine Zeitlang uns Trübsal und Unruhe bereiten, aber alsdann werden diese mit doppelter und zehnfacher Wucht über dem Haupte des Lügners sich vereinen. Sie kann wohl Throne untergraben und sich selber krönen mit den Diademen, die sie Andern vom Haupte genommen hat: aber ihr Glanz ist Flitter, und kurz sind die Tage ihrer Herrschaft; sie kann wohl eine Zeitlang die innere Fäulniß überkleistern und ihre verwerflichen Wege und Mittel verschleiern; aber es kommt Alles an's Sonnenlicht und die Rache zögert nicht, zu vergelten! Halten wir also zur Wahrheit, bleiben wir in der Wahrheit; sie allein macht stark, macht frei, macht ewig und unsterblich; denn wer in der Wahrheit steht, der steht in Gott, der die Wahrheit ist. Kämpfen wir allzeit gegen die Lüge; denn sie stammt aus der Hölle. O, wenn es gelänge, die Lüge immer weiter zurückzudrängen, dann würde auch das Reich ihres Fürsten auf immer in engere Grenzen eingeschränkt, dann würden Liebe und Friede, Segen und Wohlstand sich ausbreiten über die einträchtigen Völker, dann würden Gerechtigkeit und Tugend das Scepter führen, und die Erde, so weit es möglich wäre, zum Paradiese werden. Darum trage Jeder zu diesem Werke bei, was er kann! Schwören wir der Lüge ab, jeder Lüge, welche Gestalt sie immer haben mag, ob sie Falschheit, Hinterlist, Betrug, Heuchelei oder Verleumdung genannt wird. „Wahrheit, immer und überall Wahrheit!“ das sei unser Loosungswort, das wollen wir bekennen in Wort und That! Und wenn wir es thun, werden wir nie zu Schanden werden, offen und aufrichtig werden wir überall sicher gehen und alle Gefahren, alle Nachstellungen überwinden hienieden und jenseits. Amen.

Zweite Predigt.

Die Verleumdung eine häufige, aber schwere Sünde.

„Dieser ward bei ihm angeklagt.“ Luk. 16, 1.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

Jene Leute, die den ungerechten Verwalter bei seinem Herrn verklagten, oder, wie es nach dem lateinischen Texte heißt, die ihn bei seinem Herrn in üblen Ruf brachten, haben ihm nicht geringe Nachtheile und Ungelegenheiten bereitet; denn groß mochte seine Angst sein, als er unerwartet zu seinem Herrn gerufen ward und anstatt verschiedene Aufträge das strenge Wort vernahm: „Was muß ich von dir hören? Gib Rechenschaft von deiner Verwaltung!“ mit unbeschreiblicher Beschämung mochte er sehen, wie alle seine Betrügereien und Verschleuderungen ans Tageslicht kamen und in tiefster Bestürzung seine Entlassung ausgesprochen hören mit dem Zurufe: „Hinfür kannst du nicht mehr mein Haushalter sein.“ Seines guten Namens beraubt und seiner einträglichen Stelle entsetzt, was wird er wohl anfangen, womit sein Leben fristen und sich ernähren, da er nicht graben kann und des Bettelns sich schämen muß? Hätten denn jene Leute, die ihn anzeigten, nicht besser gethan, wenn sie zu den Unterschleifen des Verwalters geschwiegen hätten in Anbetracht der üblen und armseligen Lage, die seiner harrt, wenn er des Dienstes entlassen wird, ja mußten sie sich nicht Vorwürfe und ein Gewissen daraus machen, als sie seine ganze Existenz erschüttert sahen? Nein, keines von beiden. Es war vielmehr ihre Pflicht, den Herrn zu warnen vor weiterer Beeinträchtigung und den Verwalter zu hindern an weiteren Be-

trügereien; sie mußten dem Herrn die Sünden seines Untergebenen entdecken, um sie abzustellen, und sie haben sicherlich gewissenhafter gehandelt, als die Schuldner, die nicht nur schweigend den sündhaften Antrag hörten, die Schuldscheine zu fälschen, sondern bereitwillig ihn auch ausführen halfen. Ach wie viele ahmen diesen nach und bleiben stumme Hunde, weil das Interesse auf ihrer Seite hängt, während sie gar redselig sind in der Verbreitung und Vergrößerung fremder Fehler. Sie schweigen, wo sie reden, und sie reden, wo sie schweigen sollten. Sie wagen es nicht, Eltern, Vorgesetzte und Erzieher aufmerksam zu machen auf die wirklichen, geheimen Fehler, auf die Bekanntschaften und sündhaften Verbindungen ihrer Kinder, Untergebenen und Angehörigen; aber sie machen sich kein Bedenken, täglich die schwersten Verleumdungen auszusprechen und weiter zu verbreiten: sie sind unablässige Ankläger ihrer Mitmenschen, und es ist ihnen die **Verleumdung** schier zur Gewohnheit geworden. Ich bin da auf ein Laster gekommen, das wohl einer nähern Betrachtung werth ist, da es so häufig sich findet, obwohl es so schwer und sündhaft ist. Beides nun möchte ich euch heute weiter auseinandersetzen, indem ich euch zeige die **Leichtigkeit**, womit man des Lasters der Verleumdung sich schuldig macht und die **Sündhaftigkeit** desselben.

Ich beginne unter Anrufung der heiligsten Namen Jesus und Maria.

I.

Obwohl Gott der Herr die Zunge des Menschen mit einem doppelten Walle umgab, gleichsam mit einer zweifachen Mauer einschloß, indem er sie zwischen den Zähnen eingeengt und innerhalb der Lippen gefangen gesetzt hat, so bricht sie doch leider nur gar zu oft aus diesem Gewahrsame heraus, um Schaden und Unheil anzustiften weit und breit. Es geschieht das durch mancherlei sündhafte Reden, die wie schleichendes Gift sich weithin mittheilen und ansteckend wirken wie die Pest; es geschieht das besonders oft durch die Verleumdung. Um unsere beiden Betrachtungspunkte recht durchzuführen, müssen wir vor Allem wissen, was man unter einer Verleumdung versteht. Also was heißt Verleumden? Es heißt dem Nächsten Fehler andichten, die er nicht hat oder seine wirklichen vergrößern. Die Verleumdung ist also verwandt mit einer andern Sünde, mit der Ehrabschneidung; aber auch wieder ver-

schieden, indem die Ehrabschneidung wirkliche Fehler, die Verleumdung aber erdichtete verbreitet. Die Verleumdung besteht also in einer Lüge, wodurch die Ehre und der gute Name des Nächsten mehr oder minder angegriffen und beschädiget wird. Wollet ihr nun einsehen, wie häufig die Verleumdung sich findet, dann dürfet ihr nur die mannigfaltigen Arten der Verleumdung betrachten. Man verleumdet einmal mit der Zunge, indem man dem Nächsten allerlei unwahre Fehler nachsagt, die er gar nicht hat, ihn des Diebstahls, des Betruges und entehrender Handlungen bezichtiget, deren er sich keineswegs schuldig gemacht hat. So verleumdete die Frau des Putiphar den ägyptischen Joseph, indem sie vorgab, er habe sie zur Unlauterkeit verführen wollen; so verleumdeten die Hohenpriester unsern Heiland, indem sie ihn beschuldigten, daß er das Volk gegen den Kaiser aufwiegle. Indeß ist es nicht nothwendig, daß man gerade die Zunge zu Hilfe nimmt, um zu verleumden, es übernimmt vielleicht die Hand dieses Geschäft, indem sie die Verleumdung zu Papier und in den Druck bringt. Großer Gott! welch grelle und himmelschreiende Verleumdungen werden täglich durch die Post, mit den Eisenbahnen, in Briefen und in Zeitungen versandt bis in ferne Gegenden, wodurch man den höchstgestellten und einflußreichsten Personen Worte und Handlungen, Absichten und Dinge andichtet, die ihnen nie in den Sinn gekommen sind. Ganze Länder, ganze Welttheile müssen die Verleumdung erfahren. Also mündlich und schriftlich kann verleumdet werden, Zunge und Hand wirken zusammen, dieses Laster recht alltäglich zu machen. Doch Zunge und Hand sind erst zwei Mittel, deren die Verleumdung sich bedient; sie hat aber noch mehrere; denn sie bedient sich auch der Mienen und Geberden. Seht, da ist von einem Menschen die Rede und man lobt und preiset ihn, erzählt von seinen guten Eigenschaften und rühmt seine edlen Handlungen; allein du stehst dabei und ein spöttisches Lächeln spielt um deine Mundwinkel oder ein verdächtiges Achselzucken, ein ungläubiges Kopfschütteln ist die Erwiderung auf die ganze Rede. Reichen diese Mienen nicht hin, um den guten Ruf jenes Menschen zu erschüttern, um allerlei Fehler an ihm argwöhnen zu lassen, die scheinbar bloß dir allein bekannt sind? Ja wahrhaftig, der weise Mann hat Recht, wenn er sagt, daß nichts leichter ist, als der Ehre des Nächsten den Todesstreich zu versetzen, und daß man mit den Füßen, mit den Händen, ja mit allen Gliedern verleumden

kann: „Er winkt," sagt er, „mit den Augen, stampft mit dem Fuße, redet mit dem Finger, stiftet Unheil mit boshaftem Herzen und richtet allenthalben Zank an" (Prov. 6, 13).

Um mich also, sagst du, nicht der Gefahr auszusetzen, dem Nächsten zu schaden weder durch verschiedene Bewegungen des Körpers und weit weniger noch durch heftige Ergießung der Zunge, werde ich am Besten thun, zu schweigen. Gemach jedoch mit dem Schweigen; noch sind wir nicht in Sicherheit; denn auch das Stillschweigen hat seine Zähne und zerreißt zuweilen den guten Namen und Ruf noch mehr, als das Reden. Wenn du, befragt über das Verhalten eines Mitmenschen, stillschweigst, weder Gutes noch Schlechtes von ihm redest, da du doch manches Gute anführen könntest; wenn du deinen Nächsten loben hörst wegen seines Betragens und wegen seiner Kenntnisse und nichts dazu sagst, obwohl man weiß, daß du mit ihm bekannt bist und Aufschluß über ihn geben kannst, was ist das anders als eine stumme Verleumdung? Jeder erstaunt über dieß unzeitige Schweigen, Jeder spricht in seinem Innern zu sich selbst: Hier ist ein Geheimniß verborgen, dieser muß etwas wissen über jenen Menschen, weil er sonst würde mit eingestimmt haben in das Lob; seine Zurückhaltung zeigt an, daß er anders über ihn urtheilt. Nennet solche stumme Verleumder nicht reißende Löwen, nennet sie lieber Hunde, welche beißen, ohne vorher gebellt zu haben; nennet sie stumpfe Feilen, welche zernagen, ohne ein Geräusch zu machen; nennet sie mit der heiligen Schrift Schlangen, welche, ohne daß man sie hört, Stiche versetzen! „Gleichwie Schlangen, die in der Stille stechen, also thut der, welcher heimlich verleumdet" (Eccl. 10, 11). Gott sei Dank, spricht vielleicht da Mancher, ich gehöre nicht zu diesen, ich lobe Jeden, den man lobt, und bin immer darauf bedacht, von Andern nur Gutes zu sagen. Das wäre von dir selber lobenswürdig, wenn es nur auch wirklich sich so verhielte; aber ich fürchte, daß selbst dein Lob nicht von Verleumdung frei geblieben ist. Hast du nicht hie und da ein verdächtigendes „Wenn" oder „Aber" an deine Worte angehängt? „Dieser junge Mensch," so hast du vielleicht gesagt, „hat die besten Anlagen und einen großen Fleiß; aber er hat doch auch einen großen Fehler, den ich jedoch nicht sagen will." Was hilft das vorausgehende Lob, wenn es durch ein grausames Aber wieder ganz verschlungen wird? „Diese Frau," heißt es, „ist fromm, sie geht oft zur Kirche, und es läßt sich über sie nichts sagen, wenn sie

nur nicht diesen und jenen Fehler hätte." O giftige Natter, die du den Nächsten erst streichelst, ehe du das tödtliche Gift ihm beibringst; durch dein fluchwürdiges „Aber" hast du mehr Böses von ihm gesagt, als du durch ein langes Gewebe von schimpflichen Reden auszudrücken vermochtest! „Dieser Mann", so kann man es hören, „ist sparsam und emsig, tüchtig und zuverlässig, wenn er nur nicht allerlei andere Dinge sich zu Schulden kommen ließe." O teuflische Zunge! wenn du einmal Böses reden willst vom Nächsten, dann rede wenigstens deutlich, ohne die Gemüther Anderer gleichsam zu nöthigen, allerlei Böses zu denken, um zuletzt auf ein Laster zu kommen, das ärger ist, als die ärgste Verleumdung hätte aussagen können. Diese Art von Verleumdern greift, wie ihr seht, ihre Sache feiner an, um unter dem Scheine von Billigkeit, Wohlwollen und Arglosigkeit nur desto mehr und sicherer zu schaden.

So also kann man verleumden durch Schweigen und selbst durch Loben. Ja die Verleumdung borgt sogar das Gewand der Frömmigkeit und eines heiligen Eifers, indem sie, wie der heilige Bernhard sagt, eine bescheidene und mitleidige Miene annimmt und ihrer Afterrede Seufzer vorausschickt. Da kommt eine Andächtige und beginnt mit einem Munde, der Frömmigkeit athmet, von einer Person zu reden. Nachdem sie allerlei Winkelzüge durchgemacht, hat, kramt sie endlich mit einem Fehler aus, um sogleich beizusetzen: Ich würde das nicht gesagt haben, wenn ich nicht wüßte, daß du es nicht weiter redest; ich sage es nur, damit du betest für jene Person. „O lasterhafte Zunge", sagt da der heilige Bernhard, „also sehen wir aus einem beklagenden Munde den Fluch hervorgehen!" Wird nicht eine solche Ehrabschneidung und Verleumdung leichter aufgenommen und fester geglaubt werden, da sie unter dem Scheine der Nächstenliebe und Frömmigkeit erscheint?

Wie aber die Formen und Gestalten, unter denen sie auftritt, die Verleumdung zu einer häufigen und vielfältigen Sünde machen, so geschieht dieß auch durch die Orte, an denen sie gesprochen wird. Nennet mir auch nur einen Ort, an dem man nicht verleumdet! Man verleumdet in den Werkstätten, verleumdet auf den Fluren, in Gesellschaften und auf dem offenen Markte. Da seht ihr zwei Personen beisammen stehen und im eifrigen Gespräch begriffen; tretet näher und merket auf ihre Unterhaltungen und ihr werdet finden, daß der Nächste durch die Hechel gezogen wird, und daß

unter den Fehlern, die man aufzählt, gar viele erdichtete und übertriebene sind. Dort scheint man recht vergnügt und Rede wechselt mit Rede; aber den Stoff dazu müssen die wahren und erfundenen Fehler einer oder mehrerer Personen geben. Bei Tisch und bei der Arbeit, auf Spaziergängen und an den Orten des Vergnügens und der Erholung fehlt es nie an Verleumdungen.

Und wer ist, der da sagen könnte, er sei sicher vor diesen giftigen Zungen? Da schützt kein Stand, kein Amt, keine Würde, ja gerade je höher Jemand steht, je pflichtgetreuer er lebt, desto mehr ist er den Angriffen dieses Lasters ausgesetzt. Der Priester und der Laie, der Klosterbewohner wie der Weltmann, der König und der Papst müssen so gut wie der Taglöhner und Bettler die Verleumdung sich gefallen lassen, die sogar der Todten nicht schont und selbst an Heilige sich gewagt hat. Urtheilet demnach, ob ich nicht Recht habe, daß die Verleumdung eine häufige Sünde sei! Und doch habe ich noch nicht Alles gesagt; denn es sind Verleumder nicht bloß Jene, die dem Nächsten Fehler andichten oder die wirklichen vergrößern, nicht bloß Jene, welche sie weiter erzählen, sondern auch Jene, welche sie durch ihre Fragen, durch ihre Neugierde veranlassen oder wenigstens gerne anhören. Gäbe es nicht Solche, dann gäbe es auch keine Verleumder. Würden wir Jeden zurechtweisen, der an fremder Ehre sich vergreift, würden wir ihn stehen lassen, dann würde Niemand es wagen, Ehre und guten Namen Anderer zu besudeln. Du kannst also Verleumder sein, ohne etwas wider den Nächsten gesprochen oder gethan zu haben, bloß dadurch, daß du die üblen Nachreden wohlgefällig angehört hast. O arme Ehre, wie oft bist du den zahllosesten Angriffen ausgesetzt, und wie viele Waffen sind es, die wider dich geführt werden. Gleichwie man heutzutage darauf sinnt, alle möglichen Schwerter, Wurfgeschosse und Mordwerkzeuge, Kugeln und Bomben zu erfinden, wodurch man auf einmal so viele Menschen als möglich von der weitesten Entfernung aus hinschlachten und die dicksten Mauern erschüttern kann, so ist man nicht minder erfinderisch in allen Formen und Arten der Verleumdung, um der Ehre den größten Abbruch zu thun und von gar Vielen gilt das Wort der heiligen Schrift: „Sie spannten ihre Zungen wie einen Bogen; ihre Zähne sind Waffen und Pfeile und ihre Zunge ist ein scharfgeschliffenes Schwert.“ Ach wehe, was wird das einst werden, da diese Sünde, die so häufig und rastlos begangen

wird, vor Gott so sträflich und schwer ist, was ich jetzt zeige im zweiten Theile.

II.

Um die Schwere der Verleumdung einzusehen, dürfen wir nur auf ihren **Ursprung**, auf ihr **Wesen** und auf ihre **Folgen** sehen.

Ihr Ursprung ist entweder der Neid, der es nicht vertragen kann, daß Jemand größerer Vorzüge, einer besseren Stellung sich erfreue oder ein frömmeres Leben führe und mehr Auszeichnungen erhalte, oder er liegt in der Rachsucht, die eine empfangene Beleidigung, eine erlittene Zurücksetzung, einen Verweis, eine Kränkung wiedervergelten möchte, indem sie einen Stachel an die Ehre des Beleidigers setzt und derselben eine Wunde beibringt, je tiefer, desto lieber, oder endlich ist es wenigstens die Redseligkeit, welche die Verleumdung erzeugt und nährt. Ich habe wohl nicht nöthig, mich bei den beiden ersten Punkten aufzuhalten, da Jedermann einsieht, daß Neid und Rachsucht nur eine Sünde gebären können, daß also die Verleumdung von Haus aus eine fluchwürdige Sünde ist, da sie von zwei Hauptsünden, vom Neide und Zorne abstammt; aber auch dann, wenn sie bloß das Erzeugniß der Redseligkeit ist, kann sie nicht entschuldiget werden. Du hast die Pflicht, deine Zunge im Zaume zu halten und, wie die heilige Schrift sagt, deinem Munde einen Zügel anzulegen und eine Waage zu machen für deine Worte. Wer gibt dir das Recht, Etwas zu sagen, was deinen Mitbruder verletzen und kränken muß. Du sagst wohl: Was ich erzähle, ist wahr und nicht erdichtet; allein weißt du nicht, daß du in diesem Falle wenigstens der Ehrabschneidung dich schuldig machst, indem die Liebe und die Gerechtigkeit dir verbieten, die Fehler Anderer aufzudecken. Die Liebe, indem sie dir sagt: Was du nicht willst, daß dir geschehe, das sollst du auch keinem Andern thun, und dann die Gerechtigkeit, weil es dir nicht zusteht, dem Nächsten seine öffentliche Achtung zu rauben, auf die er noch Anspruch hat, weil sein Fehler geheim und verborgen ist. Du sagst: Ich rede nur, was ich Andere reden hörte; allein seit wann ist es denn erlaubt, nachzuerzählen, was du gehört hast? Niemand wird dieses Recht dir einräumen, und auch du wirst es, wenn es sich um deine Person handelt, Niemand zugestehen. Der Erfinder und der Nacherzähler einer Verleumdung, beide sind gleich strafbar; denn anstatt daß dieser den Nächsten entschuldigt und dem ursprünglichen

Verleumder gegenübertritt, hilft er vielmehr die Wunden seines Nebenmenschen vergrößern und seine Ehre ganz todtschlagen. Du sagst: Ich rede von den Fehlern Anderer nur des Spasses, der Unterhaltung wegen; allein ist es denn christlich, ja ist es menschlich, sich lustig zu machen auf Kosten eines Andern? „Wer seinem Bruder schadet," sagt der weise Mann (Prov. 26), „und sich dessen entschuldigt, daß er es aus Kurzweile thue, der ist einem Mörder gleich, der künstlicher Weise tödtliche Pfeile abschießt." Ach, welch eine Kurzweile, ja, welch eine Grausamkeit, die den Nächsten zerfleischt, damit Andere eine Unterhaltung, ein Vergnügen haben! Du sagst endlich: Ich erzähle, was ich höre, nicht Jedermann, sondern ich vertraue es nur einer oder ein paar Personen an, die das strengste Stillschweigen mir zusichern. Was sprichst du da, mein Freund? „Du trägst," muß ich dir mit dem heiligen Chrysostomus erwidern, „Andern Stillschweigen auf. Du selbst hättest es halten sollen. War es nothwendig, die Sache auszuplaudern? Durch dein böses Beispiel wirst du die andern nicht bewegen, daß sie das Stillschweigen halten. Das beste Mittel, eine Sache geheim zu halten, ist, sie selbst nicht auszuschwätzen, sie Niemanden, gar Niemanden zu vertrauen." Du befiehlst Andern: Sage es Niemanden, und willst damit die Zunge eines Andern binden, du, der du die eigene nicht binden kannst! Gestehst du denn nicht mit diesen Worten, daß du fehlest und etwas sagst, was der Andere dir nicht nachreden darf, und ist es nicht, als ob du zu deiner eigenen Schande sprechen würdest: Ach, ich bitte dich, sei du gegen diesen Menschen, von dem ich rede, gerechter, bescheidener und barmherziger und schmälere ihm seine Ehre nicht, wie ich, der ich einem zerbrochenen Gefäße gleiche, das Alles wieder durchrinnen läßt, was hineingegossen ward! „Hörtest du ein Wort," so sagt der heilige Geist, „wider deinen Nächsten, so soll es in dir ersterben." Warum wühlst du, dem Mistkäfer gleich, immer im Schmutze fremder Fehler und stöberst allen Koth auf, um seinen üblen Geruch auch Andern mitzutheilen? Diese Redseligkeit ist und bleibt für dich eine Sünde und umsomehr, als sie die Ursache und Quelle von Verleumdungen wird, die ihrem Wesen nach schon den Charakter des Lasters an sich tragen.

Worin besteht denn die Verleumdung? Offenbar, wie wir schon gehört haben, in einer Lüge. Nun habe ich aber schon ein andersmal weitläufig euch dargethan, daß jede Lüge eine Sünde,

eine schmachvolle, des ganzen Hasses würdige Sünde ist. Was dort gesagt wurde, das gilt in vollem Umfange auch von der Verleumdung, nur noch mit dem erschwerenden Umstande, daß diese auch die Merkmale der Bosheit und Niederträchtigkeit an sich trägt. Während du einer andern Lüge dich bedienst, um von dir oder Andern eine Verlegenheit abzuwenden, verleumdest du, um Andern Verlegenheiten zu bereiten, um ihnen zu schaden, und so niederträchtig, daß du deine lügnerischen Nachreden immer nur heimlich, hinter dem Rücken, in Abwesenheit des Verleumdeten vorbringst. Anstatt ihm offen und ehrlich entgegenzutreten und in's Angesicht ihm seine Fehler vorzuhalten und mit dem Propheten zu sagen: „Ich werde dich rügen und dich dir vor Augen stellen", versteckst du dich und fällst ihn feige und muthlos im Rücken an. Feiger Verleumder! man sollte dich über die Landesgrenzen peitschen oder sonstwie unschädlich machen!

Die Verleumdung ist sodann ein Raub, oder auch, wenn wir wollen, ein Mord an der Ehre des Nächsten. Weißt du, welchen Werth diese hat? „Ein guter Name", heißt es im Buche der Sprichwörter, „ist besser als viel Reichthum" (22. 1). Gewiß, wie viel Geld würde Mancher lieber verlieren, als daß er eine über ihn ausgestreute Verleumdung erträgt? Ja, setzt nicht sogar Mancher seiner Ehre halber seine Seele und Seligkeit ein? Beweis hiefür liefert Jeder, der verleumdet. Da seine üble Nachrede ein Diebstahl, ein Raub ist, so ist er verpflichtet, die entwendete Ehre wieder zu ersetzen durch Abbitte und Widerruf, wenn er anders Verzeihung seiner Sünden erlangen will. So wollen es alle Gottesgelehrten, alle Kirchenlehrer, alle heiligen Väter, so will es die Kirche und selbst die Vernunft. Es ist nicht genug, daß man die Verleumdung bloß beichte, nein, sie muß widerrufen werden und vor Allen, die sie gehört haben. Ich höre zwar fast täglich Klagen über die ärgsten und gewissenlosesten Verleumdungen; aber ich kann mich nicht erinnern, je gehört zu haben, daß sie widerrufen wurden. Und warum will man diesen Widerruf nicht leisten? Ja, weil man sich selbst bloßstellen, weil man seine Ehre preisgeben und eine Beschämung sich zuziehen müßte. Um nun dieß nicht zu thun, beichtet man lieber falsch und geht ewig zu Grunde; man schlägt also die eigene Ehre höher an, als seine Seele und den Himmel. Und doch raubst du sie, o Verleumder, einem Andern so gleichgiltig, als ob ihm die Ehre das verächtlichste Gut seines Lebens wäre!

Durch dich selbst wirst du einst gerichtet werden, du gewissenloser Dieb, du gemeiner Räuber, du ruchloser Mörder fremder Ehre!

Was soll ich endlich noch von den Folgen der Verleumdung sagen? Der heilige Augustinus und Hieronymus bezeichnen sie als ein Verbrechen, das gewissermaßen schrecklicher ist, als das Laster der Unzucht, und sagen, daß der Verleumder einen ersten Todtschlag begeht an seiner eigenen Seele, einen zweiten an der Seele dessen, den er verleumdet, und einen dritten, vierten und ebenso vielfachen Mord, als viele ihn anhören. Er zieht also auch Andere, vielleicht eine ganze Gesellschaft, eine halbe Stadt mit in sein Verderben; denn die Verleumdung bleibt nicht stehen da, wo sie gesprochen ward, sondern pflanzt sich fort in immer größerer Ungeheuerlichkeit, gleichwie der Kreis, den ein in's Wasser geworfener Stein bildet, einen größeren und dieser wieder einen anderen bildet, bis endlich der größte das Ufer erreicht. Wer schildert mir dann das Wehe und die Bitterkeit, die das Herz des Verleumdeten durchzieht und ihm heiße Thränen, beredte Klage erpreßt oder ihn zur Wuth oder immerwährender Feindschaft entflammt? Bist du schon einmal verleumdet worden, dann erinnere dich nur an das Herzeleid, an die Kränkung, welche dieß dir verursacht hat. Wie es dir erging, so ergeht es Anderen, und der weise Sirach hat Recht, wenn er sagt: „Streiche mit der Geißel machen Striemen, aber Streiche mit der Zunge zermalmen die Gebeine" (28. 21). Und eine solche Sünde, sie soll nicht schwer sein? Ja, sie ist so schwer, daß du sie gar oft beim besten Willen nicht mehr gutmachen kannst. Wenn du auch widerrufst, semper aliquid haeret, immer bleibt etwas hängen. Wie kannst du die Verleumdung ganz zurücknehmen, die vielleicht weit und weit gedrungen? Und gesetzt auch, daß dieß möglich, wie willst du die Nachtheile vergüten, welche der Nächste in seinem Geschäfte, in seinem Stande erlitten hat? Und kannst du auch das, wie wirst du ihn entschädigen für die bitteren und traurigen Stunden, die du ihm gemacht hast? Alle diese Folgen sind gewissermaßen und oft unersetzlich, und doch willst du die Verleumdung bloß als eine geringe Sache betrachten? Dann nimm die heilige Schrift und lies, und du wirst finden, daß die Verleumdung ein Gräuel in den Augen Gottes genannt wird (Prov. 24. 9), daß der heilige Paulus (Röm. 5. 30) die Verleumder als Feinde Gottes bezeichnet und sogar vom Himmel ausschließt (Cor. 6. 10). „Der Tod einer schalkhaften Zunge", sagt die heilige

Schrift, „ist ein gräulicher Tod, und die Hölle wäre nützlicher als sie.“ Ja, besser ist die Hölle, als eine verleumderische Zunge; denn die Hölle brennt nur die Schuldigen, die Verleumderzunge aber die Unschuldigen, die böse Zunge aber, wie der heilige Augustinus spricht, kreuzigte Christum selbst; besser ist daher die Hölle als sie.

O, schaut auf zum Kreuze und betrachtet die tausend Streiche am Leibe des Herrn, den Schmerz in seinen Zügen und alle seine Marter und Pein! Wer hat das gethan? Der heilige Augustinus gibt uns Antwort: „Mehr ward der Herr von den Zungen der Juden, als von den Händen der Kriegsknechte ermordet.“ O du großer Verleumdeter da am Kreuze, reiche mir einen deiner Nägel, daß ich heute die Zunge des Verleumders festhefte; denn besser ist es, daß eine so boshafte Zunge, als eine so unschuldige Hand durchstochen werde. Doch was sage ich? Nicht also; sondern lösen soll sie sich diese Zunge, um Gott um Verzeihung zu bitten und die Verleumdung vollständig zu widerrufen; dann erst soll sie festgeheftet werden zu den Füßen des Gekreuzigten mit dem festen Vorsatze, nie mehr Böses vom Nächsten zu reden!

Doch ehe ich schließe, habe ich noch eine Furcht, nämlich die, daß diese Predigt etwa allzuviel gelobt wird. Da Jeder über erlittene Verleumdung sich beklagt, so kann es geschehen, daß es heißt: heute hat er mir einmal aus der Seele geredet, daß er über dieses Laster sprach! Wenn nun Alle so denken, dann haben wir lauter Verleumdete, aber keine Verleumder. Wo sind nun diese? Ich fürchte, daß die Eigenliebe sie versteckt hält, daß sie uns zwar zeigt, was Andere über uns, nicht aber, was wir über Andere geredet haben. Auf diese Weise geht die ganze Frucht meines heutigen Wortes verloren. Darum ziehen wir die Binde von den Augen, prüfen wir alle Worte unserer Zunge, um reuig zu sprechen: Ja, das geht mich an, mein Bild ist es, das heute gemalt worden ist; aber es soll anders werden. Amen.

III. Anhang.

Von den Geboten der Kirche, von der Sünde und von den Tugenden.

Dritte Predigt.

Das Gesetzgebungsrecht der Kirche.

„Wer die Kirche nicht hört, der sei dir wie ein Heide und öffentlicher Sünder.“ Matth. 18, 17.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

Das eben verlesene Evangelium entrollt vor unseren Augen ein rührendes Bild väterlicher Fürsorge. Ein Vater — das Evangelium nennt ihn einen „Königlichen“ wegen der hohen Stellung, die er inne hat — macht sich selbst auf den Weg, um bei dem göttlichen Heilande, dem großen Wunderthäter von Nazareth, Hilfe für seinen schwer kranken Sohn zu suchen. Derselbe läßt sich nicht abweisen durch den anscheinend abschlägigen Bescheid, welcher ihm zu Theil wurde, noch dringender wiederholt er seine Bitte, bis er endlich das erfreuliche Wort aus dem Munde des göttlichen Heilandes vernimmt: „Gehe hin, dein Sohn lebt!“ Doch auch hiermit begnügt er sich nicht; er führt seinen Sohn und sogar sein ganzes Haus zum Glauben an Jesus, um auf diese Weise allen seinen Angehörigen die ungleich werthvollere Genesung des kranken Herzens zu verschaffen.

Wenn nun schon die väterliche Fürsorge soweit geht, was wird dann erst von der Liebe einer Mutter zu erwarten sein, zumal wenn diese als das Muster aller Mütter dasteht und durchweg für das leibliche und geistige Heil ihrer Kinder nach Kräften besorgt ist? Eine solche Mutter, überreich an Liebe, besitzen wir Alle; es ist unsere heilige katholische Kirche, die überall nichts Anderes im Auge hat, als das zeitliche und ewige Heil ihrer Kinder. Ebendeßhalb müssen wir ihr treu anhangen, sie zärtlich lieben und in kindlicher Ergebenheit ihr allzeitig freudig Gehorsam leisten. Als

Mutter meint sie es gut mit uns, auch wenn sie Gebote oder Verbote erläßt; bei all ihren Anordnungen hat sie nur unser Bestes für Zeit und Ewigkeit im Auge. Im Laufe der Zeit hat die Kirche wirklich mannigfache Anordnungen getroffen. Einige derselben gelten lediglich für bestimmte Standes- und Berufsklassen, z. B. für die Priester und sonstige Kirchendiener oder für die Klosterleute, andere gehen dagegen alle Christgläubigen insgesammt an und müssen darum auch von Allen befolgt werden. Die letzteren sind euch Allen bekannt unter dem Namen der „fünf Gebote der Kirche." Auch mit diesen Geboten müssen wir uns noch kurz beschäftigen, nachdem wir die Erklärung der Gebote Gottes zu Ende geführt haben. Zwei Punkte sind es, welche ich heute auseinander setzen will, nämlich

I. **die Berechtigung der Kirche, Gebote zu geben** und

II. **die Verpflichtung der Gläubigen, die Kirchengebote zu beobachten.**

Wir beginnen im Vertrauen auf den Beistand der göttlichen Gnade, den uns erwirken wolle die makellose Braut des heiligen Geistes, die allerseligste Jungfrau Maria.

I.

Wenn von einem Gesetzgebungsrechte der Kirche die Rede ist, so soll mit dem Worte Kirche nicht die Gesammtheit der rechtgläubigen Christen auf Erden, sondern die Vorsteher dieser sichtbaren Gemeinschaft, nämlich der Papst und die mit ihm verbundenen Bischöfe, also die lehrende und regierende Kirche im Gegensatz zur hörenden gemeint sein, wie euch dies auch früher schon bei der Erklärung des neunten Glaubensartikels ausführlich ist auseinander gesetzt worden. Die Vorsteher der Kirche, insbesondere der Papst als der sichtbare Stellvertreter Jesu Christi, als der gemeinsame Vater aller rechtgläubigen Christen auf Erden, haben allein und ausschließlich das der Kirche zustehende Gesetzgebungsrecht auszuüben. Dieses Recht schließt ein Doppeltes in sich, nämlich das Recht oder die Gewalt, bindende Vorschriften zu erlassen und dann weiter die Beobachtung dieser Vorschriften zu erwirken. Dies Recht muß der Kirche zustehen schon deßhalb, weil sie eine sichtbare Gesellschaft ist. Sie besteht aus sichtbaren Menschen, welche zu einem gemeinsamen Zwecke, zur Förderung und Erlangung des zeitlichen und ewigen Heils sich verbunden und zur Erreichung dieses Zweckes

sich einer gewissen Führung, nämlich dem kirchlichen Lehr- und Hirtenamte sich unterstellt haben. Wo immer in aller Welt ein Verein sich bildet, gleichviel welchen Namen er führt und welche Ziele er verfolgt, da wählen auch die Vereinsmitglieder aus ihrer Mitte eine Vorstandschaft und diese entwirft gewisse Satzungen, denen alle Angehörigen des betreffenden Vereins sich zu fügen haben. Das versteht sich ganz von selbst, und keinem Vernünftigen fällt es im Entferntesten ein, hiegegen etwas einzuwenden. Wenden wir nun das Gesagte an auf den die ganze Welt umfassenden Verein, auf die heilige katholische Kirche, so ergibt sich von selbst der Schluß, daß auch die Kirche das einem jeden Vereine zustehende Recht besitzen muß, das Recht nämlich, für die Vereinsmitglieder, für die Angehörigen der Kirche bindende Vorschriften zu erlassen.

Die Kirche ist aber mehr, als ein einfacher Verein, wie wir solche in Unzahl auf Erden haben, sie ist ein Reich, das Jesus Christus selbst gegründet hat, das alle Menschen in sich aufnehmen und bis an's Ende der Zeiten fortbestehen soll. Wie es nun noch kein Reich, gleichviel ob groß oder klein, auf Erden gegeben hat, in dem nicht auch von einem gesetzgebenden Körper Gesetze erlassen worden sind, oft sogar mehr als nothwendig, und nicht einmal immer im wahren Interesse der Reichsangehörigen, wie überhaupt kein Reich ohne Gesetze gedacht werden kann, die sich richten nach den Zeitverhältnissen, so kann auch das Reich Jesu Christi, die Kirche, nicht bestehen ohne gesetzgebende Gewalt, die jedesmal zur rechten Zeit bestimmt, was dem Heile der Gläubigen frommt. Der Kirche das Recht bestreiten wollen, das wäre eine Unvernunft, die ihres Gleichen sucht, wenn anders man an ihrem Charakter festhält und sie für das hält, was sie nach dem Willen ihres Stifters sein soll. Ein Recht, das man jedem Duodezstaate von einigen Quadratmeilen und mit ein paar Tausend Einwohnern zugesteht, kann man billiger und vernünftiger Weise auch der Kirche nicht absprechen, die ja ein Reich ist, das die ganze Welt umfaßt, ein Reich, dessen Umfang sich erstreckt von einem Pole bis zum andern, vom Aufgange der Sonne bis zum Niedergange, ein Reich, das über mehr als zweihundert Millionen Unterthanen zählt. Wir müssen daher dem heiligen Augustinus beipflichten, der da sagt: „Die wahre Religion kann nicht bestehen, wenn sie nicht mit einer Macht und Gewalt belehnt ist, vermöge deren sie ihren Angehörigen gebieten kann, was sie für das ewige Heil derselben als

nothwendig erachtet, und dem sich Alle unterwerfen und vollkommenen Gehorsam leisten müssen." Wäre das Gesetzgebungsrecht der Kirche nicht schon in der Natur der Sache begründet, so müßten wir deßungeachtet an demselben festhalten, weil es sich stützt auf göttliche Anordnungen. Das Gesetzgebungsrecht der Kirche ist darum nicht nur ein natürliches, sondern auch ein übernatürliches.

Der göttliche Heiland hat der von ihm gestifteten Kirche ein dreifaches Amt mit den hierzu nöthigen Gewalten übertragen, nämlich das Lehr-, Priester- und Hirtenamt. Der heilige Paulus versichert uns dieß, indem er an die Ephesier schreibt: „Christus verordnete Hirten und Lehrer zur Vervollkommnung der Heiligen, für die Erbauung des Leibes Christi, . . . damit wir Wahrheit üben in Liebe und zunehmen in allen Stücken in ihm, der das Haupt ist, Christus." (Eph. 4, 11—15.) Dasselbe bezeugt er in den Worten, die er bei seinem Abschiede von Milet an die um ihn versammelten Vorsteher sprach: „Habet Acht auf euch und auf die ganze Heerde, in welcher euch der heilige Geist zu Bischöfen gesetzt hat, die Kirche Gottes zu regieren, die er mit seinem Blute erkauft hat." (Ap. Gesch. 20, 18.) Das Hirtenamt kommt hier für unsere Frage ganz besonders in Betracht, da dieses ohne ein Gesetzgebungsrecht gar nicht denkbar noch ausführbar ist. Wie sollen die von Christus bestellten Hirten die Völker regieren, wie sollte Petrus und seine Nachfolger den Auftrag des Herrn: „Weide meine Lämmer, weide meine Schafe" ausführen können, wenn ihnen nicht die Gewalt ertheilt wäre, bindende Vorschriften zu erlassen, die auf das Seelenheil der ihnen untergebenen Gläubigen Bezug haben? Darum hören wir denn auch den Heiland zu den Aposteln sprechen: „Was ihr auf Erden binden werdet, das soll auch im Himmel gebunden sein; was ihr auf Erden lösen werdet, das soll auch im Himmel gelöset sein!" Wollten wir diese Worte lediglich auf die den Aposteln übertragene Gewalt der Sündenvergebung beziehen, wir wären weit von ihrem richtigen und vollständigen Verständnisse entfernt; der Zusammenhang, in welchem diese Worte gesprochen sind, deutet darauf hin, daß mit der Löse- und Bindegewalt das Recht gemeint ist, bindende Vorschriften zu geben oder die gegebenen wieder aufzuheben. Auch der bei den Morgenländern übliche Sprachgebrauch nöthigt uns, des Heilandes Worte in diesem Sinne aufzufassen. Die Worte „binden" und „lösen" sind demgemäß nur bildliche Bezeichnungen für „verpflichten" und „ent-

binden." Was darum die Kirche auf Erden befiehlt, das gilt auch als Befehl des Himmels, dem Jeder sich zu unterwerfen hat.

Daß ich nicht zu viel in die Worte des göttlichen Heilandes hineinlege, das mögt ihr weiter aus andern Aussprüchen desselben ersehen. „Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden", so versichert der göttliche Heiland seine Apostel im Evangelium des heiligen Matthäus (28, 18); an einer andern Stelle sagt er dann zu eben denselben: „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch." (Joh. 20. 21). Dieselbe Gewalt, die ihm als dem menschgewordenen Gottessohne zustand, dieselbe Gewalt hat Jesus Christus seinen Aposteln übertragen. Hat etwa dem göttlichen Heilande die Gesetzgebungsgewalt gefehlt? Das wird kein Vernünftiger behaupten. Als Gesetzgeber war der Heiland schon von den Propheten des alten Bundes der Welt verheißen worden; als Gesetzgeber ist Jesus Christus thatsächlich aufgetreten. Gleich beim Antritt seines öffentlichen Lehramtes spricht er zu seinen Zuhörern: „Glaubet nicht, daß ich gekommen bin, das Gesetz oder die Propheten aufzuheben. Ich bin nicht gekommen, das Gesetz aufzuheben, sondern zu erfüllen . . . Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt worden ist: Du sollst nicht tödten; wer aber tödtet, der soll des Gerichtes schuldig sein. Ich aber sage euch, daß ein Jeder, der seinem Bruder zürnt, des Gerichtes schuldig sein wird . . . Ihr habt gehört, daß gesagt worden ist: Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen. Ich aber sage euch: Liebet euere Feinde, thut Gutes denen, die euch hassen, und betet für die, welche euch verfolgen und verleumden" (Matth. 5, 17—48). Die Apostel, welche das Werk Jesu fortsetzen sollten bis an's Ende der Welt mußten darum gleichfalls als Gesetzgeber auftreten und eben deßhalb auch im Besitze der gesetzgebenden Gewalt sein. Was immer darum die Apostel und ihre Nachfolger im Vorsteheramte befehlen, das bindet die Gläubigen ganz in derselben Weise, als hätte Jesus Christus es in eigener Person befohlen. Darum hören wir den Heiland weiter zu den Aposteln sprechen: „Wer euch hört, der hört mich, wer euch verachtet, der verachtet mich; wer aber mich verachtet, der verachtet den, der mich gesandt hat."

Gewiß kannte Niemand besser, als die vom heiligen Geiste erleuchteten Apostel selbst den Umfang der ihnen vom göttlichen Heilande anvertrauten Vollmacht. Nun sehen wir aber thatsächlich die Apostel schon bald nach der Himmelfahrt Jesu Christi das

Gesetzgebungsrecht ausüben. Es galt, die Streitfrage zu entscheiden, ob die aus dem Heidenthum bekehrten Christen verpflichtet seien, die Vorschriften des mosaischen Gesetzes zu erfüllen, insbesondere die Ceremonie der Beschneidung an sich vollziehen zu lassen, wie dieses mannigfach von Judenchristen als zur Erlangung der ewigen Seligkeit nothwendig behauptet ward. Zur Lösung der Streitfrage kamen sie in Jerusalem zusammen. Nach kurzer Berathung verneinten sie einstimmig diese Nothwendigkeit und erklärten: „Es hat dem heiligen Geiste und uns gefallen, euch weiter keine Last aufzulegen, als diese nothwendigen Stücke, daß ihr euch enthaltet von den Götzenopfern, vom Blute und dem Erstickten und von der Unzucht" (Ap.-Gesch. 15, 28). Diese Erklärung läßt keinen Zweifel übrig, daß die Apostel ihr Gesetzgebungsrecht als ein göttliches betrachteten. Auch die Briefe des heiligen Paulus liefern uns zahlreiche Belege, daß dieser für sich das Gesetzgebungsrecht in Anspruch genommen hat. Was aber die Apostel in den ersten christlichen Zeiten, das haben alle ihre Nachfolger bis auf die gegenwärtige Stunde gethan; es hieße euere Geduld auf eine zu harte Probe stellen, wollte ich hiefür Beweise aus den einzelnen Jahrhunderten beibringen. Nur erwähnen will ich, wie Papst Fabian angeordnet hat, daß alle Christen wenigstens dreimal im Jahre, nämlich an den drei Hauptfesten Weihnachten, Ostern und Pfingsten zum Tische des Herrn hinzutreten sollten, eine Verordnung, die später von dem allgemeinen Concil im Lateran zu Rom aufgehoben oder auf den einmaligen Empfang der heiligen Sakramente der Buße und des Altars im Jahre ist beschränkt worden. Wer weitere Belege will, der nehme jenes umfangreiche Buch zur Hand, in welchem die verschiedenen Verordnungen der Päpste und Concilien verzeichnet sind. Die Thatsache, daß die Vorsteher der Kirche allzeit das Gesetzgebungsrecht für sich in Anspruch genommen haben, ist uns allein schon Beweis genug, daß sie dieses Recht vom Stifter der Kirche, von Jesus Christus, überkommen haben; denn andernfalls hätte die Kirche in einer gar wichtigen Frage sich eines schweren Irrthums schuldig gemacht; das aber ist unmöglich, denn unter dieser Voraussetzung würde sie aufhören, die wahre, von Christus gestiftete Kirche zu sein.

Soll nun die gesetzgebende Gewalt der Kirche einen Sinn haben, dann muß letztere auch befugt sein, auf die Haltung der erlassenen Vorschriften zu dringen. Durch gute Gesetze allein ist

ja einem Lande noch nicht geholfen. Die Gesetze müssen auch gehandhabt werden. Der Kirche muß darum von jedem Vernünftigen das weitere Recht eingeräumt werden, die Beobachtung der Gesetze zu überwachen und die Uebertretung derselben in entsprechender Weise zu strafen. Dies Recht wird ihr ausdrücklich vom heiligen Paulus zuerkannt, indem derselbe seinen Schüler Timotheus mahnt: „Predige das Wort, halte an damit, es sei gelegen oder ungelegen, überweise, bitte, strafe in aller Geduld" (2. Tim. 4, 2). Derselbe Apostel droht, mit der Ruthe, also strafend nach Korinth zu kommen, und verhängt thatsächlich schwere Strafen über Ungehorsame und zwar, wie er nachdrücklich betont: „im Namen unseres Herrn Jesu Christi . . . und mit der Kraft unseres Herrn Jesu Christi" (1. Cor. 5, 4). Dies Recht der Kirche ist schon bedingt durch die nothwendige Rücksicht auf ihre Selbsterhaltung. Denn wo käme die Kirche hin, wenn sie die frechen Verächter ihrer Gebote nicht zur Rechenschaft ziehen dürfte? Schmachvoll müßte sie von diesen sich höhnen lassen, all ihre Auktorität müßte sie opfern und obendrein jene noch anerkennen, die ihr trotzen. Das aber wäre ihr sicherer Untergang. Die Kirche bedarf dieses Rechtes weiter behufs Erschütterung und Besserung der Fehlenden. Diese sollen durch Verhängung von Strafen zurechtgewiesen, auf ihre Fehler aufmerksam gemacht und wieder der mütterlichen Leitung der Kirche und dadurch der ewigen Seligkeit gewonnen werden. Das ist der Hauptzweck aller Strafen, welche die Kirche gegen solche verhängt, die ihr hartnäckig den Gehorsam verweigern. Ist dieser Zweck erreicht, so hat die Kirche nichts Eiligeres und Freudigeres zu thun, als die verhängten Strafen aufzuheben. Zum Beweise dafür berufe ich mich wieder auf den Völkerapostel, der den unzüchtigen Korinther aus der christlichen Gemeinde ausschloß, „damit der Geist gerettet werde am Tage unseres Herrn Jesu Christi" (1. Cor. 5. 5). Nachdem derselbe sich jedoch bekehrt, hebt der Apostel die Strafe auf, indem er schreibt: „Es genügt diese Züchtigung, die von Vielen geschehen, so daß im Gegentheil ihr ihm vielmehr vergeben und ihn trösten sollt, damit derselbe nicht in allzu große Traurigkeit versinke. Darum bitte ich euch, daß ihr ihn euerer Liebe versichert. Wenn ihr aber etwas verziehen habt, dann habe auch ich verziehen; denn was ich vergeben habe, das geschah euretwegen an Christi Statt" (II Cor. 2. 6—10).

Die Strafen, welche die Kirche gegen ihre Angehörigen wegen

hartnäckigen Ungehorsams verhängt, sind vorzüglich geistiger Natur. Sie kennt keine körperlichen Züchtigungen, außer jenen, die der Sünder aus freiem Willen und eignem Antriebe übernimmt, sie hat keine Gefängnisse noch Folterwerkzeuge; sie beschränkt sich darauf, die Sünder der geistigen Güter zu berauben, welche ihr von Christus zur Austheilung an die Gläubigen anvertraut sind. Die vorzüglichsten dieser Güter sind die heiligen Sakramente, die Vollmacht zu geistlichen Amtsverrichtungen, die Theilnahme am öffentlichen Gottesdienste, insbesondere am heiligen Meßopfer, ferner die Theilnahme an den Verdiensten und Fürbitten der frommen Christgläubigen auf Erden und der Seligen des Himmels, endlich das kirchliche Begräbniß und die Zuwendung der Früchte des heiligen Meßopfers; die beiden letzteren entzieht sie nur Solchen, die bis zum Tode hartnäckig in ihrem Ungehorsame verharrten. Was ist natürlicher, was selbstverständlicher, als daß die Kirche ihre wohlthätige Hand Demjenigen entzieht, der sie verachtet und ihren Befehlen Trotz bietet? Kann man es einem Menschen verdenken, wenn er Undankbaren sein Herz und seine Hand verschließt? Kann man es einem Vater verargen, wenn er jenen Sohn enterbt, der seinen Anordnungen immer Trotz entgegensetzt und seine Mahnungen mißachtet? Hält man es nicht für billig und recht, daß Leute, die den Satzungen eines Vereins allzeit zuwider handeln, aus diesem Vereine ausgestoßen und aller Vortheile des Vereins verlustig erklärt werden? Wer in einer Wirthshausgesellschaft sich nicht fügen will, der muß es sich gefallen lassen, wenn er aus der Gesellschaft ausgewiesen und vor die Thüre gesetzt wird. Ein Recht aber, das jede Gesellschaft, jeder Verein, jeder Vater besitzt, kann und darf dieses der Kirche abgesprochen werden? Nein, nie und nimmermehr; kein Vernünftiger wird verlangen, daß gerade die katholische Kirche sich die Auflehnung und den Trotz ihrer Untergebenen gefallen lasse und Jene noch an ihre Brust drücken und als Kinder behandeln soll, welche sie verachten; jeder billig Denkende findet es in der Ordnung, wenn die Kirche sagt: Wer mir nicht gehorchen will, der soll auch meinen Namen nicht mehr tragen und an meinen Grundsätzen keinen Antheil haben; wer meinen Geboten widerstrebt, der soll verlieren alle Vorrechte, die ich ihm gewährt, der soll aus meiner Gemeinschaft völlig ausgeschlossen sein. Nichts weiteres aber thut die Kirche, wenn sie die Strafe der Excommunikation, der Suspension oder des Interdiktes verhängt, wenn sie durch die Excommunikation

ungehorsame Kinder aus ihrer Gemeinschaft ausschließt und ihnen nach dem Tode das kirchliche Begräbniß verweigert; wenn sie durch die Suspension ihren Dienern das Recht zur Vornahme heiliger Amtshandlungen ganz oder theilweise entzieht, wenn sie durch das Interdikt die Abhaltung des Gottesdienstes in einem Lande, in einer Provinz, in einer einzelnen Gemeinde oder Genossenschaft untersagt. Nur mit schwerem Herzen entschließt sie sich zur Anwendung solcher Strafen, veranlaßt und genöthigt durch grobe Fehler ihrer Untergebenen. Möchte dieser Schmerz allzeit unserer heiligen Mutter, der Kirche, erspart bleiben, indem Alle sich willig ihren Anordnungen fügen. Damit bin ich zum zweiten Theile angelangt, der uns kurz auseinandersetzen soll, wen und wieweit die Gebete der Kirche zum Gehorsame verpflichten.

II.

Wenn von der Verpflichtung der kirchlichen Gebote die Rede ist, so kommen zwei Fragen in Betracht, es fragt sich nämlich 1) wen verpflichten die Gebote der Kirche zum Gehorsam und 2) welcher Art ist diese Verpflichtung? Hat die Kirche das Recht, ihren Unterthanen bindende Vorschriften zu geben, so versteht es sich ganz von selbst, daß die letzteren auch die Pflicht haben, die Vorschriften anzuerkennen und zu befolgen. Der Kirche unterthan ist jeder getaufte Mensch; zur Beobachtung der Kirchengebote ist darum ein Jeder verpflichtet, der das heilige Sakrament der Taufe giltig empfangen hat und durch die Taufe dem mystischen Leibe Jesu Christi ist eingegliedert, seiner Kirche ist einverleibt worden, sobald er zum Vernunftgebrauche gelangt ist, was in der Regel mit dem siebenten Lebensjahre zutrifft. Das lehrt klar und bestimmt der Kirchenrath von Trient, in dessen Beschlüssen es heißt: „Wenn Jemand sagt, die Getauften seien von allen Kirchengeboten befreit, welche entweder geschrieben oder überliefert sind, so daß sie zur Beobachtung derselben nicht gehalten sind, es sei denn, daß sie sich aus freiem Antriebe unterwerfen wollen, der sei im Banne.“ Die Gebote der Kirche unterscheiden sich demnach einigermaßen von den Geboten Gottes. Letztere gelten für alle Menschen ohne Ausnahme und behalten Geltung bis an's Ende der Welt. Darum wurden sie auch von Gott dem Herrn selbst öffentlich und feierlich verkündet und sogar, wie uns der heilige Paulus in seinem Briefe an die Römer versichert, allen Menschen ihrem Grundrisse nach

in's Herz geschrieben. Die Gebote der Kirche dagegen sind nur für die Christen bestimmt; denn nur diesen gegenüber will die Kirche ihre Rechte geltend machen, nur diese durch ihre Vorschrift binden. Für Juden, Türken und Heiden haben darum die Gebote der Kirche keine bindende Kraft; Häretiker, Schismatiker und Excommunicirte sind aber der Kirche in gleicher Weise zum Gehorsame verpflichtet, wie die rechtgläubigen und der Kirche treu ergebenen Katholiken. Menschlicher Irrthum oder menschliche Bosheit können nicht das göttliche Recht der Kirche außer Kraft setzen. Die Kirche läßt darüber gar keinen Zweifel aufkommen, denn sie hat auf dem allgemeinen Concil zu Trient feierlich erklärt: „Wenn Jemand sagt, der Gerechtfertigte sei nicht zur Haltung der Gebote Gottes und der Kirche verpflichtet, der sei im Banne." Gerechtfertigt werden hier alle Jene genannt, welche das heilige Sakrament der Taufe empfangen haben, durch deren giltigen und würdigen Empfang uns bekanntlich die Gnade der Rechtfertigung mitgetheilt wird. Sobald also Jemand getauft ist, muß er sich auch den Geboten der Kirche in demüthigem Gehorsam unterwerfen; diesen Gehorsam schuldet der Getaufte auch dann, wenn er mit oder ohne Schuld durch Abfall vom wahren Glauben sich von der Kirche wieder getrennt hat oder wegen schwerer Verbrechen von der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen worden ist. Andersgläubige Christen, um ein Beispiel anzuführen, sind ebendeßhalb in gleicher Weise wie die rechtgläubigen zur Beobachtung des Fastengebotes der Kirche gehalten; nur Unkenntniß des betreffenden Gebotes, oder die Unmöglichkeit, es zu halten, oder ein unüberwindlicher Irrthum, der eine solche Verpflichtung nicht anerkennt, entschuldigen Erstere im Falle der Uebertretung von der Sünde des Ungehorsams. Daraus folgt, daß es Katholiken nicht gestattet ist, andersgläubigen Christen an Abstinenztagen verbotene Fleischspeisen zum Genusse vorzusetzen.

Was nun die zweite Frage anbelangt, so ist deren Beantwortung äußerst leicht. Der göttliche Heiland selbst hat uns nämlich die Antwort schon gegeben in den Worten meines heutigen Vorspruchs: „Wenn Jemand die Kirche nicht hört, so sei er dir wie ein Heide und öffentlicher Sünder" (Matth. 18, 17). Wer der Kirche den Gehorsam verweigert, das ist der Sinn der Worte Jesu Christi, der steht, was Schuld anbelangt, auf gleicher Stufe mit dem Heiden oder mit einem öffentlichen Sünder, der sich nicht bekehren will. So wenig aber ein Heide als solcher und ein

öffentlicher Sünder, der ohne wahre Reue über seine Sünden in die andere Welt hinübergeht, des ewigen Lebens theilhaftig werden kann, ebensowenig darf Jemand sich den Himmel versprechen, der seiner Kirche den Gehorsam verweigert. Der Ungehorsam gegen die Kirche zieht also die ewige Höllenstrafe nach sich: daraus ergibt sich ganz von selbst, daß die Gebote der Kirche strenge, d. h. unter schwerer Sünde die Christen verpflichten; denn aus der Größe der Strafe muß man schließen auf die Schwere der Pflicht, deren Vernachlässigung man sich hat zu Schulden kommen lassen; nur die Uebertretung eines strenge verpflichtenden Gebotes kann mit ewiger Strafe geahndet werden.

Doch sehen wir ganz ab von dem klaren und bestimmten Ausspruche Jesu Christi, so führen uns andere Erwägungen zu demselben Resultate. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Kirche ihre Untergebenen unter schwerer Sünde zur treuen Beobachtung ihrer Gebote anhalten **kann**. Die Gewalt, die sie von ihrem göttlichen Stifter erhalten hat, ist eine völlig unbeschränkte: „Was immer ihr auf Erden binden werdet, das soll auch im Himmel gebunden sein", so hat Jesus Christus ohne jegliche Einschränkung gesprochen. Wenn darum die Kirche unter schwerer Sünde etwas befehlen will, so hat dieser Befehl gemäß der Versicherung Jesu Christi nach seinem ganzen Inhalte nicht minder wie nach seiner ganzen Schwere auch im Himmel Geltung. Die Gewalt, welche Christus seiner Kirche verliehen hat, kommt an Ausdehnung wenigstens der Gewalt der weltlichen Gesetzgeber gleich, ja, sie muß dieselbe himmelweit überragen, da die Kirche viel höhere und erhabenere Zwecke verfolgt, als irgend eine irdische Macht. Wenn nun weltliche Gesetzgeber ohne allen Zweifel ihre Unterthanen in allen Stücken, die für das allgemeine Wohl von Wichtigkeit sind, unter schwerer Sünde zum Gehorsame verpflichten können, um wieviel mehr müssen wir dieß von der Kirche behaupten, die bei all ihren Anordnungen nichts Geringeres, als das ewige Wohl der unsterblichen, durch Christi Blut erkauften Seelen im Auge hat? Wenn ferner Eltern ihren Kindern unter schwerer Sünde befehlen können, was für deren Seelenheil oder für das Wohl der Familie von Belang ist, sollte die Kirche, die da ist die Mutter der Gläubigen, sich nicht des gleichen Rechtes erfreuen, wenn sie Vorschriften erläßt, welche die zeitliche und ewige Wohlfahrt der ganzen Christenheit nicht minder wie des einzelnen Christen bezwecken? Die

katholische Kirche ist endlich die Rechtsnachfolgerin der Synagoge. Die Rechte, welche das Hohepriesterthum des alten Bundes genoß, müssen darum auf die Vorsteher der katholischen Kirche übergegangen sein. Was darum Gott der Herr im alten Bunde zum auserwählten Volke sprach, das gilt in ungleich höherem Maaße den Christen: „Du sollst thun, was die Vorsteher sagen, ... und sollst ihrem Ausspruche folgen und nicht abweichen weder zur Rechten noch zur Linken; wer aber hoffärtig ist und dem Gebote des Priesters nicht folgen will, der Mensch soll sterben, und du sollst das Böse aus Israel thun, und alles Volk, das es hört, soll sich fürchten, auf daß hinfür keiner aus Hoffart sich übernehme" (5. Mos. 17, 10—13). Der leibliche Tod trifft zwar den ungehorsamen Christen nicht, da die Kirche keine körperliche Züchtigung in Anwendung bringt; der geistige Tod aber, der zum ewigen Tode führt, ist eine ungleich härtere Strafe, und dieser verfallen Alle, welche gegen das Gebot der Kirche freveln. Der heilige Paulus gibt uns hiefür den Grund an, wenn er an die Thessalonicher schreibt: „Ihr wisset, welche Vorschriften ich euch gegeben habe; .... wer darauf nicht achtet, der verachtet nicht einen Menschen, sondern Gott."

Steht es nun aber fest, daß die Kirche ihre Untergebenen unter schwerer Sünde zur Beobachtung ihrer Gebote verpflichten kann, dann bedarf es nur noch des weiteren Beweises, daß sie in dem einen oder anderen Falle wirklich eine schwere Verpflichtung hat auferlegen wollen. Ja, es genügt schon der Nachweis, daß der Inhalt oder der Zweck ihrer Gebote ein wichtiger ist, alsdann versteht es sich von selbst, daß auch deren Verpflichtung eine schwere ist, wofern nicht das Gegentheil vom Gesetzgeber ausdrücklich hervorgehoben worden ist. Denn vernünftiger Weise muß man von einem jeden Gesetzgeber annehmen, daß er strenge verpflichten will, so oft der Gegenstand des Gebotes oder auch nur der Zweck, der durch eine an sich geringfügige Sache erreicht werden soll, ein wichtiger ist. Ein Jeder, der die allgemeinen Gebote der Kirche kennt, wird mir beipflichten, wenn ich behaupte, daß dieselben nach dem einen oder anderen Gesichtspunkte wahrhaft wichtig genannt werden müssen. Handelt es sich doch um die Feier der zu Ehren Jesu Christi und der Heiligen angeordneten Festtage, um den Gebrauch der kostbarsten Gnadenmittel! Die Heiligung und Vervollkommnung der Christen, das ist der alleinige und hochwichtige Zweck,

den die Kirche bei ihren Geboten im Auge hat. So lange darum nicht nachgewiesen werden kann, daß die Kirche nur unter läßlicher Sünde zur Beobachtung ihrer Gebote verpflichten will, so lange muß das Gegentheil behauptet werden. Dieser Nachweis kann aber nicht erbracht werden, da das gerade Gegentheil feststeht, wie dieß theils aus den lehramtlichen Entscheidungen der Kirche, theils aus den Strafen, mit welchen die Kirche ihre ungehorsamen Kinder bedroht, ersichtlich ist. Feierlich verworfen wurde von dem unfehlbaren Lehramt der Kirche die Behauptung: „daß sich derjenige, welcher die Fasttage nicht hält oder das Fastengebot nicht beobachtet, bloß läßlich versündige, wofern dabei kein Aergerniß, keine Verachtung des Gesetzes und kein förmlicher Ungehorsam stattfinde." Hinsichtlich des 4. Gebotes der Kirche hat der Kirchenrath von Trient die Entscheidung getroffen: „Wenn Jemand sagt, daß nicht alle und jede Christgläubigen beiderlei Geschlechts verpflichtet seien, nach der Verordnung des Concils vom Lateran einmal im Jahre auf die in der Kirche übliche Weise alle Sünden zu beichten, der sei im Banne." Das eben erwähnte Concil vom Lateran verordnet endlich, daß demjenigen, der das Gebot der österlichen Communion nicht beobachtet, bei Lebzeiten der Zutritt zur Kirche verwehrt und nach seinem Hinscheiden das kirchliche Begräbniß verweigert werden solle. Demnach kann kein Zweifel mehr obwalten, daß die Kirche ihre Angehörigen wirklich unter schwerer Sünde zum Gehorsam gegen ihre Gebote verpflichten will, daß darum jeder Christ, der nicht des ewigen Lebens verlustig gehen will, gewissenhaft die Gebote der Kirche erfüllen muß.

Doch mehr als die Furcht vor den ewigen Strafen soll uns die Liebe zur Kirche, die unsere größte Wohlthäterin ist, zu gewissenhafter Beobachtung ihrer Gebote antreiben. Wollte ich alle Wohlthaten, die sie uns spendet, aufzählen und anführen, ich käme an kein Ende. Von der Wiege bis zum Grabe steht sie als liebevolle Mutter uns zur Seite, spendet uns ihre Segnungen und Gnadenmittel. Kaum geboren, nahm sie uns in ihre mütterlichen Arme, um uns nicht bloß zu waschen von der Erbschuld, sondern auch zu Christen und zu Bürgern des Himmels zu machen. Und naht einmal der Abend unseres Lebens, dann wird sie wieder an unserm Lager stehen, um uns das Sterben zu erleichtern durch den Trost der heiligen Sterbsakramente und durch die Kraft ihrer Fürbitte, die sie auch nach dem Tode uns noch zuwenden wird.

Wieviele Wohlthaten liegen zwischen dem Tage der Geburt und und dem Tage des Todes, die der Kirche zu verdanken sind! Sie unterrichtet uns im wahren Glauben und lehrt uns den rechten Gott anbeten und lieben, sie leitet uns zur Tugend und zu einem heiligen Leben an; sie erhebt uns wieder, wenn wir gefallen sind, und vereinigt uns auf's Neue mit Gott, verschafft uns die kostbarsten Gnaden, waffnet uns gegen die Nachstellungen des bösen Feindes und der dreifachen bösen Lust, sie opfert für uns das heiligste und heilsamste Opfer, Jesus Christus selber, und speiset und nähret uns mit seinem anbetungswürdigen Fleische und Blute. Wer mißt den Trost und wer zählt die Gnaden, welche die Kirche uns verschafft, die für jede Wunde Balsam, für jede schwierige Lage Rath, gegen jede Gefahr kräftige Schutzmittel hat. Ihr einziger Wunsch, ihr ununterbrochenes Streben ist, uns hienieden und jenseits glückselig zu machen. Liebe zur Kirche und Liebe zu uns selbst macht uns darum den Gehorsam gegen die Kirche zur Pflicht.

O hätte die Welt den Anordnungen der Kirche allzeit willig und pünktlich entsprochen, sie würde glücklicher sein, freundlicher und friedlicher würden sich alle Verhältnisse gestalten, geringer würde die Zahl derer sein, welche auf dem Wege des Verderbens wandeln und so ihr ewiges Heil verscherzen. Aber ach! um einigen Spottreden zu entgehen, setzt man sich über die Gebote der Kirche hinweg, schlägt der zärtlich liebenden Mutter in's Angesicht, stürzt sich selbst in's ewige Verderben. Kann es wohl eine größere Thorheit geben? Wollten auch wir uns derselben schuldig machen? Das sei ferne. Auch unsere geistige Mutter wollen wir ehren, auf daß es uns wohlergehe. Allzeit wollen wir uns bereitwillig ihren Befehlen fügen, eingedenk der Worte des heiligen Augustin: „Wer einer so gütigen Mutter nicht gehorcht, wird vergebens bei dem himmlischen Vater Gnade und Hilfe suchen." Amen.

Zweite Predigt.

Inhalt und Zweck der Kirchengebote im Allgemeinen und des ersten Gebotes im Besondern.

„Mein Sohn! . . . . verlaß nicht das Gesetz deiner Mutter.“ Sprichw. 1, 8.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

Wir alle ohne Ausnahme sind Knechte des himmlischen Königs. Durch die Erschaffung und mehr noch durch die Erlösung gehören wir ihm an und sind ebendeßhalb auch verpflichtet, ihm unsere Dienste zu weihen, seinen heiligen Willen in Allem gewissenhaft zu vollbringen. Der Wille Gottes ist uns kund gegeben zunächst in den heiligen zehn Geboten, die Gott selbst unter Blitz und Donner auf dem Berge Sinai verkündet hat. Zu den göttlichen kommen noch hinzu die Gebote der Kirche, welche mittelbar von Gott herrühren, da die vom heiligen Geiste geleitete Kirche sie zum Heile der Gläubigen erlassen hat. Ebendeßhalb sind alle Christgläubigen diesen wie jenen gegenüber zum Gehorsame strenge verpflichtet. Ueber die gewissenhafte Beobachtung dieser Gebote werden wir uns einst vor Gott zu verantworten haben; denn für uns Alle kommt die Zeit, da der himmlische König mit uns, seinen Knechten, Rechenschaft halten wird. Für den Einzelnen geschieht dieß im Augenblicke des Todes; denn auf den Tod folgt das Gericht, wie der Völkerapostel lehrt; für die Gesammtheit am Ende der Welt, wenn der Menschensohn auf den Wolken des Himmels kommen wird, um alle Menschen, die guten wie die bösen, zu richten. Alsdann erfüllt sich, was derselbe Apostel vor-

hergesagt: Wir alle müssen erscheinen vor dem Richterstuhle Jesu Christi. Die Gebote Gottes und der Kirche werden alsdann das Gesetzbuch bilden, nach welchem der allheilige und allgerechte Richter uns richten und einem Jeden von uns gemäß seinen Werken vergelten wird. Das mögen sich Jene besonders merken, welche da wähnen, genug gethan zu haben, wenn sie sich von schweren Versündigungen gegen die göttlichen Gebote frei bewahren, während sie von den Geboten der Kirche und vom Gehorsam gegen dieselben nicht das Mindeste wissen wollen. Ihnen gilt das Wehe, das der Heiland einst den scheinheiligen Pharisäern zugerufen, und die Mahnung: „Dieses sollt ihr thun und Jenes nicht unterlassen" (Matth. 23, 23). Damit nun nicht auch wir von diesem furchtbaren Wehe betroffen werden, wollen wir allzeit der Mahnung des Heilandes treu entsprechen und niemals abweichen von dem Wege, den uns die Gebote Gottes und der Kirche vorgezeichnet haben. Um uns aber hierzu in den Stand zu setzen, wollen wir nunmehr, soweit das noch nicht geschehen ist, uns auch mit den Vorschriften der Kirche eingehender bekannt machen. Unsere heutige Betrachtung soll darum handeln von dem **Inhalte und dem Zwecke der kirchlichen Gebote im Allgemeinen und des ersten Gebotes im Besonderen.**

Wir stellen heute wie immer unsere Betrachtung unter den besonderen Schutz der allzeit makellosen Jungfrau und Gottesmutter Maria.

I.

Der Wortlaut der allgemeinen Kirchengebote ist euch hinlänglich bekannt, so daß ich ihn nicht erst euch in die Erinnerung rufen muß. Die beiden ersten Gebote handeln von der Feier der Sonn- und Festtage; das dritte von den Abstinenz- und Abbruchsfasten, das die Christgläubigen zu beobachten haben; das vierte gibt nähere Bestimmungen über den pflichtschuldigen Empfang der heiligen Sakramente der Buße und des Altars, und das fünfte endlich untersagt Hochzeiten und andere rauschende Belustigungen zu gewissen Zeiten, die ernster Buße sollen gewidmet sein. Aus dieser kurzen Inhaltsangabe wird einem Jeden ersichtlich, daß die Kirche mit ihren Anordnungen und Vorschriften weniger neue Lasten ihren Untergebenen hat auferlegen, daß sie vielmehr die Gebote Gottes genauer hat erklären und mehr im Einzelnen hat bestimmen wollen, wie dieselben zu erfüllen seien. Schon das erste der göttlichen Gebote verpflichtet uns, dem allein wahren Gott die schuldige Ehre

zu erweisen. Wie der Katechismus mit Recht hervorhebt, ist die Verehrung, die wir dem Allerhöchsten schulden, eine doppelte, eine innere nämlich und eine äußere. Zu der letzteren gehört namentlich auch die Theilnahme am Gottesdienste. Unter allen gottesdienstlichen Verrichtungen steht nun das heilige Meßopfer obenan; es ist nicht nur die gottgefälligste, sondern auch die segensreichste Handlung, die überhaupt zu Ehren Gottes vollzogen werden kann; es ist ja die unblutige Erneuerung des Kreuzesopfers Jesu Christi und ebendeßhalb das vollkommenste Dank-, Lob- und Sühnopfer, das wir dem Herrn darbringen können. Die Theilnahme an demselben hat ebendeßhalb die Kirche in ihrem zweiten Gebot allen Christgläubigen beiderlei Geschlechts, sobald sie das siebente Lebensjahr zurückgelegt haben, an den gottgeweihten Tagen — dieses sind die Sonn- und Festtage — zur Pflicht gemacht. Das betreffende Kirchengebot ist darum nur eine Erläuterung des ersten und dritten der Gebote Gottes. Das erste der göttlichen Gebote verlangt weiter, daß wir Gott für alle Wohlthaten, insbesondere für jene der Erlösung Dank sagen, daß wir Gott, den Urheber der Heiligkeit, preisen sollen in seinen Heiligen, in denen sich die Gnade der Erlösung besonders wirksam gezeigt hat. Die Kirche will uns dabei hilfreich an die Hand gehen, indem sie durch das erste ihrer Gebote eigene Dankfeste zu Ehren des dreieinigen Gottes und seiner Heiligen anordnet und uns verpflichtet, diese Festtage in gleicher Weise wie den Sonntag durch Enthaltung von knechtlichen Arbeiten sowie durch Ausübung gottseliger Werke zu feiern.

Mehr als einmal und mit den nachdrücklichsten Worten schärft uns der göttliche Heiland die Nothwendigkeit der Selbstverleugnung und Abtödtung ein. So, wenn er sagt: „Das Himmelreich leidet Gewalt, und nur die, welche Gewalt anwenden, reißen es an sich.“ „Wer mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst, der nehme täglich sein Kreuz auf sich und folge mir nach.“ War das ganze Leben des göttlichen Heilandes eine ununterbrochene Kette von Entsagungen und Abtödtungen, so sehen wir ihn vor dem Antritte seines öffentlichen Lehramtes sich in die Wüste zurückziehen und vierzig Tage und vierzig Nächte lang fasten, nicht als habe er dieses Bußmittels für sich bedurft, sondern uns zum Beispiele. Darum hören wir ihn am Abende seines Lebens versichern: „Ich habe euch ein Beispiel gegeben, damit ihr handelt, wie ich gehandelt habe“ (Joh. 13, 15). Die Abtödtung ist dem Christen so noth-

wendig, daß der heilige Paulus in seinem Briefe an die Galater geradezu schreibt: „Die, welche Christi sind (also Christo wirklich angehören und keine bloßen Namenchristen sind), diese haben ihr Fleisch gekreuzigt sammt den Lastern und Gelüsten“ (5, 24). Uns schwachen Menschenkindern wird es kaum möglich sein, das heilige sechste Gebot Gottes treu zu beobachten und uns aller unerlaubten Gelüste zu enthalten, wenn wir nicht auch hin und wieder uns Genüsse versagen, die sonst erlaubt sind. Darum hat die Kirche Fasttage und Bußzeiten angeordnet, an denen wir durch Enthaltung von Speisen, sowie durch Meidung rauschender Lustbarkeiten uns in der Abtödtung und Selbstverleugnung üben sollen. Wäre es lediglich dem Belieben der Christen überlassen, wann und wie sie sich abtödten sollen, die wenigsten würden in Wirklichkeit dazu kommen; denn Nichts widerstreitet der sinnlichen Natur des Menschen so sehr, als Abtödtung und Selbstverleugnung.

Des Menschen ewiges Heil ist durch die göttliche Gnade bedingt. Das übernatürliche Ziel, die ewige Seligkeit, kann nur durch übernatürliche Mittel erreicht werden. Solche gewährt ihm die Gnade. Ohne dieselbe kann er nicht das Mindeste zu seinem Heile anfangen, fortsetzen und vollenden, denn „Gott ist es“, wie der heilige Paulus im Philipperbriefe lehrt, „der in euch sowohl das Wollen als das Vollbringen bewirkt“ (Phil. 2, 13). „Niemand kommt zu mir, wenn nicht der Vater ihn zieht“ (Joh. 6, 44). „Ohne mich könnt ihr nichts thun“ (Joh. 15, 5), betheuert die ewige Wahrheit selbst, um uns zu belehren, daß wir in Allem und allzeit der Gnade bedürfen. Die wichtigsten Gnadenmittel, welche der göttliche Heiland zu unserm ewigen Heile verordnet hat, sind nun aber die heiligen Sakramente und von diesen ganz besonders die heiligen Sakramente der Buße und des Altares. Wie nothwendig namentlich der würdige Empfang des hochheiligen Altarssakramentes ist, das beweisen uns die ernsten Worte, welche der göttliche Heiland am Tage nach der ersten wunderbaren Brodvermehrung an die Juden gerichtet hat: „Das Brod“, so sprach er, „welches ich euch geben werde, ist mein Fleisch für das Leben der Welt. Wahrlich, wahrlich sage ich euch, wenn ihr das Fleisch des Menschensohnes nicht essen und sein Blut nicht trinken werdet, so werdet ihr das Leben nicht in euch haben“ (Joh. 6. 52—54). Ist es da wohl zu verwundern, wenn die Kirche nichts Angelegentlicheres zu thun hat, als alle ihre Angehörigen zum eifrigen Empfange

der heiligen Sakramente anzuhalten, wenn sie dieselben durch das vierte Gebot unter schwerer Sünde verpflichtet, wenigstens einmal im Jahre einem verordneten Priester die begangenen Sünden zu beichten und zur österlichen Zeit das hochheilige Altarssakrament zu empfangen? Durch dieses Gebot will die Kirche ihren Untergebenen den Befehl Jesu Christi auf's Neue einschärfen und zugleich im Namen Jesu, ihres Stifters und des Urhebers der heiligen Sakramente, erklären, was in diesem Punkte als das Mindeste von einem jeden Christen gefordert wird, dem der Empfang der heiligen Sakramente überhaupt möglich ist.

Sind die Gebote der Kirche ihrem Inhalte nach betrachtet nur eine Erklärung und genauere Bestimmung der göttlichen Vorschriften, so stimmen sie in gleicher Weise hinsichtlich des Zweckes mit denselben überein. „Das ist der Wille Gottes, euere Heiligung", schreibt der Völkerapostel im Briefe an die Thessalonicher (1 Thess. 4, 3). Die Heiligung des Menschen das ist auch der Zweck sowohl der göttlichen als der kirchlichen Gebote, da ja beide uns den Willen Gottes kund machen. Wie könnte es auch anders sein, da die Kirche vom göttlichen Heilande gestiftet ist, um sein Werk, das Werk der Erlösung und Heiligung der Menschen bis an's Ende der Zeiten fortzusetzen, da die Kirche gleich ihrem Stifter suchen und selig machen soll, was verloren war? Nur die Sorge für das Heil der Gläubigen hat die Kirche zum Erlaß der uns bekannten Gebote bestimmt. Zu ihrem größten Schmerze gewahrte sie, wie jener Eifer, der die ersten Christen erfüllte und sie zum Schauspiel für Engel und Menschen machte, immer mehr abnahm, und an dessen Stelle eine gewisse Lauheit und Gleichgiltigkeit in Sachen des ewigen Heils in weiteren Kreisen sich breit machte, wie man immer saumseliger im Empfange der Sakramente, immer nachlässiger in der Beiwohnung der heiligen Messe, immer träger in der Verrichtung von Bußwerken wurde. Dieser Lauheit zu steuern, machte die Kirche von ihrem göttlichen Rechte Gebrauch, und schärfte durch ihre Gebote gerade jene Punkte ein, welche dem Seelenheile besonders dienlich, deren Beobachtung aber der sinnlichen Natur des Menschen besonders lästig ist. Dabei stellt sie keineswegs zu hohe Anforderungen an den schwachen Menschen, sondern nimmt stets Rücksicht auf dessen Armseligkeit, ist sogar auf's Eifrigste bemüht, seiner Schwachheit zu Hilfe zu kommen, indem sie ihre Untergebenen zu bestimmten Zeiten zur Verrichtung

gottseliger Werke anhält, damit so das Beispiel der Vielen ermunternd auf den Einzelnen einwirkt, indem sie obendrein größeren Lohn in Aussicht stellt; denn der Werth und damit auch der Lohn der an sich guten und verdienstlichen Werke der Gottseligkeit und Buße wird noch erhöht durch das Verdienst des Gehorsams gegen die Kirche. Sagt an, geliebte Zuhörer, müssen wir nicht staunen über die Weisheit und Liebe, welche die Kirche gerade durch ihre Gebote bekundet hat? Wie dürften wir darum das Gesetz einer so weisen und liebreichen Mutter verlassen? Muß nicht jeder Wunsch einer solchen Mutter den Kindern heilig sein? Um wieviel mehr dann ihr streng verpflichtendes Gebot, käme die Erfüllung desselben ihnen noch so hart an. Doch auch von den Geboten der Kirche gilt, was die heilige Schrift von den göttlichen Geboten sagt: sie sind nicht schwer zu erfüllen, sie sind ein süßes Joch und eine leichte Bürde. Um so unverantwortlicher ist die Mißachtung der kirchlichen Gebote. Wenden wir uns nunmehr den einzelnen Geboten zu.

II.

Einige der Kirchgebote haben wir schon zu einer anderen Zeit in der ausführlichsten Weise behandelt; das Fastengebot z. B. während der heiligen Fastenzeit; das zweite Kirchengebot bei der Erklärung des dritten der zehn Gebote Gottes. Die Erklärung der katholischen Lehre von den heiligen Sakramenten wird uns in nächster Zeit Anlaß geben, über das vierte und fünfte der Kirchengebote zu sprechen, so daß wir uns jetzt auf die eingehende Erörterung des ersten Kirchengebotes beschränken können. Dasselbe lautet: Du sollst die gebotenen Feiertage halten. Die Kirche verpflichtet uns kraft dieses Gebotes, die von ihr angeordneten Feiertage auf gleiche Weise wie den Sonntag, also durch Enthaltung von knechtlichen Arbeiten und durch Ausübung gottseliger Werke zu feiern.

Festtage finden wir bei allen Völkern, bei den götzendienerischen Heiden nicht minder wie bei den gläubigen Jehovadienern im Gebrauche. Der römische Katechismus erblickt hierin einen Beweis, daß die menschliche Natur uns schon dazu dränge, gewisse Tage der Ruhe des Leibes und dem Dienste Gottes zu widmen. Die heidnischen Griechen feierten mit großem Aufwande ihre olympischen, pythischen, isthmischen und nemeischen Spiele zu Ehren der vornehmsten ihrer zahlreichen Götter oder zum Andenken an wichtige

Ereignisse. Die heidnischen Römer feierten ihre Luperkalien, Saturnalien und andere Feste. Besonders zahlreich waren die Feste der Juden, die theils auf göttliche Anordnungen zurückzuführen sind, wie das Passa- oder Osterfest zum Andenken an die wunderbare Befreiung aus der egyptischen Knechtschaft, ferner das Pfingstfest zur Erinnerung an die Gesetzgebung auf Sinai, das Laubhüttenfest zur Erinnerung an den vierzigjährigen Aufenthalt in der Wüste; theils durch die Synagoge eingeführt wurden, wie das Purim-Fest zum Andenken an die Rettung der Juden durch die Fürbitte der Königin Esther und das Fest der Tempelweihe zum Andenken an die Tempelreinigung und Einweihung des Altares unter Judas dem Makkabäer. Durch alle diese Feste sollte das auserwählte Volk stets gemahnt werden an die Wunderthaten, welche Gott zu seinen Gunsten gewirkt und an die Wohlthaten, die es aus seiner Hand empfangen hatte. Ungleich größere Wohlthaten hat das christliche Volk aus Gottes Hand empfangen und weit erhabenere Wunder sind zu seiner Rettung und Beseligung gewirkt worden. Da versteht es sich wohl von selbst, daß die katholische Kirche in dankbarer Gesinnung gegen Gott sich nicht von der Synagoge übertreffen läßt, daß sie dem natürlichen Drange der menschlichen Natur nicht minder wie dem klar ausgedrückten Wunsche Gottes Rechnung trägt durch Anordnung bestimmter Feste zur steten Erinnerung an die Wunderthaten der göttlichen Liebe.

Sehen wir zu, welche Feste die Kirche angeordnet, welche Tage sie dem Sonntage gleich zu heiligen und zu feiern geboten hat. Wir unterscheiden Festtage des Herrn, Festtage der allerseligsten Jungfrau Maria und Festtage der Heiligen. Als Festtage des Herrn feiern wir den Tag der Geburt Jesu Christi, das Weihnachtsfest, den Tag seiner Beschneidung, das Neujahrsfest, den Tag seiner Erscheinung, auch das Fest der Epiphanie oder der heiligen Dreikönige genannt, ferner den Tag seiner Darstellung im Tempel, seiner glorreichen Auferstehung und Himmelfahrt. Wie ihr aus dieser Aufzählung erseht, hat die Kirche die wichtigsten Ereignisse aus dem Leben Jesu Christi hervorgehoben und zum Gegenstande einer alljährlich wiederkehrenden Festfreude gemacht. Besonders wichtig für uns Christen ist zwar auch der hochheilige Charfreitag, an welchem der göttliche Heiland aus unzähligen Wunden blutend, sein Erlösungswerk am Kreuze vollbracht und durch seinen Tod den Schuldbrief zerrissen hat, der seit dem

Sündenfalle unserer Stammeltern gegen uns zeugte, allein, der Gedanke an das namenlose Weh, das des Heilands Seele nicht minder wie alle seine Glieder durchwühlt und durchzuckt hat, läßt die Kirche diesen Tag in tiefer Trauer begehen; sie ladet ihre Kinder zu eifrigem Gebete ein und sucht durch die erhabensten, jedes gläubige Gemüth tief ergreifenden Ceremonien in deren Herzen innigstes Mitleid mit dem Gekreuzigten wachzurufen; sie verbietet aber nicht die knechtliche Arbeit, weil sie es nicht für geziemend erachtet, daß die Gläubigen sich der Ruhe und Erholung hingeben an einem Tage, an welchem der göttliche Heiland fſtr dieselben die schwersten Leiden erduldet hat. Zur Erinnerung an die Sendung und wunderbare Ausgießung des heiligen Geistes ist noch das hochheilige Pfingstfest angeordnet; der Frohnleichnamstag endlich ist eine freudige Nachfeier des Gründonnerstages, an dem der göttliche Heiland das hochheilige Altarssakrament eingesetzt und uns das wahre Manna, jenes Brod vom Himmel, das alle Süßigkeit in sich begreift, zur Nahrung unserer Seele gewährt hat.

Mit dem Leben des göttlichen Heilandes ist enge verknüpft das Leben seiner gebenedeiten Mutter, der allerseligsten Jungfrau Maria. Daher kommt es, daß einige Feiertage als Feste des Herrn und zugleich als Marienfeste betrachtet werden können. So z. B. das Fest der Darstellung Jesu im Tempel, auch das Fest Mariä Reinigung oder Mariä Lichtmeß genannt. Das Fest Mariä Verkündigung könnte ebensogut als ein Fest des Herrn betrachtet werden; denn es ist der Tag der Menschwerdung Jesu Christi, der Tag, an welchem Maria vom heiligen Geiste überschattet, den Sohn des Allerhöchsten empfangen hat, es ist der Tag. an welchem das ewige Wort Fleisch geworden ist und angefangen hat, unter uns zu wohnen. Außer den eben genannten Marienfesten feiern wir noch den Tag ihrer unbefleckten Empfängniß, ihrer gnadenreichen Geburt und ihrer wunderbaren Aufnahme in den Himmel. Auch aus der großen Schaar der selig Vollendeten hat die Kirche einige hervorgehoben und durch Anordnung eines Festtages zu Ehren derselben besonders ausgezeichnet; es sind dieß wieder solche Heilige, die dem Heilande besonders nahe gestanden sind. So feiert die Kirche das Fest des heiligen Joseph, des jungfräulichen Gemahls der allerseligsten Jungfrau, der gewürdigt ward, beim göttlichen Kinde die Stelle des Nähr= oder Pflegevaters zu versehen; ferner das Fest des heiligen Johannes des Täufers, des letzten Propheten des

alten Bundes, der als Vorläufer dem Herrn die Wege bereitet und die Welt mit allem Nachdruck hingewiesen hat auf das Lamm, das da hinwegnehmen sollte die Sünden der Welt; ferner das Fest des heiligen Stephanus, des Erzmartyrers, der wenige Jahre nach der Himmelfahrt Jesu Christi zu Jerusalem gesteinigt worden ist und so als der Erste seinen Glauben an den Gekreuzigten mit seinem Blute und der Hingabe seines Lebens besiegelt hat; endlich das Fest des Apostelfürsten Petrus, der von Christus zu seinem sichtbaren Stellvertreter auf Erden war ernannt und mit der Sorge für die Schafe und Lämmer seiner Heerde war betraut worden. Da mit dem Apostelfürsten Petrus auch der heilige Paulus zu Rom an demselben Tage den Martyrertod erlitt, so wird auch des letzteren an diesem Festtage besonders gedacht. Zu diesen Festen kommt dann noch am Schlusse des Kirchenjahres das Allerheiligenfest hinzu, eingesetzt zu Ehren aller Heiligen insgesammt, insbesondere derjenigen, deren die Kirche im Laufe des Jahres nicht einzeln gedenken kann, weil ihre Namen nicht bekannt sind. In früheren Zeiten waren die kirchlich angeordneten Fasttage noch zahlreicher, es wurden z. B. alle Aposteltage, ferner das Gedächtniß der unschuldigen Kinder und andere Gedächtnißtage feierlich begangen. Als gütige Mutter und weise Gesetzgeberin hat die Kirche indeß immer und überall den besonderen Orts- und Zeitverhältnissen Rechnung getragen. Sie hat darum auf triftige Gründe hin, sei es für den ganzen katholischen Erdkreis, sei es für einzelne Länder und Gegenden manchen Feiertag wieder abgeschafft oder die Feier derselben auf den Sonntag verlegt. So wird in manchen Gegenden das eine oder andere der vorhin aufgezählten Marienfeste nicht an dem Monats- oder Wochentag gefeiert, auf den es trifft, sondern an dem darauffolgendem Sonntage; dasselbe gilt von dem hochheiligen Fronleichnamsfeste. Die liebevolle Rücksicht, mit welcher die Kirche die Strenge ihrer Gebote den Kräften und Bedürfnissen ihrer Untergebenen anzupassen bemüht ist, muß uns ein neuer und kräftiger Sporn sein, ihren Befehlen in allen Stücken auf das Gewissenhafteste nachzukommen.

Fragen wir nunmehr nach dem Zwecke der von der Kirche gebotenen Feiertage, so ist dieser unschwer zu errathen. Derselbe ist der Natur der Sache nach ein doppelter, nämlich die Ehre Gottes und das Heil der Menschen. Beides soll durch die Festtage gefördert werden und wird thatsächlich gefördert, wenn anders

dieselben in der Art und Weise begangen werden, wie die Kirche es wünscht und vorschreibt. Sie sollen betrachtet und behandelt werden wie heilige, gottgeweihte Tage, an denen wir uns von unsern alltäglichen Beschäftigungen zurückziehen, um desto eifriger dem Dienste Gottes obliegen und an unserem Seelenheile arbeiten zu können durch Ausübung gottseliger Werke. Es bedarf wohl keines weiteren Beweises, daß auf solche Weise zunächst die Ehre Gottes gefördert wird. Gottselige Werke sind ja eben solche Werke an denen Gott der Herr Freude und Wohlgefallen hat, die zur Ehre und Verherrlichung Gotres verrichtet werden. Diese dienen aber ohne Weiteres zugleich auch dem Menschen zum Heile, da der allgütige Vater im Himmel kein Werk, das wir zu seiner Ehre verrichten, unbelohnt läßt. Sind wir im Stande der Sünde, so erlangen wir um solch guter Werke willen die Gnade der Bekehrung und nicht selten auch Abwendung zeitlicher Strafen; sind wir im Stande der Gnade, so wird die letztere durch jedes gute Werk, das wir dem lieben Gott durch die gute Meinung aufopfern, in uns vermehrt; das Maaß der Gnade ist nun aber auch zugleich das Maaß des Lohnes, den wir im Jenseits zu erwarten haben, und der Seligkeit, die uns dereinst ewig beglücken soll.

Deutlicher noch tritt dieser doppelte Zweck zu Tage, wenn wir den Geaenstand der Festfreude näher berücksichtigen, zu welcher die Kirche uns durch die von ihr angeordneten Feiertage einladet. Die Feste des Herrn bringen uns die wichtigsten Begebenheiten aus dem Leben Jesu Christi in Erinnerung; es ist, als vollzögen sich dieselben von Neuem vor unsern eigenen Augen. Am hochheiligen Weihnachtsfeste sehen wir das holde Jesukind, den menschgewordenen Gottessohn in der Krippe ruhen, wir fallen vor ihm nieder auf die Kniee, um ihn anzubeten, und fühlen uns gedrungen, mit dem heiligen Bernhard auszurufen: Klein ist der Herr, aber überaus liebenswürdig! Am Ostermorgen vernehmen wir aufs Neue die Kunde des Engels: Er ist auferstanden, er ist nicht hier. Wir freuen uns des Sieges, den Christus über Tod und Hölle in heißem Kampfe errungen und stimmen voll freudiger Begeisterung ein in das tausendfache Alleluja, mit welchem die Kirche den glorreich Erstandenen begrüßt. Am heiligen Pfingstfeste denken wir uns in den Saal zu Jerusalem versetzt mitten unter die Jünger, die unter Sturmesbrausen vom heiligen Geiste erfüllt wurden, von demselben heiligen Geist, der auch uns verheißen nnd in der hei-

ligen Firmung wirklich mitgetheilt worden ist. Durch die Feste des Herrn werden wir auf diese Weise an die größten Wohlthaten erinnert, die der allmächtige, allgütige und allbarmherzige Gott uns erwiesen hat, wir werden mächtig aufgefordert, dankerfüllt unser Herz zu Gott zu erheben und mit der Kirche auszurufen: „Wahrhaft würdig und recht, billig und heilsam ist es, daß wir dir, heiliger Herr, allmächtiger, ewiger Gott, ohne Unterlaß und überall Dank sagen!“ Wie König David, so rufen auch wir aus dankgerührtem Herzen: „Lobe meine Seele den Herrn und Alles, was in mir ist, seinen heiligen Namen! Lobe meine Seele den Herrn und vergiß nicht alle seine Wohlthaten! Der all deine Missethaten vergibt, der all deine Schwachheiten heilt, der vom Untergange erlöst dein Leben, der dich krönt mit Gnade und Erbarmung, der dein Verlangen mit Gütern erfüllt, daß deine Jugend sich erneuert gleich der des Adlers. Der Herr übt Barmherzigkeit . . . . Er zürnt nicht immer, noch droht er ewig. Er hat uns nicht gethan nach unsern Sünden, uns nicht vergolten nach unsern Missethaten; denn so hoch der Himmel über der Erde, so stark ist seine Barmherzigkeit über die, so ihn fürchten“ (Ps. 102, 1—11). Wenn dann der heilige Chrysostomus uns versichert: „Kein anderer Dank ist Gott angenehm, als der, daß wir unsere Seele retten und der Tugend uns befleißen“, so dienen wieder die kirchlichen Fest selbst dazu, daß wir dem Herrn in solcher Weise unsern Dank zollen; denn sie geben uns Anlaß zur Uebung der wichtigsten Tugenden, insbesondere beleben sie unsern Glauben, stärken unsere Hoffnung und entzünden in uns das Feuer der göttlichen Liebe. Was könnte unsern Glauben mehr beleben und kräftigen, als wenn wir Weise des Morgenlandes, mit den Insignien der königlichen Würde geschmückt, niederknieen sehen an der Krippe des göttlichen Kindes, Könige, denen ein Stern zum Wegweiser gedient, als sie die Geburtsstätte des neugebornen Königs der Juden suchten? wenn wir beim Tode des Gekreuzigten die Sonne trauern, die Erde in ihren Tiefen erzittern, die Felsen sich spalten, die Gräber sich öffnen und die Todten neubelebt aus denselben hervorgehen sehen? wenn wir den zu Tod gemarterten Heiland am dritten Tage seiner Vorhersagung gemäß glorreich aus dem Grabe auferstehen, siegreich in den Himmel auffahren und nach seiner Erhöhung zur Rechten des Vaters Alles an sich ziehen sehen? Was könnte unsere Hoffnung mehr stärken und stützen, als der Anblick

des holden Jesukindleins, das unsertwegen die Herrlichkeit des Himmels mit dem Elend dieser fluchbeladenen Erde vertauscht hat, das in Allem uns gleich geworden ist, die Sünde ausgenommen, um uns zu Kindern Gottes zu machen und in uns das durch die Sünde zerstörte Ebenbild Gottes wieder herzustellen? als die Betrachtung des mit Wunden vom Scheitel bis zur Sohle bedeckten Heilandes, der zerschlagen wurde um unserer Sünden willen und zerfleischt um unserer Missethaten willen, der für uns sein heiliges, kostbares Blut vergossen hat bis zum letzten Tropfen? als der Gedanke an das glorreiche Grab, das seine Beute hat herausgeben und dadurch beweisen müssen, daß der Tod seinen Stachel verloren, daß der Tod überwunden ist durch den, der genannt wird der Erstling unter den Entschlafenen? Könnten wir wohl unsere Liebe dem göttlichen Heilande vorenthalten, wenn wir erwägen die Wunderthaten seiner Liebe, wie sie uns durch die Feste der Kirche vor Augen gehalten werden? Werden wir nicht unwiderstehlich zur Liebe fortgerissen gegen den, der uns zuerst geliebt, der uns geliebt bis zur Selbstentäußerung, da er Knechtsgestalt annahm, wiewohl er es nicht für einen Raub erachten durfte, Gott gleich zu sein? der uns geliebt bis zum Tode, ja bis zum schmach- und schmerzvollen Tode des Kreuzes? der auch nach seiner Auffahrt in den Himmel nicht abläßt von seiner Liebe, sondern durch unablässige Fürbitte beim Vater sich liebevoll für uns verwendet, damit wir würdig werden seiner Verheißungen, würdig jene Wohnungen dereinst einzunehmen, die uns im Hause des Vaters bereitet sind, damit auch wir, seine Diener, dort seien, wo er in ewiger, unbeschreiblicher Majestät thront? Die Liebe, sagt der Apostel, ist des Gesetzes Vollendung, was immer die Liebe in uns anfacht, nährt und stärkt, das sichert darum auch unser ewiges Heil.

Aehnlich wie durch die Feste des Herrn wird auch durch die anderen Feste, welche die Kirche zu Ehren der allerseligsten Jungfrau und anderer hervorragender Heiligen angeordnet hat, Gottes Ehre und unser Heil gefördert. Gottes Ehre; denn wir loben Gott in seinen Heiligen; wir preisen den Herrn, der sich in seinen Heiligen wunderbar gezeigt hat. Wie das Lob, das ich einem gediegenen Kunstwerke spende, auf den Künstler zurückfällt, der dasselbe geschaffen, so gereichen auch alle Ehrenbezeigungen, die wir den Heiligen darbringen, Gott zur Ehre, der ja der Urheber aller Heiligkeit ist. Was die Heiligen sind, das sind sie durch die

Gnade Gottes, die sich in ihnen wirksam erzeigt hat. Wir preisen Gott in seinen Heiligen, indem wir dem Allerhöchsten Dank sagen für alle Gnaden, die er seinen auserlesenen Dienern und Dienerinnen hat zu Theil werden lassen, nicht minder aber auch für jene Gnaden, die wir durch deren Fürbitte erlangt haben. Ist diese dankbare Gesinnung gegen Gott und die Heiligen ein kräftiges Mittel uns weitere Gnaden auf deren Fürbitte hin zu erwirken, so feuert uns ihr Tugendbeispiel mächtig zu eifriger Tugendübung an. Worte bewegen nur, sagt ein altes Sprüchwort, Beispiele aber reißen hin zur That. Die erhabensten Beispiele werden uns an den Festen der Heiligen vor Augen geführt; es würde mich zu weit führen, wollte ich auf's Einzelne eingehen. Zu dem Beispiele, das uns die Kirche vor Augen hält, kommt noch das Wort hinzu, nämlich die ernste Aufforderung zur Nachahmung. Durch jedes Heiligenfest ruft uns die Kirche zu: „Blicke auf und handle nach diesem Beispiele," die Heiligen selbst, die wir verehren, rufen uns gewissermaßen zu, was der heilige Paulus an die Corinther schrieb: „Folget mir nach, wie auch ich Christus nachgefolgt bin." Und alles dieses sollte nicht von der größten Bedeutung für unser Seelenheil sein? Angenommen wir wären versucht, in Hinsicht auf unsere Schwachheit und Armseligkeit diese oder jene Forderung des christlichen Gesetzes für unerfüllbar zu erklären, die Heiligen, deren Fest wir feiern, belehren uns eines Andern, lassen einen solchen verderblichen Irrthum gar nicht aufkommen. Mit dem heiligen Augustinus müssen wir Angesichts ihres Tugendbeispiels ausrufen: Diese oder Jene haben es vermocht, warum sollte mir nicht ein Gleiches möglich sein! Wird nicht endlich auch der Gedanke an die Herrlichkeit, deren die Heiligen im Himmel sich erfreuen, uns zum Eifer im Guten anspornen und uns hinwegsehen lassen über die Mühen und Beschwerden, welche ein Lebenswandel nach dem Gesetze Gottes mit sich bringt, so daß wir bekennen mit dem Völkerapostel: „Alle Leiden dieser Welt sind nicht zu vergleichen mit der Herrlichkeit, die an uns soll offenbar werden"? Sollte aber trotz all dieser ermunternden und ermuthigenden Hinweise das Gefühl der Bangigkeit nicht schwinden wollen beim Anblicke dessen, was zur Erlangung des Himmels von uns gefordert wird, dann stärkt uns zum wenigsten der Gedanke, daß wir nicht allein stehen in dem heißen Kampfe um des Himmels Palme. Die Heiligen des Himmels, insbesondere ihre Königin, die gnadenvolle

Mutter unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi, sie Alle nehmen innigsten Antheil an unsern Kämpfen, wie wir an ihrer Freude und Seligkeit, sie haben nur eine Sorge, daß auch wir an ihrer Wonne theil nehmen dürfen. Soweit sie hierzu etwas beitragen können, unterlassen sie es nicht, sie heben unsern sinkenden Muth, sie stärken unsere schwindende Kraft durch ihre vielvermögende Fürbitte.

Dank darum, ja tausendmal und in Ewigkeit Dank unserer liebreichen Mutter, unserer heiligen katholischen Kirche, daß sie durch ihre Gebote, insbesondere durch Anordnung heiliger Festtage uns die Aufgaben unseres Lebens so wesentlich erleichtert hat, daß sie uns durch ihre Gebote immerfort hilfreiche Hand bietet, Gott die schuldige Ehre zu erweisen und unsere unsterbliche Seele zu retten für das ewige Leben, indem sie uns zu einem ächt christlichen Lebenswandel anleitet und anhält. Unsern Dank wollen wir bekunden durch pünktlichen Gehorsam, durch gewissenhafte Beobachtung ihrer heiligen Gebote. Niemals soll die Kirche in uns undankbare, ungehorsame und treulose Kinder zu beklagen haben. Nichts soll im Stande sein, uns zum Ungehorsame zu verleiten, am allerwenigsten die völlig unbegründete und wahrhaft kleinliche Furcht vor zeitlichem Schaden, der uns in unseren irdischen Geschäften erwächst durch pflichtschuldige Feier der kirchlich gebotenen Festtage. So lange das Sprüchwort wahr bleibt: „An Gottes Segen ist Alles gelegen," so lange ist alle Furcht vor zeitlichem Nachtheil in Folge treuer Pflichterfüllung vergeblich. Am allerwenigsten haben wir zeitlichen Schaden zu befürchten in Folge des Gehorsams, den wir unserer Mutter, der heiligen katholischen Kirche pflichtgetreu leisten. Gott selbst ist uns hiefür Bürge. Gerade dem vierten Gebote, das uns zum Gehorsam gegen Vater und Mutter, gegen alle Vorgesetzten geistlichen und weltlichen Standes, mithin auch zum Gehorsam gegen die Kirche verpflichtet und auffordert, hat er die Verheißung des Wohlergehens beigefügt. Wohlan denn! Verlassen wir niemals das Gesetz unserer Mutter, der Kirche, alsdann wird sich auch an uns die Verheißung des Herrn erfüllen: Es wird uns wohlergehen in Zeit und Ewigkeit, wir werden nicht nur lange hienieden, sondern auch ewig leben im Himmel. Amen.

Dritte Predigt.

Das Kirchenjahr.

„Gott hat die Zeiten unterschieden und Festtage verordnet . . . einige hat er erhöhet und verherrlichet und andere in die Zahl der gemeinen Tage gesetzt.“ Sir. 33, 9, 10.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

„Gebet Gott, was Gottes ist!“ — Dieß Wort Jesu Christi gilt auch heute noch, soviel Mühe die Welt sich auch geben mag, die Rechte Gottes auf die Menschen zu unterdrücken und ihn vom Weltregimente zu entfernen. All diese ruchlosen Bestrebungen werden zu Schanden werden, und nicht eine einzige von den Anforderungen die Gott an uns macht, wird unerfüllt bleiben. Darum geben wir ihm gerne, was ihm gehört, ihm, dem wir unser ganzes Leben zu weihen schuldig sind, dem wir dienen sollten ohne Unterlaß bei Tag und Nacht. Dienen wir ihm wenigstens an den Tagen, die er sich selbst vorbehalten oder die ihm die Kirche gewidmet hat! Von den letzteren, von den durch die Kirche zur Ehre Gottes angeordneten Feiertagen ist vor acht Tagen die Rede gewesen. Sie sind der Gegenstand des ersten Kirchengebotes. Diese Feiertage, wie sie alljährlich wiederkehren, in Verbindung mit den gewöhnlichen, von Gott selbst gebotenen Sonntagen bilden das sogenannte Kirchenjahr, das wir darum mit Fug und Recht mit dem ersten Kirchengebote in Verbindung bringen können. Von diesem **Kirchenjahre**, von seiner **Bedeutung, Eintheilung** und **Feier** will ich heute reden. Beginnen wir zur Ehre des dreieinen Gottes und unter dem Beistande der unbefleckten Jungfrau und Gottesmutter Maria!

Wenn gefragt wird: Was ist das Kirchenjahr? dann können verschiedene Antworten gegeben werden, je nach der Seite, von welcher dasselbe in's Auge gefaßt wird. Von der geschichtlichen Seite betrachtet, ist es die mit dem Anfange der Welt beginnende und mit dem jüngsten Tage endende Geschichte der Religion. Was Gott vom Anfange bis zum Ende der Welt zur Führung und Beseligung des Menschengeschlechtes gethan hat, das wird uns im Rahmen des Kirchenjahres zur übersichtlichen Darstellung gebracht. Betrachten wir das Kirchenjahr nach seiner äußeren Feier, dann ist es der Inbegriff der Feste und heiligen Zeiten, durch welche die Kirche die unaussprechliche Liebe des dreieinigen Gottes uns vergegenwärtigt. Suchen wir die innere Seite des Kirchenjahres auf, dann ist es das durch alle Zeiten sich fortsetzende Leben Jesu Christi. Immer aber steht es da als eine großartige, vom Geiste Gottes geschaffene Einrichtung, die einen allgewaltigen Einfluß übt auf das religiöse und sittliche Leben des Christen, die deßhalb nicht genug betrachtet und gewürdiget werden kann. Du wirst nur so weit Christ sein, als du eingehest in den Geist des kirchlichen Jahres, du wirst nur soweit fortschreiten, als du mitfeierst seine Feste und Zeiten. Wer vom Kirchenjahre Nichts weiß und versteht, der versteht und weiß auch Nichts vom christlichen Leben, an dem geht ein Jahr um's andere vorüber, ohne daß er näher kömmt seinem Ziele. Fassen wir nun dasselbe näher in's Auge!

Das Kirchenjahr beginnt mit dem ersten Adventsonntage und endet mit dem letzten Sonntage nach Pfingsten und umschließt einen dreifachen Kreis festlicher, heiliger Zeiten, den Weihnachts-, Oster- und Pfingstkreis. Kreise nennen wir diese drei Haupttheile wegen ihrer Abrundung und inneren Ordnung, indem jeder dieser drei Kreise um ein Hauptfest als seinen Central- oder Mittelpunkt sich reiht. Jedem Hauptfeste geht nämlich eine bestimmte Zahl von Tagen oder Wochen voraus, die als Vorfeier gilt und die Gläubigen auf die würdige Feier des Hauptfestes vorbereiten soll, und jedem Hauptfeste folgt eine gewisse Zahl von Tagen und Wochen, die als Nachfeier zu betrachten sind und den Geist, sowie die Früchte und Gnaden des Hauptfestes fest und bleibend in uns begründen soll. Bei den drei Hauptkreisen des Kirchenjahres haben wir also jedesmal zu beachten das Hauptfest, die Vor- und die Nachfeier desselben. Was die Vor- und die Nachfeier betrifft, so kann diese wieder in eine weitere und engere geschieden werden.

Unter der weiteren Vorfeier ist die ganze, dem Hauptfeste vorausgehende Zeit, unter der engeren sind einzelne, vielleicht auch nur der einzige Tag vor dem Hauptfeste zu verstehen. Die engere Nachfeier bildet die Oktave des Hauptfestes, während wir die ganze nachfolgende Zeit bis zum nächsten Festkreise als die weitere Nachfeier bezeichnen.

Den ersten Festkreis bildet der Weihnachtskreis und dieser stellt uns die unendliche Liebe des himmlischen Vaters dar, der seinen eingebornen Sohn zum Heile der Welt gesendet hat. Dieser Kreis beginnt mit dem ersten Adventsonntage und schließt mit dem letzten Sonntage nach der Erscheinung des Herrn; sein Mittelpunkt ist das hochheilige Weihnachtsfest. Als weitere Vorfeier geht die heilige Adventzeit voraus, die vier Wochen umfaßt, welche wiederum jene viertausend Jahre sinnbilden, in denen die Welt der Herrschaft des Satans und der Finsterniß des Götzendienstes verfallen war, und in denen nur hie und da ein Sternlein durch dunkle Nacht hinleuchtete in den messianischen Weissagungen und Vorbildern, welche die Hoffnung auf einen künftigen Erlöser wach erhielten. Die engere Vorfeier bildet die Vigilie vor Weihnachten oder der sogenannte heilige Abend. Die engere Nachfeier besteht in der Weihnachtsoktave, und die weitere in der sogenannten Epiphanienzeit, d. h. in den Sonntagen nach dem Feste der heiligen drei Könige, deren man sechs zählt, wenn sie alle gefeiert werden können, was vom Osterfeste abhängt, das bekanntlich bald früher bald später fallen kann. Zum Weihnachtskreise gehören also: die vier Adventsonntage, das Fest Mariä Empfängniß, das Weihnachtsfest, das Fest des heiligen Stephanus, des heiligen Johannes Evangelista, der Beschneidung und Erscheinung des Herrn, das Namen-Jesufest und Maria Lichtmeß, und dieser Kreis stellt uns das vorchristliche Elend im Heidenthume, dann die Verheißung, Menschwerdung, Geburt, Jugendgeschichte und zum Theile auch noch den Anfang des Lehramtes Jesu Christi vor Augen.

Mit dem Sonntage Septuagesima, d. h. mit dem siebzigsten Tage oder zehn Wochen vor Ostern beginnt der Osterkreis, der uns mahnt an die unendliche Liebe des göttlichen Sohnes, der durch sein Leiden und Sterben, sowie durch seine Auferstehung das Erlösungswerk vollbracht hat und auch nach seiner Himmelfahrt der Mittler der Welt geblieben ist. Der Mittelpunkt dieses Kreises ist das Osterfest, das wichtigste und größte des ganzen Jahres.

Darum geht ihm auch eine lange Vorfeier als Vorbereitungszeit voraus, die in vier Theile geschieden werden kann, nämlich die Zeit vom Sonntage Septuagesima bis zum Aschermittwoche, dann von da bis zum Passionssonntage, von diesem bis zur Charwoche, und diese Woche selbst mit ihren drei letzten, ernsten Tagen, dem Gründonnerstag, Charfreitag und Charsamstag. Auf vier Stufen sollen wir immer reumüthiger und bußfertiger uns erheben zu einer würdigen Feier des Ostertages, dessen Allelujaruf in einer feierlichen Oktave bis zum weißen Sonntag nachklingt, und dem fünf Sonntage als Nachfeier folgen. Zum Osterfestkreis gehören also: der Aschermittwoch, die vierzigtägige Fastenzeit, der schmerzhafte Freitag, der Palmsonntag, die Charwoche, das Osterfest, der Markustag, die Bitttage und Christi Himmelfahrt, und innerhalb desselben werden uns das Leiden, der Tod, die Auferstehung und Himmelfahrt Christi vor Augen geführt.

Mit dem Sonntage nach Christi Himmelfahrt beginnt der dritte Kreis, der Pfingstfestkreis, der uns sichtbar machen will die unendliche Liebe des göttlichen Geistes, welcher uns die Früchte der Erlösung mittheilt und unsere Heiligung durch die Kirche bewerkstelligen will. Im Centrum dieses Kreises steht natürlich das heilige Pfingstfest, dem zehn Tage als weitere und die Vigilie des Pfingstsamstages als nähere Vorfeier vorhergehen, und an das mit der Pfingstoktave sich noch eine lange Reihe von Sonntagen anschließt bis zum Schlusse des Kirchenjahres. Mahnt die Vorfeier an jene Tage, an denen die Apostel und Jünger des Herrn zu Jerusalem auf die Sendung des heiligen Geistes sich vorbereiteten, so sinnbildet uns die Reihe von Sonntagen nach Pfingsten das Wachsthum, die Ausbreitung, das Wirken und die Schicksale der katholischen Kirche bis zum Ende der Welt. Darum tönt am letzten Sonntage nach Pfingsten die schreckliche Weissagung Jesu Christi vom Ende der Welt und vom allgemeinen Gerichte in unsere Ohren. Dieser letzte Sonntag ist der Regel nach immer der vierundzwanzigste; jedoch können nach Pfingsten auch noch mehr, im höchsten Falle siebenundzwanzig Sonntage gezählt werden, dann nämlich, wenn Ostern schon frühzeitig gefeiert worden ist. In diesem Falle werden jene Sonntage, die nach Epiphanie ausgefallen sind, nach dem dreiundzwanzigsten Sonntage nach Pfingsten eingeschaltet und gefeiert. Zum Pfingstfestkreise gehören also, wenn wir ihn noch einmal überschauen: die Tage von Christi-Himmelfahrt

angefangen mit der Vigilie vor Pfingsten, das Pfingst-, Dreifaltigkeits-, Frohnleichnams-, Herz-Jesu-Fest, die Feste des heiligen Johannes des Täufers, der Apostel Petrus und Paulus, der Himmelfahrt und Geburt Mariä, der heiligen Schutzengel, des heiligen Rosenkranzes, der Kirchweih-, Allerheiligen und Allerseelentag.

Ueberblicken wir noch einmal diese drei Festkreise, dann finden wir bewahrheitet, was ich gesagt habe: Das Kirchenjahr führt an unseren Augen vorüber die ganze Religions- ja die Weltgeschichte vom Adam bis zum jüngsten Tage. Das Kirchenjahr ist das durch die Zeiten sich fortsetzende Leben Jesu Christi. Im alten Bunde, den uns die Adventzeit vorstellt, lebt er in der Verheißung, in Weissagungen und Vorbildern, er ist die Erwartung aller Völker; dann tritt er sichtbar auf am Weihnachtsfeste, nimmt zu an Alter, Weisheit und Liebenswürdigkeit und erscheint endlich als Lehrer der Menschen. In der heiligen Fastenzeit tritt er uns gegenüber als Priester, der sich hinopfert für die Sünden der ganzen Welt und als Lamm Gottes verblutet am Kreuze. Damit aber beginnt in seiner Auferstehung sein königliches Amt, das er, wenn auch aufgefahren in den Himmel, fortsetzt in seiner wirklichen und wesentlichen Gegenwart im allerheiligsten Sakramente durch die katholische Kirche bis zum Ende der Welt. So tritt er nach und nach in seinem dreifachen Amte als Lehrer, Priester und Hirt oder König uns gegenüber. Das Kirchenjahr ist sodann die Darstellung der unaussprechlichen Liebe des dreieinigen Gottes; jeder Festkreis verherrlichet die Liebe einer der drei göttlichen Personen. Der Weihnachtskreis gehört dem Vater, der die Welt so sehr geliebt hat, daß er seinen eingebornen, inniggeliebten Sohn für sie hingegeben hat. Der Osterfestkreis gehört dem göttlichen Sohne, der allen Mühen und Leiden sich unterzog, um den beleidigten Vater zu versöhnen und die Welt zu erlösen. Der Pfingstfestkreis gehört dem heiligen Geiste, der sichtbar auf die Erde herabgekommen ist und fortan in der katholischen Kirche wirkt an der Heiligung aller Menschen. Und dieser heilige Geist ist offenbar auch der Schöpfer und Ordner des katholischen Kirchenjahres, das in seiner Einrichtung, seinen Geheimnissen, Festen, Ceremonien und Segnungen unerschöpflich und unerklärbar ist, das, wie die Geschichte der Heiligen bezeugt, auch gefeiert wird im Himmel. Ja, auch dort wiederholt sich jährlich Weihnachten, Ostern und Pfingsten, und jubelnd wird dort jedes andere Fest gefeiert, das in

die drei großen Festkreise fällt. Wunderbar ist das Kirchenjahr nicht bloß, wenn wir auf die drei göttlichen Personen Rücksicht nehmen, von denen jeder ein Festkreis gehört, sondern auch, wenn wir die drei Haupttugenden betrachten, welche der Mensch zur Seligkeit besitzen muß: Glaube, Hoffnung und Liebe. Jede dieser drei Tugenden ist in einem eigenen Feste verkörpert. Den Glauben stellt uns Weihnachten dar; denn mit Christi Ankunft auf Erden schwand die entsetzliche Abgötterei. An Ostern feiert die Hoffnung ihren Triumph; denn der Auferstandene eröffnet die Aussicht auf ein ewiges Leben, und Pfingsten ist das Fest der Liebe, deren Repräsentant der heilige Geist ist, der vom Vater und Sohne zugleich ausgeht. Die drei Festkreise harmoniren sodann auch mit der Natur, und die drei Hauptfeste werden jedes gerade in jener Jahreszeit gefeiert, zu der sie passen. Wenn die Nacht die längste Herrschaft erreicht hat, wenn die Sonne sich wieder uns zuwendet, und der Tag zu wachsen beginnt, da fällt Weihnachten, da feiern wir die Geburt des Herrn, mit der die lange Nacht der Sünde gebrochen worden, und die Sonne der Wahrheit sich wieder uns zugewendet und durch das Licht des Glaubens allmählich die ganze Welt wieder erleuchtet und erwärmt hat. Wenn milde Lüfte wehen und die Sonne des Schnee's und Eises Fesseln gebrochen hat: wenn neues Leben sich regt auf Berg und Thal, in Flur und Wald, dann fällt Ostern, feiern wir die Auferstehung des Herrn, mit der wieder Leben in die Menschheit gekommen ist und alle Hoffnungen zu grünen begonnen haben. Wenn bereits der Sommer nahen will, wenn Alles keimt und sproßt, blüht und singt, summt und schwirrt: wenn in der Natur das üppigste und triebkräftigste Leben sich ertfaltet, dann fällt Pfingsten, feiern wir die Sendung des heiligen Geistes, der mit seinem Gnadenstrome Alles befruchten und die dürrsten Herzen beleben und mit himmlischen Gütern, mit Tugenden aller Art überschütten kann. Die drei Feste: Weihnachten, Ostern und Pfingsten müssen gerade zu der Zeit gefeiert werden, in der wir sie wirklich feiern; denn gerade da stehen sie im vollen Einklange mit der Natur.

Schauen wir uns das Kirchenjahr noch einmal an, dann finden wir in demselben auch dargestellt die vier Stufen des menschlichen Lebens. Oder ist nicht Weihnachten das Fest des Kindes, das mit seligem Blicke hinschaut auf das göttliche Kind und sich erfreut an den Gaben, welche es ihm bescheert hat? Und Ostern mit

seinen schwellenden Knospen und grünenden Auen sinnbildet es nicht den Jüngling, der mit reichen Anlagen und großen Aussichten eintritt in das Leben? Pfingsten mit seinem Blüthenschmucke, mit seinem mannigfachen, entwickelten Leben, erinnert es nicht an den Mann, der dasteht in voller Lebensfülle und vielseitiger Thätigkeit? Und wenn endlich Allerheiligen gefeiert wird in Mitte einer ersterbenden Natur, wer denkt da, wenn alle Bäume blätterlos, alle Auen blumenleer, alle Aecker ohne Früchte stehen, nicht an den Greis, dem alle Erdenfreuden und alle Erdenlust hingeschwunden ist und der vor sich nichts hat als das unvermeidliche Grab? — Welch eine Fülle von Geist und Leben breitet sich aus, wenn du so das kirchliche Jahr betrachtest, wenn du erst näher beschauest die einzelnen Theile desselben, die einzelnen Tage sogar, deren keiner leer und öde vor dir steht, von denen jeder durch das Gedächtniß eines Heiligen oder eines Geheimnisses belebt ist. O Katholik! wie mußt du dich freuen, der katholischen Kirche anzugehören, wenn du das katholische Kirchenjahr betrachtest, das dir nur Segen und Heiligung bringt, wenn du willst!

Willst du aber diesen Segen und diese Heiligung, dann mußt du das katholische Kirchenjahr, besonders die Feste des Herrn und seiner Heiligen mitfeiern, ja mitleben, indem du eindringst in den Geist dieser Feste, indem du in deinem Herzen erwägst die heiligen Geheimnisse und die Tugendbeispiele, welche sie dir vor Augen stellen, indem du aufnimmst die Gnaden, welche sie dir bieten, und dich bestrebst, immer ähnlicher zu werden Christus und seinen Heiligen, zu denken, zu reden, zu handeln, wie sie gedacht, geredet und gehandelt haben. Das Alles wird aber nur geschehen unter einer zweifachen Bedingung, wenn du nämlich die heiligen Zeiten gebrauchest zum wiederholten Empfange der heiligen Sakramente und besonders, wenn du regelmäßig dem Pfarrgottesdienste beiwohnest. Ohne öfteren Empfang der heiligen Sakramente gehen alle Gnaden der heiligen Feste und Zeiten spurlos vorüber, und ohne die Theilnahme am Pfarrgottesdienste und besonders an der mit demselben verbundenen Predigt bleibt dir das Kirchenjahr ein verschlossenes Buch. Da ist dir dann der Ostertag so gleichgiltig wie jeder einfache Wochentag mit der einzigen Ausnahme, daß du dich besser kleidest und reichlicher speisest, als sonst. Von der feierlichen Stimmung, von der heiligen Freude, die so ein Fest in dir erzeugen soll, empfindest du Nichts. Das wird dir nur dann klar,

wenn du die Predigt gehört und die heiligen Sakramente empfangen hast. Was muß aber dann erst mit einem Menschen sein, der an den gottgeweihten Tagen, selbst an den höchsten Festen nicht einmal in eine Kirche kommt? Er lebt wie das Thier, er unterscheidet sich kaum von dem vernunftlosen Geschöpfe.

Doch lassen wir das und fragen wir uns: Wie steht es bei uns selbst um die Feier des Kirchenjahres? haben wir es mitgelebt? Wir stehen bei Allerseelen; ist der Geist dieser Zeit in uns vorhanden? Sind wir gerüstet für die Ewigkeit? losgeschält von aller irdischen Anhänglichkeit? Stehen wir in Gemeinschaft mit den Heiligen im Himmel und mit den Seelen im Fegfeuer? Wie traurig wäre es, wenn du weder Aussicht auf den Himmel hättest noch mit der Furcht vor dem Fegfeuer dich begnügen dürftest? Dann stehst du nicht in der Allerseelenzeit, dann hat bei dir noch nicht einmal der Advent begonnen. Bereite dich für denselben vor und beginne ihn ernstlich, wenn in einigen Wochen die Kirche mit demselben ein neues Jahr anfängt. Schreite dann mit ihr vorwärts von Fest zu Fest, damit deine Heiligung vollendet werde, ehe du aus dem kirchlichen Jahre hinübertrittst in den unendlichen Kreis der Ewigkeit. Amen.

Vierte Predigt.

Begriff der Sünde.

„Habe Geduld mit mir und ich will dir Alles erstatten!" Matth. 18, 26.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

Noch ehe wir, die schuldbeladenen Knechte vor Gott, unserm unbeschränkten Herrn, uns auf die Knie geworfen und Nachsicht und Barmherzigkeit von ihm verlangt haben, ist er selbst, viel gütiger als der Herr im Evangelium, uns zuvorgekommen und hat uns die Nachlassung unserer zahlreichen Sünden verheißen auf die einzige Bedingung hin, daß wir von einer vierwöchentlichen Gnadenzeit den rechten Gebrauch machen durch den reumüthigen und würdigen Empfang der heiligen Sakramente und durch Gewinnung des Jubelablasses. Es geschah gestern zum vierten Male in diesem Jahrzehnt, daß die Glocken in hellen, feierlichen Schlägen die Botschaft hinaustrugen über alle Gauen unserer Diözese, über alle Länder der katholischen Welt, die Botschaft, daß alle Schranken zwischen Gott und dem Menschen fallen sollen, daß die Lösegewalt sich erweitert habe, und daß die Barmherzigkeit der Gerechtigkeit das Scepter abgenommen habe. Mag es in andern Dingen wahr sein, daß die häufige Wiederkehr einer Sache das Interesse an derselben schwächt und gleichgiltig macht, — für die Wiederkehr eines Jubiläums gilt dieß nicht; denn es gibt allzeit Sünder, die der Gnade bedürfen, weil sie dieselbe entweder nie gewonnen oder längst wieder verloren haben; gar Manche hätten Ursache Jahr um Jahr ein Jubiläum sich zu erbitten, weil ihre Schulden stets neu und gar oft um mehr als zehntausend Talente angewachsen sind. Aber auch abgesehen davon und

angenommen, daß Alle, die sich früher zu Gott gewendet, auch in Vereinigung mit ihm geblieben sind, — wer wird nicht einsehen, daß diese wiederholten Gnadenfristen hindeuten auf eine strenge Rechenschaft, die vielleicht schon bald von uns gefordert werden soll, auf eine finstere Zeit, in der nicht mehr gewirkt werden kann; wer wird nicht ahnen, daß es gilt sich zu rüsten und im Glauben und in der Liebe sich zu festigen für einen Kampf, der vielleicht die Cedern Libanons zum Sturze bringen kann? Je länger der Sonnenblick des Glückes auf dir ruht, um so schwerer sind die Stürme, um so überraschender die Schläge der Leiden, die darauf folgen werden. Wir haben demnach insgesammt Ursache, die ausgestreckte Hand des Herrn zu erfassen und gemeinsam in der offenen Schatzkammer der heiligen Kirche uns Vorräthe zu holen für die Zukunft. Davon bin ich so fest überzeugt, daß ich nichts Angelegentlicheres zu thun habe, als auch euch diese Ueberzeugung zu verschaffen. Um dieß zu erreichen, will ich innerhalb dieser Zeit vom größten Uebel reden, das es auf Erden gibt und jetzt entfernt werden soll, — von der **Sünde.** Ich will euch die Krankheit schildern, während andere Vorträge an den Nachmittagen euch sagen werden, wie sie gehoben wird. Wir fangen heute sogleich damit an, daß wir den Begriff der Sünde und die Unterscheidung derselben betrachten.

Möge uns da beistehen die allerreinste Jungfrau und die unbefleckte Mutter Maria!"

Es ist unter euch wohl Niemand, der mir nicht alsogleich, wenn ich die Frage aufwerfe: Was ist die Sünde? — zur Antwort gibt: Die Sünde ist die freiwillige Uebertretung des göttlichen Gesetzes; deßungeachtet dürfte aber dennoch eine nähere Erklärung dieses Begriffes nicht überflüssig sein. Vor Allem sind es aber zwei Worte, die wir zu untersuchen haben, nämlich was unter dem göttlichen Gesetze zu verstehen ist, und wann eine Uebertretung freiwillig genannt werden muß. Da antworte ich nun auf den ersten Punkt: Göttliches Gesetz sind alle jene Gebote und Verbote, die Gott zu unserm Heile entweder selbst oder durch Andere, durch seine Stellvertreter gegeben hat. Man möchte mir da vielleicht einwenden und sagen: Als göttliches Gesetz erkenne ich nur die zehn Gebote an, und daß die Verletzung derselben eine Sünde sei, das will ich gerne zugeben, weil hier gegen den ausdrücklichen Willen Gottes gehandelt wird. Dagegen erachte ich

aber die Uebertretung der Kirchengebote als keine Sünde, weil diese nicht von Gott, sondern von den Menschen gegeben sind. Dieser Einwurf ist aber bereits abgeschnitten durch die Erklärung, die ich eben erst vom göttlichen Gesetze gegeben habe. Allerdings sind dem Buchstaben nach nur die zehn Gebote göttliches Gesetz; allein dem Geiste nach gehören dennoch auch alle Gebote der Kirche und alle gerechten Verordnungen der weltlichen Obrigkeit hieher; denn Kirche und Staat, kurz jede rechtmäßige Gewalt, vom Statthalter Christi angefangen bis zum einfachsten Priester herab und vom Kaiser bis zum ärmsten Familienvater oder Dienstherrn hinunter sind Stellvertreter Gottes. Der Gehorsam, den wir Gott unmittelbar schuldig sind, muß darum auch denen geleistet werden, die an Gottes Statt gestellt sind. Ob der König mit eigener Hand einen Befehl ausfertigt oder ob er dieß durch seine Minister geschehen läßt, das ist ganz und gar dasselbe, und derjenige, welcher sich den Anordnungen des Beamten widersetzt, ist ebenso strafbar wie der, welcher der königlichen Auctorität ins Angesicht getrotzt hat. In diesem Sinne hat deßhalb schon der göttliche Heiland gesagt: „Wer die Kirche nicht hört, der sei dir wie ein Heide und öffentlicher Sünder“, — Worte, in denen offenbar und unstreitig ausgesprochen ist, daß ein solcher Mensch Gott beleidiget und keinen Antheil an ihm hat wegen dieser Sünde, ebensowenig wie ein ungläubiger Heide und gottloser Zöllner. In diesem Sinne nennt der heilige Paulus die Obrigkeit „Gottesdienerin, die das Schwert nicht umsonst trägt;“ in diesem Sinne gebietet der Apostelfürst „den Dienstboten, daß sie unterthan sein sollen mit aller Ehrfurcht ihren Herren, nicht nur den guten und sanften, sondern auch den launenhaften“ (1. Pet. 2, 18). Da es, wie der Völkerapostel im Briefe an die Römer (13, 1 u. 2) schreibt, „keine Gewalt gibt außer von Gott, und somit jede, die besteht, von Gott angeordnet ist,“ da der, welcher sich der obrigkeitlichen Gewalt widersetzt, der Anordnung Gottes Widerstand leistet und darum sich die ewige Verdammniß zuzieht, so folgt daraus, daß auch die Gebote der Kirche, die Gesetze des Staates, die Befehle der Eltern und Dienstherrschaften, überhaupt aller Vorgesetzten, solange diese nichts Sündhaftes gebieten, mit unter das göttliche Gesetz fallen und daß ihre Uebertretung Sünde ist. Liegen sie ja insgesammt in den Geboten Gottes begründet. Oder heißt denn nicht das vierte Gebot: „Du sollst Vater und Mutter ehren?“ und verlangt denn dieses Gebot nicht Gehorsam

gegen die Befehle der Vorgesetzten? Oder sollte wohl der Ungehorsam mit der Ehrfurcht gegen dieselben bestehen können? Wo ist Jemand, der es nicht als Verachtung ansieht, wenn man gegen seine Wünsche und Forderungen taub ist? Wenn es also wahr ist, daß das vierte Gebot von Gott stammt, wenn es ferner wahr ist, daß es die Pflichten gegen die Vorgesetzten, nicht bloß gegen die Eltern, sondern gegen alle geistlichen und weltlichen Obern in sich schließt, dann fordert es auch den Gehorsam und macht jede Widerspenstigkeit und jeden Ungehorsam zur Sünde. Wer die Gebote der Kirche nicht achtet, wer sich über die Anordnungen der Obrigkeit, über die Befehle der Eltern und Dienstherren wegsetzt, der übertritt auch das von Gott selber gegebene Gesetz, indem er gegen das vierte Gebot sündiget.

Nachdem wir über den Umfang des göttlichen Gesetzes uns verständiget haben, erhebt sich die Frage: In wieweit verpflichtet uns dasselbe? Was die irdische Gerechtigkeit anlangt, so begnügt sich dieselbe, wenn nur keine äußerliche Verletzung ihrer Gebote begangen wird; auf die Gesinnung des Herzens sieht sie nicht mehr. Wer nicht stiehlt, wer nicht tödtet, wer nicht betrügt, der hat auch kein strafwürdiges Verbrechen begangen, wenn er innerlich gleichwohl von der größten Begierde nach fremdem Gute sich getrieben fühlt, gleichwohl von einem unauslöschlichen Hasse glüht und Tag und Nacht auf Uebervortheilung und ungerechten Gewinn sinnt. Wer sich nur in Acht nimmt, seine Gelüste nicht hervortreten zu lassen und in's Werk zu setzen, der kann noch als guter Unterthan und rechtschaffener Mann gelten. Doch das ist er nicht mehr vor Gott; denn dieser verlangt Gehorsam nicht bloß im Werke, sondern auch im Herzen. Das göttliche Gesetz verpflichtet dich nicht bloß alle Handlungen und Reden, sondern auch alle Gedanken und Wünsche, die einem Gebote zuwiderlaufen, zurückzuhalten. Deßhalb kann man sündigen mit Gedanken, Wünschen oder Begierden, Worten und Werken, der anständigste Mann nach Außen kann ein großer Sünder sein nach Innen, weil als Sünde gilt auch das, was man nicht sieht und nicht erfährt, was aber dem allsehenden Auge Gottes bekannt ist. Das göttliche Gesetz ist aber entweder bejahend oder verneinend, d. h. es gebietet oder es verbietet, es verlangt, daß Etwas geschehe oder daß etwas unterbleibe: Du sollst dieß thun oder du sollst es nicht thun. Demnach sündigt man nicht bloß durch Ausübung des Verbotenen, sondern auch durch Unterlassung

des Gebotenen. Dieß bitte ich euch besonders zu beherzigen; denn die Erfahrung lehrt, daß eine große Zahl von Menschen zwar das Böse, das sie gethan, als Sünde betrachten, nicht aber das Gute, das sie unterlassen haben, so daß sie gleichsam nur die Hälfte ihrer Gesetzesübertretungen als Sünde anerkennen.

Wir gehen nun zur Erklärung des zweiten Wortes über. Freiwillig, haben wir gesagt, muß das göttliche Gesetz übertreten werden; denn sonst wird die Sünde nicht zugerechnet. Freiwillig aber ist die Uebertretung, wenn ich das göttliche Gesetz kenne und dennoch zu einer Handlung mich entschließe, die ihm entgegenläuft. Wir haben also hier zwei Punkte: Kenntniß des Gebotes oder Verbotes und freie Entschließung des Willens. Wenn ein Kind, das den Vernunftgebrauch noch nicht erlangt hat, eine sündhafte Handlung begeht, wenn es nach Vater oder Mutter schlägt, so ist zwar sein Benehmen nicht recht, aber es hat keine Sünde begangen, weil es das vierte Gebot noch nicht kennt, wodurch solches ihm verboten ist. Wenn ein Wahnsinniger Jemanden beschädiget oder ermordet, so kann man ihm das nicht als Sünde anrechnen, weil ihm die Vernunft, die klare Ueberlegung des Verstandes fehlt. Vernunftlose Wesen können also nicht sündigen. Wie aus Unvernunft so kann die Kenntniß des Gesetzes auch mangeln aus Unwissenheit. Du hast Etwas gethan; aber es ist dir dabei gar nicht in den Sinn gekommen, daß es eine Sünde sein konnte, und aufmerksam gemacht, sagst du: Ja das habe ich nicht gewußt. daß dieß verboten ist. Mußt du nun dafür einst Rechenschaft geben? — Nein; denn unwissentlich kann man nicht sündigen. So? denkt da vielleicht Mancher, das höre ich gerne und damit kann ich einen großen Stein vom Herzen wälzen. Ich bin im Laufe der Zeit auf allerlei aufmerksam geworden, was ich noch nie gebeichtet habe, weil ich es für keine Sünde hielt. Da kann ich jetzt doch ruhig sein; denn jetzt hab ich es von der Kanzel herab gehört, daß man unwissentlich nicht sündigt. — Guter Freund, ich wünsche, daß du Recht hast und in Wahrheit dich beruhigen kannst; aber vorher mußt du mich noch weiter hören. Nicht jede Unwissenheit entschuldiget; denn es gibt auch eine sündhafte Unwissenheit. Bist du fleißig zur Schule gegangen? Hast du dort die Erlernung des Katechismus und die aufmerksame Beiwohnung des religiösen Unterrichtes dir angelegen sein lassen? Und wenn nicht, hast du später das Versäumte nachgeholt? Hast du, so oft es sein

konnte, das Wort Gottes angehört und überdacht? in christlichen Büchern Aufklärung und Belehrung gesucht? Gewiß wärest du auf die Sündhaftigkeit deiner Handlungsweise aufmerksam geworden, wenn du nicht so träge im Schulbesuche, so gleichgültig gegen religiösen Unterricht gewesen wärest und die Anhörung des göttlichen Wortes entweder ganz vernachlässiget oder zum größten Theile verschlafen hättest. Es ist deine Schuld, wenn du unwissend geblieben bist und darum mußt du auch für die Sünden deiner Unwissenheit einstehen. Es gibt übrigens noch eine andere Belehrung durch eine natürliche Stimme, wodurch die meisten Sünden der Unwissenheit unentschuldbar werden. Sieh, du hast das Gesetz in dir selber, von Jugend an ist es dir ins Herz geschrieben, und das Gewissen hat dir Zeugniß gegeben. Hat sich, als du angeblich unwissend gesündiget hast, in dir nichts geregt, hat nicht eine geheime Stimme dir abgerathen, sind nicht Zweifel in dir aufgewacht? O das Gewissen regt sich bald und sagt es dem Kinde schon, wenn es Böses thut. Lange vorher, ehe es die Gebote auswendig hersagen kann und versteht, weiß es auch schon, daß unsittliche und schamlose Dinge eine Sünde sind. Oder warum versteckt es sich denn, weßhalb meidet es das Auge der Menschen und seiner Eltern? warum leugnet es, wenn es befragt wird? Seht das Gewissen hat ihm Kenntniß vom Gesetze gegeben und darum hat es eine Sünde auf sich, wenn es gegen das Gewissen gehandelt hat. Wenn aber schon das Kind durch diese innere Stimme gemahnt wird, um so mehr wird das bei dir geschehen sein in reiferen Jahren! Kannst du nun behaupten, daß deine Unwissenheit eine unverschuldete war, daß auch dein Gewissen sich nicht geregt hat, — dann, ja dann magst du dich beruhigen, du hast keine Sünde begangen.

Zur Kenntniß des Gesetzes gehört nothwendig noch die freie Entschließung des Willens. Was du nicht willst, wozu man dich gezwungen hat, das kann dir auch nicht auf die Seele fallen. Du weißt, daß man an Freitagen kein Fleisch essen darf; allein du genießest dasselbe, ohne daran zu denken, daß Freitag ist. Offenbar ist das gegen deinen Willen geschehen und somit keine Sünde, vorausgesetzt, daß du nicht während des Genusses aufmerksam geworden bist. Hättest du auch dann noch fortgefahren, dann würdest du einer Sünde schuldig sein. Es steigen in dir mancherlei böse Gedanken auf, es mischen sich in deine Gebete allerlei Zerstreuungen; aber du suchst sie zu beseitigen und zu unterdrücken und hast keine Sünde,

weil der Wille dazu fehlt. Du hast ein Gewehr, gehst damit auch vorsichtig um; allein durch einen Zufall geht es los, und dein Freund röchelt, von deiner Schießwaffe getroffen, in seinem Blute. Du bist ohne Sünde, weil du den Tod deines Freundes nicht gewollt hast. Man ist bei den Verfolgungen der Christen soweit gegangen, daß man sie zu den Standbildern der heidnischen Götzen schleppte, ihnen Weihrauch in die Hand drückte, dieselbe dann über einem Kohlenbecken ihnen mit Gewalt öffnetr, um den Weihreich auf die Gluth fallen zu lassen. Haben diese Christen den Frevel der Glaubensverleugnung begangen? Gewiß nicht, weil ihnen der freie Wille fehlte. Der allein ist es, wodurch die Sünde Eigenthum des Menschen wird.

Gottlob, denkt da wieder Einer, das ist Wasser auf meine Mühle; denn unfreiwillig ist jedesmal der Zustand der Trunkenheit gewesen, indem ich mich so oft befunden habe. Ich bin ja jederzeit ins Gasthaus gegangen mit dem festen Vorsatze, mich nicht zu betrinken; allein durch den Reiz der Gesellschaft angelockt bin ich wider Willen sitzen geblieben, und es ist mir ergangen, wie dem Noah, der die Kraft des Weines erst kannte, nachdem er durch dieselbe überwunden war. So? also deine Schlemmereien, deine Trunkenheit ist unfreiwillig gewesen? unfreiwillig, wenn du alle Samstage und Feiertage vernunftlos heimgekommen bist! Du weißt also nicht, was deine Hausthiere wissen, daß man zu trinken aufhören soll, wenn der Durst gelöscht ist? Da gratulire ich dir zu deiner Weisheit. Und wenn es schon öfter geschah, daß du betrunken das Gasthaus verlassen hast, warum gehst du immer wieder hin, gesellst dich stets wieder zu deinen lockeren Zechbrüdern? Wer zwingt dich dazu? wer legt dir Gewalt an? Die angenehme Gesellschaft, die Unterhaltung, das Zureden deiner leichtfertigen Kameraden hat die Freiheit deines Willens nicht aufgehoben, und du bleibst ein verstockter und heilloser Gewohnheitssünder. Und das gilt auch für dich du ausschweifende Person, die du tausend Ausreden suchst, um deine freie Einwilligung wegzuleugnen. Sag immerhin: Mir ist dieß Lasterleben selbst ein Greuel; allein ich kann nicht anders, denn ich muß die Wuth meines Verführers fürchten, der mir die schrecklichsten Drohungen gemacht hat, wenn ich den Umgang mit ihm aufhebe; ich kann nicht anders; denn sonst bleibe ich ohne Hoffnung auf Versorgung; sag immerhin: Ich bin überredet worden, mir ward Gewalt angethan — deine Sünde wird sammt

deinem freien Willen einst gewogen werden. Du mußt die Rache deines Sündengenossen fürchten; aber die Rache Gottes ist noch schrecklicher, und du weißt doch, daß man Gott mehr fürchten soll, als die Menschen, und lieber das Leben verlieren soll, als eine Sünde begehen. Du hast sonst keine Hoffnung auf Versorgung; aber du gibst die Hoffnung auf dein ewiges Heil hin. Du bist überredet worden; aber warum hast du nicht mehr auf die Stimme Gottes gehört, als auf die des Verführers. Du bist vergewaltiget worden; aber warum hast du dich in die Höhle des Löwen begeben, warum hast du die sündhaften Gelegenheiten nicht gemieden, warum dich nicht vertheidiget? Deine freie Wahl ist durch Furcht und Hoffnung, durch die Ueberredung und die selbst aufgesuchte Gewalt nicht aufgehoben worden; ja du hast frei gewählt, da du den irdischen Gewinn dem ewigen vorzogst und ein kleineres Uebel mehr gefürchtet hast, als das größte. Von einer unfreiwilligen Handlung kann also nur da die Rede sein, wo man entweder gar keine Absicht hatte, sie zu verüben, oder wo eine unvermeidbare und unbezwingbare Gewalt uns angethan worden ist. Furcht, Verblendung und andere zur Sünde ziehenden Umstände können diese zwar mindern, aber nicht aufheben. Daraus geht denn hervor, daß nicht alle Sünden gleich sind, sondern daß zwischen denselben ein Unterschied zu machen ist, den wir gewöhnlich dadurch bezeichnen, daß wir die schweren — Todsünden und die geringeren — läßliche Sünden nennen.

Nicht jedes Gebot verpflichtet gleich schwer, und es ist gewiß ein großer Abstand zwischen einem Meineide und einer Scherzlüge zwischen einer freiwilligen Gebetszerstreuung und der Vernachlässigung des sonntäglichen Gottesdienstes, zwischen einem Todtschlag und einigen Schimpfnamen. Dazu kommen noch die Umstände in Betracht, welche eine Gesetzesübertretung bedeutend erschweren. ja die Gattung einer Sünde völlig verändern können. Es ist gewiß etwas anders, wenn einer heimlich einen andern bestiehlt, und wenn er eine Kirche ausraubt, und wieder etwas Anderes, wenn er mit Gewalt etwas nimmt. Es besteht ein Unterschied zwischen der Sünde, die du mit einer fremden, und zwischen jener, die du mit einer blutsverwandten oder verheiratheten Person begangen hast. Oft schließt auch ein und dieselbe Sünde eine mehrfache Uebertretung in sich. So verletzt der Verleumder das fünfte und achte Gebot zugleich, weil er die Ehre

raubt und lügt; ein Kind, das seine Eltern schlägt, sündiget wider das vierte und fünfte Gebot, weil es die Eltern nicht ehrt und an ihrem Leibe sich vergreift. Die Größe und Schwere eines Gebotes, die Umstände, die mehrfache Uebertretung und endlich noch die Folgen bewirken, daß die eine Sünde weit schwerer ist, als die andere. Ebenso verhält es sich aber auch noch mit der freien Einwilligung. Je genauer du ein Gebot kennst, je freiwilliger und absichtlicher du es verletzest, desto größer ist deine Sünde, die entweder aus Schwachheit oder aus Bosheit begangen ward! Dieser Unterschied zwischen Todsünden und läßlichen Sünden ist klar und deutlich auch in der heiligen Schrift ausgesprochen; denn der göttliche Heiland vergleicht die eine mit einem Balken, die andere mit einem Splitter, die eine mit einem Kameele, die andere mit einer Mücke. „Was siehst du den Splitter im Auge deines Bruders, und den Balken in deinem Auge siehst du nicht? . . Du Heuchler! zieh zuerst den Balken aus deinem Auge, und dann sieh, wie du den Splitter aus deines Bruders Auge ziehen kannst" (Matth. 7, 3—5). „Ihr blinden Wegweiser! die ihr eine Mücke seihet, aber ein Kameel verschlinget" (ebds. 23, 24). Er redet von einem dreifachen Grade des Zornes, von denen der eine des Gerichtes, der andere des hohen Rathes und der dritte des höllischen Feuers schuldig macht. Der heilige Jakobus redet von einer Sünde, welche die Seele tödtet. „Die Sünde, wenn sie vollbracht ist, gebiert den Tod" (Jac. 1, 15) — und in den Sprichwörtern ist vom Gerechten gesagt, daß er siebenmal fällt und doch die Gerechtigkeit nicht verliert. „Siebenmal fällt der Gerechte und steht wieder auf, aber die Gottlosen versinken im Bösen" (Sprichw. 24, 16). Es gibt also Sünden, welche das übernatürliche Leben der Seele rauben, indem sie die heiligmachende Gnade wegnehmen, und diese nennt man Todsünden. Es läßt sich allerdings nicht immer genau angeben, wann die Uebertretung des göttlichen Gesetzes Todsünde genannt werden muß; aber soviel ist gewiß, daß derjenige schwer sündigt, welcher das göttliche Gesetz in einer schweren Sache mit genugsamer Erkenntniß und völliger Einwilligung übertritt. Es ist demnach nicht nöthig, daß man, um schwer zu sündigen, die Ehe breche, raube und morde, Häuser in Brand stecke und andere des Zuchthauses würdige Laster begehe; man kann außerdem noch zahlloser Todsünden sich schuldig machen, besonders in Bezug auf die heilige Reinigkeit, deren Verletzung in Gedanken,

Begierden, Worten, Liedern und Werken stets eine schwere Sünde ist. So lehrt die Kirche in Uebereinstimmung mit allen heiligen Vätern. Die läßliche Sünde dagegen ist zwar auch eine Beleidigung Gottes; allein sie kann leichter erlassen werden, weil sie die Seele nicht tödtet, sondern nur ihre Schönheit trübt. Indem wir das göttliche Gesetz nur in einer geringen Sache und nicht ganz freiwillig übertreten, schlagen wir der Seele gleichsam eine Wunde, während wir derselben den Tod bringen durch eine schwere Sünde. Wie es aber leichter ist, eine Wunde zu heilen, als einen Todten zu erwecken, so ist es auch leichter, von einer läßlichen als von einer Todsünde frei zu werden.

Aber, geliebte Zuhörer, wenn wir auch nur geringer Sünden uns bewußt wären, so wäre doch das schon Grund genug, die heilige Gnadenzeit wohl zu benützen; denn auch die läßliche Sünde zieht uns schwere Strafen zu, die wir durch den Ablaß jetzt abwenden sollen. Indeß, wieviele sind es wohl, die nicht gar mancher schweren Sünde sich anzuklagen haben, die schon lange einen gefräßigen Wurm in sich tragen und vor Scham es vielleicht nicht gewagt haben, offen ihr Uebel darzulegen! Seht, jetzt ist Gelegenheit geboten! Jede, auch die schwerste Sünde, welchen Namen sie immer haben mag, kann erlassen werden; gelöset sind die Hände der Priester, daß sie auch euch Erlösung bringen vom größten Uebel, und wohl Allen, die jetzt vernehmen das friedensreiche Wort: Ich spreche dich los von deinen Sünden im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.

Fünfte Predigt.

Die Menge der Sünden.

„Sie murrten und sprachen, daß er bei einem Sünder eingekehrt wäre." Luk. 19, 7.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

Wer es nicht glaubt, daß Jesus Christus der gute Hirt und gekommen ist, zu suchen und selig zu machen, was verloren war, der gehe hin nach Jericho und vernehme es aus seinem eigenen Munde und überzeuge sich aus seiner eigenen That. Dieser stark anrüchige Sünder, dieser um seiner Betrügereien willen verachtete Zachäus wird nicht nur zur Gnade berufen, sondern auch so berühmt, daß sein Name auf dem Erdenrunde genannt werden wird, so oft ein Gotteshaus eingeweiht oder das Gedächtniß seiner Einweihung gefeiert wird: der Zöllner wird nicht bloß ein Gerechter, sondern auch ein glorreicher Heiliger. Wenn aber Christus gekommen ist, um zu suchen und selig zu machen, was verloren war, wie ist es dann zu deuten, daß immer noch gar große und gottlose Sünder umhergehen, so viele in der Irre und Unglückseligkeit umherwandeln? hat er denn aufgehört, zu suchen und selig zu machen? ist er dieser dornenvollen Mühe überdrüssig geworden seit achtzehnhundert Jahren? O nein, gerade diese Tage des heiligen Jubiläums bestätigen es mit einer unwidersprechlichen Gewißheit, daß er jetzt besonders fleißig umherwandert, überall seine Barmherzigkeit feilbietend; aber mehr als ein Zöllner ist, der kein Verlangen hat, ihn zu sehen, der sogar ihn flieht und meidet, um ja nicht aus dem Schlafe geweckt, aus dem Schmutze gezogen zu werden. Seit acht Tagen hat Abends die Glocke traulich und milden Klanges zum Pfarrgotteshause eingeladen; aber die kommen sollten,

sind weggeblieben; täglich hat er die Gnaden des Jubiläums ausgeboten, allein ganze Stände haben es nicht der Mühe werth gefunden, sein Wort zu hören, — Stände, die gerade mit dem besten Beispiele hätten vorangehen sollen. Doch das thut nichts. Wir predigen euch die Wahrheit; wollt ihr sie nicht hören, dann ist es euer Schaden; wer nicht selig werden will, der hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn er ewig verloren geht. Oder haben jene, die so lau sich erweisen, vielleicht keine Sünde? sind sie rein, daß sie dieser Gnadenzeit entbehren können? Nichts weniger als dieß, und wahrlich sie selber müßten mit der größten Blindheit geschlagen sein, wenn sie einem solchen Wahne sich hingeben würden. Die Sünde, so groß ihr Uebel für den Menschen ist, ist wahrlich keine Seltenheit, sondern findet sich in unnennbarer Zahl auf Erden. Wer daran zweifelt, dem soll dieß heute klar werden; denn ich will ja reden von der **Menge** unserer Uebertretungen, von der **Zahl** unserer Sünden. Vielleicht, daß diese Erwägung uns eifriger macht, vielleicht, daß wir hiedurch den Werth des Jubelablasses besser schätzen lernen. Das gebe uns Gott durch seinen Sohn Jesus Christus und auf die Fürbitte Unserer Lieben Frau.

Wenn ich die heilige Schrift öffne, dann finde ich gar viele Stellen, welche die Menge der Sünden beweisen, die verschiedensten Bilder und Gleichnisse, unter denen sie dargestellt ist. Ich lese da von Sündern, deren Vergehen so zahlreich sind, wie die Sandkörner am Meere, von Frevlern, welche die Laster hineintrinken wie das Wasser; ich höre von Büßern, die zu Gott flehen, daß er sie nicht strafen möge nach der Menge ihrer Missethaten; ich vernehme, daß selbst die Vergehungen der Gerechten noch zahlreich sind. Die heiligen Väter bezeichnen am liebsten den Aussatz als ein Sinnbild der Sünde nicht bloß wegen der Häßlichkeit und schweren Heilung, sondern auch wegen der Unzahl von Wunden und Beulen, womit er den Leib bedeckt. Ja, wer kann sie denn zählen all die Verirrungen, die wir uns haben zu Schulden kommen lassen; wer kann sie nennen die Menge der Sünden als nur der allein, der auch um das Haar weiß, das vom Haupte fällt?

Ja, zahllos ist die Menge unserer Sünden; denn es gibt keine **Kraft der Seele**, die nicht gegen Gott sich aufgelehnt hätte. Unser Gedächtniß, uns verliehen, daß wir die ewigen Wahrheiten ihm einprägen und stets vor Augen haben können, hat schneller und

tiefer jeden bösen Eindruck aufgenommen und vielleicht manche Sünde aus früherer Zeit zurückgerufen, sie erneuert durch die Ergötzung und Freude, die wir beim Andenken an sie, und durch die Begierde, die wir nach ihr empfunden haben. Alle schlechten Reden, alle schmachvollen Lieder, alle entehrenden Schimpfnamen, die wir gehört, hat es treu bewahrt und oft uns wieder vorgehalten, dazu noch die Einbildungskraft erhitzt und aufgestachelt, daß sie mit nichtswürdigen Bildern und Vorstellungen uns umgaukelt und mit fast unwiderstehlicher Begierde zur neuen Sünde reizt. Der Verstand, anstatt auf Vervollkommnung zu denken, wie oft sinnt er auf Mittel und Wege, um zur Sünde zu gelangen, und forscht nach Gelegenheiten, um ungestraft und unentdeckt zu bleiben! Und der Wille, — ist er nicht eine Wetterfahne, die, wenn sie auch dann und wann vom guten Winde sich drehen läßt, doch bald sich kehrt und nach jener Seite schaut, von welcher Sturm und Regen kommen? Könnte er nur oft erreichen, was er mit aller Gluth begehrt, und zur Ausführung bringen, was er fest beschlossen, — es gäbe vielleicht keine Sünde unter der Sonne, deren wir uns nicht anzuklagen hätten. Im Herzen aber ist sie geschehen, wenn auch das Werk unterblieben ist. Forsche einmal nach, beobachte deine Seelenkräfte und du wirst sehen, wie oft du sie auf der Sünde ertappen kannst.

Ihnen kommen aber getreulich zu Hilfe die **Glieder deines Leibes**. Da kann man wahrhaftig auch von uns sagen, was der Prophet vom blutentstellten, geißelzerschlagenen Heilande einst gesprochen: Von der Sohle des Fußes bis zum Scheitel ist nichts Gesundes an ihm. Von der Fußsohle an bis zum Scheitel hat jedes Glied vielleicht schon der Sünde gedient. Das Auge, wie oft hat es aufgeleuchtet im unheimlichen Feuer und in verführerischer Lust, wie oft sich befleckt durch sein Verweilen bei schmutzigen Gegenständen, durch den Trotz, der aus ihm hervorgestrahlt und es fürchtenswerth gemacht hat. Das Ohr, wie hat es gierig gelauscht auf die Schmeichelworte des Verführers, auf die lügenhafte Rede des Verleumders, auf zotenhafte Lieder und Gespräche? Und welch' ein Heer von Sünden hat nicht erst die Zunge begangen? Giftig wie eine Natter hat sie sich eingebissen in die Ehre des Mitbruders, in die Ehre einer Schwester, in die Ehre der Vorgesetzten, Fluch und Hohn, Zwietracht und Feindseligkeit hat sie um sich hergespritzt und eine unheilvolle Drachensaat ist es, die aus schlecht überlegten, boshaften, gotteslästerlichen und lügenhaften

Reden aufgesproßt ist. Und so verhält es sich auch mit der Hand und mit dem Fuße, und welch vernünftiger Mensch möchte es glauben, selbst das Haar muß zur Sünde mitwirken, indem die Eitelkeit und Gefallsucht sich da zu verschanzen weiß. Betrachte Alle deine Glieder, und es muß dir klar werden, daß sie Genossen deiner Sünde waren und vielleicht noch sind. Dieß armselige Fleisch, — wie viel Stunden werden ihm und seiner Pflege gewidmet auf Kosten der Ehre Gottes! Diese gebrechliche Gestalt, welche Mühe wird ihrer Erhaltung und Verschönerung zugewendet auf Kosten der Seele!

Es sind aber die Kräfte unseres Geistes, die Glieder unseres Leibes nicht allein, wodurch unsere Sünden zahllos werden, sondern dazu trägt auch bei die **Zeit.** Je älter wir werden, desto mehr haben wir zu verantworten, weil wir zu jeder Zeit Sünden begehen. Da gibt es kein **Lebensalter,** in dem wir nicht sündigen. Hätte das Kind, das noch in Kissen eingewickelt umhergetragen wird, schon Vernunft, dann müßte auch jener Eigensinn, denn es blicken läßt, jener Zorn, wodurch es zum Schreien seine Zuflucht nimmt, ihm schon angerechnet werden. Wenn es aber zum Vernunftgebrauche gelangt, wird es sich verleugnen und der Sanftmuth sich befleißen? Ihr täuschet euch, vielmehr wird es, je mehr es das Gute und Böse unterscheiden lernt, nur um so öfter für das Böse sich entschließen. Selbst Kinder, so unschuldig sie scheinen mögen, haben schon mit einer Fülle von größeren oder kleineren Sünden sich umgeben: da gibt es allerlei Muthwillen im Hause des Herrn, allerlei Neckerei in der Schule, allerlei Bosheit zu Hause; allerlei Unfrieden mit den Geschwistern, allerlei Ungezogenheit auf der Gasse. Die Gewandtheit im Lügen wird größer, der Hang zum Naschen vermehrt sich, die Eitelkeit schießt immer höher auf, die Sinnlichkeit regt sich da und dort, und es strebt, an Sünden es allmälig und unvermerkt den Erwachsenen gleichzuthun, wenn es dieselben nicht etwa noch übertrifft. Wer die Verirrungen eines Schulkindes zusammenzählen wollte, der hätte eine schwierige und mühevolle Arbeit

Da kommen dann erst die Sünden des Jünglingsalters. Wieviel Trotz und Ungehorsam gegen die Eltern, wieviel Leichtsinn gegen Gott und göttliche Dinge, wieviel Laster von der Begierlichkeit und Genußsucht erzeugt, wieviel Hochmuth gegen Vorgesetzte und gegen das Alter! Die Jugend muß wohl die eigentliche

Sündenzeit sein, denn nimmermehr hätte sonst David gefleht, nimmermehr würde die Kirche am Sterbebette flehen, daß der Herr doch nicht gedenken möge der Vergehungen und Vernachlässigungen der Jugend. Was man aber in der Jugend geübt, das unterläßt man selten oder nie im Alter. Ja tiefer noch graben sich die Wurzeln des Lasters in die Seele ein, üppiger wuchern ihre Blätter, körniger wird ihr Schaft.

Seht ihn an den Mann und Greis, wie er hin wandelt voll des Betruges und der Habsucht, wie er täglich fester an die Erde sich klammert, — nicht mehr der Herr, sondern der Sklave von häßlichen Leidenschaften, die selbst im Ehebruche noch nicht ihre Spitze erreicht haben. Er hat sich einmal verrannt in einem wirren Labyrinth, aus dem er keinen Ausgang findet, weil er den Faden der göttlichen Gnade nicht fassen will, und so ist sein ganzes Thun und Treiben entweder geradezu Sünde oder führt zur Sünde. Wer da sein wüstes und gottloses Herz schauen könnte, wie es der Allwissende sieht, der würde zusammenschaudern ob der Menge seiner Sünden. Und so schleppt er sich hinüber ins Greisenalter, schändend seine grauen Haare, weil auch unter ihnen noch ein Vulkan von Lastern kocht.

Wir haben übrigens nicht nöthig die verschiedenen Lebensalter zu durchmustern, da schon jede **Jahreszeit** reich genug an Sünden ist. Sag mir: Hast du auch nur einen einzigen Winter rein und sündelos verlebt? Die tiefen Schneemassen, die nebelvollen Tage, die eisige Kälte des Decembers, die langen Nächte haben dich nicht abhalten können den Herrn zu beleidigen; du hast vielmehr mit deinen Sünden dich geflüchtet zum wirthsamen und wärmenden Heerde. Bei Gesellschaften, bei nächtlichen, unerlaubten und liederlichen Zusammenkünften, bei Trunk und Spiel hast du wohl vorgesorgt, daß du kein Heiliger wirst. Und ist es dann besser geworden im Frühjahre und im Sommer? Hat nicht da die Flur, der Wald, das Echo deiner Fluchworte, deiner gräßlichen Verwünschungen, deiner höllisch-wüsten Gespräche zurückgegeben? Und die Früchte des Herbstes haben sie nicht deinen Neid hervorgerufen oder deine Hand zum Diebstahle veranlaßt? Wer zweifelt noch, daß jede Quatemberzeit uns genug Sünden abzubüßen gibt? — Aber was rede ich da von den Jahreszeiten, wo jeder **Tag** eine Menge von Sünden bietet, die wir kaum zu überblicken vermögen? Wie viel ist unterblieben, was hätte geschehen sollen, wie viel ist geschehen, was hätte unterbleiben sollen? Da sind es Versäumnisse

im Amte, im Dienste, in der Aufsicht, dort sind es Aufwallungen des Zornes, Gewaltthätigkeiten gegen den Nächsten, wodurch wir gefehlt haben, und unser ganzes Tagewerk ist nicht selten eine Kette von Sünden, die durch nachfolgende noch übertroffen wurden, so daß wir am Ende gestehen müssen, daß wir nicht einmal eine Stunde lang das göttliche Gesetz beobachtet haben. Ja eine Stunde lang! Wie wäre das möglich bei den Gedanken, die uns im Sinne liegen, bei den Worten, mit denen wir uns unterhalten, bei den Personen, mit denen wir zusammenleben und zu verkehren haben? Man sollte doch glauben, daß die heiligen Festzeiten, heilige Tage hievon eine Ausnahme machen; aber nein, so ehrwürdig ein Fest auch immer sein mag, so dringend ein Tag auch zur Buße mahnt, man verkehrt ihn, man benützt ihn zur Durchführung eines unrechten Planes, man gebraucht ihn vielleicht zur Verübung eines Lasters.

Wie aber die Zeit, so trägt auch jeder Ort bei, die Sünde zu vervielfältigen; wohin wir unsere Füße gesetzt haben, da haben wir auch sie hingebracht. Selbst das Haus Gottes, selbst der Tabernakel hat Ursache, uns anzuklagen. Oder was ist unser Erscheinen an heiliger Stätte gar oftmals anderes, als ein geistloses Dareinschauen, und unsere Gebete, was sind sie meist anderes, als gedankenloses Lippenwerk? Und, o wollte Gott, daß es nur das wäre, wodurch wir den Wohnort Gottes zum Schauplatze für unsere Sünden machen! Aber da kommen wir, um uns bewundern zu lassen, aus Lobsucht und Gefallsucht, um zu sehen und gesehen zu werden, vielleicht gar um zusammentreffen mit der Person, die in Leidenschaft dich entzündet hat, da geben wir Andern Aergerniß durch die Ehrfurchtslosigkeit, womit wir gegen heilige Dinge, gegen den Allerheiligsten selbst uns geberden. Das Wort Gottes, das wir vernehmen, und das uns bessern sollte, wird Anlaß, unsere Sünden zu mehren wegen des Tadels, den wir dagegen aussprechen, wegen der Erbitterung, womit wir es lästern, wegen des Hohnes, womit wir es begeifern; die Ermahnungen im Beichtstuhle, statt uns reumüthig zu stimmen, werden um unserer Verkehrtheit willen eine Quelle des Unheils, weil unser Stolz sich gekränkt, unsere Eigenliebe sich verletzt fühlt. Wenn aber das an heiliger Stätte geschieht, was wird es dann außerhalb derselben sein? Du hast als Kind, als Dienstbote, als Hausvater schon in mehreren Häusern, an mehreren Orten längere Zeit dich aufgehalten, allein sei redlich und verschweig es nicht: hast du auch nur

einen dieser Orte rein verlassen? Ich gehe noch weiter! Gibt es nur eine einzige Stelle, einen einzigen Winkel, an dem du nicht, sei es in Gedanken, Worten oder Werken gesündigt hast? Das Wohnzimmer, die Kammer, der Hausboden, der Keller, die Scheune, deine Lagerstätte, kurz alle Räume haben dich schon als Sünder erblickt, sind befleckt worden durch dich, können einst zeugen wider dich. Und begeben wir uns dann hinaus in die freie Natur, suchen wir auf alle Plätze, die du betreten, wo finden wir eine Spanne Erde, auf der du keinen Fehler dir vorzuhalten hast? Unter Sünden hast du deinen Acker gepflügt, unter Sünden den Samen der Erde übergeben, unter Sünden die Aehren geschnitten und gesammelt. Auf Spaziergängen, an Vergnügungsorten, auf dem Kirchwege, auf der Reise, wie oft hast du deinen Gott beleidigt! „Die Sünde," sagt ein frommer Mann, „dringt bis in's einsame Heiligthum und verwüstet zuweilen fast unzugängliche Orte, wohin die Unschuld sonst ihre Zuflucht nahm. Die Einöden sind nicht mehr von ihr frei, sie hat auch in die Wüsteneien ihren Zugang gefunden und auf dem Gipfel des Libanon hat sie die Cedern erschüttert. Sie wagt sich bis an den Altar, sie lagert sich um die Arche und wenn du, o Herr, die Stadt nicht bewachest, so wird es ihr leicht werden, auch die vermeintlich unüberwindlichsten Festungen zu übersteigen, wo der Zugang mit Mauern, Gräben und Bollwerk verschlossen ist. Ueberall, wo man Gott dienen kann, da kann man ihn auch beleidigen" (Tanner II, pag. 15). Auf dem Lande, auf dem Wasser, auf der Höhe und unter der Erde, innerhalb und außerhalb des Hauses, am heiligen und am gemeinen Orte wird gesündiget, und zahllos sind deßhalb die Missethaten, die wir begangen haben.

Um indeß die Menge unserer Sünden einzusehen, ist es nicht nöthig, auf die geistigen und leiblichen Kräfte, auf Zeit und Ort Bedacht zu nehmen; es genügt, wenn wir nur die **Wiederholung** ein und der nämlichen Sünde in's Auge fassen. Es gibt kein Gebot, das du nicht übertreten hast; aber wie oft? Du hast vielleicht die häßliche Gewohnheit, zu fluchen und zwar so oft, als der Zorn dich übermannt. Das geschieht aber täglich und öfter als einmal. Rechne jetzt zusammen, welche Zahl dieß in einem einzigen Jahre gibt; es sind vielleicht wenigstens vierhundert Sünden und in zehn Jahren viertausend. Wenn du nun fluchest vielleicht schon zwanzig, vierzig, fünfzig Jahre, — welch' gräßliche Summe! Wahrhaftig, wenn der Teufel immer dir gehorchen und all die

holen wollte, die du verwünscht hast, dann hätte er Arbeit in Hülle und Fülle, und wäre die Welt jetzt verödet, dann hätte er dich selbst wohl tausendmal schon zur Hölle schleppen müssen. — Du hast dazu vielleicht schon mehrmal Feindschaft genährt gegen den Nächsten, Wochen, Monate, Jahre lang. Solange nun die Feindschaft bestanden hat, hat auch deine Sünde unausgesetzt fortgedauert, jeder Augenblick hat sie gleichsam neu erzeugt und wiederholt, abgesehen davon, daß der Groll sich heftiger geregt hat, wenn von deinem Feinde gesprochen ward, wenn du seiner ansichtig geworden bist; dazu gerechnet die Schimpfnamen, die du ihm gegeben, die Verdächtigungen, die du gegen ihn vorgebracht hast — wieviel Sünden! Du fürchtest auch die Lüge nicht, und es vergeht kein Tag, an dem du nicht aus Scherz oder Verlegenheit die Unwahrheit sprichst und vielleicht noch hoch und theuer beschwörst. Seht, es gibt Menschen, denen die Lüge so geläufig geworden ist, daß sie dieselbe leichter sprechen, als die Wahrheit, die mit ihr sich so vertraut gemacht haben, daß sie fast selbst, wie man sagt, glauben, was sie lügen, und die selbst da, wo sie die Wahrheit sprechen, eine Lüge beimengen müssen. Zählet es, wenn ihr's vermöget, wie oft sie nur in diesem einzigen Stücke sich versündigt haben. Einer, der jedesmal das Fastengebot bricht, der alle Tage einen kleinen Betrug verübt, der täglich durch Ungehorsam sich versündigt, alle Wochen mehreremale das Morgen- und Abendgebet unterläßt, wie zahlreich werden seine Schulden und Versäumnisse! Und vollends erst, wenn einer in das häßlichste und fluchwürdigste Laster hineingeräth, wenn er sich verderben läßt vom Pesthauche der unreinen Luft, wer mag da noch eine Zahl finden, wodurch er die häßlichen Gedanken und Begierden eines solchen Menschen, seine niederträchtigen Reden und seine finsteren Werke ausspricht. Leute, die fast nur unreine Gedanken in sich aufsteigen sehen, in denen das Feuer böser Begierden ohne Unterlaß fortbrennt und durch jeden Blick, durch jedes Wort wieder neu angefacht wird, die keine andere Rede kennen, als eine schlüpfrige und zweideutige, die vielleicht seit Jahren einen unsittlichen Umgang fortgesetzt, die Person des Anstoßes im Hause neben sich gehabt haben, — wie mögen, wie können sie angeben, wie oft sie gesündigt haben! Es sind aber lauter Todsünden, welche der Allwissende bis zur letzten und untersten, bis zur verborgensten und heimlichsten gezählt hat, und die am Tage des Gerichtes mitsammt offenkundig werden.

Dabei haben wir aber noch nicht berücksichtigt, wie deine Sünde sich **fortpflanzt** von einem zum andern, von Geschlecht zu Geschlecht. Die schamlosen Lieder, die du singst, hast du sie selbst gedichtet? Nein, du hast sie nur gehört und gelernt. Aber Einer muß doch ihr Urheber sein, und sie haben soweit sich verbreitet, weil Einer dem Andern sie mitgetheilt hat. Werden nun nicht dem Urheber dieses Liedes alle Sünden zugerechnet, die es veranlaßt hat, und Jedem soviele, als er durch Weiterverbreitung veranlaßt hat? Wieviele Sünden hast du begangen, ohne nur darum zu wissen, ohne es zu ahnen; aber es sind deine Sünden die Folgen deiner Aergernisse; du hast die Ursachen gewollt und so fallen dir auch die Folgen zur Last. Ihr ausschweifenden und unzüchtigen Personen, wisset ihr die Tragweite euerer Laster? Ich will nur ein Beispiel anführen; unsere Taufbücher weisen es nach, daß eine einzige Person Ursache ist, daß jetzt achtundzwanzig Personen leben, die alle dem Laster das Leben zu verdanken haben. Sie, die Urheberin ist vielleicht schon vermodert, aber ihre Laster wuchern noch fort wie üppiges Dorngesträuch, ihre Sünde zählt jetzt bereits die dritte Generation und läßt sich später vielleicht gar nicht mehr weiter verfolgen. Seht, das ist der Fluch der Sünde, daß sie sich verzehnfacht und fortwächst bis zum jüngsten Tage.

Jetzt aber frage ich: Brauchen wir ein Jubiläum und haben wir Grund, es wohl zu nützen? Du bist nicht im Stande, die Menge deiner Sünden zu überblicken, hast die Hälfte davon vergessen oder nicht einmal erkannt. Neben dir sind noch tausend Andere, die es vielleicht noch ärger gemacht haben, als du. Enthielte nur jedes sündhafte Wort ein Stäubchen Gift, — die ganze Luft wäre durch und durch vergiftet, daß kein Mensch sie athmen könnte. Würde aus jeder Sünde nur ein einziger Tropfen Wasser, die Sündfluth wäre nichts gegen die Ueberschwemmung, in der wir Alle untergehen müßten. Würde aus jeder Sünde nur ein ganz kleines Steinchen, — die höchsten Hochgebirge würden zu Maulwurfshügeln im Vergleiche zu den Bergen, welche die Menge unserer Sünden aufthürmen müßten. Wir haben gesündigt auf allerlei Art, zu jeder Zeit, an jedem Orte, durch Wiederholung und Fortpflanzung unserer Vergehen und Verbrechen. Hoch wie die Berge, weit wie das Meer, tief wie der Abgrund ist die Menge unserer Sünden. Aber vernimm es auch und staune, — noch höher, weiter und tiefer ist die göttliche Barmherzigkeit. Der Herr

hat uns rastlose Sünder nicht allein ertragen, er hat nicht bloß ruhig zugesehen, wie armselige Wesen, ein von seiner Hand zusammengefügter und mit dem Odem seines Mundes beseelter Staub ihn zahllos oft beleidiget, sondern er hat dieß Jubiläum geschickt, damit wir, damit die ganze Welt dadurch wieder gereinigt und neu umgestaltet werde. Wie soll ich diese Barmherzigkeit mir vorstellen? Denket euch ein Feuer so groß wie die ganze Erde und so hoch, daß die Flamme bis zum Throne Gottes emporlodert, oder denket euch jenen letzten Tag, an welchem die Welt in einem allgemeinen Brande untergehen wird. Wenn man nun in dieß unermeßliche Feuer, in diesen unabsehbaren Gluthofen eine Handvoll Werch werfen würde, würde es nicht im Augenblicke verzehrt und verschwunden sein? Dieser Gluthofen ist die göttliche Barmherzigkeit und die Hand voll Werch sind deine vielen und unzählbaren Sünden. Wirf sie hinein in's Feuer der göttlichen Barmherzigkeit, und sie werden im Augenblicke getilgt sein! Ja, du mein gütiger Gott, einer solchen Barmherzigkeit kann ich nicht länger mehr Widerstand leisten; jetzt muß ich mich ergeben; Du erbarmungsvolles Herz Jesu Christi, Du hast mich überwunden. Sieh, ich rufe nach Dir; daliegend unter der Wucht meiner Sünden und geschlagen an Leib und Seele strecke ich die sündige Hand aus und flehe: Komm und suche und mache selig, was verloren war. Amen.

Sechste Predigt.

Die Schwere der Sünde.

„Herr, meine Tochter ist eben gestorben; aber komm', leg' ihr die Hand auf, so wird sie leben."
Matth. 9, 18.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

Wäre das Wunder der Todtenerweckung, welches im heutigen Evangelienabschnitte berichtet ist, vor unsern Augen geschehen, wir würden sehr überrascht gewesen sein und die Allmacht Jesu Christi angestaunt haben. Da liegt ein Mägdlein, dessen Regungslosigkeit und Blässe, dessen starre und kalte Glieder allen Zweifel über ihren Tod so sehr ausschließen, daß die wehklagende Schaar nur lacht bei den Worten: das Mägdlein ist nicht todt, sondern es schläft nur. Ja wohl es schläft; aber einen langen Schlaf, der erst endet, wenn die Posaunen zum Gerichte rufen, es schläft und wird die Augen nimmer öffnen bis zum letzten Tage, wenn nicht du, o göttlicher Heiland, es wieder vorher erwecken wirst. Wenn wir nun, völlig überzeugt von ihrem Tode, sehen würden, wie der Herr sie bei der Hand nimmt, und wie sie da plötzlich die Augen aufschlägt, wie ihre Wangen sich röthen, ihr Herz neu zu schlagen beginnt, wie sie sich erhebt und zu reden anfängt, — welch eine Verwunderung müßte sich da unser bemächtigen! Warum aber staunen wir nicht, wenn täglich vor unsern Augen Todtenerweckungen geschehen, die noch größere und ruhmvollere Werke der göttlichen Allmacht sind? Wenn Gott einen Leib wieder belebt, so ist das für ihn nicht schwer, weil er über dem Tode steht und das Leben selber ist; aber wenn er eine Seele aus der Nacht des Grabes und der Finsterniß des geistigen Todes reißt,

dann bedarf er nicht allein seiner ganzen Allmacht, sondern auch der Zustimmung des freien Willens von Seiten des Menschen, und dieß Werk ist unstreitig das größte und herrlicher, als die Erschaffung der ganzen Welt. Wir haben ja gesehen, welche Menge von Sünden zuerst hinweggeschafft werden muß, und wie der menschliche Wille vielleicht hartnäckig sich widersetzt, weil er von der Gelegenheit zur Sünde nicht ablassen, von den Lastern des Geizes und Zornes nicht abstehen will. Ist es für die göttliche Barmherzigkeit gleichwohl etwas Geringes, auch eine Unzahl von Sünden, alle Laster mitsammen zu tilgen, so muß sie sich doch aufgehalten sehen, weil eine Bekanntschaft, ein ungerechtes Gut, ein heimlicher oder offener Groll des Menschenherzens sich bemächtiget hat und der Barmherzigkeit den Zugang verschlossen hält. Vergebens wähnen diejenigen sich von ihren Sünden frei, vergebens suchen sie den Ablaß zu gewinnen, welche nach wie vor das alte Verhältniß unterhalten, das fremde Gut nicht herausgeben, und die Feindschaft nicht ernstlich aufgehoben haben. Um lebendig zu werden, muß ihr Wille dem Willen Gottes nachgeben; denn sonst scheitert an ihnen die ganze Kraft des Allmächtigen. Solche aber mögen noch einmal ernst und tief beherzigen, was ich heute sagen werde. Ich will nämlich darthun die **Schwere der Sünde.** Ich rede da nicht von den vielen Verirrungen unsers Lebens, nein ich nehme nur eine einzige heraus, um sie zu wägen, um ihre Bosheit zu untersuchen. Was ich rede, das gilt nicht von einer bestimmten Zahl von Sünden, nicht von oft wiederholten Gewohnheitslastern, sondern von jeder, von einer einzigen Todsünde.

Ich beginne im Vertrauen auf den Beistand der allmächtigen Gnade, den uns erwirken wolle die Mutter der göttlichen Gnade

---

Als die heilige Maria Magdalena von Pazzis auf dem Sterbebette lag, da rief sie beim Andenken an die Todsünde aus: ich scheide von hinnen, und was ich niemals begreifen konnte, kann ich auch jetzt nicht begreifen, wie es möglich ist, daß ein Mensch eine schwere Sünde begehen kann. Jawohl, du keuscher Engel, du unbefleckte Braut des Herrn, du magst solches nicht begriffen haben; wir aber, die wir der schweren Sünden vielleicht mehr begingen, als wir gute Werke übten, wir begreifen das wohl; nur darin stimmen wir überein, daß wir die Schwere einer solchen Sünde uns gar nicht zu denken und zu erfassen vermögen. Die Todsünde

ist die größte Frechheit, der schmachvollste Undank, die unbegreiflichste Verachtung Gottes und die strafbarste Ruchlosigkeit, die es nur immer geben kann, die sich nur denken läßt. Wir wollen diese Punkte jetzt einfach mit unserem Verstande beleuchten.

Die Todsünde ist die größte Frechheit; denn sie ist eine Beleidigung des Schöpfers durch das Geschöpf. Es gab schon eine Ewigkeit, ehe die Welt wurde, und Gott war in sich unaussprechlich glückselig, ehe eine einzige Creatur ihn anbetete. Doch er wollte, daß auch andere Wesen sich an ihm erfreuen und mit ihm die Seligkeit theilen sollten, und deßhalb schuf er die Welt. Da aber, wo er den Plan faßte, die Welt in's Dasein zu rufen, da hat er auch deiner gedacht, hat er sich vorgenommen, auch dich in's Leben zu rufen. Es gab dortmals von dir noch keine Spur, es bestand noch nicht einmal dein Staub. Gott hätte anstatt deiner sich auch einen andern Menschen denken können, er hätte aus dir auch einen Stein, eine Pflanze, ein Thier machen können. Doch aus reiner Liebe, von Niemanden gezwungen, hat er dich gedacht und im Laufe der Zeit endlich auch wirklich geschaffen. Wie es nun in der freien Willenswahl Gottes gelegen ist, dich in's Leben zu rufen oder nicht, so ist es ihm auch anheimgestellt gewesen, mit dir zu machen, was er wollte, dich zu verwenden nach seiner Willkür. Der Meister kann mit dem Werke, das seine Hand gefertiget hat, thun, was ihm beliebt, er kann es an jeden beliebigen Ort stellen, er kann es auf alle Weise verwenden, er kann es zerschlagen, nachdem es kaum vollendet ist. Solches stand nun auch Gott frei, und nur eines Willensaktes bedurfte es, um dich allsogleich der Vergessenheit zu überantworten, ehe man dich noch gekannt hätte. Du verdankst also Gott deinen Ursprung, deine Erhaltung, deine Stellung im Leben und du bist ihm den unbedingtesten Gehorsam schuldig, weil er dein höchster Herr und Gebieter, weil er dein Schöpfer ist.

Wir haben auf Erden kein Gleichniß, welches das Verhältniß zwischen Schöpfer und Geschöpf bezeichnet, das unsere Abhängigkeit von Gott nur annäherungsweise ausdrücken könnte. Das geringfügigste Werk deiner Hände ist nicht so abhängig von dir, wie du von Gott! Das unbedeutendste Gefäß, das der Töpfer bildet, hat mehr Anspruch auf sein Dasein, weil es nicht etwa erst geschaffen, sondern nur in eine bestimmte Form gebracht wird. Der letzte Sklave, den ein Herr sich gekauft, der unterste Knecht, über

den ein Herr verfügen kann nach Willkür und Laune, der geringste Unterthan, dessen Leben bloß von der Gnade seines Königs abhängt, ist doch noch unabhängiger, als du es bist Gott gegenüber. Der Herr ist nicht der Schöpfer seines Sklaven, seines Knechtes, der König nicht der Schöpfer seiner Unterthanen, der Sklave, der Knecht, der Unterthan, sie alle können bestehen, können leben auch unter einem andern Herrn oder Könige. Es geben also alle diese Gleichnisse uns keine Anschauung von der Abhängigkeit des Menschen von Gott. Nehmen wir aber an, ein Sklave erhebt sich eines Tages und verweigert geradezu den Gehorsam. Der Herr hat ihm nur eine billige Sache aufgetragen, eine leichte Arbeit, wofür er weit größeren Lohn erhalten soll; aber der Sklave spricht: Ich mag nicht und gerade aus Trotz gegen dich werde ich diese Arbeit unterlassen; er verhöhnt seinen Herrn, spottet ihm in's Angesicht und thut das gerade Gegentheil von dem, was ihm aufgetragen, welch' eine Frechheit hat er sich erlaubt, wie kann man das anders bezeichnen, als eine Tollkühnheit, die der Peitsche werth ist? Oder ein Unterthan empört sich gegen seinen König, er tritt mit dreister Stirne vor ihn hin und spricht unter Spott und Hohn: Was frag ich nach dir und deinen Befehlen, was liegt mir an deiner Gunst und Belohnung, was acht ich deine Macht und Gewalt? Sieh', ich übertrete jetzt wissentlich und mit gesunden Sinnen deine Gebote, ja, ich will dich selber anfallen, Hand an deine geheiligte Person selber legen. Wo ist je eine solche Frechheit vorgekommen, wo hat es ein Unterthan gewagt, so dreist zu sprechen und zu handeln? Wo? Muß ich deinem Gedächtnisse nachhelfen? bist nicht du dieser aufrührerische Knecht, dieser vermessene Unterthan gewesen? oder hast du nicht die Arbeit verweigert, den Gehorsam gekündigt, deinen Schöpfer selber gelästert, verhöhnt und verspottet? Als ob Gott nicht dein Schöpfer, als ob er nicht dein Erhalter, als ob er nicht allmächtig wäre, hast du gesagt: befiehl nur, was du willst, ich aber werde thun, was ich will; ich kümmere mich nicht um dich, ich verachte dich, ich bekämpfe dich. Saget, ist das eine Frechheit gewesen oder nicht? Und wenn es eine Frechheit ist, gibt es noch eine größere? Je niedriger der Beleidigende, je höher der Beleidigte steht, je vermessener der Ungehorsam, je gewaltthätiger die Empörung, um so größer ist auch die Frechheit. Nun aber hast du dem höchsten Herrn, deinem Schöpfer, nicht nur Trotz geboten, sondern ihn auch angegriffen, du hast versucht, ihn bei Seite

zu schaffen und zu verletzen, weil du seine Heiligkeit mit einer Sünde angegriffen hast. Einen solchen Ungehorsam, eine solche Kühnheit hast nur du, o Mensch, unter allen andern Geschöpfen dir erlaubt. Wind und Wetter, Tag und Nacht, Regen und Sonnenschein, Blitz und Donner gehorchen dem Herrn, die Thiere gehorchen seinem Winke und dem in sie gelegten Naturtriebe, das riesige Firmament, diese Millionen von Weltkörpern, mit einer Bewegung, die der Blitzeseile gleichkommt, und einem Umfange, den man fast nicht mehr in Zahlen auszudrücken vermag, folgen der ihnen vorgezeichneten Bahn; aber du o Mensch höhnest deinen Schöpfer in Mitte allen anderen Creaturen, die bereit sind, dich zu strafen und zu vernichten.

Doch zu dieser Frechheit tritt auch noch hinzu der schmachvollste Undank. Dein Schöpfer hat dich nicht arm in die Welt gesetzt, sondern dich ausgestattet mit Wohlthaten, die ohne Zahl sind. Da sieh nur deine Augen an, was ist es kostbares um sie! Blind sein, in einer ununterbrochenen Nacht leben, nicht sehen den Glanz der Sterne, das Leuchten der Sonne, die Pracht der Erde, den Farbenwechsel der Blumen und Blüthen, das Antlitz des Vaters und der Mutter, das ist wahrlich ein großes Unglück, und ich gäbe meine Augen nicht hin um den Preis der ganzen Welt. Du hast dann eine Zunge, womit du Freud und Leid aussprechen und mittheilen kannst, was dein Herz bewegt; du hast Ohren, womit du vernimmst den Gesang der Vögel, die Glückwünsche deiner Freunde, die Lehre des Heiles, die Trostworte und Mahnungen deiner Angehörigen und so vieler anderer Leute, die zu deiner Ermunterung, Belehrung oder Erbauung dienen. Wie kunstvoll ist dein Arm, dein Fuß gebaut, so daß du sie nicht bloß bewegen, sondern auch biegen und drehen kannst nach deinem Wunsche und Wohlgefallen. Die Gesundheit, die Kraft deiner Jugend, die Stärke deines Mannesalters, Speise und Trank, Wohnung, Nahrung, Kleidung sind Geschenke deines Gottes. Wieviel hat er alsdann noch geschaffen bloß zu deiner Erheiterung und Freude, wie väterlich allenthalben für dich gesorgt, indem er dir Eltern gab, denen die Liebe zu dir schon im Herzen lag, die dich freudig begrüßten, obwohl du als ein elendes Wesen in der Wiege dalagst, ein Gegenstand reicher Sorgen, vieler Mühen und schlafloser Nächte, wie vorsichtig hat er deine Wege gebahnt, wie weise dich geleitet, wie sorgsam dich beschützt, wie oft dein Leben bewahrt!

Nicht dürftiger aber, als den Leib, hat er auch die Seele ausgerüstet. Sieh, er selber hat dir mitgetheilt vom Odem seines Mundes. Lasset uns, hat er gesprochen, den Menschen machen nach unserem Bilde und Gleichnisse! und so hat er dir denn eine mit Gedächtniß, Verstand und freiem Willen, gleichsam eine dreieinige Seele nach seinem Ebenbilde gegeben, hat sie gewaschen von der Erbmakel in der heiligen Taufe, hat es geordnet, daß sie im allein wahren Glauben erzogen werde, und ihr als Wächter und Begleiter noch einen heiligen Engel an die Seite gestellt. Soweit du zurück denkest, findest du nur Wohlthaten, soweit du schaust nur Geschenke, welche der Herr dir gegeben — mehr dein Vater als dein Gebieter. Du aber, der du alles von ihm empfangen hast, das Brod, daß du issest, die Luft, die du athmest, die Erde, die du trittst, du hast ihn beleidiget, hast ihm mit Undank vergolten. Ja, gerade das, was dir zur Freude und zum Wohle gegeben ward, gerade das hast du gebraucht, ihn zu betrügen; oder denke nur an das, was du letzthin gehört hast, war es nicht das Auge, die Hand, der Fuß, die Zunge, womit du gesündiget hast? war es nicht die Kleidung, die deinen Stolz kund geben, war es nicht Speise und Trank, die von deiner Unmäßigkeit zeugen mußten? Ueberlege es, jede Wohlthat hast du umgewandelt in eine Sünde, jedes Glied mißbraucht und jede Kraft der Seele benützt, den zu schmähen, von dem du sie erhalten hast. Die Sünde ist ja eben nichts anderes als Mißbrauch der zeitlichen Güter, der Kräfte des Leibes und der Seele. Wenn ein Kind es gegen seine Eltern ebenso machen würde, wenn es mit der Hand nach ihnen schlagen, mit dem Fuße nach ihnen stoßen, mit der Zunge sie lästern, mit dem Munde anspeien, mit ihrem Vermögen sie beeinträchtigen, betrüben und höhnen, mit dem Messer, das es vom Vater erhält, nach seiner Brust zielen und überhaupt jede Wohlthat in eine Schmach und Kränkung umwandeln würde, — wahrhaftig, es hätte verdient, aus der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen zu werden. Und sieh, das Alles hast du gethan, so schmachvoll undankbar hast du gegen Gott, deinen ersten und größten Wohlthäter dich benommen. Jemand beleidigen, der uns Böses gethan, verräth ein böses Gemüth; Jemand beleidigen, der uns endlose Wohlthaten erwiesen, verräth ein kaum menschliches Herz; aber die empfangenen Wohlthaten zum Mittel der schwersten Belei-

digungen wählen, das ist nur einem Ungeheuer möglich, und dieß Ungeheuer bist du, o Todsünder.

Die Sünde besteht, wie wir gehört, in der freien Wahl, womit unser Wille sich von Gott weg und zu den Geschöpfen wendet, und darum ist sie auch eine unbegreifliche Verachtung Gottes. Es gibt kein höheres Gut, als Gott; es gibt nichts Edleres, nichts Größeres, Schöneres, Liebenswürdigeres, als ihn, weil ja alle Schönheit, Größe und Liebenswürdigkeit nur ein Ausfluß von ihm ist. Ohne Rücksicht darauf, daß er uns erschaffen, daß er mit Wohlthaten uns überhäuft hat, müßten wir ihn lieben und allen andern Dingen vorziehen, weil er in sich das höchste Gut ist. Was geschieht aber, wenn du sündigest? Sieh, du schiebst ihn bei Seite und machst es wie ein Kind, das einen Edelstein liegen läßt, um dafür nach einem Stück Glas oder Silberpapier zu langen. Was aber ein Kind aus Unverstand thut, das thust du mit Erkenntniß und Ueberlegung. Du weißt es ja, wie hoch Gott zu schätzen ist, und dennoch sagst du: Mir ist mein Kleid lieber, ich liebe das Geld mehr, als ihn, ich ziehe die Wollust ihm weit vor, ich will eher Gott aufgeben, als meine Feindschaft, als die bisherige Gesellschaft, als den verbotenen Umgang. Liebenswürdiger Gott, welchen Dingen mußt du dich nachsetzen lassen, und wie oft giltst gerade du am wenigsten in deiner eigenen Welt! Der eine bringt dich einem Goldstücke zum Preise, der andere opfert dich seiner Trägheit, ein dritter zieht dir ein unvernünftiges Thier vor, ja sogar dem Unflathe, den häßlichsten und schmutzigsten Begierden und Werken, die ohne Ekel nicht einmal gedacht werden können, mußt du nachstehen. Man fühlt Abscheu gegen einen Judas, der seinen Meister um dreißig Silberlinge verhandelte; aber dich verkauft man um noch geringere Summen, um einen flüchtigen Augenblick sinnlicher Lust, um einige Groschen ungerechten Gewinns. Jene gottesmörderischen Juden verlangten die Befreiung des Barabbas und die Kreuzigung Jesu Christi, unsere Christen aber ziehen nicht selten den Teufel und die Werke der Hölle ihrem Gotte und höchsten Gute vor. — Wenn du in einer Gesellschaft bist und man wendet sich von dir ab, um mit ganz niedrigen und schlechten Personen sich zu unterhalten, nimmst du das nicht so hin, als wenn man sagen wollte, daß du gleichsam noch verachtungswürdiger seiest, als jene? Wenn man dir bei der Bewerbung um eine Stelle einen Menschen vorzieht, der weder die erforderlichen Bedingnisse erfüllt, noch die

nöthigen Fähigkeiten besitzt, der an Kenntniß und Alter weit hinter dir steht, — ist das nicht eine empfindliche Kränkung, eine schmerzliche Verachtung? Wenn dein eigenes Kind deinen Todfeind dir vorzieht, wenn es für ihn arbeitet, für ihn duldet, ihm alle seine Kräfte und sein Vermögen schenkt, wie nimmst du das hin? welches Leid und Wehe durchdringt da deine Brust? Nun erkläret euch die Verachtung, die Gott zu Theil wird durch die Sünde. Du hast ihn, das edelste Gut für schlechter gehalten, als die Schlechtigkeit selber; es schämt sich der Mensch oft dessen, was er thun will, und dennoch geschieht es und dennoch thut er es wieder. Als Lucifer sich gegen Gott empörte, da geschah es aus Stolz, indem er sich dem Allerhöchsten gleichstellen wollte. Er als Geschöpf wollte mit ihm gleichen Rang theilen, ohne daß es ihm aber in den Sinn kam, ihn einer erschaffenen Sache nachzusetzen. Deine Verachtung aber, o Mensch, geht soweit, daß du ihn nicht bloß unter dich, sondern auch unter die jammervollsten und schmutzigsten Dinge noch herabwürdigest. War Lucifer strafbar, wird es dann deine Verachtung weniger sein?

Zu Allem, was ich bisher gesagt habe, kommt endlich noch hinzu, daß durch die Sünde alle Leiden und Schmerzen, alle Erniedrigungen und Verhöhnungen, die der göttliche Heiland auf sich genommen hat, daß das kostbare Blut Jesu Christi, sein Tod am Kreuze eitel und fruchtlos gemacht wird. Umsonst ist für den Sünder der Gottmensch unter der größten Verlassenheit gestorben. Wenn du mit vieler Anstrengung in einem Gärtchen Obstbäume gezogen, sie veredelt und im Schweiße deines Angesichtes nach und nach dahin gebracht hast, daß sie bereits Früchte versprechen, aber da kommt ein roher Mensch und schneidet sie in einer Nacht alle ab oder verstümmelt sie so, daß sie verdorren müssen, wie nennst du eine solche That? Nicht, du gibst ihr den Namen der größten Verruchtheit, und es thut dir bitter wehe, daß alle deine Mühe jetzt eitel und verloren ist? Oder sieh, du hast das ganze Jahr hindurch deine Kräfte und deinen Schweiß aufgeboten, um deinen Acker zu bestellen, reich und üppig ist die Saat aufgegangen, zu deiner Freude emporgeschoßt, und schon winken die gefüllten Aehren goldfarbig der Sichel; aber eine ruchlose Hand steckt sie in Brand und in wenigen Augenblicken liegt die Frucht des ganzen Jahres vor dir in Asche und zerstört, — was wirst du dabei empfinden? Oder du hast dein ganzes Leben lang gespart und gesammelt, hast

dir alle Freude und jedes Vergnügen versagt, um deinem Kinde ein ansehnliches Erbe zu hinterlassen, du hast ihm ein prächtiges Haus mit aller Bequemlichkeit und Zierde aufgebaut, so daß es sich darin nur niedersetzen und genießen darf, du hast auf die gute Erziehung dieses Kindes allen Fleiß und bedeutende Summen verwendet; aber sieh, da fällt es einem bösen Kameraden in die Hände, wird in wenigen Monaten zum Bösewichte abgerichtet und es zündet das Haus an, um es mit allen Reichthümern den Flammen preiszugeben. Verloren ist alle Sorgfalt für seine Erziehung, vergebens alle Liebe für seine irdische Wohlfahrt, alle Sparsamkeit für seinen künftigen Reichthum! Ich brauche, ich will das Alles nicht, was du da für mich gethan, für mich dir versagt hast. Muß dir da nicht das Herz brechen ob solcher Ruchlosigkeit? Und doch ist so ein ruchloses Kind fast noch ein Engel im Vergleiche zu dir, wenn du eine Todsünde begehst. Hast du schon bedacht, wieviel dein göttlicher Heiland für dich gethan hat? alle Entsagungen, die er um deinetwillen auf sich genommen, alle Demüthigungen, die er für dich stillschweigend erlitten; alle Gänge, die er gemacht; allen Hunger und Durst, den er erduldet; alle Demuth, die er ertragen; alle Aengsten, die ihm das Blut erpreßt; alle Geißelhiebe, unter denen er zusammenzuckte; alle Wunden, die seinen Leib zerfleischten; alle Faustschläge, unter denen er seufzte; die schwere Kreuzeslast, unter welcher er zusammenbrach; alle Hammerschläge, unter denen er an das Holz geheftet ward; alle Spottreden, unter denen er am Kreuze schmachtete, alle Verlassenheit, in welcher er die dreistündige Finsterniß hinlebte, alle Qual, unter welcher er sprach: Vater, es ist vollbracht! Ja, mein liebevoller Heiland, du hast endlich sehnsuchtsvoll gerufen: Vater, es ist vollbracht. Ach, du hast dich geirrt; es war noch nicht vollbracht; denn sieh, wir sind noch nicht unter deinen Peinigern gewesen, wir wollten dich noch einmal am Kreuze sterben sehen. Wer eine Todsünde begeht, der kreuziget ja, wie der Apostel sagt, den Sohn Gottes auf ein Neues. Und wäre es damit abgethan, würde doch dann dein Leiden uns nützen! Aber nein, vergebens ist all deine Mühe, verschwendet ist dein Blut, fruchtlos sind jene dreiunddreißig Jahre, welche du in der Verbannung, verkannt und verlästert auf Erden zugebracht hast. Wärest du doch im Himmel geblieben, da deine Erlösung für uns eitel ist! Was haben wir es geachtet, daß du zur Erde niederstiegst, in einem Stalle Obdach

suchtest, daß du in einer armen Hütte Menschen unterthan warst, daß du vom Satan selber dich versuchen ließest, daß du im Sonnenbrande hingewandert bist, von ungerechten Richtern dich hast verurtheilen und im Tode noch dein Herz hast durchstechen lassen. Wir wollten ja keine Erlösung, weil wir sie freiwillig und oftmals wieder vereitelt haben. O wer schildert mir die Kränkung, welche durch die Sünde dem liebenswürdigsten Herzen Jesu Christi zugefügt worden ist! Alles hingeben und selbst noch das Leben opfern für Jemanden, der ein solches Opfer nicht nur nicht schätzt, sondern höhnisch zurückweiset, das übersteigt alle Begriffe von Wehmuth und Bitterkeit, die ein Herz nur immer durchdringen können.

Wie unmenschlich, wie furchtbar und boshaft bist du doch, o Todsünde! Und doch keine Seltenheit, wie unsere letzte Betrachtung gezeigt hat. Man kann deine Schwere nicht wägen, deine Bosheit nicht erfassen, und doch bist du so zahllos, daß man darüber sich entsetzen und alle Besinnung verlieren könnte! Gekreuzigter Heiland, sieh uns zu deinen Füßen, beschämt, verwirrt, tiefgebeugt flehen wir um Barmherzigkeit. Reuedurchdrungen bitten wir dich um Verzeihung, inbrünstig küssen wir deine heiligen fünf Wundmale. Endlich, unter dem Kreuze wollen wir zur Besinnung kommen, unter dem Kreuze Buße thun, bis unser Athem stille steht und unsere Seele zum Gerichte kommt, das nach der Menge deiner Erbarmungen und nicht nach der Schwere unserer Sünden ausfallen möge. Amen.

Siebente Predigt.

Die Thorheit der Sünde.

„Als aber die Leute schliefen, kam sein Feind und säete Unkraut mitten unter den Waizen."

Matth. 13, 25.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

Wer es bisher noch nicht bemerkt und erkannt hatte das Unkraut, das der böse Feind in die Seele gesäet hat, das reichlich aufgegangen und vielleicht schon bis zur Zeitigung gelangt ist, dem hat es klar werden sollen in diesen heiligen Tagen und besonders durch die Vorträge über die Sünde. Dieselben haben uns gezeigt, was unter Sünde überhaupt zu verstehen ist, und wann eine Verletzung des göttlichen Gesetzes uns zugerechnet wird, — wir haben das Unkraut kennen gelernt. Aber ach, eine weitere Betrachtung hat uns belehrt, daß es keine geistige und keine leibliche Kraft, keine Zeit und keinen Raum gibt, die wir nicht zur Sünde mißbraucht, an dem wir nicht Gott Hohn gesprochen, — keine Sünde, die wir nicht mehrmals, vielleicht ganze Jahre hindurch wiederholt, oder zu der wir nicht auch Andern Anlaß gegeben hätten: die Unzahl der übetretenen Gebote, die Menge der Wiederholungen, die vielen fremden Sünden, um die wir nicht einmal wissen, die wir aber einst doch verantworten müssen, dies Alles hat uns die schreckliche Masse dieses Unkrautes vor Augen gestellt. Unsere Beschämung hat sich noch mehren müssen, wenn wir die Bosheit und Schwere einer einzigen Todsünde, die Kühnheit, womit wir gegen unsern Schöpfer uns auflehnten, den Undank, womit wir gerade seine Wohlthaten in Beleidigungen verkehrten, die Verachtung, womit wir Gott hinter die Geschöpfe gesetzt, und die Ruchlosigkeit, womit

wir alle Leiden und selbst den Tod unseres liebevollen Heilandes vereitelt haben, wenn wir dieß Alles uns recht vor Augen gestellt haben. Das Unkraut der Sünde hat uns hiedurch recht verhaßt und verabscheuungswürdig werden sollen. Gerade hiedurch haben wir aber dem Ziele zugesteuert, das auch das heilige Jubiläum anstrebt; denn es handelt sich jetzt wahrhaftig nicht bloß darum, daß du die heiligen Sakramente empfängst, die Kirchen besuchest, fastest und einige Kreuzer Almosen gibst, sondern darum, daß du dich gründlich bekehrst, daß du andere Wege einschlägst und ein anderer Mensch wirst, als du bisher gewesen bist. Alles andere ist noch kein Beweis, selbst ein Strom von Thränen, den du geweint hast, bürgt dir nicht, daß du den Ablaß gewonnen hast; aber wenn du dein Leben änderst, wenn du andächtiger im Gebete, eifriger im Besuche der Kirche, fleißiger und genauer in deinem Berufe, verträglicher und sanfter im Umgange mit Anderen wirst, dann magst du Hoffnung schöpfen und des Ablasses dich versichert halten. Die Reue über die Sünde, jetzt und alle Tage deines Lebens, — das also ist die Absicht des heiligen Jubiläums. Dazu möchte ich heute noch einmal beitragen, indem ich die Thorheit der Sünde nachweise. Wer die Sünde nicht bereut, weil sie boshaft ist, der soll sie wenigstens bereuen, weil sie **thöricht** ist. Dieß lege ich aber in zwei Punkten dar, nämlich aus dem, was wir um die Sünde hingegeben und was wir dafür gewinnen. Das Opfer und der Gewinn der Sünde, das sind die zwei Theile unserer Betrachtung. Im Namen Jesu und Maria!

I.

Wenn ein Mensch eines Tages anfangen würde, all sein Geld und seine übrigen Habseligkeiten zum Fenster hinauszuwerfen und dafür Schmutz und Steine zu sammeln und wohl zu verwahren, dann würde man ohne Zweifel über ihn das einstimmige Urtheil vernehmen: Er ist ein Narr geworden. Weil der Mensch immer nach Gewinn trachtet und nie das Werthlose um das Werthvolle eintauschen will, so müßte man mit allem Rechte aus einer derartigen Handlung auf eine Verrücktheit seines Geistes schließen. Wollte man das aber auf die Seele anwenden, wollte man Jeden, der in Bezug auf sein ewiges Heil sich eine solche Verrücktheit zu Schulden kommen läßt, in ein Irrenhaus einsperren, dann gäbe es wirklich nur blutwenige, weeche einem solchen Gefängnisse entrinnen würden. Und doch ist deßwegen die Thorheit nicht geringer, welche

wir durch jede schwere Sünde zu erkennen geben; denn das Gold gibst du hin, um Spreu und Asche zu empfangen.

Wenn du eine schwere Sünde begehst, dann mußt du zu allererst die heiligmachende Gnade opfern. Welchen Werth diese hat, das haben wir vor einem Jahre ungefähr um eben diese Zeit betrachtet. Mit der heiligmachenden Gnade ist der Mensch Alles, ohne sie ist er Nichts; mit ihr wetteifert er mit den Engeln um den Vorrang, und ohne sie steht er auf gleicher Stufe mit den bösen Geistern, nur daß ihm das Urtheil noch nicht gesprochen ist.

Ihr wisset es ja, daß die heiligmachende Gnade uns erhebt zu Gerechten und Heiligen, zu Freunden und Kindern Gottes, zu Gliedern Christi und Erben Gottes. Es gibt auf der Welt keine Stellung, keinen Ehrenplatz, keinen Adel, keine Größe, welche verglichen werden könnte mit dem Range, zu welchem die heiligmachende Gnade uns erhebt. Der vertrauteste Freund des mächtigsten Königs darf doch nur irdischer Freundschaft sich rühmen und muß besorgen, daß ein neidischer Nebenbuhler ihn vielleicht anschwärzt und aus dem Herzen seines Fürsten verdrängt; du aber im Stande der Gnade bist der Busenfreund jenes allgewaltigen Herrschers, dem selbst das Reich der Engelfürsten noch unterthan ist, und der den Elementen Gesetze gibt und die Völker richtet nach seinem Willen, und hast nicht zu befürchten, daß du seine Liebe verlierst durch Verleumdung oder Mißgunst. Der erste Kaisersohn, dem das reichste Diadem und ein unermeßliches Land in Aussicht steht, hat doch nur einen Menschen zu seinem Vater und eine Herrschaft, welche der Tod, die Untreue seiner Unterthanen beschränken können; du aber, im Stande der Gnade, bist ein Sohn des Allerhöchsten und dein Reich ist die Ewigkeit. Und siehe, diese Stelle am Herzen Gottes, diese Aussicht auf ein unbeschreibliches Erbe, diese enge Verbindung mit Christus gibst du hin um eine Todsünde, um einige Fluchworte, um einen Meineid, um ein gebrochenes Gelübde, um eine Entheiligung des Sonntags, um eine Kränkung deiner Eltern und Vorgesetzten, um eine Feindschaft, um eine Verleumdung, um einige unkeusche Gedanken und Worte, um einige Gulden Betrug, um eine Schadenlüge, um einige Bissen Fleisch am Freitage und noch viele andere elende und ekelhafte Dinge. Was würde man denn sagen, wenn ein Königssohn den Adel seiner Geburt, die Hoffnung auf die Thronfolge und überhaupt seine ganze Würde lieber hingeben, als die Trunkenheit, eine schlechte Person, eine gemeine Gesellschaft

meiden wollte? Wenn eine Sünde dir dein ganzes Haus, deine Ehre, deine Aussichten für die Zukunft kosten würde, sag mir, würdest du sie nicht meiden? Dennoch aber reut dich die heiligmachende Gnade nicht, obwohl sie mehr Werth hat, als alle Kronen und Scepter, als alle Güter der Erde mit einander. Du ladest lieber den Zorn Gottes auf dich, du gehst lieber mit beschmutzter und schmachbedeckter Seele umher, als daß du auch nur mit einiger Anstrengung deinen Leidenschaften Einhalt thust. Wenn das noch vernünftig ist, dann muß man die Vernunft im Tollhause suchen.

Mit der heiligmachenden Gnade verlierst du zweitens alle Verdienste. So nennt man die guten Werke, welche du im Stande der Gnade gethan und wodurch du bei Gott dir einen Lohn verdient hast. Magst du nun dein Leben lang in Gottseligkeit und Heiligkeit hingebracht haben, magst du das unschuldigste und gehorsamste Kind, der reinste unbescholtenste Jüngling, der sorgsamste Hausvater gewesen sein — Alles, was du in dieser langen Zeit für den Himmel gethan, gebetet, gelitten hast, ist verloren, wenn du eine Todsünde begehst. Dein ganzes Leben und die heldenmüthigsten Werke während desselben sind eitel, wenn du auf dem Sterbebette eine schwere Sünde begehst, und arm und verdienstlos kommst du zum Gerichte, als ob du nie noch etwas Gutes gethan hättest. Was ich da sage, das ist die Lehre nicht eines einzigen oder mehrerer heiliger Väter, sondern der ganzen Kirche, die dich mit der Ausschließung bedroht, wenn du solches nicht glauben würdest. Was helfen dir nun deine Gebete, deine Wallfahrten, die vielen Jubiläen, deine Almosen, dein Fasten, deine Krankheiten? Sie werden von Gott nicht anerkannt und nicht vergolten, solange du in der Sünde bist. Allerdings leben diese Werke wieder auf wenn du dich bekehrst; aber todt bleiben sie, wenn du sie erst im Stande der Ungnade gewirkt hast. Nehmen wir an, daß, deine ersten Jugendjahre abgerechnet, dein ganzes übriges Leben voll Laster und Gräuel gewesen. Du hast nicht nur von einer Beicht zur andern der alten Sünden dich schuldig gemacht, nicht nur in dem unerlaubten Umgange fortgefahren, sondern auch jederzeit unvollständig gebeichtet und absichtlich verschwiegen. Dann hast du bisher auch nicht ein einziges Verdienst erworben. Ein schlechter Baum kann keine guten Früchte bringen, ein Todsünder also kann keine verdienstlichen Werke verrichten. Wenn du auch oftmals unter freiem Himmel dich hinausgekniet und mit ausgespannten Armen gebetet hast, —

es ist ohne Verdienst für den Himmel gewesen. Wenn du auch oftmal gefastet hast, bis die Sterne am Himmel standen, und wenn deine Hand reichlich Almosen gab, es ist nicht angerechnet im Himmel. Wenn du auch die tausend Mühseligkeiten und Verdrießlichkeiten deines Standes mit Geduld hingenommen und Gott aufgeopfert hast; du wirst hiefür nicht den mindesten Lohn empfangen. Wenn du auch die größten Schenkungen gemacht, mit bloßen Füßen weithin gewallfahrtet, mit schneidenden Geißeln deinen Leib zerfleischt, halbe Tage in der Kirche zugebracht, die halben Nächte im Gebete durchwacht, Arme gekleidet, Hungrige gespeiset hättest; — du hast dich umsonst abgemüht; denn was du in der Todsünde thust, das ist todt und bleibt todt durch alle Zeit und die ganze Ewigkeit. Ist es vernünftig, sich aller Verdienste zu berauben wegen einer Sünde? Wo ist denn der Thor, der in einer einzigen Stunde verpraßt, was er während seines halben Lebens gewonnen hat? oder wo ist der Wahnsinnige, der sich müht und plagt, um gar nichts davon zu haben? Das bist du, o Mensch, in der Todsünde.

Du bringst schon noch ein größeres Opfer; denn du gibst drittens hin deine Seligkeit. Das Menschenherz fühlt einen Drang, ein fortwährendes Verlangen nach Beseligung. Was du ihm auch gibst, es zu befriedigen, es wird dennoch nicht ruhig und alle Reichthümer, alle Ehren, alle Genüsse, die ganze Welt kann es nicht sättigen. Natürlich; denn nur eine ewige Seligkeit entspricht diesem Sehnen, diesem Hunger unserer Seele. Diese ewige Seligkeit nun ist das Ziel deines Lebens, ihre Erringung ist deine Aufgabe, deine Bestimmung. Wie groß nun müssen die Freuden sein, die dort unser harren, wie mannigfaltig der Genuß, der uns bereitet ist, wie unendlich das Glück, von dem unsere Seele satt wird. Wenn schon die Erdenfreude und Erdengröße Manchem so wünschenswerth vorkommt, daß er alle Kräfte anstrengt, um bis zum Gipfel zu gelangen, wie groß muß die Wonne des Himmels sein, die allein zureicht, unser Herz zu stillen, das sonst auf Erden keine Ruhe findet? Ja wahrhaftig so groß, daß selbst der tiefsinnige und reichbegabte Apostel, der sie geschaut und für einen Augenblick gekostet hat, daß selbst St. Paulus sich zu schwach und zu wortarm findet und anstatt aller Schilderungen in die Worte ausbricht: Kein Auge hat es gesehen, kein Ohr hat es gehört und in keines Menschen Herz ist es gedrungen, was Gott denen bereitet, die ihn lieben. Eine Ewigkeit voll Freude und Entzücken ohne das

mindeste Leiden, ohne Furcht und Angst, ohne Trauer und Trennung, der Verkehr mit den lautersten Engeln und den liebenswürdigsten Heiligen, die Gesellschaft der Apostel und Blutzeugen, die Nähe der hochgebenedeiten Königin des Himmels und endlich die Anschauung des dreieinen Gottes, sieh, das ist die Seligkeit, zu welcher du berufen bist. Du aber verzichtest darauf, wenn du Sünde thust und wie ein völlig Wahnsinniger erklärst du: Ich entsage dem Himmel, ich will keinen Theil an seinen ewigen Genüssen haben, wenn ich nur jetzt sündigen kann. O gewiß; ein Mensch, der eine Todsünde begeht, verdient für solche Narrheit mit Ruthen gezüchtiget zu werden solange, bis er wieder nüchtern wird und von seiner Vernunft Gebrauch zu machen beginnt. Wenn man's klar ins Auge faßt, dann muß man auch sagen, daß kein Betrunkener, kein Blödsinniger, kein Rasender so toll handelt und so einfältige Streiche macht, wie der Todsünder; denn er allein gibt das Höchste und Werthvollste hin für ein Laster, das ihn einen Augenblick erfreut, dessen er aber sich selber schämen muß; die heiligmachende Gnade, alle Verdienste, die Seligkeit bringt er zum Opfer, um zu gewinnen — was? Dinge, die seine Thorheit noch mehr beweisen. Doch davon im zweiten Theil.

II.

Das Auge unseres Geistes ist kaum sehend geworden und hat das Gute und Böse von einander geschieden, wir sind noch nicht einmal bei den Jahren der Wahl, bei dem Scheidewege nach links oder rechts angelangt, da haben wir schon das Böse gewählt, die breite Straße eingeschlagen — und seitdem die Jahre der Blüthe, die schönste Zeit des Lebens der Sünde geweiht und sind darin weit leichter Meister geworden, als wir in noch so langer Zeit es in der Tugend würden geworden sein. Die Sünde hat uns manchmal viel Anstrengungen und Entbehrungen, Wachsamkeit und Demüthigungen gekostet; allein wir haben nicht davon abgelassen und weit größere Selbstverleugnung bewiesen, als sie von Seite der Tugend gefordert wurde. Wahrscheinlich haben wir durch sie recht gewonnen und wir wollen nun zählen, was sie zeitlich, geistig und ewig eingetragen hat.

Also was hast du in zeitlicher Hinsicht gewonnen? Fragen wir nun das zuerst jenen jungen Menschen, der aller heilsamen Ermahnungen ungeachtet Trunk und Tanz, Spiel und Ausschweifung,

Unordnung und nächtliche Schwärmerei nicht gemieden hat. Seht, er liegt im Bette und zwischen hervorstehenden Backenknochen sieht man zwei matte tiefliegende Augen, die Wangen sind tief eingefallen, die Haut bedeckt kaum die Lippen und eine klanglose, heisere Stimme ist es, mit der er spricht: Ich komme wohl nicht mehr auf; denn ich leide an der Lunge, ich muß husten Tag und Nacht, daß mir oft der Athem ausgehen möchte. Ja, Freund, wie kommst du, einst so kräftig und blühend, jetzt zur Lungensucht? Es ist der Gewinn deiner vielen und schweren Sünden.

Fragen wir jenen Mann, der sich vor den Bewohnern seines Viehstalles schämen darf, weil er nicht weiß, wann er zu trinken aufhören muß, fragen wir einen Trunkenbold, was er gewinnt von seinem unmenschlichen Laster. Nun, vor der Hand ruinirt er sein Anwesen, stürzt er sich immer tiefer in die Schulden, die den Kindern als Erbtheil bleiben, macht er sich verächtlich bei allen ordentlichen Leuten und zum Gespötte der Kinder, und später wird er bald in die Grube sinken; denn der Doktor sagt, wenn er es so fortmacht, so ist ihm in einigen Jahren die Herzwassersucht gewiß, wenn er nicht am Schlage stirbt oder vorher noch im Rausche verunglückt. Fragen wir jenen Gewerbsmann, der am Sonn- und Feiertage unmöglich Zeit hat, dem Gottesdienste beizuwohnen, der auch seinen Gesellen und den Lehrjungen nicht in die Kirche lassen kann, weil noch ein Kleidungsstück fertig werden muß. Was gewinnst du denn mit deiner Sonntagsentheiligung? Bisher, muß er antworten, bin ich noch nicht reicher geworden, und für die Zukunft, das sage ich, wirst du gewinnen die Gant oder das Spital.

Fragen wir jenen Flucher und Lästerer, was er mit seinem Jähzorn, mit den schrecklichsten Verwünschungen, mit seinem Ingrimm und seinen verfluchten Feindschaften gewinnt! Gar nichts, sagt er, es wird nicht besser, das sehe ich selbst; allein, ich bin einmal so. Schau, ich sage dir aber, es wird nicht nur nicht besser, sondern schlechter; denn deine Verwünschungen geben dir den Unsegen als Begleitschaft, dein Groll macht dir viele bittere Stunden, und die Feindschaft bereitet dir allerlei Neckerei und Verdächtigung.

Fragen wir jene Person, die hartnäckig an der Bekanntschaft hält und vielleicht gar sagt: Auch der Böse soll mich nicht trennen. Nun, ausschweifende Dirne, Schmutzfleck deines Geschlechtes, was hast du durch deine Bekanntschaft gewonnen? Ei, fraget nicht länger, denn ihre Schande ist ja stadtbekannt, und ihr Fall hat

öffentliches Aergerniß gegeben. Entehrt, leiblich und geistig verdorben, in Armuth und Elend, verlassen und betrogen von demjenigen, für den sie die heiligsten Güter hingegeben, wandelt sie umher, verhöhnt von ihresgleichen und gemieden von Allen, denen ihr guter Name lieb und theuer ist. Ja, wie ganz anders bist du geworden! Wer dich ehedem kannte und ehrte, der verleugnet dich und schämt sich deiner.

Und du, Verleumder, was hast du gewonnen? Weiter nichts als daß man auch von dir verdächtig spricht und mit dem Maße einmißt, mit dem du ausgemessen hast. Und seht, so ist es mit allen anderen Sünden, und ich könnte einen ganzen Tag hinbringen, wollte ich jede einzeln durchgehen und mit Beispielen belegen, die mir allein bekannt geworden sind. Keine Sünde bleibt zeitlich ungestraft: Unglück, Krankheit, Schande, Unsegen, Armuth, Verkürzung des Lebens, Verlust der Ehre und des Vermögens sind die Strafe, die allzeit folgt. Geht es aber dem Sünder wirklich gut, lacht ihm das Glück, o dann betrübet euch nicht; denn es ist noch nicht aller Tage Abend; der Fluch ist oft nur aufgespart, damit er sich anhäufe und dann mit einem Male, mit aller Wucht auf das Haupt des Frevlers niedersinke. Trifft er auch diesen nicht, dann ist er wenigstens seinen Kindern und Kindeskindern gewiß und sicher. Was es in der Welt an Mühsal, Elend und Schmerz, Jammer, Krankheit und Qual gibt, das ist ja die Wirkung der ersten Sünde und bleibt die Frucht einer jeden andern. O trauriger Gewinn! an den die heiligmachende Gnade, alle Verdienste und die ganze Seligkeit gesetzt worden sind. Geben wir aber zu, daß der Sünder von alledem verschont bleibt, was wird er dann in geistiger Hinsicht gewinnen?

Kain erschlug voll des Neides seinen frommen und arglosen Bruder Abel. Kaum aber hatte dieß Bruderblut die Erde geröthet, kaum lag Abel todt da auf der Erde, da ging in Kains Herzen eine Hölle von innerer Pein und Verzweiflung auf und gönnte dem Müden nirgends mehr Rast und Ruhe. Wie konnte er dem Rächer entrinnen, den er in sich selber trug? Du, der du schon einmal gesündiget hast, bist du frei geblieben von diesen Schrecken eines verletzten Gewissens? Wenn du sagst ja, dann rufe ich dir zu: du hast eine Lüge gesprochen. Deine erste Sünde ist auch der Anfang deiner Unzufriedenheit gewesen. O mit welch zerfleischenden Krallen hat sie sich nicht an dich angeheftet, wie sauer hat sie

dir dein Leben gemacht! Wie ein aufgeschrecktes Wild den verfolgenden Hunden, so suchst du dem zürnenden Gewissen zu entfliehen; doch vergeblich. Wo du bist, da verfolgt es dich mit seinem Tadel und Vorwurfe und selbst in deine Freuden, in die lautesten und geräuschvollsten Vergnügungen, in deine Träume schleicht es sich ein und verscheucht den Schlaf von deinen Augen. O saget mir nicht, daß es doch Menschen geben müsse, in denen das Gewissen sich nimmer regt, in denen diese martervolle Stimme einmal aufgehört hat zu rufen, — es ist nicht wahr, sie schreit noch immer laut; aber der Sünder hat sich schon mehr und mehr daran gewöhnt. Und wenn sie wirklich betäubt und unterdrückt worden ist, sorget euch nicht, sie wird sich um so stärker wieder erheben, irgend ein Wort, ein Vorfall, wodurch der Sünder an seine Frevel gemahnt wird, wird auch ihr wieder Kraft geben, daß sie Alles nachholt und hereinbringt, was sie versäumt hat. Dem Sünder fehlt die Ruhe, es ist ihm nie recht wohl, er findet keinen Frieden in sich und außer sich. Er versucht zwar zu beten, aber es geht nicht; er versucht zu bereuen, aber es wird ihm kein Trost; er macht gute Vorsätze, aber der Friede kehrt nicht ein; er wendet sich zur alten Sünde zurück, aber seine Qual wird um so größer; er trägt jetzt schon ein Vorspiel der Hölle mit sich herum, der Wurm, der nie weichen soll, hat schon zu nagen begonnen. Welche Wehmuth erfüllt ihn, wenn er zurückdenkt an die schönen Tage seiner Kindheit, wo er in einer unschuldigen Unwissenheit dahinlebte, voll Einfalt und Frieden, und es wird ihm bei dieser Erinnerung, als ob er aus einem Paradiese vertrieben wäre, in das es für ihn keine Rückkehr mehr gibt, weil der Höllendrache den Zugang bewacht. Wie Mancher möchte in ernsten und nüchternen Stunden wieder anders werden; allein die Netze, in die er sich verstrickt, sind zu fest, als daß er sie zerreißen könnte. Der Trunkenbold strengt sich vergebens an, mäßig zu werden; jener unkeusche Mensch fühlt keine Kraft, aus seinem Schmutze sich aufzuraffen; jene ehrlose und gefallene Person kann dem niederträchtigen Umgang nicht entsagen, jener Betrüger vermag es nicht über die Seele zu bringen, das entwendete und gestohlene Gut zu ersetzen, und so bleibt nichts übrig, als in Gewissensbissen fortzuleben, in Sünden zu sterben und in der Hölle begraben zu werden.

Das ist der letzte Gewinn, der dir bleibt, so gerne du ihn auch loshaben möchtest. Du denkst vielleicht: Ei, eine ewige Hölle,

das ist doch nur eine Erfindung der Priester und ein Schreckschuß für abergläubische und unwissende Leute. Mag sie auch lange dauern, einmal wird sie doch ein Ende nehmen; denn welche Freude könnte Gott haben, Geschöpfe ewig zu peinigen, da er ja die unendliche Liebe und Barmherzigkeit selber ist. So rechnest und klügelst du — natürlich zu deinem Besten und Vortheile; aber wird auch Gott so denken? Wohl magst du einst in der Hölle dich lange abstudieren, ob sie ewig dauert oder nicht, magst einen Ausgang suchen aus deinen Qualen, ohne ihn zu finden. Gott hängt nicht von deinen Gedanken und Absichten ab und er müßte sich eine Lüge zum Vorwurfe machen lassen, wenn er je deine Strafzeit abkürzen würde. Es ist sagst du, noch keiner herübergekommen aus der Ewigkeit. Warum denn nicht? Wo war denn Jesus Christus, ehe er Mensch wurde? Kam er nicht aus der Ewigkeit? Wie lautet aber der Ausspruch, den er gethan? Redet er nicht von einem Feuer, das nicht erlischt, und von einem Wurme, der nicht mehr stirbt, von einer ewigen Pein, in welche die Gottlosen eingehen werden? Sieh, derjenige, der gesagt: Himmel und Erde werden vergehen; aber meine Worte werden nicht vergehen, redet überall von einer Ewigkeit der Höllenstrafen. Und dieses Wort ist so wahr, als du selber lebst, es lügt und trügt nicht, und wehe dir, wenn du an eine ewige Hölle glaubst erst dort, wo du ihr schon anheimgefallen bist. Welche Thorheit, etwas leugnen wollen, was die Vernunft, was die klarsten Aussprüche der heiligen Schrift, der kirchlichen Väter und der ganzen katholischen Kirche bestätigen, und alle Völker, Juden und Heiden, geglaubt haben! Für deine Sünde, auch für eine einzige schon wirst du also einernten eine ewige Verstoßung von Gottes Angesicht, die ewige Gesellschaft der verruchtesten und boshaftesten Geister, eine ewige Verlassenheit, eine ewige Qual an Leib und Seele, eine ewige Verzweiflung, einen ewigen Tod.

Sieh, das ist dein Gewinn, zeitliche Nachtheile, Gewissensbisse, die ewige Hölle, und da kannst du noch zaudern, da kannst du noch dich bedenken, ob du die Bekanntschaft aufgeben, deinen bisherigen Feind anreden und grüßen, alles ungerechte Gut erstatten, die Verleumdung widerrufen, ob du deine häßlichen Sünden, jenen falschen Eid, jene thierischen Laster bereuen und beichten sollst? Die Tage des Heiles gehen auf die Neige; aber Viele sind es, welche sich dieselben noch nicht zu Nutzen gemacht haben. Wie

sehen sie die Thorheit ihrer Sünde noch nicht ein? soll die Gnade für sie fruchtlos ausgeboten sein? Wehe dir, mit dem Propheten Ezechiel rufe ich dir zu: „Jetzt kommt das Ende über dich. Aussenden will ich meinen Zorn wider dich: will dich richten nach deinem Wandel und alle deine Greuel dir vor Augen stellen. Mein Auge soll deiner nicht schonen, und ich will micht nicht erbarmen, sondern deinen Wandel will ich dir aufbürden, und deine Greuel werden in deiner Mitte sein, und ihr sollet erfahren, daß ich der Herr bin. So spricht Gott der Herr: Eine besondere Trübsal, sieh eine Trübsal kommt. Das Ende kommt, es kommt das Ende, es wacht auf wider dich, sieh es kommt." Gebe Gott, daß diese Prophezeihung sich an keinem von uns erfülle. Amen.

Achte Predigt.

Vom Begriffe der Tugend und vom Fortschritte in derselben.

„Sehet den Feigenbaum und alle Bäume; wenn sie ausgeschlagen haben, so erkennet ihr daran, daß der Sommer nahe ist.“ Luk. 21.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

Was Zeit und Umstände im neuen Kirchenjahre auch bringen mögen: das steht fest und sicher, daß die Gnade des Herrn bei uns bleibt, wenn wir nur nicht selber sie von uns weisen oder hartnäckig ihr aus dem Wege gehen. Auch im neuen Jahre stehen uns das Gebet und die heiligen Sakramente, also jene Mittel zur Seite, wodurch wir der göttlichen Gnade uns theilhaftig machen. Es sind jetzt eben zwei Jahre, daß wir angefangen haben, mit diesen Gnadenmitteln uns zu beschäftigen: diese ganze Zeit über haben wir über das Gebet und die heiligen Sakramente, besonders aber über das heilige Meßopfer, als die Hauptgnadenquelle, eingehende und ausführliche Betrachtungen angestellt. Wir werden sie nun, wie ich wohl hoffen darf, auch gehörig schätzen und oftmals gebrauchen, wogegen dann die reichlich strömende Gnade den durch die Sünde vertrockneten und ausgebrannten Boden unserer Seele tränken und heilige Früchte reifen lassen wird. Die Früchte der Gnade aber sind die Tugenden. Wenn schon am Eingange der winterlichen Jahreszeit wird es doch im Herzen aufthauen und lebensvoller Frühling werden; in unserer Seele wird die Nacht vorüber und der helle Tag angebrochen sein, wenn gleich die ganze Erde in den Fesseln des Frostes liegt, und die Nacht draußen mit ihrer

unheimlichen Finsterniß immer weiter sich ausdehnt. Brüder! nun ist die Stunde da, vom Schlafe zu erwachen. Weg mit den Werken der Finsterniß, ziehet den Herrn Jesum Christum an! Der geistige Feigenbaum beginnt jetzt seine Blätter zu treiben, Blüthe um Blüthe zu entfalten, Frucht um Frucht anzusetzen. Bleibt er saft- und blüthenlos, dann kann ein neues Jahr ihm nimmer frommen, er ist verdorrt und abgestorben und die Axt wird ihn fällen, und das Feuer wird ihn verzehren. Wer zittert nicht vor solch schrecklichem Loose? wer will in der Finsterniß und Todesnacht bleiben, bis ihm der ewige Herr seiner Unfruchtbarkeit überdrüssig die Gnade entzieht, und der erzürnte Richter und Rächer naht? Nein, lasset uns ehrbar wandeln, wie am hellen Tage, rüsten wir uns mit den Waffen des Lichtes, streben wir nach allen Tugenden; denn zu diesem Ziele wird uns das neue Jahr und die alte Gnade gegeben! Deßhalb habe ich mir auch vorgesetzt, im laufenden Kirchenjahre von den Früchten der Gnade oder von den christlichen Tugenden zu euch zu reden. Es ist das gleichsam eine Fortsetzung der früheren Vorträge und es soll, so wünsche ich, zu euerm besonderen Heile sein, wenn ihr sehet, welche Früchte die Gnade bringen kann und bringen soll, wie in euch Tugend um Tugend aufsproßen kann, gleichwie mit Frühlingsanfang sich Blümlein um Blümlein erschließt, bis die ganze Erde von ihrem Farbenschimmer wird erleuchtet.

Ich beginne heute im Namen des dreieinigen Gottes, zur Ehre der unbefleckten Jungfrau damit, daß ich vom **Begriffe der Tugend** und vom **Fortschritte** in derselben rede.

Wenn wir nach Tugenden streben sollen, dann müssen wir vor Allem auch wissen, was denn die Tugend ist und deßhalb habe ich zuerst den Begriff derselben aufzustellen und zu entwickeln. Wir haben das ja allzeit gethan, daß wir den Begriff des Gegenstandes den wir betrachten wollten, aufgestellt haben. Was versteht man also unter Tugend? Unter christlicher Tugend versteht man jene Eigenheit (habitus), wodurch wir tüchtig und geneigt werden, das Gute zu thun; oder sie ist die Bereitschaft, das Gute zu thun. Tugend ist eine Eigenheit, eine besondere Beschaffenheit der Seele, mithin etwas Andauerndes und Bleibendes. Ein Heiliger bleibt tugendhaft, auch wenn er schläft; denn die Bereitschaft, das Gute zu thun, welche das Wesen der Tugend ausmacht, wird durch den

Schlaf nicht aufgehoben. Dagegen entbehrt der Lasterhafte der Tugend, auch wenn er hin und wieder ein gutes Werk verrichtet; eine einzelne gute Handlung macht den Menschen noch nicht tugendhaft, weil sie noch keine Geneigtheit zum Guten begründet. Auch der Geizige reicht wohl dann und wann ein Almosen, auch der Schlemmer und Prasser wird zuweilen fasten. Deßungeachtet wird Niemand behaupten, daß der Erstere die Tugend der Freigebigkeit der Letztere die Tugend der Enthaltsamkeit besitze. Zur Tugend ist mehr erfordert. Diese besteht namentlich in einer gewissen Geneigtheit, in einer andauernden Bereitschaft, zu jeder Zeit gute Handlungen zu verrichten. Daher können wir die Tugend auch bezeichnen als den beharrlichen Willen und das Streben, das zu thun, was Gott wohlgefällig ist.

Was aber Gott wohlgefällig ist, das sagen uns seine Gebote, und darum ist derjenige tugendhaft, der den ernstlichen und standhaften Willen hat und alle nöthige Mühe anwendet, die göttlichen Gebote zu beobachten. Obwohl man von mehreren Tugenden redet, so sind sie doch an sich nur ein einziges Ganzes, welches sich über alle Gebote und die daraus entspringenden Pflichten erstreckt. Da es aber verschiedene Gebote und also auch verschiedene Pflichten gibt, so bekommt die Tugend, welche an sich nur Eine ist, nach Beschaffenheit des Gebotes auch verschiedene Namen, und man redet von einer Tugend der Demuth, der Sanftmuth, der Mäßigkeit und von anderen. Soll aber die Tugend einen höheren Werth haben und einen ewigen Lohn verdienen, so muß sie eine christliche sein, also muß die Fertigkeit eine übernatürliche sein.

Wenn gute Handlungen aus bloß natürlichen Kräften hervorgehen und auf bloß natürlichen Beweggründen beruhen, so ist die Tugend gleichfalls eine bloß natürliche und hat nur Anspruch auf einen irdischen, keineswegs aber auf einen überirdischen Lohn. Wenn deine Sanftmuth nur Folge eines milden oder phlegmatischen Temperamentes ist, wenn du Almosen gibst, weil du den Nothleidenden ohne Mitleid nicht ansehen kannst und von Natur aus ein weiches theilnahmsvolles Herz hast, wenn der Beweggrund deines Fastens einzig und allein die Erhaltung der Gesundheit oder die Vermeidung einer Krankheit ist; dann ist deine Sanftmuth, Freigebigkeit und Enthaltsamkeit bloß natürliche Tugend und wird einst unbelohnt bleiben, wenn du nicht durch die gute Meinung sie heiligest und verdienstlich machst. Zur übernatürlichen Tugend dagegen ge-

hören übernatürliche Gnade und übernatürliche Beweggründe, und diese ist es, die uns dann zur klaren Anschauung Gottes befähigt. Wenn wir künftighin von der Tugend reden werden, so ist, wie sich von selbst versteht, immer die übernatürliche gemeint.

Die christliche Tugend wird nun doppelt eingetheilt: nach ihrem Ursprunge und nach ihrem Gegenstande. Nach ihrem Ursprunge in eingegossene und in erworbene Tugend. Eingegossen heißt sie, weil sie eine göttliche Gabe ist, welche der Seele zugleich mit der heiligmachenden Gnade ertheilt wird; erworben aber, weil sie eine Fertigkeit ist, welche der Mensch mit Gottes Beistand durch beharrliche Uebung erwirbt. Dem Gegenstande nach, auf den die Tugenden sich beziehen, zerfallen sie in göttliche und sittliche. Dieser letztere Unterschied ist es, den wir künftighin festhalten wollen, so daß wir zuerst von den göttlichen und dann von sittlichen Tugenden reden werden; denn die göttlichen Tugenden sind auch zugleich die eingegossenen und die sittlichen sind erworbene Tugenden.

Nachdem wir Begriff und Eintheilung der Tugend kennen gelernt haben, gehe ich nun daran, nachzuweisen, daß wir nicht bloß zum Streben nach Tugend, sondern sogar zu einem ununterbrochenen Fortschritte in derselben verpflichtet sind. Diese Pflicht folgt schon aus den Worten des göttlichen Heilandes: „Seid vollkommen, wie euer himmlischer Vater vollkommen ist." Zwar werden wir die Vollkommenheit Gottes nie erreichen, das ist unmöglich; denn hiezu müßten wir selbst Götter werden; aber wir sollen doch Gott immer ähnlicher werden. Wie ist das aber möglich ohne Wachsthum und Fortschritt in der Tugend? Und wenn wir in derselben noch so hoch gestiegen sind, wenn wir die größten Heiligen übertroffen hätten, immer werden wir noch höher steigen können, weil ja zwischen uns und zwischen Gott allzeit noch eine unausfüllbare Kluft ist. Es war Sünde, daß Lucifer vom Stolz sich blenden ließ, und daß er gegen Gott seinen Schöpfer sich auflehnend sprach: „Ich will dem Allerhöchsten ähnlich sein;" aber es ist keine Sünde, wenn du vom Tugendeifer gespornt dieselben Worte sprichst und unablässig ringst, dem höchsten Gute immer ähnlicher zu werden. Dazu hat dich ja dein Erlöser aufgefordert mit den Worten: „Seid vollkommen, wie euer himmlischer Vater vollkommen ist." Doch was sage ich: dein Erlöser? dazu fordert dich schon die ganze Natur auf. Oder strebt nicht alles nach Voll-

kommenheit, ist nicht Alles im Wachsthum begriffen? Das verwesende Samenkörnlein treibt seinen Keim an's Licht der Sonne und schlägt seine Wurzeln fest in die Erde, um den Halm zu tragen, der nach und nach aufsproßt, bis er vollendet ist durch die körnerreiche Aehre. Mit jedem Tage setzt der Baum an seinem Wachsthume zu, bis er auf starkem Stamme den blätterreichen Wipfel hoch in die Luft erhoben und seine Vollendung erreicht hat. Ebenso schreitet das Thier immer mehr vorwärts, nimmt zu an Kraft und Brauchbarkeit, bis es seine volle Stärke und Größe erreicht hat. Der Hirsch setzt jährlich einen neuen Zweig an seine Geweihe, und vom Schwane sagt man, daß er um so sanfter singe, je älter er wird, und am lieblichsten, wenn er stirbt. Betrachte deinen eigenen Leib! Du warst einst klein, wie jedes andere Kind, ohne Bewußtsein, ohne Kraft, ohne Geschicklichkeit; aber von Jahr zu Jahr bist du fortgeschritten, hast gehen und reden gelernt, bis endlich das Bewußtsein erwacht und du alle geistigen und leiblichen Kräfte gebrauchen lerntest. Wenn nun Alles, was Gott dir unterworfen hat, immer wächst und zunimmt und selbst dein Leib, würde es nicht schimpflich sein, wenn deine Seele ein Kind bliebe dein Leben lang, ohne zuzunehmen, ohne in der Tugend und Vollkommenheit zu wachsen? Als ein Kind von 60 oder 70 Jahren wirst du dann sterben, und eitel und verloren wird alle Zeit sein, die du auf Erden verlebt hast. In anderen Dingen hängt der Fortschritt viel von den Talenten ab, so daß mancher es ungeachtet aller Mühe dennoch nicht viel vorwärts bringt, weil er wenige Anlagen besitzt; in der Tugend aber kann jeder wachsen, der Ungelehrte, wie der allseitig Gebildete, weil Jeder die Gnade hat, und um so mehr empfängt, als er von nöthen hat. Wir sind zur Vollkommenheit bestimmt, wir können sie erreichen, darum müssen wir auch darnach streben, also in der Tugend fortschreiten.

Thun wir das nicht, dann werden wir rückwärts gehen; denn im sittlichen Leben gibt es keinen Stillstand; wer nicht zunimmt, der nimmt ab. Dieß ist der zweite Beweggrund zum Fortschritte in der Tugend. Der heilige Gregor erklärt dieß durch ein Gleichniß: „In diesem Leben," sagt er, „darf die Seele des Menschen ebensowenig wie ein Schiff, das stromaufwärts will, an einem Orte stille stehen, weil sie in den Abgrund versinkt, wenn sie nicht nach dem Gipfel strebt." Ja, meine lieben Zuhörer, wir segeln immer stromaufwärts durch brausende Wogen, die ihr Ge-

wässer unserm Schifflein entgegenwälzen und sich stemmen, dasselb: mit fortzureißen über Steine und Felsen, bis es zerschmettert untersinkt. Von allen Seiten her stürmen dir entgegen die Winde der Versuchungen, und der böse Feind, deine eigene Begierlichkeit wollen es nicht dulden, daß du vorwärts schreitest. Willst du inne halten, dann werden die Strudel und Wirbel der bösen Lust dich erfassen und alsogleich eine gute Strecke dich rückwärts treiben. An dem Tage, an welchem du nicht besser geworden bist, darfst du sicher sein, daß du schlechter wurdest. Wer nicht zunimmt, der nimmt ab. Jakob sah die Himmelsleiter im Traume und darauf die Engel Gottes; aber sie stiegen auf und ab, keinen sah er stehen oder sitzen. „Man darf also durchaus nicht stehen bleiben auf einer Sprosse der gebrechlichen Leiter, noch bleibt in diesem ungewissen, sterblichen Leben etwas im nämlichen Stande. Also mußt du entweder empor- oder hinabsteigen. Versuchst du stille zu halten, so mußt du nothwendiger Weise herabfallen. Durchaus nicht sicher ist der Gute, der nicht besser werden will. Wo du anfängst, nicht besser werden zu wollen, da hörest du auf, gut zu sein" (S. Bern.). Dasselbe erklärt uns auch der heilige Paulus im Briefe an die Hebräer, indem er als Gleichniß ein zerbrochenes oder zersprungenes Gefäß gebraucht. Durch dasselbe wird alles Wasser heraussickern und, wenn nicht immer zugegossen wird, muß es endlich ganz leer werden. Ein gebrechliches, durch die Sünde beschädigtes Gefäß sind auch wir und deßhalb müssen wir, wie der Apostel sagt, „um so mehr auf das Acht haben, was wir gehört haben, damit wir nicht etwa verfließen" (Hebr. 2). O wie sehr täuschen sich demnach jene, die im Wahne leben, sie könnten heilig werden und gut bleiben, ohne daß sie das Gute thun und den geringsten Eifer zeigen, in der Tugend fortzuschreiten; jene, die so gleichgültig von einem Tage auf den andern hinleben und alle Ueb:ngen der Andacht, den Gebrauch der heiligen Sakramente vernachlässigen? Während sie an sich nichts Sündhaftes bemerken wollen, während sie mit sich vollständig zufrieden sind, sehen sie nicht, wie die Wellen sie abwärts treiben, wie sie in der Lauigkeit erstarren und in den schwersten Sünden dahinsterben. Euer Weg geht abwärts, weil er nicht aufwärts geht; denn einen Stillstand gibt es nicht. „Nicht zunehmen", sagt der heilige Bernard, „das heißt ohne Zweifel abnehmen. Niemand sage fernerhin: Es ist genug, so will ich bleiben, ich bin zufrieden, wenn ich so wie gestern

und vorgestern bin. Wer so ist, der setzt sich auf dem Wege nieder, der bleibt stehen auf der Leiter, wo der Patriarch Alle aufsteigen sah. Ich sage daher, wer glaubt zu stehen, der sehe zu, daß er nicht falle. Der Weg ist eng und steil und nicht hier, sondern im Hause des Vaters sind viele Orte des Verweilens."

So ist es also nicht bloß unser Beruf zur Vollkommenheit, sondern die Gefahr des Rückschrittes, die uns zum Fortschritte in der Tugend bewegen, der Umstand, daß die wahre Tugend kein Ende kennt. Der heilige Chrysostomus erinnert uns an die Liebhaber des Geldes. Wenn ein solcher zwei Goldstücke gewonnen hat, so brennt er vor Begierde zehn und zwanzig zu sammeln und zusammen zu legen. „So verhält es sich auch mit der Tugend, so daß also derjenige, welcher ein gutes Werk gethan hat, einen Trieb und eine Aufmunterung in sich empfindet zum Handeln, um auch an andere gute Werke sich zu wagen." Wie gar häufig die Reichen mehr als die Armen über geringes Einkommen sich beklagen, so glauben gerade auch die Freunde der Tugend noch zu wenig zu haben. „Niemals glaubt der Gerechte das Ziel erreicht zu haben, sondern immer hungert und dürstet er nach der Gerechtigkeit, so daß er, wenn er auch immer am Leben wäre, dennoch immer, soviel an ihm liegt, gerechter zu sein streben und vom Guten zum Bessern fortzuschreiten versuchen würde" (S. Bern.). „Der Weg des Gerechten ist wie ein glänzend Licht, geht fort und wächst bis an den vollen Tag" (Sprüchw. 4, 18), sagt darum auch der Weise des alten Bundes. Diese Wahrheit ist nur zu sehr begründet im Leben der Heiligen und aller wahrhaft frommen Seelen. Schon der Psalmist sagt, gleich als ob er früher noch gar nichts Gutes gethan hätte und eben erst den Anfang machte: „Ich habe gesagt: Nun will ich anfangen;" und der Apostel schreibt an die Philipper: „Brüder, ich bilde mir nicht ein, es ergriffen zu haben: aber Eines (thu ich), ich vergesse, was hinter mir liegt, und strecke mich nach dem aus, was vor mir liegt. Nicht als hätte ichs schon erlangt oder als wäre ich schon vollkommen: aber ich strebe darnach, um es auf irgend eine Weise zu ergreifen" (Phil. 3.). Der Apostel aber hatte bis dahin, wo er diese Worte schrieb, sich schon viel abgemüht und große Verdienste um das Reich Gottes sich erworben. Der heilige Hieronymus erzitterte, nachdem er fast sein ganzes Leben unter allen Abtödtungen und in dem strengsten Bußeifer hingebracht hatte, noch vor den Posaunen

des Gerichtes, als ob er gar keine Tugend erworben hätte. Der Einsiedler Arsenius sprach: „Gib, o Herr, daß ich wenigstens jetzt anfange, fromm zu leben"; der heilige Franziskus rief fast unmittelbar vor dem Tode noch aus: „Brüder, bis jetzt haben wir nur geringe Fortschritte gemacht, laßt uns nun anfangen, Gott zu dienen, laßt uns zurückkehren zu den Anfängen der Demuth und Reinheit"; der heilige Antonius sprach: „Glaubet, daß ihr erst heute das Ordenleben begonnen habet", — und so könnte eine endlose Schaar von Heiligen namhaft gemacht werden, die sich noch für die größten Sünder und aller Verdienste und Tugenden ledig hielten, obgleich ihr ganzes Leben ein ununterbrochener Fortschritt in den erhabensten Tugenden war. Die Tugend kennt kein Ende, sie sagt nie: Es ist genug. Warum sollte sie je die Hände müßig in den Schooß legen, da auch das Laster nicht satt wird, und die Weltmenschen stets neuen Eitelkeiten nachjagen.

Dieser unermüdliche Eifer zur Sünde war es auch, der den frommen Abt Pambo einst so betrübt machte, daß er in Thränen ausbrach beim Anblicke eines übel beleumundeten Weibes, das mit allem Fleiße sich aufgeputzt und mit allem Flitter sich behangen hatte. Ach! ich elender und unglückseliger Mensch, gab er denen die ihn um die Ursache seiner Thränen befragten, zur Antwort, ihr wollet nicht, daß ich die bittersten Thränen vergieße, da ich sehe, wie dieses Weib mehr Mühe und Sorgfalt anwendet, um den Menschen, als ich anwende, um meinem Gotte zu gefallen? Ich sehe, daß sie sorgsamer ist, die blinden Sterblichen ins Verderben und in die Netze des Satans zu ziehen, als ich, um sie in das süßeste Netz des Erlösers zu locken. Vom heiligen Franz Xaver erzählt man, deß es ihn geschmerzt und daß er sich geschämt habe, daß Kaufleute früher, als er, zu den heidnischen Völkern gekommen waren. „Es soll uns", sagt darum der heilige Bernhard, „zum Fortschritte in der Tugend, schon das Beispiel des weltlichen Eifers ermuntern. Welchen Ehrgeizigen sehen wir, der es verschmähte, nachdem er zu Aemtern und Würden gelangt, nach andern zu begehren? So wird auch das Auge des Neugierigen nicht gesättiget durch Sehen und sein Ohr nicht zufrieden gestellt durch Anhören. Und was thun jene, die dem Geize dienen oder die Wollüste lieben oder nach den eitlen Lobsprüchen der Menschen haschen? Machen nicht ihre unersättlichen Wünsche unsere Nachlässigkeit und Lauheit

zu Schanden? Wir müssen uns schämen, da wir weniger begierig nach geistlichen Gütern sind."

Und doch haben wir zur Aufmunterung das Beispiel Christi und sind zum Fortschritte in der Tugend verpflichtet als seine Schüler und Jünger. Es ist wiederum der heilige Bernhard, dessen Worte ich hier anführen muß. Er wendet sich an einen lauen und trägen Ordensmann und zeigt, daß nirgends in der Welt ein Stillstand, sondern überall ein Fortschritt oder Rückschritt ist. Nur Gott allein bleibt sich gleich, bei ihm gibt es, wie die Schrift sagt, keine Umwandlung, ja nicht einmal einen Schatten von Wechseln während sonst alle Dinge altern, wie ein Kleid, und selbst der Mensch wie ein Schatten vergeht und nie im nämlichen Stande bleibt. „Du willst nicht vorwärts schreiten", fragt er. „Nein." „Also willst du rückwärts gehen." — „Auch das nicht." „Nun, was willst du denn thun?" „Ich will bleiben in dem Zustande, in welchem ich mich wirklich befinde; ich will weder besser, noch weniger schlechter werden." „Du willst also was unmöglich ist; denn was hat auf dieser Welt Bestand?" — Er verweiset sodann auf den göttlichen Heiland und sagt: „Solange er auf Erden sich sehen ließ und unter der Menschen wandelte, beobachtete er wohl einen Stillstand? Nein. Der Evangelist Lukas sagt von ihm: „Und Jesus nahm zu an Weisheit und Alter und an Gnade bei Gott und den Menschen" . . . und der Prophet sagte von ihm: „Er frohlockte, wie ein Riese zu laufen seine Bahn." . . „Wer da sagt, er bleibe in ihm, der muß wie er gewandelt hat, auch selber wandeln", das sind die Worte des heiligen Johannes. Wenn nun Christus läuft, du aber anstatt nach und mit ihm zu laufen, stille stehst, so näherst du dich nicht dich nicht dem Heilande, sondern entfernst dich immer weiter von ihm. Dort also halte deinen Lauf an und das sei das Ziel deines Fortschrittes, wo auch Christus das seinige sich gesteckt hat. Er ist aber gehorsam geworden bis zum Tode. Soweit du also gelaufen sein magst, wenn du nicht bis zum Tode gekommen bist, wirst du den Preis nicht erringen" (St. Bernh. Epist. 253). Als Schüler Christi mußt du demnach fortschreiten in der Tugend bis zum letzten Athemzuge; denn nur so wirst du seiner würdig werden und ihm Ehre bereiten. Ein Schüler, der Fortschritte macht, sagt der oft genannte Heilige (Epist. 341), ist ein Ruhm für seinen Lehrmeister. Wer in der Schule Christi nicht vorwärts schreitet, ist auch seiner Lehre nicht würdig.

Darum geliebte Zuhörer, sind wir noch jung, so lasset uns von Jugend an fortwandeln auf der Bahn der Tugend, sind wir aber schon mehr bei Jahren, so lasset uns desto eifriger werden, um nachzuholen, was versäumt worden. Aber wer ist unter uns, ich frage euer Gewissen, der da sagen könnte, er habe stets in der Tugend Fortschritte gemacht? Daß wir fortschreiten sollen, das ist so klar als das Licht der Sonne; aber ebenso klar ist es auch, daß wir es nicht gethan haben. Ja, wir stehen vielleicht nicht einmal am Anfange der Tugend, wir sind noch mitten im Laster und in der Dunkelheit einer vieljährigen Gewohnheit: so sehr zur Sünde geneigt, als wir es zur Tugend sein sollen. O so lasset uns denn einmal aufwachen und das helle Licht begrüßen. Man sucht ja überall und strebt nach Fortschritt. Die Wissenschaft, heißt es, macht größere Fortschritte, die Industrie nimmt einen höheren Aufschwung, alle Maschinen werden verbessert, das Hauswesen soll sich mehr ordnen und das Einkommen sich vergrößern, von einem niedern Amte will man zu höhern befördert werden, aus einem geringern Dienste in einen bessern treten: überall, allüberall Fortschritte, Erhebung, Aufbesserung; nur nicht in der Tugend, im Ersten, im Wichtigsten, im einzig Nothwendigen! Nein! das ist nicht recht, das soll, das darf nicht sein. Und wenn wir sonst gar nichts anstreben, in einer Tugend wenigstens müssen wir wachsen, in derjenigen, die unserm Hauptfehler am meisten entgegen ist. Vorwärts! das soll die Loosung sein, und alle Tage wollen wir es uns zurufen. Vorwärts, vorwärts! kein Rückschritt, nichts als Fortschritt! Und wenn wir dann noch soweit gekommen sind, dann wollen wir immer die Devise des großen Kaisers Karl V. führen, die also lautete: Noch weiter! Und so muß es fortheißen bis zum Tode: Noch weiter! Und wenn wir so wandeln von Tugend zu Tugend, dann werden wir endlich uns angelangt finden im Lande der Ruhe, wo jedes gute Werk belohnt wird mit hundertfachem Lohne. Amen.

Neunte Predigt.

Von dem Glauben, der Hoffnung und der Liebe.

„Nun bleiben Glaube, Hoffnung und Liebe, diese drei: das Größte aber unter diesen ist die Liebe."
1. Cor. 13, 13.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

Obschon sich Johannes bei der Taufe im Jordan überzeugt hatte, daß Christus der inniggeliebte Sohn des himmlischen Vaters und deßhalb auch der wahre Messias sei; obschon er selber mit dem Finger nach ihm gedeutet und gesprochen hatte: Sehet an das Lamm Gottes, welches hinwegnimmt die Sünden der Welt: so schickt er dennoch vom Gefängnisse aus zwei von seinen Jüngern an den göttlichen Heiland, um ihn zu fragen: Bist du derjenige, der da kommen soll, oder haben wir einen andern zu erwarten? Es geschieht das nicht um seinet- sondern um der Jünger willen, die er aufmerksam machen will auf den, der größer war, als er selber, die er damit, getrieben von einer dunklen Vorahnung seines nahen Todes, auf Christus aufmerksam machen und an ihn weisen wollte. Diese Handlungsweise zeigt die ganze Größe seiner Tugend: er selber stellt sich, ohne es zu wollen, das rühmlichste Zeugniß aus und bestätiget im Werke, was er ehevor mit den Worten ausgesprochen hatte: „Jener muß zunehmen, ich aber abnehmen." Christus, der die Absicht des demüthigen Täufers wohl erkannte, entfaltete vor den Augen der beiden Jünger seine ganze Wunderkraft und rühmt dann den heiligen Johannes als einen tugendhaften Mann, der es verdient hat, der Vorläufer des Messias zu sein. Indem er sagt, was derselbe nicht ist, gibt er

an, was er ist. Er ist kein schwankendes Schilfrohr, sondern hat eine festgewurzelte Tugend; er ist kein reichlich gekleideter Mensch, sondern lebt in einer strengen, abgetödteten Tugend; darum übertrifft er alle andern Propheten, und ist der Engel, der dem Allerheiligsten den Weg bahnt. O, daß wir nur in einer einzigen Beziehung ihm gleichen möchten! Die Tugend ist zwar ein schweres Werk; aber wir müssen sie doch üben und darin sogar beständig fortschreiten, denn so fordert es unser Beruf zur Vollkommenheit, die Gefahr des Rückschrittes, die Natur der Tugend, die kein Ende kennt, das Beispiel des weltlichen Eifers und das Beispiel der Jüngerschaft Christi. Besonders aber sollen wir zunehmen in den göttlichen oder eingegossenen Tugenden. Ihre Namen habe ich bereits im Vorspruche angegeben mit den Worten des großen Völkerapostels: „Nun bleiben **Glaube, Hoffnung** und **Liebe,** diese drei: aber das Größte unter diesen ist die Liebe." Von diesen drei göttlichen Tugenden will ich heute handeln und euch darthun, warum sie eingegossene und göttliche Tugenden genannt werden, und welches ihr Verhältniß zu einander ist.

Ich beginne im Vertrauen auf den Beistand derer, die das vollkommenste Muster aller Tugend waren, auf den Beistand des göttlichen Heilandes und seiner gebenedeiten Mutter Maria.

I.

Die katholische Kirche kennt in Uebereinstimmung mit dem heiligen Paulus nur drei Tugenden: Glaube, Hoffnung und Liebe, welche sie göttliche nennt, da sie von Gott eingegossen werden. Obwohl alle Tugenden von Gott mitgetheilt werden müssen, so führen dennoch auch nur diese drei vorzugsweise den Namen eingegossene Tugenden, weil alle andern in einem gewissen Sinne auch erworben werden können, was bei den göttlichen nie der Fall ist. Wir haben also für die Tugenden des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe zweierlei Namen: e i n g e g o s s e n e und g ö t t l i c h e Tugenden. Sie heißen eingegossene Tugenden, weil sie göttliche Gaben sind, welche wir mit der heiligmachenden Gnade in der Taufe erhalten haben, wie der heilige Paulus an die Römer schreibt: „Die Liebe ist ausgegossen in unsere Herzen durch den heiligen Geist, der uns gegeben ist" (Röm. 5, 5). Der Apostel redet hier allerdings nur von der Liebe, allein dieselbe ist, wie wir nachher sehen werden, undenkbar ohne den Glauben und ohne die

Hoffnung; denn wir können Gott nicht lieben, ohne ihn vorher durch den Glauben zu kennen, weil man nur das liebt, was man kennt, — und wir können ihn nicht in dem Sinne lieben, in welchem der Apostel redet, nämlich als unser letztes Ziel, ohne die Hoffnung, die uns Aussicht gewährt auf seine Gnade und die Mittel verspricht, wodurch wir zu seinem Besitze gelangen. Es müssen also mit der Liebe, die durch den heiligen Geist in unsere Herzen ausgegossen ist, auch Glaube und Hoffnung verbunden sein.

Falsch und irrthümlich wäre es aber, wenn ihr die Meinung hättet, daß uns bei der Taufe die genannten drei Tugenden schon vollständig mitgetheilt würden, sodaß wir wirklich glauben, hoffen und lieben. Nicht der Tugendakt, nicht die Aeußerung der Tugend oder ihr Wirken wird der Seele eingegossen, der Mensch erlangt nicht das wirkliche Wollen und Streben, zu glauben, zu hoffen und zu lieben, sondern nur die erhöhte Fähigkeit, die entsprechende Kraft und Tüchtigkeit oder, wenn ich so sagen darf, das Talent, zum Glauben, zur Hoffnung und zur Liebe, nicht aber die Tugend selber. Und zwar ist dieses Talent, sind die Kräfte nicht in einem geringen, sondern in einem erhöhten Grad vorhanden, sie sind eine Tüchtigkeit, es ist ein Genie. Nicht jeder, der allenfalls einige Fähigkeit zur Arbeit besitzt, ist deßhalb auch schon tüchtig zu dieser Verrichtung, so wenig als ein Mensch, der einige Anlagen zur Malerei hat, deßhalb schon ein großer Meister zu werden hoffen darf. Tüchtigkeit ist ein höherer Grad von Fähigkeit, und damit haben wir, wenn auch nicht den Tugendakt selber, so doch eine gewisse Hinneigung zu den Werken und Akten des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe empfangen. Wie das Auge zum Sehen und die Zunge zum Reden hinneigt, so neigen wir durch die eingegossene Tugend zum Glauben, Hoffen und Lieben hin. Aber diese Neigung ist noch keine Leichtigkeit. Wie oft besitzt man Neigung zu irgend einer Beschäftigung oder Handlung, ohne sie doch wegen der damit verbundenen Schwierigkeiten sogleich mit Leichtigkeit vollziehen zu können! Hat Jemand auch die größten Anlagen zu irgend einer Kunst, so muß er doch Anfangs noch mit manchen Schwierigkeiten kämpfen; Leichtigkeit wird nur durch Uebung erworben.

Ich weiß nicht, ob euch Allen ganz klar ist, was ich mit diesen Worten sagen wollte. Deßhalb will ich versuchen, dasselbe durch ein Gleichniß noch deutlicher zu machen. Denkt euch

zwei Knaben, die irgend eine Kunst, meinetwegen Musik lernen wollen! Während der eine nicht einmal die Tonleiter nachsingen kann, sondern immer andere Töne hervorbringt, als ihm vorgesungen oder vorgezeigt werden, singt dagegen der andere nicht nur jeden Ton richtig, sondern bringt es auch rasch und ohne absonderliche Mühe vorwärts. Wie kommt nun das, daß der eine sich so ungelehrig, der andere so geschickt anstellt? Seht, es kommt von der musikalischen Anlage, die dem einen fehlt, während sie dem andern angeboren ist. Der eine singt keinen einzigen Ton recht, weil er, wie man sagt, gar kein Musikgehör hat, der andere aber unterscheidet selbst die feinsten Töne, weil schon sein Gehör dafür empfänglich ist. Ein ähnlicher Unterschied besteht auch zwischen einem Getauften und einem Ungetauften; denn während jenem die Tüchtigkeit zu den drei göttlichen Tugenden eingegossen ist, mangelt sie diesem. Nicht jede musikalische Anlage reicht aber schon hin, um ein Künstler, um ein Virtuose zu werden, sondern dazu gehört eine ungewöhnliche Begabung, oder ein Genie, wie man zu sagen pflegt. Derjenige wird es zur Virtuosität bringen, welcher hiezu auch ausgerüstet, hiezu tüchtig und tauglich ist, während der andere auf einer niederen Stufe stehen bleibt. Zu dieser Virtuosität im Glauben, Hoffen und Lieben können wir es, geliebte Zuhörer, Alle bringen; weil uns in der heiligen Taufe hiezu die Tüchtigkeit, gleichsam das Genie eingepflanzt worden ist. Aber auch bloß die Tüchtigkeit, keineswegs noch die Fertigkeit; nur die Kraft zu glauben, zu hoffen und zu lieben, nicht aber der lebendige Glaube, die zuversichtliche Hoffnung und die heldenmüthige Liebe selber. So ist auch derjenige, der Künstleranlagen hat, noch keineswegs ein wirklicher Künstler; die Anlage muß erst entwickelt und durch Fleiß und Uebung zur Reife gebracht werden. Sonst bleibt das Talent vergraben und geht spurlos vorüber. Wer ein reiches Musiktalent hat, der wird schon von Jugend an dasselbe verrathen durch eine gewisse Hinneigung zur Musik, die er gerne hört oder selbst gerne übt; aber trotz dieser Hinneigung hat er dennoch manche Schwierigkeiten zu überwinden, bis er in seiner Kunst Meister wird. So ergeht es auch uns; denn so sehr wir uns auch zum Glauben, Hoffen und Lieben hingezogen fühlen, weil uns die Tüchtigkeit dazu eingegossen ist, so müssen wir doch erst durch die Uebung, durch oftmalige Acte des Glaubens, der Hoffnung und Liebe Leichtigkeit erwerben.

Jetzt denke ich, wird es euch klar sein, was der Ausdruck eingegossene Tugend sagen will, und wieviel uns bei der Taufe mitgetheilt worden ist. Aber eben deßhalb, weil Glaube, Hoffnung und Liebe von Gott stammen, heißen sie, wie ich vorhin, schon angedeutet habe, auch göttliche Tugenden. Doch ist ihnen diese Benennung nicht bloß um ihres göttlichen Ursprunges willen, sondern noch weit mehr deßhalb eigen, weil sie sich auch unmittelbar auf Gott beziehen und zwar in einer doppelten Weise, weil sie Gott zum Gegenstande und zum Beweggrunde haben. Wir glauben an Gott, hoffen auf Gott als unsern einstigen Besitz und lieben Gott als das höchste Gut. Gott ist also der Gegenstand unsers Glaubens, Hoffens und Liebens. Wenigstens ist er der vorzüglichste Gegenstand, wenn auch nicht der einzige. Wir glauben nicht nur Gottes Dasein und seine Vollkommenheiten, sondern auch andere, gleichsam erschaffene Wahrheiten und Thatsachen z. B. die Auferstehung der Todten; wir hoffen nicht nur Gott als unsern Besitz, sondern auch andere Güter, die Gnade; wir lieben nicht nur Gott, sondern vermittelst der Gottesliebe auch den Nächsten. Der vorzüglichste und erste Gegenstand unseres Glaubens, Hoffens und Liebens bleibt aber dennoch immer Gott. Und zwar beziehen sich die drei genannten Tugenden auf Gott unmittelbar oder in erster Reihe, während andere sittliche Tugenden Gott nicht unmittelbar, sondern nur mittelbar zum Gegenstande haben. Die Gerechtigkeit z. B. sucht zuerst dem Nächsten das Seinige zu geben, die Mäßigkeit trachtet, die eigenen Leidenschaften zu unterdrücken, der Starkmuth bemüht sich, Schwierigkeiten zu besiegen, die Freigebigkeit will dem Nächsten aus seiner Noth helfen, freilich in Hinsicht auf Gott, aus Liebe zu ihm; aber das erste Ziel bei diesen Tugenden sind dennoch immer wir selbst oder der Nächste. Bei den göttlichen Tugenden dagegen steht Gott schon in erster Reihe, sie beziehen sich unmittelbar auf ihn, er ist der erste Gegenstand unsers Glaubens, Hoffens und Liebens. Sie haben aber auch Gott oder eine seiner Vollkommenheiten zum Beweggrunde. Wenn wir fragen, warum wir glauben, hoffen oder lieben, so erhalten wir Gott oder eine seiner Vollkommenheiten zur Antwort. Wir glauben, weil Gott die unfehlbare und untrügliche Wahrheit gesprochen, wir hoffen, weil Gott, der unendlich Gütige und Mächtige und Getreue etwas verheißen hat; wir lieben, weil Gott das höchste, vollkommenste Gut ist. Weil nun

Gott wie der unmittelbare Gegenstand, so auch der unmittelbare Beweggrund unsers Glaubens, unserer Hoffnung und unserer Liebe ist, deßhalb zumeist heißen diese Tugenden göttliche Tugenden.

II.

Wir wollen nun diese drei Tugenden mit einander vergleichen und sehen, wie sie zu einander sich verhalten. Sehen wir auf ihre Reihenfolge, so steht der Glaube voran; denn wer nicht glaubt, der kann auch nicht hoffen und nicht lieben. Der Glaube ist die Wurzel und der Grund für die Hoffnung und für die Liebe. So wenig eine Blume wachsen und blühen kann ohne Wurzel, eben so wenig wirst du auf Gott hoffen und noch weniger ihn lieben, wenn du nicht an ihn glaubst. Nach dem Glauben kommt dann die Hoffnung, die gleichsam den Stamm bildet, der aus der Wurzel des Glaubens sich aufwärts hebt. Sie zeigt dir, daß du das, was du glaubst, nämlich Gott, auch erreichen kannst, gibt dir Anwartschaft auf das höchste Gut, dessen Besitz allein das Herz ausfüllen und befriedigen kann, und dadurch fühlt sich das Herz getrieben, nach diesem Gute auch zu streben und zu verlangen, es über Alles zu begehren und zu lieben. Die Liebe ist die Blüthe und Krone der Wurzel und des Stammes. Die eine von den drei göttlichen Tugenden dient der andern zur Unterlage, sodaß, wer die Liebe hat, nothwendigerweise auch den Glauben und die Hoffnung besitzt. Man kann glauben ohne zu hoffen und zu lieben; man kann hoffen ohne zu lieben aber nicht ohne zu glauben; aber man kann nur lieben, wenn man auch glaubt und hofft. Wem der Glaube fehlt, dem fehlen alle drei Tugenden, während sie Jener sämmtlich besitzt, der die Liebe hat.

Sehen wir auf den Werth, dann steht die Liebe obenan und in dieser Beziehung nennt sie der Apostel die größte unter den drei göttlichen Tugenden. „Nun bleiben Glaube, Hoffnung und Liebe, diese drei; aber das Größte ist die Liebe." Sie verdient diesen Vorzug nicht bloß, weil sie die beiden andern Tugenden in sich schließt, sondern uns auch vollkommener mit Gott verbindet, als der Glaube und die Hoffnung, und allen andern Tugenden erst Werth und Verdienstlichkeit verschafft. Während der Glaube und die Hoffnung Gott immer noch verhüllt und in der Ferne lassen, der Glaube sich ihm, dem Wahrhaften, unterwirft und die Hoffnung sehnsuchtsvoll zu ihm aus der Tiefe

aufblickt, ist es die Liebe, welche zu Gott sich erhebt und ihn gleichsam umfaßt und mit ihm sich vereiniget, so daß sie mit der Braut im hohen Liede sprechen kann: „Ich habe ihn gefunden, den meine Seele liebt; ich hielt ihn und will ihn nimmer lassen" (Cant. 3, 4). oder was ist denn die Liebe anders, als die innigste Vereinigung und Uebereinstimmung des Liebenden und Geliebten? eine Vereinigung des Menschen mit Gott, weßhalb der heilige Johannes sagt: „Wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott, und Gott bleibt in ihm." Keine andere Tugend darf sich an die Stelle wagen, welche die Liebe einnimmt, keine tritt so nahe zu Gott hinzu und erfreut sich solcher Vorzüge und Vorrechte, wie die Liebe, und deßhalb ist sie die größte unter ihnen. Und nicht allein deßhalb, sondern jede Tugend braucht die Liebe, wenn sie ein Verdienst werden und eine Belohnung erhalten soll, wie dieß der heilige Paulus in unübertrefflicher Weise ausgesprochen hat in den Worten: „Wenn ich die Sprachen der Menschen und Engel redete, aber die Liebe nicht hätte, so wäre ich wie ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle. Und wenn ich die Gabe der Weissagung hätte und wüßte alle Geheimnisse und besäße alle Wissenschaft, und wenn ich alle Glaubenskraft hätte, so daß ich Berge versetzen könnte, hätte aber die Liebe nicht, so wäre ich nichts, und wenn ich alle meine Güter zur Speisung der Armen vertheilte und wenn ich meinen Leib zum Brennen hingäbe, hätte aber die Liebe nicht, so nützte es mir nichts" (1. Cor. 13.). Also nichts ist der Mensch, keinen Werth hat er vor Gott, wenn er auch die außerordentlichsten Gnadengaben, die Gabe der Sprachen und Weissagungen und Wunder hätte und die heldenmüthigsten Werke vollbrächte, so daß er in vollkommener, evangelischer Armuth leben und den Feuertod erleiden würde. Die Liebe allein macht Alles erst zu Gold und ist, wie die heilige Schrift selbst bezeugt, das Band der Vollkommenheit. „Vor Allem habet die Liebe, welche ist das Band der Vollkommenheit," mahnt der heilige Paulus (Col. 4. 14). Mit allem Rechte heißt es darum im hohen Liede (Cant. 8, 7): „Gäb auch ein Mensch alle Habe seines Hauses für die Liebe, für nichts würde man es achten." „Ein unerforschlicher Schatz ist sie für die Menschen: wer ihn benützt, wird der Freundschaft Gottes theilhaftig und empfiehlt sich durch die Gaben der Zucht" (Sap. 7, 14). Welchen Preis werden wir deßhalb, geliebte Zuhörer, aufbieten, um diesen Schatz zu erhalten und zu vermehren? Tausend Welten,

tausend Leiber, tausend Leben, welche wir für sie darbrächten, es wäre wenig gegen sie. „O heilige Liebe," so rufe ich mit einem frommen Geisteslehrer aus, „wenn ich wüßte, wie viel du werth bist, jeden Preis würde ich für dich erlegen. Aber wenn du meine Dürftigkeit übersteigst, und ich bei mir keinen Preis zu finden vermag, so will ich wenigstens geben, was ich habe und Alles was ich habe, und um all mein Besitzthum will ich dich eintauschen. Und wenn ich Alles gegeben habe, so will ich es wie Nichts achten. Alle Vergnügungen meines Lebens, alle Annehmlichkeiten meines Herzens will ich freudig hinopfern, auf daß ich dich allein besitzen möge: Du allein bist mir theuerer, du allein nützlicher, du allein süßer als Alles andere."

Sehen wir endlich auf die **Dauer** der drei göttlichen Tugenden, auf ihre Zu- oder Abnahme, so können sie alle vermehrt, aber auch verloren werden. Die Vermehrung derselben besteht in der Stärkung oder Erhöhung der Tüchtigkeit zu glauben, zu hoffen und zu lieben. Es ist hier, um das frühere Gleichniß noch einmal in Anwendung zu bringen, wie mit dem Talente eines Künstlers, das um so reichlicher sich entfaltet, um so tüchtiger sich zeigt, je sorgsamer es geübt und ausgebildet wird, so daß es mit leichter Mühe immer höhere Schöpfungen hervorzubringen im Stande ist. Nach dem Beispiele der Apostel, die da flehten: Herr, vermehre uns den Glauben! (Luc. 17, 5) fleht auch die Kirche um Vermehrung der göttlichen Tugenden, indem sie am dreizehnten Sonntage nach Pfingsten betet: „Gib, o Herr, einen Zuwachs des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe!" Sie werden aber vermehrt durch Alles, wodurch die heiligmachende Gnade vermehrt wird, also durch die heiligen Sakramente und durch jedes gute Werk. Da sie mit dieser zugleich eingegossen werden, so läßt sich schließen, daß sie mit dieser auch vermehrt werden, denn die heiligmachende Gnade bildet das Wesen, die Tugenden aber gleichsam die Kräfte, wodurch das Wesen des neuen Lebens vervollständigt wird. Wie nun die Kräfte sich mehren, wenn unser Leben, unsere Wesenheit erstarkt, so mehren sich auch die Tugenden, wenn die heiligmachende Gnade zunimmt. Findet dagegen an und für sich ebenso wenig eine Verminderung der drei göttlichen Tugenden statt, als auch die heiligmachende Gnade durch läßliche Sünden nicht vermindert wird, so können dieselben dennoch verloren gehen, wie die heiligmachende Gnade. Diese ist aber dahin durch jede Todsünde. Der Glaube und die Hoffnung

können allerdings noch bestehen, auch wenn der Mensch in schweren Sünden sich befindet; aber die Liebe geht verloren mit jeder Todsünde; denn wie könnte das anders sein, da die Liebe uns mit Gott verbindet, die Todsünde aber von ihm trennt? Wenn ich von Gott getrennt bin, dann kann ich also auch die Liebe nicht mehr haben.

Die Liebe ist ferner entweder gar nicht verschieden von der heiligmachenden Gnade oder doch so enge mit ihr verbunden, daß die eine ohne die andere gar nicht bestehen kann. Nun wird aber die heiligmachende Gnade durch jede Todsünde verloren; folglich auch die Liebe. Wenn dagegen der heilige Paulus von einem so starken Glauben redet, daß er Berge versetzen könnte, und dennoch sagt, daß er ohne die Liebe sein kann, so folgt daraus, daß der Glaube nicht durch jede Todsünde, sondern nur durch eine ihm geradezu entgegengesetzte Sünde, also durch den Unglauben allein verloren gehe. Dasselbe gilt auch von der Hoffnung, welche aufhört, wenn der Mensch sich der Verzweiflung überantwortet. Wir sehen auch hierin wieder die Güte, Barmherzigkeit und Langmuth unseres Gottes, der uns, wenn wir schwer gesündiget haben, nicht alle drei göttlichen Tugenden nimmt, sondern den Glauben und die Hoffnung noch läßt, weil diese die Wurzel unserer Seligkeit und die Grundlage und der Anfang unserer Bekehrung sind, die überaus erschwert und oftmals geradezu unmöglich würde, wenn wir auch den Glauben und die Hoffnung eingebüßt hätten. Nur derjenige verliert auch diese Tugenden, welcher ihrer sich gänzlich unwürdig gemacht und sie, indem er den entgegengesetzten Lastern des Unglaubens und der Verzweiflung sich preisgegeben, gleichsam freiwillig von sich geworfen hat. Scheint es demnach, daß Glaube und Hoffnung rücksichtlich ihrer Dauer einen gewissen Vorzug vor der Liebe haben, die weit leichter verloren geht, so gilt dieß doch nur im irdischen Leben. Wenden wir unsere Blicke nach dem Jenseits, so werden wir die Liebe allein unsterblich finden. Der Glaube, der dem Wanderer ein leuchtendes Licht durch die Finsternisse und Irrgänge der Welt sein soll, hört auf, wenn das Ziel erreicht ist, oder er verwandelt sich vielmehr in die selige Anschauung. Deßhalb nennt auch der heilige Petrus den Glauben ein Licht, das da scheinet an einem dunklen Orte, bis der Tag anbricht und der Morgenstern aufgeht in den Herzen (2 Petr. 1, 9). Was wir jetzt geglaubt haben mit demüthiger Unterwerfung unseres

Verstandes unter die Aussprüche Gottes, unter die Geheimnisse der Religion, das werden wir im Himmel sehen von Angesicht zu Angesicht, nicht mehr stückweise, sondern klar und unverschleiert. Ja nicht bloß sehen, sondern auch besitzen und genießen, und darum erlischt auch die Hoffnung, wenn wir eingehen in die ewige Freude. Sie ist erfüllt, sie hat, was sie erwartete, sie befindet sich im vollen Genusse. Die Liebe allein hört mit dem Tode nicht auf; „die Liebe“, sagt der Apostel, „hört nie auf, wenn auch die Weissagungen aufhören“ (1 Cor. 13, 6), sie trotzt dem Grabe und dem Untergange und macht unsere Seligkeit aus durch die ganze Ewigkeit. Die volle, reine und heilige Liebe, die wir dort haben werden, ist das ewige Leben. Ehe der Mensch aber wirklich des Himmels theilhaftig wird, so lange er noch im Reinigungsorte sich befindet, bleiben ihm die drei göttlichen Tugenden. Er glaubt noch an Gott, weil er immer ihn noch nicht geschaut hat; er hofft auf ihn, weil er immer noch nicht in seinem Besitze ist, und er liebt ihn in so inniger Weise, daß eben seine Verbannung von ihm eine der größten Qualen ist, die er noch leidet.

Wehe aber denen, die auf ewig vom Angesichte Gottes verstoßen sind! In ihnen findest du keine von allen drei göttlichen Tugenden. Sie erkennen zwar Gott aus seinen Werken und fühlen namentlich die schwere Hand des nun unversöhnlichen Rächers; sie haben, wenn du willst eine Art von Glauben; aber es fehlt ihnen die hiezu nöthige Gnade und Glaubensbereitwilligkeit. Ihr boshaftes Herz stemmt sich immer gegen das, was sie zu glauben gezwungen sind, wie der Gottesleugner das Dasein eines Gottes leugnet, obwohl dasselbe mit unauslöschbaren Zügen in sein Bewußtsein eingeschrieben steht. So wird das, was sie glauben müssen nur eine beständige Pein und dient zur Vermehrung ihres unseligen Zustandes. Da ihnen die Glaubensgnade und Glaubensbereitwilligkeit fehlt, so sind sie natürlich auch ohne Hoffnung; denn wie könnten sie eine Seligkeit erwarten, die sie sich auf immer verschlossen sehen, und wie im Leben, so sind sie umsomehr nach dem Tode ohne alle Liebe: nur Haß erfüllet ihre Seele.

Geliebte Zuhörer! wenn wir jetzt sterben müßten, würden wir in der Liebe sterben? würden Glaube und Hoffnung uns zur Seite stehen? Ohne diese drei Tugenden, besonders ohne die Liebe gibt es kein Heil. Diese drei Tugenden sind kostbarer und nothwendiger als man sie gewöhnlich achtet und schätzt; sie sind nach der heilig-

machenden Gnade das Werthvollste, was wir in der Taufe empfangen haben. Haben wir sie auch als ein unschätzbares Kleinod stets bewahrt? Ach, wie oft haben wir die Liebe verloren, um nichts zu sagen von den Wunden, welche wir dem Glauben und der Hoffnung geschlagen haben? Geschah es, daß wir durch die Buße wieder in den Besitz der heiligmachenden Gnade und damit zur göttlichen Liebe gelangten, wie schnell haben wir sie wieder dahin gegeben um einen Spottpreis, um eine Sache, die wir ihres Schmutzes und ihrer Armseligkeit halber hätten tausendmal verfluchen sollen. Und wenn wir jetzt sterben müßten; bei Gott, wir wären vielleicht zum größten Theile ohne die Liebe, wir hätten nichts als die Verdammniß zu erwarten. Auf denn zur Buße! O, erwache in jeder Menschenbrust, du heiliger Glaube, grüne empor, du zuversichtliche Hoffnung, damit auch die Liebe wieder einkehre! Zeiget, o Glaube und Hoffnung, dem Sünder, was er verloren hat, was er gewinnen kann, damit er nicht länger dem gnadenvollen Rufe Gottes widerstrebe, sondern Buße thue und die Liebe erringe, die größte aller Tugenden, und die errungene unverletzt auch bewahre. Mit den drei göttlichen Tugenden wollen wir uns ketten an den dreieinigen Gott: mit dem Glauben an den Vater, der sich uns geoffenbart; mit der Hoffnung an den Sohn, der uns durch sein Blut Aussicht auf das ewige Leben gegeben hat; mit der Liebe an den heiligen Geist, der die ewige, die unerschaffene Liebe ist. Amen.

Zehnte Predigt.

Der Werth des christlichen Glaubens.

„Der Herr ist mein Licht und mein Heil; wen sollt' ich fürchten?" Ps. 26, 1.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

Obwohl Johannes weder Christus, noch Elias, noch der Prophet ist, so tauft er doch jene, die zu ihm hinausgingen und ihre Sünden bekannten; aber es ist eine bloße Wassertaufe, wodurch die Buße und das Verlangen nach der inneren Reinigung angeregt und dargestellt werden soll. Die Taufe des Johannes ist die Vorbereitung und ein Vorbild jener Taufe, die derjenige begründen wird, der nach ihm kommt und dessen Schuhriemen er aufzulösen nicht würdig ist. „Er selber wird euch," so verheißt Johannes den Juden, „im heiligen Geiste und im Feuer taufen" (Matth. 3, 11). Die Taufe Christi ist also eine Geist- und Feuertaufe, weil dadurch die Seele des Menschen erst wahrhaft von aller Sünde frei und weil ihr außerdem durch den heiligen Geist das Feuer der heiligmachenden Gnade mitgetheilt wird. Zugleich mit derselben werden auch die drei göttlichen Tugenden der Seele eingegossen, eine Gabe, womit der Mensch Alles empfangen hat, was ihm hier auf Erden verliehen werden kann. Von diesen drei göttlichen Tugenden ist nun der Glaube die erste und zwar, weil er die Grundlage für die beiden andern bilden muß oder, wie der heilige Kirchenrath von Trient sagt, weil er „der Anfang des menschlichen Heiles, der Grund und die Wurzel aller Gerechtigkeit ist" (sess. VI. c. 8). Möchte er doch in euch recht lebendig geblieben sein, möchtet ihr in demselben recht zugenommen haben, daß ihr feststeht wie die

heilige Kirche, die auf den unerschütterlichen Felsen gegründet ist! Um euch im Glauben zu bestärken und denselben in euch zu vermehren, habe ich bereits früher meherere Vorträge gehalten und euch den Begriff, die Nothwendigkeit und die Eigenschaften des Glaubens dargethan. Ihr habt gehört, daß er eine göttliche Gabe ist, und daß wir Alles glauben müssen, was Gott geoffenbart hat und die katholische Kirche zu glauben vorstellt, es mag nun in der heiligen Schrift stehen oder mündlich überliefert worden sein; es wurde euch nachgewiesen, daß Gott, die bürgerliche Gesellschaft und unser eigenes Heil uns zum Glauben verpflichten, daß man ohne den Glauben Gott nicht gefallen könne, und zuletzt wurde euch noch auseinandergesetzt, daß unser Glaube allgemein, fest, lebendig und standhaft sein müsse. An das Alles möchte ich euch hier wieder erinnert haben. Und darum kann ich schneller über diese göttliche Tugend hinweggehen, als es sonst erlaubt sein würde. Ich will nur ergänzen, was früher nicht gesagt wurde und nachholen, was dort unerörtert blieb. Für heute mache ich euch aufmerksam auf den **Werth** des christlichen Glaubens, den wir nicht genug schätzen können, weil er erstens das Licht unseres Verstandes, zweitens der Trost unseres Lebens ist, so daß wir mit dem Psalmisten sagen können: „Der Herr ist mein Licht und mein Heil; wen sollte ich fürchten?" **Licht** und **Trost**, diese zwei wichtigen Güter für den Erdenpilger gibt allein der Glaube.

Lasset uns das betrachten im Vertrauen auf die Gnade des heiligen Geistes und mit kindlicher Hingabe an das heilige und unbefleckte Herz Mariä!

I.

Von der heiligen Ottilia erzählt die Legende, daß sie, die vorher blind war, in dem Augenblicke sehend wurde, als das Wasser der heiligen Taufe über sie ausgegossen wurde, welche ihr der heilige Erhard, Bischof von Regensburg, ertheilte. Was nun da leiblich geschah, das ist bei der heiligen Taufe auch an deiner Seele geschehen; denn sie, die bis dahin blind war für die Geheimnisse Gottes, ist auf einmal erleuchtet und sehend geworden. Wohl können wir auch schon mit dem schwachen Lichte unserer Vernunft einige Kenntniß von Gott erringen, und es hat darum keine Nation gegeben, die ganz ohne allen Glauben, ohne alles Gottesbewußtsein gewesen ist; aber wie mangelhaft, wie dürftig

und beschränkt ist der Glaube, zu welchem uns die Vernunft verhilft! Der Anblick der erschaffenen Welt bringt uns wohl auf den Gedanken, daß es ein höchstes Wesen geben müsse, welches schon vor der Schöpfung und ewig war, daß dieses Wesen eine unendliche Macht besitzen müsse, weil es nicht bloß die geräumige Erde, sondern auch die Sterne des Himmels, welche ohne Zahl und nicht selten vielmal größer als die Erde sind, in's Dasein zu rufen vermochte; daß es einer unendlichen Weisheit sich erfreuen müsse, weil es Alles so gut eingerichtet und angeordnet hat und noch immer leitet, daß es die Güte selber sein muß, weil es so väterlich und liebevoll für Alle sorgt und so viele Annehmlichkeiten uns bereitet hat: aus der Betrachtung der sichtbaren Schöpfung also sieht sich unsere Vernunft genöthiget, auf das Dasein eines ewigen, allmächtigen, allweisen und allgütigen Wesens, das ein Geist und unser Herr und Gott ist, zu schließen. Ja, sie hat in sich eine Stimme, welche bald lobend, bald tadelnd sich vernehmen läßt, je nachdem unsere Werke gute oder böse sind, und diese Gewissensstimme verkündiget auch die Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes, indem sie bezeugt, daß er gegen Gutes und Böses nicht gleichgiltig ist, sondern das Gute liebt und belohnt und das Böse haßt und bestraft: aber mit diesen Wahrheiten ist dann Alles abgethan, weiter kann die Vernunft nicht vordringen, und was über die sichtbare Schöpfung und über das Gewissen hinausgeht, das bleibt ihr verborgen. Wieviel denkende und tiefforschende Geister haben im heidnischen Griechenland und zu Rom gelebt und es sich zur Lebensaufgabe gemacht, über Gott und unser Verhältniß zu ihm nachzudenken. Und doch wußten sie, nachdem sie ihr ganzes Leben mit solchen Betrachtungen hingebracht hatten, weniger als ein Schulkind, das eben erst die Hälfte des kleinen Katechismus auswendig weiß. Sie schwankten bald dahin, bald dorthin, der eine bekämpfte, was der andere behauptete, und die Weisesten unter ihnen waren die, denen es gelang, von der Vielgötterei, von dem lächerlichen Götzendienste sich frei zu machen und die Ueberzeugung sich zu verschaffen, daß es nur einen einzigen und wahren Gott gebe. Dieser einzige, wahre Gott aber war der Mehrzahl unbekannt, und während sie fast so viele Götter anbeteten, als Tage im Jahre waren, fanden sie doch den nicht, der sie erschaffen und erhalten, der sie genährt und gekleidet, der ihnen seine Sonne und seinen Regen gegeben hatte. Sie bauten ihm zwar zu Athen einen Altar; allein sie kannten ihn nicht, weßhalb

sie dem Altare die Aufschrift gaben: „Dem unbekannten Gotte", an die bekanntlich der heilige Paulus anknüpfte, um Christus in dieser Stadt zu verkündigen.

Wenn wir also bloß an unsere Vernunft gewiesen wären, dann würden wir immer noch in der Finsterniß wandeln und alle Gräuel des Heidenthums üben oder doch nur mit wenigen Wahrheiten betraut sein. Wie weit wir mit der Vernunft und wie weit wir mit dem Glauben kommen, das erklärt der heilige Thomas von Villanova durch einen schönen Vergleich. „Der Glaube", sagt er, „gleicht einem Herrn, der von seinem Diener begleitet zum königlichen Palaste geht. Beide gehen auf der Straße miteinander, beide gehen ins Hauptthor hinein, beide stiegen mitsammen die breiten Stufen der Treppe hinauf; allein da sie beim Vorsaale des Königs anlangen, bleibt der Diener draußen stehen, der Herr aber geht hinein und sieht die innern Gemächer, ihre Einrichtung, ihren Glanz und redet mit dem Könige. Ebenso wandeln auch Vernunft und Glaube miteinander." Sie wandeln durch die offene Straße der äußern sichtbaren Welt, sie gehen auf den Stufen hinan, welche die erschaffenen Dinge in ihrer Rangordnung bilden; aber da sie zur Pforte des Heiligthums kommen, bleibt die Vernunft draußen in der Vorhalle stehen, und nur der Glaube allein hat den Eingang. Die Vernunft erkennt Gott nur, wie er in den sichtbaren Geschöpfen sich geoffenbart hat, der Glaube aber erkennt ihn, wie er sich selbst durch Christus uns kundgemacht hat. Um wie viel heller ist es nun durch ihn geworden, und wie schwarz und thöricht erscheint nun die Nacht des Heidenthumes! Wieviele Fragen sind gelöset! wie viele Zweifel sind gehoben, wieviele Wahrheiten sind uns aufgeschlossen! Wohin die Vernunft nie zu bringen vermochte dahin ist der Glaube gelangt. Die größte Zahl der religiösen Wahrheiten kennen wir bloß durch den Glauben, der uns hineinschauen läßt in die geheimnißvollen Rathschlüsse Gottes und uns unterrichtet über den Sündenfall des Menschen, über die Erlösung durch den eigenen und eingebornen Sohn des Vaters und über die Gnade des heiligen Geistes. Durch den Glauben wissen wir, daß der Mensch nicht bloß geboren ist, um zu sterben, daß er nicht bloß für den Genuß oder zu seiner Qual, sondern für ein ewiges Leben erschaffen ist. Dadurch wird unsere Sehnsucht nach einer ununterbrochenen Glückseligkeit gestillt und das Leben erhält einen neuen Reiz, weil wir im Jenseits sicher finden, was wir hinieden

vergebens suchen, — volle Ruhe und Seligkeit. Der Glaube leuchtet in unser Herz und zeigt, woher der Zwiespalt desselben stammt und wie ihm abzuhelfen ist. Sein Lichst strahlt zurück bis ins Paradies, das zwei glückliche Menschen bewohnten, die ihrer Sünde halber hinausgestoßen dem ganzen Geschlechte das Verderben angeerbt haben, und es fällt wiederum auf den Hügel des Kreuzes, an dem Gottes menschgewordener Sohn mit seinem Blute Genugthuung leistete, und erleuchtet die Kirche, in welcher alle Wahrheit und alles Heil der Erlösung niedergelegt ist und fortfließt im siebenarmigen Strome der heiligen Sakramente. In diesem Lichte des Glaubens nun verabscheuen wir die Sünde als das größte, als das Uebel aller Uebel und streiten wider den Feind, wider die Welt und das eigene Fleisch. Wir unterdrücken unsere Begierden, regeln unsere Neigungen und beseitigen unsere Leidenschaften, indem wir in seinem Lichte erkennen, daß sie es sind, wodurch unsere Ruhe gestört und der Friede uns geraubt wird schon hienieden, um einer ewigen Qual anheimzufallen im künftigen Leben. Wie kann es da anders kommen, als daß wir auch jeder Tugend uns befleißen? Je mehr der Glaube wächst im Herzen des Menschen, desto lebendiger und regsamer wird auch sein Streben, in guten Werken sich zu üben, desto mehr Kraft fühlt er in sich zur Entsagung und Selbstverleugnung und Antrieb zu den schwierigsten und heldenhaftesten Tugenden. „O ruhmvolle und liebliche Tugend des Glaubens!“ ruft deßhalb der heilige Bonaventura aus, „wer soll dich nicht lieben, da du die Grundlage aller Gnade und Tugend bist! Du reinigest von Sünden, belebest die Seelen, erleuchtest die Blinden, bezeichnest die Auserwählten, verbindest die Glieder mit dem Haupte, mit Christo, und ermuthigest die Gläubigen.“ Diesen Werth des Glaubens hat der heilige Augustinus eingesehen, nachdem einmal dessen Licht in ihm nach langen Verirrungen aufgegangen war. „Wahrhaftig“, sagt derselbe, „o Herr, du bist mein Gott, der du mich aus der Finsterniß und aus dem Schatten herausgeführt und zu deinem bewunderungswürdigen Lichte gebracht hast und sieh! nun sehe ich. Dank dir, der du mich erleuchtet hast! Ach und abermals ach wegen meiner Finsterniß, in der ich gelegen bin; ach und abermals ach wegen meiner Blindheit, in der ich nicht schauen konnte das Licht des Himmels! Ach und abermals ach, wegen meiner vorigen Unwissenheit, da ich dich, o Herr, nicht kannte! Zu spät habe ich dich kennen gelernt, du

mein Licht und meine Wahrheit, zu spät habe ich dich kennen gelernt; aber Dank dir, daß du mich erleuchtet hast, und ich dich und mich erkenne."

Seht, so hoch steht der Glaube über der Vernunft, um so viel heller leuchtet sein Licht als das unseres Verstandes — und doch geht das Streben der heutigen Welt dahin, die Vernunft über den Glauben zu erhöhen. Die falschen Propheten der Aufklärung rufen ohne Unterlaß: Die Vernunft ist die Richterin des Glaubens; nur was wir begreifen, das glauben wir und weiter nichts. Und mit lauter Vernunft streichen sie ein Dogma um das andere, leugnen eine Wahrheit nach der andern, alle Wunder der heiligen Schrift, alle Thatsachen des Lebens Jesu, selbst seine Auferstehung und Gottheit. Höchstens lassen sie ihn noch gelten als einen klugen und tiefgebildeten Menschen, der seine Zeitgenossen weit überragte, und nennen ihn den Weisen von Nazareth. Und das nennen sie dann Aufklärung, wenn sie auf den morschen Krücken der Vernünftelei sich zurückschleppen in's düstere Heidenthum, in jenes Heidenthum, das alle Rechte der Natur mißkannte und die heiligsten Gefühle erstickt hatte; in jenes Heidenthum, das allen Sinnenlüsten freien Zügel gab und in schmach- und fluchbedeckten Lastern sich wälzte; in jenes Heidenthum, das den Menschen zur Waare machte und im Sklavenjoche verschmachten ließ; in jenes Heidenthum, das vor Sonne, Mond und Sternen und selbst vor Thieren anbetend niedersank. Wer hat Lust, dahin ihnen zu folgen, wer will zurückkehren in die Nacht der Barbarei und des Lasters, aus der das Christenthum uns gerettet hat? Ich meinestheils bleibe im Lichte des Glaubens, eingedenk der Mahnung des Apostels: „Ehedem waret ihr Finsterniß, nun seid ihr Licht im Herrn; wandelt also als Kinder des Lichtes." Nur in diesem Lichte kann ich vernünftig und eines Menschen würdig leben; nur in diesem Lichte finde ich allzeit Rath und Stärke und bleibe ungebeugt in jeder Lage; der Glaube ist ja auch eine Quelle des süßesten Trostes.

II.

Der Mensch lebt vom Troste ebenso, wie vom Brode; denn da es Keinem und fast an keinem Tage an Leiden, Mühseligkeiten, Zurücksetzungen und Kümmernissen fehlt, so muß ihm am Ende ohne Trost die Lebenslust ausgehen, ebenso wie dem die Kräfte erlahmen, der ohne Nahrung ist. Wo wir aber immer Trost suchen,

nirgends werden wir ihn finden, wenn wir nicht an die Thüre des Glaubens klopfen. Er allein ist der wahre und zugleich der treueste Tröster. Seht das, was wir oftmals Trost nennen, ist eigentlich nichts, als eine feine Täuschung, ein Blendwerk, das bald in nichts sich auflöset. Wir suchen Trost in uns selber. Sind gewisse Hoffnungen fehlgeschlagen, haben wir eine Einbuße erfahren, dann holen wir Vernunftgründe hervor, fangen zu speculiren und zu berechnen an oder suchen uns wenigstens die ganze Sache aus dem Sinne zu schlagen und zu vergessen, was nicht mehr zu ändern ist; allein ist denn das ein Trost? Können wir den Kaufmann, der einen Theil seines Vermögens einbüßte, getröstet nennen, wenn er ausgesonnen hat, wie er es wieder gewinnen will? — und den Kranken, der irgend ein Glied verlor, wenn er ausfindig gemacht hat, wie er den Schaden wieder ersetzt? — und den Gefangenen, wenn er eine Hoffnung entdeckt hat, durch die Flucht sich zu retten? Alle diese bauen auf eine ungewisse Zukunft, ihre Speculationen können vereitelt werden, ihre Berechnungen können falsch sein, und der nächste Tag kann ihnen, statt Erleichterung nur noch mehr Elend bringen. Anders dagegen war jener Trost, den der Glaube dem Dulder Job an die Hand gab: „Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, der Name des Herrn sei gebenedeit!" Seht, das ist ein wahrer Trost, den mir der Glaube bietet, indem er lehrt, daß ich Alles von Gott habe, der es mir jederzeit wieder nehmen kann, der es aber nur nimmt nach seinem weisen und liebevollen Willen, zu meinem Besten und um durch nützlichere Güter mich zu entschädigen. Ich beruhige mich, weil ich weiß, daß Gott mich geschlagen hat, gegen den ich nicht streiten kann, und der es nie böse mit mir meint.

Wir suchen sodann Trost bei unsern Freunden; allein wie selten können sie hilfreich uns beistehen, und wenn sie können, wie selten wollen sie, so daß wir höchstens unser Herzeleid klagen können. Gerade das Unglück treibt sie von unserer Seite und mindert ihre Theilnahme, und wenn sie auch ausharren, ach! sie haben bloß Worte und Zusprüche. Der Glaube aber zeigt dir Helfer und Fürbitter, die im Himmel sind, er zeigt dir ein Herz, das sich den Trost der Betrübten nennt, eine milde, gütige Mutter, die noch Keinen zurückwies und weinend scheiden ließ, und er lenkt deine Schritte hin zu jener Stätte, wo er verborgen weilt, der

einst gesprochen: Kommet zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, und ich will euch erquicken. Da findest du das theilnahmsvollste Herz, den besten Rathgeber, den süßesten Tröster und wenn du im Glauben gekommen bist und in kindlicher Einfalt den ganzen Jammer deiner Seele erzählt hast, so wirst du auch wunderbar deine Last dir abgenommen und mit überirdischer Kraft dich gestärkt fühlen.

Wir suchen unsern Trost endlich, wo er am allerwenigsten gefunden werden kann, in den Freuden und Vergnügungen der Welt, im Besuche von Gesellschaften und Schauspielhäusern, im Qualme der Belustigungsorte, auf dem offenen Markte. Ach! welch ein elender Trost! Wo haben denn die Freuden und Genüsse der Welt, die Schauspiele des Theaters und der Lärm der Gesellschaften je ein Herz wirklich beruhigen können? Sie wirken wie das Opium, sie sind wie ein Schlaftrunk, der eine Zeit lang betäubt, um dann noch größere Mattigkeit und Abspannung zu hinterlassen. Da lehrt der Glaube ganz Anderes: er heißt dich beten, er räth dir den Empfang der heiligen Sakramente, die Betrachtungen des Leidens unseres Herrn und Ergebung in den Willen Gottes, und wenn du seinen Rathschlägen folgst, dann wirst du bald den Balsam fühlen, den er in das Herz dir träufelt. Er wird dich mit geistigen Genüssen überschütten, für welche es keine Schilderung gibt, und gegen die Alles sonst nur Staub und Spreu genannt werden muß; mit Genüssen, die keinen bittern Bodensatz hinterlassen, wie die Weltfreuden, und mit Tröstungen, die dich erquicken frisch und hell auch noch in späten Jahren. Da richtet sich das Herz wahrhaft empor und hinaufgehoben über die Veränderlichkeit dieser Zeit beruhiget es sich bei allen Wunden, die ihm geschlagen wurden. „Der Glaube," sagt der heilige Augustin ganz treffend, „ist eine Medicin, die alle Wunden heilet." Ja alle Wunden; denn sein Trost ist nicht bloß wahr, sondern auch treu.

Es gibt Verhältnisse, in denen der Mensch den irdischen Trost blos sucht, wenn er allseitig sich verlassen sieht; es bricht das Unglück manchmal über Nacht herein und der Sturm wüthet, ohne daß nur ein Wölklein ihn vorher verkündet hätte. Schlag folgt auf Schlag, als ob alles Unheil sich über deinem Haupte, über deiner Familie allein sich zusammengethürmt hätte und dich von Grund aus vernichten wollte. Ich kann sie nicht aufzählen die mannigfachen Unfälle, die dich plötzlich treffen können in Folge

fremder und eigener Bosheit, durch den Tod und das Zusammentreffen ungünstiger Verhältnisse. Du siehst dich durch eine ruchlose Verleumdung plötzlich vor aller Welt entehrt, oder es kommt ein von dir oder deinen Angehörigen verübtes Unrecht, ein schweres Verbrechen an den Tag, oder es verdüstert sich das Licht des Verstandes und einer deiner nächsten Verwandten liegt in den Fesseln des Wahnsinns, oder es schreitet der Tod in's Haus und rafft deine Freude, deine Stütze hinweg, und nicht zufrieden mit dem einen Opfer, holt er zwei und drei zugleich und schlägt deinem Herzen ebensoviele tiefblutende Wunden. Seht, da schwindet aller Menschenwitz, da stehen alle Freunde rath- und sprachlos, da ist der ganze Horizont ohne einen Stern der Hoffnung. Woran wirst du dich nun laben, womit dich stärken? Ach, der Ungläubige weiß kein anderes Mittel, als Hand an sich selbst zu legen und ein Dasein zu enden, das für ihn ohne Trost und Hoffnung ist! Vernichtung seiner selbst scheint ihm der einzige Ausweg aus den Fluthen der Schmach und des Schmerzes, die ihn übergossen haben, und das gräuliche, thörichte, unnatürliche Verbrechen des Selbstmordes soll ihm dazu helfen. Eitler Wahn! denn gerade dadurch stürzt er sich in die ewige Pein, in eine unaufhörliche Schmach. Hätte er sich doch an den Glauben gewendet, der ihm, wenn auch jeder andere Trost entschwand, dessen noch im Ueberfluß geboten hätte. Ja, für jede Wunde hat der Glaube einen Balsam.

Macht des Feuers Wuth, des Krieges Rasen dich zum Bettler, schlägt der Hagel deine Fluren und zündet der Blitz in deinen Scheunen, und wirst du so arm wie eine Kirchenmaus und kannst trotz Fleiß und Sparsamkeit es nicht weiter bringen und keinen Wohlstand gewinnen dein Leben lang, — wird da der Unglaube dich trösten können? Ach nein, er wird dich mürrisch und verdrossen machen, während der heilige Glaube dich hinweiset auf die Armuth des Herrn und ein Lächeln der Zufriedenheit und frohen Hoffnung ausbreitet über alle deine Züge bei dem Gedanken: Selig sind die Armen im Geiste; denn ihrer ist das Himmelreich.

Vertrocknen die Sehnen deiner Augen, umnebeln sich ihre Blicke, bis sie zuletzt erblinden, und du, ein armer Mensch, nicht mehr schaust deiner Lieben Angesicht, der Erde und des Himmels Pracht; wird da der Unglaube deine Finsterniß aufhellen? Ach nein, er wird dich seufzen lassen, wird dich zum Fluchen reizen,

während der Glaube dich lehrt in Geduld auszuharren, bis diese Augen einst schauen die Herrlichkeit Gottes.

Wirft Krankheit dich auf das schmerzliche Lager, ziehen brennende Schmerzen von Glied zu Glied und rasen durch Mark und Bein, und mußt du ächzen und stöhnen Monate, Jahre lang ohne Freund, ohne Wart und Pflege und verlassen von allen ehemaligen Genossen; wird da der Unglaube dich beruhigen können? Ach nein, er kann dich nur zur Verzweiflung bringen, daß du mit Zähneknirschen und unter einem Wuthgebrülle dich und den Tag deiner Geburt verwünschest, während der Glaube deine Blicke aufwärts wendet und einen gekreuzigten Gottmenschen dir zeigt, welcher sanft und mild in deine Seele flüstert: Wer sein Kreuz nicht auf sich nimmt und mir nicht nachfolgt, der ist meiner nicht werth.

Wenn man dich verfolgt, wenn du fälschlich angeklagt und unverdienterweise gefangen genommen und eingekerkert worden bist, wird da der Unglaube dich trösten können? Ach nein, er wird dich kleinmüthig und feige machen oder von Ungeduld dich verzehren lassen, während der Glaube dich tröstet mit der Allwissenheit Gottes, der deine Unschuld kennt und dieses erlittene Unrecht vergelten wird.

Wenn deine Tage abnehmen, deine Kräfte erlahmen und eine reifere Ueberlegung des Alters dich erkennen läßt die Frevel und Sünden der Jugend, wenn das betäubte Gewissen schrecklich erwacht und nachholt, was es versäumt hatte, wenn eine schwere Last dein Gewissen drückt und den Schlaf von deinen müden Augen scheucht, und eine unheilvolle Unruhe dich begleitet Tag und Nacht, wird da der Unglaube das schuldbewußte Gewissen stillen können? Ach nein; er wird es nur noch mehr erregen und dich treiben, hoffnungslos neue Verbrechen zu den alten zu fügen und wie ein Trunkener von Laster zu Laster zu taumeln, bis du im Strudel der Hoffnungslosigkeit untergegangen bist, während der Glaube alle Sorge und Bangigkeit, alle Unruhe und allen Trübsinn von dir scheucht durch die Worte: So wahr ich lebe, ich will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er lebe und sich bekehre, und dir zugleich die Wege zeigt, auf denen du deiner ganzen Last, und wäre sie auch noch so schwer, dich entledigen kannst. Ja selbst dem Verbrecher noch gibt der Glaube Trost und läßt ihn hoffen, ob auch Kerker und Bande ihn umringen und die ganze Welt mit ihm gebrochen hat. Nach einer Mission, die zu Toulon in Frankreich für die Galeerensträflinge, unter denen sich die schwersten

Verbrecher befanden, gehalten wurde, schrieb einer derselben an seine Angehörigen: „Man hat Recht, mich mit Ketten zu belasten, aber jetzt habe ich Muth, sie zu tragen. Ehemals lag ich nach mühevoller Arbeit auf die harten Bretter hingestreckt und weinte — aber nicht Thränen heilsamer Reue, sondern grenzenloser Verzweiflung; doch jetzt mag man mich auch in den finstersten Kerker werfen, ich werde zu meinem Gott, wie ein Kind zu seinem Vater emporflehen, und er wird meine Leiden erleichtern." Ja, auch dem Verbrecher bleibt Gott noch ein Vater, und der Glaube sagt ihm dieß.

Doch sollten auch alle Tage des Menschen ohne Störung seiner Ruhe dahinfließen und beständig der Sonnenschein des Glückes ihm lächeln: eine Stunde wird gewiß kommen, zu der er keinen andern Trost als den des Glaubens hat, die Stunde des Todes. So sehr auch Ungläubige und Gottesleugner gepocht hatten auf die Kraft ihres Geistes, auf die Stärke ihrer Grundsätze und die Tüchtigkeit ihrer Philosophie: in der Stunde des Todes wurden sie zu muthlosen Weibern, zu heulenden Kindern. Obwohl sie vom Aberglauben der Kirche, wie sie sagen, sich losgemacht haben und die Ewigkeit der Hölle, wie die Fortdauer der Seele leugnen: wenn sie vom Sterben hören, überfällt sie eisiger Frost, wenn es an's Ende geht, dann ist der starke Geist erschüttert und die trotzigen Grundsätze sind verweht, und sie zittern wie der Espe Laub bei jedem Schritte, um den sie dem Grabe näher rücken. Wenn endlich die Stunden gezählt sind und der Hauch des Todes Hände und Füße, Schläfe und Haupt berührt und erstarrt hat, — o was für eine Hölle erwacht in ihrem Innern, welch gefräßiges Gewürm nagt an ihrem Herzen, wie hoffnungslos, mit welchem Widerstreben, in welch dumpfer Verzweiflung scheiden sie aus dem Leben!

Aber seht auf der andern Seite den Tod eines Gläubigen! Er hat all die schrecklichen Wahrheiten vom Gerichte, von der Ewigkeit der Seele und von der Hölle für wahr gehalten. Warum aber erschrickt er nicht vor den Wehen des Todes, vor der ungewissen Ewigkeit? Ja, warum schickt er sich sogar an, freudig aus der Mitte seiner Familie und Freunde und von allen Annehmlichkeiten des Lebens zu scheiden? warum sehnt er sich sogar nach der Stunde seiner Auflösung und redet ohne Scheu von dem Tode wie von einer gleichgiltigen und sogar freudigen Sache? Was

kann ihm den Durchgang durch das finstere Thor der Ewigkeit so leicht und trostvoll machen? O fragen wir nicht; es ist der Glaube, der ihn sprechen lehrt: Der Herr ist mein Licht und mein Heil; wen sollte ich fürchten? Wohl dem, der mit dem Apostel sagen kann: Ich habe den Glauben bewahrt. Dieser Glaube wird ihn trösten wegen der Vergangenheit und wegen der Zukunft. In der Vergangenheit wird er ihm Werke zeigen, die nun bald belohnt, und Leiden, für die er entschädigt werden soll. In der Zukunft aber lacht ihm seine Heimath entgegen, und er weiß, daß er in ewiger Jugend sich erfreuen und Alle wiederfinden wird, die ihm vorausgegangen, um allzeit mit ihnen vereint zu sein. Der Glaube hat sein verflossenes Leben erleuchtet, wie eine Leuchte hat er ihm den schmalen Pfad durch die Dorngehege und Wirrsale gezeigt und auch jetzt, wo sein sterbliches Auge sich umnachten will, leuchtet er um so heller auf in seiner Seele und läßt ihn ahnen die Glorie, welcher er entgegen geht. Er scheidet und schläft im Frieden unter dem Kreuze.

Werthvoller Glaube, mein Licht und mein Trost, nicht will ich von dir lassen! Was haben wir denn noch werthvolleres als den Glauben? und was werden wir thun, um ihn zu erhalten? Müssen wir nicht bereit sein, lieber jedes Opfer zu bringen und selbst das Leben einzubüßen, als den Glauben zu verlieren? Wieviel Sorge wendet man an, um ein Erbstück, ein Familienkleinod zu bewahren? Es ist uns nicht feil, um keinen Preis der Welt gäben wir es her, wenn es auch hundert- und tausendfach den Werth dieses Kleinodes übersteigen würde. Es gibt aber keine Summe, die dem Glauben gleich käme, und darum kann er nur um den Himmel uns feil sein. Wer uns den Himmel bietet, dem treten wir das Gut des Glaubens ab; sonst aber ist kein Schatz zu reich, keine Krone zu kostbar, kein Thron erhaben genug, um alles dieses gegen den Glauben einzutauschen; denn weder Wissenschaft noch Ansehen, weder Macht noch Reichthum können uns ewig beglücken und trösten, während wir an der Hand des Glaubens getrost hinübergehen zum Richterstuhl Jesu Christi und sagen: Der Herr ist mein Licht und mein Heil; wen soll ich fürchten? Amen.

Elfte Predigt.

Ueber die christliche Hoffnung.

„Ich will euch geben, was recht ist."
Matth. 20, 4.

Andächtige in Christo versammelte Zuhörer!

Das heutige Evangelium zeigt uns getäuschte und übertroffene Hoffnungen: Die Einen erhalten mehr, als sie billig erwarten durften und werden für die Arbeit einer einzigen Stunde überreichlich belohnt, während dagegen die Andern sich getäuscht sehen in ihren Erwartungen und ungeachtet der Last und Hitze des ganzen Tages mit den Letzten auf gleiche Stufe gestellt werden. Dennoch vermag Keiner dem Hausvater eine Ungerechtigkeit vorzuwerfen; er gibt, was recht ist, was er versprochen hat, und es ist sicherlich seiner freien Willkür anheimgestellt, wenn er auch die Letzten den Ersten gleichgehalten wissen will. Ist es doch wahrlich nicht ihre Schuld, wenn sie so spät zur Arbeit kamen; sie harrten und suchten dieselbe, aber es fand sich Niemand, der sie gedungen hätte. So hatten also auch sie wenigstens dem Willen nach des Tages Last und Hitze getragen und empfangen deßhalb den ganzen Lohn.

Ihr Alle kennet längst den Sinn und die Bedeutung des heutigen Gleichnisses und wisset, daß der Weinberg die Kirche Christi, der Arbeitslohn den Himmel bedeutet, und daß die Erstberufenen die Juden, die Letztberufenen aber die Heiden sind, denen dieselbe Erlösungswohlthat zugewendet und dasselbe Anrecht auf den Himmel gegeben werden sollte, wie den Juden. Wenn auch später erst zum großen Hochzeitmahle geladen, zur Heilsarbeit berufen, sollen sie doch am Ende sich keineswegs verkürzt und zurückgesetzt sehen. Die Hoffnung auf den Himmel, welch eine große Aussicht und wie sehr muß sie uns anspornen, jetzt im Weinberge des Herrn thätig zu sein, d. h. nach der Lehre und Anleitung der Kirche, nach den Vorschriften des Glaubens zu leben! Noch immer geht der Hausvater aus, neue Arbeiter zu rufen, soviele auch vor uns schon seiner Einladung gefolgt sind und für ihn sich abgemüht

haben; noch immer bietet er seinen Zehner an, und auch wir haben bereits in der heiligen Taufe ihm uns verdungen und einen feierlichen Vertrag mit ihm abgeschlossen. Wenn wir ihn halten, dann wird uns auch der Lohn nicht entgehen können. So laßt uns denn desselben recht oft eingedenk sein und bei den Mühen, Leiden und Kämpfen des Lebens immer uns in Erinnerung bringen, was uns verheißen ist: „Ich will euch geben, was recht ist." Es geschieht dieß durch die christliche **Hoffnung**, welche die zweite theologische oder göttliche Tugend ist. Wir gehen heute zu ihr über und suchen uns die Fragen zu beantworten: 1) Was heißt hoffen? 2) was sollen wir hoffen? 3) warum sollen wir hoffen?

O Herr und Heiland der Welt, wir flüchten uns heute zu deinen Füßen und bitten um Gnade und Beistand für unsere Betrachtung. Im Glauben an deine wahre Gegenwart im heiligsten Sakramente der Liebe flehen wir, daß du auch unsere Hoffnung vermehren mögest, damit wir dich preisen jetzt und ohne End im allerheiligsten Sakrament. Hilf uns auch, o Stern der Hoffnung, reine makellose, unbefleckte Gottesmutter Maria!

„Hoffen" heißt: Etwas, wornach man Verlangen trägt, erwarten mit dem festen Vertrauen, es auch zu bekommen. Nicht jedes Erwarten ist demnach schon Hoffnung; denn man kann auch ein Unglück erwarten, hofft es aber keineswegs, weil man nicht darnach verlangt, sondern es befürchtet. Hoffen ist demnach die Erwartung eines Gutes, das man nicht hat, aber gerne haben möchte, eines Gutes, wornach man verlangt. Aber auch im Verlangen allein besteht noch nicht die Hoffnung; denn mancher Kranke verlangt lange zu leben; hofft es jedoch nicht, weil er sieht, daß es mit ihm zu Ende geht. Zum Begriffe der Hoffnung gehört somit außer dem Verlangen, irgend ein Gut zu besitzen, auch die sichere Aussicht oder das Vertrauen, zum wirklichen Besitze desselben zu gelangen. Hoffnung ist also Erwartung mit Verlangen und Vertrauen; und hierin kommt auch die christliche Hoffnung mit jeder andern überein; sie unterscheidet sich aber von jeder andern dadurch, daß wir das von Gott verheißene höchste Gut, und nicht etwa, wie andere Güter, von Menschen, sondern von Gott selbst, und nicht mit schwankendem, sondern mit festem, zuversichtlichem Vertrauen und mit Hilfe der göttlichen Gnade erwarten. Damit habe ich auch schon angedeutet, was wir hoffen sollen?

Das höchste Gut, nämlich das ewige Leben. Um uns zu dieser Hoffnung zu berechtigen, kam Jesus auf die Welt, zu diesem Ende wollte er für uns leiden und sterben. Nie sollen wir demnach die Worte des gottesfürchtigen Tobias aus dem Auge verlieren. Als nämlich seine Verwandten und Bekannten spottweise zu ihm, dem Schwerheimgesuchten sagten: „Wo ist deine Hoffnung, um deren willen du Almosen gabest und Todte begrubest?" so sprach er zu ihnen: „Redet nicht also! denn wir sind Kinder der Heiligen und erwarten jenes Leben, welches Gott denen geben wird, die ihren Glauben niemals von ihm abwenden." (Tob. 2, 16—18.) Da aber das ewige Leben oder, was eins und dasselbe ist, die zukünftige, ewige Seligkeit im Besitze und Genusse Gottes besteht, so können wir auch mit vollem Rechte sagen: Der Hauptgegenstand unserer Hoffnung sei Gott selbst, insofern er sich uns im andern Leben zum vollkommenen Besitze und Genusse darbietet und so uns ewig beseligt. In diesem Sinne spricht Gott: „Ich will dein sehr großer Lohn sein" (1. Mos. 15, 1), und der heilige Augustin (civit. Dei 2, 30): „Er selbst wird die Belohnung der Tugend sein, Er, der auch der Verleiher derselben ist, und der sich selbst als das Beste und Höchste, was nur immer sein kann, verheißen hat." Wenn wir aber die ewige Seligkeit oder vielmehr den Besitz und Genuß Gottes, in dem die Seligkeit einst bestehen wird, hoffen sollen, dann folgt gleichsam schon von selbst, daß wir auch die Mittel hoffen dürfen, welche uns zur Erlangung des ewigen Lebens nothwendig und nützlich sind. Um aber das Böse zu meiden und das Gute zu thun, die Versuchungen zu überwinden, alle Gebote Gottes treu und beharrlich zu beobachten und so in das Himmelreich einzugehen, ist uns die göttliche Gnade unumgänglich nothwendig. Wir sind deßhalb auch strenge verpflichtet, dieselbe als nothwendiges Mittel zum Zwecke unserer Heiligung und einstigen Seligkeit von Gott zu erwarten, d. h. unsere Hoffnung soll sich nicht bloß auf unsere Seligkeit in Gott, sondern auch auf die zur Erlangung derselben nöthigen Gnadengaben erstrecken. Ja selbst die nicht unumgänglich nothwendigen, sondern bloß zum Heile ersprießlichen Gnaden und Gaben Gottes dürfen und sollen Gegenstand unserer Hoffnung sein, zumal da wir, durch den Glauben belehrt, wissen, daß Jesus Christus uns nicht nur die schlechthin nothwendigen, sondern überschwängliche Gnaden verdient hat, und daß Gott bereit ist, um eben dieser Verdienste seines Sohnes willen auch solche Gnaden

mitzutheilen, die uns zur leichteren und vollkommeneren Erreichung unsers Endzieles verhelfen.

Wenn wir aber gesündiget und hiedurch uns die Hoffnung auf das ewige Leben abgeschnitten haben, werden wir dann hoffnungslos sein? Nein. Wir dürfen nicht bloß die Gnade zum Guten, sondern auch die Verzeihung der Sünden erwarten; jeder auch der größte Sünder darf sie hoffen, wenn er nur von ganzem Herzen sich bekehren und Buße thun will. „Gott will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre von seinem Wege und lebe" (Ezech. 33, 11). Dieser Ausspruch des heiligen Geistes gilt von allen Sündern ohne Ausnahme. Wie könnte nun aber Gott den aufrichtigen Willen haben, daß Jeder, der da gesündigt hat, sich bekehre und lebe, wenn irgend ein Sünder keine Verzeihung, keine Gnade zu hoffen hätte? Wenn Gott will, daß der Sünder sich bekehrt, dann hat er damit auch die Verheißung gegeben, daß er ihm Verzeihung zu gewähren bereit sei. Mögen daher auch die Sünden wie Scharlach und roth wie Purpur sein (Js. 1, 18); mögen sie die Zahl der Hauptaare oder der Sandkörnlein am Gestade des Meeres übersteigen, d. h. mögen sie noch so groß und zahlreich sein; der Sünder darf und soll immerhin um der Verdienste Christi willen, „der durch sein Blut die Versöhnung für unsere und aller Welt Sünden geworden ist" (1. Joh. 2, 3) zuversichtlich hoffen, daß dieselben weiß werden wie der Schnee, und daß der Herr fürderhin auch nicht einer derselben gedenken werde (Hebr. 8, 12), wenn anders er seine Missethaten von Herzen verabscheut und aufrichtig Buße thut. Daher sagt der Herr durch den Mund des Propheten: „Wenn der Gottlose Buße thut über alle seine Sünden und alle meine Gebote hält, der soll leben, ja leben und nicht sterben" (Ezech. 18, 21). Ist der Sünder hingegen nicht ernstlich dazu bereit, so ist allerdings seine Hoffnung eitel; denn Gott hat uns nur insofern Verzeihung der Sünde und das ewige Leben verheißen, als wir mit seiner Gnade mitwirken. Es schließt demnach das Vertrauen des Sünders jederzeit das aufrichtige Vorhaben ein, der Gnade durch eigene Mitwirkung zu entsprechen. Die heilige Schrift überliefert uns viele Beispiele von großen Sündern, deren Hoffnung auf Verzeihung nicht zu Schanden wurde, weil sie sich aufrichtig zu Gott bekehrten. Groß und zahlreich waren die Sünden und Laster der Bewohner Ninive's; als sie aber auf die Bußpredigt des Jonas ein allgemeines Fasten

anordneten, Trauerkleider anlegten, zum Herrn um Verzeihung flehten und von ihren bösen Werken umkehrten, „da erbarmte sich Gott und wandte das Uebel ab, das er ihnen angedroht hatte und er that es nicht" (Jon. 3, 10). Maria Magdalena war eine weit und breit verschriecene Sünderin; da sie sich aber reumüthig und vertrauensvoll zu den Füßen Jesu warf und den Heiland durch ihren Liebeseifer und ihre Thränen um Verzeihung anflehte, vernahm sie aus seinem göttlichen Munde die Worte: „Deine Sünden sind dir vergeben." Der Schächer am Kreuze war ein großer, allgemein gefürchteter Bösewicht, ein Räuber, der den Kreuzestod wohl verdient hatte: er bekehrt sich aber in der letzten Stunde aufrichtig, bittet den Heiland, daß er seiner in Gnaden gedenken möge und Jesus spricht zu ihm: „Heute noch wirst du bei mir im Paradiese sein" (Luc. 23, 43). Und welcher auch noch so tief Gefallene könnte das Gleichniß vom guten Hirten, der das verlorene Schäflein auf seinen Schultern in die Hürde zurückträgt, und von jenem edlen Vater, der seinem nach langen Verirrungen wiederkehrenden Sohne entgegeneilt und denselben mit der zärtlichsten Liebe und herzlichsten Freude aufnimmt, — welcher Sünder könnte diese Gleichnisse lesen und beherzigen, ohne Hoffnung auf Verzeihung zu schöpfen?

Fassen wir noch einmal die Antwort zusammen, welche wir auf die zweite Frage: Was sollen wir hoffen? — gegeben haben, so lautet sie kurz also: Wir sollen das ewige Leben hoffen und das, was zur Erlangung desselben gehört, die Gnade zum Guten und die Verzeihung der Sünden. Das sind aber lauter geistige und übernatürliche Güter und es frägt sich darum, ob und in wie fern wir auch zeitliche Güter erwarten dürften? Die Beantwortung dieser Frage hängt von dem Einflusse ab, welchen die zeitlichen Güter auf unser Seelenheil haben. Reichthum, Ehre, Macht, Gesundheit, langes Leben u. dgl. können zur Erlangung des ewigen Heiles je nach Umständen dienlich oder auch hinderlich sein. Sie sind dazu dienlich, wenn wir sie gebrauchen, um Gutes zu thun, reich zu werden an guten Werken, gerne zu geben und mitzutheilen, uns einen Schatz zu sammeln als eine gute Grundlage für die Zukunft, damit wir das wahre Leben ergreifen (1. Tim. 6, 18 und 19). Dieselben sind uns im Gegentheil hinderlich, wenn sie unser Herz für sich einnehmen, es an sich ziehen und fesseln; wenn sie uns, was leider nur zu oft der Fall ist, hochmüthig, hoffärtig, stolz, ehr- und herrschsüchtig

machen oder zur Ueppigkeit, Schwelgerei und andern derartigen Lastern verlocken und überhaupt Mittel an die Hand geben, die bösen Gelüste des Herzens zu befriedigen. Dieses erkannte selbst der heidnische Weltweise Seneka, der kein Bedenken trug, zu behaupten, „die Unglücklichen seien bessere Gottesverehrer, als die Glücklichen." Daß die zeitlichen Güter dem Menschen zum geistigen Nachtheile gereichen können, verbürgt uns übrigens der heilige Geist selbst in der bestimmtesten Weise. Im Buche der Weisheit gibt er den Grund für das frühzeitige Hinscheiden eines unschuldvollen Jünglings an, indem er spricht: „Er ward hinweggerafft, damit die Bosheit seinen Verstand nicht verkehre, noch Trug seine Seele täusche. Denn der Zauber der Eitelkeit verdunkelt das Gute, und die unstäte Begierlichkeit verkehrt auch arglosen Sinn. Früh vollendet hat er viele Jahre erreicht; denn seine Seele war Gott wohlgefällig: darum eilte er, ihn aus der Mitte der Laster hinwegzunehmen." Was heißt dieser Ausspruch des göttlichen Geistes anders, als daß auch das höchste irdische Gut, — das lange Leben zum tiefsten Falle gereichen könne, so daß es gar oft nicht eine Strafe, sondern eine ausgezeichnete Gnade sei, frühzeitig zu sterben? Auch Moses sah sich veranlaßt, das israelitische Volk zu warnen über den vielen und herrlichen Gütern, die im gelobten Lande sein Antheil sein würden, Gott den Herrn und dessen alleinigen Dienst nicht zu vergessen. „Wenn dich", spricht er, „der Herr, dein Gott, in das Land der Verheißung geführt und dir große und sehr gute Städte gegeben hat, die du nicht erbauet, Häuser jeglichen Reichthumes voll, die du nicht errichtet, Oelgärten und Weinberge, die du nicht gepflanzt hast, und du issest und satt wirst: so hüte dich wohl, den Herrn zu vergessen. Den Herrn, deinen Gott, sollst du fürchten und ihm allein dienen" (5. Mos. 6, 10—13). Aus der gegebenen Erklärung geht deutlich hervor, daß es niemals erlaubt ist, von Gott zeitliche Güter zu verlangen und zu hoffen, von denen er voraussieht, daß wir sie zu unserm ewigen Untergange mißbrauchen werden; denn dieses hieße offenbar nicht nur das Zeitliche dem Ewigen vorziehen, sondern auch verlangen und hoffen, daß Gott zu unserer Verdammniß gleichsam mitwirken werde. Erlaubt und recht ist es hingegen, von Gott solche zeitliche Güter zu verlangen und zu hoffen, die da geeignet sind, uns als Mittel zur Erlangung oder Vermehrung der ewigen Seligkeit zu dienen. Wir dürfen also auch zeitliche

Güter hoffen, wenn sie dienlich oder doch nicht hinderlich sind, das ewige Leben zu erwerben.

Warum aber sollen wir dieß Alles hoffen, oder worauf stützt sich unsere Hoffnung? Vor Allem auf drei göttliche Eigenschaften: auf die Allmacht, Barmherzigkeit und Treue Gottes. Gottes Allmacht bürgt uns dafür, daß er uns zur ewigen Seligkeit verhelfen kann; Gottes Barmherzigkeit; daß er uns dazu verhelfen will; Gottes Treue, daß er uns dazu verhelfen wird. Oder was könnte denjenigen hindern, sein gegebenes Wort zu halten, „bei dem kein Ding unmöglich ist" (Luc. 37), denjenigen, der „mit ewiger Liebe uns geliebt" (Jerem. 31, 3) „seinen eingebornen Sohn für uns hingegeben hat", denjenigen, von dem geschrieben steht: „Gott ist nicht, wie ein Mensch, daß er lüge, „er hat's gesagt, soll er es nicht thun? er hat's geredet, soll er es nicht vollziehen? (4. Mos. 23, 19). Nein, die Hoffnung des ewigen Lebens trügt nicht; denn „Gott, der nicht lügt, hat es uns vor ewigen Zeiten verheißen" (Tit. 1, 2). — Allerdings ist der Hinblick auf unsere Unwürdigkeit und unsere geringen Verdienste nicht geeignet, sicheres Vertrauen einzuflößen; allein nicht unsere Würdigkeit und Verdienste, sondern die Würdigkeit und Verdienste Jesu Christi waren es, die Gott bewogen, uns das ewige Leben zu versprechen, und sie sind es auch, welche unsern so geringen Verdiensten Kraft und höhern Werth verleihen. Vom heiligen Bernhard wird erzählt, der höllische Feind habe ihn eines Tages zum Kleinmuth verleiten wollen, indem er ihm zuflüsterte: Bernhard du hoffst den Himmel, du, so ein elendes Geschöpf? Wo sind denn deine Verdienste für so eine große Freude und Herrlichkeit? Da antwortete ihm der Heilige: „Wahr ist es, daß ich des Himmels ganz und gar unwürdig bin; wahr ist es, daß ich denselben aus mir selbst weder verdiene, noch jemals verdienen werde; aber deßungeachtet hoffe ich ihn, weil die Güte Gottes unendlich, die Liebe Gottes unendlich, die Barmherzigkeit Gottes unendlich ist. Ich hoffe die ewige Seligkeit des himmlischen Reiches, weil es Jesus Christus für mich verdient hat." O heiliger, großer Mann Gottes, wie zuversichtlich und doch auch wieder wie demüthig ist diese deine Antwort. Aus dir selber hoffest du nichts, deiner Schwäche und Sündhaftigkeit eingedenk, desto mehr aber erwartest du von der göttlichen Güte, Liebe und Barmherzigkeit und bietest Christi Verdienst statt des deinen dar. Laß auch uns also denken und um so gewisser hoffen, da

ja die Verdienste des Erlösers auch uns gehören. Wir dürfen Alles hoffen, weil es Gott verheißen und Christus verdient hat.

Deßhalb können wir nach Allem, was wir bisher erwogen haben, die christliche Hoffnung erklären als eine göttliche Tugend, wodurch wir mit Verlangen und festem Vertrauen Alles erwarten, was uns Gott um der Verdienste Jesu Christi willen verheißen hat: das ewige Leben, die Verzeihung der Sünden, die Gnade zum Guten und auch zeitliche Güter, insoferne sie zur Förderung unseres Heiles ersprießlich sind. Aber lasset uns vorerst erwarten, was größer, was ewig ist, und überlassen wir die zu ängstliche Sorge für den morgigen Tag den Heiden, welche den Vater im Himmel nicht kennen und nichts von seiner liebreichen Vorsehung erwarten. Die heilige Schrift fordert uns an fast unzähligen Stellen, namentlich im Buche der Psalmen dringend auf, in allen, selbst in zeitlichen Anliegen unsere Hoffnung auf Gott zu setzen, und stellt uns die schönsten Beispiele dieser Tugend vor Augen. David hoffte in allen Gefahren und Drangsalen auf Gott und ward nicht zu Schanden: Die keusche Susanna schaute im Augenblicke, wo die beiden lasterhaften Aeltesten wider sie Zeugniß ablegten, „weinend zum Himmel auf, denn ihr Herz hatte Vertrauen auf den Herrn" (Dan. 13, 35) und der Herr errettete sie. Und bis zur Stunde hat es sich bewahrheitet, daß Keiner, „der auf den Herrn hofft, zu Schanden werde" (Sir. 2, 11). Läßt uns der Herr auch manchmal lange hoffen und scheint es, als ob er seine freigebige Hand verschlossen habe, so darf das uns nicht müde machen und entmuthigen, weil der Herr besser, als wir, den Zeitpunkt kennt, wo er uns geben darf. Die Hoffnung ist unser Trost auch im Leiden, bei Prüfungen und Schmerzen. Mag uns da Alles entrissen werden, was wir besitzen und was wir lieben, mögen wir auch mitten in einem Meere von Trübsal und Thränen schwimmen, es bleibt uns doch wenigstens der Trost, daß wir das ewige Leben hoffen dürfen, daß wir einst Gott selber besitzen und mehr als hundertfach erhalten werden, was uns jetzt geraubt worden ist. Darum lasset euch nicht erschüttern durch keine Stürme, durch keine Unfälle, sondern haltet euch fest am Anker der Hoffnung und bedenket, daß bald der Abend kommen wird, an dem der Herr seine Arbeiter auszahlen läßt, an dem er erfüllt, was er verheißen hat: Ich will euch geben, was recht ist. Amen.

Vivat Jesus, Amor Meus,
Et Maria Mater Ejus!

Inhalts-Verzeichniß.

III. Anhang.

Von den Geboten der Kirche, von der Sünde und von den Tugenden.

Busl, Gregor,

Predigten

Bd.: 6

Regensburg und Amberg 1890